# *Der Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft*

FOUNDED
Hackley Public Library.
MUSKEGON, MICHIGAN
MAY 25TH 1888.

THE I
IICHIGAN LIBRARIES
Digitized by Google

# DER SALON

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben

von

Franz Hirsch.

Band II. 1876.

Verlag von A. H. Payne.

Leipzig.

Digitized by Google

Hartley Public Library

15401A

Digitized by Google

N. Campus
AP
30
.S17
1876
v.2

Digitized by Google

# Inhalt des zweiten Bandes.


| | Seite |
|---|---|
| Kapitain Mansana. Von *Björnstjerne Björnson* . . . . 769. | 965 |
| Ein Apriltag. Von *A. Vivanti-Lindau* . . . . . | 794 |
| Die deutsche Rechtschreibung und die Berliner orthographische Konferenz. Von Dr. *Daniel Sanders* . . . . 795. 941. | 1087 |
| Meine erste Erfahrung. Novellette von *Hans Marbach* . . . | 806 |
| Der Laie als Arzt des Schlagflusses. Von *Hygin* . . . 814. | 985 |
| Der Letzte der alten Schule. Von *Heinrich Marr* . . . 826. | 954 |
| Eisenbahngespenster. Von *Emil Mario Vacano* . . . . . | 840 |
| Aus der Jugendzeit des Kaisers . . . . . | 855 |
| Medea. Von *Alexis Aar* . . . . . | 858 |
| Am Martinsabend. Novelle von *E. Vely* . . . . . | 897 |
| Die erste Nachtigall. Von *Conrad von Prittwitz-Gaffron* . . . | 928 |
| Mitgefühl und Liebe in ihrer ethischen Bedeutung. Von *Eduard von Hartmann* . . . . . 929. | 1054 |
| Der Dichter der Mark. Von *Otto Franz Gensichen* . . . . . | 937 |
| Tristan und Isolde in Berlin. Von *Ernst Lehmann* . . . . . | 949 |
| Aphorismen von Albert Moeser . . . . . | 984 |
| Ein ungedrucktes Gedicht Freiligrath's. Von *W. Kaulen* . . | 991 |
| Unheilbar. Erzählung von *Hans Marbach* . . . . . | 1025 |
| Die Ur- und Natur-Religion. Von Dr. *H. Beta* . . . . . | 1063 |
| Sebastian Bach's Clavierspiel. Von *Louis Köhler* . . . . . | 1073 |
| Thränen und Perlen. Von *Helene von Götzendorff-Grabowska* . . | 1077 |
| Donna Lucrecia. Novelle von *Ernst Eckstein* . . . . . | 1078 |
| Der liebste Mann im Städtchen. Von *Elly Gregor* . . . . . | 1094 |
| Die Brüder. Eine Erzählung aus der Gegenwart von *Adolf Rutenberg* . . . . . 1095. | 1188 |
| Die Rettung eines Tobsüchtigen. Von *Franz Hirsch* . . . . | 1110 |
| Ungethan. Von *H. W. Longfellow*. Deutsch von *Claire von Glümer*. | 1131 |
| Gräfin Anna. Novelle von *Carl Weiss* . . . . . 1145 | 1351 |
| Die „Meininger“ und ihr Berliner Gastspiel. Von *Max Remy* . | 1175 |
| Die Renovation der Albrechtsburg zu Meissen. Von *W. Kaulen*. | 1185 |
| Frühstücksbeichte. Gedicht von *O. B.* . . . . . | 1214 |
| Der Maler der deutschen Gemüthswelt. Von *Franz Hirsch* . . | 1215 |


Digitized by Google

Seite

Die Heldin der Mode. Novelle von *Adolf Oppenheim* . . . . 1218
Das literarische Parlament . . . . . 1239. 1364. 1500
Fatme und Jussuf. Gedicht von *Murad Effendi* . . . . . 1242
Hella Jasmund. Novelle von *Sophie Junghans* . . . . 1273. 1451
Am Nil. Von *Udo Brachvogel* . . . . . 1293
Goethe und Schröder. Von Dr. *Hermann Uhde* . . . . . 1296
Chopin und George Sand. Novellistische Künstlerskizze von *Adolf Schirmer* . . . . . 1304. 1481
Ein alter Freund. Frei nach dem Holländischen des *Nicolaas Beets*. Von *Rudolph Müldener* . . . . . 1329
Die Napoletanerin — ein Capriccio der Natur. Von *Woldemar Kaden* . . . . . 1343
Memento momenti. Gedicht von *Julius Kühn* . . . . . 1350
Des Sängers Fluch. Gedicht von *F. H.* . . . . . 1363
Der Dorfpfarrer. Novelle von *Carl Thomas* . . . . . 1401
Auf Stubbenkammer. Gedicht von *Albert Moeser* . . . . . 1442
Der Rhamadan in Stambul. Von *Murad Effendi* . . . . . 1443
Das Grab der Apostel. Gedicht von *Albert Moeser* . . . . . 1449
Der Begriff der Zeit. Philosophische Plauderei von *Ernst Eckstein*. 1471
Das Leichenmahl des Sesostris. Von *Julius Kühn* . . . . . 1475
Die behexte Mühle. Gedicht von *Franz Hirsch* . . . . . 1499
Aus der Gesellschaft. . . 859. 995. 1118. 1246. 1369. 1506
Die Debatte . . . . . 875. 1003. 1132. 1255. 1383. 1511
Randglossen zur Zeitgeschichte . 876. 1004. 1133. 1255. 1384 1511
Kleine Salonplaudereien . 879. 1008 1136. 1256. 1384. 1512
Neueste Moden . . . . 881. 1009 1137. 1257. 1385. 1513

Digitized by Google

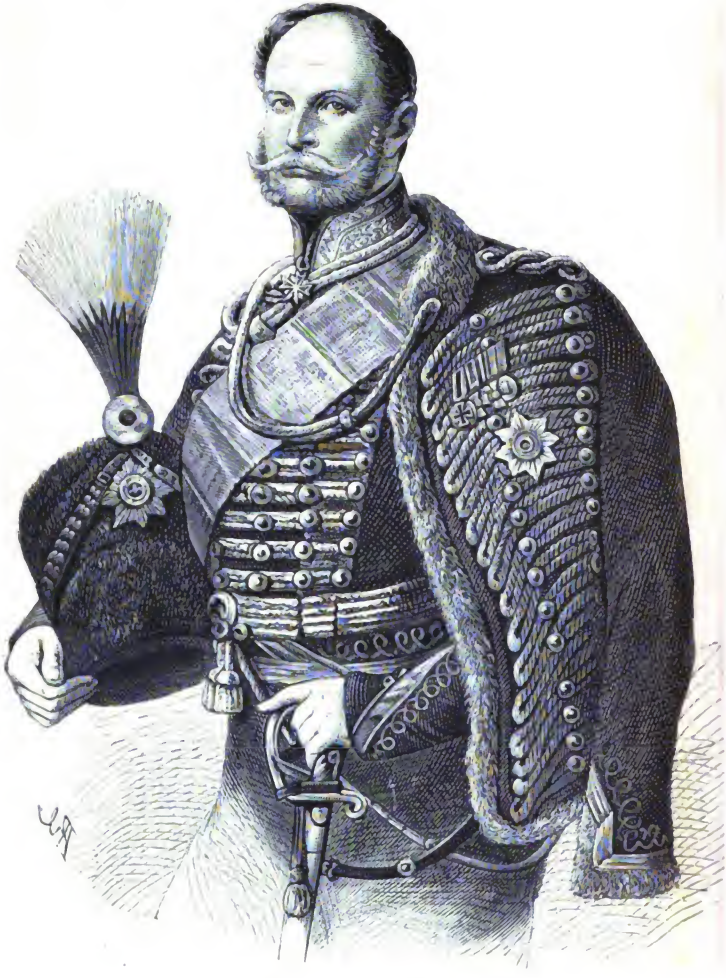
# Kunstblätter.

Ein Jugendbild des Kaisers.
Tiroler Plauderstündchen.
Elsässisches Maifest.
Theodor Fontane.
Freud und Leid in den Alpen. I. Des Lebens Blüthe. II. Des Lebens Verwelken.
Des Lebens Mai.
Die Feinde der Wissenschaft.
Der liebste Mann im Städtchen.
Eduard von Hartmann.
Ludwig Richter im Atelier.
Frühstücksbeichte.
In einem Münchener Bräuhaus.
Eine Kegelpartie.
Vor dem Boudoir.
Des Sängers Fluch.
Die behexte Mühle.
Hochwürden in Nöthen.
Fréderic Chopin und George Sand.
Kätzchen, Kätzchen!
Zwei colorirte Modekupfer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Ein Jugendbild des Kaisers.

Digitized by Google

# Der Salon.

## Kapitain Mansana.

Von **Björnstjerne Björnson.***)

Deutsch von Edmund Lobedanz.

### I.

Auf einer Reise nach Rom kaufte ich die Zeitungen des Tages, als ich in Bologna in den Eisenbahnwagen stieg. Es war eine Zeitung aus Florenz darunter, worin ein „Brief aus Rom" sehr bald meine ungetheilte Aufmerksamkeit auf sich zog. Ich wurde dadurch nämlich dreizehn Jahre in der Zeit zurückversetzt, d. h. bis zu einem frühern Aufenthalte, und zu meinen dortigen Wirthsleuten in einem kleinen Orte in der Nähe der Hauptstadt, die damals noch dem Papste gehörte. Der Brief meldete, daß die „Gebeine" des „Patrioten" Mansana, die auf dem „Verbrecherkirchhofe" in Rom begraben seien, nunmehr, auf die Bitte seines Geburtsortes, wieder ausgegraben wären und nach einigen Tagen von dem „Rathe" dieser Stadt feierlichst entgegengenommen werden sollten, wobei verschiedene Vereine aus Rom und den nächsten Städten ganz bis nach A. (dem Geburtsorte Mansana's) das Gefolge bilden würden. Es wartete ihrer daselbst ein Monument und ein festlicher Empfang. Der Märtyrer sollte endlich seinen verdienten, wenn auch späten Lohn erhalten. Aber im Hause gerade dieses Mansana hatte ich vor dreizehn Jahren gewohnt. Sein Weib und das seines jüngern Bruders waren meine Hauswirthinnen gewesen; die Brüder selbst waren, der ältere im Gefängniß zu Rom, der jüngste im Exil in Genua gestorben.

Der „Brief" schilderte ferner den Lebenslauf des ältern Mansana. Mit Ausnahme des letztern Theils kannte ich ihn bereits und deshalb wurde die Lust so viel größer, dem Zuge zu folgen, der am folgenden Sonntage von der Piazza Barbarini in Rom ausgehen und in A. enden sollte.

Und am Sonntag Morgen sieben Uhr, an einem düstern Octobertage, stand ich dort. Gesammelt hatte sich eine Menge verschiedenartiger „Fahnen", denen in der Regel je sechs von einem Verein dazu gewählte Männer folgten. Ich schloß mich einer dieser Fahnen an, welche die Inschrift führte: „Kampf für's Vaterland" und hinter welcher zunächst Gestalten mit rothen Händen und einer Schärpe um den Leib, einen Mantel um den Schultern, Beinkleidern in den Stiefeln und breitkrempigen Hüten mit einer Feder folgten. Welche Gesichter! Welche Willenskraft in ihnen! Wenn man das gewöhnliche Bild des Orsini, der Napoleon III mit Bomben beschoß, gesehen hat,

*) Da ist Björnson, des gegenwärtigen Skandinaviens genialster und gefeiertster Dichter, ein seltener aber hochaufgenommener Gast in Deutschland. Es sind tiefe Einblicke, die der Dichter obiger Novelle in die Leidenschaftlichkeit des italienischen Nationalcharakters thut, in meisterhafter Psychologik und der germanischen Innerlichkeit, welche die skandinavischen Poeten den unseren so eng verwandt macht. Capitän Mansana tritt in voller Plastik vor uns hin, ein edler Typus des jungen Italiens. Die Red.



Digitized by Google

so hat man ein italienisches typisches Gesicht der Männer gesehen, die sich gegen die Tyrannei des Staates und der Kirche erhoben, indem sie Kerkern und Richtstätten Trotz boten und sich in den fürchterlichen Vereinen zusammenschlossen, die die Mutterstämme des Heeres wurden, das Italien befreite. Napoleon war selbst gerade Mitglied eines solchen Vereins gewesen, er hatte gleich allen Kameraden geschworen, daß er, in welche Lage er auch kommen möge, diese zu Italiens Einheit und Glück benutzen wolle, wenn er nicht sein Leben verbrochen haben wolle. Sein Carbonarigenosse Orsini mahnte ihn an seinen Eid, als er Frankreichs Kaiser geworden war. Orsini that es in solcher Weise, daß Napoleon wußte, was seiner wartete, wenn er ihn nicht hielt. Als ich Orsini's Bild zum ersten Mal sah, war der Eindruck der, daß ich mir sagte, zehntausend solcher Männer müßten die Welt erobern können, und hier stand ich nun vor einigen dieser Art, die dieselbe nationale Noth mit demselben Zorn und demselben Willen ausgerüstet hatte. Ueber den Willen war jetzt eine Art Ruhe gekommen, aber etwas Finsteres über den Augen verkündete, daß es nicht die der Zufriedenheit sei; die Medaillen auf ihrer Brust zeigten, daß sie mit bei der Porta San Pancrazio 1849 gewesen waren, als Garibaldi zwei Mal die an Zahl weit überlegenen Franzosen zurücktrieb, 1858 am Gardasee, 1859 auf Sicilien und in Neapel, und was die Medaillen nicht erzählten, gehörte wahrscheinlich auch mit zur Geschichte ihres Lebens, nämlich, daß sie auch mit bei Mentana gekämpft hatten. Solche, von der Regierung nicht anerkannte Schlachtfelder pflegen sich am tiefsten in die Seele der Völker einzubrennen. Das mußte eben auch dieser Napoleon empfinden, als er sich schon Italiens Hülfe gegen Deutschland gesichert hatte. Mentana verbot dem König und der Regierung ihr Versprechen zu halten, es würde eine Krone gekostet haben.

Der Gegensatz zwischen dem finstern, entsetzlichen Willen im italienischen Volke und der mit Spott vermischten oder völlig leichtfertigen Sorglosigkeit eines unverwüstlichen Gleichmuths ist gerade so groß, als der Gegensatz war zwischen solchen Orsini'schen Willensmännern, wie ich sie hier sah, und den ewig heitern, entweder von seinem Hohn angehauchten, oder vollständig sorglosen Fratzen ringsum unter den Zuschauern und unter den Repräsentanten, die da Fahnen mit Inschriften wie „Die Presse", „Die Denkfreiheit", „Die freie Arbeit" ꝛc. ꝛc. folgten; unwillkürlich dachte ich: es ist der Leichtsinn des einen Theils, der den Willen des andern erzeugt hat. So groß, so allgemein war der Leichtsinn gewesen, daß auch der Wille der Erhebung so stark und so finster werden mußte. Und durch meinen Kopf ging die Geschichte Italiens in ihrem Leichtsinn und in ihren Willensgestalten. Ich zog hin und her von Brutus zu Orsini, von Catilina zu Cäsar Borgia, von Lucullus zu Leo X., von Savonarola zu Garibaldi, als das Gefolge sich in Bewegung setzte, alle Fahnen flatterten, Ausrufer schreiend Blätter und kleine Hefte feil boten, worin die Geschichte Mansana's aufgezeichnet war, und der Zug in die Via felice einbog. Alles schwieg; in den hohen Häusern gab es früh am Morgen wenig Zuschauer, noch weniger, als der Zug in die Via Venti-settembre, am Quirinal vorüber, einbog; sie wurden zahlreicher, als man nach dem Forum romanum hinunter kam und, am Coliseum vorbei, durch die Porta Giovanni schritt. Vor dieser wartete der Leichenwagen; der Magistrat hatte ihn geschickt und seine Diener führten ihn. Er wurde sofort in Bewegung gesetzt. Hinter dem Leichenwagen gingen zwei junge Männer, der eine in bürgerlicher Tracht, der andere in der Uniform eines Berfagliere-

Digitized by Google

officiers. Beide waren hoch gewachsen, mager, muskulös, mit kleinen Köpfen, niedrigen Stirnen; Beide waren sich ähnlich an Gestalt und Gesicht und doch so unendlich verschieden, es waren die Söhne des Verstorbenen.

Ich hatte sie als Knaben von zwölf und vierzehn Jahren gekannt und das, woran sich die Erinnerung an sie knüpfte, war eigenthümlich genug. Ich erinnerte mich, daß ihre alte Großmutter — Steine nach ihnen warf und daß die Knaben in der Entfernung standen und sie — auslachten. Ich erinnerte mich auf einmal so deutlich ihrer starken, zornsprühenden Augen, der nervigen, sehnenvollen, aber runzligen Hände; ich erinnerte mich ihres grauen struppigen Borstenhaares um das kaffeebraune Gesicht, und jetzt, wenn ich die Knaben betrachtete, hätte ich beinahe sagen mögen, daß ihre Steine getroffen hätten und noch in ihnen säßen.

Ei, wie haßte diese Großmutter sie! Hatten sie ihr dazu einen besondern Grund gegeben? Allerdings, denn Haß erzeugt Haß und Krieg den Krieg; aber von Jugend an? Was war der erste Grund? Damals kannte ich sie nicht, aber dennoch ist das Räthsel nicht schwer zu lösen. Die Alte war frühzeitig Witwe geworden; stark und schön, wie sie war, betrachtete sie die Huldigungen und Theilnahmen der Leute als etwas, was ihr und ihren beiden Söhnen mit Recht zukomme; sie liebte diese Söhne, und sonst gar nichts in der Welt, aber diese Liebe war eine wahnsinnige Liebe, denn — sie belästigte und langweilte die Söhne.

Wenn sie ihre List sahen, das Vorrecht zu benutzen, das sie als hübsche Witwe hatte, um für ihre Knaben Vergünstigungen zu erlangen, so verachteten sie sie auch. Als ihre Herzen sich so von ihr abgewendet hatten, warfen sie sich mit ihrer Liebe auf ideale Dinge, als da waren: Italiens Freiheit, Italiens Einheit, in der Weise, wie sie es von jungen, feurigen Kameraden gelernt hatten. Daß die Mutter sich so wahnsinnig auf ihre ganz privaten Angelegenheiten beschränkte, machte die Söhne täglich begeisterter, um dem allgemeinen Wohl Alles zu opfern. Sie waren nicht blos stark wie sie, o nein, sie waren stärker.

Es entspannen sich schwere Kämpfe, in denen sie unterlag; vielleicht geschah dies doch nicht vollständig, wenigstens nicht, ehe ihre Verbindung mit geheimen Gesellschaften ihnen einen Umgang verschaffte, der weit über die Stadt und den Kreis hinauslag, wozu ihre Familie gehörte. Jeder von ihnen führte auch eine Braut heim aus Häusern, die angesehener waren als das der Mutter, mit einer Aussteuer, größer als die ihrige gewesen war, und mit einer Mitgift, die sie bedeutend nennen mußte. Nun hüllte sie sich eine Zeit lang in Schweigen, denn es warf ja also doch auch seinen Nutzen ab, zu den Patrioten zu gehören.

Es kam aber bald eine Zeit, wo beide Söhne fliehen mußten, wo der eine verhaftet und in's Gefängniß geworfen wurde, wo die entsetzlichsten öffentlichen Aussaugungen begannen, indem unredliche Beamte sich wehrlose Witwen zu ihrer Beute ausersahen; es kam die Zeit, wo ihr Haus verpfändet werden mußte, wo der erste Weinberg demselben Schicksal verfiel und der zweite folgte, ja, es kam die Zeit, wo der Pfandinhaber sich des ersten bemächtigte, und es kam die Zeit, wo zwei Jugendfreundinnen, vornehme Frauen, auf dem Felde, im Weinberge und im Hause als Mägde arbeiten mußten, wo sie Zimmer vermiethen und ihren Miethern aufwarten mußten, ja, wo sie zu allem Diesen spottende Worte hören mußten — nicht nur von den Klerikalen, die unter der Herrschaft des Papstes auch die ab-



Digitized by Google

soluten Herren der Stadt waren, sondern von anderen, denn damals gab es nur wenig Personen, die die Gattinnen um des Opfers willen ehrten, das ihre Männer gebracht hatten, und die mit diesen noch auf Freiheit, Aufklärung und Gerechtigkeit hofften. Nun hatte also die Alte Recht behalten; aber wie benahm sie sich bei diesem Siege? Sie weinte über ihre verschmähte Liebe, ihre verschmähten Rathschläge, ihr verlorenes Vermögen; sie richtete sich stolz auf und verfluchte die Söhne, die sie verlassen und geplündert hätten — bis ein einzigster Blick, niemals ein Wort, der ältesten Schwiegertochter sie wieder neben dem Kamin niederbannte, denn dort saß sie am liebsten müßig, wenn solche Anfälle sie überkamen. Nach einer Weile pflegte sie dann stets auszugehen; traf sie aber dann ihre Enkel, in deren Augen sie leider bereits den „hellen" Strahl unter der niedrigen Stirn zu sehen glaubte, den sie bei ihren eigenen Söhnen zuerst geliebt und dann gefürchtet hatte, so zog sie sie blitzartig zu sich heran, warnte sie vor den Wegen der Väter und schimpfte auf das Gesindel, das nicht verdiene, das man ihm einen Pfennig opfere, geschweige denn Wohlfahrt, Familie, Freiheit, und dann verfluchte sie die Söhne, die Väter der Knaben; sie seien die herrlichsten, aber auch die undankbarsten und dümmsten, die je eine Mutter in der Stadt geboren habe! Dann schüttelte und stieß die Unglückliche die Knaben vor sich hin: „Werdet doch vernünftiger, Ihr Teufelsbuben; wie könnt Ihr nur dastehen und lachen, seid doch nicht wie Eure dummen Mütter dabrinnen, die sich in die Tollheit meiner Söhne vergafft haben; ich lebe ja hier unter lauter Wahnsinnigen"; und dann stieß sie sie von sich weg und weinte, richtete sich wieder empor und suchte einsame Orte auf. Später machten weder sie noch die Knaben so viele Umstände, sie lachten über sie, wenn sie ihre Anfälle bekam, und sie warf dann mit Steinen nach ihnen! Zuletzt gestalteten sich die Dinge so, daß die Knaben ihr, wenn sie blos allein saß, zuriefen: „Nun, Großmutter, bist Du wieder toll?" — und dann antwortete sie mit Steinwürfen.

Warum aber durfte die Alte der Schwiegertochter gegenüber nichts sagen? Aus demselben Grunde, kraft dessen sie ehedem ihren Söhnen gegenüber den Kürzern gezogen hatte. Der eigene Mann der Alten war körperlich schwach gewesen, außer Stande, seine Ländereien selbst zu bewirthschaften; er hatte sie geheirathet, um sich selbst zu „vervollständigen'. Sie brachte dann zwar den Besitz empor, aber ihn selbst herunter. Er hatte nämlich eine zarte Seele, hatte viel gelesen, und in seinem Innern viel unbefriedigte Sehnsucht, er darbte nun geistig in ihrer Gesellschaft. Seine edlere Natur konnte sie nicht zerstören, wohl aber seine Zufriedenheit und seine Gesundheit, und so ereignete es sich, daß die Schönheit, die sie verachtete, während er lebte, sie besiegte, als er todt war. Als sie, in den Söhnen mit Begeisterung und in dem reinen Blicke der Schwiegertochter als eine vorwurfsvolle Mahnung neu zur Erscheinung kam, hatte sie ihre Sache vollständig verloren.

Ich sage die Steine der Großmutter hatten die Enkel getroffen und saßen noch in ihnen. Seht, dort gehen die beiden Männer! Die ziemlich schmalen Lippen des Jüngsten in bürgerlicher Tracht umspielte ein Lächeln, und ein Lächeln zeigte sich auch in dem kleinen Auge, aber ich glaube nicht, daß man es hätte reizen dürfen. Die politischen Freunde des Vaters hatten ihm fortgeholfen, frühzeitig hatte er gelernt, sich zu bücken und zu bedanken — aber, wie ich glaube, nicht aus Dankbarkeit.

Digitized by Google

Aber betrachtet nun den Aeltesten! Derselbe kleine Kopf, dieselbe niedrige Stirn wie beim Bruder, beides aber breiter. Kein Lächeln umspielt den Mund, keins hat seine Wohnung im Auge, ich könnte nicht einmal wünschen, ihn lächeln zu sehen. Hoch und schlank wie der Bruder, war er noch „knöcheriger", und während beide den Eindruck einer gymnastischen Kraft machten, die über den Leichenwagen hätte hüpfen können, machte der Aelteste zugleich den Eindruck, als hätte er buchstäblich Lust dazu; denn des Bruders aus überflüssiger Kraft halb schlendernder Gang war bei dem Aeltesten zu einer ungeduldigen Spannkraft, Elasticität oder „Spenstigkeit" *) geworden. Er ging wie auf Federn. Er war offenbar geistesabwesend, die Augen schweiften weit über Alles hinweg, und als ich ihm später meine Karte und meine Erinnerungen aus früher Zeit anbot, fühlte ich das bestätigt.

Im Gefolge waren mehrere aus jener Stadt, mit denen ich sprach; ich fragte nach der Großmutter Mansana, man lächelte und erzählte eifrig, nämlich Mehrere auf einmal, daß sie bis zum vorigen Jahre gelebt habe und fünfundneunzig Jahre alt geworden sei. Ich merkte, daß man sie richtig aufgefaßt hatte. Es wurde mit demselben Eifer erzählt, sie habe vor ihrem Tode noch erlebt, daß das Haus schuldenfrei geworden, der eine Weinberg zurückgekauft, beide schuldenfrei gleich den Feldern; alles Dies hatte man gethan aus Dankbarkeit für den Vaterlandsmärtyrer, dessen Ruhm nun von allen Lippen ertönte, denn er war der Stolz der Stadt geworden, sein und des Bruders Leben war im Grunde ihr einziger Tribut zum Befreiungswerke.

Und das Alles hatte sie also noch erlebt!

Ich fragte nach den Gattinnen der Märtyrer, — die jüngste war der Sorge über den Tod ihres einzigen Kindes, einer Tochter, zunächst erlegen. Aber die des Aeltesten, die Mutter der beiden jungen Männer, lebte noch. Die Gesichter der Erzähler erhielten den Ausdruck des Ernstes, ihre Stimmen den einer leisen Bescheidenheit; bald sprach nur Einer, dessen Bericht Andere mit ergänzenden Zusätzen verbesserten, und dies Alles mit einer gewissen würdevollen Feierlichkeit. Dies reine Weib mit der großen Seele übte also offenbar eine Art von Herrschaft über sie aus, ich hörte, daß sie sich mit ihrem Manne, als er noch im Kerker war, in Verbindung zu setzen gewußt hatte; sie hatte ihm mitgetheilt, daß Garibaldi in der Stadt einen Aufstand und von Außen einen Angriff vorbereitete und daß sie hofften, den Mansana bald befreien zu können; er sollte die Unternehmungen in Rom leiten und — er wurde befreit! Er verdankte das seiner eigenen, seltenen Willenskraft und ihrer klugen Treue. Er stellte sich wahnsinnig und zwar auf ihren Rath, er schrie, bis seine Stimme ihm versagte, und dann, bis er vor Ermattung nicht mehr konnte, denn gleichzeitig aß er, noch trank er das Geringste. Er fuhr so fort, bis er fast todt war, dann brachte man ihn nach einem Irrenhause, da durfte seine Gattin ihn besuchen, und von dort bewerkstelligten sie ihre Flucht — nicht aber aus der Stadt hinaus; nein, die großen Vorbereitungen erforderten seine Anwesenheit; sie pflegte ihn zuerst und nahm dann an seinen gewagten Unternehmungen theil. Wer an seiner Stelle würde nicht nach einer so langen Haft den Boden der Freiheit zu erreichen gesucht haben, wenn derselbe nur zwei bis drei Meilen entfernt war? Aber — einer Derjenigen, für die er sein Leben und Alles, was sein

*) „Spenstigkeit" — in Widerspenstigkeit noch ein lebendig germanisches Wort.

Digitized by Google

war, wagte, verrieth ihn; er wurde wieder gefangen, mit ihm große Theile des Planes, der nun zu nichte wurde, d. h. zu einer Niederlage an der Grenze, zur Verurtheilung Tausender zu Gefangenschaft und Tod in der Hauptstadt und der Provinz. Ehe die Stunde der Befreiung schlug, war er geköpft und begraben unter seinen todten Kerkergenossen, den Dieben und den Mördern, auf dem großen Verbrecherkirchhofe der Stadt — aus dem er heute wieder auferstanden war.

Gehüllt in langen, schwarzen Schleier stand nun die Witwe da und wartete seiner an der Spitze der Volksmenge auf dem Kirchhofe seiner Geburtsstadt im Flaggenschmuck bei dem bereits fertigen Denkmal. Am selben Tage, nach der neuen Beerdigung, sollte dies unter dem Donner der Kanonen, worauf angezündete Freudenfeuer auf den Bergen später am Abend die Antwort geben sollten, enthüllt werden.

Man marschirte über die gelbgraue Campagne aufwärts nach dem Gebirge und wir kamen vorwärts, zuerst nach dem einen Gebirgsorte, dann nach dem andern; überall eine unabsehbare Menschenmasse mit entblößten Häuptern. Auch aus den benachbarten Gegenden war das Volk herbeigeeilt, die Musikchöre erklangen in den engen Gassen, Teppiche und Flaggen hingen aus allen Fenstern heraus. Kränze fielen hinab, Blumen wurden gestreut, man wehte mit den Taschentüchern und in den Augen glänzten Thränen. Endlich erreichten wir seinen Geburtsort, wo der Empfang noch ergreifender wurde und wohin die großen Massen der Anderen nun größtentheils auch sich hinbegeben hatten; aber am größten wurde das Gedränge auf dem Kirchhofe. Mir, als Fremden, verschaffte man doch einen Platz nicht weit von der Witwe. Viele weinten, als sie sie sahen; da stand sie mit dem stillen Blick auf den Sarg, auf die Blumen, auf die Schaar; sie weinte nicht, denn dies Alles gab ihr doch nicht wieder, was sie verloren hatte, und ihm gab es nicht mehr Ehre bei ihr. Sie schaute darauf wie auf etwas, was sie Jahrelang vor diesem Tage gesehen hatte. Und o, wie war sie doch so schön! Ich denke dabei nicht blos an die edle Zeichnung, wie sie nie untergeht in einem Antlitz, oder an die Augen, die einmal die schönsten des Orts gewesen waren, ja die es noch vor dreizehn Jahren gewesen, als ich sie sah, obwohl sie damals schon zu viel geweint hatte. Nein, ich denke an den wirklichen Strahlenglanz von Wahrheit, der ihre Gestalt, ihre Bewegungen, ihr Antlitz und ihren Blick umgab, er verkündete sich gleich wie das Licht selbst, und er verklärte gleichsam, gleich ihm, das, worauf er fiel. Der, welcher sich in der Unwahrheit befand, mußte dies fühlen, sobald sie ihn nur ansah; sie brauchte gar nicht zu reden.

Ich vergesse nie den Augenblick, wo sie und die Söhne sich jetzt begrüßten; sie umarmte und küßte Beide; sie hielt eine Weile jeden von ihnen in ihren Armen, als spräche sie ein Gebet für sie. Alle ringsum schwiegen, Einzelne entblößten unwillkürlich die Häupter; der Jüngste, den sie zuerst umarmte, zog sich zurück mit dem Taschentuch vor den Augen; der Aelteste blieb stehen, denn sie schaute ihn an, ja, schaute ihn an; Alle mußten ihn anschauen, und er erröthete tief. Es lag ein unsäglicher Schmerz in ihrem Blick, eine unergründliche Prophezeiung! Wie oft habe ich später daran denken müssen! Fest schaute er sie wieder an, während er erröthete, und sie wandte ihren Blick ab, um nicht seinen Trotz zu wecken; es war ganz deutlich, daß dies der Grund war. Die beiden Richtungen der Familie standen hier einander gegenüber.

Digitized by Google

## II.

Auf dem Rückwege blieb mir von Allem, was ich erlebt hatte, nicht die ergreifende Offenbarung der Mutter, ſondern das — trotzige Geſicht, die hohe, knöcherige Geſtalt und der athletiſche Gang des Berſaglierofficiers das allem Andern Voranſtehende. Und ſo kam es denn, daß ich mich weiter nach ihm erkundigte. Zu meiner Ueberraſchung bemerkte ich, daß es die verwegenen Thaten dieſes Sohnes ſeien, die abermals die Aufmerkſamkeit auf den Vater gelenkt und den ſpäten Ruhm hergerufen hatten, der ſeinem Andenken jetzt geſpendet wurde. Ich war an etwas echt Italieniſches herangetreten, der Vater, die Mutter, die Reden, der Empfang, die Naturſchönheit über der letzten Feier auf dem Kirchhofe und die Freudenfeuer auf den Bergen! Nein, von dieſem Allen kein Wort mehr! — Bis wir uns in Rom wieder trennten, wurden wir unterhalten mit Geſchichten vom Berſaglierofficier. Bereits als Knabe war er mit Garibaldi geweſen und hatte in dem Grade Gönner erworben, daß ſeine und des Vaters Freunde ſpäter den Beſuch einer Officiersſchule bezahlt hatten.

Es wurde ihm, wie ſo Vielen in Italien, in jenen Jahren ein Commando anvertraut, ehe er ſein Abgangsexamen beſtanden hatte, und er hatte ſich gleich ſo ſehr ausgezeichnet, daß er feſt angeſtellt wurde. Eine einzige That trug ſeinen Namen über Italien, ehe es noch zu einer Schlacht gekommen. Er nahm theil an einem Späherzuge; dabei führte ihn der Zufall ganz allein nach einer Waldanhöhe, wo er im Dickicht ein Pferd ſah, bald noch eins. Er ging weiter und ſah einen Reiſewagen, noch weiter, und ſah eine Geſellſchaft, eine Dame und zwei Diener, die ſich im Graſe gelagert hatten. Er kannte ſie ſofort. Die Dame war Tags zuvor bei den Vorpoſten angefahren gekommen, wo ſie Schutz vor dem Feinde ſuchte, den ſie fürchtete. Man hatte ſie paſſiren laſſen und nun war ſie — auf einem andern Wege zurückgekehrt. Und ſie und die Diener raſteten nun hier! Die Pferde ſahen aus, als ſeien ſie ſtark gebraucht worden, man war die ganze Nacht gefahren, und zwar ſo ſchnell, daß die Pferde ohne einige Raſt nicht weiter konnten. Das faßte er ſo zu ſagen mit einem Blicke auf.

Es war ein Sonntagmorgen, die italieniſchen Truppen hielten Raſt, die Meſſe war gerade beendigt und man war beim Eſſen, als die Vorpoſten den jungen Manſana mit einer Dame auf dem Sattelknopfe und zwei loſen Pferden an ſeinen Sattel befeſtigt dahergeſprengt kommen ſahen. Die Dame war ein feindlicher Spion, ihre beiden Diener zwei feindliche Officiere, die verwundet im Walde zurückgeblieben waren. Die Dame wurde ſogleich wiedererkannt und ein „evviva“ ertönte aus tauſenden von Kehlen. Man brach auf, der Feind mußte ja ganz in der Nähe ſein, und es zeigte ſich bald, daß die Geiſtesgegenwart Giuſeppe Manſana's verhindert hatte, daß die ganze Avantgarde in eine Falle gegangen.

Ich will mehrere Geſchichten von ihm erzählen; damit man ſie aber verſtehen kann, muß ich vorausſchicken, daß man ihn allgemein für den beſten Turner und Fechter des Heeres hielt. Ich hörte ſowohl damals als ſpäter nur eine Anſicht äußern.

Unmittelbar nach dem Kriege garniſonirte er in Florenz. Es wurde damals in einem Officierscafé erzählt, daß ein belgiſcher Officier, der vor ein paar Wochen dort mit ihnen verkehrt hatte, in Wirklichkeit päpſtlicher Officier ſei, und daß derſelbe ſich unter ſeinen Kameraden in Rom über

Digitized by Google

die italieniſchen Officiere luſtig gemacht habe, die ihm, mit wenigen Ausnahmen, unwiſſende Paradepuppen zu ſein ſchienen, deren Haupteigenſchaft kindiſche Eitelkeit ſei. Dies erregte großen Unwillen bei den Officieren der Garniſon in Florenz und der junge Giuſeppe Manſana ging geradeswegs von dem Café, wo dies erzählt wurde, zu ſeinem Oberſt und bat ihn um Urlaub auf ſechs Tage. Er erhielt denſelben. Er ging nach Hauſe, kaufte ſich bürgerliche Kleider und begab ſich ohne weiteres nach Rom. In den Wäldern überſchritt er die Grenze und war am dritten Tage in Rom im Officierskaffeehauſe an der Piazza Colonna, wo er zufällig ſogleich den belgiſch-päpſtlichen Officier ſitzen ſah. Er redete ihn an und bat ihn leiſe, mit ihm hinauszukommen. Dort ſagte er ihm, wer er ſei und bat ihn, einen Freund mitzunehmen, damit er vor dem Thore dem italieniſchen Officiercorps Satisfaction geben könne. So offen und ſo vollſtändig vertraute er ſich der Ehre des Mannes an, daß dieſer ihn nicht verrathen konnte. Er holte ſogleich einen Freund und nach drei Stunden — war er eine Leiche. Der junge Manſana trat unmittelbar darauf den Rückweg durch die Wälder nach Florenz an. Nicht durch ihn wurde es in Florenz bekannt, wo er ſich in ſeiner Urlaubszeit aufgehalten hatte, aber man ſchrieb es von Rom und er bekam für längere Zeit Arreſt, weil er die Stadt ohne Erlaubniß verlaſſen hatte, obendrein, um ein fremdes Land zu beſuchen; die Officiere aber veranſtalteten ihm zu Ehren ein Feſtmahl als er wieder frei war, und der König gab ihm einen Orden.

Kurz darauf lag er in Garniſon in Salerno. Der Schleichhandel an der Küſte hatte ſtark überhand genommen und die Truppen mußten mithelfen, dem Unweſen ein Ziel zu ſetzen. In bürgerlicher Kleidung ſchleicht er umher auf Kundſchaft und erhaſcht in einer Oſteria die Neuigkeit, daß ein Schiff mit Contrebande außerhalb Sicht liege, aber in der Nacht an die Küſte herankommen werde. Er geht nach Hauſe und kleidet ſich um, nimmt zwei auserleſene Männer mit und rudert mit ihnen gegen Abend in einem kleinen leichten Nachen hinaus in die See. Ich hörte dieſe Geſchichte an jenem Orte erzählen und beſtätigen, ich habe ſie ſpäter von Anderen gehört und habe ſie bei einer ſpätern Gelegenheit in den Zeitungen geleſen. Aber es iſt mir trotz Allem völlig unbegreiflich, wie er, mit ſeinen beiden Leuten enternd, ſechzehn Mann zum Gehorſam zwang, ſo daß ſie das Schiff nach der Rhede bringen mußten.

Nach Roms Einnahme, wo er abermals mit dabei war, und wo er namentlich bei der kurz darauf erfolgenden Ueberſchwemmung Wunderthaten vollführte, ſaß er eines Abends in demſelben Officierskaffeehauſe, wo er einmal den päpſtlich-belgiſchen Officier gefordert hatte. Dort hörte er einige Kameraden, die gerade aus einer Geſellſchaft kamen, von einem Ungar erzählen, der ziemlich vielen italieniſchen Wein getrunken und im Rauſche die Ungarn ſo herausgeſtrichen hatte, daß er, auf leiſen Widerſpruch, ſich ſo weit verſtiegen, zu behaupten, ein Ungar könne es wenigſtens mit drei Italienern aufnehmen. Alle Officiere lachten mit ihnen darüber, jedoch mit Ausnahme Giuſeppe Manſana's. „Wo wohnt dieſer Ungar?“ fragte er in ganz gleichgiltigem Ton, ohne aufzublicken und die Cigarrette aus dem Munde zu nehmen. Man hatte ja den Ungar ſoeben nach Hauſe gebracht, man konnte es ihm daher leicht ſagen. Manſana ſtand auf. „Gehſt Du?“ fragten ſie. „Allerdings!“ antwortete er. „Doch nicht zum Ungar?“ fragte Einer gutmüthig. Aber Giuſeppe Manſana kannte keine Gutmüthigkeit.

Digitized by Google

„Wohin ſonſt?“ antwortete er und entfernte ſich. Die Anderen erhoben ſich ſofort, um ihm zu folgen. Sie bemühten ſich auf dem Wege, ihm begreiflich zu machen, daß man einen Betrunkenen nicht zur Rechenſchaft ziehen dürfe. „Seid unbeſorgt“, antwortete Manſana, „ich werde ihn ganz demgemäß behandeln. Der Ungar wohnte im „primo piano“, wie die Italiener ſagen, d. h. im zweiten Stock eines großen Hauſes im Fratina. Vor den Fenſtern des Erdgeſchoſſes befindet ſich in jeder italieniſchen Stadt ein eiſernes Gitter, daran ſchwang er ſich empor, und ſtand bald auf dem Balcon außen vor dem Zimmer des Ungars. Er zertrümmerte die Scheiben der Balconthür und verſchwand. Drinnen wurde bald Licht angezündet, das ſahen die unten auf der Straße ſtehenden Kameraden. Was ſonſt noch vorging, blieb ihnen unbekannt; ſie hörten keinen Lärm und Manſana hat es nie erzählt, aber er und der Ungar, der Letztere im Hemd, kamen einige Minuten ſpäter auf den Balcon heraus, worauf der Ungar in gutem Franzöſiſch erklärte, er ſei an dieſem Abend betrunken geweſen und bitte um Verzeihung für Das, was er geſagt habe, ein Italiener ſei natürlich ebenſo gut als ein Ungar. Manſana kam denſelben Weg wieder herunter, auf dem er hinaufgeſtiegen war.

Größere und kleinere Geſchichten aus dem Kriege, wie aus dem Garniſons- und Geſellſchaftsleben (darunter einige von Wettläufen, die von einer Ausdauer im Laufen zeugten, wie mir nie etwas Aehnliches vorgekommen) hagelten förmlich auf uns herab, aber ich denke, daß die bereits erzählten ein Bild von einem Manne geben, deſſen Geiſtesgegenwart, Muth und Ehrſucht, deſſen Körperkraft und Energie, Gewandtheit und Schlauheit in hohem Grade die Erwartung ſpannen, bis zu welchem Punkte er es in Zukunft noch treiben könne — wobei wir doch gleichzeitig nicht ohne tiefe Sorge ſind.

Wie Giuſeppe Manſana dazu kam, den folgenden Winter und Frühling die Aufmerkſamkeit Tauſender und darunter die des Erzählers zu erregen und wach zu halten, das wird aus der Erzählung ſelbſt hervorgehen.

## III.

Als Giuſeppe Manſana den Gebeinen ſeines Vaters bis zu ihrem Ehrengrabe gefolgt war, und dabei ausſah, als habe er Luſt über den Leichenwagen hinwegzuſpringen, befand er ſich — das zeigte ſich bald, in dem Stadium ſeiner erſten, flammenden Liebe. Er ſetzte ſich noch am ſelben Abend in den Eiſenbahnzug, der nach Ancona führte, wo er ſeinen Standort hatte; dort lebte ſie und ihr Anblick allein vermochte die Flammen zu dämpfen, die verzehrend in ihm brannten.

Er war verliebt in eine Dame, die ſeiner Natur zuſagte, die erkämpft werden mußte, die aber ſelbſt Hunderte von Herzen beſiegt hatte, ohne ein einziges Mal beſiegt zu ſein. Es war eine Dame, die ein liebestoller Dichter in Ancona in folgender Weiſe beſungen hatte:

„Dich lieb' ich, brauner Teufel, liebe
Dein Feuer-Lächeln, Traubenblut,
Und glaub', daß Glut vom Höllenkrater
Dir giebt den glanzvoll ſchönen Muth;
Ich glaub', im Spiele ohne Ende
Des Geiſtes, Aug's, im Weſensglanz,
Spukt des leibhaft'gen Satans Wille
Und ſüßer Hexen wilder Tanz!

Digitized by Google

Ich glaub' das, Reizende, und lieber
Will ich vergeb'n an Deiner Bruſt,
Als gähnen fünfzig Jahr und drüber
In Langeweil nach Herzensluſt.
Ja, Königin des Lebens, lieber
Vermält mit Dir in Glut, ſo heiß,
Und ſterben vor dem ſchönſten Räthſel
Als leben, wie — vorher ich's weiß!"

Sie war die Tochter eines öſterreichiſchen Generals und einer Dame aus einem der älteſten und edelſten Geſchlechter Anconas. Es hatte ſeiner Zeit Entrüſtung erregt, daß die Mutter dieſer Tochter einen Heerführer der verhaßten fremden Truppen heirathen wollte.

Die Entrüſtung wuchs womöglich, wenn man bedachte, daß er faſt ein Greis und ſie nur achtzehn Jahre alt und ſehr ſchön war. Aber der unermeßliche Reichthum des Generals mochte ſie wohl verlockt haben. Es mochte aber doch noch etwas Anderes mit im Spiel geweſen ſein, denn als der General kurz nach der Geburt der Tochter ſtarb, zog ſich die trauernde Witwe in die tiefſte Einſamkeit zurück. Nur in der Kirche erſchien ſie und nur der Prieſter durfte ſie beſuchen. Ihren Verwandten, mit denen ſie gebrochen hatte, als ſie die Heirath einging, die ſich aber jetzt Mühe gaben, der ſteinreichen Witwe wieder näher zu treten, wich ſie aus.

Ancona wurde mittlerweile italieniſch und nun floh die Witwe von den Feſten, Illuminationen und dem Jubel in noch weitere Ferne, nämlich nach Rom, während ihr Palaſt in Ancona, gleich ihrer Villa am Meere, verſchloſſen und öde gleich einem ſtillen Proteſt daſtanden.

Aber in Rom legte die Fürſtin Leaney den ſchwarzen Schleier ab, obwohl ſeit ihres Mannes Tode Niemand ſie ohne denſelben geſehen hatte, eröffnete einen Salon, worin die erſten Männer der päpſtlichen Herrſchaft erſchienen, und ſchenkte jährlich große Summen dem Papſt als Peterspfennig und zu anderen päpſtlichen Zwecken.

Alles Dieſes ſchürte den Haß, womit man ſie in Ancona verfolgte, der durch Liberale auch nach Rom verpflanzt wurde. Sie konnte es, wenn ſie in all' ihrer Schönheit und Pracht mit ihrer kleinen Tochter über den Monte Pincio fuhr, in den Blicken ſehen, die aus bekannten Geſichtern aus Ancona und aus unbekannten aus Rom ihr zugeworfen wurden.

Sie bot denſelben Trotz und fand ſich regelmäßig nicht nur auf dem Monte Pincio ein, ſondern kam ſelbſt nach Ancona, wenn der Sommer die Leute aus Rom vertrieb. Abermals öffnete ſie daſelbſt ihren Palaſt und ihre Villa; in letzterer wohnte ſie beſonders, um Seebäder zu gebrauchen. Sie ging oder fuhr durch die Stadt nach ihrem Hauſe im Corſo oder nach der Kirche ohne zu grüßen und gegrüßt zu werden, ließ ſich dadurch aber nicht abſchrecken, täglich dieſelbe Tour zu machen. Als die Tochter heranwuchs, ließ ſie ſie auftreten in Abendunterhaltungen mit Schauſpielen und Tableaus, die die Prieſter der Stadt unter dem Schutz des Biſchofs zur Einſammlung von Peterspfennigen in Ancona veranſtalteten, und ſo groß war die Schönheit des Kindes und die Anziehungskraft der Mutter, daß Viele, die es ſonſt nimmermehr gethan hätten, ſich dort einfanden. Auf die Weiſe lernte die Tochter von ihrer Mutter den Trotz, und als ſie ſie, vierzehn Jahre alt, verlor, ſetzte ſie denſelben fort für eigene Rechnung und mit der Zulage, wozu Jugend und Muth unwillkürlich verleiten.

Sie wurde bald mehr und zwar ſtets eifriger der Gegenſtand der

Digitized by Google

Unterhaltung, als ihre Mutter es jemals gewesen war, und ihr Ruf erhielt gleichsam einen größern Umfang, denn mit einer ältern Dame, die sie zu sich nahm, einem steifen, zierlichen Werkzeug, die Alles sah, aber von nichts sprach, streifte sie umher in allen Ländern, von England bis Egypten, aber immer so, daß sie den Sommer in Ancona und den Herbst in Rom zubringen konnte.

Die letztere Stadt wurde am Ende auch italienisch; aber in beiden fuhr sie fort ein Leben zu führen, das man ein herausforderndes hätte nennen müssen, namentlich Denen gegenüber, die jetzt herrschten und sich in jeder erdenklichen Weise bemühten, die reiche und schöne Erbin für sich zu gewinnen. Ja man versicherte, daß junge Edelleute eine Art Bündniß geschlossen hatten, sie entweder zu erobern oder zu vernichten. Mochte dies Wahrheit sein oder nicht, genug war es, daß sie es glaubte. Sie lockte daher Die, denen sie mißtraute, an, um sie dann unbarmherzig wieder abzustoßen. Sie machte sie toll, zuerst durch Hoffnung und dann durch Täuschung, sie lenkte im Corso und dann auf dem Monte Pincio selbst ihre Pferde; triumphirend fuhr sie mit ihren Besiegten, an die Deichsel gebunden, durch die Stadt — nicht gerade Alle konnten dies sehen, aber sie sah es, weil sie es fühlte — und sie fühlten es mit!

Man würde sie getödtet oder ihr ein noch schlimmeres Schicksal bereitet haben, wenn die Zahl ihrer Anhänger nicht so groß gewesen wäre und eine Leibwache ewiger Verehrung um sie gebildet hätte, wozu auch der Dichter obiger Zeilen gehörte.

In Ancona wurde sie besonders die „geheime Hoffnung und der offene Haß" der dort garnisonirenden jungen Officiere.

Gerade in der Zeit, als Giuseppe Mansana mit seinen Versagliere nach Ancona versetzt wurde, hatte sie dort etwas ganz Neues in Scene gesetzt: sie weigerte sich standhaft, die Gesellschaft zu zieren, die sich Abends im Corso versammelte, um im Mondschein, im Sternenschein oder im Lichte der Gaslaternen spazieren zu gehen, die Damen in Ballkleidung mit dem Fächer — den sie so wundervoll gebrauchen können! — die Herren schwärmend in der allerneusten Sommermode oder auch in Uniform, auf und ab, hin und wieder, sich begegnend, lachend, sich um Tische setzend, wo Einige Eis oder Kaffee genießen wollten, dann wieder aufstehend, um zu Anderen zu gehen, um sich wieder niederzulassen, während ein Quartett gesungen wird oder ein wanderndes Musikcorps mit Cither, Flöte und Guitarre zu spielen anfängt — Theresa Leaney weigerte sich standhaft, die Pracht, die Neugierde, das Vergnügen und die Noblesse dieser täglichen Ausstellungen zu vermehren — sie sann vielmehr darüber nach, wie sie eine Störung in dieselben bringen könne.

Beim Sonnenuntergang, wenn die anderen reichen Leute in ihren Equipagen nach Hause fuhren, dann fuhr sie aus. Mit zwei ungewöhnlich kleinen Pferden — sogenannten Corsikanern, die sie diesen Sommer gekauft hatte und wie immer selbst lenkte, fuhr sie im Trabe durch die Stadt. Wenn der Corso dann erleuchtet war und die Begrüßung zwischen Familien und Freunden, jungen Mädchen und ihren Anbetern, Müssiggängern und ihren Schatten, zwischen dem in der Ferne Verlobten und seiner Vertrauten am Orte, dem Officier und seinem Gläubiger, dem Beamten und seinem Vorgesetzten, dessen Amt er nach dem Tode erben soll, stattfand, und wenn die jungen Damen gerade im Begriff waren, ihre neuen Roben aus Paris zwei Mal zu zeigen, nämlich auf einer Tour hin und zurück, und der unbeholfene

Digitized by Google

Handlungscommis die Einleitung eines Gesprächs glücklich „zurückgelegt“ hatte und bei der großen Veränderlichkeit des Wetters angekommen war, wenn die Officiere soeben zu einer Gruppe zusammengetreten waren, wo man die neuesten Begebenheiten kritisirte, und der Adel gerade eintraf, um sich herablassend den Hof machen zu lassen — dann sprengte das übermüthige junge Mädchen, mit der steifen, ältlichen Freundin an ihrer Seite, durch diese Gruppen hindurch! Die beiden kleinen Pferde waren im stärksten Trabe und Officiere und Fräulein, Adel und Handlungsdiener, Familiengruppen und flüsternde Paare stäubten auseinander, um nicht überfahren zu werden. Ein System von Schellen über dem Geschirr der Pferde hatte ja bereits von weitem „Platz“ gerufen, so daß die Polizei nichts zu erinnern hatte; desto mehr aber klagten Die, die sie doppelt beleidigte, nämlich zuerst durch ihre Abwesenheit — und dann durch ihre Gegenwart!

Zwei Abende war Giuseppe Mansana im Corso gewesen und beide Male war er nahe daran, überfahren zu werden, da er sich die Möglichkeit einer solchen Kühnheit nicht denken konnte. Er wurde natürlich begierig zu wissen, wer sie war.

Am dritten Abend, als Theresa Leaney an einer gewöhnlichen Stelle außerhalb der Stadt ihre Pferde verschnaufen lassen wollte, um dann nach der Stadt und dem Corso zurückzukehren, stand plötzlich ein hochgewachsener Officier vor ihr und grüßte leicht. „Ich bin so frei mich selbst vorzustellen, ich bin Giuseppe Mansana, Officier bei den Versagliere; ich habe gewettet, mit Ihren kleinen Pferden nach der Stadt zu laufen und gleichzeitig mit ihnen einzutreffen. Haben Sie etwas dagegen einzuwenden?“ Die Dämmerung war eingetreten und unter gewöhnlichen Umständen hätte sie ihn nicht genau sehen können, aber eine starke Aufregung vermehrt bisweilen die Sehkraft unseres Auges; Erstaunen, und vielleicht ein wenig Furcht — denn es war etwas in der Stimme und der Haltung, das sie unwillkürlich erschreckte — gab ihr Muth; wir werden sehr oft muthig aus Furcht. Sie sagte daher, indem sie sich nach dem kleinen Kopf und dem kurzen Gesicht, das sie zu erkennen glaubte, umwandte: „Mir scheint, daß ein gebildeter Mann mich zuvor um Erlaubniß gebeten haben würde, ehe er sich auf eine solche Wette eingelassen; aber freilich — ein italienischer Officier —“. Sie stockte, denn sie entsetzte sich vor Dem, was sie bereits gesagt hatte, und es entstand eine unheilschwangere Stille, wobei ihr nur noch heißer im Kopf wurde. Da hörte sie eine hohle Stimme (Mansana's Stimme hatte einen eigenthümlich hohlen Charakter): „Ich habe lediglich mit mir selbst gewettet. Und, aufrichtig gesprochen, ich werde den Versuch machen, mögen Sie es mir nun erlauben oder verbieten.“

„Was sagen Sie da?“ rief sie und ergriff die Zügel, stieß aber im selben Augenblick einen Schrei aus, was ihre steife Freundin ebenfalls, aber noch lauter that, denn Beide waren nahe daran, aus dem Wagen geschleudert zu werden. Mit einer langen Peitsche, die keine von ihnen gesehen hatte, versetzte der Officier beiden kleinen Pferden einen solchen Schlag auf den Rücken, daß sie mit einem gewaltigen Satz von dannen galoppirten. Zwei Diener, die hintenauf saßen und gerade aufgestanden waren, um dem Fräulein auf ihren Wink zu helfen, fielen beide zu Boden. Keiner von ihnen machte die Fahrt mit, welche jetzt begann.

Zu Giuseppe Mansana's Fertigkeiten, worin er vielleicht die größte Uebung hatte, gehörte, wie oben gesagt, die Kunst des Schnellaufens. Mit

Digitized by Google

den beiden kleinen Pferden ließ es sich immerhin schon aufnehmen, besonders anfangs, als die kräftige Dame sie mit aller Gewalt zurückhielt, da sie in ihrem Unwillen eher Alles wagen, als eine solche Demüthigung dulden wollte. Ebenfalls wollte sie ihre Diener nicht zurücklassen. Wenn sie aber die Pferde fast zum Stehen gebracht hatte, fiel die Peitsche jedes Mal pfeifend auf ihren Rücken herab, so daß sie mit einem neuen Satz von dannen flogen! Sie sagte kein Wort, zog aber die Zügel so unermüdlich an, daß die Pferde abermals nahe daran waren zu stehen; dann aber kam ein neuer Schlag der Peitsche, noch einmal und noch einmal. Nun ließ sie ab von ihrem Bemühen, das doch nutzlos war. Ihre alte Freundin, die während dessen beständig geschrieen und ihre Arme um den Leib der Fürstin geschlungen hatte, fiel in eine Art Ohnmacht, so daß sie gestützt werden mußte. Unwille und Entsetzen überwältigten Theresa; eine Zeitlang sah sie weder die Pferde noch den Weg und zuletzt wußte sie nicht einmal, ob sie die Zügel noch gefaßt halte. Sie hatte sie auch wirklich verloren, fand sie aber in ihrem Schooße wieder und versuchte noch einmal. indem sie die Freundin mit dem einen Arm stützte, dennoch aber die Zügel mit beiden Händen hielt, ihre Herrschaft über die kleinen geängstigten Thiere wieder zu gewinnen. Sie fühlte bald, wie unmöglich das sei. Es war dunkel geworden; die hohen Pappeln trabten mit in der Luft Fuß vor Fuß über dem Gebüsche zwischen ihnen. Sie wußte nicht wo sie war, das Einzige, das sie außer den Pferden schimmern sah, war die lange Gestalt an ihrer Seite, die wie ein Gespenst über sie hinwegragte, immer in derselben Linie und Entfernung. „Wohin geht es?“ wie ein Blitz fuhr es durch ihre Seele. „Nicht nach der Stadt, er ist kein Officier, sondern ein Räuber; man führt mich in die Wilduiß hinaus... bald kommen mehr!“ Und wie aus tiefster Noth und als habe diese es ihr eingegeben, schrie sie: „Nicht mehr, um's Himmels willen! Was wollen Sie? Sehen Sie nicht —“ Sie kam nicht weiter, denn sie hörte es in der Luft pfeifen, hörte den gellenden Schlag auf dem Rücken der Pferde, worauf sie wilder als zuvor von dannen flogen.

So wie dies Jagen, war auch das Jagen ihrer Gedanken: „Was will er? Wer ist er? Einer, den ich beleidigt habe?“ und wie Pfeile flogen eine ganze Reihe solcher vor ihrer Seele vorüber. Sie fand Niemanden, dem sie dies zutraute, aber der Gedanke an Rache folgte dem geängstigten Gewissen; es konnte ja Einer sein, den sie nicht kannte, und der nun Rache für Alle nehmen wollte. War es aber Rache, so würde das Schlimmste noch kommen. Die Schellen übertönten dann und wann schneidend das Wagengerassel; die kurzen scharfen Töne hüpften wie ein fortgesetzter Angstschrei um sie herum und von ihrem Entsetzen bis auf's Aeußerste gehetzt, wollte sie jetzt aus dem Wagen springen. Als sie aber die Freundin losließ, sank diese oder rollte vielmehr wie ein lebloses Ding in die Tiefe des Wagens und in noch größerer Angst raffte sie sie wieder empor und hielt sie auf ihrem Schooße fest, ohne dabei einen klaren Gedanken zu haben.

Da sieht sie bei einer Biegung des Weges in der Ferne etwas Leuchtendes vor sich: es ist der Lichtnebel über der Stadt. Sie fühlt die Freude der Rettung, aber nur einen Augenblick, so kurz wie der Blitzstrahl, denn im nächsten begriff sie das Ganze; er war ein Rächer vom Corso. „Ach, nicht weiter!“ sagte sie, noch ehe sie den Gedanken ausgedacht hatte; „ach, habt doch Mitleid!“ Die Worte wiederholten sich vor ihren Ohren, das Schellengetön umhüpfte sie schreiend, die Pappeln trabten mit vorwärts, aber

Digitized by Google

das war das Ganze; der Zug ging weiter; keine Antwort. Sie sah ihren jämmerlichen Aufzug durch die Stadt voraus: vorwärts gepeitscht, mit der ohnmächtigen Freundin in ihren Armen, ein Publicum an beiden Seiten, die Officiere in vorderster Reihe, hohnlachend und mit den Händen klatschend. Denn dies war die Rache der Officiere, das fühlte sie jetzt. Sie tauchte ihren Kopf gleichsam unter, als ob sie schon dort sei. Da fühlte sie und hörte sie, daß die Pferde anfingen langsamer zu laufen; sie konnte nicht weit von der Stadt entfernt sein, sollte er nun vorher aufhören? Mit einer plötzlichen Hoffnung sah sie sich wieder nach ihm um. Er war ausgeglitten, das war die Ursache; schon war er wieder an ihrer Seite, bald hörte sie, wie er kurz und in sichtlicher Ueberanstrengung keuchte, zuletzt hörte sie nichts anderes als dies, worauf sich nun ihre ganze Angst concentrirte. Entsetzlich, wenn er mitten im Corso mit einem Blutsturz zu Boden sänke! Sein Blut käme dann über sie, denn ihr herausfordernder Trotz hatte den seinen geweckt! Man würde sich über sie werfen und sie in Stücke zerreißen! „Schonen Sie sich selbst!" flehte sie. „Ich ergebe mich! Alles, was Sie befehlen, will ich thun." Er aber, gleichsam neu geweckt durch ihren listigen Versuch, machte eine letzte Anstrengung und war in zwei oder drei größeren Sprüngen abermals bei den Pferden, die schon bei dem Gefühl seiner Nähe ihren Lauf beschleunigten, dennoch aber zwei heulende Peitschenschläge erhielten.

Nun sah sie deutlich die Lichter, die ersten Gaslaternen beim Cavourmonument; bald mußte der Zug in den Corso einbiegen, dann sollte das Schauspiel beginnen! Sie fühlte ein unüberwindliches Bedürfniß zu weinen, vermochte es aber nicht und beugte dann ihren Kopf, um nichts mehr zu sehen. Aber da hörte sie seine Stimme, ohne zu verstehen, was er sagte; der Wagen war auf dem Steinpflaster angekommen und das Reden mochte ihm unmöglich sein. Sie schaute wieder auf, aber er war nicht mehr da. Großer Gott, war er gestürzt . . . all' ihr Blut stockte . . . nein, dort ging er vom Corso fort an dem Café Garibaldi langsam vorüber. Gerade nun befand sie sich selbst im Corso, die Pferde trabten, die Menge wich zurück, sie beugte ihr Haupt noch tiefer herab über die ohnmächtige Freundin, die über ihrem Schooße hing, der Schreck und die Schande jagten peitschend hinter ihr her.

Als sie einige Augenblicke später im innern Hofe des Palastes, durch dessen offenes Thor die Pferde in vollem Sprunge hineinbogen, ankam, so daß es ein Wunder war, daß der Wagen weder umgeworfen noch zertrümmert wurde — da wurde auch sie ohnmächtig.

Ein alter Diener stand da und wartete, er rief mehrere andere herbei; Beide wurden in's Haus getragen. Nach einer Weile kamen auch die abgeworfenen und zurückgelassenen Diener und erzählten, was geschehen, so weit sie es begriffen. Der alte Diener gab ihnen einen ernsten Verweis für ihren Mangel an Conduite, so daß sie sich selbst schämen mußten, weshalb sie um so lieber seinem Befehl, zu schweigen, gehorchten.

Die Pferde seien durchgegangen, hieß es nun, gerade als die Diener nach einer kurzen Ruhe einsteigen wollten. Das war das Ganze.

## IV.

Als die Fürstin Theresa Leaney zu sich selbst kam, war es ihr, als ob ihre ganze Kraft gebrochen sei. Sie konnte nicht aufstehen, konnte fast nichts essen; Niemand durfte in ihrem Zimmer sein.

Digitized by Google

Ihre Freundin schlich sich geräuschlos durch den großen „Spiegelsaal", der an das Vorzimmer stieß, schlich sich ebenso wieder fort, wenn sie gethan, was ihre Absicht war. Ebenso geräuschlos betrat sie die inneren kleinen, im gothischen Stile decorirten Gemächer, wo die Fürstin wohnte. Die Dienerschaft folgte ihrem Beispiel. Die Freundin war in einem Kloster erzogen, war in die Welt getreten mit großen Ansprüchen, die sich auf ihren Stand und ihre Kenntnisse gründeten, sie hielt sie aufrecht durch zehn Jahre und fünf dazu. Die „Undankbarkeit und Habgier" der Jugend erweckte ihren Groll; dann nahm sie eine Stelle an als Hof- oder Gesellschaftsdame in einer höchst vornehmen Familie; sie hielt ihren Groll auch ferner wach, aber schweigend; dann wurde sie älter und ließ sich, ohne ihren Groll fahren zu lassen, Dieses und Jenes gefallen, sie schwieg zu Allem, behielt aber ihr Ziel fest im Auge, sich ein Vermögen zu sammeln. Das ließ sich am besten machen, wenn sie ihre Herrschaften gründlich studirte und dann diese Wissenschaft zu beider Theile Vortheil benutzte.

Man schwieg also. Nach einigen Tagen kam aus dem gothischen Gemach der Fürstin das kleine lakonische Wort: „Einpacken!" Ein späterer Zusatz besagte, daß man eine weite Reise beabsichtige. Abermals nach einigen Tagen erschien sie selbst, ging langsam und schweigend umher, ordnete einige kleine Angelegenheiten und schrieb ein paar Briefe. Dann verschwand sie abermals. Am nächsten Tage ein Befehl: „Heute Abend sieben Uhr." Schlag sechs Uhr kam sie selbst in schwarzer Reisetracht. Hinter ihr das Kammerfräulein, ebenfalls in Reisekleidern. Die Freundin stand fertig bei den Koffern, die der ebenfalls fertige Diener schließen sollte, nachdem die Fürstin einen beifälligen Blick auf ihren Inhalt geworfen.

Das erste Wort, das die Freundin seit jener Fahrt an sie richtete, wurde jetzt gesprochen. Wie zufällig stellte sie sich neben die Fürstin hin, schaute in den Hofraum hinab und äußerte leise: „In der Stadt weiß man nichts Anderes, als daß die Pferde mit uns durchgegangen sind — durchaus nichts Anderes." Ein zorniger Blick wurde auf sie abgeschossen, er verwandelte sich aber nach und nach in einen verwunderten und dieser wieder in einen angstvollen. „Ist er denn todt?" Dies wurde geflüstert; die Angst hatte jedes Wort angehaucht. — „O nein, ich sah ihn vor einer Stunde. Ich habe Alles untersucht, was ihn betrifft." Sie blickte die Fürstin nicht an, jetzt ebensowenig als zuvor; sie schaute hinab in den Hofraum, nach der Seite, wo die Ställe sich befanden, wo die Wagen herausgezogen und die Pferde gerade vorgeführt wurden. Als sie aber keine Antwort erhielt, wandte sie sich um, die Fürstin stand da ganz in sich selbst vertieft; ihre großen schönen Augen schweiften träumerisch über den Raum, aber nach und nach bekamen sie Glanz, sie erhob den Kopf und die ganze Gestalt ging einige Schritte auf und ab, soweit die Koffer und die übrige Bagage Platz ließen; darauf, indem sie lächelte und den Sonnenschirm schwang: „Ausgepackt! — Wir reisen heute noch nicht!" und eilig verließ sie das Zimmer. Nach einer Weile kam das Kammerfräulein und bat die Freundin, sich zu einer Spaziertour anzukleiden.

Es war dies das erste Mal, so oft und so lange sie auch in Ancona gewesen waren, daß die Fürstin an der Abendpromenade der eleganten Welt theilnehmen wollte. Es wäre also jetzt eine passende Gelegenheit gewesen, den verwundert fragenden Blick des Kammerfräuleins mit einem verwunderten Blick zu beantworten, aber schon das würde naseweis gewesen sein,

Digitized by Google

daher wurde nichts geäußert. Als Thereſa angekleidet in den großen Spiegelſaal mit Säulen trat, ſah ſie durch die offene Thür in dem ſchwach erleuchteten Vorzimmer die Freundin, fertig angekleidet, bereit ſtehen. Schon die Kleidung der Fürſtin hätte den Blick rechtfertigen können, womit das Kammerfräulein folgte, um zu öffnen und zu ſchließen; aber die Freundin ſchloß ſich ihrer Herrin an, als ſei ſie gewohnt, jeden Tag dieſen Spaziergang zu machen und jeden Abend die Fürſtin in dieſem eleganten Anzuge zu ſehen.

In einem lilafarbenen, ſeidenen Kleide, reich mit Spitzen beſetzt, rauſchte ſie die Treppen hinab. Ihre kraftvolle Figur machte den Eindruck vollendeter Geſchmeidigkeit, weil ſie zugleich ſo groß war und eine gleichſam „lebhafte“ Haltung hatte; gegen ihre Gewohnheit trug ſie ihr Haar „aufgeſteckt“ in Flechten, und ein langer Schleier, an der einen Seite durch eine Agraffe, an der andern Seite durch Roſen befeſtigt, ſchwebte hinter ihr her. Die Aermel des Kleides waren ſo weit, daß die langen Handſchuhe die Arme nicht ganz verſteckten, wenn ſie ihren Fächer gebrauchte. Sie wartete nicht auf die Freundin, ſondern ſchritt raſch vorwärts, die andere mochte zuſehen wie ſie es mache, ſtets an ihrer Seite zu ſein.

Das Gewühl war groß an dieſem Abend, denn nach längerm, ſtark windigem Wetter war es zum erſten Mal angenehm ſtill. Aber wo ſie erſchien, ſtockte jede Unterhaltung, um, wenn ſie vorbei paſſirt war, gleich einem geſtauten und wieder frei gewordenen Fluſſe hinter ihr her zu ſtrömen. Fürſtin Thereſa Leanev nimmt theil an der Abendpromenade! Und wie? Strahlend von Schönheit, Reichthum, Holdſeligkeit hatte ſie einen Blick für Alle, grüßt Damen, die ſie als Kind geſehen hat, Kaufleute, bei denen ſie Einkäufe gemacht, Edelleute und Officiere, mit denen ſie geſprochen. In dieſer wegen ſeiner ſchönen Frauen berühmteſten italieniſchen Stadt fiel doch ihr ſo unbedingt der Preis zu, ja ſie hatte dieſelbe nur noch berühmter gemacht durch ihren Beinamen „die Schönheit von Ancona“, ſo daß die Einwohner mehrere Jahre hindurch gleichſam auf dem Sprunge geſtanden hatten, vor ihr die Fahne zu ſenken und eine Huldigungshymne anzuſtimmen, wenn ſie ſelbſt es nur gewollt hätte. Und nun wollte ſie es! Es lag etwas wie eine einſchmeichelnde Bitte in den Augen, womit ſie ihr Volk grüßte, etwas Abbitte thuendes in der Verbeugung, die den Blick begleitete. Bereits als ſie denſelben Weg zurückging ſpürte ſie die veränderte Stimmung bei ihren Unterthanen, ſie durfte ſtehen bleiben und einige Worte mit der älteſten adeligen Familie der Stadt wechſeln; dieſe hatte ſich vor einem Kaffeehauſe, ungefähr in der Mitte des Corſo, niedergelaſſen. Sie empfing ſie überraſcht, aber höflich; für das Uebrige ſorgte ſie ſelbſt. Der alte Herr, der das Haupt derſelben war, ſchien entzückter, je länger ſie verweilte, und machte ſich eine Ehre und Freude daraus, ihr alle Welt vorzuſtellen. Sie grüßte freundlich, ſcherzte witzig, voll Heiterkeit, ſprach ebenſoviel mit Damen, als mit Herren, ſo daß ſich eine Stimmung entwickelte, die an Ausgelaſſenheit grenzte. Die Geſellſchaft wurde daher immer zahlreicher und als ſie ſich endlich erhob, folgte ſie ihr in großem Triumphzuge und jubelnder Unterhaltung. Man hätte ſagen können, daß der Corſo an jenem Abend Schauplatz eines allgemeinen Verſöhnungsfeſtes zwiſchen der beſten Geſellſchaft der Stadt und ihrem ſchönſten Kinde geworden ſei; es ſah dabei aus, als ſeien beide Theile gleich glückſelig dadurch geworden.

Es war ſpät am Abend, als ſie ſich und das Gefolge mit ihr vom Champagner und Eis wieder erhob; es war zum dritten Male, ſie hatte

Digitized by Google

nirgends recht lange Ruhe. Nun bewegte man sich mit Heiterkeit, aber langsam die Straße entlang.

Drei Officiere kamen ihnen entgegen, sie waren ein wenig bestäubt und gingen schnell, sie mußten von einer längern Tour zurückgekommen sein. Die Freundin schlüpfte wie von ungefähr schnell an die Seite der Fürstin und flüsterte ihr etwas zu. Diese schaute hin und erkannte sofort die Gestalt. Es war Mansana!

Die Freundin verstand es, ganz ohne Aufsehen zu erregen, nach der andern Seite hinüber zu gleiten und Theresa noch weiter nach der Seite, die die Freundin verlassen hatte. Sie näherten sich den Officieren so weit, daß der nächste ihr Kleid mit seinem Säbel hätte streifen müssen, wenn er nicht vorgezogen hätte, auszuweichen; dieser nächste aber war Mansana. Sie gewahrte, daß er sie erkannte, ein starkes Licht beleuchtete die Stelle. Sie sah sein Erstaunen. Aber sie sah auch, daß das kurze, kraftvolle Antlitz sich gleichsam schloß, daß die kleinen, tiefen Augen sich verschleierten — er besaß nämlich so viel rücksichtsvollen Tact, sie nicht kennen zu wollen Dafür schenkte sie ihm einen Blick und noch einen für sein Schweigen bis zu dieser Stunde — die großen dunklen Augen schimmerten — der letzte Blick wurde von ihm aufgefaßt. Er schlug in seine Seele und entzündete darin ein Feuer, dessen Flammen über seine Wangen emporloderten. Er war außer Stande, die Unterhaltung mit seinen Kameraden fortzusetzen, und nahm daher schnell von ihnen Abschied. Er sollte ja auch früh in der Nacht mit dem Schnellzuge abreisen, um am nächsten Tage den Gebeinen seines Vaters vom Verbrecherkirchhofe in Rom nach dem Ehrengrabe in seiner Vaterstadt folgen zu können. Niemand fand es daher verwunderlich, daß er früh nach Hause ging.

## V.

Tags darauf schritt er hinter der Bahre des Vaters einher, ganz so wie es ausgesehen hatte, nämlich voll Lust, einen Sprung weit über sie weg machen zu können. Dieser eine Blick, den Fürstin Theresa Leaney ihm, der sie beleidigt hatte, sie, die, wie er mit stolzem Trotze erwartete, seitdem seine Todfeindin sein müßte, gewährt aus der ganzen Fülle ihrer Schönheit heraus, mitten in ihrem Triumphzuge im Corso, hatte in seiner Seele ein neues Bild wie in Erz gegossen aufgerichtet. Es war ihr Bild, als die siegeslächelnde Göttin des Lebens selbst, vor deren Macht und Recht alle Verleumdung ohnmächtig wie das Wollen kleiner Seelen zu Boden sank, während sein eigenes Betragen als eine frevelhafte, niedrige Rohheit erschien. War sie es, die er gewagt hatte erschrecken und verfolgen zu wollen?

Den Theil seiner Seelenentwickelung, der ihn zu einer solchen Entheiligung geführt hatte, brach er jetzt in Stücke, Glied für Glied — während er hinter seines Vaters Bahre einherschritt — indem er anfing bei dem Vater selbst.

Seine edle und schöne Mutter hatte so oft geweint, wenn sie mit den Kindern allein zu Hause war; diese Thränen rannen, den Mann anklagend, der Gattin, Kind und Besitz verlassen hatte — um zu folgen — wem? — seinem Trotze, seinem Ehrgeiz, seiner Rache, die so oft die wilden Kameraden der Vaterlandsliebe sind und dann zuletzt ihre Herren werden. Seine eigene Geschichte lehrte ihn dies und die tausend Anderer!

Die Musik brauste, die Kanonen donnerten, die Luft war voller Evvivas und Blumen über dem Andenken des Vaters.



Digitized by Google

„Welche Leere in einem solchen Leben!“ dachte der Sohn; „aus der Verschwörung in den Kerker, aus dem Kerker in die Verschwörung, während die Mutter, die Gattin, die Kinder an den Bettelstab kommen, aller Besitz verkauft und nichts gewonnen wird, als das Eilen des unruhigen Herzens vom Leiden zur Rache, von der Rache wieder zum Leiden! Und dies Leiden und diese Rache war mein Erbe als Kind — und die Leere des Lebens daneben!“

Und die alten Freunde des Vaters umdrängten ihn, um seine Hand zu drücken, sie wünschten ihm Glück zu des Vaters Ruhm, dessen würdiger Erbe er werden sollte.

„Ja, nichtig und öde ist mein Leben gewesen, wie das seine ihm“, fuhr er fort. „Eine Freude der Rache so lange der Krieg dauerte, ein unruhiger Durst nach Thaten mußte die Fortsetzung sein, eine eitle Ehrsucht, ein aufgeblasenes Unüberwindlichkeitsgefühl — roh, selbstsüchtig, Alles nichtig und leer.“ Und er that den Schwur, während ihr Blick in Lächeln und Schönheit auf ihn herabstrahlte, daß die Kameraden von etwas Anderem zu reden bekommen sollten, als von Giuseppe Mansana's letztem Wagestückchen, und daß er selbst nach einem höhern Stolz streben solle, als der war, sich in dem Selbstgefühl zu sättigen, daß er dabei — nie von sich selbst rede.

Der Jubel wurde größer, jemehr sie sich dem Geburtsorte näherten, auch das Gedränge nahm zu, um Giuseppe, den berühmten Sohn, zu sehen, aber gerade hier, auf den Spielplätzen seiner Jugend, saß wieder die Großmutter am Rande des Grabens und warf mit Steinen nach dem Zuge, er hatte ja ihr ganzes Leben mit Allem, was sie zum Glücklichsein gesammelt hatte, „niedergetrampelt“.

Als er aber den ernsten, sorgenvollen Blick der Mutter auf sich ruhen fühlte, war es ihm, als sei derselbe eine Beleidigung. Sie wußte ja nicht, was er gerade nun dachte von allem Diesen und von seinem eigenen Leben als Fortsetzung von dem des Vaters. Deshalb begegnete er trotzig ihrem Blick, denn er traf ihn nicht.

## VI.

Zwei Tage später stand er hoch oben auf der Mauer, die den alten Dom von Ancona umgiebt. Er hatte keinen Blick für die alten rothen, die Portalsäulen tragenden Marmorlöwen ohne Nasen, auch keinen für die herrliche Bucht, die unter ihm lag. Zwar ließ er seine Blicke über die Verdecke der Schiffe und der Waarenböte in der Tiefe, sowie endlich über die Geschäftigkeit in den Arsenälen und auf der Schiffbrücke gleiten, aber seine Gedanken waren in der Kirche zurückgeblieben, die er soeben verlassen hatte, denn dort hatte er sie gesehen, er hatte sie auf den Knieen beten sehen, und, was mehr war, auch sie hatte ihn gesehen! Ja, sein Anblick hatte ihr offenbar Freude gemacht und sie hatte ihm denselben unaussprechlichen Blick geschenkt, ganz wie an jenem Abend. Er konnte nicht fortfahren, sie zu betrachten, ohne zudringlich zu sein oder Aufmerksamkeit zu erregen und so wurde denn die erstickende, von Weihrauchduft erfüllte Dämmerung der Kirche ihm unerträglich. An der Stelle, wo er nun stand, konnte er sich doch wohl und frei fühlen und die Gedanken konnten mit etwas Schönem in der Schönheit umherschweben. Er hörte hinter sich die Menge die Kirche verlassen, bald konnte er sie wieder sehen, tief unter sich, wo der Weg sich schlängelte, zu Fuß und zu Wagen. Er wollte sich nicht umsehen, sondern wartete, bis er

Digitized by Google

auch sie dort unten würde sehen können. Da hörte er einen Fußtritt hinter sich, von Einem, nein, von Zweien; sein Herz klopfte, vor seinen Augen ward es Nacht, nicht um Alles in der Welt hätte er sich umkehren dürfen. Es blieb stehen an seiner Seite, auch vor der Mauer, er fühlte wer es war und er konnte nun nicht länger umhin, sich umzukehren, wenn er nicht unhöflich scheinen wollte. Auch sie stand da und schaute hinab, hin und über die Schiffe, den Meerbusen, das Meer selbst, sah aber dennoch sogleich, daß er sich umkehrte. Ihre Wangen waren geröthet, sie erröthete aber noch tiefer, als sie nun lächelnd sagte: „Entschuldigen Sie, daß ich die Gelegenheit ergreife, ich sah Sie und mußte Ihnen Dank sagen.“ Sie schwieg einen Augenblick; erröthend und leuchtend sagte sie dann: „Im Schweigen zeigt sich bisweilen der größte Hochsinn. Ich danke Ihnen!“ Sie neigte das Haupt. Aber welch' ein Gruß! Welch' ein Lächeln, als sie nun mit der Freundin fortging. Welch' ein Gang, welch' eine Gestalt! Das Haar hatte sich gelöst und flatterte im Winde, als wolle es mit dem rothen Sammetkleide scherzen oder tändeln.

Der Weg schlängelte sich den Berg hinab, jetzt fuhr ihr Wagen, der in der Ferne gehalten hatte, ihr entgegen und wandte unter der obersten Mauer um. Aber sie hatte ihn noch nicht erreicht, als auch sie hinter sich Schritte hörte, Schritte eines Laufenden; sie blieb stehen und kehrte sich erröthend um; sie wußte wer es war, sie lächelte über seine Eilfertigkeit, vielleicht um ihm zu helfen.

„Ich begriff es nicht sogleich“, sagte er, indem er grüßte; sein braunes Gesicht war nun braunroth. „Mein Schweigen war keineswegs zarter Rücksicht entsprungen, nur dem Stolze vor mir selber. Ich will mich nicht mit einer Ehre schmücken, die ich nicht verdiene. Verzeihen Sie mir aber jetzt meine Rohheit!“ Seine tiefe Stimme bebte, Alles wurde herausgestoßen; Mansana war kein Mann der Rede. Als er seine Mütze abnahm, um zu grüßen und zu gehen, zitterte auch die Hand, und dadurch, sowie durch Das, was vorausgegangen war, machte er dennoch auf die Fürstin den Eindruck großer Beredtsamkeit.

Und so geschah es, daß die Fürstin Thereſa nicht in den Wagen stieg, sondern neben dem Capitain Mansana mit der Freundin an der andern Seite an ihm vorbeischritt. Und so ereignete es sich ferner, daß sie auch an seiner Seite wieder zurückkam und daß sie über eine Stunde hin- und herwandelten unterhalb der obersten Mauer mit der wunderbar schönen Aussicht zu ihren Füßen.

Und als sie endlich im Wagen saß, und als sie, indem dieser in den tiefern parallel laufenden Weg hineinbog, sich noch einmal grüßend verneigte, seinen erneuerten Gruß beantwortend — da fuhr er fort, noch eine ganze Stunde an jener Stelle auf und ab zu wandeln. Die scharfen Linien der Meeresbucht, die kühn aufsteigenden Felsen, die blauende Unendlichkeit des Meeres, die Segel hin und wieder und die Dampfsäulen am fernen Horizont — wahrhaftig, es ist eine recht hübsche Bucht, diese Bucht von Ancona.

Sie hatte ja in ihrer unfreiwilligen Begegnung ungefähr dasselbe gelernt, was er gelernt hatte; ihrer Vergangenheit Geschichte war ja die seinige, mit mühsam zurückgedrängtem Jubel war ihm dies aufgegangen in Dem, was sie sagte, Wort für Wort, aus ihrem eigenen Munde!



Digitized by Google

Jenes Schönheitsbild, hoch, hoch über seinem Dasein, umschwebte ihn jetzt lächelnd; es hatte Fehler und eine Fülle unbefriedigter Sehnsucht gleich ihm, aber eine Einfassung voll Anmuth und Herrlichkeit, worin er sich mit aufgenommen fühlte.

Ach ja, jene Meeresbucht von Ancona, wie schlängelt sie sich so kühn, wie ist die Meeresfläche so scharf, blauschwarz in einer Brise, wie weich sind die Farbenübergänge im fernen Meere, wo sie in einem Lichtnebel enden!

## VII.

Was war es nun, das ihn verhinderte, nicht sogleich in ihrem Palaste zu erscheinen? Eine heimliche Hoffnung, daß sie noch einmal kommen würde! Was auch die Quelle dieses Hirngespinnstes sein mochte — ein thörichtes war es; denn nach Verlauf einiger Tage grüßte die Fürstin ihn wieder fremder als zuvor.

Zu spät machte er die Entdeckung, daß seine Hoffnung der Eitelkeit ihn verleitet habe, die allgemeine Höflichkeit beiseite zu setzen; er eilte nun nach dem Palast, um seine Karte abzugeben.

Ein alter italienischer Palast, der oft ein Fundament hat, das in der großen Kaiserzeit gelegt wurde, einen innern Theil, der schon das Mittelalter oder die Uebergangszeit gesehen, ein Aeußeres mit Façade und Porticus aus der Zeit der Renaissance oder einer noch spätern Periode — und dessen Ornamentik und Einrichtung ebensoviele Epochen bezeichnet, während die Statuen, die Gemälde, die Möbel, erstere sogar von den Plünderungen der Kreuzfahrer auf den griechischen Inseln und in Konstantinopel, die anderen aus der byzantinischen Periode stammen und sich fortsetzen können bis zum heutigen Tage — ein solcher italienischer Palast, wie sie sich am besten in den Seestädten finden, ist ein Stück Culturgeschichte außer dem des Geschlechtes; er macht starken Eindruck auf den Eintretenden, wenn er ein Kind des Volkes ist, aber dabei zugleich beurtheilen kann, was er sieht. Er giebt auch ihr, die als Herrscherin in der Triumphhalle ihres Geschlechtes steht, ein Bewußtsein, wodurch die Freundlichkeit etwas Herablassendes, die Höflichkeit etwas Vornehmes erhält; und es bedarf nicht einmal dessen, um sie in eine bedeutende Entfernung zurückweichen zu lassen, wenn man nach der Vertraulichkeit einiger Begegnungen durch das Portal schreitet, wenn man sich umgeben fühlt in den großartigen Treppenaufgängen, den hohen Zimmern, von der tausendjährigen Geschichte, und nun vortritt, um hier empfangen zu werden; hat obendrein eines Mannes Phantasie sie noch näher an sich gedrückt — hier wird dann eben dieselbe Phantasie viel weiter fortgescheucht werden, als nöthig ist.

So geschah es denn, daß der erste Besuch nicht glücklich ablief. Gebeten, wiederzukommen, that er es mit dem Bleigewichte des ersten Besuches über sich; er benahm sich linkisch, dann bewirkte die verletzte Eitelkeit, daß er mit einer sich selbst bewachenden Vorsicht auftrat — und sah, daß sie lächelte.

Sein ganzer stolzer Trotz kehrte nun zurück, aber was konnte er machen? Hier durfte er nicht fluchen, nicht einmal reden; er schwieg, litt, ging, kam wieder und erlebte, daß sie mit seiner Pein spielte! Hatte sie sich einmal überwunden gefühlt, so empfand sie jetzt, wie süß es sei, über den Sieger zu siegen, sie ging auf gewohnten Pfaden und vermochte das mit hinreichender Ueberlegenheit.

Digitized by Google

Niemals hat ein eingefangener Löwe die eisernen Stangen seines Kerkers so zu zerbrechen gesucht, als Giuseppe Mansana sich abmühte, das feine Netz aus Ceremoniell und tändelnder Ueberlegenheit zu zerreißen. In der Nächte Rasen und der Tage verzehrendem Jagen innerhalb desselben Ringes verbrauchte er alle seine Kraft.

Er konnte nicht ertragen, sie von irgend einem Andern erwähnen zu hören, und selbst durfte er ihren Namen nicht nennen, um seine Leidenschaft nicht zu verrathen und nicht lächerlich zu werden. Er konnte es nicht ertragen, sie mit irgend einem Andern beisammen zu sehen — selbst aber durfte er nicht in ihre Nähe kommen, um nicht eine Demüthigung zu erleiden, nicht ein Mal, sondern hundert Mal kam ihm die Lust an, sie selbst und Den, den sie ihm in einem Augenblick vorzöge, zu morden; aber er mußte schweigen und gehen. Es drängte sich ihm selbst die bestimmte Ueberzeugung auf, daß dies zum Wahnsinn oder Tode führen müsse oder aber zu beiden.

Aber so völlig war er außer Stande sich selbst zu beherrschen, daß er, dies erkennend, sich bisweilen auf den Boden der Länge nach niederwarf, gleichsam um selbst ein Bild der Hülflosigkeit seines Zustandes zu geben.

Er war sich selbst ein unauflösliches Räthsel. Nur Eins stand klar vor ihm, daß er dies nicht lange aushalten könne. Warum dann nicht untergehen in einer That, einer leuchtenden Rache, würdig seiner Vergangenheit? Aber solche und andere Gedanken glitten über seine Seele wie Wetterwolken über ein Felsengebirge; sie lag fest gebunden wie durch ein Naturgesetz.

Da wurde er plötzlich feierlich eingeladen zur Fürstin zu kommen. Einer der berühmtesten Virtuosen Europas kam im Herbst zurück aus noch südlicheren Ländern und wählte den Weg über Ancona, wo er der Fürstin, die er aus Wien kannte, einen Besuch machte. Sie lud den Adel Anconas ein zu einem schönen Feste ihm zu Ehren; es war das erste in ihrem Palaste. Das Fest war ihres Reichthums und der Stelle würdig; die Freude war allgemein; sie nahm auch den kranken Meister gefangen, so daß er sich ans Piano setzte und Etwas vortrug. Bereits die ersten Anschläge hatten die Macht, die ganze Gesellschaft zu einer großen Freundesschaar zu machen, so wie es geschieht, wenn die Erwartung befreiend wirkt.

Auch Theresa's Augen suchten die Anderer, um zu geben und zu empfangen; im fernern Verlaufe kam sie auch dazu, Mansana anzublicken, der in vollständiger Selbstvergessenheit weit vorn fast in der Nähe des Pianos stand. Der Meister spielte ein Stück, das „Sehnsucht" hieß, und aus dem tiefsten Schmerz sich emporringend, nach Trost suchte. Er spielte wie Einer, der selbst bis zur Verzweiflung entbehrt hat. Niemals hatte die Fürstin ein Antlitz gesehen, wie jetzt das Mansana's. Er war schroffer als gewöhnlich, ja widerwärtig schroff; aber gleichzeitig sah sie Thräne auf Thräne, die eine unmittelbar der andern folgend, über seine Wangen hinabrollen. Er sah aus, als knüpfe er mit dem stärksten Willen sein Wesen zusammen, um nicht der Rührung zu erliegen, und gleichzeitig trat der Eindruck, dem er sich verschließen wollte, hervor, Thräne auf Thräne. Etwas in sich selbst so Zwiespältiges und Unglückliches hatte sie nie zuvor gesehen. Ihn unverwandten Blickes anstarrend, wurde sie buchstäblich zuletzt von einer Art Schwindel überwältigt, der sich auch darin äußerte, daß sie glaubte, er sei es, der gerade nun umfallen müsse, sie erhob sich daher ..... eine donnernde

Digitized by Google

Beifallssalve brachte sie wieder zur Besinnung, zog auch soweit die Augen der Anderen von ihr ab, daß sie Zeit gewann, sich festzuhalten und zu warten, so daß sie abermals ohne Gefahr aufschauen und versuchen durfte, tief Athem zu holen.

Das Musikstück war nicht zu Ende gespielt, aber sie sah dennoch Mansana nach einer Thür schleichen; wahrscheinlich hatte der Beifall auch ihn aufgescheucht und ihn entdecken lassen, daß er sein Gefühl nicht beherrschen konnte.

Mit der Angst von vorhin noch in sich, eilt sie, zum Erstaunen Aller, ohne weiteres durch die lauschende Menge hinaus aus der nächsten Thür, macht dann einen Umweg, um nach dem Vorzimmer zu kommen, beschleunigt ihren Schritt, als könne sie ein Unglück verhindern, nicht ohne das Gefühl der Schuld, nicht ohne das Gefühl der Verantwortlichkeit. Er stand ganz richtig im Vorzimmer, wo er gerade den Mantel über die Schultern warf; die Mütze hatte er bereits auf dem Kopfe. Die Diener waren nicht zugegen, sie hatten sich auch die Freiheit genommen, Musik hören zu wollen. Sie schritt daher rasch vor.

„Signore!"

Er kehrte sich um, begegnete ihrem wärmsten Blick und zwar in einer Art Aufregung, während sie mit beiden Händen das flatternde Haar von Wangen und Hals zurückstrich, eine Bewegung, die stets einen Entschluß bedeutete, aber auch der Gestalt ihre volle Schönheit gab. „Ich bekam gestern mit dem Bahnzuge das neue ungarische Gespann, worüber ich neulich mit Ihnen sprach; morgen müssen wir es probiren. Sie werden mir die Freundlichkeit erzeigen, es zu lenken. Nicht wahr?"

Er wurde bleich unter der braunen Haut; sie hörte seinen schnellen Athem. Aber er schaute weder auf, noch redete er, er verbeugte sich nur zustimmend. Darauf legte er die Hand über den großen kunstfertig geschmiedeten Thürdrücker, der mit einem klangvollen Laut nachgab.

„Um vier Uhr", fügte sie eilig hinzu. Er verbeugte sich noch einmal ohne aufzusehen, aber in der geöffneten Thür wandte er sich noch einmal nach ihr um, die Mütze in der Hand, aber schlank aufgerichtet. Das war sein Abschied. Er sah, wie sie ihn anblickte mit der Frage der Angst in den großen Augen. Sein Gesichtsausdruck mußte die Angst wohl hervorgerufen haben. Er konnte auch wohl den Blitzstrahl innerer Eingebung nicht verbergen, der seine finstere Seele erleuchtete. Jetzt hatte er ja zu wissen bekommen, wie es enden sollte!

## VIII.

Um vier Uhr am nächsten Tage wurde er von einem Diener durch das Vorzimmer und den Spiegelsaal in den Concertsaal und weiter zu einem der inneren gothischen Gemächer geführt, wo die Photographien der letzten Reise der Fürstin lagen. Es wurde gemeldet, das die Fürstin sogleich fertig sei.

Sie kam in einer Art ungarischer oder polnischer Tracht. Es war im November und das Wetter ziemlich kühl, besonders an jenem Tage. Sie trug ein sie fest umschließendes Sammetkleid, dessen oberer, mit Zobelfell verbrämter Theil bis auf die Kniee hinabreichte, auf dem Kopfe eine hohe Mütze mit Zobelfell, das Haar flatternd.

Als sie ihm ihre weiß behandschuhte, von Spitzen unter der Zobelborte

Digitized by Google

umrahmte Hand reichte, geschah es fast in vertraulicher Weise, wozu Augen, Antlitz, ja die dicht geschlossene Gestalt gleichsam als Zeugen dastanden. Es sollte sein! Jedenfalls faßte er es so auf, und erhielt eine Stütze dadurch, daß sie kurz darauf leicht hinwarf, daß die Tour vielleicht aufgeschoben werden müßte, die Pferde seien noch scheu nach der Reise mit der Eisenbahn. Mit kaltem Scherz wies er ihre Furcht zurück. Sie suchte in seinem Gesicht spähend zu lesen, es sah angestrengt und leidend aus, aber es war verschlossen — was es übrigens unschwer zu sein pflegte; sein Wesen war fremd, aber entschiedener, als es lange gewesen war. Er bot der Fürstin den Arm, sie nahm ihn. Auf der Treppe fühlte sie, daß er zitterte, sie sah ihn wieder ins Gesicht und glaubte zu bemerken, daß es leuchtete. Nun fühlte sie Bangen. Am Wagen sagte sie deshalb noch einmal, indem sie die Gelegenheit ergriff, als die Pferde, während sie einstiegen, gehalten werden mußten: „Es ist gewiß zu früh, mit ihnen zu fahren, sollen wir es nicht aufschieben?“ Ihre Stimme war bittend, sie legte auch die Hand bittend auf seinen Arm, indem sie ihm in die Augen sah. Sein Antlitz verwandelte sich, während ihr Blick auf ihm ruhte, seine Augen verfinsterten sich. Er beugte sich über sie: „Ich konnte es mir denken, daß Sie diese Tour nicht noch einmal mir mir machen dürften!“

Flammendroth sprang die Fürstin in den Wagen, leichenblaß, steif wie eine Stange, die Freundin hinterher; aber wie zum Tanze Mansana hinauf auf den Bock, kein Diener kam mit. Es war ein leichter Halbwagen.

Als die Pferde losgelassen wurden, zeigte sich die Gefahr sogleich; die Thiere standen auf den Hinterbeinen, das eine wollte hinaus, das andere hinein; die Fahrt durch den Thorweg währte sicher über eine Viertelstunde.

„Ach, daß Du dies willst!“ flüsterte die Freundin in Todesangst, die beiden Thiere anstarrend, die sich bäumten, einen Ruck vorwärts machten, sich wieder bäumten, Hiebe bekamen und hinten ausschlugen, sich dann auf die Seite werfen wollten, wieder Hiebe bekamen und hinten ausschlugen, dann wieder Hiebe und endlich vorwärts. Das System des Prügelns mußte jedenfalls nicht das beste sein, aber vielleicht wurde es gerade deshalb gewählt.

Als sie auf die Straße kamen, zitterten die beiden fremden Thiere und stampften; die neuen Gegenstände, die neuen Laute, die neuen Farben, der starke Lichtglanz über Allem und Allen erschreckte sie, aber Mansana's Riesenarme hielten sie in leisem Schritt, bis man an dem Denkmal Cavour's vorüber war; dort ließ er die Zügel schießen nach und nach. Er schaute sich um, und begegnete dem Blick der Fürstin; jetzt war *sein* Blick der des Herrn und *ihr* Blick der der Dienerin.

Sie lächelte ihm zu, aber ihr Herz bebte. Was hatte sie auf den unglückseligen Gedanken gebracht, diese Tour zu machen? In derselben Stunde, wo sie sie vorgeschlagen, hatte sie sie bereut. Sie war von dem Augenblick, wo sie gestern den Blitz in seinem Auge sah, überzeugt gewesen, daß er diese Fahrt zu einer „Abstrafung“ gebrauchen wollte, und zwar mit derselben wilden Unbarmherzigkeit wie damals. Warum saß sie nun hier? Während sie auf jede seiner Bewegungen und die der Thiere achtete, fragte sie sich wieder und wieder, nicht um eine Antwort zu bekommen, sondern, weil die Gedanken einen Rundtanz der Verzweiflung machen *mußten*, und deshalb machten sie nun diesen.

Digitized by Google

Vorwärts ging es, fortwährend im Trabe und zwar in dem stärksten, der sich erreichen ließ. Er sah sich schnell um. Diese Bewegung entsprang dem Jubel. Seine Augen flammten. Das war aber nur die blitzschnelle Einleitung zu Dem, was nun folgte. Er hob nämlich die Peitsche in die Höhe und ließ sie mit einem breiten kunstmäßigen Schwunge sausend auf beide Thiere hinabfallen; diese brauchten sie blos in der Luft zu hören, um mit einem langen Satze in Galopp überzugehen.

Nicht ein Laut von Denen, die drinnen saßen.

So that er es zum zweiten Male — und nun waren die Pferde wahnsinnig geworden.

Gerade hier fing der Weg an sich durch einen schroffer und schroffer werdenden Abhang hindurchzuschneiden. Und gerade nun erhob er die Peitsche zum dritten Male, schwang sie über seinem Haupte wie einen Lasso, ein, zwei, drei Mal und dann fielen die Schläge!

Aber aus dieser Bewegung, an dieser Stelle und in dieser Fahrt schlug es ein wie Blitzesklarheit in ihre Seele — nicht ihre Bestrafung suchte er, sondern den Tod — den Tod mit ihr!

Giebt es in unserer Seele eine Fähigkeit, die von ihrem ewigen Ursprung zeugen kann, so ist es die, einen unermeßlichen Umfang an Zeit und Begebenheit in der Secunde einer Secunde umspannen zu können. Von dem Augenblick, wo die Peitsche jenen jubelnden Bogen beschrieb, bis zu dem, wo sie den Rücken der Thiere berührte, hatte sie nicht allein die Entdeckung gemacht, sondern ihr ganzes Leben neu durchlebt, beleuchtet von dem neuen Lichte, und darin die Gewißheit seiner schweigenden stolzen Liebe bekommen, die den Tod mit Frohlocken begrüßte, wenn er ihn mit ihr theilen konnte — und darauf faßte sie nun ihren Entschluß und führte ihn aus.

Denn gleichzeitig mit dem Peitschenschlage hörte er hinter sich: „Mansana!“ — Kein Angstruf, kein Fluch, nein, ein wilder Freudenschrei! Er wandte sich blitzschnell um: mitten in der orcanähnlichen Fahrt stand sie aufgerichtet mit leuchtendem Antlitz und ausgestreckten Armen, schneller als es gesagt werden konnte, hatte er sich wieder den Pferden zugewandt, die Peitsche weggeworfen, die Zügel drei Mal um seine Arme geschlungen und die Füße mit der ganzen Kraft des Körpers gegen die Brüstung des Wagens gestemmt; er wollte leben, leben mit ihr!

Nun gab es einen Kampf! Er wollte die Brautfahrt des Todes hemmen und sie zurückzwingen, die des Lebens zu sein.

In einer aufgewirbelten Staubwolke, am Rande des Abgrunds, ging es in rasender Eile vorwärts, die schäumenden Pferde konnten dazu gebracht werden, die Köpfe höher zu halten, so daß die Mähnen gleich schwarzen Flügeln hinter ihnen herflatterten, aber das war auch Alles. Da umfaßte er mit beiden Händen den rechten Strang des Zügels, um den wilden Zug in die Mitte des Weges zu bringen — es also darauf ankommen lassend, ob Einer oder Etwas ihnen begegne; denn in diesem Falle fuhr der Zug mit Pomp gerade in den Thorweg des Todes hinein. Es gelang, man war jetzt in der Mitte; noch hemmte nichts die Fahrt — aber dort in der Ferne schimmerte etwas Entgegenkommendes, mehrere, viele, unzählige, sie sperrten den ganzen Weg. Näher — und es zeigte sich, daß es eine der endlosen herbstlichen Viehtriften war, die nach dem Meere ging.

Da erhebt er sich, die Zügel wegwerfend; ein lauter Schrei hinter ihm! Er macht einen Sprung und wird im nächsten Augenblick in der Luft schwe-

Digitized by Google

bend geſehen — abermals ein gellender Schrei. Er ſitzt jetzt auf dem Rücken des einen Pferdes und hat den Zügel des andern dicht am Maule feſtgefaßt. Sein Reitpferd macht einen Satz mitten im Laufe, wodurch es von dem andern zu Boden geriſſen wird. Es wird gleichwohl ein Stück mit dem äußern Lederzeug fortgeführt, bis dies unter der Laſt zerreißt, wird noch weiter geſchleift, bis die Riemen zwiſchen beiden auch zerreißen. Daß Manſana den Zügel des andern Pferdes feſthielt, rettete ihn ſelbſt, und brachte, im Verein mit der Schwere des geſtürzten Pferdes, Alles zum Stehen. Aber das geſtürzte Pferd fühlt den Wagen auf ſich liegen und ſchlägt nach allen Seiten aus, das ſtehende bäumt ſich; die Deichſel bricht, der Stumpf deſſelben ſchnellt Manſana auf die Seite, aber er hält feſt und iſt nun vor dem ſtehenden Pferde, oder richtiger unter demſelben mit einem heftigen Griffe in deſſen Naſenlöcher, bis es ſtill ſteht wie ein gefangenes zitterndes Lamm. Er hat ſich wieder aufgerichtet; er bringt dem geſtürzten Pferde, das mehrere gefährliche Verſuche gemacht hat auf die Beine zu kommen, Hülfe. Erſt jetzt, ganz mit Staub bedeckt, mit zerfetzten Kleidern, blutend, ohne Kopfbedeckung, ſieht er ſich um.

Thereſa ſtand aufgerichtet vor dem geöffneten Wagenſchlage. Sie muß ſich haben herausſtürzen wollen, muß durch einen der heftigen Stöße rücklings übergefallen ſein, und hat ſich dann wieder aufgerafft — oder wie es nun ſonſt zugegangen ſein mag; ſie wußte es ſelbſt nicht, aber was ſie begriff, war, daß er nun daſtand, gerettet, die zitternden Roſſe am Zügel haltend.

Hin zu ihm — und er zu ihr mit ausgebreiteten Armen, ſie fühlte ſich von ihnen umſchlungen! Bruſt an Bruſt, Lippe an Lippe, die hohen Geſtalten mit gegenſeitig ſich umſchlingenden Armen. Sie konnte nicht aufhören. Die Arme löſten ſich keinen Augenblick, nicht einmal um die Verſchlingung zu erneuern, nicht Lippen, nicht Augen, nur ihre Lider ſenkten ſich.

Das erſte Wort war ein flüſterndes: „Thereſa!“ Dann preßten ſich die Lippen wieder aufeinander.

Niemals hat irgend ein Weib mit größerm Jubel den Platz der Herrſcherin eingenommen, als ſie den des Untergebenen, als dieſe Umarmung endete. Niemals hat irgend ein Flüchtling mit zwei ſo wunderbaren, vor Freude ſtrahlenden Augen um Verzeihung darum gebeten, daß ſie ihre Freiheit bewahren wollte. Niemals hat eine Fürſtin ſich mit ſo brennendem Eifer in ihren Sclavendienſt geſtürzt, als ſie, da ſie nun ſeine Wunde, ſeinen zerfetzten und beſtäubten Zuſtand entdeckte. Mit den feinen weißen Händen, mit dem koſtbaren Taſchentuche und ihren Nadeln begann ſie nun die Wunde zu reinigen, zu verbinden, Riſſe zuſammenzuſtecken, und mit ihren Augen linderte und heilte ſie Alles! Vor jeder kleinen Pauſe umſchlang man ſich von neuem mit ſtummem oder redendem Entzücken. Zuletzt vergaßen ſie ſo ganz den Wagen, die Pferde und die Freundin, daß ſie ſich plötzlich zu Fuße auf den Weg nach der Stadt machen wollten, als ſei nichts in der Welt mehr zu thun, als — das neugefundene Glück heimzuführen. Erſt der Angſtruf der Freundin und die langſam kommende Triſt erweckte ſie wieder. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

# Ein Apriltag.

(Nach dem Engliſchen des G. Chaucer 1328 — 1400.)

Aus Wolken ſchwer, den ganzen Tag
Fiel ſanfter Regen fein.
Ein weicher, grauer Nebel lag
Auf Berg und Thal und Hain.

Die tiefe Stille der Natur
Kein Laut heut' unterbrach.
Von Leben nirgends eine Spur
Sah ich den ganzen Tag.

Kein einzig Zweiglein regte ſich,
Kein muntres Vöglein ſang.
Faſt ſchien es mir, als hörte ich,
Wie jede Knospe ſprang.

Das ſaft'ge Laub verhüllt noch nicht
Der Erde nackte Bruſt,
Doch aus den naſſen Zweigen bricht
Das Grün voll Frühlingsluſt.

Gewiß, ſeit heute Morgen früh
Des Geisblatts zarte Sproſſen,
Wohl noch einmal ſo groß ſind ſie
Und grün hervorgeſchoſſen

Am Buſch die Fliederblüthen ſind
Auch milchweiß aufgeblüht,
Faſt ſcheint es, daß ihr Duft ſo lind
Zu mir herüber zieht.

Herab, herab der Regen fällt,
Mehrt Fruchtbarkeit und Segen.
Ein weiter See erſcheint die Welt;
Da plötzlich ſtockt der Regen.

Und eh' die Grübchen auf dem Strom
Auskreiſten überall,
Im Weſten glänzt des Himmels Dom
Im ſanften Abendſtrahl.

Doch ſieh! auf's neue voll und ſchwer
Strömt Regen auf das Land,
Der flieh'nden Wolke Lebewohl,
Der Saum von dem Gewand.

A. Vivanti-Lindau.

---

Digitized by Google

# Die deutsche Rechtschreibung und die Berliner orthographische Konferenz.

Von **Dr. Daniel Sanders**, Mitglied der Konferenz. *)

Unsere heutige neuhochdeutsche Rechtschreibung ist keine reine, vollkommene Lautschrift, sondern vielmehr aus einer unvollkommenen und mangelhaften derartigen Schrift hervorgegangen, aber durch ein Verdeutlichungsstreben höchst zweckmäßig ergänzt und vervollkommnet **).

Diese unsere neuhochdeutsche Rechtschreibung, wie sie im Laufe der Zeit sich herausgebildet und entwickelt hat, ist allmählich von sprachkundigen Männern geordnet, geregelt und fest gestellt worden, und zwar in der Gestalt, wie sie im Großen und Ganzen noch heute im allgemeinen Gebrauche unerschüttert fest steht, besonders von Gottsched und Adelung, auf eine so durchdachte und alle Einzelheiten so sorgfältig berücksichtigende und umfassende Weise, dass z. B. vor etwa 60 Jahren Friedrich Schlegel in seinem „Deutschen Museum" (Bd. III, S. 131) keinen Anstand nahm, unsere Orthographie trotz mancher Mängel und Unvollkommenheiten doch als eine der vortrefflichsten zu bezeichnen.

Zu einer reinen, vollkommenen Lautschrift hat unsere Rechtschreibung einerseits zu wenig, andererseits zu viel Zeichen, so dass theils ein und dasselbe Zeichen verschiedenen Lauten entspricht, theils für ein und denselben Laut verschiedene Bezeichnungsweisen zu Gebot stehen. Z. B. in Vater und Gevatter bezeichnet das a das erste Mal einen gedehnten oder langen, das zweite Mal einen kurzen oder geschärften Selbstlaut, wie in fatal das a der ersten Silbe geschärft, das der zweiten gedehnt ist. Dagegen ist der dem a vorangehende Laut trotz der vollständigen Übereinstimmung in der Aussprache doch auf verschiedene Weise bezeichnet, in Vater durch das sogenannte

*) Auf obige scharfe und klare Darlegung Dessen, was unserm Verhältniß zur Orthographie der Muttersprache noth thut, machen wir unsere Leser um so mehr aufmerksam, als den hochrenommirten Verfasser bekanntlich die umfassendste wissenschaftliche Kenntniß der deutschen Sprache auszeichnet. Hier redet nicht einer der ideologischen Professoren der berufenen Berliner Orthographiekonferenz, welche den Sprachgeist verkennen und den Volksgeist für einen Schuljungen halten, zu uns, sondern aus der Minorität jener unseligen Konferenz ein heller Kopf, den Schiller mit den Worten schützt:

„Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn,
Man muß die Stimmen wägen und nicht zählen."

Hoffentlich wird das weder phonetisch noch historisch gutzuheißende Chaos der Commissionsbeschlüsse nicht den Schulen octroyirt und eine heillose Confusion aller Orthographielogik verhindert werden. Die Redaction.

**) S. meinen Aufsatz in der Gottschall'schen „Deutschen Revue der Gegenwart (Unsere Zeit)". Neue Folge, 11. Jahrg., Heft 6, S. 458 ff., abgedruckt in dem Vorwort zu meinem „Orthographischen Wörterbuch" (2 durchgesehene Auflage 1876), zu vgl. mit einem Aufsatz von mir in v. Holtzendorff's „Jahrbuch für Gesetzgebung des deutschen Reichs". Jahrgang IV, 1, S. 214 ff.

Digitized by Google

große **V**, in fatal durch das kleine **f**, wozu sich z. B. noch das große **F** in Fatalität gesellt und großes **Ph** und kleines **ph** bezüglich z. B. in Phantasie u. phantastisch. Es ist bekannt, dass wir, wie beim **a**, auch bei den übrigen Selbstlautern keine besonderen Zeichen für die gedehnten und die geschärften Laute besitzen und dass außerdem z. B. auch das gedehnte **e** anders lautet in der ersten Silbe von Ceder (geschlossen) und von Feder (offen, vgl. frz. é und è). Es fehlt uns ferner ein eigenes Lautzeichen für das **j** oder **g** in aufgenommenen französischen Wörtern, wie z. B. im Anlaut von Journal, Gensdarmerie; ferner fehlen uns für manche Laute wenigstens einfache Zeichen, so dass wir zur Bezeichnung Buchstabenverbindungen verwenden müssen, z. B. für die Diphthonge oder Doppellaute (wie **au**: **eu**; **ei** ꝛc.), für den Zischlaut (bezeichnet durch den Trigraphen **sch**) und für die Aspirata sowohl des Gaumen- wie das Kehllauts, wofür wir unterschiedslos **ch** setzen, obgleich z. B. in Papachen (wie in echt, sich, siech) deutlich der helle vorn im Munde gebildete Gaumenlaut ertönt, dagegen der dumpf im Rachen gebildete Kehllaut in Sprachen (wie in ach, doch, hoch, Rauch ꝛc.). So fehlt uns auch ein Zeichen für den Nasallaut, vgl. z. B. mit diesem gesprochen Angel, verschieden von dem getrennt ertönenden **ng** in den beiden ersten Silben des zusammengesetzten Angelegenheit, ähnlich Anker (mit nasalem **n** vor dem **k**) u. ankehren (mit nicht-nasalem **n** vor dem **k**). Diese Beispiele werden genügen, die Mangelhaftigkeit und das Unzureichende unserer Zeichen für eine vollständige Lautbezeichnung darzuthun, zu welcher freilich auch noch die Bezeichnung der Betonung hinzukommen müsste (vgl. z. B. das Hauptwort Gebet — auf der zweiten Silbe betont — und die Verbalform gebet von geben, auf der ersten Silbe betont, etwa zu unterscheiden durch die Tonzeichen: Gebēt und gēbet; ähnlich: mōdern u. modérn, érblich u. erblich, Äūgust u. Augúst, Tīber u. Tibēr ꝛc.; auch lēbend und lebéndig ꝛc.).

Überflüssige Zeichen dagegen besitzen wir z. B. in unsern großen Buchstaben, die ganz genau denselben Laut bezeichnen, wie die entsprechenden kleinen; man vergleiche ferner als Bezeichnungen genau desselben Lautes **f**, **v** und **ph** (s. o.); **eu** und **äu**; **ei** u. **ai**; **t** u. **th**, zum Theil auch **d** (s. u.), **dt** ꝛc.; oft auch **i**, **ie**, **ih**, **ieh** u. **y**; **a**, **aa**, **ah**; **e**, **ee**, **eh**; **o**, **oo**, **oh**; **u**, **uh**; **chs**, **gs**, **ks**, **cks** u. **x**; **ä** und **e**; **v** u. **w**; **k** u. **c**; in manchen Fällen auch **c**, **z** u. **ti** (s. mein Orthogr. Wörterbuch VII.).

Dieser Überfluss lautlich gleichbedeutender Zeichen ist aber nun, wie gesagt, in unserer Schrift sehr zweckmäßig zur Verdeutlichung verwendet, wofür wir zunächst einige Beispiele geben wollen.

Die lautlich überflüssigen großen Buchstaben dienen bei uns im Anlaut zur Hervorhebung, und zwar nicht bloß — wie bei andern Völkern — der Satzanfänge ꝛc., sondern auch namentlich der Substantiva und substantivischen Wörter. Ich verweise hier für das Einzelne auf meine „Vorschläge“ *) (Heft 2, Abschnitt V, Anfangsbuchstaben), S. 9 — 59, indem ich hier nur einige Beispiele für die Unterscheidung substantivischer und nicht-substantivischer Wörter heraushebe, wie (s. dort S. 17 ff.):

*) Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für Alldeutschland. An das deutsche Volk, Deutschlands Vertreter und Schulmänner. Von Dr. Daniel Sanders. Berlin 1873; 2. Heft 1474. Vgl. hierüber den „Salon“ 1874, Heft VI, S. 670—678.

Digitized by Google

Der seltne Mann will [= verlangt, beansprucht] seltenes Vertrauen, wo Vertrauen mit großem Anfangsbuchstaben ein substantivischer Infinitiv ist, begleitet von dem klein zu schreibenden attributiven Adjektiv seltenes, — dagegen:

Er will dir etwas Seltenes vertrauen,

wo vertrauen mit kleinem Anfangsbuchstaben das im Infinitiv stehende Verbum ist, als dessen Objekt das groß zu schreibende substantivische Adjektiv Seltenes steht, begleitet von dem mit kleinem Anfangsbuchstaben zu schreibendem adjektivischen Pronomen etwas (vgl. dagegen z. B: Er will dir Etwas vertrauen ꝛc.); ferner z. B.: Gieb Jedem [substantivisch] das Seine! — u.: Hier sind die Hefte sämmtlicher Schüler, gieb jedem [sc. Schüler] das seine [= sein Heft]. Ich habe dort namentlich auch aus Schiller's Don Carlos, aus der berühmten Unterredung des Marquis Posa mit König Philipp, eine Stelle angeführt, die in manchen Ausgaben sich so darstellt:

Das Jahrhundert
Ist meinem Ideal nicht reif. Ich lebe
Ein Bürger Derer, welche kommen werden,

wo das hervorgehobene Wort als substantivisch erscheint und also die Auffassung sich ergiebt, dass Posa sich als einen Bürger (etwa im Sinne von Mitbürger) Derer, d. h. der Personen, bezeichne, welche kommen werden. Diese Schreibweise würde also den Leser und den vortragenden Schauspieler zu einer falschen und sinnentstellenden Auffassung verführen, die durch die Änderung des großen D in ein kleines sofort beseitigt und berichtigt wird, indem Posa hier vielmehr als einen Bürger derer, (d. h. der Jahrhunderte), welche kommen werden, sich bezeichnen will, da das jetzige seinem Ideal noch nicht reif ist.

Schon diese wenigen Beispiele zeigen, zu welchen Feinheiten der Verdeutlichung unsere Orthographie die Unterscheidung zwischen großen u. kleinen Anfangsbuchstaben für substantivische und nicht-substantivische Wörter ausgebildet. In ähnlicher Weise dient diese Unterscheidung aber auch, um die persönlichen Fürwörter der 3. Person nebst den zugehörigen Possessivpronomen im eigentlichen Sinne von ihrer Anwendung als Anredefürwörter verdeutlichend zu sondern, vgl. (s. meine Vorschläge II, 47) aus Lessing's Minna I, 3 die Worte Just's: Ich dächte, ich wäre wohl Herr Just für Ihn — u. kurz darauf: Wenn ich ihm doch Eins auf den Katzenbuckel geben dürfte! wo mit dem ersten (groß geschriebenen) Ihn Just den Wirth anredet, während das zweite (klein geschriebene) ihm zeigt, dass Just hier nicht mehr zu dem Wirth, sondern von dem Wirth spricht ꝛc. Vgl. in Bezug auf die Anrede eines Einzelnen mit dem Plural des Fürworts der 3. Person, ein — etwas erweitertes Beispiel — aus meinem Katechismus der deutschen Orthographie (3. verbesserte Auflage 1873) S. 6:

Ei sieh! Da sind Sie ja, ich komme soeben von Ihren Verwandten, sie lassen Sie grüßen und bitten Sie sehr, sie doch nächstens zu besuchen und Sich namentlich ihren neuen Saal anzusehen.

„Wer mich so anredet" (heißt es dort), drückt sich mir vollkommen klar aus, weil er die verschiedenen sie (sieh, sie, Sie), wie auch Ihren und ihren im lebendigen Vortrag unterscheidet. Geschieht Dies nicht, indem

Digitized by Google

der Satz — vielleicht noch mit Fortlassung der Satzzeichen, welche ebenfalls dazu bestimmt sind, dem Auge die Eindringlichkeit und Klarheit des lebendigen Vortrags möglichst zu ersetzen — etwa so geschrieben wird:

Ei sie da sind sie ja ich komme soeben von ihren Verwandten sie lassen sie grüßen und bitten sie sehr sie doch nächstens zu besuchen und sich namentlich ihren neuen Saal anzusehen,

so verstehe ich den Satz wohl auch noch; aber jedenfalls gehört erst ein gewisses Nachdenken dazu, das im lebendigen Vortrag deutlich Geschiedene hier in der todten Schrift zu sondern. Dasselbe gilt, nur noch in höherem Grade, von der Schreibweise, die sich überhaupt damit begnügen will, durch die Schrift bloß die gesprochenen Laute möglichst genau auszudrücken. Könnte sie in der That ganz genau die gesprochenen Laute mit allen feineren Nuancen durch entsprechende Zeichen ausdrücken, deren es dann jedenfalls eine große Menge geben müßte, so müßte allerdings die Schrift, wenn man sie sich laut vorliest, eben so klar und verständlich sein, wie das gesprochene Wort, aber doch eben auch nur laut gelesen. Die Schrift soll u. muss aber, wenn sie in der That das gesprochene Wort ersetzen soll, auch bloß mit dem Auge gelesen, klar und verständlich sein. Bedarf sie, um verständlich zu werden, erst einer Rückübertragung in das gesprochene, lebendige Wort, so ist sie kein Ersatz für dasselbe, sondern nur ein Mittel, es für eine spätere Wiederholung fest zu halten."

Dieser Werth der Verdeutlichung in unserer Schrift wird von den reinen Phonetikern verkannt und unberücksichtigt gelassen, wenn sie als das Ziel unserer orthographischen Reform die Einführung der reinen Lautschrift hinstellen und dann freilich ganz folgerichtig z. B. auch die Beseitigung der — nur zur Verdeutlichung und Hervorhebung dienenden — großen Buchstaben fordern. Ich glaube, vollkommen richtig in meinem freilich nicht überall ganz richtig aufgefaßten und gewürdigten Vorwort zum „Orthographischen Wörterbuche" angegeben oder wenigstens angedeutet zu haben, in welchem Falle wir Deutschen auf die unsere Schrift so eigenthümlich und vortheilhaft auszeichnende Verdeutlichung in unserer Rechtschreibung zu Gunsten einer internationalen Einigung verzichten könnten und selbst müßten, wenn nämlich sämmtliche Bildungsvölker sich über eine für ihrer aller Sprachen gleichmäßige und gemeinsame Lautschrift einigen und dieselbe für alle ihre Sprachen einführen könnten und wollten. In diesem Falle würden wir Deutschen natürlich auch unsere eigenthümliche Schreib- und Druckschrift zu Gunsten des allgemeinen Alphabets aufgeben müssen, das gewiss auf Grundlage der weit verbreitetern lateinischen Schrift durch Erweiterung und Vervollständigung hergestellt werden würde und müßte (vgl. Lepsius' Standard-Alphabet und die bekannten Schriften von Pitman u. Ellis). Freilich habe ich mit gutem Bedacht, wo ich von dem großartigen, in der Ausführung aber bei den verschiedenen Völkern sicher auf die allergrößten Schwierigkeiten stoßenden Gedanken einer gemeinsamen Lautschrift sprach, die sehr zu beachtende und doch nicht zur Genüge beachtete Bemerkung hinzugefügt, dass die Verwirklichung dieses Gedankens „entweder ganz im Bereich der Träume oder doch günstigsten Falls im Schooße einer dunkeln, fernen Zukunft liegt" und dass daher bei der gegenwärtigen Regelung und Feststellung unserer Orthographie jede Rücksichtnahme auf eine derartige Zukunftsträumerei ausgeschlossen sein u. bleiben müsse.

Es wird hier am Orte sein, gleich zu bemerken, dass, wenn Manche

Digitized by Google

den Ersatz unserer deutschen Lettern durch die lateinischen aus internationalem Gesichtspunkte befürworten zu müssen glauben, Dies auf einem Irrthum beruht. Denn aus diesem Gesichtspunkte würde die lateinische Schrift doch dann auch nur fürs Deutsche zu empfehlen sein, wenn hier ihre Zeichen in der That denselben Lautwerth hätten wie in den mit lateinischen Buchstaben geschriebenen Sprachen, z. B. im Französischen u. Englischen. Wenn aber nun z. B. ein Franzose oder ein Engländer beim Erlernen des Deutschen die beiden folgenden Wörter einmal in deutscher Schrift vor sich sieht:

international, rein,

ein andres Mal dagegen in lateinischer:

international, rein,

so wird im ersten Fall die eigenthümlich deutsche, ihm fremdartigere Schrift ihn sofort erinnern, dass er es mit Wörtern der deutschen Sprache, auch für die Aussprache und die Bedeutung, zu thun hat, während im zweiten Falle sich ihm nur zu leicht der Gedanke an die ganz gleich erscheinenden Schriftbilder der eigenen Sprache unterschieben und ihn für die Aussprache und zum Theil auch für den Sinn irre leiten wird. Der Franzose wird nämlich — wenn es erlaubt ist, unsere Schriftzeichen zur annähernden Aussprachebezeichnung auch für das Fremde zu verwenden — die Wörter aussprechen wie engt'rnaßjonáll u. réng, der Engländer dagegen wie internáschönall und rehn und beide werden bei dem zweiten Wort zunächst nicht an unser deutsches Eigenschaftswort rein (im Gegensatz zu schmutzig), denken, sondern der Franzose an den Begriff Niere und der Engländer an den Begriff Zügel ꝛc. (vgl. diese Zeitschrift 1874, Heft 6, S. 677 ff., u. meine „Vorschläge" II, 97 — 108 den Aufsatz mit der Überschrift: Deutsche oder lateinische Lettern?)

Wer aber einen scharfen und empfindlichen Sinn und ein reines und feines Gefühl hat, bewahrt und ausgebildet für die Verschiedenheiten und Eigenthümlichkeiten, welche in den Sprachen nicht nur verschiedener Nationen, sondern auch ein und desselben Volkes auf verschiedenen Entwickelungsstufen hervortreten, Der wird nicht auf den Trugschluss verfallen oder sich durch denselben irre machen lassen, dass, weil viele andere Völker sich unserer durch und durch deutsch volksthümlichen Schriftzeichen nicht bedienen, auch wir dieselben beseitigen müssten, und ferner, dass, weil andere Völker und auch noch das Mittelhochdeutsche nicht die großen Buchstaben im Anlaut der Substantiva und substantivischen Wörter verwenden, auch wir jetzt im Neuhochdeutschen auf diese Verdeutlichung in unserer Schrift Verzicht zu leisten hätten.

Die Mehrheit der Berliner orthographischen Konferenz hat nun eine Resolution angenommen, wonach unsere volksthümliche deutsche Schreib- und Druckschrift freilich nicht sofort, aber doch allmählich beseitigt und durch die lateinischen Lettern ersetzt werden soll. Dieser Beschluss hat uns lebhaft an ein Wort erinnert, das in derselben Frage vor drei Jahren Fr. J. Frommann in einem Sendschreiben über „Unsere Ausländerei" gesprochen: „Es fällt den Slaven nicht ein, ihre besonderen Schriftzeichen zu romanisieren; Niemand denkt daran, für das Griechische lateinische Schrift anzuwenden, mit den orientalischen Sprachen hat man dazu Versuche gemacht, ohne durchzudringen; auch das Ausland hat an uns die (übrigens unberechtigte) Forderung, ihnen zu Liebe unsere Eigenthümlichkeit aufzugeben, nicht gestellt: — nein, aus unserer eigenen Mitte wird uns diese Zumuthung gemacht!" Aber wir

Digitized by Google

sind überzeugt, das deutsche Volk in seiner großen Gesammtheit wird und kann einem solchen mit seiner tief wurzelnden Eigenthümlichkeit und seinem innern Wesen in Widerspruch stehenden Beschlusse nicht zustimmen. Wie milde und nachsichtig es auch über die Anwendung der Antiqua für gelehrte und besonders für fachwissenschaftliche Schriften urtheile: für die wirklichen Volksschriften, z. B. für Bibel, Katechismus, Gesangbuch, Volkskalender, politische Zeitungen, Unterhaltungsschriften, und zwar sowohl für die volksthümlichen Dichter wie für die schöne Litteratur in ungebundener Rede wird es mit der entschiedensten Bestimmtheit an seiner eigenthümlich deutschen, von einem Künstler wie Albrecht Dürer in ihrer jetzigen Gestalt herrührenden Frakturschrift nach wie vor festhalten, und zwar mit um so größerer Zähigkeit, wenn es erkennt, dass hinter diesem Streben nach allmählicher Beseitigung unserer deutschen Lettern in Schrift und Druck zugleich ein Angriff auf die besprochene zweite Eigenthümlichkeit unserer neuhochdeutschen Rechtschreibung lauert, nämlich auf die großen Anfangsbuchstaben für die Substantiva und substantivischen Wörter. Die Anhänger der sogenannten historischen oder vielmehr richtiger rückschrittlichen, nämlich in der Rechtschreibung nach dem Mittelhochdeutschen zurückstrebenden Schule sprechen dies offen und rückhaltlos aus. So sagt z. B. ihr Hauptführer Jakob Grimm in der Vorrede zum DEUTSCHEN WÖRTERBUCH:

> Die unnütze festhaltung der vulgarschrift führt grosze nachtheile mit sich . . ., sie ist es, die den albernen gebrauch groszer buchstaben für alle substantiva veranlaszt hat,

und ferner sagt z. B. Dr. K. G. Andreae in seinem Buch UEBER DEUTSCHE ORTHOGRAPHIE:

> Mit der entfernung groszer buchstaben für den anlaut des substantiven hängt der gebrauch lateinischer schrift eng zusammen etc.

Die doch auf die reine Lautschrift möglichst lossteuernde Mehrheit der Konferenz rückt freilich mit ihrem Angriff auf die großen Buchstaben noch nicht so offen hervor; aber sie sucht doch schon diesen grammatischen Gebrauch der Majuskel ungemein einzuschränken und will den großen Anfangsbuchstaben selbst den eigentlichen Substantiven nehmen, „in verbalen Ausdrücken" wie z. B in: zu teil*) werden, er nimmt teil ꝛc., durch welche so höchst unbestimmte und undeutliche Fassung der Regel freilich der Willkür Thür und Thor — oder soll hier in dem „verbalen Ausdruck" etwa geschrieben werden: „tür und tor"? — geöffnet wird. Doch hier ist nicht der Ort, auf Einzelnes einzugehen. Den Zusammenhang der Konferenzbeschlüsse aber zwischen der Beseitigung der deutschen Lettern einerseits und der Majuskel im Anlaut der Substantiva andererseits verräth allen Denkenden im Volke gewiss zur Genüge Nr. 4 des amtlichen Berichts über die orthographische Konferenz im Reichs-Anzeiger, wo es heißt:

„Der Schreibgebrauch, einige Wörter durch einen großen Anfangsbuchstaben auszuzeichnen, vom fünfzehnten Jahrhundert an zu den mannigfachsten Zwecken oft in unberechenbarer Weise angewendet, hat im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert seine Regelung erhalten, indem den großen Anfangsbuchstaben die grammatische Bedeutung gegeben ist, die Substantiva von den übrigen Redetheilen zu unterscheiden. Seit J. Grimm diesen Gebrauch als

*) Über die Tilgung des h in dem Worte Theil s. u.

Digitized by Google

einen pedantischen bezeichnete und in seinen eigenen Schriften aufgab, findet sich in nicht wenigen wissenschaftlichen, namentlich sprachwissenschaftlichen deutschen Schriften, welche mit lateinischen Lettern gedruckt sind, die Beseitigung der Majuskel, ohne dass aus dieser Weglassung einer das Wiedergeben des Lautes überschreitenden grammatischen Unterscheidung irgend eine Undeutlichkeit entstände. Ob von diesem im Vergleich zu der Gesammtheit des Gedruckten immer nur verschwindend kleinern Theile aus eine Einwirkung auf den verbreiteten Schreibgebrauch wird ausgeübt werden, ist eine Frage der Zukunft: in dem allgemein verbreiteten Gebrauche des Schreibens und Druckens, in dem letztern unbedingt, so fern deutsche Lettern angewendet werden, findet sich keinerlei Erschütterung des Gebrauches der Majuskel für den Anlaut der Substantiva." *)

Ich glaube, das Gesagte wird vollkommen genügen, um viele Deutsche, selbst unter denjenigen, die vielleicht aus missverstandenem internationalem Eifer sich gegen ein Aufgeben unserer volksthümlich deutschen Druck- und Schreiblettern an und für sich nicht allzu hartnäckig sträuben möchten, doch stutzig zu machen und zu einer wiederholten, reiflichern Erwägung der Frage zu veranlassen, mit Rücksicht darauf, dass das Aufgeben unserer eigenthümlich heimischen Schrift auch das einer zweiten echtdeutschen Eigenthümlichkeit, der großen Anfangsbuchstaben für die Substantiva u. s. w., nach sich ziehen und nur noch eine Frage der Zeit sein lassen würde.

Was nun aber den harten Ausspruch von Jakob Grimm in seiner „Deutschen Grammatik" betrifft:

> wer große buchstaben für den anlaut der substantiva braucht, schreibt pedantisch,

so wird es vergönnt sein, hier an Wilh. Wackernagel's Entgegnung zu erinnern, der es im Gegentheil eine „Pedanterei" nennt, eine Gewissensfrage daraus zu machen, ob die lateinische oder die sogenannte deutsche Schrift zu gebrauchen sei, eine „Pedanterei", wenn jetzt, wo der orthographische oder gar nur kalligraphische Gebrauch einmal seine dreihundert Jahre besteht, er wiederum mit viel Aufhebens abgeschafft werden soll.

„Über wie viele oder wie wenige Stufen hier eine Sprache, wie mannigfach oder wie ärmlich eine Litteratur sich entwickelt hat", sagt Wilh. Wackernagel, „sie hat eben immer sich, sie selbst hat sich entwickelt; sie ist geworden und wird, Niemand hat sie gemacht, noch macht sie Jemand. Der Gelehrte kann auch hier nur forschen, nicht schaffen; die wahre Wissenschaft ist auch hier nur eine exakte, die beobachtet und Gesetze sucht; aber der Pedant will von sich aus Regeln geben."

---

* Vergl. z. B. auch Dr. K. Klaunig. Über deutsche Rechtschreibung vom wissenschaftlich praktischem Standpunkte (Leipzig 1857) S. 45: „Die hergebrachten Regeln über die Schreibung großer Anfangsbuchstaben sind beizubehalten, so lange die Schule die sogenannte deutsche Schrift nicht mit der lateinischen vertauschen und überhaupt die Abschaffung aller großen Anfangsbuchstaben mit Ausnahme der historisch gegebenen Fälle vorschlagen kann", und ferner z. B. Dr. Konr. Duden, Die deutsche Rechtschreibung, Leipzig 1873, S. 61: „Die Verwendung großer Anfangsbuchstaben für die Substantiva und für alle Wörter, welche substantivische Geltung annehmen, ist aber jetzt so allgemein, daß sie nicht mit einem Schlage abgeschafft werden kann. Die Verbesserung der Rechtschreibung hat daher auch auf diesem Gebiete vorzugsweise die Fälle ins Auge zu fassen, in denen keine allgemeine Übereinstimmung besteht, und zunächst hier das Einfachere zur Geltung zu bringen."



Digitized by Google

Es wird ferner der Behauptung gegenüber, dafs durch die Beseitigung der Majuskel für die Substantiva keine Undeutlichkeit entstände, vergönnt sein, daran zu erinnern, dafs doch wohl nur diese Beseitigung einen Jakob Grimm verleiten konnte, in seinem „Deutschen Wörterbuche" (I, S. 277) den Plural von Amboſs (die Amboſſe oder wie er schreibt: amboszе) bei Luther für die Form eines Verbums (im Infinitiv amboszen) zu erklären.

Endlich müssen wir hier noch wiederholt darauf aufmerksam machen, dafs die reinen Phonetiker sich in einem folgenschweren Irrthum befinden, wenn sie immer wieder sagen, es sei eine Unterscheidung, die bei der gesprochenen Rede fürs Ohr nicht vorhanden sei, deshalb auch beim geschriebenen oder gedruckten Wort fürs Auge überflüssig oder vielmehr — was allein die Aufhebung der Unterscheidung rechtfertigen könnte — sogar schädlich. Sie übersehen dabei, dafs dem gesprochenen Wort in dem lebendigen Ausdruck der Stimme, in dem begleitenden Mienen- und Gebärdenspiel Veranschaulichungsmittel zur Seite stehen, welche dem geschriebenen Worte fehlen und für welche dem Auge hier ein verdeutlichender Ersatz nicht überflüssig ist, sondern im Gegentheil höchst erwünscht und willkommen sein mufs. Wäre z. B. die Schlufsfolgerung der reinen Phonetiker richtig, dafs die Majuskel zur grammatischen Unterscheidung der substantivischen Wörter nicht bloß entbehrlich, sondern schädlich und darum aufzuheben sei, so müfste Dasselbe auch für die Unterscheidung gelten zwischen den persönlichen Fürwörtern der dritten Person (im Singular und im Plural) mit kleinem Anfangsbuchstaben im eigentlichen Sinne und mit großem als Anredefürwörter (s. o.). Aber die offensichtlich zu so vielen und schweren Mifsverständnissen Anlafs gebende Aufhebung der Unterscheidung hier ist unseres Wissens weder von den sogenannten Historikern noch von den reinen Phonetikern jemals befürwortet worden. Und auch die Konferenz hat beschlossen: „Mit großem Anfangsbuchstaben schreibt man . . . die Pronomina, die sich auf die angeredete Person beziehen, namentlich in Briefen." Hier ist allerdings das „namentlich" in der Fassung der Regel sehr unbestimmt. Ich verweise darüber, wie es z. B. im Dialog zu halten ist, auf meine „Vorſchläge", II, S. 14 u. 41 ff.

Von gewissen Standpunkten aus, z. B. von dem rein grammatischen oder dem der Einfachheit aus, kann man es nun freilich als eine Abirrung der Sprache und als einen Mifsstand bezeichnen, dafs mit der Ausbildung der Rang- und Standesunterschiede neben das du als Anrede einer einzelnen Person noch andere Anredefürwörter getreten sind; aber dafs nun diese in der Schrift durch den großen Anfangsbuchstaben hervorgehoben und kenntlich gemacht werden, ist eine für das richtige Verständnis nicht nur höchst erwünschte, sondern in vielen Fällen jetzt geradezu nothwendige Verdeutlichung, die man nicht „dem rein phonetischen System zu Liebe" aufgeben kann und darf. Uns drängt sich hier die Erinnerung an ein für die ganze orthographische Frage sehr beachtenswerthes Gedicht von Friedr. Rückert*) („Die Sprache und ihre Lehrer") auf, das wir hier deshalb — freilich mit Rücksicht auf den Raum — verkürzt folgen lassen.

Die Sprache ging durch Busch und Gehege,
Sie bahnte sich ihre eigenen Wege
Und, wenn sie einmal verirrt' im Wald,
Doch fand sie zurecht sich wieder bald.

*) Siehe dessen „Gesammelte Gedichte", Erlangen 1837, Band IV, S. 231.

Digitized by Google

Sie ging einmal den gebahnten Steg,
Da trat ein Mann ihr in den Weg,
Die Sprache sprach: Wer bist du, Dreister?
Er sprach: Dein Lehrer und dein Meister.
Die Sprache dacht' in ihrem Sinn:
Bin ich nicht selber die Meisterin?
Aber sie liefs es sich gefallen,
Ein Streckchen mit ihrem Meister zu wallen . . .

Drauf gingen sie noch ein Weilchen fort
Und der Meister führte wieder das Wort.
Da kamen sie, wo sich die Wege theilten,
Nach jeder Seit' aus einander eilten.
Die Sprache sprach: Was räthst nun du?
Der Meister sprach: Nur gerade zu!
Nicht rechts, und links nicht ausgeschritten,
Immer so fort in der rechten Mitten!
Die Sprache wollt' einen Haken schlagen,
Der Meister packte sie beim Kragen:
Du rennst mein ganz System übern Haufen,
Wenn du so willst in die Irre laufen.
Die Sprache sprach: Mein guter Mann,
Was gebt denn dein System mich an?
Du deutest den Weg mir mit der Hand,
Ich richte mich nach der Sonne Stand
Und, wenn die Sterne am Himmel stehn,
So lassen auch die mich nicht irre gehn.
Macht ihr nur keinen Dunst mir vor,
Dafs ich sehn kann den ewigen Chor.
Doch dafs ich jetzo mich links will schlagen,
Davon kann ich den Grund dir sagen:
Ich war heut früh rechts ausgewichen
Und so wird's wieder ausgeglichen.

Als ein Beispiel für eine solche Ausweichung der Sprache und darauf folgende Ausgleichung können hier ferner zunächst z. B. die Präpositionen für und vor dienen. Es ist nicht der geringste Zweifel, dafs diese beiden Wörter ursprünglich ein und dasselbe sind; aber, nachdem nun auf der jetzigen Entwickelungsstufe unserer Sprache sie in der Fügung, Aussprache und Schreibweise*) vollständig getrennt und gesondert sind, wäre es ein ganz verkehrtes — allerdings auch ganz vergebliches — Meistern der Sprache, die Form für ganz beseitigen und überall unterschiedlos nur vor gebrauchen zu wollen. Ein solches Meisternwollen der Entwicklung, welche die Sprache einmal eingeschlagen, zeigt sich aber auch in dem Mehrheitsbeschlusse der orthographischen Konferenz, die Sonderung zwischen wider (im Sinne des Widerstrebens) und wieder**) aufzuheben und unterschiedlos immer wieder mit ie zu schreiben und so auch wiedrig, anwiedern, zuwieder ꝛc. Man vergleiche ein schon in meinem „Katechismus" aufgeführtes Beispiel aus Schlegel's Shakespeare-Übersetzung, wo es heifst:

Der Erzbischof von York, Douglas, Mortimer
Sind wider uns verbündet,

*) Siehe meinen „Katechismus der Orthographie" S. 17: Man vermied, weil u und v nur ein Zeichen hatten, das v und u vor schrieb statt dessen f. daraus erklärt sich Fülle, füllen neben voll und Völlerei; für und fürder. So später auch fördern neben vor und vorder, so auch Fürst d. i. der Erste, der Vorderste.

**) S. das Einzelne in meinem „Orthogr. Wörterb." S. 153 a, b und in meinem „Katechismus" S. 47 u. 48.



Digitized by Google

worin, nach Annahme des erwähnten Beschlusses, es unentschieden bliebe, ob der Sprechende die genannten Personen als die gegen ihn verbündeten Gegner oder als seine aufs Neue mit ihm vereinigten Bundesgenossen bezeichnen will, u. A. m.

Zu solchen Missverständnissen und Missdeutungen führt es, wenn man einem einseitigen System zu Liebe das in unserer Rechtschreibung neben dem phonetischen Princip so bestimmt und entschieden zu Tage tretende Verdeutlichungsstreben außer Augen setzen und nach einseitigem System die Sprache meistern will.

Dies mehrerwähnte Verdeutlichungsstreben macht sich in unserer Rechtschreibung auf ihrer heutigen Entwickelungsstufe gegen die mittelhochdeutsche Weise auch darin geltend, dass wir, um den Zusammenhang mit Fortbildungs- und anderen verwandten Formen deutlich hervortreten zu lassen, am Schluss einer Silbe, allein oder mit darauf folgendem Konsonanten, die Weichlaute schreiben, obgleich sie hier in der Regel wie die entsprechenden Hartlaute ausgesprochen werden.*) So schreiben wir z. B. nicht mehr nach mittelhochdeutscher Weise: das Grap, du gräpst, er gräpt, er grup ꝛc., mit dem in der Aussprache allerdings ertönenden Hartlaut **p**, sondern mit dem Weichlaut **b**: das Grab, du gräbst, er gräbt, er grub, um sofort für das Auge des Lesenden den Zusammenhang mit den Formen des Grabes, dem Grabe, der Graben, graben, wir gruben, die Gräber deutlich hervortreten zu lassen, vergl. ähnlich nicht mehr nach mittelhochdeutscher Weise: der Walt (mit **t** im Auslaut nach der Aussprache), sondern der Wald mit **d**, wie in den Fortbildungsformen: des Waldes, dem Walde, bewaldet, waldig, die Wälder, wobei zugleich zu beachten, dass hier und überhaupt in abgeleiteten Formen der Umlaut **ä** den Zusammenhang mit dem **a** der Stammform, wie in gedehnten, so auch in geschärften Tonsilben für das Auge kenntlich macht, obgleich für die Aussprache in geschärfter Tonsilbe dies **ä** ganz gleich lautet mit dem **e**, vergl. z. B. die vollkommen reinen Reime wie Felder und Wälder; Kette und hätte (als Konjunctiv zu hatte), ähnlich auch für die in der Aussprache ganz unterschiedlosen Doppellauter **eu** und **äu**, z. B. in Freude und Gebäude, wo aber der Umlaut **äu** den Lesenden sofort an den Zusammenhang mit Bau, bauen erinnert, vergl. Mauer und Gemäuer; Laut, lauten und läuten (verschieden: den Leuten ꝛc.).

Doch über diese beiden Punkte können wir hier schneller hinweggehen, da auch die Mehrheit der Konferenz hier nicht beschlossen hat, das rein phonetische Princip durchzuführen und etwa z. B. Wald mit **t** im Auslaut zu schreiben: Walt ꝛc., oder in Wälder das **ä** mit **e** zu vertauschen in der Schreibweise Welder**). Nur möchten wir hier nicht bloß darauf aufmerksam machen, worauf wir schon oben in einer Anmerkung hingedeutet, dass im Auslaut von Wörtern aus dem Lateinischen auf and und end das **d** als Weichlaut gesprochen wird, vergl. Konfirmand und Konfirmant; Vigiland

*) S. besonders meine „Vorschläge" II, 215 ff. und das dort Angeführte und vergl. namentlich auch in meinem „Orthogr. Wörterbuch" S. 56 das unter and Gesagte, s. u.

**) Doch vergl. Duden, „Die deutsche Rechtschreibung" S. 24, wo es von der „Schreibung weicher Konsonanten im Auslaut und vor s und t im Inlaut" heißt, sie könne geduldet werden und sei wenigstens nicht ein solcher Mangel, gegen den sich die Verbesserungsvorschläge der Rechtschreibung zunächst zu wenden hätten.

Digitized by Google

und Vigilant; Examinand, Recipiénd und Recipiént ꝛc., auch (s. u.): horrend (oder horrende), stupend ꝛc., sondern namentlich auch darauf, dass die Weichlaute ihre weiche Aussprache bewahren, wo sie nur scheinbar im Auslaut, in der That aber im Anlaut einer Silbe stehen, z. B. vor einem Apostroph (wodurch der Ausfall eines e angedeutet ist), vergl. z. B. — mit verschiedner Aussprache —: Im Wald [lautend wie Walt] und: Im Wald' [zu sprechen mit dem Weichlaut d] und auf der Heide ꝛc. Im Grab [lautend wie Grap] und: Im Grab' [mit dem Weichlaut] ist Fried' [mit dem Weichlaut] und Ruhe ꝛc.; so auch: Auf dem Eis [mit dem Hartlaut als vollständiger Reim zu heiß, s. u.], dagegen: Auf dem Eis' in Wonne sich drehen [mit dem Weichlaut wie in leis', statt Eise, leise], auch z. B.: gnäd'ge [mit d als Weichlaut gesprochen = gnädige ꝛc.], wie auch in Fällen, wo der Fortfall eines tonlosen e vor einem flüssigen Konsonanten (l, m, n, r) auch in der Prosa das ganz Gewöhnliche ist und deshalb in der Regel nicht durch einen Apostroph bezeichnet wird*), z. B.: Gabler (= Gabeler), gablig (= gabelig); Gablung (= Gabelung); spitzgieblig; bibliſch; Übligkeit [= Übeligkeit, im Sinne von Übelkeit, verschieden auch in der Aussprache von dem zum Verbum üben gehörenden üblich, Üblichkeit, worin das die erste Silbe schließende b wie der Hartlaut = p gesprochen wird] u. s. w.; ferner: erhabne ꝛc.; Erobrung; Zaubrer ꝛc.; auch: Adler ꝛc.; adlig; edle; dickschädlig ꝛc., sämmtlich mit d als Weichlaut gesprochen (vergl. dagegen z. B. schädlich als reinen Reim zu räthlich, thätlich ꝛc.), auch: widmen, Bodmerei ꝛc., Bildner, ordnen, Ordnung ꝛc.; andre, niedrig u. s. w; auch (s. u.) Fasler, aufgeblasne, erlesne, unsre, heisre u. s. w., vergl. auch (s. meine „Vorschläge" I, S. 19) Fälle wie: von Freund- und Feinden, wo die Bindestriche hinter Freund zeigen, dass dazu die Endung en des damit verbundenen Feinden gehört, weshalb eben das nicht das Wort schließende, sondern eigentlich die Flexionssilbe (Freun-den) als Anlaut eröffnende d nicht als Hart-, sondern als Weichlaut zu sprechen ist.

Wir haben hier wenigstens auf derartige Feinheiten der Aussprache hinweisen zu müssen geglaubt, um an einem Beispiele anzudeuten, dass in der Konferenz bei der knapp zugemessenen Zeit eine Menge von uns gerade in unseren „Vorschlägen ꝛc." eingehend behandelter Fragen so gut wie gar nicht zur Erörterung, viel weniger zu einer abschließenden und endgültigen Feststellung gelangt sind. (Schluss folgt.)

*) S. im zweiten Heft meiner „Vorschläge" das Kapitel XXXVIII Weichlaute, S. 215 ff., namentlich Nr. 4, S. 216 ff., woher die oben angeführten Beispiele entlehnt sind, das Ausführlichere.

Digitized by Google

# Meine erste Erfahrung.

Novellette von **Hans Marbach**.

O, wie jung war ich damals!

Wie dankte ich täglich von neuem dem gütigen Schöpfer Himmels und der Erde, der mich in den prangenden, früchtereichen Garten der Welt hineingesetzt hatte, nur damit ich genießen sollte. Ich war mit Allem zufrieden und glücklich. Ich gefiel mir selbst, bildete mir ein, Anderen zu gefallen, und die ganze Welt gefiel mir. Besonders harmonirte ich mit dem Aufenthaltsorte, an welchem ich mich zum Zwecke meiner höhern Ausbildung vor kurzem niedergelassen hatte. Die große, volkreiche, bewegte Stadt mit so ziemlich Allem, was darin lebte und webte, war so recht ein Spiegelbild meines ruhelosen, leidenschaftlich nach thätigem Genusse verlangenden und in der Vorahnung des Genusses schwelgenden Innern.

Alles, was mich umgab, schien mir auch nur des Vergnügens wegen da zu sein; zunächst um sich selbst zu amüsiren und dann, um mir ein ergötzliches, herzerhebendes Schauspiel darzubieten. Selbst die Bettler und Straßenjungen machten mir den Eindruck, als spazierten sie nur zu ihrem Vergnügen und, in Rücksicht auf mich, um eine malerische Staffage zu bilden, durch das bunte, fröhliche Menschengewühl. Daß Einer von den Tausenden, an denen ich vorbeiflanirte, Kummer und Sorge oder nur einen ernsthaften Zweck haben könne, kam mir gar nicht in den Sinn. Sie gingen offenbar nur auf der Straße, um ihren Putz zur Schau zu tragen, Luft zu schnappen und zu gaffen — gerade wie ich. Es war ein ewiger Sonntag.

Aber besonders gefielen mir die Frauenzimmer.

Ich sage die Frauenzimmer, denn es kam mir gar nicht darauf an, ob Eine in stolzer Carrosse an mir vorbeibrauste oder bescheiden zu Fuß mir entgegenschwebte; ob sie einen Fächer in der feinbehandschuhten Hand schwenkte oder ein Körbchen am bloßen Arme trug; ob sie in dem sichern Bewußtsein, lebenslänglich versorgt zu sein, ihr gehobenes Näschen an mir vorübertrug, oder ob sie in dem schwankenden Gefühl, daß jeder Begegnende doch eine Möglichkeit sein könne, selbst vor meinen zwanzig Jahren die Augen züchtiglich zu Boden senkte — ich wollte ja keine heirathen. Ich sage die Frauenzimmer — nicht aus sträflichem Leichtsinn, wie ein Franzose; ich war nichts weniger als ein Don Juan, wie sich im Verlaufe dieser lehrreichen Geschichte klärlich zeigen wird. Und ich sage die Frauenzimmer, weil ich sie eben noch Alle zusammen, in pleno, das ganze Geschlecht mit einem Male — liebte; denn die Eine, die mich den Plural sollte vergessen lassen und mich die Süßigkeit des „Eins und Alles" sollte kennen lehren, diese einzig Eine — hatte ich noch nicht gefunden.

Aber ich suchte sie. Wenigstens befand ich mich mit der unbestimmten Empfindung, etwas zu suchen, jeden Tag auf der Straße, sah jedem weiblichen Wesen — hübsch waren sie Alle, denn die nicht hübschen waren für mich gar nicht vorhanden — fragend in's Gesicht, machte unzählige Male

Digitized by Google

Kehrt, um irgend einer lockenden Spur ein Weilchen zu folgen, bis eine Andere mich wieder auf andere Gedanken brachte, und trällerte dabei leise aber gefühlvoll vor mich hin:

„Ein Mädchen oder Weibchen
Wünscht Papagene sich,
Ach so ein kleines Täubchen . . ."

Und ich sollte nicht umsonst den Geist Mozart's als Helfer in der Noth beschworen haben. Eines Tages war sie da, ebenso heiß herbeigesehnt und ebenso plötzlich — aus dem Boden gewachsen oder vom Himmel für mich herniedergesendet — wie die urvergnügte, federbekleidete Gefährtin des unsterblichen Vogelfängers — meine Papagena.

Sie ging vor mir her mit den zierlichsten, vorsichtigsten Schritten. Der Boden war nämlich nicht ganz trocken; aber sie schwebte so leicht und geschickt über die bedenklichsten Stellen hinweg, daß an ihren schwarzen Lederstiefelchen auch nicht ein helles Fleckchen haftete, und die weißen Strümpfe — viel war von denselben leider nicht zu sehen, aber dieses wenige war um Formen gespannt, die mir sofort jede Besinnung raubten — waren ebenfalls ohne Makel. Jupiter pluvius, so heißt die Firma, von welcher die Erde den Regen bezieht, scheint mit dem ungezogenen Sprößling der Frau Venus in einem heimlichen Schutz- und Trutzbündnisse zu stehen. Einen eclatanten Beweis dafür kann man schon im Virgil lesen. Dido und Aeneas in der Grotte, um sich vor dem Regen zu schützen; ist sicher schon durch „Umrisse" zur Kenntniß der gebildeten Welt gebracht worden. Und heutzutage vermittelt dieser gefällige Gott gewiß unzählige zärtliche Verhältnisse, indem er jedes reinlichkeitsliebende Mädchen oder Weibchen — sie müßte denn in Bezug auf gewisse Schönheitslinien ein sehr unruhiges Gewissen haben — geradezu zwingt, zwischen ihre Röcke und das Straßenpflaster eine Distanz von wenigstens zehn Centimeter zu bringen. Und in diesem Zwischenraum, so klein er ist, habe ich wie oft einen noch viel kleinern, niedlichen Jungen sitzen sehen, splitterfasernackt, mit schillernden Flügeln an den runden, rosigen Schultern, einem Lockenköpfchen und Pausbacken, die durch ein reizendes, aber höchst boshaftes Lächeln noch mehr angeschwellt waren. Und der Bengel schoß mit einem kleinen goldenen Bogen so ungenirt auf die vorübergehenden Herren und sein Pfeil saß jedesmal so . . .

„Spornguker!" sagte plötzlich eine scharfe Stimme neben mir. Und als ich bestürzt auf- und umblickte, bemerkte ich einen alten, schäbig aussehenden Herrn mit gewichstem Schnurrbarte, aus dessen zahnlosem, malitiös lächelndem Munde dieser seltsame Ausruf an mich ergangen war.

Dieses vulgäre Wort, das in gewöhnlichen Zeitläuften mich vielleicht zu einer pikanten Erwiederung gereizt haben würde, machte in diesem Augenblick nur die Wirkung auf mich, daß es mich aus der momentanen Betäubung erweckte, in welche mich der unvermuthete Anblick Derjenigen versetzt hatte, von der mir eine innere Stimme sofort und mit unzweifelhafter Gewißheit sagte: Das ist sie.

Zum Bewußtsein gekommen hatte ich denn auch nichts Eiligeres zu thun, als in mein Schicksal zu rennen — das heißt, ich folgte ihr.

Ihr Gesicht hatte ich noch nicht einmal gesehen. Ich war auch gar nicht neugierig darauf. Es mußte unbedingt das entzückendste Mädchenantlitz unter der Sonne sein. Vor der Hand hatte ich noch genug zu thun, mich

Digitized by Google

anschaulich dessen zu versichern, was sich meinen Blicken darbot. Sie trug ein kleines Strohhütchen mit gelben Bändern. Unter dem Hute schwoll kunstreiches Geflecht dunklen, vollen Haares hervor, das sich bis tief in den bräunlichen Nacken hinab ringelte — und dann die Gestalt im schwarzen, enganliegenden Kleide, üppig, schmiegsam — wogend im elastischen Gange.

Mit klopfendem Herzen und unsicheren Knieen schritt ich hinter ihr her, ohne zu wissen, wo und wohin wir gingen und wie lange wir gingen.

Mit einem Male machte sie eine Seitenschwenkung. Ich sah ein dunkles, jugendlich blühendes Gesicht, ein Blick aus großen, dunkelglänzenden Augen streifte mich, dann war sie verschwunden.

Ich stand vor dem Hause still, denn sie war allerdings weder in den Boden versunken, noch wieder in den Himmel gefahren, sondern sie war in eine wirkliche, noch dazu sehr hohe und breite Hausthür eingetreten und hatte dieselbe sogar hinter sich zugemacht.

Ich versuchte zunächst die Thür wieder zu öffnen, aber sie war in's Schloß gefallen und der Knopf daneben war so blank geputzt, daß ich die stille Hoffnung, er möge einen sogenannten „stillen Portier" repräsentiren (der Wissende wird mich verstehen), aufgab und nicht den Muth besaß, an ihm zu ziehen, um nicht die Aufmerksamkeit eines lebendigen Portiers auf mich zu lenken. Daß der Mensch bei den reinsten, heiligsten Absichten doch ein so schlechtes Gewissen haben kann!

Voller Unruhe und Bangigkeit sah ich an dem Gebäude hinauf, durchbohrte ich jedes Fenster mit sehnsüchtigen, ängstlich fragenden Blicken, was an und für sich wenig Zeit in Anspruch nahm, denn das Haus hatte nur zwei Etagen und wenige große Fenster Front; aber ich fing das Manöver, sobald es beendet war, immer wieder von vorn an. Ich stand eine Stunde, ich stand zwei Stunden, ich stand bis es Nacht wurde; sie kam nicht wieder.

Endlich trat ich den Heimweg an, sehr niedergeschlagen, nachdem ich mir vorher die Hausnummer notirt hatte; unterwegs suchte ich mir noch den Namen und die Lage der Straße, in welcher sie mir auf unbegreifliche Weise abhanden gekommen war, einzuprägen.

Unbegreiflich, warum? Sie konnte ja in dem Hause wohnen. Und dann war nichts natürlicher, als daß sie nicht wieder herauskam. Aber nein, sie wohnte nicht in dem Hause; denn erstens — ich hatte sie zwar nur mit den Augen der Liebe gesehen, und die stehen nicht mit Unrecht in dem Rufe, ziemlich stumpf zu sein, aber soviel hatte ich doch wahrgenommen, sie sah nicht danach aus, als wenn sie ein so aristokratisches Haus bewohnen könne, und zur Dienerin wagte meine Phantasie nicht sie zu erniedrigen. Und zweitens ging ich jeden folgenden Tag, den Gott werden ließ, und jede Stunde fast, außer wenn ich aß und schlief, an diesem Hause vorüber und spähte wieder in jedes Fenster und verschlang mit meinen Blicken tausendmal die grausame Hausthür. Das Ding sah so massiv und exclusiv aus, als würde es nur vor einem Zauberstabe sich öffnen, und doch hoffte ich von Minute zu Minute — die Liebe ist ja ein Zauber — daß sie sich aufthun und mir die Verlorene wiedergeben würde, aber sie that es nicht. Was in aller Welt, fragte ich mich aber- und abermals, kann sie in dieses Haus geführt haben und was kann sie darin gemacht haben? Ich weiß es heute noch nicht. Wenigstens hat sie es mir nie gesagt.

Sie? Ja, sie selbst; denn ich fand sie wieder, ganz zufällig, aber lange, lange nach jener ersten Begegnung, trotzdem daß ich sie ohne Unterlaß

Digitized by Google

gesucht hatte, mit allen Sinnen und mit der Seele. Ich fand sie wieder — ein ganzes halbes Jahr, glaube ich, war verflossen, seitdem ich sie das erste Mal erblickt hatte. Ich fand sie wieder — „zufällig", sagte ich? Nein, mein Schicksal hatte es so bestimmt. Ich sollte meine erste Erfahrung machen.

Gerade in dem Augenblicke, als sie wieder ein Haus betreten wollte, ein anderes als das, von welchem sie das erste Mal war verschlungen worden, sah ich sie wieder. Dieses Mal war ich vorbereitet. Seit sechs Monaten trug ich meinen Schlachtplan fix und fertig mit mir im Kopfe herum, auf Alles gefaßt, schlagbereit, siegesgewiß — ein in den Liebesfeldzug ziehender Moltke.

Ohne mich einen Moment zu besinnen eilte ich der reizenden Erscheinung nach und sah sie gerade noch oben auf den letzten Stufen des Treppenabsatzes. „Mein Fräulein!" rief ich noch unter der Hausthür, „bitte, warten Sie, ich habe mit Ihnen zu sprechen." Sie fuhr fort zu steigen, drehte aber ihr Köpfchen halb nach mir um und murmelte so etwas wie: sie habe jetzt keine Zeit. „Dann bitte ich Sie um Alles in der Welt, bestimmen Sie mir eine Stunde!" Ich war unterdessen auch gestiegen und befand mich am Schlusse meiner zweiten Apostrophe gerade eine Stufe unter ihr, so daß wir uns ein paar Secunden lang aus nächster Nähe in die Augen blicken konnten. Aber sie drehte sich sogleich wieder um und sagte nur schnell im Weiterschreiten: „Ich komme jeden Abend um zehn Uhr aus diesem Hause; dann können Sie mich sprechen, wenn es Ihnen Vergnügen macht."

Ich stand natürlich schon denselben Abend eine Stunde vor der angegebenen Zeit auf meinem Posten und wartete.

Als ich sie das erste Mal gesehen hatte, war heller, warmer Frühling gewesen. Von diesem Augenblick an hatte ich nicht mehr auf Wetter und Jahreszeit geachtet. Und jetzt, da ich so auf der dunklen Straße stand und fühlte, wie einige Schneeflocken auf meinem glühenden Gesichte schmolzen, war mir's, als merkte ich jetzt erst, daß inzwischen Winter geworden war. Wer aber nicht fror, war ich.

Endlich kam sie herunter. Ihr weicher Arm schlüpfte ohne Umstände durch den meinigen, den ich ihr eiligst anbot, und auf ihren Wunsch schlugen wir den Weg nach ihrer Wohnung ein, die ungefähr eine halbe Stunde entfernt lag. Was wir sprachen, weiß ich nicht mehr. Nur dessen entsinne ich mich deutlich, daß ich das Licht jeder Laterne, an der wir vorbeikamen, benutzte, um ihr in's Antlitz zu sehen.

Ich hätte dieses Gesicht, dem kein Reiz fehlte, bis auf die Grübchen in den Wangen, wenn sie lächelte — und ihr Gesicht war nur ein Lächeln und zwar ein Lächeln mit den schwellendsten Lippen und den schönsten Zähnen, die mir je vorgekommen sind — ich hätte dieses mich völlig bezaubernde Gesicht nun gar zu gern bei Tage gesehen und hegte die stille Hoffnung, schon am nächsten Morgen werde sich mein Wunsch erfüllen. Aber, an ihrem Hause angelangt, verabschiedete sie sich von mir in einer zwar freundlichen und höchst anmuthigen, aber so entschiedenen Weise, daß mir nichts übrig blieb, als mich ihr zu empfehlen, nachdem ich von ihr die Erlaubniß erwirkt hatte, sie am nächsten Tage wieder abholen zu dürfen.

Das geschah denn auch. Und jedes Mal nach zurückgelegtem Nachhausewege nahm ich an ihrer Hausthür ehrerbietig Abschied von ihr.

Bei einer solchen Gelegenheit ereignete es sich einmal, als ich ihre

Digitized by Google

kleine runde Hand ergriff, daß sie mir ihre Lippen bot und ich ihr einen Kuß gab. Ich hatte nie viel vom Küssen gehalten; aber mit einem Male war ich eingeweiht in die Mysterien dieser süßen Lippenberührung. „Ihr küßt recht nach der Kunst", sagt Julia zärtlich zum Romeo. Das war kein Wunder, denn der verliebte Romeo hatte gewiß schon viel und gründlich geküßt. Aber woher wußte Julia, daß Romeo „nach der Kunst" küßte? Kannte sie diese Kunst? Hatte sie dieselbe gar schon geübt? Denkt nicht daran; Julia war ein unschuldiges, unerfahrenes Mädchen; aber ihr hatte die Liebe ihr ganzes unergründliches Geheimniß in dem einen, beseligenden Momente offenbart — wie mir an jenem Abend.

Wieder einige Wochen waren verflossen, als es mir endlich gelang, sie zu einer Zusammenkunft am Tage, und zwar an einem Sonntage, zu bewegen. Ich that mein Möglichstes, sie gut zu unterhalten. Als wir aus dem Theater, das wir zum Schlusse besucht hatten, heraustraten und sie mir wieder die Richtung nach ihrer Wohnung angab, faßte ich mir ein Herz und bat sie, erst bei mir vorzusprechen. Sie erklärte mir einfach mit sanfter Stimme, das ginge nicht.

So schmerzlich ich diese Weigerung im ersten Moment empfand, so steigerte sie doch meine Achtung und Liebe für das reizende Geschöpf in's Grenzenlose. Es schien mir kaum ein Opfer, wenn ich nach wie vor, bei jedem Wetter, Abend für Abend an dem bekannten Hause wartete, oft stundenlang bei eisiger Kälte mit erstarrten Füßen hin- und hertrippelte, immer hinaufschauend nach dem matterleuchteten Fensterchen im dritten Stocke, wo sie weilte — arbeitend und an mich denkend. Und wenn ich dann den langen Weg von ihrer Behausung bis zu der meinigen zurücktaumelte wie ein Trunkener, hochathmend, mit brennenden Wangen, das Herz voller Musik und Seligkeit — und immer nur an sie dachte und an ihre Küsse . . . freilich, diese Küsse, die sie mir beim Abschiednehmen gab, wurden immer feuriger und immer inniger, so daß mir dabei manchmal ein Schwindel in den Kopf stieg . . . aber so unablässig ich auch darüber nachdachte, ich vermochte mir die Situation durchaus nicht klar zu machen, bis ich endlich beschloß, einen ältern und erfahrenen Freund zu Rathe zu ziehen, auf dessen Verschwiegenheit und Rechtschaffenheit ich volles Vertrauen setzen konnte.

Ich entdeckte ihm also mein Verhältniß zu dem jungen Mädchen, erzählte ihm, was ich über ihr Leben von ihr selbst wußte, daß sie eine Waise sei und den ganzen Tag über angestrengt arbeiten müsse, um kümmerlich leben zu können; gestand ihm alle meine Empfindungen, die ich für sie hegte, und fragte ihn zum Schluß, ob es wohl recht von mir sei, ein so unschuldiges, zufriedenes Geschöpf in seiner Seelenruhe zu stören und es am Ende — denn ich könne nicht für meine Leidenschaftlichkeit gut sagen — unglücklich zu machen.

Der Freund war klüger als ich erwartet hatte, denn er gab mir zur Antwort, in solchen Angelegenheiten vermöchten nur die Betheiligten darüber zu entscheiden, was am besten zu thun und zu lassen sei.

Da that ich denn, was der Mensch in der Regel thut, wenn er zu keinem vernünftigen Entschluß kommen kann, ich überließ die Zukunft dem lieben Gott, der es denn auch auf seine Weise, die jedenfalls die zweckmäßigste, aber nicht immer die angenehmste ist, zu Ende führte.

Man höre, wie!

Unter die wenigen Gegenstände der Sinnenwelt, die mich, außer der

Digitized by Google

Geliebten, damals noch interessirten, weil sie mit ihr mehr oder weniger im Zusammenhange standen, gehörte die Hausthür, aus welcher sie jeden Abend heraustrat, um mich mit ihrer Gegenwart zu beglücken. Es war freilich eine ganz gewöhnliche Hausthür, viel bescheidener und schmuckloser, als die, welche sich hinter der kaum Gefundenen damals so unerbittlich geschlossen hatte; dafür war sie aber auch viel weniger anspruchsvoll; kein unverschämtes Fragezeichen im Portiersrocke lauerte hinter ihr, und sie stand den ganzen Tag über bis Abends nach zehn Uhr weit offen, so daß man von der dunklen Straße aus in den spärlich erleuchteten Hausflur hineinsehen konnte. Wenn sich dann die erwartungsvolle Dämmerung, die in demselben herrschte, verdichtete und zu einer scharf umrissenen Gestalt entwickelte, die in den Rahmen dieser Thür trat, wie klopfte mir mein Herz, und wie verwünschte ich, wenn es sie nicht war, den unschuldigen Andern, der mich in meiner süßesten Hoffnung getäuscht hatte. Aber am Ende dienten mir diese verhaßten Anderen doch zur Unterhaltung; ich lernte nach und nach die Aus- und Eingehenden kennen und vertrieb mir die Zeit damit, über ihr Aeußeres und ihre mögliche Lebensweise Betrachtungen anzustellen.

Besonderes Interesse hatte mir ein Herr eingeflößt, der in der Regel kurz vor zehn Uhr — kurz bevor sie kam, auf deren Erscheinen alle Strebungen meiner Seele gerichtet waren — aus jener Thür heraustrat, so daß ich mir einbildete, er wohne in dem Hause und suche um diese Stunde seine gewohnte Abendgesellschaft auf.

Schon als frohe Botschaft einer baldigen gestillten Erwartung war mir die Erscheinung dieses Mannes willkommen; sie erregte meinen Antheil aber auch noch auf andere Weise, indem ich zufällig von der Existenz ihres Trägers Einiges wußte. Er war der Repräsentant einer bekannten Familie und ich hatte gehört, daß er sehr ausschweifend lebe. Wenn er so breitbeinig und mit majestätischer Haltung, er war nämlich von einem riesigen Körperumfange, aus der bedeutungsvollen Hausthür heraustrat, eine frisch angezündete Cigarre im Munde, und sich behaglich schnaufend an mir vorüberwälzte, so konnte ich nicht umhin zwischen ihm und mir, der ich mich in einem scheinbar viel weniger beneidenswerthen Zustande befand, Vergleichungen anzustellen. Dieser stolze Mann, dachte ich, hat nun zweifelsohne Alles, was sein Herz begehrt. Vor Allem, um von seinem Fette auf seine Gemüthsart einen logischen Schluß zu machen, ist er zufrieden mit sich und der Welt. Ihn plagen keine Scrupel und Zweifel, er hat sicherlich noch nie zwei Zeilen in Versen geschrieben, er findet Gegenliebe bei allen Schönen, die ihm gefallen, vom Balletmädchen bis zur Primadonna; er fährt mit den edelsten Rossen, raucht die theuersten Cigarren und über die Qualität dessen, was er zu sich nimmt, läßt sein Kubikinhalt keinen Zweifel aufkommen. Und doch möchte ich nicht mit ihm tauschen, selbst nicht mit der Vergünstigung, meine ganze Sensibilität nicht so zur Schau zu tragen wie er. Denn was sind alle Schätze und Freuden der Welt gegen das Glück, welches der Himmel mir in den Schooß geworfen hat: das schönste und tugendhafteste Mädchen zu lieben und von ihm wieder geliebt zu werden?! Und nun verglich ich meine Genüsse mit denen des wohlbeleibten Lüstlings, mit dieser ununterbrochenen, wilden Orgie, die ich mir zur Unterhaltung möglichst bunt und toll in meiner Phantasie ausmalte. So kam ich endlich dahin, ihn recht von Herzen zu bedauern, und mitleidig lächelte ich hinter ihm her, bis seine breite Rückseite

Digitized by Google

hin- und herwogend, wie von sanften Wellen geschaukelt, in der Dunkelheit verschwunden war.

Der gute Mann hatte gewiß keine Ahnung, daß Jemand ihn so beobachtete und sich solche Gedanken über ihn machte. Er schien in seiner Selbstgenügsamkeit gar keine Notiz zu nehmen von dem, was um ihn her vorging, und über mich, bildete ich mir ein, würde er stolpern können, ohne mich zu bemerken.

Um so mehr fiel es mir auf, als ich eines Abends wahrnahm, daß der glückgeschwellte Herr aus seinem seligen Insichselbstversunkensein heraustrat und sich mit der Außenwelt in Rapport setzte. Nämlich als er unter der Hausthür erschien, blieb er einen Augenblick stehen und orientirte sich über das, was auf der Straße vorging. Ich hatte gerade ihm gegenüber unter einer Gaslaterne Posto gefaßt und glotzte ihn an, überrascht durch sein ungewöhnliches Gebahren. Plötzlich setzte mich eine Geste, die er machte, in noch größeres Erstaunen. Er klemmte nämlich mit Ostentation sein Monocle vor einen der schmalen Schlitze, die sich zu beiden Seiten seiner winzigen Nase befanden, und dieses Augenfensterchen richtete er direct auf mich, wobei die dunkelrothe, gallertartige Fleischmasse und der brandrothe, wollige Vollbart, woraus sein Gesicht bestand, anfingen in zuckende Bewegung zu gerathen und endlich so etwas wie ein höhnisches Grinsen ausdrücken zu wollen schienen.

O, ich wußte damals ganz genau, was ein braver junger Mann zu thun hat, wenn er von einem andern männlichen Wesen durch ein Augenglas fixirt wird und noch dazu mit einem malitiösen Lächeln. Ich war aber so überrascht und der ganze Kerl kam mir so wenig commentmäßig vor, daß mir nicht sofort einfiel, irgendwie auf sein unverschämtes Anstarren zu reagiren. Im nächsten Moment schon schwebte die kolossale Gestalt von dannen wie ein schwindender Nachtmahr und neben mir ständ meine süße Wirklichkeit — zum ersten Male, ohne daß ich schon ihren Schatten willkommen geheißen hatte.

Sobald ich sie am Arme hatte, theilte ich ihr mein eben erlebtes Abenteuer mit. Die Geschichte wollte mich schon verdrießen, aber weil ich sie gerade ihr erzählte, kam sie mir jetzt sehr belustigend vor. Ich entwarf ein drastisches Bildchen von dem dicken Herrn und wiederholte in scherzenden Worten die Betrachtungen, die ich im Stillen über ihn angestellt hatte. Dabei lachte ich vergnügt und laut oder flüsterte ihr zärtlich in's Ohr.

So waren wir in die Nähe ihrer Behausung gekommen und gingen jetzt längs einer hohen Steinmauer, hinter der ein großer Garten war. Ueber die Mauer herüber ragten die schneecandirten Aeste alter Bäume und zwischen diesem Geäst hindurch schimmerte ein kalter, klarer Winterhimmel, an dem unzählige Sterne blitzten und funkelten. Die Straße war fast menschenleer.

Das liebe Mädchen hatte meiner Plauderei schweigend zugehört und ich glaubte, sie amüsire sich im Stillen ebenso sehr darüber wie ich.

Plötzlich blieb sie stehen und unterbrach mich mit den Worten: „Ich habe Dir etwas zu sagen."

Ich blieb natürlich auch stehen und sah sie fragend an.

„Höre", fuhr sie fort, „Du darfst mich nie wieder abholen."

„So!" sagte ich und dachte dabei gar nichts.

„Ja, Du darfst mich nie wieder abholen", wiederholte sie. Und dann,

Digitized by Google

nach einer kurzen Pause: „Du darfst mich auch nicht mehr lieben, denn ich bin nicht Das, was Du denkst. Ich bin die Geliebte eben dieses Herrn, der Dir so viel Spaß macht. Er sorgt für meinen Lebensunterhalt; ich hänge ganz von ihm ab. Er hat Dich bemerkt und mich nach Dir gefragt. Ich habe ihm erzählt, Du seiest in mich verliebt und begleitest mich jeden Abend nach Hause, weiter nichts. Da hat er sehr gelacht, mir aber verboten, ferner mit Dir zu gehen. Und mir ist bei seinem Lachen eingefallen, daß es überhaupt nicht recht ist von mir, Dich so zu hintergehen; denn ich glaube, Du liebst mich wirklich; deshalb bin ich auch bis jetzt immer so fremd gegen Dich gewesen."

„Das ist ja nicht wahr!" rief ich. „Du kannst ja gar nicht seine Geliebte sein; Du sitzest ja von Morgens bis Abends an der Arbeit hinter dem Fenster im dritten Stock!"

„In diesem Hause, im dritten Stock, bringe ich allerdings einen Theil des Tages zu, denn dort wohnt eine Frau, die er kennt, und jeden Abend, ehe er in den Club geht, kommt er dorthin — um mich zu sehen."

Damit ließ sie mich stehen und ging weiter.

Die hohe Steinmauer, an der dieses Gespräch geführt wurde, war sehr kalt, das fühlte ich, als ich nach einer Weile bemerkte, daß ich mit dem Rücken an dieselbe gelehnt war. Und der Himmel, zu dem ich aufblickte, kam mir auch unendlich kalt vor; die leuchtenden Sterne aber waren so fest angefroren, daß ich umsonst flehte, es möge einer herunterfallen und mich zermalmen.

O, wie jung war ich damals.

---

Digitized by Google

# Der Laie als Arzt des Schlagflusses.

Von **Hygin.**

Es gilt diesmal an einem einzigen Beispiele darzuthun, welchen außerordentlichen Nutzen der Laie sich und anderen Kranken zu stiften vermag, sobald er über das *Wesen* einer Krankheit unterrichtet ist. Es soll keinen Augenblick in Abrede gestellt werden, daß es schwer, bisweilen sogar unmöglich ist, sich in medicinischen Dingen mit dem Laien, da demselben gewöhnlich eine große Anzahl naturwissenschaftlicher Vorkenntnisse abgehen, schnell und sicher zu verständigen. Sobald aber unter den medicinischen Sachverständigen nur der gute Wille, medicinische Kenntnisse volksthümlich, d. h. zum Gemeingut Aller zu machen, mehr verbreitet sein wird, als es bis jetzt der Fall ist, wird es auch nicht an Talenten fehlen, welche der schweren Aufgabe, medicinische Kenntnisse zu populariſiren, gewachsen sind. Wir wünschen, daß es an diesem einen Beispiele gelingen möge, die große Tragweite darzuthun, welche allein schon durch die allgemeine Kenntnißnahme von dem Wesen einer Krankheit gegeben wird. Es wird sich eine ganz neue ungeahnte Perspektive aufthun, die Aussicht nämlich, daß der Laie, einmal von dem Wesen einer Krankheit unterrichtet, alsdann im Stande sein wird, in *vielen* Fällen, wo es sich darum handelt, Krankheiten zu *verhüten*, entweder sich selbst oder Diejenigen, mit welchen er beständig zusammenlebt, vortrefflich zu berathen und sich selbst ein tüchtiger Arzt zu sein. Denn — — jeder unterrichtete Laie vermag sich alsdann in sehr vielen Fällen selbst ärztlich zu berathen und er hat alsdann beständig einen Arzt bei und um sich. Er ist alsdann sein eigener *Leibarzt* und kann auf diese Weise der größten ärztlichen Aufgabe, der Aufgabe, *Krankheiten zu verhüten*, gerecht werden. Wo aber die ärztliche Kunst erforderlich ist, eine Kunst, welche auf einer ansehnlichen Summe gewisser Vorkenntnisse und jahrelanger Erfahrung und Uebung beruht, wird ja immer die Thätigkeit des *Specialarztes*, sei es die des Wundarztes, des Augen- oder Ohrenarztes, des Geburtshelfers und des Arztes für Frauenkrankheiten ein großes Feld für ein segensreiches Wirken finden.

Es wurde bereits erwähnt, daß es nicht blos eine sehr schöne, sondern zugleich auch eine sehr schwierige Aufgabe ist, medicinische Kenntnisse zu populariſiren und specielle Krankheiten in einer allgemein verständlichen Sprache zu behandeln. Der Grund hiervon scheint lediglich darin zu liegen, daß es dem Arzte unmöglich ist, sich vollständig auf denselben Standpunkt, den der Laie einnimmt, zu stellen, ebenso wie es überhaupt unmöglich ist, sich vollständig außerhalb des eigenen geistigen Gesichtskreises zu stellen und auf diese Weise seinen eigenen, bisherigen Standpunkt im Vergleich zur Umgebung zu betrachten.

Das „Für" und „Wider" gegen die Populariſirung der medicinischen Wissenschaft soll ein anderes Mal zur Sprache gebracht werden. Es mag auffallend erscheinen, wenn in dieser Hinsicht die Medicin immer noch von den übrigen Zweigen der Naturwissenschaft eine Ausnahme machen soll und ihr gegenüber immer noch die Frage erörtert wird, ob es rathsam und gut

Digitized by Google

gethan sei, auch diesen Zweig der Naturwissenschaft zu populariſiren. Diese Erwägung hat jedoch ihre volle Berechtigung, denn kein anderer Zweig der Naturwissenschaften erfordert eine so allgemeine Vorbildung in fast sämmtlichen Fächern der Naturwissenschaften, als gerade die Mediciniſche Wissenschaft. Aber wie dann, wenn sich der gebildete Laie dieselben in der That erworben hätte? Ganz abgesehen nun von der großen Unwahrscheinlichkeit einer solchen Annahme, erübrigt alsdann immer noch der Umstand, daß dem Laien für einzelne, ganz speciell im Dienste der Medicin stehende Zweige der Naturwissenschaft die unmittelbare, sinnliche Anschauung abgeht, welche gerade in der Medicin für gesundes, klarbewußtes und dadurch einzig und allein fruchtbares Wissen unerläßlich ist. Wir meinen die Anatomie, die Physiologie und die pathologiſche Anatomie. Nie ist es möglich durch das bloße Wort, selbst wenn dasselbe durch noch so vortreffliche Abbildungen unterstützt wird, irgend Jemandem eine klare, ganz correcte Vorstellung von einem Organe unseres Körpers oder der Lebensthätigkeit eines solchen beizubringen. Dagegen ist ein einziger Blick, welchen wir in einen geöffneten oder kunstgerecht zergliederten menschlichen Körper thun, im Stande, dem Beschauer eine Fülle klarer und correcter Begriffe und Vorstellungen über den Bau des menschlichen Körpers oder die anatomische Beschaffenheit eines seiner Organe zu verschaffen, was man vergeblich anstreben würde, selbst wenn man ganze Bände, die über den Bau des menschlichen Körpers handeln, durchstudirt, ohne zugleich der sinnlichen Anschauung gebührende Rechnung zu tragen. Man mag noch soviel über den Blutstrom in Betreff seiner einzelnen geformten Bestandtheile, über die rothen und weißen Blutkörperchen und über den wunderbaren Blutkreislauf im menschlichen Körper gelesen haben, so wird doch ein einziger Blick in das Mikroskop dem Beschauer einen weit klarern Einblick in die wichtigsten Werkstätten der Natur und in ihr geheimnißvolles Walten verschaffen, ein Walten, welches dem unbewaffneten Auge für immer verschlossen, also übersinnlich ist. Mit einem einzigen Blick überschaut er hier, wie die Lebenskraft sich in unendlich mannigfaltigen Vorgängen und Ereignissen äußert und bethätigt; die Lebensgeister nehmen hier sichtbare Gestalt an und vieles von Dem, was dem Beschauer vorher, weil außerhalb des Bereiches seiner Sinne liegend, unfaßbar, ja undenkbar erschien, wird jetzt zu einer klaren Vorstellung und zu einem verständnißvollen, nicht mehr blos mechanischen Wissen. Eine einzige solche sinnliche Anschauung erweitert mithin den geistigen Gesichtskreis des Zuschauers ganz unglaublich und bereichert seinen Geist mit einer Fülle durchaus neuer und nützlicher Vorstellungen.

Niemals sollte daher der Laie eine ihm in dieser Richtung gebotene Gelegenheit ungenutzt vorübergehen lassen. Jeder, der auch nur ein einziges Mal den Saal betrat, wo die anatomischen Zergliederungen vorgenommen werden, oder bei einer Leichenöffnung (Section) zugegen war, oder mit staunenden Blicken den Blutkreislauf unter dem Mikroskop betrachtete oder mit Aufmerksamkeit ein anatomisches Museum durchmusterte, wird ebenfalls eingestehen müssen, daß ihm von jenem Augenblick an eine ganz neue Welt aufging und er Anschauungen in sich aufnahm, welche ganz neue Vorstellungen über diese Dinge in ihm erzeugten und die bisher gehegten fehlerhaften und irrigen Ansichten zum Theil corrigirten, zum Theil vollständig hinwegnahmen. Ein einziger Versuch der Art genügt, um Jeden erkennen zu lassen, wie sehr die Wirklichkeit von jenen durch die Lectüre erzeugten Vorstellungen abweicht.

Digitized by Google

Aber der Laie soll doch nicht Fachmann werden, wird man uns entgegenhalten! Nun, hierzu gehört nicht blos ein ganz anderes, tiefgründiges Studium, sondern vor allen Dingen ein methodisches Vorgehen. Der Laie soll aber eine Anzahl von correcten Vorstellungen über allgemeine, für ihn jedoch ganz besonders wissenswerthe Dinge haben, denn dann erst wird er im Stande sein, einen großen, wahren und dauernden Nutzen zu ziehen, sowohl für sein leibliches, als auch für sein sogenanntes geistiges Wohlergehen.

Als Beispiel, um nachzuweisen, wie nutzbringend und segensreich der Laie sich und Anderen gegenüber betreffs der Gesundheit zu wirken vermag, sobald er mit dem Wesen einer Krankheit oder eines Leidens vertraut ist, haben wir den Gehirnschlag gewählt. Einmal ereignet sich derselbe ziemlich häufig und ferner wird sehr häufig gegen die nothwendigen Verhaltungsmaßregeln, als auch gegen die vorbauenden Vorsichtsmaßregeln gesündigt. Vor allen Dingen ist es aber ein eclatanter Nothstand, daß bei Laien, denen eine derartige Katastrophe droht, aus Unkenntniß nicht das Geringste geschieht, um einen derartigen schlimmen Zufall durch eine geeignete Lebensweise zu verhüten oder mindestens hintanzuhalten. Kaum einem andern Leiden gegenüber findet man, trotz der Häufigkeit des Hirnschlags, so mangelhafte Kenntnisse oder auch geradezu irrthümliche Ansichten, als in Betreff dieses krankhaften Ereignisses.

Der Wortlaut Gehirnschlag oder Schlagfluß und auch der gleichbedeutende technische Ausdruck Apoplexie deutet an, daß das Gehirn, wie von einem Schlage getroffen, plötzlich functionsunfähig geworden ist, sodaß der vom Schlagfluß Getroffene „wie vom Blitzschlag getroffen" zu Boden sinkt, in den meisten Fällen das Bewußtsein verliert und nach einem solchen Schlaganfalle die Sprachwerkzeuge und andere Körpertheile mehr oder weniger gelähmt sind.

Wenn wir den Ursachen des Schlagflusses nachforschen, so finden wir, daß jener Bluterguß in das Gehirn, welcher das Wesen des Schlagflusses ausmacht, durch verschiedene Anlässe herbeigeführt werden kann. Einmal kann die Ursache in der Erkrankung der Blutgefäße liegen; ferner kann sie ihren Grund in einer krankhaften Veränderung der die Blutgefäßwände umgebenden Gehirnmasse haben und drittens endlich durch den verstärkten Druck, welchen das Blut gegen die Gefäßwände ausübt, herbeigeführt werden.

Am häufigsten wird allerdings ein Bluterguß im Gehirn eintreten können, wenn mehrere dieser Momente gleichzeitig vorhanden sind.

Die krankhaften Veränderungen der Blutgefäßwände bestehen in einer Entartung derselben, wodurch ihre leichte Zerreißlichkeit herbeigeführt wird. Die Wände der Schlagadern bestehen nämlich aus drei häutigen Schichten, einer äußern, einer mittlern und einer innern Gefäßhaut; von diesen ist die Innenhaut häufig Erkrankungen unterworfen. Die krankhafte Veränderung in der Innenhaut der Pulsadern kommt dadurch zu Stande, daß sich jene Innenhaut infolge gewisser, zur Zeit noch nicht hinreichend bekannter Anlässe auflockert, stärker durchfeuchtet und sich ein andauernd (chronischer) entzündlicher Zustand ausbildet.

Von der Angabe weiterer Einzelheiten über den Krankheitsverlauf dieser eigenthümlichen Ernährungsstörung können wir hier absehen; es genüge, noch zu erwähnen, daß sich dieselbe da entwickelt, wo die Innenhaut der

Digitized by Google

Schlag- und Pulsadern eine besondere Dehnung oder Zerrung zu erleiden hat; außerdem tritt sie aber auch als Begleit- oder Folgeerscheinung gewisser Krankheiten auf, z. B. bei Gicht, ganz vorzugsweise aber: beim Rheumatismus und beim mißbräuchlichen Genuß von geistigen Getränken.

Der anatomische Befund zeigt in der Leiche in den früheren Stadien eine Auflockerung, Schwellung und Durchfeuchtung der Innenhaut der Schlagadern oder aber es ist die Schwellung im weitern Verlaufe in eine gallertige Verdickung übergegangen, welche wie eine der Innenfläche der Schlagadern anhaftende Auflagerung erscheint, in Wirklichkeit aber die bereits entartete Innenhaut der Gefäße bedeutet.

Diese entartete Innenhaut der Blutgefäße läßt sich alsdann in Gestalt einer gallertartigen Masse zusammenschieben und abheben. In anderen Fällen ist die Innenhaut der kranken Schlagadern mit bläulich-weißen, knorpelartigen Platten besetzt, welche das Aussehen von durch Kochen geronnenem Eiweiß haben.

Die weiteren Veränderungen der Innenhaut der Schlagadern, infolge des in Rede stehenden krankhaften Processes, sind Verfettung, Verkalkung oder Verknöcherung dieser Innenhaut. Die Verkalkung tritt ein, indem sich in den tieferen Schichten jener knorpelartigen Verdickungen Kalksalze ablagern; hierdurch verlieren die betreffenden Pulsadern ihre Elasticität und es werden auf diese Weise die bisher außerordentlich elastischen Wandungen nicht selten in starrwandige Röhren umgewandelt und selbst größere Schlagadern büßen bei der vorgeschrittenen Entartung ihrer Häute ihre Elasticität ein.

Mit diesen pathologisch-anatomischen Kenntnissen ausgerüstet (die pathologische Anatomie ist derjenige Zweig der Medicin, welche durch Eröffnen der Leichen Derer, welche infolge einer Krankheit verstorben sind, die krankhaften anatomischen Veränderungen der Gewebe und Organe des Körpers erforscht, wie sie durch die verschiedenen Krankheiten hervorgebracht werden), dürfen wir es versuchen, den eigentlichen Vorgang, dessen äußere Erscheinung wir mit dem Ausdrucke „Schlagfluß" zu bezeichnen pflegen, uns klar zu machen.

Die Innenhaut der Gefäße, von deren krankhaften Veränderungen wir soeben sprachen, finden wir in der die innere Oberfläche der Vorkammern und Kammern des Herzens auskleidenden feinen Haut (Membran) wieder, mit anderen Worten: die Innenhaut der Pulsadern setzt sich ununterbrochen bis in die Herzkammern fort. Auch die taschen- und zipfelförmigen Ventile des Herzens werden durch eine Duplicatur dieser Membran gebildet.

Es leuchtet ein, daß wenn diejenigen Theile der Innenhaut des Gefäßsystems, welche die zartwandigen Ventile des Herzens überziehen, jene krankhafte Veränderung erleiden, sodaß sich sehnige und schwielige Verdickungen und knorpelartige, kalkige oder knöcherne Auflagerungen an und auf den Ventilen bilden, die Ventile oder Klappen des Herzens ihre Nachgiebigkeit, ihre Elasticität und Schmiegsamkeit verlieren müssen.

Die schwieligen Verdickungen, die sehnigen und narbigen Zusammenziehungen und Verzerrungen der Ventile sind an sich schon genügend, um deren regelrechte Function unmöglich zu machen. Die für den regelrechten Blutumlauf nothwendige exacte Schließfähigkeit der Ventile ist jetzt nicht mehr vorhanden — es hat ich ein Herzfehler ausgebildet — bestehend in einer ungenauen



Digitized by Google

Schließfähigkeit dieses oder jenes Herzventils, eine Insufficienz der Herzklappen, wie man sich technisch auszudrücken pflegt.

Ein solcher Herzfehler muß um so bedeutender sein, wenn die Einlagerungen und Auflagerungen in und auf die Ueberkleidung der zipfelförmigen oder taschenförmigen Herzventile knorpliger, kalkiger oder knöcherner Natur sind, sodaß ein oder das andere Ventil vollständig starr und unbeweglich wird. In diesem Falle sind die Beschwerden des Patienten, veranlaßt durch die große Unregelmäßigkeit in der Blutcirculation, in den meisten Fällen ungleich größer und beängstigender.

Jener krankhafte Proceß in der innersten Gefäßhaut, mit welcher letzteren, wie bereits erwähnt, die gesammte Oberfläche der Vorkammern, die Kammern und die Ventile des Herzens tapezirt ist, tritt besonders bei Denen auf, welche an hitzigen Gelenkrheumatismus erkrankt sind; derartige Patienten erwerben also bei dieser Gelegenheit nicht selten einen Herzfehler für das ganze Leben.

Entgegen der Ansicht der Laien, daß die meisten oder womöglich alle Herzfehler organische Fehler, d. h. angeborene seien, muß erwähnt werden, daß die bei weitem größere Anzahl von Herzfehlern erworben ist, d. h. daß diese Herzfehler erst durch Krankheiten entstehen, welche den Menschen nach seiner Geburt befallen.

Von hundert Rheumatismuskranken werden zwanzig allein von jenem krankhaften Processe an der innern Ueberkleidungshaut des Herzens heimgesucht und hierdurch zu Herzfehlern Veranlassung gegeben, während wieder vierzehn vom Hundert Rheumatismuspatienten als Begleitskrankheit Herzbeutelentzündung bekommen.

Hieraus erklärt sich auch der Umstand, daß der das Herz durch das Behorchen der Herztöne untersuchende Arzt bei entsprechendem Befunde den betreffenden Patienten so zuversichtlich zu fragen pflegt: „Sie hatten früher einmal heftigen Gelenkrheumatismus?"

Eine Bemerkung, welche dem Laien, der sich ja nicht den ursächlichen Zusammenhang zu erklären vermag, welcher zu dieser Frage auffordert und berechtigt, erstaunen macht, weil er sich nicht zu enträthseln vermag, wie man im Stande sein könne, am Herzen zu hören, daß der Betreffende vor Jahren Rheumatismus gehabt hat.

Auch erklärt sich durch die vorstehenden Ausführungen, daß es seine Richtigkeit hat, wenn im Publicum die Ansicht vertreten ist, daß im menschlichen Herzen auch „Steine" und „Knochen" vorkommen können. Dieser Ansicht des Publicums widerspricht nicht selten selbst der Sachverständige, da derselbe einen andern Begriff mit der Bildung von „Steinen" und „Knochen" im menschlichen Körper verbindet. Unter „Herzsteinen" sind also jene kalkigen Verhärtungen und Auflagerungen zu verstehen, welche nicht so sehr selten die Größe einer Haselnuß und darüber erreichen, aber nicht frei und lose, sondern fest am und im Gewebe der Herzventile angetroffen werden und oft so hart sind, daß ihnen das schärfste und kräftigste Messer nichts anhaben kann. Schon da, wo feinere Kalkelemente im Gewebe angehäuft sind, knirscht diese Masse beim Durchschneiden der betreffenden Organe, ungefähr wie wenn man in nassen Sand schneidet. Sind diese Auflagerungen mehr knochenartiger Natur, dabei von knoten- oder plattenförmiger Gestalt, dann kann man füglich von einer Verknöcherung der Herzventile sprechen, nur, wie jetzt ersichtlich, mit einer ganz andern Vorstellung,

Digitized by Google

als man sie über Bildung, Bau und Gestalt der regelrechten Skeletknochen hat.

Jene krankhafte Veränderung der innern Gefäßhaut kennzeichnet sich auch äußerlich, für den Laien sichtbar und mit dem Tastgefühle wahrnehmbar, an jenen Schlagadern, welche unmittelbar unter der Haut und auf einer festen, unnachgiebigen Unterlage ruhen und dabei zugleich einen langgestreckten Verlauf haben. Unmittelbar unter einer besonders dünnen Haut und auf dem unnachgiebigen Schädeldache aufliegend, sind z. B. die Schlagadern der Schläfe, welche zu beiden Seiten des Hauptes zwischen dem äußern Augenwinkel und der Grenze des behaarten Theiles vom Kopfe aufsteigen und leicht mit dem Finger gefühlt werden können.

Diese beiden Schlagadern zeigen bei krankhaften Veränderungen der Gefäße einen auffallend geschlängelten Verlauf und sind fast ausnahmslos an der Schläfe bejahrter Personen schon dem bloßen Auge als stark geschlängelte Adern sichtbar. Der tastende Finger erkennt, daß diese Schlagadern nicht mehr elastische, zusammendrückbare Röhren sind, sondern sich wie härtliche Stränge anfühlen, eben weil die Gefäßwände starr und unnachgiebig geworden sind, sodaß sie nicht selten eine förmliche verkalkte oder verknöcherte Röhre darstellen.

Bestehen nun die krankhaften Veränderungen der Blutgefäßwände auch in den Gehirngefäßen, so ist die Disposition zu einem Schlagflusse gegeben.

Außer der eben geschilderten krankhaften Entartung der Gefäßwände, welche die häufigste Ursache zu einem Gehirnschlage abgiebt, kann auch noch durch einfache, fettige Entartung der Wände der Schlagadern Disposition zum Schlagfluß gegeben werden. So werden z. B. die Blutgefäßwände infolge fettiger Entartung leicht zerreißlich bei schlechternährten, kachektischen oder chlorotischen (bleichsüchtigen) Individuen.

Ferner können auch infolge von Erweichung oder Zerfall der Gehirnsubstanz kleinere Gehirnblutungen auftreten. Noch häufiger aber scheint der in späteren Jahren allmälig eintretende Schwund der Gehirnsubstanz Anlaß zur Erweiterung und weiterhin zur Zerreißung von Blutgefäßen im Gehirn Anlaß zu geben. Die Häufigkeit des Gehirnschlags im hohen Alter hängt zum großen Theile mit diesem Umstande zusammen.

Das häufige Vorkommen von Schlagflußanfällen während langer und üppiger Mahlzeiten beweist, daß der hierdurch veranlaßte Blutandrang nach dem Gehirn einer der gefährlichsten aller Anlässe ist.

Auch ein Herz mit in krankhaftem Uebermaße entwickelter Muskulatur (Hypertrophie des Herzens) ist ein Moment, welches schädlichen Einfluß zu üben pflegt, da in diesem Falle gewöhnlich auch mit der Zeit die Wände der Gefäßrohre ihre Elasticität verlieren und starrwandig werden.

Eine durch kurzen Hals und breite Schultern zu Schlagfluß disponirte Constitution, wie man sie lange Zeit annahm, existirt nicht!

Die durch die Starrheit und Unnachgiebigkeit der Gefäßwände bedingte Brüchigkeit derselben und die infolge von Versettung der Gefäßwände eintretende leichte Zerreißlichkeit der Gehirngefäße schließt an sich keineswegs eine so hohe Gefahr in sich, vom Schlagfluß getroffen zu werden, als man wohl erwarten könnte.

Gesellt sich aber zu dieser so ansehnlich verminderten Widerstandsfähig-



Digitized by Google

keit der Gefäßwandungen noch ein neues Moment hinzu, dieses nämlich, daß die an die Widerstandskraft der Blutgefäßwände seiten des Herzens gestellten Anforderungen zu groß werden, indem der Blutstrom entweder mit allzugroßer Gewalt in die Gefäßbahnen des Gehirns geworfen wird, oder der sogenannte Blutdruck sich bedeutend steigert und gegen die durch die krankhafte Entartung morsch gewordenen Blutgefäßwände einen zu großen Druck ausübt, so entsteht große Gefahr und es kann jetzt leicht geschehen, daß der allzu mächtig andringende Blutstrom, wie z. B. bei Congestionen nach dem Gehirn, die morschen Ufer durchbricht und sich in die Gehirnmasse einwühlt.

Es entsteht alsdann eine Blutlache inmitten der Gehirnsubstanz oder in den Gehirnkammern.

Die äußerlich wahrnehmbaren Folgen eines solchen blutigen Ereignisses im Gehirn bezeichnen wir alsdann als „Gehirnschlag" oder „Schlagfluß".

Der vom Schlag Getroffene verliert das Bewußtsein und findet selbst dann, wenn dasselbe wieder zurückgekehrt, auf kürzere oder längere Zeit die Sprache nicht wieder; dies und die eintretende Lähmung einzelner Gliedmaßen oder einer ganzen Körperhälfte sind keineswegs zufällige Begleiterscheinungen, sondern in fast allen Fällen die unerbittlichen Folgen jener blutigen Katastrophe im Gehirn.

Wenn wir die Stelle im Gehirn, wo der Blutstrom seine Ufer durchbrach, als eine „Blutlache" bezeichneten, so ist dieser Ausdruck in den meisten Fällen nicht ganz zutreffend, aber auch der wissenschaftliche Ausdruck „apoplektischer Herd" (Schlagflußherd) bezeichnet seinerseits nur die Localität, wo die Gefäßbahnen barsten und das in die Binnenräume des Gehirnes austretende Blut die Structur und Organisation von einem Theile des Gehirns zertrümmerte.

Ist der Durchbruch des Blutes in die Gehirnkammern erfolgt, so gleicht das ausgetretene Blut noch am ehesten einer Blutlache, weil das Blut in diesem Falle sich in einen Hohlraum ergießt; denn obschon die Gehirnkammern nicht leer, sondern von einer klaren, durchsichtigen Flüssigkeit erfüllt sind, so wird hierdurch doch die Farbe und Consistenz des ausgetretenen Blutes wenig verändert. Tritt aber, wie gewöhnlich, das Blut inmitten der Gehirnmasse aus seinen Bahnen, dann zerwühlt und zerstört es die ausnehmend feine Structur und Organisation des Gehirns.

Deshalb sind dem Bluterguße immer die Gewebstrümmer der zerstörten Gehirnpartie beigemischt, bestehend aus Nervenfasern, Ganglienzellen und überhaupt aus den die Gehirnmasse zusammensetzenden mikroskopischen Constructionsmaterialien; diese Beimischung ist mehr oder weniger innig, so daß sich die betreffende Stelle dem Auge des Beschauers in den meisten Fällen als ein dunkelrother innig mit Blut durchtränkter Brei darstellt, welcher unter dem Mikroskop ein chaotisches Durcheinander von Blutbestandtheilen und den verschiedenartigsten mikroskopischen Elementen des Gehirns erkennen läßt.

Ein solcher Schlagflußherd kann zwischen dem Umfange eines Mohnkorns und der Größe einer Faust schwanken.

Man findet das ausgetretene Blut bei der Section bald noch flüssig, bald theilweise geronnen, auch kann mehr als ein Schlagflußherd vorhanden sein.

Digitized by Google

Erfolgt der Bluterguß in der Nähe der Gehirnkammern, so geschieht es gewöhnlich, daß die Wände der Gehirnkammern durchbrochen werden und das Blut in die Gehirnkammern selbst eindringt.

Außerdem sind die Blutgefäßzerreißungen und die hierdurch gegebenen Blutergüsse im Gehirn in gewissen Districten des Gehirns ungleich häufiger als in anderen; denn während die „Streifenhügel", die „Sehhügel" und die großen „Marklager" des Gehirns am häufigsten von apoplektischen Blutergüssen heimgesucht werden, kommen sie fast nie in dem sogenannten „Gehirnbalken" und dem unter diesem liegenden „Gewölbe" vor.

Ein in der geschilderten Weise erfolgter Bluterguß führt als erstmaliges Ereigniß dieser Art nur ausnahmsweise zu einer alsbaldigen tödtlichen Katastrophe. Außergewöhnlich große Blutergüsse oder solche, die an Stellen sich ereignen, an welchen die lebenswichtigsten Nerven, wie z. B. der Vagus oder Herz-Lungen-Magennerv entspringen und noch andere Umstände können allerdings einen augenblicklichen Tod herbeiführen.

Aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, daß der Arzt direct nichts zur Wiedergenesung eines vom Schlagflusse Betroffenen beizutragen vermag. Die Mittel und Wege, welche die Natur einschlägt, um nachträglich Heilung zu erzielen, sind kurz folgende. Schon kurze Zeit, nachdem der Bluterguß erfolgte, verwandelt sich die dunkle, zottig-breiige, innig mit Blut durchtränkte Masse des apoplektischen Herdes in eine Masse feinster Fetttheilchen (detritus) und wird hierdurch zum Wiederaufgesaugtwerden geschickt gemacht. Der ganze Inhalt des Schlagflußherds wird verflüssigt und seine anfangs dunkelrothe Farbe nimmt eine braunrothe und weiterhin eine safrangelbe Färbung an.

Es bildet sich in der Umgebung und an der betreffenden Stelle selbst neues Gewebe, Bindegewebe oder Narbengewebe, wie bei jeder andern Vernarbung: Niemals aber bildet sich neue Gehirn- oder Nervensubstanz!

In demselben Maße wie die verflüssigten Gewebstrümmer in die Blutgefäße aufgesaugt werden, füllt sich der Hohlraum mit einer klaren, dem Blutwasser ähnlichen Flüssigkeit; es bildet sich, wie der Kunstausdruck lautet, eine apoplektische Cyste. Oder es kann auch geschehen, daß sich der betreffende Hohlraum mit schwieligem Narbengewebe erfüllt und sich eine apoplektische Narbe, eine Schlagflußnarbe bildet.

Auf diese Weise sind wir im Stande, an dem Vorhandensein einer apoplektischen Narbe, welche wir z. B. ganz zufällig an einem Gehirn, welches wir zergliedern, finden, nach langer Zeit noch einen in früherer Art erfolgten Blutaustritt zu constatiren.

Aus dem Gesagten erhellt, daß es einem Blutaustritt im Gehirn gegenüber mit unserer ärztlichen Macht zu Ende ist und daß, wenn wir uns nicht Illusionen hingeben wollen, wir bescheiden eingestehen müssen, daß wir kein Mittel besitzen, um eine derartige Blutung im Gehirn zu stillen, daß wir kein Mittel besitzen, um die Auffaugung jenes Blutergusses zu beschleunigen, daß wir kein Mittel besitzen, um eine baldige Vernarbung des Schlagflußherds herbeizuführen.

Aber immerhin erübrigt trotzdem noch ein segensreiches Feld für die ärztliche Thätigkeit, welche jedoch der Laie nicht minder entfalten kann, sobald er das Wesen des Schlagflusses kennen gelernt hat. Denn es handelt sich ja hierbei in der Mehrzahl der Fälle nicht um rein technische

Digitized by Google

Leistungen des Fachmanns, sondern um allgemeine, vorbauende und verhütende Maßregeln. Dem Arzt wird immerhin noch die Sonderaufgabe bleiben, die und jene lästigen oder gefahrdrohenden Symptome zu bekämpfen.

Unter allen Umständen spielt der verstärkte Druck des Blutes gegen die Blutgefäßwände die wichtigste Rolle bei der Entstehung von Blutgefäßzerreißungen im Gehirn, denn abgesehen von der Energie, mit welcher die Druckkraft des Herzens die Blutwellen in die Gefäßbahnen des Gehirns wirft, erfolgt der Andrang des Blutes, dem Pulsschlage der Schlagadern entsprechend, in der That stoßweise, da mit der krankhaften Veränderung der Innenhaut der Blutgefäße die elastische Eigenschaft der Gefäßrohre verloren gegangen ist und mit dieser wiederum die ebenmäßige Strombewegung des Blutes, wie sie bei gesunden Gefäßwänden in den feineren und feinsten Gefäßen, eben wegen der elastischen Nachgiebigkeit ihrer Wände stattfindet.

Bei einer krankhaften Veränderung der Schlagadern dagegen tritt bei jeder Zusammenziehung des Herzens eine stärkere Spannung der jetzt nur noch wenig oder gar nicht mehr nachgiebigen Blutgefäßwände ein und diese stärkere Spannung ist die Ursache des Berstens und Zerreißens der krankhaft veränderten Gefäßrohre.

Durch die angeführten wissenschaftlichen Thatsachen ist nun: die gesammte vorbauende und verhütende Verhaltungsweise (Prophylaxis) vorgezeichnet, um drohende Katastrophen dieser Art möglichst zu verhüten oder wenn es bereits zu einem Blutergusse gekommen, einem erneuten Blutaustritte, der jetzt noch weit mehr als zuvor droht, thunlichst vorzubeugen.

Alle Bedingungen, welche dazu angethan sind, um Congestionen nach dem Gehirn hervorzurufen und ein durch Ueberfüllung der Blutgefäße des Gehirns drohendes schlimmes Ereigniß herbeizuführen, müssen unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Wir geben nun ein Bild jener Erscheinungen, welche wir als die drohenden Vorboten des Gehirnschlags erfahrungsgemäß betrachten müssen, um weiterhin zu zeigen, wie sehr der Laie sich und auch Anderen Arzt zu sein vermag, wenn er weiß, um was es sich bei einem krankhaften Zustand handelt.

Wenn der Laie zur Zeit fast ausnahmslos, da, wo er gern mit Rath und That hülfreiche Hand anlegen möchte, zu einer beängstigenden Hülflosigkeit und einer geradezu kläglichen Unthätigkeit verurtheilt ist, so ist dies keineswegs so unabänderlich nothwendig, als es gemeinhin der Fall zu sein scheint.

In der That giebt es wohl kaum ein niederdrückenderes, förmlich lähmendes Gefühl als mit einem von werkthätiger Liebe erfüllten Herzen einem uns nahestehenden Patienten, ja auch einem uns völlig unbekannten der Hülfe Bedürftigen gegenüberzustehen und sich lediglich abwartend und zuwartend verhalten zu sollen. Und warum?

Blos deshalb, weil man von dieser oder jener Anordnung und Verordnung des Arztes den eigentlichen letzten Grund nicht kennt. Es ist für Jeden, der mit gesundem Menschenverstand und nur einiger Beobachtungsgabe ausgestattet ist, ein peinliches, unendlich niederdrückendes Bewußtsein, ja geradezu eine unwürdige Statistenrolle, seine ganze Hoffnung und allen Herzensdrang zu werkthätiger liebevoller Hülfeleistung auf eine latei-

Digitized by Google

nische Receptformel angewiesen zu sehen. Für eine Zeit, wo der Geistesbann eines starren Buchstabenglaubens alle Gemüther, höchstens die avancirtesten Köpfe ausgenommen, gefangen hielt, für einen Bildungsgrad, welcher alsbald auf die Hülfe Anderer angewiesen war, sobald es sich um etwas mehr als um den bloßen Broderwerb handelte, mochte dies angehen, aber bei der vorgeschrittenen geistigen Selbstständigkeit unserer Zeit erscheint uns dieses Kaltgestelltsein werkthätiger Liebe und dieses Beiseitegeschobenwerden der Nichtzünftigen geradezu unwürdig.

Aber kann Einer Alles sein, wird man uns einwenden wollen, ist es nicht gerade die Arbeitstheilung, die auf allen Gebieten so Großes vollbracht hat? Ganz gewiß ist es so! Aber wir verlangen auch nicht, daß der Laie Specialarzt und Mann von Fach sein soll! Dem Arzt als Fachmann bleibt noch vollauf genug zu thun und sein Wirken wird hierdurch weder durchkreuzt, noch gelähmt, ja das Feld ärztlicher Thätigkeit wird durch die von uns angestrebte Promotion des Laien vom bloßen müßigen Zuschauer oder Statisten zum werkthätigen Heilgehülfen des Arztes nicht nur in keiner Weise verkleinert und beeinträchtigt, sondern es wird hierdurch die ärztliche Thätigkeit gefördert, sie wird erfolgreicher und segensreicher gemacht.

Und ist dies auch nicht für alle Fälle anwendbar, so doch für die Mehrzahl der Fälle.

Eine dem augenblicklichen Befinden des Kranken gemäße Verordnung seiten des Arztes, mag dieselbe noch so scharfsinnig und dem augenblicklichen Befinden des Kranken angemessen sein, wird oft genug illusorisch, zerfällt in Nichts oder wird sogar zweckwidrig, wenn, nachdem der Arzt den Rücken gewendet, andere Zufälle und Veränderungen im Befinden des Kranken eintreten und der Laie jetzt rathlos dasteht zwischen dem hülfebedürftigen Kranken und der Receptformel des Arztes, der oder einer seiner Collegen nicht immer wie in großen Städten nebenan oder nahe genug wohnt, um möglichst bald zur Stelle zu sein.

Welche Fälle peinlichster Sorge und Angst, welches schmerzliche Gefühl der Entsagung für ein vom lebhaftesten Drange inniger, werkthätiger Liebe erfülltes Herz, von der Furcht gelähmt zu sein, mit einer vermeintlichen Hülfeleistung dem Patienten vielleicht schaden zu können, oder aller einschlagenden Kenntnisse bar, in völliger Rathlosigkeit und bei aller Willfährigkeit zur Unthätigkeit verurtheilt, dem hülfesuchenden und um Hülfe flehenden Auge des Patienten begegnen zu müssen.

Unter den Vorboten eines Gehirnschlages ist eine hochgradige Blutüberfüllung des Gehirns (Congestionen nach dem Kopfe) eine der hervorragendsten Erscheinungen, ferner Gefühle von Taubsein oder von Ameisenkriechen, ebenso sind theilweise Lähmungen in einzelnen Gliedern dazu angethan, unsere Aufmerksamkeit zu erregen und uns entsprechende Fingerzeige an die Hand zu geben, um eine Katastrophe zu verhüten. Größeren Blutergüssen im Gehirn gehen sehr häufig kleine Blutaustritte aus den Haargefäßen des Gehirns voraus und rufen alsdann jene dem geringen Umfang der hiervon betroffenen Hirnpartien entsprechende Anzeichen in den Empfindungs- und Bewegungsnerven hervor, welche letztere sich in Lähmungen von geringem Umfange und in Steifigkeiten einzelner Muskeln zeigen.

Die Zerstörung gewisser Abschnitte im Gehirn hat keine nachweisbaren Functionsstörungen im Gefolge und werden derartige Vorgänge im Gehirn oft genug während des Lebens gar nicht erkannt.

Digitized by Google

Es wurde bereits weiter oben hervorgehoben, daß der „Streifenhügel" und der „Sehhügel" des Gehirns am häufigsten von Blutergüssen heimgesucht werden; die Folge hiervon ist Lähmung der willkürlichen Bewegung der entgegengesetzten Körperhälfte, sowohl in den Muskeln des Gesichts als in den Muskeln der Gliedmaßen, mithin ist man im Stande, rückwärts schließend zu bestimmen, in welcher Gehirnhälfte, ob in der rechten oder linken, ein Bluterguß erfolgte.

Daß bei Blutergüssen in die linke Gehirnhemisphäre, die rechte Körperhälfte gelähmt ist, bei rechtseitiger Gehirnblutung dagegen die linke Körperhälfte, kommt daher, daß die von je einer Gehirnhälfte entspringenden Nervenstränge sich im weitern Verlauf kreuzen, so daß die von der rechten Gehirnhälfte entspringenden Nerven sich in der linken Körperhälfte ausbreiten und umgekehrt.

Gewöhnlich ist an der gelähmten Körperhälfte der Arm mehr gelähmt als das Bein und im Gesicht sind diejenigen Gesichtsmuskeln besonders gelähmt, welche zum Mundwinkel und zur Nase gehen; der Mundwinkel der gelähmten Seite ist herabgesunken, während der entgegengesetzte Mundwinkel in die Höhe gezogen ist.

In der Mehrzahl der Fälle tritt gleichzeitig mit der halbseitigen Lähmung der Bewegungsfähigkeit des Körpers, Lähmung der Empfindungsfähigkeit, Lähmung des Gefühls ein.

Diese Gefühlslähmung ist besonders in denjenigen Theilen, deren Empfindungsfähigkeit wir tagtäglich nothwendig brauchen, für den Patienten höchst peinlich.

So z. B. für die Lippen und die Zunge. Ein beim Essen an die Lippen gebrachter Löffel oder ein Trinkglas wird alsdann nur halb gefühlt und erscheint im Bewußtsein des Patienten wie zerbrochen, so daß er beständig in Sorge ist, den Inhalt des Löffels oder Glases zu verschütten.

Ferner weicht die Zunge wegen des in einer Zungenhälfte aufgehobenen Tastgefühls während des Kauactes den Zähnen nicht aus und wird infolge dessen leicht von den Zähnen erfaßt und gequetscht oder gebissen.

Wenn, was selten geschieht, ein Bluterguß in die graue Rindensubstanz des Gehirns (Sitz des geistigen Lebens) erfolgt, so tritt alsdann auch eine je nach Umständen mehr oder weniger umfangreiche Lähmung der geistigen Functionen ein.

Alle derartige Folgeerscheinungen werden aber nicht blos infolge der Zerstörung eines Theils der Gehirnorganisation hervorgerufen, sondern auch durch die kranke Verfassung, in welche das Gehirn infolge eines Blutergusses und des hierdurch bedingten Druckes, vor allen Dingen aber durch die eintretende Circulationsstörung versetzt wird. Daß die Blutzufuhr zum Gehirn wesentlich beeinträchtigt ist, zeigt sich vor allen Dingen an dem heftigen Pulsiren der großen Schlagadern des Halses (Carotiden) und die unausbleibliche Folge der eingetretenen Ernährungsstörung des Gehirns ist, wie immer, die Aufhebung der Functionen desselben.

Wo es zur Bildung einer größern Blutlache im Gehirn kommt, tritt fast ausnahmslos jenes Bild vor unsere Augen, welches die erwähnten Functionsstörungen eines vom Schlage Getroffenen zu zeigen pflegt.

In den meisten Fällen stürzt der Patient „wie vom Schlage (Blitzschlag) getroffen" bewußtlos, oft mit lautem Geschrei zu Boden. Das Gesicht ist verzogen. Die Erschlaffung der Muskulatur der einen Körperhälfte und die Erweiterung der Pupille auf dieser Seite läßt oft schon jetzt erkennen,

Digitized by Google

welche Körperhälfte vom „Schlage" getroffen worden ist. Nur die Athembewegungen dauern fort, aber die Athemzüge erfolgen in großen Pausen und das schlaff herabhängende Gaumensegel, welches durch die ein- und ausgeathmete Luft in schwingende Bewegungen versetzt wird, bewirkt laute und schnarchende Athemgeräusche. Der Puls ist auffallend langsam, die Pupillen sind eng. Oft tritt beim Beginn des Schlaganfalls Erbrechen ein.

Bei jeder Ausathmungsbewegung blähen sich die erblaßten Backen durch den austretenden Luftstrom auf, was dem Patienten ein eigenthümliches Ansehen verleiht und ihn einem Sterbenden ähnlich erscheinen läßt, bei welchem oft dasselbe passive Spiel der Backenmuskeln als Lähmungssymptom auftritt, eine Erscheinung, welche die französischen Krankenwärter treffend mit dem Ausdruck bezeichen: „Le malade fume sa pipe." (Patient raucht seine Pfeife.)

Im Uebrigen wird durch den erfolgten Bluterguß das ganze Gehirn in Mitleidenschaft gezogen. Ist es anfänglich der durch das ausgetretene Blut auf das Gehirn ausgeübte Druck, welcher Lähmung erzeugt, so bildet sich bald nach dem blutigen Ereigniß infolge der Verletzung, welche das Gehirn durch den Bluterguß erlitten hat, ein entzündlicher Proceß in der Hirnsubstanz aus, welcher sich durch Pulsbeschleunigung und durch Fiebererscheinungen überhaupt, ferner durch Funkensehen, durch Kopfschmerz, Delirien, Zuckungen und anhaltende Zusammenziehungen der Muskeln zu erkennen giebt. Nach einiger Zeit mäßigen sich diese entzündlichen Erscheinungen und wenn die Gehirnentzündung nicht ohne allzugroße Ausdehnung, allgemeine Lähmung und infolge hiervon den Tod herbeiführt, so gesundet der Kranke wieder bis auf die zurückbleibende Lähmung.

Je nachdem der Blutaustritt nur an einer oder an mehreren Stellen erfolgt, je nach seinem Sitze, je nach seiner Größe und je nach der Schnelligkeit, mit welcher derselbe auftrat, wird das Bild und der Verlauf der Folgeerscheinungen eines Gehirnschlags sich sehr verschieden gestalten.

Jene Form des sich mit blitzartiger Schnelle vollziehenden Gehirnschlags (apoplexie foudroyante) führt gewöhnlich schon nach wenigen Minuten oder Stunden zum Tode. Der Betroffene kommt in diesem Fall gar nicht wieder zum Bewußtsein und bei erweiterten Pupillen und kleinem, aussetzenden Pulse wird die Lähmung immer allgemeiner und geht schließlich auch auf das verlängerte Rückenmark, wo die Centralherde der Nerven liegen und von welchem aus die Herz- und Athmungsthätigkeit angeregt und unterhalten wird. Die Lähmung jener Nervencentren, der innersten Quellpunkte des Lebens, hat zur Folge, daß der vom Schlag Getroffene unrettbar zu Grunde geht. Die gewöhnlichste Form ist die, daß, nachdem entweder die erwähnten Vorboten vorangingen oder der Betreffende ganz urplötzlich vom Schlage getroffen zusammensinkt, man schon während der Bewußtlosigkeit an dem verzogenen Gesicht und den erschlafften Gesichtsmuskeln der einen Seite zu erkennen vermag, an welcher Körperhälfte die Lähmung eingetreten ist. Nach Verfluß von einigen Minuten oder Stunden, oft auch erst am andern Tage, erwacht der Kranke aus seiner Bewußtlosigkeit, aber seine Sprache ist undeutlich und die halbseitige Lähmung ist jetzt nicht zu erkennen. Nur ein Theil dieser Lähmung, so weit dieselbe durch den infolge des Blutaustrittes auf das Gehirn ausgeübten Druck bedingt war, verschwindet allmälig wieder, während der übrige Theil der Lähmung, welche von der durch die Blutung zerstörten Nervenelemente des Gehirns abhängt, für das ganze übrige Leben bestehen bleibt. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

# Der Letzte der alten Schule.

Hinterlassene Memoiren von **Heinrich Marr**

(Fortsetzung.)

Um den culturhistorischen Faden der hinterlassenen Memoiren von Heinrich Marr in Händen zu behalten, ist der Uebergang von der alten zur neuen Zeit durch folgende Thatsachen einzuleiten:

Nachdem der Letzte der „alten Schule" aus dem streng sittlichen Kunstverband der Lübecker Bühne plötzlich entlassen wurde, trat er das ihm von dem Lübecker Director Hinze verschaffte Engagement in Braunschweig an. Auch hier war das Theater jetzt zu einer Stabilität gelangt. Es hatte sich eine Actiengesellschaft etablirt und unter dem Titel: „Nationalbühne" lenkte der dramaturgisch gebildete Dr. Klingemann das Institut in eine sich vorbereitende neue Culturphase ein. Heinrich Marr, so eifervoll er auch nach einer höhern Entwickelung ringen mochte, gerieth indeß in nicht unerhebliche Conflicte mit seinem allzuzündbaren Herzensleben. Kaum lagen Dreivierteljahre hinter ihm und er — ein einundzwanzigjähriger Jüngling —, so hatte sich ohne Einwilligung des Vaters, trotz allen abrathenden Vorstellungen Klingemann's, mit einem ältern Bürgermädchen aus guter Familie verheirathet. Aus dieser Jugendthorheit entsprangen Mißhelligkeiten mannigfacher Art. Er verlangte eine höhere Einnahme, während seine künstlerischen Leistungen nicht darauf Anspruch machen konnten. Er bestand auf ein bedeutenderes Rollenfach, weil es ihn bedrückte, als Familienoberhaupt noch immer nicht in erster Reihe zu stehen, er wurde abschlägig beschieden. Ueber dies Alles in Aufregung versetzt, kam er bald um seine Entlassung ein. Klingemann gab sie ihm. Da er aber viel Gewicht auf Marr's „schauspielerische Schulmäßigkeit" legte, bot er ihm zugleich ein Engagement an der Casseler Hofbühne an. Hier blieb er abermals kaum ein Jahr, denn hier wurde er zum erstenmal auf seiner Carrière gewahr: daß die Grundsätze, nach welchen er herangebildet worden, keine Geltung hatten. So kam er in die Lage, sie zu vertheidigen — für seine Lehrmeister in die Schranken zu treten. Selbstverständlich wurde seine Stellung dadurch unerquicklich. An den Augenblick leicht hingegeben, führte er ohne Zaudern einen Bruch herbei. Jetzt nicht mehr allein stehend, hatte er für Frau und Kind zu sorgen, weshalb er ein ihm angebotenes Engagement am Stadttheater zu Magdeburg annahm. Die ehedem so renommirte Bühne war aber eine der untergeordnetsten geworden. Verwöhnt durch die Eindrücke seiner Jugend, kehrte Marr ihr bald den Rücken, um einem Antrag der Dresdener Hoftheaterdirection nachzukommen.

Während dieser Zeit hatte er sich mit seinem Vater ausgesöhnt, der Frau und Kind bei sich aufnahm, als der blutjunge Mann eine sichere Existenz zu gründen trachtete. In Dresden angelangt, war seine erste Gastspielrolle der Melchthal im Schiller'schen Tell. Beifällig aufgenommen, entwarf er sich schon bereits einen Plan, nach welchem er hier etwa zu leben

Digitized by Google

habe, als er durch den Empfang eines Briefes wie mit einem Zauberschlag auf ganz andere Ideen hingelenkt wurde. Der Inhalt desselben lautete:

„Monsieur, Sie haben gestern Abend den Melchthal sehr interessant gespielt, so interessant, daß ich behaupte: Liebhaberrollen können impossiblement im Bereich Ihres mehr charakterisirenden Darstellungstalentes liegen. Es wäre ein pikantes Evenement für mich, wenn ich dazu beitragen könnte, Ihnen, sans doute, bedeutendere Erfolge in Aussicht zu stellen als die, welche sich Ihnen im Gebiet des Liebhaberrepertoriums eröffnen dürften. Die Dresdener Hofbühne scheint mir nicht das geeignete Terrain, auf welchem Sie sich pour la gloire entfalten könnten. Ich habe schon bereits das Directionscomité des Hannöverschen Hoftheaters auf Sie aufmerksam machen lassen. Mon mari, unter dessen chevaleresken Schutz ich gestern Abend der Tellvorstellung beiwohnte, theilt auf das Obéisanteste mein Urtheil über Ihr Talent und wird ein Engagement Ihrerseits protegirend befürworten. Was meinen Sie zu dieser Proposition? Ihre Persönlichkeit ist charmant, der feine Wuchs, die zierliche Gestalt, der kecke Jünglingsausdruck, das Falkenaugenpaar, das einen männlichen Despotismus verräth, alle diese „Quelquechoserien" bilden ein Ensemble, welches ich immense pikant finden muß. Ohne Pikanterie keine Würze des en général langweiligen Lebens in der vornehmen Societät. Ich bin begierig, ob Sie begierig sind, mich in Hannover kennen lernen zu wollen.

Eine geheimnißvolle Protectorin."

Jetzt mag der Letzte der alten Schule das Thema seiner Erlebnisse während seines sechsjährigen Engagements in Hannover selbst aufnehmen.

### In Hannover unter englischer Hoheit.

Raupach läßt den Till in den Schleichhändlern sagen: „Das ist eben das Räthselhafte in der Welt, daß der Mensch, wenn er seine Nachtmütze aufsetzt, nicht weiß, ob er nicht dadurch den Lauf der Weltgeschichte ändert." Den räthselhaften Brief in Händen haltend, durchflog ich ihn immer wieder auf's neue. Noch nie war es mir begegnet, daß eine Frau von Geist und Einfluß mir Aufmerksamkeit geschenkt. Mich reizte die verführerische Aussicht, die sie mir erschloß: Ich brach mein Gastspiel in Dresden kurz ab, erklärend: es könne zu nichts führen, da ich schon bereits für das hannöversche Hoftheater so gut wie engagirt sei. Ohne mich weiter zu prüfen, ohne erst lange zu überlegen, überließ ich mich ganz dem Spiel des Zufalls, dem Spiel meiner romantischen Phantasie und trat in gespannter Erwartung meine Reise nach Hannover an.

Die Lafontaine'sche Empfindsamkeit, die frei geniale Liebe, die Goethe und Andere so poetisch verklärt, die laxe, gefügige Moral Kotzebue's trieben auch nach den Freiheitskriegen noch immer ihren Spuk. Wer dafür empfänglich gestimmt, konnte sich diesen Einflüssen, die, wenn auch nicht durch die epochemachendsten Erzeugnisse der Literatur hervorgerufen, so doch immerhin groß gezogen, nur schwer entziehen. Mich verherrlichen zu wollen, dazu ist mein Naturell nicht geeignet, deshalb mache ich auch aus den Gebrechen meines individuellen Charakters kein Geheimniß, zumal ich Thatsachen reden lassen muß. Abenteuerlichen, ungebundenen Sinnes, dachte ich nicht weiter an Weib und Kind, die ja vortrefflich im Hause meiner Eltern untergebracht waren, und knüpfte auf gut Glück an den romantisch angelegten Plan meiner geheimnißvollen Unbekannten an.

Digitized by Google

Als ich in Hannover, der Vaterstadt Iffland's, eingetroffen, schien mir die wichtigste Angelegenheit, mich bei dem Directionscomité zu melden. Ohne jeglichen Anhalt mußte ich doch wenigstens so viel Mann sein, um für meine eigene Existenz selbst aufzukommen. So nur konnte ich überhaupt meiner Protectorin imponiren.

Se. Excellenz der Herr Oberhofmarschall Graf von Hardenberg, Graf v. Platen, Obersteuerrath Baron von Grothe, Hofrath Falk und Kaufmann Ahles machten das Directionscomité aus. An wen wandte ich mich zuerst? Am nächsten lag es, mich auf dem Directionsbureau zu melden. Graf Hardenberg war zufällig zugegen. Er empfing mich du haut en bas. Mich verdroß diese bis obenhin zugeknöpfte Manier. Man sah es Excellenz an, daß ein Schauspieler in seinen Augen nicht mitzähle.

„Marr, Marr, heißen Sie", warf er mich musternd hin. „Ganz recht, Marr. Sie sind schon bereits empfohlen."

„Darf ich fragen von wem?" rief ich, lebhaft an die Unbekannte denkend, deren Stand und Namen ich nun endlich erfahren mußte.

Excellenz machte eine Pause, maß mich vom Wirbel bis zur Zehe und antwortete kurz abgemessen: „Man hat nicht zu fragen, man hat zu antworten. Langerfeld!" rief er zugleich in das Nebenzimmer hinein. Der Theatersecretair trat ein.

„Berichtigen Sie den Schauspieler Marr", fuhr Excellenz ablehnend fort, „wozu er sich qualificiren muß, wenn er die Ehre haben will, dem Hannöverschen Hoftheater anzugehören."

„Excellenz meinen jedenfalls, wozu mein Talent sich qualificiren muß, um der Hannöverschen Bühne nutzenbringend zu werden", entgegnete ich ziemlich erregt. „Da ich empfohlen worden bin, muß man doch wissen, welches Rollenfach ich bekleide. Ich spiele jugendliche Liebhaber und Naturburschen, ich bin bereit, einen Contract abzuschließen, wenn man höhern Ortes geneigt sein sollte, mir ein Terrain für das Charakterfach zu lockern und die Geltung meines Standes nicht unter Null zu stellen."

„Langerfeld!" rief Graf Hardenberg accentuirt, indem er abwehrend mit der Hand winkte, „Herr Graf v. Platen und Herr Baron v. Grothe mögen mit dem Contrahenten da sich abzufinden suchen." Er wandte mir den Rücken und verließ das Zimmer. Langerfeld war sichtlich verlegen. Glücklicherweise trat Baron von Grothe ein. Seine liebenswürdige Art mich zu begrüßen calmirte mich momentan.

Langerfeld stellte mich vor, Herr v. Grothe lächelte freundlich und meinte: das Directionscomité sei gern bereit, mit mir in Unterhandlungen zu treten. Ich sei schon bereits durch einen hohen Staatsbeamten, der aber nicht genannt sein wollte, empfohlen, mit dem Bemerken: es nicht zu verabsäumen, mich zu engagiren, wenn ich mich etwa schriftlich melden solle. Da ich nun sogar in Person erscheine, sei es am zweckmäßigsten, sobald wie möglich in einigen mir zusagenden Rollen aufzutreten. Nach einem beifällig aufgenommenen Gastspiel, in welchem ich vorzugsweise in der fein chargirten Dümmlingsrolle des Herr v. Saar in den „Vertrauten" dem Hofe sehr gefallen hatte, wurde ich auf mehrere Jahre in Hannover engagirt, zur Zufriedenheit meiner Frau und meines Vaters. Beide fanden eine Anstellung an einem Hoftheater künstlerisch vornehmer als an einem Stadttheater.

Theilte ich ihre Ansicht? Damals vollständig.

Nach einer mehr als fünfzigjährigen Dienstzeit, die ich an der Hand

Digitized by Google

der Erfahrungen zurückgelegt, urtheile ich freilich anders. Ich gelangte zu der Anschauung: daß es gerade das Inslebentreten der wirklichen Hoftheater war, welches die Schauspielkunst ihrer volksthümlichen Basis entrückte und den Schauspielerstand an seiner künstlerischen Unbefangenheit schädigte. Von dem Augenblick an, wo die gekrönten Häupter die Bühne als einen nothwendigen Appendix ihres absolutistischen Glanzes, ihrer dynastischen Geltendmachung erachteten, hatten sie — im Geheimen immer doch noch auf dem Grundsatz fußend: „l'état c'est moi", das Recht erworben, ihren subjectiven Gelüsten und Anschauungen gemäß die Geschmacksrichtung sowohl, wie die artistische Führung im Großen und Ganzen vorzuschreiben. Kehrten doch die Vertreter des Landes eine solche Ungeistigkeit hinsichtlich der Auffassung über die staatliche Bedeutung der Schauspielkunst heraus, daß sie meinten genug gethan zu haben, wenn sie auf der Civilliste des Fürsten eine bestimmte Summe annotirten, die für Verausgabung des Bühneninstitutes zu benutzen war. Reichte man nicht damit, so kümmerte sie das nicht weiter. Die Fürsten allein hatten persönlich das Fehlende zu ergänzen, die Deficite zu decken! Dadurch wurden sie selbstverständlich Eigenthümer des Hoftheaters. Je nachdem ihre Theaterpassion zum Ausdruck gelangte, je nachdem gestaltete sich hauptsächlich das Repertoire und die geistige Physiognomie des Bühnenlebens. Daß Oper und Ballet durchgängig von ihnen bevorzugt worden ist, steht fest. Wie Alles seine Ursache hat, so auch diese Erscheinung. Da auf Thronen ebenso selten Genies geboren werden wie im gewöhnlichen Leben, so ist in diesem speciellen Fall zu bemerken, daß auch die Fürsten wie die Menschen im Allgemeinen Product ihrer Erziehung und der Verhältnisse sind, in welchen sie zu leben und zu streben haben. Bei ihrer so übertrieben auf Ceremoniell und äußerer Repräsentation beruhenden souverainen Stellung werden Ansprüche an sie erhoben, die eine gewisse Veräußerlichung bedingen. Wie sollten sie es sonst zu Stande bringen, tagtäglich in den größten wie kleinsten Angelegenheiten Rede und Antwort zu stehen, aus dem Hundertsten in's Tausendste übergehen zu können?

Ein solches chamäleonartige Getriebe macht sie in ihrem Thun und Lassen aphoristisch. Es liegt wohl nicht so fern, anzunehmen, daß sie einem gesammelten Gedankengang, wie das Schauspiel ihn erheischt, abholder sind, als Oper und Ballet, das nur zum Hören und Sehen anlockt und mehr eine angenehme Schmeichelei der Sinnenlust hervorruft. Und weiter noch ist hervorzuheben, daß die Fürsten, als Eigenthümer der Hoftheater, die Kunstvorstände desselben immer doch nur aus einer ihnen ebenbürtigen Sphäre erwählen konnten, aus dem Cavalierthum, wo man es gelernt hatte, instinctiv heraus zu wittern, was der persönlichen Anschauung des Souverains genehm, inwieweit seinen individuellen Anforderungen nachgegeben, oder in Zaum gehalten werden konnten, ohne daß er es merkte, ohne daß Aerger, Opposition, wohl gar Conflicte hervorgerufen wurden. Diese gänzlich veränderte Sachlage der Schauspielkunst an wirklichen Hofbühnen kehrte ferner auch hinsichtlich der administrativen Verwaltung ein fremdes Gesicht heraus, indem eine Beamten- und Bureaucamarilla mitzureden bekam.

Die Gelder, welche für die Bühnen verausgabt wurden, gingen ja durch ihre Hände und so blickten sie mit einem Anflug von bissigem Neid auf den darstellenden Künstler, der mehr Gehalt bezog als sie, für dessen Kunst die Privatschatulle des Souverains immer offen stand. Und die darstellenden Künstler nun, die ihre Carrière bei einem Hoftheater machen wollten, um

Digitized by Google

eine lebenslängliche Existenz, die Aussicht auf eine Pension zu erwerben — geriethen in das Schranzenthum hinein, d. h. sie gewöhnten sich daran zu katzbuckeln, den Mantel nach dem Winde zu tragen, um allerhand Ränkeschmiedereien aus dem Wege zu gehen, oder auch in Ausübung bringen zu können. Denn der wirkliche Hofschauspieler gehörte der Schauspielkunst weniger an, mehr dem Fürsten, in dessen Dienst er getreten, dem seine Spielweise zumeist gefallen mußte, durch den er zum Liebling erhoben, bei dem er aber auch durch nichtssagende Vorfälle oder sonstige Privatintriguen plötzlich in Ungnade fallen konnte.

Gute Nacht, freies Künstlerthum! Bon jour, serviles Lakaienwesen, das mit gekrümmtem Rücken um Protectionen buhlt, es nicht verschmäht, nöthigenfalls bei Kammerdienern, Kammerfrauen — bei jeder x-beliebigen Favoritsultanin zu petitioniren, sobald es sich um die Erreichung irgend welcher Auszeichnungen handelt.

Alles Das kann ich aus eigener Anschauung bestätigen. Welches gar nicht zu vergleichende Bühnengetriebe im Verlauf der Jahre von 1815 bis 21! Wer in Hannover überhaupt das Theaterregiment in Händen hielt, war nicht mit Bestimmtheit anzugeben.

Die damals zwitterhafte politische Lage dieses Landes — was man auch dagegen einwenden könnte — hatte etwas Unnationales und Verwirrendes. Bekanntlich war das Hannöversche Regentenhaus seit 1714 durch Heirathsverwandtschaften auch zur Herrschaft über Großbritannien gelangt, wo die eigentliche Residenz des jedesmaligen Herrschers angenommen werden mußte. Er stand sozusagen mit einem Fuß in England, mit dem andern in Hannover. Seit 1815 war Hannover zu einem Königreich erhoben; dessen Regent, Georg der Vierte, ernannte seinen Bruder, Herzog von Cambridge, zum Generalgouverneur des ganzen Landes. Herzog von Cambridge also repräsentirte gegenwärtig die souveraine Macht. Er hielt seinen königlichen Haushalt, er war das tonangebende Element des öffentlichen Geistes, der Gnadenspender für alle Interessen der Kunst, der bürgerlichen Wohlfahrt und des industriellen Aufschwungs, der Gnadenspender für Alle, welche nach Würden, Titel und Auszeichnungen trachteten. Es machte einen sarkastischen Eindruck auf mich, daß alle Cabinetserlasse, alle Ministerialverordnungen „königlich-großbritannisch-hannöverisch" unterzeichnet waren, daß selbst der Handwerkerstand, der in allen kleineren Residenzen auch etwas Scharwenzelndes erhält, darnach lüstern war, durch „königlich-großbritannisch-hannöversche" Inschriften zu imponiren. Als ich bei einem Spaziergang durch die Stadt in eine Straße einbog und über einem Hause las: „Sr. Maj. Sr. großbritannisch-königlichen Hoheit des Herzogs v. Cambridge und anderer Prinzen des Königlichen Hauses Kutschgeschirr- und Sattelmacher", da konnte ich mich nicht halten vor Lachen und überließ mich ungenirt meiner tollen Laune. Unglücklicherweise ging gerade Excellenz v. Hardenberg an mir vorüber. Er gewahrte mich vor dem verhängnißvollen Hause mit der harlekinsartigen Inschrift und wußte im Nu, was die Glocke geschlagen. Zu einem Gruß ließ er mich nicht kommen. Er sah nur nach Dem, was über ihm flog, nicht nach Dem, was unter ihm kroch. Graf Hardenberg war ein Vollblutsaristokrat, der das Kastenwesen, das in Hannover dominirte — eine Folge der feudalmäßigen Verfassung, die dem Land gegeben — auf das Ausgeprägteste zu verdollmetschen verstand.

Es bleibt ein bemerkenswerther Zug im Publicum, daß in allen klei-

Digitized by Google

nen und kleineren Residenzen das Hof- und Theaterleben Mittelpunkt der Besprechung ist. Was sich bei Hofe zuträgt, was hinter den Coulissen getrieben wird, darnach forscht Jeder, das möchte Jeder wissen. In Hannover machte ich zuerst diese Wahrnehmung. Hier auch lernte ich zuerst die Bedeutung der Theaterintriguen kennen. Entschieden trug die Organisation des Hannöverschen Bühnenwesens viel dazu bei, daß die Verwaltung weniger vom sachlichen, mehr vom persönlichen Gesichtspunkt aus betrieben wurde. Um anderen deutschen Residenzen nicht nachzustehen, hatte sich seit 1818 ein Comité aus den ersten Gesellschaftskreisen gebildet, das, wie es an mehreren Orten eingerichtet war — ein Capital auf Actien beschaffte, welches es ermöglichte, die Führung des Ganzen würdiger und dem Zeitgeschmack anpassender zu gestalten. Ein königliches Hoftheater, das auf Begründung eines Actiencapitals angewiesen ist? könnte man fragen. Noch war das Hannöversche Hoftheater kein wirkliches, d. h. so viel: der Regent hatte es noch nicht ausschließlich auf eigene Kosten übernommen, er zahlte blos einen bestimmten jährlichen Zuschuß. Bezüglich dieses Theaterzuschusses war Georg der Vierte nicht gerade splendid verfahren. Daran verhinderte ihn seine Auffassung von der Schauspielkunst; sie erwies sich, wie bei der Mehrzahl der Fürsten, als sehr untergeordnet. Dies mag eine von ihm erlassene Cabinetsordre bestätigen, die deshalb interessant zu nennen ist, als sie ein Streiflicht auf die Handhabung der Hannöverschen Zustände unter englischer Hoheit wirft. Sie lautet:

„Georg, Prinz, Regent, im Nahmen und von wegen Unsres Herrn Vaters Majestät Georg des Dritten von Gottes Gnaden, König ꝛc. Unseren wohlgeneigten und gnädigsten Willen zuvor.

Hoch- und Wohlgebohren, Edle Veste, liebe Getreue! Da Wir Bewilligungen zuzugestehen gern geneigt sind, welche nicht allein die Annehmlichkeit des dortigen Aufenthalts Unseres vielgeliebten Bruders, des Herzogs von Cambridge Liebden, befördern, sondern auch zum Vergnügen des ganzen dortigen Publicums gereichen, so tragen Wir kein Bedenken, diejenigen Vorschläge zu genehmigen, welche die Einrichtung und Fortdauer eines dortigen guten Theaters beabsichtigen und möglich machen. Wir wollen daher den für das dortige Theater ausgesetzt gewesenen jährlichen Zuschuß von 2000 Thlr. von jetzt an auf 8000 Thlr. erhöhen und der Gesellschaft hinführo den Titel einer Hofschauspielergesellschaft beilegen und solchen zu führen gestatten.

Wir verbleiben euch mit wohlgeneigtem und gnädigstem Willen stets beigethan.

Carlton House, den 15. October 1816.

George Pr. R."

Aus Berücksichtigung für die Annehmlichkeit des Bruders, wie zum Vergnügen des Publicums, wünschte der Regent das Theater zu erhalten. Von einer Geschmacksveredlung und sittlichen Hebung des Volksbewußtseins weiß er nichts. Deshalb schien ihm der Zuschuß von 8000 Thlr. bedeutend genug. Wollte man aber der königlichen Bühne nur einigermaßen ein würdiges Ansehen geben, mußte der Verwaltung ein größeres Capital zur Verfügung gestellt werden. Durch diese zwiefachen Zuschüsse von zwei verschiedenen Parteien wurden die künstlerischen Verhältnisse schwankend und veränderlich; sie wurden ein Spielball der egoistischsten Privatinteressen. Hier

Digitized by Google

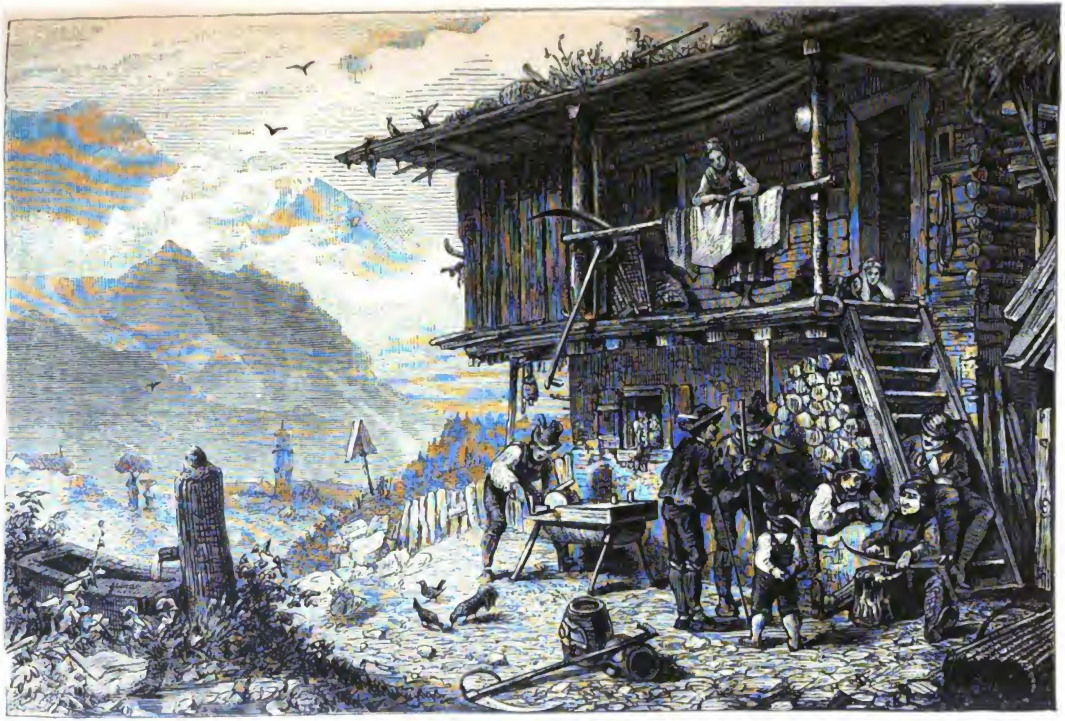
wollten die Comitémitglieder (jeder Einzelne für sich) seine Ansichten und Protectionen geltend machen, dort gab das Oberhofmarschallamt, welches die Oberaufsicht über das ganze Bühnenwesen führte, sein unzweideutigstes Gutachten ab, und der Herzog von Cambridge wieder, der eine leidenschaftliche Passion für die Oper hatte, ließ es sich keineswegs nehmen, seine besonderen Wünsche zum Vortrag zu bringen, sich directe Einmischungen zu gestatten. Es ist leicht begreiflich, daß unter solchen widersprechenden Verhältnissen ein kunstehrbares Theaterregime nicht vorzufinden war.

Um den Abstand zwischen der würdevollen Ausübung des theatralischen Berufes der „alten Schule" und der würdelosen Handhabung der sich vorbereitenden sogenannten „neuen Schule" anschaulich zu machen, liefere ich von den Kunstzuständen der königl. Hannöverschen Bühne in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre folgende Skizze:

Oberregisseur: der Heldenspieler Katzianer ein Mann so schön und sich seiner Schönheit so bewußt, daß er darüber das Denken vergaß, welches er für eine schlechte Angewohnheit hielt. Deshalb entschlug er sich auch jedes Studirens und sah Den für einen Selbstpeiniger an, der sich mit solchen nutzlosen Dingen beschäftigte. Da er noch obenein ein volltönendes Organ besaß, das ihm in allen Redechorden zu Gebote stand, so brauchte er nur das Maul aufzureißen und der große Haufe jubelte Hallelujah und die Damenwelt war „weiches Wachs in seinen Händen". Nach seiner Ansicht war nicht — wie Lessing seinen Prinzen sagen läßt, der *denkende* Künstler noch eins soviel werth, sondern der *schreiende*. Ein mustergiltiges Vorbild, das ich bald auf's Korn nahm! Halb aus Verdruß, halb aus Satanerie. Nichts fordert einen ernst strebenden jungen Mann mehr zur Opposition heraus, als ein Vorgesetzter, der Ignorant ist und sich und allen seinen amtlichen Arrangements als Esel erweist. Entweder fabricirten wir die zärtlichsten Liebesbriefe, die von irgend einer ihn anbetenden Dame kommen mußten, oder wir bestellten ihn zu einem geheimnißvollen Rendezvous. Oft machte ich mir den herben Spaß, ihm hinsichtlich seiner Schreierei zuzuflüstern, daß sein Organ nicht so wuchtvoll klinge, wie man es an ihm zu bewundern gewohnt sei.

Auf diesen Wink hin wurde er dann zuweilen so überlaut, daß er im wahren Sinne des Wortes „Coulissenerschütterer" genannt werden konnte. Seine Eitelkeit verlangte darnach, daß seine *äußeren* Mittel die seiner künstlerischen Umgebung verdunkelten. Konnte es nicht Wunder nehmen, daß der Hof an solcher plumpen Darstellungsweise Gefallen fand? Hierauf bemerke ich: der Herzog v. Cambridge war an die englische Manier gewöhnt, wo grelle Effecte und stark aufgetragene Farben gebracht werden müssen, im Tragischen wie Komischen. Was scharf in die Augen springend und in die Ohren klingend war, dem applaudirte die Hoheit geräuschvoll zu. Auch im Theater gab der Herzog immer den Ton an; bei seinem regen Interesse für die Oper ging er so weit, daß er gleich einem Kapellmeister in seiner Loge tactirte und mißliebige Gesichter schnitt, wenn ihm das Eine oder Andere nicht gefiel; ja, er stampfte wohl mit seinem Fuß auf, sobald er durch irgend eine Leistung in Entzücken versetzt wurde. Mußte das Hannöversche Publicum, das sich unter englischer Hoheit befand, und für die persönlichen Eigenschaften des Herzogs sehr eingenommen war, nicht seinem Beispiel folgen? Bei der uns Deutschen angeborenen Unterthänigkeit gegen das jedesmalige Regentenhaus, unter dessen Botsmäßigkeit wir gehören, lassen wir uns gern und

Digitized by Google



Tiroler Plauderstündchen.

Digitized by Google

Digitized by Google

„ehrfurchtsvoll" von dessen Thun und Handeln beeinflussen! Wie der Hof sich giebt, so giebt sich gar zu gern die ganze hochadelige Gesellschaft und das ästhetisch gebildete Plebejerthum.

Ich war geradezu verletzt über die zügellose Manier, die sich im Zuschauerraum breit machte. Man klopfte und schrie bravo, man gebot sich unter einander lärmend Ruhe; ohne enthusiastisch gestimmt zu sein, suchte man seine Force darin, sich wenigstens, wie man sich einmal äußerte, outrirt zu äußern. Dieser Schrankenlosigkeit analog gestaltete sich auch die Darstellungsweise auf der Bühne. Im heitern Genre kehrten die Schauspieler die Carricatur heraus, im ernsten waren sie handfeste, haarbuschige Gesellen, die die Leidenschaft in Fetzen zerrissen und jede Nüance auf dem Präsentirteller herumreichten, damit der Zuschauer sie mit Händen greifen konnte. Katzianer war der rechte Mann für eine Regieführung, wo so starke Mittel in Anwendung gebracht werden mußten. Hatte er sich auch die einflußreiche Stellung nicht geradezu erkrochen, so erwies er sich dem Comité doch stets als einen derartig gehorsamen Diener, daß er schon der Bequemlichkeit wegen diesen Posten bekleiden durfte, um so mehr, als der eine oder andere dieser Vorstände ab und zu von einem ästhetischen Gewissen gepeinigt wurde und dann eingreifend den materialistischen Ton zu dämpfen versuchte. Katzianer nahm in diesem Fall jeden Verweis hin und staunte in der Regel über das künstlerische Verständniß einer Persönlichkeit, die eine vornehme Charge bekleidete und in die Tiefen der Bühnenkunst so belehrend eingedrungen war. Ihn am Regietisch zu beobachten, gehörte zu den Momenten, die mir die Galle überlaufen machten. Jedem Subalternbeamten gab er hier Audienz. Bald kam der Garderobier, bald der Friseur, bald erschien ein College, der ihm Stadtneuigkeiten zuflüsterte — bald der Theaterdiener, der ein Billet-doux zu überreichen hatte. Während dieser Zeit war große Cour hinter den Coulissen. Entweder machte das eine oder das andere Comitémitglied sich unter irgend einem Vorwand auf der Bühne etwas zu schaffen oder irgend ein Cavalier vom Hofe legte der einen oder andern Schauspielerin seinen Morgengruß zu Füßen, oder stattete auch Rapport ab über die Lobesspenden, die der Herzog v. Cambridge über irgend eine Vorstellung oder Leistung hatte verlauten lassen. Eiferte ich schon in Cassel und Magdeburg gegen die Salopperie des „Probenabhaltens", hier in Hannover hätte ich mit Fäusten dreinschlagen müssen. Was aber konnte ich thun? Mein Engagement abermals aufgeben? Wie sich die Theaterverhältnisse der Neuzeit anlegten, schien es an den meisten Bühnen wirr und kraus herzugehen; auch gebot die Aussicht, in nicht allzulanger Zeit in das Charakterfach übertreten zu können, so viel es mein heftiges Naturell zuließ, mich willig zu zeigen.

Bei dem Enthusiasmus für meine Kunst brachte ich es aber nicht zu Wege, Alles und Jedes mit Stillschweigen geschehen zu lassen.

Ich schlug den Ton des Sarkasmus an für meine Person, wie ich auf der Scene stand, das Recht eines anständigen und präcisen Probirens beanspruchend. Freilich unbequem wurde ich auch dadurch. Man bezeichnete mich als einen „unruhigen Kopf", der nicht anders existiren könne, als wenn er Opposition mache.

So forderte mich denn die neue Epoche der Schauspielkunst gleich von Anfang an zum Kampf heraus. Instinctiv fühlte ich schon jetzt, daß die Hamburger und Lübecker Bühnenzustände (von 1815—18) die letzten



Digitized by Google

Strahlen der alten Schule abgaben, die ich noch direct aufgefangen und als heiliges Vermächtniß durch mein Berufsleben forttragen mußte, wenn ich die Traditionen in Fleisch und Blut lebendig erhalten wollte.

## Mein Uebergang zum Charakterfach.

„Am Jüngling lob' ich mir den kühnen Muth!" so lautete das Zettelchen, das ich an ein Blumenbouquet geheftet fand, welches mir bei meinem Eintritt in die Theatergarderobe überreicht wurde an dem für mich so bedeutungsvollen Abend, wo ich zum erstenmal als Franz Moor auftrat. Wir schrieben den 25. Juni 1821. Etwas über sechs Monate war ich in Hannover engagirt, als ich mich in dem Fach erprobte, für das ich entschieden ein ausgesprochenes Talent besaß. Paulmann, der geistvolle und bizarre Charakteristiker, ein Schauspieler der neuern Schule und ein Liebling des Hannöverschen Publicums, hatte seine Entlassung erhalten. Ein krankhafter Ehrgeiz verleitete ihn zu der Ansicht, eine Ausnahmestellung beanspruchen zu dürfen. Seiner Meinung nach war ein Künstler immer dazu berechtigt, sich weder an einen geregelten Geschäftsgang noch an Gesetze zu binden. Er wollte nur seine individuellen Stimmungen berücksichtigt wissen. Heftige Conflicte blieben nicht aus. Man erachtete es von beiden Theilen für besser, auseinander zu gehen. Ein sehr talentvoller Darsteller für das mehr komische Charakterfach, der Schauspieler Keller, machte als Aelterer zunächst Anspruch auf das Repertoire Paulmann's, hatte aber so wenig Glück, daß das Comité meinen Vorstellungen nachgab, mir wenigstens zu gestatten, in der Rolle des Franz Moor debütiren zu können. Mit achtungswerther Anerkennung ausgezeichnet, war das Comité erfreut, in mir jetzt den Charakterspieler gefunden zu haben, der im Verlauf der Zeit die empfindliche Lücke auszufüllen vermochte.

Das kritische Urtheilsvermögen meiner geheimnißvollen Protectorin hatte das mir angeborene Talent auf den ersten Blick herausgefühlt. Wie im Leben der Dichter, so auch spielen im Leben der Schauspieler, wie im Leben aller Männer, die Frauen eine wichtige Rolle. Im Guten wie Bösen. Dem geistreichen und zugleich impulsgebenden Naturell der Frau v. S..... verdankte ich es, daß ich mich in meiner Darstellungsweise frühzeitig concentriren lernte und bald die Grenze zu finden wußte, die ich nicht überschreiten durfte, wollte ich meine Zeit nicht im nutzlosen Experimentiren vergeuden. Bis dahin hatte ich noch immer nicht die persönliche Bekanntschaft der Frau gemacht, welche mir doch eigentlich meine Carrière zum Charakterspieler eröffnete. Es widerstrebte meinem Stolz, mich ihr eher zu nahen, bis ich wenigstens durch irgend eine Leistung bewiesen, daß sie mit ihrer Protection Ehre einlegen konnte. Ein Mann von Talent und Berufseifer darf einer begabten Frau wohl das Zugeständniß machen, bestimmend in sein Leben einzugreifen, immer muß er aber so viel Mann bleiben, um sich auf eigene Faust sein Ziel zu stecken, damit er die Erreichung desselben seinem selbstständigen Streben verdankt. Frau v. S. hatte auf eine diplomatische Weise errathen lassen, wer sie sei und wo ich sie zu finden habe. Ein ausführlicher und aufschlußgebender Brief von mir machte sie mit meinem Vorhaben bekannt. Die erste bedeutende Charakterrolle, die ich auf der Hannöverschen Hofbühne spielte, sollte das Signal sein, ihr meine Huldigungen in ritterlicher Courtoisie darzubringen. Das Blumenbouquet mit dem Motto: „Am Jüngling lob' ich mir den kühnen Muth" war eine mich an-

Digitized by Google

spornende Mahnung. Leicht möglich, daß sie auch zum Gelingen meiner Darstellung des Franz Moor beitrug. Es fing jetzt eine schöne Zeit für mich an. Die Zeit des Wachsens an künstlerischer Bedeutung, die Zeit des kämpfenden Ehrgeizes, der sich — um einen Platz behaupten zu können — Alles und Jedes aus dem Auge räumte, was einem künstlerischen Hemmschuh, wohl gar einem künstlerischen Stillstand ähnlich sah. Unter der intelligenten Oberaufsicht meiner Protectorin, die mir — nachdem wir uns persönlich näher getreten — ein fein ästhetisch gestimmter Beirath wurde, stellte ich mir manche schwierige Aufgabe. Frau v. S., eine entschiedene Gegnerin der crassen und derb realistischen Spielweise, wachte mit Argusaugen über jede meiner Leistungen. Sie tadelte scharf, sie öffnete mir über Verfehltes die Augen. An dem Künstler wie Privatmenschen erzog und feilte die erfahrene, die ältere Frau ohne Unterlaß, ihr reizend gelegener Park an der Leine — (jetzt Waterlooſäule) war mein schauspielerisches Lycäum, das Paradies, in welchem ich von dem verbotenen Baum naschte. So verdammenswerth dies Verhältniß vom moralischen Standpunkt zu nennen, künstlerisch machte es den befruchtenden Sonnenschein für mich aus. Wie hätte ich es sonst wagen können, nach einem Darsteller wie Paulmann und sogar nach Ludwig Devrient, der 1822 zum Gastspiel eintraf und zum ersten Mal den Shylok spielte, gerade diese Rolle kurze Zeit darauf auf mein Repertoire zu bringen! Verschweigen darf ich auch nicht, daß ich auch der verständnißvollen und gerechten Kritik des Dr. Blumenhagen viel zu verdanken habe. Blumenhagen war ein beliebter Novellist; er hatte auch einige dramatische Werke geschrieben, die in Scene gesetzt wurden. Seine edle Auffassung über Ziel und Zweck des Bühnenwesens hatte ihn sich in das Studium desselben vertiefen lassen und ihn an die Spitze der Theaterkritiker gestellt. Mit achtungsvoller Gewissenhaftigkeit, frei von jeder niedern Absicht, hatte er es sich zur Pflicht gemacht, dem darstellenden Künstler ein dramaturgischer Wegweiser zu sein. Er hat mich oft getadelt. Die würdige und unparteiische Weise seines Tadels aber spornte zum Nachdenken an, zugleich alle Fehler und Vorzüge anfeuernd beleuchtend.

Daß mein unerwartet schnelles Eintreten in das Charakterfach, welches ich nach einigen Jahren schon ausschließlich beherrschte, viele Neider erstehen machte und manche intriguirende Verhältnisse zu Tage förderte, ist durchaus natürlich. Zwar nimmt man in der gebildeten Gesellschaft die Miene an, als intriguire man nur am Theater, ja mit wegwerfendem Achselzucken ruft man auch wohl: so etwas passirt nur im Schauspielerstande... Gedankenloses Vorurtheil! Man halte doch nur eine Umschau in der Gesellschaft. In allen Kreisen, wo es sich speciell um eine persönliche Geltendmachung handelt, die es erheischt, weit gesehen werden zu müssen, da man in der Oeffentlichkeit seine Anerkennung zu suchen hat, wird man der Wahrnehmung sich nicht erwehren können: daß Einer auf des Andern Stellung häufig mit Neid blickt, und Würden, Titel und Auszeichnungen, die dem Einen oder Andern etwa zutheil werden, in hämischer oder zweideutiger Weise bekrittelt.

Je höher ich stieg, desto geschäftiger war man, mir meine Erfolge zu vergällen. Doch wehrte ich mich tapfer, den Weg der Rückhaltlosigkeit, den ich stets gewandelt, nicht verlassend. Mein Sarkasmus, der ironische Muthwille meiner beißenden Laune wurde gar bald gefürchtet; aus einem Angegriffenen wurde bald ein Angreifender. Für meine ganze Stellung war es günstig, daß der Herzog v. Cambridge ein wirklich aufrichtiges Interesse an



Digitized by Google

meinen Fortschritten zu nehmen schien. Wo es nur angebracht war, ließ er mir Ermunterndes sagen; einmal beschied er mich sogar in seine Loge, um mir eine Art von Abhandlung über den Buttler im Wallenstein zu halten, den ich seiner Meinung nach vorzüglich gespielt hatte. Kaum gewahrten die Hofherren, daß man mir von Oben herab einige Zugeständnisse machte, so zögerten auch sie nicht, mir zuvorkommender zu begegnen, als man es im Allgemeinen von ihnen gewohnt ist. Graf Kielmannsegge und der Kammerherr v. Busche machten den Anfang, mich bei sich einzuladen; einige Andere folgten ihrem Beispiel und man hielt jetzt nicht mehr vornehm zurück, auch mein Haus aufzusuchen. Wenn es auf den Reunions bei Hofe zu etikettevoll langweilig hergegangen war, dann stahlen sich wohl die jungen Cavaliere heimlich hinweg und sprachen in meiner Wohnung vor, besonders an den Abenden, wo ein geschlossener Zirkel von Künstlern und Künstlerinnen vorzufinden war, in welchem man nicht etwa in ästhetischer Schönseligkeit oder forcirtem Geistreichthun, sondern umgekehrt, im natürlichen Frohsinn und keder sprudelnder Laune seine Unterhaltung fand. Ein wechselvolles Leben und Treiben, ein Getheiltsein zwischen künstlerischer Arbeit, Aerger, Verdruß und übermüthiger und anregender Geselligkeit! Trotz alledem, trotz der Theilnahme des Hofes, der vornehmen Gesellschaft und des Publicums an dem Theaterleben, fehlte diesem dennoch das kunstehrbare Walten, das den schauspielerischen Beruf erst zu einer sittlichen Lebensaufgabe für den Darsteller stempelt. Ohne mir dessen wirklich bewußt zu sein, fühlte ich doch oft ein künstlerisches Unbehagen. Die Theaterzustände unserer Hofbühne waren keineswegs vornehm zu nennen. Ein fortwährender Wechsel im Personal, ein fortwährendes Gastiren von Gästen aus allen Himmelsgegenden riefen Unruhe und Zerfahrenheit hervor und ließen das Ganze unfertig erscheinen. Verstimmt darüber hielt ich mit meinen Aeußerungen nicht zurück. Daß ich mich dadurch mißliebig bei meinen Vorgesetzten machte, war in der Ordnung, obgleich sie es mich nicht fühlen ließen. Einmal, weil der Herzog v. Cambridge mich gern sah, das andere Mal, weil ich mein Fach zufriedenstellend ausfüllte, und schließlich mochten sie es nicht aufkommen lassen, daß sie als Oberbehörde von dem Wesen der Schauspielkunst nur eine dilettantische Einsicht gewonnen hatten. Der Einzige, welcher hin und wieder meine Vertheidigung übernommen, wenn man mein oppositionelles Kritisiren in den Comitéconferenzen gerügt, war Graf Hardenberg gewesen. Er war ein Mann der Disciplin, der strengen Gesetzlichkeit. Diese Eigenschaften hatte ich bis dahin stets aufrecht erhalten. Er schätzte es an mir, daß ich meinen Beruf systemvoll gehandhabt sehen wollte. Der Theatersecretair behauptete, wenn der Graf auch durch mein erstes Begegnen mit ihm in seinem aristokratischen Hochmuth verletzt worden sei, so habe es dennoch eine Art von respectvollem Antheil an meiner Person in ihm hervorgerufen. Ein Vorfall ließ mich dasselbe für gewiß annehmen. Durch Dr. Blumenhagen an eine anständige Kritik gewöhnt, legte ich hieran den Maßstab für alle Anderen, welche die Recensentenfeder führten. Bei aller Anerkennung, welche mir zutheil wurde, konnte es aber doch auch nicht fehlen, daß ich auch meine Gegner hatte, nur beanspruchte ich, nicht in persönlicher Weise angegriffen zu werden. Die Entdeckung, daß sich ein zwar pikantmaliciöser, aber keineswegs fachmännisch gebildeter Scribent ein Vergnügen daraus machte, mich zum Object seiner kritischen Stilübungen auserkoren zu haben, erschloß meinem oppositionellen Naturell ein neues Gebiet des

Digitized by Google

Kampfes. Nachdem ich zu verschiedenen Malen den Redacteur der Zeitung, in welcher die Schmähartikel über mich veröffentlicht wurden, darauf aufmerksam gemacht hatte, daß er als Herausgeber die Verpflichtung habe, seinem Mitarbeiter anzuempfehlen, sich von jeglichen persönlichen Angriffen rein zu halten, und dieser anständige Wink nicht berücksichtigt wurde, wandte ich mich an den hämischen Theaterscribenten selbst. Herr Georg H. war am Militairlazareth als — Krankeninspector angestellt. Er war ein getaufter Jude, der sich mit einer Tochter des Herrn v. K. verheirathet hatte, durch dessen Verwendung zu besagtem Posten gelangte und seine Mußestunden damit ausfüllte, in — Theaterrecensionen zu dilettiren. Ich behaupte, der Schauspieler saß den Manipulationen einer gemeinen Tagespresse zuerst Modell. Vogelfrei, wie der Stand angesehen wurde und doch durch den abenteuerlichen und phantastischen Anstrich so interessant und zur Neugierde anreizend, bot er dem ungeschulten Scribententhum von jeher die bequemste Gelegenheit dar, ohne jede geistige Voraussetzung ein großes Lesepublicum herbeizulocken, indem es der Klatsch- und Scandalsucht des gebildeten wie ungebildeten Pöbels zu Gefallen eben gerade das künstlerische wie private Gebahren des Standes, der in persönlicher Leibhaftigkeit den „Amüsements- und Zerstreuungsspender" vorstellte — mit schonungsloser Preisgebung Spießruthen laufen ließ.

Der Krankeninspector am Militairlazareth handelte genau nach dieser Maxime. Er machte nicht einmal ein Hehl daraus. Was bestimmte ihn dazu, gerade mich als Zielscheibe persönlicher Bekrittelung dienen zu lassen? Abgesehen davon, daß ich ihm nie einen Besuch abgestattet hatte, wie viele andere Collegen es gethan, die es sich dann bei dieser Gelegenheit nicht versagen konnten, mich hin und wieder rabenschwarz zu schildern, erzeigte er eigentlich seinem Schwager, dem Hauptmann v. K., der ein Nebenbuhler von mir war, eine Privatgefälligkeit damit. Frau v. S hatte ihm meinetwegen nach und nach mehr eine Statistenrolle zuertheilt. Sein militairisches point d'honneur konnte dies nicht überwinden. Ein Officier kann einen Schauspieler nicht zum Duell herausfordern, wohl aber darf er einen Soldschreiber engagiren, der durch fortgesetzten Zweifel an dem Talent des Darstellers die Menge irr und scheu zu machen, ja, sie noch obenein ihrer zuvorkommenden Ermunterung wegen der gänzlichen Urtheilslosigkeit zu bezüchtigen hat. Mit diesen an mir gemachten Erfahrungen trat ich vor den gedungenen Preßbanditen hin. Es kam zu harten Debatten. Die epigrammatische Schärfe seines Witzes wußte mir auf jede Anklage, wenn auch nicht zutreffend, so doch pikant zu antworten. Prügeln wollte ich ihn nicht. Nicht etwa aus Anstandsgefühl. Es giebt Situationen, wo auch eine Ohrfeige ihre Berechtigung hat. Das ist historisch. Meiner Tactik nach war es wirksamer, ihn bei seiner geachteten bürgerlichen Stellung, die er bekleidete, gleichfalls vor der Oeffentlichkeit bloszustellen. Wir gaben die Deutschen Kleinstädter von Kotzebue. Ich hatte die Rolle des Berg-, Bau- und Wege-Inspectors-Substitut Sperling zu spielen, sie schien mir passend für eine Copie. Wer durfte mich daran hindern, meinen unermüdlichen Verfolger auf die Bühne zu bringen? Als ich auftrat — ich hatte mit einem großen Blumenstrauß zu kommen, ganz ebenso mein Haar coiffürt wie er es trug, in Haltung und Gang ihm nachahmend — da lief ein animirtes Murmeln durch das ganze Auditorium, das in ein schallendes Gelächter ausbrach, als ich anfing zu sprechen in seiner jüdisch-lispelnden Weise, die er nicht verlernen konnte.

Digitized by Google

Mein Opfer befand sich, wie gewöhnlich, im Parquet, und mußte es über sich verhängt sehen, daß während des ganzen Abends, so oft ich erschien und nur meine Lippen öffnete, der ausgelassene Jubel des Publicums sich stets wieder erneuerte. Der also Gestrafte war nach Aussage einiger meiner Bekannten gleich einer Leiche anzuschauen gewesen, doch hatte er standhaft ausgehalten. Daß dieser Vorfall eine unerhörte Sensation erregte, liegt eben in der beklagenswerthen Thatsache, daß das Publicum gar zu bereitwillig dem Scandalsüchtigen entgegenkommt. Leider war die Regiebehörde nicht darnach angethan, mich, wie es geziemend gewesen wäre, von der Scene fortzuschicken. Tags darauf aber ließ mich der Oberhofmarschall Graf Hardenberg zu sich bescheiden.

„Sie wissen", hub er in seiner reservirt vornehmen Manier an, „warum ich Sie vorladen ließ, Herr Marr?"

„Zu Befehl, Excellenz," lautete meine stramme Antwort.

„Ich würde Sie nach Paragraph — so — und — so — bestrafen", hub er gedehnt an — „wenn nicht viele Entschuldigungsgründe — für den Mißbrauch Ihres Talentes auf der königlichen Bühne — sprächen. Diese fatale Affaire — trägt — einen — Privatcharakter — an sich. Man hat Sie — absichtlich gereizt. — Der Begriff der Disciplin — wurde bis jetzt stets von Ihnen so in Ehren gehalten — daß man in diesem Fall — Gnade — für — Recht ergehen lassen dürfte. Doch muß ich Sie ersuchen — für die Folge — von jeder weitern Revanche — Abstand zu nehmen." Ein gnädiger Handwink und die Audienz war, ohne daß man es mir gestattete, mich dankend zu äußern — beendet.

Mein kritischer Verunglimpfer aber zog von jetzt ab andere Saiten auf. Er suchte alle persönlichen Angriffe zu vermeiden. In Hinblick auf Graf Hardenberg war ich aber keineswegs so glücklich, sein Vertrauen rechtfertigen zu können. Ich müßte mich sehr irren, wenn in hundert Fällen, wo der Mensch fehlt, es nicht neunundneunzig Mal auf Rechnung seiner individuellen Organisation zu setzen wäre. Durch den geselligen Verkehr mit einigen Cavalieren, die zur Hofumgebung gehörten, häufig von Dem unterrichtet, was die eine oder andere distinguirte Persönlichkeit Bemerkenswerthes geäußert, fühlte ich mich eines Abends im Verein mit den Collegen, die um mich versammelt waren, höchlich verletzt, als uns das Urtheil des französischen Gesandten über die Charge, welche er den Hofkomödianten beilegte, zu Ohren kam. Herr v. K. war im Allgemeinen eine mißliebige Persönlichkeit in den höheren Kreisen. Voller nationaler Eitelkeit sah er — obgleich die Schlacht bei Waterloo schon bereits geschlagen und die von Napoleon in Scene gesetzte Posse des westphälischen Königreichs ihr klägliches Fiasco gemacht — dennoch mit einem gewissen Bedauern auf Deutschland herab, das in so viel kleine Fürstenthümer getheilt war, wo die Langeweile ihr Zelt aufgeschlagen hatte, und die Conversation sich meistens um das Thun und Lassen der Hofkomödianten drehte, eine Sorte von Menschen, die sich „Artisten" nannten, au fond aber nichts weiter waren als „höhere Hofbedienten", denn sie standen im Solde des Souverains, der sie — wenn sie ihnen dienstunfähig vorkamen — mit einer dürftigen Pension abfütterte, während die Schauspieler in Frankreich als „veritable Artisten" der ganzen Nation angehörten. Mit diesen konnte ein Cavalier wohl verkehren, unstatthaft war es jedoch für ihn, das Haus eines gewöhnlichen deutschen Hofkomödianten zu betreten. So humorvoll-sarkastisch dies Alles auch zum Vortrag ge-

Digitized by Google

bracht und gegeißelt wurde, in mir blieb ein Stachel zurück. Ich war mit Leib und Leben Schauspieler. Ich wollte meinen Stand nicht so „lakaienhaft" angesehen wissen. Einige Wochen waren vergangen, als ich die Oberregie wie von ungefähr auf die Idee brachte, das beliebte Clauren'sche Lustspiel: „Der Bräutigam aus Mexico" einmal wieder in Scene gehen zu lassen. Ich war nämlich im Besitz der kleinen Episodenrolle des Legationssecretair v. Lerchenthal. Die ganze Zeichnung desselben war carrikirt, sie hatte aber eine Nüance, die, so wollte es der glücklichste Zufall von der Welt für mich, dem französischen Gesandten eigenthümlich war, der, wenn er sich genöthigt sah hin und wieder deutsch reden zu müssen, den Buchstaben L in den meisten Fällen nicht aussprechen konnte. Clauren hatte der Rolle des Lerchenthal gerade diese Nüance beigelegt, ich brauchte also eigentlich nur in der Maske des französischen Gesandten erscheinen, was mir auch wieder Keiner verwehren konnte, da vorgeschrieben stand, hinsichtlich des Costüms: „nach der neuesten Mode gekleidet". Der günstigste Moment für diese geplante Revanche schien mir noch überdies der Umstand, daß ich in der Rolle überhaupt nur erst im letzten Act gegen die Schlußscene zu erscheinen hatte. Bei dem Copiren des kritisirenden Lazarethinspectors war mir leichter zu Sinn. Ich trat entschieden mit einer gewissen Beklommenheit auf. Nach und nach kam mir der Muth, denn ich hörte ein brausendes Wispern im Publicum, ich gewahrte, wie man hier und dort sich in die Ohren tuschelte, wie man heimlich nach der Loge schaute, wo der französische Gesandte saß und nur aus Rücksicht für die Anwesenheit des Hofes eine ruhigere Haltung beobachtete. Als aber die Schlußscene mit drastischem Accent von mir hervorgehoben wurde, wo ich betheuernd zu rufen hatte: „Ich gehe, wenn es Noth thut, bei meiner armen Seene (Seele) für Sie — in das Wasser, bis an meinen Hans (Hals), da brach der Sturm des Lachens und Applaudirens orcanartig los. Was noch gesprochen wurde, darnach hörte Niemand mehr.

Der Herzog v. Cambridge, eine leutselige und liebenswürdige Persönlichkeit, war voller Zorn gegen mich erfüllt. Anstandshalber hatte er mit seiner Umgebung während meines Spiels die Miene annehmen müssen, als könne eine derartige Persiflage auf der königlichen Bühne gar nicht denkbar sein. Nach Beendigung der Vorstellung aber ließ er sich ohne Rückhalt über das Unpassende der verletzenden Ausschreitung meines schauspielerischen Talentes gehen. Ich war auf eine plötzliche Entlassung gefaßt. Der Herzog v. Cambridge schien glücklicherweise nicht dieser Ansicht zu sein. Ich hatte einen warmen Fürsprecher an dem Grafen Kielmannsegge gehabt. Man vertraute mir, daß dieser dem Herzog Bericht abgestattet, wodurch ich auf die Idee gekommen, den französischen Gesandten zu prostituiren. Der Graf hatte diplomatisch hingeworfen, daß mir der kecke Soldat der Freiheitskriege noch immer im Nacken säße. Diese Wendung hatte die englische Hoheit calmirt. Aus der Gefängnißstrafe, welche er über mich zu verhängen beabsichtigte, wurde ein dreitägiger Arrest auf der Hauptwache. Als ich wieder in Freiheit gesetzt war, suchte ich um eine Audienz nach, bei dem Einzigen, vor dem ich beschämt dastehen mußte: dem Grafen Hardenberg. Er war so gütig, mich anzunehmen. Verlegen, fast stotternd um seine Verzeihung bittend, war ich — nachdem er mir dieselbe angedeihen ließ — so kühn ihm gerade herauszusagen, daß das „se laisser" aller unsers ganzen Theaterwesens" etwas Ansteckendes habe. Man sei nie recht bei der Sache, und müsse mit Hamlet rufen: „Im Staate Dänemark ist etwas faul!" (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

# Eisenbahngespenster.

Von **Emil Mario Vacano.**

Die Eisenbahnstation Pawlowsk an der russischen Nordbahn ist eine sehr einsame kleine Station; sie liegt mitten in einer wilden Gegend, halb Sumpf, halb Unkrautwald, und man hat eine gute Stunde zu gehen, um in den nächsten Ort zu gelangen. Sie ist mehr Gepäck- als Passagierstation und Schnellzüge halten da gar nicht an. Ist die Stelle im Sommer schon tödtlich öde und verlassen, wenn die großen Brummfliegen über das schläfrige Haidekraut surren und der kleine Bahnhof wie ein weißglühender Pfannkuchen in der Sonnenhitze daliegt und weit in's Land hinauszumelden scheint: „Nehmt mich fort, sonst verbrenne ich zu Asche!" so ist sie vollends grabähnlich unter der weißen Decke des Winters, wo man den Tag über nur zu den Stunden, wo ein Zug über die Schneewüste braust, das Dasein von Menschen ahnt. Sonst sind die krächzenden Krähen, die schaarenweise über den Schnee hinziehen, das einzige Laute und Bewegliche in der Verlassenheit der Landschaft.

Der Bahnhof ist wie gesagt klein und enthält nur das Allernöthigste: das Perrongebäude, das hölzerne Kohlen- und Waarenmagazin und ein kleines Schankhäuschen, welches nur durch den Gehweg von den Bahngebäuden getrennt ist. Ueber der Thür des Wirthshauses ragt, auf einer rostigen Eisenstange hängend, ein auf Blech gemaltes, bei dem geringsten Windstoße „laut aufkreischendes" Portrait des Generals Rostopschin in die graue Luft hinein. Das helle Quieken des baumelnden Generals giebt ein gar unharmonisches Concert mit dem Gekrächze der Krähen, die durch die schneeschwere Atmosphäre schwirrend immer engere Kreise ziehen um die Kartschma, bis sie sich endlich auf der Stange selber niederlassen.

Raben und Wirthsschild konnten an dem heutigen Abend nichts Besseres thun, als ihre gallige Verachtung äußern über eine so abscheuliche Welt. Denn es war eine trostlose Winterzeit, wo die ganze Natur gegen sich selber erbost zu sein schien. Der Wind war so laut und so wüthend, daß er alle die schneebeladenen Gebüsche schüttelte, daß sie aufkreischten als ob sie entwurzelt zu werden fürchteten. Das Eis zog alle Pfützen in seine erstarrende Umarmung. Und der Schnee erst! Es schneite ebenso gut von oben wie von unten. Die Flocken wirbelten in wilden Wolken vom Himmel herab, und der Sturm führte wiederum die ganze Schneedecke des Bodens gegen den niedrigen, lichtlosen Himmel auf. Und im Ofen der Wirthsstube da knisterte das Holz so gallig und so überlaut, als wolle es das unheimliche Winseln übertönen, welches in allen Winkeln der kleinen Kartschma erscholl, bald wie das ohnmächtige, bitterliche Wimmern eines Neugeborenen, bald wie das herzzerreißende Weinen eines Sterbenden.

Gemüthlich war's also nicht in der Gaststube. Es war kein anderes Licht da als das Ofenlicht — denn dem Wirthe waren die Unschlittkerzen

Digitized by Google

bis auf eine ausgegangen, die er für dringende Fälle aufbehielt. Und der Knecht war erst vor einer Stunde in den Ort gegangen, um neues Licht und neue Salzhäringe zu holen.

Es befanden sich außer dem Wirthe Adamy Aronowitsch noch vier Gäste da.

Adamy Aronowitsch war erst seit vier Monaten in dem Geschäfte. Er hatte eine richtige confiscirte Kalmückenphysiognomie. Einen breiten, gemeinen Mund, stechende Augen, einen Bart wie aus schmutzigem Hanf und eine unangenehme Art mit den Nasenflügeln zu schnaufen, wenn von Geld die Rede war.

Die Gäste waren der Stationsvorstand Iwan Iwanowitsch Bauer, ein junger Mann von studentischen Manieren. Er trug eine Brille, rümpfte beständig seine dünne Habichtsnase und pflegte ostentativ auszuspucken, wenn von irgend einer heiligen Person gesprochen wurde. Er hatte eine hohe Stirn wie ein Knie und seine Hände, welche die Tschibukpfeife hielten, waren wachsgelb und faßten sich kaltfeucht an. Dann war da ein alter Mann, ein Kleinrusse aus Niepol, Walentyn Wassiljew, der Billeteur, mit einem eisgrauen Vollbarte und einer feuerrothen Nase, so daß man sich wundern mußte, wie denn diese Flammen noch immer nicht dieses Eis geschmolzen haben mochten. Seine Augen glitzerten wässerig und lustig und aus seiner pelzgefütterten Uniform stand das zottige Futter rißweise hervor. Seine Astrachanka dagegen hatte bereits alle Haare verloren. Er redete sehr heiser, als ob seine Kehle ein Reibeisen sei.

Ferner war da ein Maschinist des Bahnhofes, ein schwarzbärtiger, einsilbiger Mann, klein, vierschrötig und mit einem schönen Profil. Endlich und zuletzt saß noch ein Gast in der Stube, ein Fremder. Er saß allein an einem Tische am Ofen. Er hatte eine Reisetasche neben sich liegen, sein Schnürenrock reichte fast bis an die Fersen seiner Stiefel hinab und unter seiner Pelzkappe floß blauschwarz glänzendes Haar hervor, nach vorn gekämmt, fast nach jüdischer Sitte. Sein Vollbart ging in eine Spitze aus. Seine Züge waren welk, eckig, blutlos und seine großen dunklen Augen stets schläfrig verschleiert. Er rauchte eine Cigarre und vor ihm stand ein Glas Glühwein. Er wartete wohl auf den nächsten Nachttrain.

Die übrigen Gäste hatten zuerst sauren Wein getrunken und jetzt war eben ein Samowar vom Wirthe auf den Tisch gesetzt worden sammt drei Tassen und einer mächtigen Rumflasche. Es war wie gesagt eine ungemüthliche Winternachtsstunde — der Schneesturm wirbelte draußen so laut, das Feuer im Ofen knisterte so naß und die blaue Flamme des Spiritus leckte über die Gesichter der Gäste hin wie ein gefangener Blitz, der sich in den Banden windet.

Und da sagte der Maschinist: „'S mag wohl Mitternacht sein. Noch so lange bis zum Localtrain nach Kisselew. Du wirst den Samowar noch einmal füllen müssen, Adamy." Und damit schüttete er sein Glas starken Rumthees in den Schlund. „Damit wir die Geisterstunde überstehen." Dabei lachte er räuspernd auf.

„Warum lacht Ihr denn, Jani Jankowitsch?" sagte der rothnasige Billeteur, die Pfeife in seinem Munde herumwerfend und schaute dabei den Maschinisten streng an mit seinen verglasten lichten Augen.

Wie der Fremde in der Ecke das Wort Geist vernahm, wandte er sich auf seinem Sitze um, in einer hölzernen, seltsam steifen Manier, und wandte

Digitized by Google

sein weißes Gesicht und seine dunklen tiefliegenden Augen der Gruppe am Tische zu

„Weshalb ich lache, Walenty Wassiljew?“ sagte der Maschinist rauh. „Ich lache immer, wenn ich von Geistern rede.“

„Glaubst Du vielleicht nicht daran?“ fragte Walenty Wassilijew und pustete Tabakrauch aus Mund und Nase, wie beleidigt und als ob er der Herausgeber sämmtlicher Gespenster des Erdballs sei und durch den Unglauben des Maschinisten in seinem Geschäfte gestört zu werden fürchtete.

„Welcher vernünftige Mensch wird auch daran glauben!“ warf der Stationsvorstand verächtlich ein, indem er einen Schluck Thee nahm, der ihn auf verdächtige Weise husten machte. „Jemand, der an Gespenster glaubt, ist für mich ein ausgemachter Narr. Ich füge hinzu, wer bei uns in Rußland an Gespenster glaubt. Ich habe drei Universitätsjahre in Petersburg durchgemacht und bin in Moskau Kneipensenior gewesen, und da lernt man sich mit der Nacht und mit der Finsterniß putzen! Und ich habe auch Nikoli's Werk über die Seele gelesen. Ich bin Nihilist! Das Fleisch, der Arm da, das da (und er spuckte kräftig zwischen seinen Beinen nieder auf den Boden) das ist was! Aber Seele? Unsinn! Tollheit! Der Dampf in meiner Pfeife da ist mehr als meine Seele! Nihil! Nichts!“

„Sie behaupten also, Iwan Iwanowitsch, daß es keine Gespenster gebe?“ sagte der dicke Billeteur beleidigt und biß auf das Mundstück seiner Pfeife.

„Natürlich!“ höhnte der skeptische junge Vorstand und biß als Revanche auf sein Mundstück, daß es knirschte.

„Das können Sie sagen, weil Sie ein Russe sind!“ entgegnete der Billeteur, nahm die Pfeife aus dem Mund, nahm einen Schluck von seinem Getränk, daß man dasselbe deutlich in seinem Magen ankommen hörte, und nickte dann mitleidig.

„Herr, wollen Sie mich beleidigen?“

„Beleidigen? Nein!“ sagte Walenty noch immer gerührt vom letzten Schluck. „Ich will damit nur sagen, daß ein Russe nie ein Gespenst sieht und daß es in Rußland niemals Gespenster geben mag. Es ist dies eben eine Gnade Gottes für Land und Leute. Aber ich kenne ein anderes Land und habe ein anderes Blut. In Podolien unten, da sind die Gräber noch nicht das Letzte. Ein Grab! das ist dort gleichsam ein Absteigequartier für den jüngsten Tag. Die Vampyre gehen dort zwischen uns herum wie Wirthshausgäste, die auf den Tisch schlagen und rufen: „Gevatter! Ein Glas Blut!“ Und wir selber, wir Podolier, wir haben andere Augen als die anderen Menschen; wir sehen Dinge, die nicht dieser Welt gehören, so klar und deutlich, wie man die Schatten sieht, welche die Sonne wirft. Das Alles giebt's in Rußland nicht, das gestehe ich zu, Iwan Iwanowitsch!“

„Ach was, und wenn es in Podolien auch noch so viele Gespenster geben mag“, eiferte der habichtsnasige Nihilist und seine Augen stachen gleichsam in die eigenen Brillen. „Auf den dortigen Eisenbahnen giebt es sicher keine! Denn das muß mir doch jeder vernünftige Mensch zugeben — Gespenster giebt es nur in alten Märchen. Aber auf der Eisenbahn, diesem neuen Producte der neuesten Zeit, dieser rechten Vertreterin des Fortschritts und des Zeitgeistes, da giebt es kein Atom der alten abergläubischen Dinge — alle Hexen der Welt würden vor dem Pfiffe einer Locomotive entfliehen, jeder Zauber weicht der Macht des Dampfes, und das Gespenst möchte ich

Digitized by Google

sehen, das einem strengen Controleur, welcher um die Marke frägt, Trotz bieten würde!"

Der Wirth nickte, heftig schmauchend. Der Maschinist nickte, unter einem Theeschlucke hustend. Der Fremde in der Ecke, mit dem weißen Gesicht und den schwarzen Haaren, die ihm wie Trauersträhne um das starre Gesicht hingen, schaute unbeweglich auf den Sprecher. Er glich einer Steinfigur, der jede Bewegung Mühe kostet. Walenty sprang jetzt auf. Er warf seine Pfeife auf den Tisch. Er ergriff die Rumflasche, that einen Zug daraus, schnaufte und — ließ sich dann wieder auf die Bank nieder. „Es gäbe keine Gespenster auf der Eisenbahn!" rief er kläglich. „Das kann nur ein Russe und ein so junger Mensch sagen! Wer aber gleich mir alt geworden ist auf der Strecke und von Bahn zu Bahn über den ganzen Continent geschleudert worden ist gleich mir, und wer ein geborener Podolier ist mit dem richtigen zweiten Auge für die Geister, der spricht anders! Und mit Verlaub, Herren, will ich Euch hier eine Geschichte erzählen — die merkwürdigste, die jemals passirt ist, die merkwürdigste, die ein lebender Mensch überstehen, die merkwürdigste, die ein irdischer Mund wiedererzählen kann. Adamy fülle den Samowar!"

Der Samowar wurde gefüllt, die Gäste nahmen Jeder einen Schluck und rückten dann näher zusammen, draußen heulte der Schneesturm, der weißgesichtige Fremde in der Ecke saß steif und still, die Theeflamme rauchte, das Feuer knisterte und Walenty Wassiljew begann.

* * *

## Das gespenstische Kind.

„Ihr habt wohl noch nie davon gehört, daß auch **Kinder** nach dem Tode spuken können? Oder wenn Ihr so etwas gehört habt, Gentlemen, so habt Ihr doch sicher noch nie etwas davon vernommen, daß in den **Eisenbahntunnels** Gespenster gesehen worden sind, nicht wahr?

Es wird Euch bedünken, als ob diese beiden Worte: Kindergeist und Tunnelgespenst gar keine logische Verbindung miteinander hätten! Und dennoch ergänzt sich nichts so sehr, als diese beiden Begriffe.

Denn wenn todte Kinder überhaupt spuken können, wo müssen sie's zumeist thun? Antwort: Im Tunnel einer Eisenbahn. Und warum? Weil nirgends in der Welt lästige kleine Kinder so häufig von unnatürlichen Müttern gemordet werden als in den finsteren, raschdurchsausten und selten durchforschten, pechfinsteren, überwölbten Schluchten der Gebirgseisenbahn.

O, sicher habt Ihr Alle schon oft in den Zeitungen die Anklage gelesen gegen entmenschte Weiber, daß sie ihr Kind im Dunkel der Tunneldurchfahrt aus dem offenen Waggonfenster geschleudert haben. Ja, in Jahren der Geschäftsstockung gab es — vornehmlich auf der Schlüsselburger Strecke — Sonntage, wo wir drei bis vier Kinderleichen auf Schubkarren aus dem großen Tunnel hinter Nobolskai schaffen mußten! Ich war also von jeher davon überzeugt, daß, wenn es überhaupt Kindergespenster gebe, dieselben vornehmlich in den Tunnels der meistbefahrenen Eisenbahnen auftreten müßten.

Nun komme ich zu meiner erstaunlichen, merkwürdigen Geschichte. Und — meine Herren — so wahr ich hier zwischen Ihnen sitze, Gott soll mich verfluchen, wenn auch nur ein Buchstabe daran falsch ist!

Digitized by Google

Da war ich im Azowschen drüben auf einer Station angestellt — auf einem einsamen Platze. Zweihundert Schritte südwärts befand sich ein Tunnel, hübsch tief im Berge gelegen, ein langes, finsteres Teufelsloch mit blos zwei, drei Luftlöchern, durch die kaum ein fahler Lichtstreif schauen konnte.

Ich war schon acht Tage da im Dienste, aber mir war noch nichts Merkwürdiges aufgestoßen, außer daß es ungeheuer langweilig sei. Von den beiden Beamten, die da waren, hatte der Eine den Staar und der Andere betrog im Piquet wie ein rother Hund.

Ich pflegte mich denn auch den Weg nach dem nächsten Städtchen Jerminsk, das etwa vier Werst von der Strecke entfernt war, nicht verdrießen zu lassen. 'S war dort ein ordentliches Gasthaus beim Arorum Simche, der hatte einen speciellen gelben Thee von Irkutsk und bezog den Rum direct aus der Propination der Brüder Weligorki. Denkt Euch da eine gelungene Mameliga dazu, oder eine Portion frischen Kißlitschis und ein Spielchen mit dem Herrn Posterpeditor und dem Herrn Finanzwächter, so werdet Ihr's begreifen, weshalb ich allabendlich zwischen dem neun Uhr- und dem ein Uhrtrain den Weg machte, ob's nun mondhell war oder stürmte. Ich machte die Tour natürlich nicht auf der Straße, sondern auf dem Eisenbahntrain selber, neben den Schienen, wo's eben nur uns Bahnleuten zu gehen erlaubt war; ich schnitt dadurch ein gutes Stück Weg ab und war nur das einzige Unangenehme dabei, daß ich den finstern langen Tunnel passiren mußte, der selbst im Sommer stets tropffeucht war.

Nun 's war einmal in einer schönen, sternlichten Augustnacht, als ich mich von der Kartschma aus auf den Heimweg machte, so eilig ich konnte. Denn ich hatte mich verspätet und konnte meine Beine tüchtig zur Hand nehmen, wenn ich noch vor Eintreffen des zweiten Nachtzuges in der Station sein wollte. Unsere letzte Préférencepartie hatte eben ungebührlich lange gedauert und ich konnte doch nicht die Karten nur so hinwerfen, sintemal ein Jude von drei Rubeln in der Kasse stand und ich ein Prachtblatt in den Coeurs hatte. Wie's endlich aus war, strich ich nur rasch meine Silberlinge ein, trank am Schänktische zwei, drei kleine Gläschen Rozany hinunter, daß es nur so glitschte, gab „gute Nacht" und rannte in die helle Nacht hinaus, nachdem ich noch einen letzten Blick auf die Uhr geworfen hatte. Es war wie gesagt die höchste Zeit und ich lief im Doppelschritt über die Anhöhe hinab, auf deren anderer Seite die Bahnstrecke zwischen den Rasenwänden in einer Art niedrigen Schlucht hinlief. Wie ich auf die Strecke selber hinabkam, spürte ich, daß ich allzurasch vorgegangen war, denn mir blieb fast der Athem aus und ich mußte einen Augenblick hindurch stehen bleiben und mich verschnaufen. Ich sah ganz deutlich die Rasenwände neben mir, die Hagedorngebüsche, welche auf denselben im Nachtwinde leise aneinanderraschelten, den Mond am Himmel und die vier schwarzer Linien vor mir, die Schienen. Nachdem ich stark geathmet hatte, machte ich mich wieder auf den Weg, eilig, so schnell es ging — aber nicht im mindesten aufgeregt oder vom Rozany erhitzt oder sonst wie zu Träumen geneigt. Ich kam an allen bekannten Biegungen des Trains vorbei, an den zwei, drei Bahnwächterhäuschen, in deren Gärtchen die hohen Pappelrosen wie Kerzen in die Mondluft aufragten. Schon sah ich vor mir die schwarze Oeffnung des Tunnels und verdoppelte meine Schritte, als ich plötzlich etwas Seltsames, Unheimliches sah. Da vor mir, etwa dreißig Schritte weiter vorn, ging etwas Weißes zwischen den schwarzen Schienen. Es war klein, fast ungestaltet und bewegte sich geräusch-

Digitized by Google

los vor — es mußte mehr schweben als gehen, denn ich hörte den Sand des Bodens nicht knirschen, wie er es doch unter meinen Schritten that. Wie ich näher hinschaue, da fuhr es mir eiskalt durch alle Gebeine. Denn so wahr mir Gott helfe — und ich werde es bis an's Ende meines Lebens behaupten! — das, was sich da in stiller Mitternacht geräuschlos mitten auf der einsamen unzugänglichen Bahnstrecke hinbewegte, war die Gestalt eines weißgekleideten Kindes, welches ein anderes Kind an einem Beine nach sich zog, daß das arme Köpfchen desselben von Stein zu Stein geschleift wurde. Das zweite Kind war todt. Die Aermchen schlenkerten nur so nach, das Gesichtchen war starr und leblos und an der Stirn klaffte ein Spalt als ob es an einem scharfen Steine zerschellt worden sei. Und der Körper und das flatternde Linnen Beider war mit dunklen, rostfarbigen, wie von Blut herrührenden Flecken bedeckt. Und auch das aufrechte Kind, welches das andere schleppte, hatte keinen Gang wie lebendige Kinder, sondern es wackelte gleichsam hin und her, als seien ihm beide Füßchen knapp über den Knöchelchen gebrochen. Und wie es jetzt das steife Köpfchen wandte, da sah ich deutlich im hellen Mondlichte, daß es ebenfalls einen breiten dunklen Fleck über der Stirn hatte, wie geflocktes Blut. Beim heiligen Nicolaus, ich konnte keinen Schritt weiter thun, wie Blei lag es mir vor Entsetzen in allen Gliedern und keinen Laut konnte ich von mir geben; ich konnte nichts thun als regungslos, zitternd und hülflos der entsetzlichen Erscheinung nachstarren, die sich immer mehr und mehr dem Tunnel näherte, langsam, gleichmäßig, geräuschlos, und endlich in dem schwarzen Schlunde desselben verschwand, wie man ein Licht auslöscht.

Jetzt erst konnte ich mich regen und taumelte von den Schienen weg zur nächsten, fast senkrechten Rasenwand, wo ich halblehnend niedersank. Ich mußte die Telegraphenstange, die da stand, fest umklammern, um nicht ganz umzusinken. Ich hätte es nicht um die Welt vermocht, meinen Weg fortzusetzen. Da hatte ich also das Entsetzliche einmal mit eigenen Augen gesehen — denn ich hatte nicht geträumt, ich war wach, dort war der Tunnel, neben mir liefen die Telegraphenstangen, da am Himmel leuchtete der Mond, und so wie auch meine erschreckten Gedanken durcheinanderflatterten, so erinnerte ich mich doch deutlich, daß just vor einem Jahre um dieselbe Zeit zwei todte Kindlein in diesem selben Tunnel gefunden worden waren, die ein entmenschtes Bauerweib, welches Kinder aus dem Findelhause von Zarskan in Verpflegung zu nehmen hatte, gemordet, in einem Korbe in's Coupé geschwärzt und während der Fahrt im Finstern aus dem Waggonfenster geschleudert hatte. Ich hatte die Gerichtsverhandlungen gelesen und alle Details derselben kamen mir jetzt mit schauerlicher Deutlichkeit wieder in's Gedächtniß. Da — mitten in meinem Sinnen vernahm ich ein dumpfes Getöse, welches immer lauter und lauter wurde und näher kam; ich fuhr auf. Da brauste schon der Einuhrzug heran in rasender Eile, pustend, qualmend, funkensprühend, endlos an mir vorbeisausend in dem engen Hohlwege, daß mir die Gewalt des Luftdruckes den Hut vom Kopfe riß, das Gesicht wie mit Händen streifte und meine Rockschöße flattern machte, wie ich mich mit aller Gewalt an die Telegraphenstange klammerte, um nicht selber mitgerissen zu werden.

Jetzt war er vorüber, jetzt war er im Tunnel verschwunden, nur noch einzelne Dampfwolken und Funken aus demselben hervorstoßend. Jetzt hörte ich ihn auf der andern Seite desselben wieder herausbrausen, die letzten Dampfnebel verzogen sich, die letzten Funken erloschen im Grase, jetzt verhallte auch das letzte leise Pusten und Sausen und Alles wurde wieder still.

Digitized by Google

Still? Nein. Denn wie ich mich erhebe, da tönt's hinter mir auf der Strecke zuerst entfernt, dann immer näher in verzweiflungsvollem Rufe: „Jani, Jani! Um Gottes Barmherzigkeit willen, Jani! Allmächtiger Gott und gebenedeite Jungfrau steh' mir bei! Jani, Jani, süßer Janika, hörst Du mich nicht? Wo bist Du? O Gott, o Gott!" Und ein Weib mit einer Laterne in den wildgeschwungenen Händen, mit fliegendem Haar und angstverzerrtem Gesicht kam die Strecke herangerast, links und rechts hinab- und hinaufsuchend und nach Jani rufend. Sie sah im Mondlicht aus wie eine Russalka und ich hätte sie auch für eine gehalten, wenn ich nicht in ihr die Janka Iliowna erkannt hätte, die Frau des Bahnwächters Nr. XXVI. Wie sie mich erblickte, schrie sie: „O pan! O Walenty Wassiljewitsch! Wenn Ihr ein Herz im Leibe habt, so sagt mir, daß Ihr mein Kind gesehen habt, meinen Jani!"

„Euren Jani, Janka?" rief ich. „Euren Jani? Wie käme der daher?"

„Wie er daherkäme? O ich hielt Dienst für meinen Mann, der nach Lebranow hinübergegangen ist nach Thee und Brod. Und mein kleiner Jani lag in seinem Bettchen, und da er nicht schlafen wollte, sondern nach mir schrie, legte ich ihm seine große Puppe, die er vom jungen Grafen bekam, weil sie schon das ganze Gesicht in Trümmer hat, mit in's Bett und ging hinaus. Ich sah nach der Wäsche, die hinter dem Hause trocknet, und wie ich vorkam, da ging der Zug und ich mußte das Signal versehen, und wie ich wieder hineinkam — o heiliger Iwan! — da war das Bett leer und Jani fort! O Jani, Jani, er kann doch nur hier auf der Strecke sein! Walenty Wassiljewitsch, habt Ihr mein Kind gesehen? Was starrt Ihr mich so entsetzt an?"

Mir war wirklich das Herz zum Zerspringen, als ich der athemlosen, keuchenden Frau ebenso athemlos zurief: „Wenn es kein Traum war, was ich gesehen, und wenn es wirklich Euer Jani mit seiner großen Puppe war, der hier die Strecke entlang ging, dann ist Euer Kind . . ."

„Wo?!"

Ich wagte es nicht zu antworten. Aber mein Blick nach dem Tunnel sagte dem Weibe genug. „Und der Zug ist durchgefahren!" kreischte sie auf, wild, herzzerreißend, und stürzte vorwärts und ich ihr nach. Der neue Schrecken hatte mir alle Kräfte wiedergegeben. Und so kamen wir zu dem schrecklichen Tunnel; ehe wir hineinzutreten wagten hielten wir athemlos inne und starrten einander an und horchten. Da hörten wir ein leises Weinen. Die Mutter stieß einen Schrei aus — ich weiß nicht war's aus Freude oder aus Schreck — und im Nu war sie im Tunnel und ich ihr nach. Und da saß klein Jani an die Wand der Wölbung gedrückt, mit den Händchen in den Augen reibend, und weinte bitterlich — vor Schreck und Angst über die Finsterniß, durch die ein so großes Gebraus gelärmt hatte. Die Puppe „mit dem zerbrochenen Gesicht" aber lag mitten auf den Schienen zu Staub zermalmt."

* * *

Walenty Wassiljew schwieg, klopfte seine Pfeife aus und goß sich ein Glas Rumthee in den Schlund. Die Gäste um den Tisch herum schwiegen ebenfalls ein paar Minuten hindurch. Die Theeflamme flackerte, das Ofenfeuer knisterte. Endlich sagte der nihilistische Vorstand mit seinem sarkastischen Nasenziehen: „Nur eine Frage, Walenty Wassiljew. Ihr sagtet,

Digitized by Google

Ihr wolltet uns eine der merkwürdigsten Geschichten erzählen. Worin besteht denn nun, mit Eurer Erlaubniß, das Merkwürdige, Unglaubliche in Eurer Geschichte?"

Walenty wandte dem Frager seine feuerrothe Nase und seinen eisgrauen Bart voll zu und in seinem Blicke lag ein Ausdruck voller Verachtung. „Was das Merkwürdige und Unglaubliche ist an meiner Geschichte?" sagte er. „Nun, der Umstand, daß das Kind, welches wir im Tunnel fanden, kein Gespenst war!"

* * *

— „Ja, in solcher Art habe ich auch schon was Seltsames erlebt auf meiner vorigen Station Posonygrad im Kiewschen", sagte der kleine, vierschrötige, schwarzbärtige Maschinist Jankowski und zwinkerte dabei seltsam mit den Augen, was wohl von dem Schwefelhölzchen herrühren mochte, mit welchem er sich seine Pfeife anzündete. „Ich wollte nur früher nicht heraus damit, aus Furcht ausgelacht zu werden. Aber da ich sehe, daß die Gesellschaft seltsame Erlebnisse gütig aufnimmt, und da ich bemerke, daß Adamy Aronowitsch neues Wasser in den Samowar schüttet und wir mindestens noch anderthalbe Stunde Zeit warten müssen bis zur Ankunft des Zuges, so will ich mit Erlaubniß der geehrten Gesellschaft auch ein merkwürdiges Erlebniß zum Besten geben, welches ich in meiner Eisenbahnpraxis durchmachte; ich will durch dasselbe nicht behaupten, daß es Eisenbahngespenster giebt, in *diesem* Punkte stimme ich vollkommen mit unserm gnädigen Herrn Vorstande Iwan Iwanowitsch hier überein und neige mich auf die Seite des Nil . . ."

„Des Nihil!" verbesserte der bebrillte Freigeist in der russischen Uniform

„Jawohl, des Nil", fuhr der Schwarze fort. „Andererseits kann ich mir aber wieder nicht erklären, *wer* die alte Dame gewesen sein mag, wenn sie kein Gespenst war."

„Welche alte Dame?"

„Das ist eben die Geschichte. Also mit Verlaub. Auf das Wohl der Gesellschaft! Adamy Aronowitsch, wenn Euer Knecht mit den Häringen kommt, so fürchtet nicht, mich in meiner Erzählung zu stören, indem Ihr sie auftischt. Also bitte ich um freundliches Gehör für meine Geschichte von der

## Dame mit dem geblümten Seidenkleide.

Ich war noch ein junger Bursche, wie ich mein erstes Maschinistenjahr durchmachte in Posonygrad. Das ist eine große Waarenstation, in der sich das ganze Netz unserer Bahnen und Fuhrmannsstraßen kreuzt und schneidet. Von überall her laufen da die Waaren zusammen: der Tabak und die Teppiche aus Smyrna, die Seidenzeuge aus Odessa, die Delicatessen aus den Seeländern oben, die Pulver aus Tiflis, die verarbeiteten Thierfelle aus Erzerum, die Modesachen aus Petersburg, die Zuckerwaaren aus Jassy, die Pelzkleider aus Moskau und der Sorbet aus Konstantinopel. Da ist denn immer meist Lastzugverkehr und es wird stets auf- und abgeladen aus der Bahn auf die Fuhrmannswagen, von den Fuhrmannswagen auf die Bahn. So kommt's denn auch, daß die Magazinräume dort viel geräumiger sind als der Bahnhof selber, und daß diese großen Räume stets von oben bis unten mit Frachten gefüllt sind, die da auf's Abholen warten für die ver-

Digitized by Google

schiedenen Gegenden, wohin die Eisenbahn noch nicht ihr Netz erstreckt. Wenigstens zu meiner Zeit war's so der Fall.

Nun, an einem recht trüben Herbstabende war's, der Sturm riß die letzten welken Blätter von den Bäumen, die Erde bildete blos eine einzige Kothlache, da setzte ich mich in einem dieser großen, fistengefüllten Magazine auf ein Fäßchen — es war als Häringsfäßchen vom Ponteuxin bezeichnet und roch auch darnach — und wollte 'n bischen ausruhen. Denn der Nachmittagstrain war höllisch stark gewesen. Zweiundzwanzig Lastwagen und die Hälfte davon bei uns abzuladen! Da wird denn ein Mensch wohl müde. Und helfen mußte da Jeder, selbst wir Maschinisten, wenn's gar so arg kam. Nun, die Uebrigen waren in's Wirthshaus gegangen, wo die Gäste der dritten Classe bedient werden. Ich aber hatte gerade an dem Tage von einer Freundin, der Köchin des Magazineurs, ein delicates Stückchen geräucherten Ostseefisches bekommen und dazu ein Fläschchen Syrmier Slibowitz. Da wollte ich mich denn in aller Gemüthlichkeit ausruhen und laben, und anstatt mit den Uebrigen zu gehen, blieb ich in dem Magazin zurück, setzte mich auf das erwähnte Fäßchen, packte meine Delicatessen aus und begann zu schmausen.

Es war wie gesagt ein windheulender, häßlicher Herbstabend. Die Sonne ging in mißfarbigen, rothen Streifen unter, die ein grelles und fahles Licht auf das riesige Kistenconglomerat in dem Magazinraume warfen. Ein solcher greller Steifen fiel mir gerade über die Füße. Die Thür war halb offen und der Wind trieb manchmal einen Wust dürrer Blätter herein, die vor mir einen Wirbeltanz aufführten und dann wie athemlos niederfielen und kleine Häuflein bildeten, die sich beim nächsten Windstoße, der durch die Thür kam, wieder erhoben, um von neuem zu tanzen.

Der geräucherte Fisch war ausgezeichnet, aber scharf. So scharf, daß er entsetzlich Durst machte. Der Slibowitz wurde mir am Ende doch zu stark und ich wollte eben aufstehen, um mir ein Glas Wasser zu versorgen, als ich bemerkte, daß eine alte Dame auf einem zweiten Häringsfäßchen neben mir saß.

Sie mußte durch die halboffene Thür hereingekommen sein, ohne daß ich's merkte. Es wäre auch gar nichts Besonderes daran gewesen, wenn nicht die sonderbare Kleidung und das sonderbare Benehmen der Dame gewesen wären.

Sie war nämlich in ein altmodisches Seidenkleid gekleidet, von jenem Stoffe, den man von rechts grau und von links roth sah — die beiden Farben schielten immer durcheinander. Und mitten in diese Schielfarbe waren große bunte Blumensträuße eingestickt oder eingearbeitet. Dabei war aber das Kleid unten viel zu eng und spannte sich um die Füße, die winzig klein waren und in ledernen Stöckelschuhen staken, welche an vielen Stellen zersprungen waren, so daß ich mich wunderte, wie die Dame trockenen Fußes durch das Kothmeer draußen gekommen sei. Doch dachte ich mir, daß sie wohl große Kothschuhe und einen Regenschirm vor der Thür draußen gelassen habe. Das Kleid war oben sehr decolletirt und ihr gelber langer Hals voller Adern ragte hoch daraus hervor. Ihr Gesicht war voller Runzeln und häßlich genug. Das dünne, eisgraue Haar hatte sie glatt zurückgestrichen und auf dem Kopfe trug sie einen langen, schwarzen, welken, durchlöcherten Spitzenschleier, den sie so gut als es ging um ihren Hals und ihre knochigen bloßen Arme wickelte. Um den Hals trug sie ein großes,

Digitized by Google

rostblindes Metallkreuz. Sie kam mir so schauerlich fremdartig und doch wieder so bekannt vor. Aber ich hatte gar keine Zeit, mich recht zu wundern, denn sie überfluthete mich mit einem Schwall von Worten. „Guten Abend, Sie erlauben doch? Ich bin ganz außer Athem!"

„O bitte!" sagte ich. „Wenn Sie sich nicht fürchten, daß Ihr Seidenkleid auf so einem fetten Häringsfäßchen Schaden leidet . . ."

„O!" sagte sie, ohne auf das Kleid hinabzusehen, sondern mich mit ihren wasserblauen Augen fest anstarrend. „O, das Kleid da, das ist so was schon gewöhnt. Wie oft schon bin ich auf diesem Fasse gesessen! Ja, worüber erstarren Sie denn, Jani Jankowitsch? Ist es vielleicht verboten, dieses Magazin hier zu betreten?" setzte sie giftig hinzu, wobei ihre Nase noch spitziger ward als vorher.

„Fremden schon."

„Aber ich bin keine Fremde, ich bin Partei, ich bin als Fracht hier!" geiferte die jähzornige alte Dame.

„O, Sie haben eine Fracht hier . . . Dann wenden Sie sich gefälligst an den Herrn Magazineur. Er wohnt im Bahngebäude links unten. Es wird Ihnen eine Köchin aufmachen, die blonde Scheitel trägt . . ."

Die zornige Alte pfiff verächtlich auf. „Als ob ich mich nicht schon an ihn gewendet hätte!" rief sie lebhaft und klapperte gleichsam mit allen ihren Knochen. „An ihn, an alle Spediteure, an alle Gepäckträger; aber alle diese Leute thun ja als ob sie mich nicht sähen! Sehen Sie mich denn, Jani Jankowitsch?"

Zum zweiten Male schon nannte die excentrische Alte meinen Namen und zum zweiten Male erstaunte ich darüber. „Weshalb sollte ich Sie denn nicht sehen?" sagte ich ungeduldig. „Halten Sie mich denn für blind, Madame?"

„Nun, endlich einmal Einer, der mich nicht übersieht, der Augen im Kopfe hat für unsereins!" sprudelte die Alte. „Und nun gehe ich nicht eher von der Stelle, bis Sie mir sagen an wen ich mich zu wenden haben, um mein Recht zu erhalten — ich lasse Sie nicht früher los, ehe Sie mich nicht zu dem Betreffenden geführt oder selber meine Kiste weiterspedirt haben! Dort in der Ecke steht sie, ganz zu unterst, man sieht sie nicht, weil ein Dutzend anderer Kisten darüber geschichtet sind. Seit zehn Jahren schon steht sie dort!"

„Seit zehn Jahren, unmöglich!" rief ich.

„Unmöglich? Sie werden mir vielleicht sagen wollen, wie lange ich schon vergebens auf den Weitertransport harre!" zürnte sie. „Es ist abscheulich, niederträchtig! So etwas kann Einem auch nur in Rußland passiren! . . . Und ich wollte noch von Allem nichts sagen, denn ob man am Ende hier oder da logirt . . . Aber diese Nachbarschaft! Manchmal kommen gepökelte Schweinsfüße auf mich zu liegen, manchmal Meerspinnen, die ich stets verabscheute, ja, vor zwei Monaten lagerte sogar der zerstückelte Leichnam eines ermordeten Bankiers aus Moskau, den die Mörder per Bahn versendeten, drei Nächte hindurch neben mir . . . neben mir, der Gräfin Afanasia Nataljewna Bagration! Und, Sie werden das wohl einsehen, lieber Mann, das kann ich doch unmöglich dulden!"

Mir wurde so wirr zu Muthe, daß ich mich durch einen Schluck Slibowitz stärken mußte. So gestärkt rief ich fast ebenso zornig wie die alte schäbig-elegante Dame. „Den Henker auch, wenn ich Sie verstehe, Frau



Digitized by Google

Afanasia Nataljewna! Was reden Sie da von zerstückelten Passagieren und gepökelten Schweinsfüßen, die auf Ihnen liegen? Wo wohnen Sie denn?"

„Wo ich wohne!" rief die Gräfin mit vor Galle verdrehten Augen. „Er versteht mich auch nicht! Wo soll ich denn wohnen als in der untersten Kiste in der rechten Ecke dort — in der da, deren Ecke man hervorguken sieht — sehen Sie? Sie hat das Collinumero 196, die Frachtpolette von Kersonew und trägt die Adresse: „An die ehrwürdige Aebtissin des Klosters zur Reinigung in Pelagijew!" Dort wohne ich seit zehn Jahren, ich, deren Recht es ist in der Klostergruft zu ruhen, in der Gruft des Hauses, welches mein Urgroßvater Sergi Sablatowitsch Bagration gestiftet hat, verstanden?! Ich bin die Letzte der gräflichen Linie, lebte als Stiftsdame in St. Petersburg, starb dort als ehrsame Jungfrau und wurde in einem Bleisarge, der wiederum in einer Eichenholzkiste eingeschlossen war, mit der Adresse an das Kloster der Reinigung versehen. So wurde ich expedirt und hier sollte ich vom Kloster aus abgeholt werden. Aber — mögen nun die Nonnen das Aviso nicht erhalten haben oder wurde das Collinumero verwechselt, kurz — ich blieb stehen — seit zehn Jahren — unreclamirt, vergessen, zwischen Waarenballen und Conservenkisten . . . Alltäglich zwei Stunden hindurch darf ich heraus, um mein Recht zu betreiben — ich wende mich an Alle, aber Niemand sieht mich, Niemand hört mich — Du, Jani Jankowitsch, bist der Erste und Dich lasse ich nun nicht mehr los! Trachte auf der Stelle, daß die Sache bekannt wird, daß die Kiste geöffnet und nach Agnoscirung weitergesandt werde, sonst . . ."

Die alte zornmüthige Dame endete ihre Drohung nicht. Die Bahnuhr schlug die sechste Abendstunde mitten in ihre Rede hinein. Sie hatte noch den Mund offen, aber es war als könne sie keinen Laut mehr hervorbringen. Sie bewegte noch drohend ihr Kinn, ihre Augen, ihre Hände gegen mich, aber alles Das wurde blässer und blässer wie ein Bild mit Wasserfarben, das man mit einem feuchten Schwamme vom Papiere wischt. Dann war sie verschwunden, ich saß allein auf meinem Häringsfäßchen, die leere Slibowitzflasche lag vor mir auf dem Boden, der Wind trieb wieder ein Wirbel dürrer Blätter herein, die einen förmlichen Hexentanz um mich aufführten, und ich fiel in einen tiefen, ohnmachtähnliche Schlaf. Als ich erwachte, fand ich mich auf meinem Lager und hatte den Kopf kalt verbunden. Die Leute hatten mich für betrunken gehalten, als sie mich ohnmächtig fanden. Ich war sehr schwach. Ich erklärte wie die Sache gekommen war. Sie wollten mir anfangs nicht glauben. Aber ich ward so dringend und erzählte meine Sache so bestimmt, daß endlich der Obermagazineur und der Stationschef selber erschienen, mich anhörten, die Kiste hervorholen ließen, das Collinumero und die Adresse in Richtigkeit fanden und die Kiste wirklich geöffnet und deren Inhalt agnoscirt wurde.

Dies ist meine ganze Geschichte. Ob die alte Dame ein Gespenst oder blos ein Traum gewesen sei, das zu unterscheiden überlasse ich dem Scharfsinne der verehrten Gesellschaft."

* * *

Der Maschinist schwieg. Die Gesellschaft schaute sinnend und kopfschüttelnd in die blauen Flämmlein, die unter dem Samowar hervorleckten.

„Hm! Man weiß nicht, was man von der ganzen seltsamen Geschichte

Digitized by Google

denken soll", bemerkte Walenty. „Die alte Dame muß doch jedenfalls mehr als eine Einbildung gewesen sein."

„Da sich doch die bezeichnete Kiste wirklich vorfand!" nickte der Wirth, blaß vor Aufregung und man sah ihm förmlich die Gänsehaut bis zu den Ohren hinansteigen.

Selbst der skeptische Iwan Iwanowitsch schien all' seinen Skepticismus vor so unleugbaren Thatsachen verloren zu haben. Er saß da, die ausgegangene Pfeife zwei Zoll vom geöffneten Munde in der Luft haltend und den Erzähler anstarrend. Zuletzt raffte er sich doch noch zu einer Frage auf: „Hört, Jani Jankowitsch, nur Eins sagt mir noch, hat man in der geöffneten Kiste wirklich die Leiche einer alten Dame im grauen Seidenkleide gefunden?"

Der Maschinist schaute den Frager ernst an. Dann nahm er bedächtig seine Pfeife aus dem Munde, rührte den glühenden Tabak darinnen auf, und sagte mit seiner Grabesstimme ganz gelassen: „Nicht doch. Das habe ich ja auch nie behauptet. Man fand darin eine Collection von Wollsträhnen."

Allen Anwesenden entfuhr ein Ruf des Erstaunens, der Enttäuschung oder der Erleichterung.

— „Na, dann war die Dame also sicher ein Slibowitz-Traum?" — rief der Skeptiker fröhlich lachend.

— „Ich glaube es fast auch", nickte der Maschinist pfiffig blinzelnd und schmunzelnd.

— „Aber Mensch, wie konntet Ihr im Rausche so Etwas träumen!?" rief der geisterfreundliche Billeteur fast unwillig.

— „Ich halte die Sache für ganz einfach", schmunzelte der Maschinist. „Ich erinnerte mich später, daß ich als kleiner Junge einmal mit meinem Vater selig, der Fuhrmann zwischen Petersburg und Pelagijew war, nach dem Fräuleinstifte in Zarskograd fuhr, wo er einen eingesargten Leichnam übernehmen sollte, um ihn in die Klostergruft nach Pelagijew zu überführen. Ich trat mit meinem Vater in das Katafalkzimmer und sah die alte Stiftsdame Afanasia Bagration aufgebahrt im grauen Blumenkleide. Einem Kinde prägt sich ein solch' abscheulicher Anblick tief ein. Der Sarg wurde dann in eine Kiste gethan, der Vater lud ihn auf den Wagen und wir fuhren die Straße entlang. Ich hatte in Zarskograd geräucherten Fisch zu essen gekriegt, hatte des Guten zu viel gethan und wurde auf dem Heimweg recht unwohl. Die ganze Geschichte verwischte sich mir dann im Laufe des Lebens. Nach vielen Jahren, als ich in dem stillen Magazin saß und dem Slibowitz und dem geräucherten Fische so stark zusprach, daß ich in einen magenüblen Schlaf verfiel, da erschien mir, veranlaßt durch dieselbe Unmäßigkeit in derselben Kost die längstvergangene Gestalt, der längstverwischte Eindruck von Neuem. Und so glaube ich denn: die grauseidene Gräfin Afanasia wird doch kein Gespenst gewesen sein, sondern — Slibowitz."

* * *

Da erhob sich der schwarzhaarige todtenblasse Gast, der bisher still in seiner dunklen Ecke gesessen hatte, halb von seinem Sitze und machte gegen die Gesellschaft hin eine halbe höfliche Verbeugung. „Die Herren werden verzeihen, wenn ich Sie anspreche" — sagte er mit einer tiefen kühlen



Digitized by Google

Stimme. „Aber ich möchte mir erlauben über das interessante Thema, welches Sie eben verhandeln, auch ein Wort zu sagen — wenn die Herrschaften es gütigst erlauben.“ Er sagte dies Alles mit jener sich selbst verlöschenden Höflichkeit und Unterthänigkeit, welche den Juden in Rußland und Polen kennzeichnet. Er war dunkel gekleidet und so konnte sein Pelz ebenso schäbig als reich sein. Seine schwarze Pelzmütze hatte einen altmodischen Schnitt und der Bündel, der neben ihm auf dem Boden lag, war in derbe alte Packleinwand gehüllt und mit einem dicken Stricke umwunden. Er machte ganz den Eindruck eines jener jüdischen Viehhändler, die zur Winterszeit an der Wolga hinabziehen und an jedem Mastorte Einkäufe für den Sommer notiren lassen. Eigenthümlich an ihm war nur die außergewöhnliche wachsgelbe Bläße seines Gesichtes und seiner langen, dünnen Hände.

Die Stammgäste der Kartschma wandten sich sämmtlich gegen ihn. Sie hatten seine Anwesenheit ganz vergessen, wie es schien. Sie musterten ihn so weit er sichtbar war in dem kleinen trüben Lichtumkreise, den das blaue Theefeuer und das rothe Ofenfeuer bildeten.

Gegen den Juden ist in jenen Gegenden Alles stolz, sogar der Arbeiter. Man zögerte also mit der Antwort. Vielleicht auch kam über Manchen ein unheimliches Gefühl, wie er die starren dunklen, schwarzumränderten Augen des Fremden auf sich gerichtet fühlte.

Endlich sagte der skeptische Vorstand so recht gönnerhaft über die Achsel: „Haben Sie vielleicht auch irgend ein Gespenst gesehen mitten auf den Schienen oder im Dampf der Locomotive einen wirbelnden Walzer aufführen?“

Der fremde schwarze Passagier rückte seinen Stuhl näher zu dem Tische der Stammgäste und fing an mit seiner verhaltenen, bescheidenen Stimme und die wachsgelben mageren Hände langsam aneinander reibend: „Nicht so ganz. Ich möchte vielmehr ein Ereigniß erzählen, von welchem ich mehr oder minder selber Zeuge war und das sich an ein Thema anschließt, welches schon jener Herr dort früher berührte; freilich ist das meinige nicht ganz von derselben Art. Ich will nämlich erzählen von einem erwachsenen

## Tunnelgespenst.

Es war an einem hellen Maitage, als der Nordtrain zwischen den Stationen Dniestropad und Morlowsk dahinbrauste. Es war wie gesagt ein heller Maitag, einer jener Tage, wo die Frühlingsluft bereits ganz durchsichtig geworden ist und der mattblaue Himmel wie das Blatt eines riesigen Vergißmeinnichts über die Welt gespannt ist. Das Eis war schon ganz verschwunden von den Wiesen, die Felder bekamen schon einen ganz, ganz leisen grünen Schimmer, gelbe Dotterblumen und weiße Wiesenblumen waren schon in Massen da, und man hörte deutlich die Lerchen schwirren durch das gleichmäßige Getöse des Zuges hindurch. In dem einen Waggon der zweiten Classe waren nur wenige Passagiere. Ein schönes junges Fräulein mit blauem Schleier und ihre Gouvernante mit grünen Lockenwickeln und einer Brille. Ferner ein alter Herr im Zobelpelze mit eisgrauem, stockhaarigem Barte und einer goldeingefaßten Brille; ferner ein sehr elegant gekleideter Fremder in marderverbrämtem Rock mit vielen goldenen Ringen, einer Diamantnadel in der Sammtcravate und mit einer Reisetasche aus feinstem Juchten mit Bronzeschlössern neben sich.

Digitized by Google

Die Unterhaltung war nicht groß im Waggon.

Das junge hübsche Mädchen lehnte in der Wageneck und schaute mit den großen hellen Augen auf das erwachende Land hinaus — ihr blauer Schleier wehte manchmal wie eine gefangene Wolke zum Fenster hinaus. Die Gouvernante mit der Brille las in einem englischen Buche. Der strenge Herr mit der goldenen Brille las eine Gerichtszeitung, und der elegante schwarzbärtige Fremde spielte mit seiner Uhrkette, putzte sich manchmal eine Glücksblüthe vom Nagel, kokettirte mit dem jungen Mädchen oder pfiff eine Arie. Er war rastlos, ruhelos. Er konnte nicht zwei Secunden dieselbe Stellung einnehmen, dasselbe Ding thun, dieselbe Richtung des Blickes beibehalten. Er war fieberhaft aufgeregt — aber nicht ängstlich aufgeregt, sondern wie nach Lustigkeit, nach Zerstreuung haschend um jeden Preis. Er war noch jung, Uebermuth blitzte aus seinen dunklen Augen, ein Uebermuth auf seinen Reichthum vielleicht — aber zugleich lief manchmal ein nervöses Zittern durch seine allzuheftige und allzulaute Ruhelosigkeit.

Plötzlich stieß er einen markdurchdringenden Schrei aus und fiel der Länge nach auf den Boden des Waggons nieder, wo er sich heulend wälzte. „Heiliger Gott!“ brüllte er — „ich bin blind geworden! Ich sehe nichts mehr! Helft mir! O helft mir! Meine Augen, meine Augen!..“

Die anderen Passagiere, die selbst kaum sahen, da man eben in einen Tunnel eingefahren war, stauten zuerst erschrocken auseinander von dem Verzweifelten, dann erkannten sie seinen Irrthum. Sie riefen ihm zu: es sei nichts. Der alte Herr suchte ihm aufzuhelfen. Aber der Verzweifelnde hörte nichts. Er rang weinend die Hände und wälzte sich am Boden. „Er ist's, der mich blind gemacht hat!“ stöhnte er jammernd. „Denn hier, hier habe ich ihn gemordet. Im Waggon, in der Nacht! Ich will ja Alles gestehen, nur soll er mir die Augen wieder öffnen, nur einmal noch! Ich habe ihn umgebracht, weil er hunderttausend Rubel bei sich führte und ich allein darum wußte, ich, sein Kammerdiener! Wir saßen allein im Waggon, es war Nacht; ich tödtete ihn, stürzte den Leichnam zum Fenster hinaus, den Bankier Blumenow... Man dachte, er sei ausgestiegen... O Herr, Herr, hilf mir in deiner Barmherzigkeit, und jetzt kommt er und macht mich blind, daß ich den Himmel nicht mehr sehe! Barmherzigkeit! Ich will ja Alles sagen!...“

Der Schreiende verstummte. Die helle Frühlingssonne schien wieder in den Waggon. Die entsetzten Reisegefährten waren vor ihm zurückgewichen. Er starrte sie alle mit weitgeöffneten, blutunterlaufenen Augen an, als ob er aus einem schrecklichen Traume erwache. Nach und nach kamen ihm die Sinne wieder. „Es war ja nur ein Tunnel!“ hatte das junge Mädchen geflüstert. Er versuchte zu lachen, aber es ging nicht. Mit scheuen entsetzten Blicken suchte er sich aufzurichten. „Ein Tunnel... Ich wußte es. Ich wollte mir einen Spaß machen... es ist mir gelungen!...“ Und wieder wollte er lachen, aber seine Zähne schlugen aneinander. Er wollte auf, aber die eiserne Hand des goldbebrillten Herrn hielt ihn nieder. „Ich erkläre Sie als verhaftet!“ sagte der Herr fest, hart. — „Ich bin der Gerichtscommissar von Soltikow. Hier auf dieser Stelle wurde wirklich vor zwei Jahren ein Mord am Bankier Blumenow verübt... Und der Mörder war sein Kammerdiener — ein Jude, den man nicht einfangen konnte..“ Der Train hielt an. Der eisgraue Herr rief aus dem Waggonfenster: „Polizei! — Hierher!“

* * *

Digitized by Google

Und so war es auch. Der Mörder hatte sich verrathen. Er hatte sich schon sicher geglaubt, da er zwei Jahre hindurch unentdeckt geblieben war. Er wollte nun Rußland verlassen. Er mußte dabei die Stelle passiren, wo er den Mord vollbracht hatte. Er dachte sich das so leicht. Er hatte ja niemals viel Gewissensbisse gefühlt. Seine Unruhe wollte er sich wegsingen, seine Aufregung weglachen. Da — plötzlich sah er nicht mehr. Er hatte nicht gewußt, daß auf diesem Punkte ein Tunnel lag. Er war nur einmal da gefahren in der dunklen Nacht, wo er den Mord vollbrachte. Das Seltsamste an der Sache ist, daß bei dieser Affaire kein Geist gesehen wurde. Von Niemandem. Und doch — (wer kann es leugnen?) war der Geist des ungerächten Ermordeten da! — er lauerte im Dunkel des Tunnels auf seinen Mörder, erfaßte ihn und brachte ihn da zum Geständniß. Der Mörder hatte ja früher selbst nicht gewußt, daß er ihn eben in diesem Tunnel ermordet habe. Aber der Todte wußte es und rächte die That aus seinem unentsühnten Grabe heraus mit Zulassung Gottes."

* * *

Der Fremde schwieg. Er erhob sich, hing das Leinwandbündel über seine Schultern, grüßte ernst und höflich mit seiner Pelzmütze und mit seinem wachsbleichen Gesichte und schritt zur Thür hinaus. Langsam, gebückt, eine echte Judengestalt.

Die Gäste schauten ihm verdutzt nach. Adamy, der Wirth, sah nach, ob er die Thür geschlossen habe, kam dann zurück, neigte sich über den Tisch und sagte geheimnißvoll.

„Er war's selber!" —

„Wer?" hieß es.

„Nun, ich wette, er hat seine eigene Geschichte erzählt. Ich weiß von dem Manne nur, daß er mit Zeugen handelt, Aaron Sereles heißt und wegen Mordes zehn Jahre im Kerker saß."

* * *

Der Samowar hatte ausgebrannt. Das Telegraphenzeichen verkündete, daß der Nachtzug die letzte Station verlassen habe und heranbrause. Die Stammgäste tranken die Reste ihrer Gläser aus, verlöschten die Pfeifen und sagten dem Wirthe gute Nacht. Wie sie zur Bahn kamen, erscholl schon das Zeichen der Kassenöffnung. Der reisende Jude stand am Schalter, um seine Karte zu lösen. Ihn fror.

Digitized by Google

# Aus der Jugendzeit des Kaisers.

(Hierzu das Porträt des Kaisers in Husarenuniform.)

Zur Geburtstagsfeier Kaiser Wilhelms soll diesmal ein Rückblick auf seine Jugendzeit uns gestattet sein, als Text zu einem Brustbild aus derselben, das durch eine besondere Vergünstigung in unsere Hände gelangt ist.

Wenn man die feinen edlen Züge mit dem Ausdruck von Intelligenz und Energie, die schöne stattliche Gestalt betrachtet, wird man einsehen, daß Kaiser Wilhelm als Jüngling und Mann die Erwartungen noch weit übertraf, die seine Knabenschönheit schon in reichem Maße erregte. Schrieb doch Königin Luise über ihn: „Er wird seinem Vater am ähnlichsten werden, nur nicht ganz so schön wie dieser." Er ist aber sehr viel schöner geworden! An dem Stamme der königlichen Hohenzollern, den sogar der demokratisch gesinnte Heinrich Heine „das idealste Fürstengeschlecht" genannt hat, ist er der kräftigste, schönste Zweig.

Die Zeitgenossen, welche sich des Jugendbildes vom Kaiser Wilhelm noch aus eigener Wahrnehmung erinnern können, werden jetzt schon gering an Zahl, es ist deshalb eigentlich eine historische Pflicht für sie geworden, es zu schildern. Schreiberin dieses Aufsatzes übernimmt diese Pflicht mit großer Freude, denn die Momente gehören zu den theuersten Erinnerungen ihres Lebens, in denen es ihr vergönnt war, Kaiser Wilhelm von Angesicht zu sehen.

Das erste Mal war dies bei Gelegenheit einer Festlichkeit am Hofe, die ihrer Zeit weltberühmt war. Zur Feier des ersten Besuchs der Großfürstin Nicolaus, der spätern Kaiserin und Mutter des jetzigen russischen Kaisers, fand auf Befehl des Königs eine Darstellung aus dem Gedicht Lalla Rhook von Thomas Moore statt. Er und Lord Byron waren damals in Deutschland Modedichter. Die reizvolle Poesie der „Tulpenwange" wurde durch die Großfürstin selbst dargestellt, die wir noch immer „unsere Prinzeß Charlotte" nannten. Ihre zarte ätherische Erscheinung war eine ideale Verkörperung des herrlichen Gedichtes. Die Krondiamanten Rußlands trugen auch wesentlich dazu bei, die Märchenpracht des Orients zu verwirklichen, sie übersäeten die Gewänder und Schleier und blitzten als Diadem in den Locken der reizenden fürstlichen Frau. Als ihr Geliebter, Prinz Feramudz, der sich als Sänger verkleidet unter ihr Gefolge geschlichen hat, trat ihr zweiter Bruder, unser Kaiser Wilhelm auf. Ein schöneres Paar gab es nicht; wie zwei ideale Dichtergestalten hoben sie sich aus dem farbenreichen Bilde des Festzuges ab. Unvergeßlich mußte dieser Anblick sein!

Der berühmte Dichter Chateaubriand war als damaliger französischer Gesandter in Berlin bei diesem Feste auf dem königlichen Schlosse anwesend und schrieb über den ganzen interessanten Abend ausführliche Berichte an seinen Hof, die theilweise in französischen Zeitungen erschienen sind, auch später in seinen Mémoires d'outre tombe abgedruckt wurden. Wer an unserer Aussage zweifelt, mag dort nachschlagen und wird auch unsern Namen in dem Verzeichniß der Anwesenden finden.

Der Hof des Königs Friedrich Wilhelm III. war eigentlich nicht sehr heiter, gesellige Abwechslungen wurden selten beliebt, dennoch sind solche großartige Aufführungen öfter vorgekommen. Schon zur Vermälung des

Digitized by Google

Prinzen Friedrich, Neffen des Königs, mit der Prinzessin von Anhalt-Bernburg fand eine olympische Darstellung statt und später in Potsdam „Das Fest der weißen Rose", abermals zur Verherrlichung „unserer Prinzeß Charlotte." Auch dabei hatte Kaiser Wilhelm eine Hauptrolle inne; er liebt die Erinnerung an jenes heitere romantische Ritterspiel und läßt noch einzelne Costümgegenstände, die dabei getragen wurden, sorgfältig aufbewahren.

Es liegt etwas Symbolisches im Leben Kaiser Wilhelms; als er das kleine bescheidene Haus unter den Linden bezog, ahnte Niemand, daß es einst so bedeutungsvoll werden sollte durch das Denkmal Friedrich des Großen, das unmittelbar unter seinen Fenstern errichtet wurde. Die Monarchen, die Preußens Ruhm geschaffen haben, sind dadurch nahe an einander gerückt und von dem historischen Balkon des bescheidenen Hauses wurden die stolzen Siegesnachrichten der letzten Kriege verlesen, gleichsam eine heroische Apotheose des eisernen Königs auf seinem Postament von Erz. Eigentlich hätte Kaiser Wilhelm in dem Palast seines Großoheims, des kunstsinnigen Prinzen Heinrich wohnen müssen; der Prachtbau in einem herrlichen Park am Opernplatz gelegen, würde noch jetzt eine passende Residenz für Deutschlands Oberhaupt sein. Aber König Friedrich Wilhelm III. hatte damit ein großmüthiges Geschenk an die Berliner Universität gemacht. Der große schöne Park ist zu einem kleinen häßlichen „Kastanienwäldchen" umgewandelt, das indessen immer noch dem Opernplatz zur Zierde gereicht mit seinen blüthenreichen schattigen Baumreihen.

In der Jugendzeit von Kaiser Wilhelm, als er erst vor einigen Jahren die schöne geistreiche Augusta von Sachsen-Weimar heimgeführt hatte, umstanden die Schaulustigen sein Palais ebenso wie jetzt, wo sie danach streben, den einfachen Wagen mit den zwei feurigen Rappen vorfahren zu sehen und einen leutseligen Gegengruß zu erhaschen von dem verehrten Kaiser, der im traditionellen „grauen Mantel" der Hohenzollern mit rüstigen elastischen Schritten in den Wagen steigt und ohne alle Begleitung durch seinen lieben Thiergarten fährt. Damals in der Jugendzeit hielt auch ein leichtes zweispänniges Gefährt auf der Rampe, aber es rollte nicht mit derselben Pünctlichkeit wie jetzt hinab, es dauerte länger bis es gefüllt war, die Zuschauer konnten sich nicht satt sehen an dem reizenden Bilde des holdesten Familienglücks, welches dabei sichtbar wurde. Prinz Wilhelm, wie er damals noch hieß, hob eigenhändig seine junge schöne Gemalin, stets in reizender Toilette, auf den Wagen, schwang sich heiter lächelnd ihr nach und ergriff selbst die Zügel. Zu den Füßen des glücklichen Paares aber saß als Erstgeborener der jetzige Kronprinz, das schönste blondlockige Knäbchen, halb Raphaelscher Engel halb Praxitelischer Amor. Angestaunt, bewundert, geliebt und gesegnet fuhren die Königskinder durch die Straßen und durch die Waldwege des Thiergartens. Man pries ihr Glück und ahnte nicht, daß es noch lange nicht seinen Gipfel erreicht hatte, daß nach mehreren Jahren eine Prinzessin geboren werden würde, (die Großherzogin von Baden ist volle sieben Jahre jünger als der Kronprinz), um das Familienglück zu erhöhen, und daß die Stirn des Prinzen Wilhelm mit reichen Lorbeerkränzen und stolzen Herrscherkronen geschmückt werden sollte. Kurze Zeit verging nur, da wurde er zum Prinzen von Preußen und Thronerben ernannt, denn Friedrich Wilhelm IV. bestieg kinderlos den Thron. Die Besiegung des Aufstandes in Baden brachte ihm die ersten Lorbeeren ein.

Auf der Heimkehr aus diesem Feldzuge gegen die Revolution besuchte

Digitized by Google

er die Provinz Westfalen, namentlich verweilte er einige Tage in der Festung Minden, wo uns abermals die Freude zu Theil wurde den hohen Herrn zu sehen. Man wollte in der kleinen Stadt ihm so viel Ehren und Huldigungen bereiten, wie nur irgend möglich. Die Eingesessenen des ganzen Regierungsbezirks Minden strömten herbei, es wurde illuminirt, dinirt und ein Ballfest arrangirt, das einzig in seiner Art war. Das größte Local der Stadt, eine damals sehr räuchrige philisterhafte „Ressource" (jetzt ist Alles anders und schöner geworden) wurde in der Eile ausgeschmückt mit weißen Mullüberzügen und rothen Papierrosen, von den Mindener Damen eigenhändig als eine damals moderne Kunst angefertigt, ganze Waschkörbe voll davon waren nöthig um einigermaßen die Schäden des Salons zu verhüllen, was jedoch fast vollständig gelang. Eine berühmte Dichterin, die in der Stadt wohnte, die Baronin Elise von Hohenhausen, sorgte dafür, daß ein sinniger Festgruß bereit war, und das schönste junge Fräulein der Umgegend, Franziska von Bernewitz — die Franzosen des siebzehnten Jahrhunderts haben stets ihre berühmten Schönheiten namhaft gemacht, weshalb sollten wir Deutschen des neunzehnten es nicht auch thun — wollte das Gedicht überreichen. In einem schneeweißen Kleide, hellrothe Hyacinthen in dem dunkelbraunen Haar, sah sie aus wie Venus Urania in Person. Im Sternenkranz der Schönheit strahlend, trat sie dem Prinzen entgegen, als er im Saal mit seinem Gefolge erschien. Er sah sie freundlich und bewundernd an, wendete sich aber gleich darauf mit einem humoristischen Lächeln an die Umstehenden, zu denen auch wir gehörten, und sagte abwehrend: „Ach, die junge Dame wird doch nichts hersagen? das kann ich nicht vertragen."

Glücklicherweise war das auch nicht beabsichtigt worden, das Gedicht sollte nur überreicht werden, denn den hohen Herrschaften poetische Lobsprüche ins Angesicht zu schleudern ist allerdings eine Tactlosigkeit, deren sie sich gern erwehren.

Der Prinz sprach nun äußerst huldvoll mit der Dichterin und erwähnte auch Scherenberg's, dessen kriegsgeschichtliche Gedichte damals eben großes Aufsehen erregten. „So regelrechte Schlachtenlinien in regelrechten Versen gezeichnet zu sehen, ist allerdings bewundernswerth", sagte der Prinz und bewies damit ein geistreiches Verständniß für den Dichter.

Der Commandant von Minden war damals der General von François, der durch das Lebensbild, welches seine Tochter, Clotilde von Schwartzkoppen, einst im „Salon" von ihm entworfen hat, neuerdings berühmt geworden ist. Er war ein origineller Haudegen, der noch unter Schill gegen Napoleon gefochten hatte. Der Prinz unterhielt sich eingehend mit ihm, er logirte bei ihm und hatte dadurch auch die schönen Töchter und die Nichte Luise von François, die jetzt so rasch berühmt gewordene Schriftstellerin, kennen gelernt. Von letzterer, die ebenso schön wie geistreich war, ließ er sich leutselig die seltsam gemischten Elemente des Ballfestes erklären. Es waren nämlich zwischen den eleganten Toiletten der vornehmen Damen, beiläufig zum ersten Mal fast ausschließlich in Schwarz und Weiß hergestellt, eine große Anzahl echt westfälischer Bäuerinnen erschienen, die durch ihre Nationaltracht einen auffallenden Contrast mit den zarten Stadtdamen bildeten. In scharlachrothe kurze Friesröcke, bunte Kattunjacken mit Spitzenkrausen waren sie gekleidet, riesige Bernsteinperlen um den Hals, ein Schneppenhäubchen mit langen Bandenden dazu und ein großes blaucarrirtes Taschentuch mit einem starkduftenden Blumenstrauß vollendete den Anzug. Die Männer trugen ihre langen blendend-

Digitized by Google

weißen Leinwandröcke, rothgefüttert und mit blanken Knöpfen, den runden Hut mit Blumen und Bändern in der Hand, die militairischen Ehrenzeichen auf der Sammetweste. Der Prinz sprach fast mit allen Bauern, sie waren in ihrer wilden Freude kaum zu bändigen, einige alte Leute weinten auch vor Rührung. Dann fragten sie, „ob der König in Berlin auch ein so schöner Herr sei wie der Prinz von Preußen!"

Seit jener Zeit haben wir den erhabenen Monarchen nicht wieder gesprochen, aber wir sehen sein jugendfrisches freundliches Antlitz täglich und empfangen manchen gnadenreichen Gruß von ihm.*) — v —

*) Obige fesselnde Skizze wird durch unser interessantes, fast gar nicht bekanntes Jugendportrait des Kaisers in Husarenuniform illustrirt. Es ist die Uniform des preußischen Königshusarenregiments (Nr. 7), das, früher in der Provinz Posen, seit etwa dreißig Jahren aber in Bonn garnisonirt und dessen Chef der Kaiser ist.
Die Red.

## Medea.

Ich hör' eine Nachtigall flöten
Bei Tag und bei Nacht allerwege, —
Ich sah alle Knospen sich röthen
Im Rhododendrongehege.

Die Sichel des Monds strahlt prächtig,
Thautropfen blitzen im Kraute:
Eine Zauberin war ich und mächtig
Bevor ich den Griechen erschaute.

Die Geister, die einst ich beschworen,
Schon weigern sie jetzt mein Verlangen!
Die Zauberkraft hab' ich verloren,
Vom Zauber des Fremden umfangen.

O Pontus-Euxinuswelle,
Du trugst ihn zu Kolchis' Gefilden,
Nicht, daß er die Drachensaat fälle
Und tödte den Drachen, den wilden.

Nicht kam er, im Schatten der Nächte
Das Vließ von hinnen zu tragen:
Ihn sandten des Schicksals Mächte,
Weil meine Stunde geschlagen!

Nun lieg' ich und seufz' ich in Banden,
Und kann sie doch nimmermehr meiden:
Unzählige Freuden erstanden
Und zeugen unzählige Leiden.

Weissagend fühl' ich's im Herzen:
Schon hat im Taumel der Wonnen
Unter Küssen und Lachen und Scherzen
Mein riesengroß Unglück begonnen.

Alexis Aar.

Digitized by Google

# Aus der Gesellschaft.

## Berlin.

Daß der zweite Opernhausball nicht zu Stande kam, war ein gesellschaftliches Mißgeschick. Im vorigen Jahre hatte sich freilich dasselbe ebenfalls ereignet, aber früher galt gerade der zweite Ball immer für den angenehmsten, weil eine viel gewähltere Gesellschaft sich dort versammelte und viel mehr Raum zur Entfaltung schöner Anzüge und zum Genuß des Tanzvergnügens vorhanden war. So hatten denn auch für diesen Winter sich sehr viele vornehme Familien für den zweiten Ball unterschrieben und namentlich der Landadel wollte zahlreich erscheinen. Man freute sich schon lebhaft darauf, endlich einmal ohne Menschengewühl die feenhaft geschmückten Räume bewundern zu können, die Hyacinthenwände, die Maiblumenfelder, die Springbrunnen und Vogelhecken, die kühlen Grotten, die Ruhebänke, die Logenplätze, die Tafeln im Speisesaal, kurz alles Das zu genießen, was sonst unerreichbar ist in der Völkerwanderung des ersten Opernhausballes. Da hieß es plötzlich, der ersehnte zweite Ball sei abgesagt, theils weil die erforderliche Zahl der Billets, um die Kosten zu decken, nicht Abnehmer gefunden hätte, theils aber auch weil Hoftrauer eingetreten war und dadurch das Hauptvergnügen, der Festzug der Hofgesellschaft, ausfallen mußte.

Die Klagen über dies Mißgeschick kann man nur verstehen, wenn man weiß, wie die Familien vom Lande sich abmühen müssen, um die städtischen Vergnügungen zu genießen. Wochenlang vorher wird die Wohnung in einem der ersten und theuersten Hotels bestellt. Trotzdem muß man meistens drei Treppen emporsteigen und sich mit Hofstuben begnügen, wo man vor Küchenlärm und Pferdegetrampel die ganze Nacht nicht schlafen kann. Vater, Mutter und einige Töchter müssen doch wenigstens drei Zimmer haben, wofür der Preis täglich etwa achtzehn Mark beträgt. Dann sind drei bis vier Ballkleider bestellt, bei Gerson oder dem berühmten Schneider Lasky, welche ungefähr 300 Mark zusammen, billigst berechnet, kosten; die Reise und die Verluste, die durch die Abwesenheit vom Hause für den Landwirth entstehen, sollen nicht auch noch in Anschlag gebracht werden. Meistens entschädigt sich der Landadel bei seinem hiesigen kostbaren Aufenthalt aber durch die sogenannten Familientage, die Geschäftliches und Geselliges vereinigen.

Fast gleichzeitig mit dem zweiten Opernhausball wurden leider auch zwei Hofbälle abgesagt wegen der Hoftrauer um die Großfürstin Maria. Die Einladungen zu den diplomatischen Festen bei dem österreichischen und italienischen Botschafter wurden indessen nicht widerrufen, aber die jungen Prinzessinnen betheiligten sich nicht am Tanze und dieser begann überhaupt erst, nachdem der Hof sich entfernt hatte, also nach dem Souper, das auf diese Weise stets den Glanzpunkt des Abends ausmachte. Beide erwähnte Festlichkeiten fanden in den schönsten Häusern von Berlin statt. Graf Launay wohnt in der Wilhelmsstraße 66 bei Herrn von Krause und zahlt für die Beletage 40,000 Mark, Graf Carolyi wohnt am Pariser Platz im

Digitized by Google

Blücher'schen Palais und giebt noch 3000 Mark mehr. Aber die Räume können auch mit den meisten prinzlichen Schlössern wetteifern. Namentlich ist der Ballsaal beim Grafen Carolyi eine Meisterschöpfung moderner Baukunst.

Beim russischen Gesandten und beim türkischen fanden keine Bälle statt, sondern nur zwei Diners, an denen der ganze Hof theilnahm.

Unsere ohnehin schon sehr zahlreiche und glänzende Herrenwelt wurde während der diesjährigen Festlichkeiten noch durch ein reiches Contingent der Gardecavallerie aus dem benachbarten Potsdam vermehrt; die jungen Balldamen der Berliner Gesellschaft hatten wohl alle Ursache sich dieses Zuwachses zu freuen, denn es waren sehr ritterliche Tänzer darunter und wenigstens ein halbes Dutzend Prinzen, sogar zwei griechische Fürsten, Maurokordatos aus Athen. Außerdem der Erbprinz von Schönburg-Waldenburg, der Herzog Paul von Mecklenburg, der Prinz von Bentheim-Steinfurt, der Prinz von Ratibor, Graf Schwerin, Graf Dohna, Graf Pückler, Graf Eulenburg-Gollingen, Graf Rantzau, Graf Brühl, die Herren von Dieskau, von Kikritz, von Rabe, von Reischach und Jachmann. Die stattlichen Stabsofficiere von Eller-Eberstein, von Derenthal und von Drigalsky nicht zu vergessen, die als Theilnehmer an Contretänzen noch eine Zierde aller Bälle sind.

Die vergnügteste Tanzgesellschaft dieses Winters fand aber beim Fürsten Radziwill statt; schon um sechs Uhr Abends versammelte sie sich, sie bestand aus Kindern! Dieses reizende Getümmel mit anzusehen war eine wirkliche Augenlust. Es war ein kosmopolitischer Kinderball und alle kleinen Sprößlinge der hier anwesenden Diplomaten und ausgezeichneten Ausländer anwesend. Die kronprinzlichen Kinder und die beiden jüngsten des Prinzen Friedrich Karl, namentlich der kleine interessante Prinz Friedrich Leopold, erregten natürlich die meiste Aufmerksamkeit, obgleich sie einfacher gekleidet waren als die meisten anderen kleinen Gäste. Vor elf Uhr Abends wurde schon das Souper servirt und dazu erschienen fast sämmtliche Eltern und ältere Geschwister der Kleinen, welche der Fürst heimlich eingeladen hatte. Ihm selbst wurde aber noch eine große Ueberraschung zutheil: der Kaiser trat lächelnd in die heitere Gesellschaft, ebenso erschien der Kronprinz mit seiner erhabenen Gemalin. Die Kleinen wurden nach Hause gefahren und die Großen tanzten noch bis zwei Uhr Morgens lustig weiter. Unter den Gästen befand sich auch der griechische Gesandte Rhangabé, einer der gründlichsten und doch liebenswürdigsten Gelehrten, mit seinen drei schönen Töchtern, echten „Mädchen von Athen", wie Lord Byron sie besungen hat.

Die letzten Tage des Carneval wurden durch Privatbälle mit Maskenscherzen diesmal ganz besonders heiter gefeiert, auch eine Kappenfahrt, ein großer Umzug durch die Stadt in offenen Wagen, mit Cavalcaden, Musikchören wurde versucht, unterhielt aber mehr das Straßenpublicum als die gute Gesellschaft. Doch ist nicht zu leugnen, daß einzelne recht komische Maskenscherze aufgeführt wurden.

Das tragische Element folgte leider fast unmittelbar dem komischen auf dem Fuße. Die Berichte von der Wassersnoth aus fast allen Provinzen brachte hier eine sehr trübe Stimmung hervor. Namentlich das benachbarte Magdeburg erregte viel Theilnahme; die Listen für wohlthätige Beiträge füllten sich rasch genug, indessen kann ja leider Geld nicht alle Wunden heilen, die durch diese Calamität geschlagen wurden. Kaiserin Augusta gab

Digitized by Google

bei dieser traurigen Gelegenheit wieder einen recht deutlichen Beweis ihres warmherzigen Mitgefühls; die hohe Frau eilte trotz der rauhen Jahreszeit und der Gefahr einer Reise, nur von der Vorsteherin des vaterländischen Vereins, Gräfin Itzenplitz, und einer Hofdame, Gräfin Brandenburg, begleitet, nach dem bedrängten Regierungsbezirk, reiche Geldspenden und Gaben mitbringend. Unterstützt von der trefflichen Gemalin des Oberpräsidenten, der Freifrau von Patow geborene von Günderode, leitete die Kaiserin die Maßregeln, um Hülfsvereine zu bilden und nachhaltig die entstandene Noth zu lindern. In einer ergreifenden Ansprache erwähnte die Kaiserin sehr zeitgemäß die besondere Vorliebe, welche Königin Luise für Magdeburg gehegt hatte. Bekanntlich war dieselbe darin so weit gegangen, daß sie ihre schöne königliche Stirn vor einem Napoleon beugte, um Magdeburg für Preußen zu erhalten — aber vergebens diese rührende Bitte aussprach. Es war ein Moment von historischer Bedeutung, als der Oberbürgermeister Hasselbach in wehmüthiger Erinnerung an jene Zeit das begeisterte Hoch auf die Kaiserin Augusta ausbrachte, in welches der allgemeinste Enthusiasmus einstimmte. Die Reise der Kaiserin nach Magdeburg wird auch gewiß überall die Mildthätigkeit dafür erwecken. Hier beginnen schon Anzeigen von Concerten und Aufführungen zum Besten dieses guten Zweckes. Die Baronin von Schleinitz, Gemalin unseres Hausministers, hat auch bereits eine Aufführung mit hohen Genüssen und hohen Preisen in den schönen Salons der Dienstwohnung ihres Gemals vorbereitet. Rubinstein, ihr besonderer Günstling, hat dazu seine Ankunft und Mitwirkung verheißen.

Für musikalische Abende beginnt jetzt überhaupt die günstige Jahreszeit. Im Kaiserpalais finden die berühmten Donnerstage ebenfalls wieder statt. Frau Artôt di Padilla, die stärkste Virtuosin der Neuzeit, ist dazu eingetroffen, und Fräulein Minnie Hauck, eine ebenso elegante Salondame wie reizende Bühnenerscheinung, entwickelt dort ihre ganze Kunstvollendung. Auch Fräulein Lilli Lehmann wird in den höchsten Kreisen sehr anerkannt und ist, was eigentlich selten vorkommt, viel schöner, wenn man sie außerhalb des Theaters sieht. Herr Betz und Herr Niemann excelliren in Liedern; wir halten diese überhaupt für die passendste Salonmusik, weil sie Geist und Gefühl anregen, die sonst so leicht erlahmen in der etikettenmäßigen Conversation eines Hofcirkels. Als Herr Betz ein Lied von Redwitz, componirt von Liszt, mit seiner herrlichen sonoren Stimme sang, sah man sogar Thränen in manchen schönen Augen glänzen und die Worte, die geflüstert wurden, kamen aus tiefster Seele.

Die musikalischen Donnerstage der Kaiserin werden übrigens theilweise auch der Conversation gewidmet, sie gestaltet sich namentlich zur Souperzeit sehr lebhaft. Es sind so interessante Elemente dazu vorhanden, daß es auch wirklich schade wäre, wenn sie brach lägen. Die Koryphäen der Kunst und Wissenschaft werden nämlich vorzugsweise von der Kaiserin zu diesen Abenden befohlen. Karl Werder, der poesievolle Kritiker der Shakespearedramen und Schöpfer der classischen Tragödie Columbus, Curtius, der elegante Hellene und gemüthvolle Dichter, Fontane, unser märkischer Walter Scott, Gneist, Helmholtz u. s. w. sind meistens anwesend.

Im Palais des Kronprinzen finden jetzt ebenfalls nur kleinere Zirkel statt, außer höheren Militairs werden auch dort Gelehrte, Dichter und Künstler eingeladen. Die Conversation nimmt oft einen ganz akademischen Charakter an; man könnte sich in die Zeiten Friedrich's des Großen zurück-

Digitized by Google

träumen. Jedoch hat „unser Fritz" glücklicherweise nicht den negirenden, zersetzenden Verstand desselben, sein lebhafter, heller Geist erleuchtet und erwärmt jedes Gespräch; die Würze des Humors und einer feinen Ironie verschmäht er übrigens keineswegs. Es sind Witzworte von ihm im Umlauf, welche durch Schärfe und Schlagfertigkeit an seinen geistreichen Oheim, Friedrich Wilhelm IV. erinnern.

Augenblicklich wird die höhere Gesellschaft durch eine neue Scene im Drama Strousberg in Anspruch genommen. Der Zauberpalast in der Wilhelmsstraße ist soeben öffentlich meistbietend verkauft worden. Die Bevollmächtigten hoher Fürstlichkeiten überboten sich dabei. Schließlich blieb der Herzog von Ratibor mit 300,000 Thaler Sieger; derselbe wohnte bisher zur Miethe unter den Linden 77 und es ist sehr natürlich, daß er zu einem verhältnißmäßig billigen Preise ein eigenes Palais zu haben wünschte. Es werden ihm indessen vielfach andere Motive untergelegt; man sagt, daß er nur für seinen „Freund Strousberg" ein Rückkaufsgeschäft versucht habe. Keineswegs hat es indessen jetzt den Anschein als könnte der Stern Strousberg sich noch einmal erheben. Die Vergänglichkeit seines Glanzes tritt in den täglichen Versteigerungen der Kostbarkeiten in seinem ehemaligen Palais in wahrhaft trauriger Weise zu Tage. Es herrscht dort ein wildes Getümmel aus den untersten Volksschichten, man schreit, zankt, raucht, trinkt und überbietet sich in Gemeinheiten, bezahlt aber möglichst wenig für die kostbarsten Dinge. Es herrscht hier seit langer Zeit der Uebelstand auf Auctionen, daß eine Anzahl Trödler und Aufkäufer sich, um niedrige Preise zu erzwingen, zusammenthun, Niemanden aus den höheren Ständen heranlassen und sich untereinander nicht aufbieten. Sie locken absichtlich möglichst viel müßige, zahlungsunfähige und unverschämte Menschen in das Auctionslocal, um anständigen Käufern den Aufenthalt dort unerträglich zu machen. Der Mißbrauch fand bis jetzt ungerügt statt, aber auf der Strousberg'schen Auction nahm derselbe so sehr überhand, daß Schutzleute mehrmals die Schreier verhafteten und das Local auf den Antrag des Auctionscommissars geräumt werden mußte. Es machte einen schmerzlichen Eindruck, dieses wüste Treiben und diese Bassermann'schen Gestalten in den ästhetischen, geschmackvoll eingerichteten Räumen zu sehen. Auf diesen türkischen Teppichen, in diesen graziösen Sammetsesseln, wo sich jetzt die schmutzigen Gesellen breit machten, hatten wir noch vor Jahresfrist schöne Frauen und ritterliche Männer der vornehmsten Kreise bewundert, wie sie die feinsten Genüsse der Geselligkeit in sich aufnahmen.

Zwei andere Auctionen haben einst einen ähnlichen nervenerschütternden Eindruck auf uns gemacht. Benedetti's Sachen wurden nach der französischen Niederlage im Gesandtschaftshotel am Pariser Platz verkauft. Hinter einem alten Kattunvorhang hatte man das lebensgroße Bild Napoleon's III. versteckt und die ganze zerbröckelte Herrlichkeit wurde für wenige Groschen verschleudert. Es war eine Tactlosigkeit mehr von Benedetti, daß er dies thun ließ.

Die andere Auction fand im Hause der Schriftstellerin Louise Mühlbach statt; sie war mitten im Schaffen vom Tode ereilt und hinterließ mittellose Töchter. Die rohe Menge drängte sich in dem Musentempel, zertrat die Blumen, zerbrach die Marmorbilder, verspottete die Andenken und Gaben der Fürsten, mit denen die Dichterin befreundet gewesen war, und schließlich brachte die Auction nichts ein, weil die wohlmeinenden Käufer nicht durch-

Digitized by Google

dringen konnten und die guten Sachen verdorben waren. Wie diesem Mißbrauch abzuhelfen wäre, ist schwer zu sagen, hoffentlich wird es genügen die Aufmerksamkeit der Behörden, namentlich unseres verdienstvollen Polizeipräsidenten von Madai darauf hinzulenken, um eine gründliche Besserung zu erlangen.

Die Todesfälle dieses Winters sind leider sehr zahlreich gewesen; drei große militairische Bestattungen kamen in der letzten Zeit vor: die Generäle von Peucker, von Budritzki und von Troschke. Der Kaiser betrauerte in ihnen die treuen Helfer in schwerer Zeit.

Auch die Witwe eines Generals, Frau von Witzleben, wurde durch einen plötzlichen Tod hingerafft. Sie stand bei Hofe in großer Gunst, der Kaiser nannte sie oft „Frau Nachbarin"; sie bewohnte neben seinem Schlosse Babelsberg ein reizendes russisches Holzhäuschen und es war ein für alle Mal ausgemacht, daß der Kaiser und die Prinzen im Herbst einen Gänsebraten bei ihr verzehrten. Frau von Witzleben war die Tochter des bekannten Hofjuweliers und Goldschmieds Hossauer, der ebenfalls das Glück der Kaiserhuld genossen hat.

Der Tod hat auch einen berühmten literarischen Namen ausgelöscht: die Baronin de la Motte-Fouqué, Witwe des gleichnamigen Dichters, ist hochbetagt gestorben. Derselbe war in zweiter Ehe mit ihr vermält; sie hat Undine und andere Werke von ihm in das Französische übersetzt. In ihrem Nachlaß müssen sich noch viele interessante Documente aus denkwürdiger Zeit vorfinden.

Neben den Begräbnissen müssen wir auch der Hochzeiten erwähnen. Graf Carmer-Rützen und Fräulein Emmy von Goldbeck, Graf Karl Bredow und Fräulein Therese von Gablentz werden sich nächstens vermälen und der früher vielgenannte Professor Rudorff hat sich soeben mit Fräulein Gertrud Rietschel, Tochter des berühmten Bildhauers in Dresden verlobt.

H. v. N.

---

## Wien.

Schließlich behauptet die Zeit denn doch immer ihre Rechte und so hat sich denn auch bei uns zum Schluß noch der Carneval, nachdem er mit einer wahren Leichenbittermiene einen feinen Einzug gehalten, wankelmäßig gerirt. Seinen Glanzpunkt bildete der Ball der Industriellen, gegen den sich doch recht viel Opposition in der Bevölkerung geltend gemacht hatte. Im Kaufmannsstand war nämlich die Meinung stark vorherrschend, daß der Stillstand in Handel und Wandel weit eher durch einen Büßerzug in Sack und Asche, als durch ein glänzendes Ballfest zu feiern sei. Ja, besonders zaghafte Gemüther fürchteten in schnödem Mißtrauen gegen den Finanzminister von einem glänzenden Resultate des Festes nichts Geringeres als einen neuen Steueraufschlag. Allein auch Pessimisten rechnen mitunter falsch, der Ball war brillant, allein ein geflügeltes Wort des Kaisers muß alle derartigen Befürchtungen zur Ruhe bringen. Das Kaiserpaar beehrte nämlich den Ball mit seiner Gegenwart und da die Kaiserin seit Jahren schon keinen solchen besucht, überhaupt ihren Unterthanen selten nur sichtbar wird, erregte ihre wahrhaft schönheitstrahlende Erscheinung allgemeine Sensation. Ueber eine Stunde sah die Monarchin von der Galerie aus dem bunten Treiben zu, während Fürstin Johanna Auersperg, die Gemalin unseres Minister-

Digitized by Google

präsidenten, und Gräfin Hozos ihr die Patroneſſen des Feſtes vorſtellten. Der Kaiſer machte nicht minder die Runde im Saale und äußerte zu einem der Großinduſtriellen, mit denen er ſich über die Handelsverhältniſſe unterhielt, „und leider will es noch immer nicht beſſer werden". Ein Wort kaiſerlicher Würdigung der Verhältniſſe, das gar vielen officiöſen Schönfärbereien der Situation gegenüber geſtellt von ungeheurem Werthe iſt und das ſich alsbald als ein geflügeltes durch die ganze Stadt verbreitete. — Erreichte er auch lange nicht den Glanz, welchen der Ball der Induſtriellen durch den kaiſerlichen Beſuch erhielt, ſo zählte doch auch jener, welcher unter dem Protectorate des Erzherzogs Karl Ludwig für die Nothleidenden in Galizien ſtattfand, zu den ſchönſten der Saiſon und beſaß einen beſondern Reiz in der national-kunſtgerecht ausgeführten Mozar, welchen die Gattin des Miniſters Ziemialkowski vortanzte. Auch der Ball des Schriftſteller- und Journaliſtenvereins Concordia wies die übliche Fülle an Notabilitäten auf, die trotz dem Bewußtſein ihrer Würde und Bedeutung darauf halten, mit der „ſechſten Großmacht", wie ſich die Preſſe beſcheiden benannte, auf gutem Fuße zu ſtehen. Alle waren ſie da, vom erſten Miniſter bis zur letzten Solotänzerin, und es wurde ein Aufwand an Liebenswürdigkeit getrieben, wie wohl auf keinem andern Feſte. Das bunteſte unter allen war natürlich das Coſtümfeſt der Künſtlergeſellſchaft, das namentlich an Gruppen alle früheren überflügelte. Allerliebſte „Pierrots und Pierrietten" eröffneten den Feſtzug. Ihnen folgten Tritonen und Najaden, denen ſich der „Himmel' ſelbſt anſchloß, „Hölle und Fegefeuer" im Gefolge führend. Die „Rückkehr der Ritter vom goldenen Humpen nach einer Fehde" bot ſoviel Ergötzliches wie der Zug der „Indianer und Indianerinnen", mit ganz beſonderm Humor aber war der „Commers der Zukunft" zuſammengeſtellt, der eine Fülle der hübſcheſten Studentinnen in Cerevis und Kanonenſtiefeln, mit langen Pfeifen aufwies, die an ihren kurzen Röcken ihre Viſitenkarten befeſtigt trugen. Die ſchönſte dieſer Zukunfts-Gelehrtinnen führte den pompöſen Namen „Francesca Theophrasta Bombasta Paracelsa, student justament." Vom maleriſchen Standpunkte aus iſt in erſter Linie das „Neapolitaniſche Fiſcherfeſt" und der „Auszug der Juden aus Egypten" zu erwähnen; auch die „Aſſyrer" nahmen ſich ſehr ſtattlich aus.

Selten noch haben ſich in kurzer Friſt ſo viele Feſtlichkeiten gedrängt wie ſeit unſerm letzten Berichte. Das Centenarium des Burgtheaters verſetzte ganz Wien, das mit ſo vollem Recht auf dieſes Kunſtinſtitut ſtolz iſt, in gehobene Stimmung. Am 17. Februar war es hundert Jahre geweſen, daß Kaiſer Joſef die Verfügung traf, eine deutſche Schauſpielergeſellſchaft unter der Adminiſtration des Hofes als ſtändig im Burgtheater zu halten. Mit großer Vorliebe überwachte der Monarch ſelbſt die Entwickelung des Kunſtinſtituts, es gegen die vielfachſten Anfechtungen beſchützend und mit feſter Hand in die ideale Richtung lenkend. Von da ab nahm das deutſche Schauſpiel ſeinen Aufſchwung, der ſich allmälig erſt auch im übrigen Deutſchland verbreitete. Und die erſte Bühne Deutſchlands iſt das Burgtheater auch bis heute noch geblieben, ſowohl weil es die größte Anzahl Kräfte erſten Ranges ſein Eigen nennt, als um ſeines muſtergiltigen Zuſammenſpieles willen. Wie glänzend erwies ſich dies wieder in der Woche der Elitevorſtellungen, welche dem Feſte voranging! So mannigfach das Repertoire derſelben auch zuſammengeſtellt war, jede einzelne Aufführung bot ein Muſterbild der Darſtellung. Die Serie dieſer Vorſtellungen wurde

Digitized by Google

mit Shakespeare's „Wintermärchen" eröffnet, diesem folgte Lessings „Nathan"; dann Moreto's „Donna Diana", dieser Kleist's lange nicht gesehener „Zerbrochene Krug", nächsten Tags Molière's „Geiziger", dem Schiller's „Räuber" und schließlich Goethe's „Iphigenie auf Tauris" folgte. Niemand unterliegt wohl dem Einflusse des Momentes so sehr, als der dramatische Künstler; zwischen ihm und dem Publicum besteht eine spontane Wechselbeziehung und in der Atmosphäre einer wahrhaft gehobenen Stimmung steigert sich sein Schaffen zu der höchsten künstlerischen Potenz. Nur so ist es zu erklären, daß unsere Burgschauspieler, die stets ihre besten Kräfte mischen in nie wankendem Kunsteifer, sich in jenen Elitevorstellungen selbst noch übertrafen. Der Jubiläumsabend selbst wurde glänzend gefeiert. Die Vorstellung begann mit Weilen's sehr niedlichem Festspiel „Aus dem Stegreif", das uns hundert Jahre zurück auf dieselbe Bühne versetzt, in dem verhängnißvollen Moment, in dem die deutsche Schauspielergesellschaft sich zu ihrer Aufführung gezwungen sieht, da die Pächter, die sie engagirt, durchgegangen sind und die Cavaliere, die das Theater gehalten, sich außer Stande erklären, dies fürder noch zu thun. Mit kernigem, urwüchsigem Humor und in anspruchslosen Knüttelversen ist die tragische Situation und ihre freundliche Lösung durch die Kunstliebe des Kaiser Joseph, als dessen Bote ein deus ex machina Sonnenfels = Sonnenthal erscheint, drastisch gezeichnet. Das Publicum nahm das drastisch wirksame Stückchen sehr freundlich, und die auf Kaiser Josef bezüglichen Stellen geradezu enthusiastisch auf. Dem Festspiele folgte Grillparzer's schönes Esther-Fragment, und ein von Wilbrandt gedichteter und von Fräulein Wolter ungemein schwungvoll gesprochener Epilog schloß den Abend in so sinniger als weihevoller Weise. Während seines Vortrages öffnete sich im Hintergrunde der Bühne die Decoration und es zeigte sich das eben im Bau begriffene neue Burgtheater, im Vordergrunde erschien die Büste Kaiser Franz Josef's und die Bühne füllte sich allmälig mit allen ihren Mitgliedern, die Veteranen voran, bei den Damen Frau Haitzinger, bei den Herren Laroche. Die Volkshymne bildete den Schlußaccord der schönen Feier, die das erlesene Publicum, welches das Haus bis auf den letzten Winkel füllte, zu wahrhaft enthusiastischer Theilnahme hinriß. Auch der Hof hatte der Vorstellung angewohnt und das Publicum einen Theil seiner Ovationen direct an den Herrscher, der als Schützer des Kunstinstitutes mit seinem großen Ahnherrn wetteifert, gerichtet. Noch müssen wir einiger Auszeichnungen erwähnen, die bei Gelegenheit des Jubiläums stattgefunden. Hofrath Dingelstedt wurde in den Freiherrnstand erhoben und die Regisseure Dr. Förster, Lewinsky und Sonnenthal erhielten das Ritterkreuz des Franz-Josef-Ordens. Als ein Nachspiel der Feier, hinter den Coulissen, ist noch eine großartige Gesellschaft bei des Kaisers Oberhofmeister Fürst Hohenlohe zu betrachten, bei dem die ganze Kunstwelt versammelt war und das so interessante, wie pikante Schauspiel genoß, Fürstin Pauline Metternich mit Herrn Sonnenthal ein eigenes zu dieser Gelegenheit von Wilbrandt geschriebenes Stückchen „Von Angesicht zu Angesicht" aufführen zu sehen.

Auch das Opernhaus — in dem sich nichts verändert hat, als daß Director Jauner's Provisorium gefestigt und verlängert ist — hatte seinen festlichen Abend: Eine interessante Mixed-pikles-Vorstellung zum Besten des unter dem Protectorate der Kaiserin stehenden Erziehungs-Instituts für Officierstöchter. Eine lebensfrische Darstellung von „Wallensteins Lager"



Digitized by Google

eröffnete den Abend. Dann kam in scharfem Contraste zum ersten Mal dargestellt Goethe's „Walpurgisnacht" mit der Mendelssohn'schen Musik, der nicht minder contrastirend „Der Kurmärker und die Picarde" von Herrn Reusche und Fräulein Tagliana ganz vorzüglich verkörpert, folgte. Um Jedem Etwas zu bieten, bildete ein Ballet den Schluß.

Laube entfaltete im Stadttheater große Regsamkeit. Zuerst kam Weilen's dreiactiges Schauspiel „An der Grenze" mit einem sehr mäßigen Achtungserfolge zur Aufführung. So hübsch das Festspiel, so wenig gelungen ist das Schauspiel, das, wie uns dünkt, schon im Grundgedanken krankt. Es handelt sich um die beabsichtigte Gefangennehmung Friedrich's des Großen durch Freiherrn von Warkott, die namentlich an der Scrupulosität aller übrigen Oesterreicher scheitert, denen eine Entführung kein schönes Benehmen dünkt und die fürchten, dadurch Maria Theresia eine Verlegenheit zu bereiten. Nun können wir uns erinnern, niemals in einem Kriege derartige Delicatessebedenken gehört zu haben, und können uns auch solche durchaus nicht vorstellen. Ein derartiger Handstreich, der dem Kriege augenblicklich ein Ende gemacht und die Sachlage äußerst günstig gewendet, hätte doch allen österreichischen „Patrioten", die uns Weilen vorführt, höchst erwünscht sein müssen. Dadurch, daß wir den Motor der ganzen Handlung vom Anfang an bekämpft sehen, muß aber auch unsere Theilnahme an derselben lahmen, umsomehr, da der Verfasser eigentlich dies preußische Lager mit weit günstigeren Farben malt, als seine vorelterlichen Landsleute. Auch die Vorführung Lessing's — der mit Friedrich dem Großen eine Sprache spricht, die dieser wohl kaum geduldet hätte — und der Urbilder der Hauptfiguren in „Minna von Barnhelm", war kein glücklicher Gedanke. Uebrigens kann Weilen nach so vielen glänzenden Bühnenerfolgen einen kleinen Mißerfolg immerhin hinnehmen, umsomehr, da er mit dem Festspiel die Scharte so schnell wieder ausgewetzt. Dem Weilen'schen Stücke folgte eine Reihe von Experimentalabenden mit Fräulein Geistinger, die als Marguerite in der „Cameliendame", als Königin Elisabeth im „Grafen Essex" und als Medea auftrat. Vom experimentalen Standpunkte aus sehr merkwürdige und vorzügliche Leistungen; vom künstlerischen aus aber doch ungenügende. Die beste der Rollen war jedenfalls die Cameliendame; die Medea aber liegt gänzlich außerhalb des Registers der Künstlerin, der es an lebhafter Ausdrucksweise der Leidenschaft, an der Hoheit des echten Pathos, wie auch an dem vollen Klang der Stimme gebricht. Wenn wir die einstige schöne Helena in einer tragischen Rolle sehen, so ist es in erster Linie, daß wir an ihr bewundern, wie sie so gänzlich alles an ihr früheres Genre Gemahnende abstreift. Zu Charakterrollen möchte sie sich bei ihrem außerordentlichen schauspielerischen Verständniß, dünkt uns, vortrefflich ausbilden können, wie die Frau von der Straß' in Laube's „Bösen Zungen" beweist, zur tragischen Heldin aber nimmermehr. Einen ungemein glücklichen Coup hat Laube mit seinen „historischen Lustspielabenden" gethan. Das 16. Jahrhundert ist durch das „Fastnachtsspiel auf frevdiger Scharbühüm „Das heiß Eysen" von Hans Sachs repräsentirt; das 17. durch „ein Poßenspiel zur Lehr- und Kurzweil gemeiner Christenheit, Frauen und Jungfrauen" von Jakobus Ayrer, das den Titel führt „Die ehrlich Bäckin mit ihren drei vermeinten Liebsten", und das 18. durch Gottlieb Prehauser's komisches, lehrreich und lustiges Freudenspiel „Hans Wurst, der traurige Küchelbäcker und sein Freund in der Noth." Das 19. Jahrhundert war durch Moser's französirendes Lust-

Digitized by Google

spiel „Ich lade mir den Major ein" nicht sehr glücklich vertreten, wurde jedoch bald gänzlich von den historischen Lustspielabenden abgesetzt, die das Haus stets bis auf den letzten Platz füllten.

Im Karltheater erringt Sardou's Schauspiel „Ferreol" mit seiner ungemein effectvollen verkappten Schwurgerichtsscene glänzenden Erfolg; es ist auch geradezu brillant in der Mache und bei aller Effectberechnung doch sehr fein in der Führung. Im Theater an der Josefstadt erweist sich das über alle Begriffe geschmacklose Drama „Thomas, der Massenmörder von Bremerhaven" als Zugstück. In der Komischen Oper mußte Herr Rosenfeld, da er nicht mehr fähig war, die Gagen auszuzahlen, die Direction aufgeben, und die Schauspieler, die so über Nacht brodlos geworden waren, spielen nun provisorisch auf eigene Rechnung weiter. N. J. Kole's „dramatische Guckkastenbilder aus Wiens Vergangenheit", betitelt „Heute und vor fünfzig Jahren", und die letzten Faschingswochen kamen ihnen bis nun zu Hülfe, allein was weiter?

Noch eines Festes haben wir zu gedenken, der „Scheffelfeier", bei der nicht weniger als zweitausend Studenten Scheffel'sche Lieder gesungen und dem Dichter einen Riesensalamander gerieben haben. Wunderselten nur pulsirt jugendlicher Enthusiasmus so vollkräftig und frohmüthig als es hier der Fall gewesen. Das Gedicht der „Jubel-Salamander", das Scheffel als Antwort auf das Beglückwünschungstelegramm der Festtheilhaber sandte, ist voll von köstlichem Humor und echter Liebenswürdigkeit. Es lautete die letzte Strophe verheißungsvoll:

„Gott laß' Euren fröhlichen Sängermuth
Noch manche Festblüthe treiben:
Der Singkunst war ich als Jüngling schon gut,
Ich will's auch als Jubelgreis bleiben!"

Allein es ist stets dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen! Trotz aller Festesfreuden haben wir eine trübe Zeit schwerer Sorge durchgemacht. Das rasche Thauwetter brachte die drohendste Ueberschwemmungsgefahr über Wien und würde die Donau ihre Fluthen nicht schon im neuen Bette wälzen, hätte das gewaltige eiserne Sperrschiff an der Mündung des Canals nicht die Eismassen aufgehalten und zertrümmert, Wien wäre der Schauplatz einer so fürchterlichen Verheerung geworden, wie es das unglückliche Pest-Ofen ist. Erst im Laufe des Januar war es den Ingenieuren der Donauregulirung gelungen mit dem Aufwande der äußersten Energie den großen Inundationsdamm zu vollenden, der nur wenige Wochen später die Stadt aus einer Gefahr errettete, wie sie seit mehr als einem Vierteljahrhundert nicht gedroht hatte. Um so fürchterlicher brach das Unheil über Pest-Ofen herein, von dem einzelne Theile geradezu zerstört sind. Neu-Pest und Alt-Ofen sind ein Trümmerhaufen, die schöne Margarethen-Insel, auf der so viele Villen prangen und an die Erzherzog Josef riesige Summen gewendet, ist gänzlich verheert und an vielen Stellen ragen nur die Baumwipfel über der Wasserfläche hervor. Mit einer Gewalt und Hast wie bei den Fällen des eisernen Thores strömt die Donau zwischen den Schwesterstädten durch, in ihrem wüthigen Laufe noch auf weite Strecken hin das Pester Comitat verwüstend. Tausenden und Tausenden ist ihre Habe zerstört und die Noth ist eine geradezu fürchterliche; die reichlich zufließenden Spenden vermögen kaum der Nothdurft des Momentes zu steuern. Der Kaiser wies wohl fünfzehn, dann noch weitere sechstausend



Digitized by Google

Gulden aus seiner Privatschatulle an, die Kaiserin zehntausend Gulden. Binnen wenigen Tagen sind vierzigtausend Gulden eingelaufen, eine stattliche und doch gegen den angerichteten Schaden nur verschwindend kleine Summe. Die zerstörten Gebäude sind nach hunderten zu zählen. Erzherzog Josef und Erzherzogin Clotilde, obwohl ihr eigener Verlust sich auf nahezu zwei Millionen beziffern soll, sind — wie auch der Bruder der Erzherzogin, Prinz Coburg und dessen Gemalin, die belgische Königstochter, die gleichfalls in Pest residiren — in aufopferndstem Eifer beflissen, dem dringendsten Elend zu steuern, selbst die Unglücksstätten aufsuchend und überall Trost spendend. Auch Prag hat von dem Hochwasser der Moldau ziemlich stark gelitten, doch steht dies in gar keinem Vergleiche zu dem entsetzlichen Unglücke Budapests. Und Wien, das stets von der herzlichsten Sympathie für alle Reichstheile erfüllt ist, empfindet den Jammer lebhaft mit und sucht nach besten, jetzt allerdings nur geringen Kräften zu dessen Linderung beizutragen.

Bruno Walden.

---

## Breslau.

Noch immer befindet man sich hier in der Saison und hofft, daß bis zu Ostern dem Adel Schlesiens noch viel Zeit bleibt, seinen Ruf zu bewahren, daß die Winterquartiere der Hauptstadt nicht umsonst von ihm bezogen sind. Jetzt strahlt die Front von diesem und jenem Palais in hellem Lichterglanz und bei rauschender Ballmusik schweben die jungen Frauen und Töchter im Glanz der Jugend und Schönheit dahin, oder in dem der Toilettenkünste neuester Moden, um die Palme des Abends ringend. Da Mutter Natur nichts auf Bestellung verabfolgt, wünschen die Lieferanten der letzteren Mittel zum Erfolg gewiß recht viele Bedürftige.

Im Interesse der Damen sei noch die Hoffnung ausgesprochen, daß nicht alle Festgeber von so ultramontanen Gesinnungen beseelt sein mögen, wie Graf H., bei welchem vor kurzem ein Ball stattfand, zu dem die Söhne des Mars ein starkes Contingent stellen sollten. Noch in der zwölften Stunde fiel diesen ein, daß der Ruf der Gesinnung über das Vergnügen gehe; man holte höhern Ortes per Telegraph Bescheid ein, ob die blitzenden Uniformen vis-à-vis diesem Schwarz einen zu starken Contrast bildeten und siehe da, man fand für angemessener, dem Frack das Terrain zu überlassen und die Harmonie dieses Tiefschwarz nicht zu stören.

Große Verwirrung entstand darob im Palais des Grafen, das Fest ließ sich nicht mehr verschieben und infolgedessen wurde die Blüthe der Nation gewiß in manchen Fällen ihrer unwürdig vertreten; man lud noch schnell ein, wer den guten Willen hatte zu kommen und diesen Nothhelfern ist die gräfliche Herablassung vielleicht noch auf lange Zeit eine freundliche Erinnerung.

Die Kirche, sonst stets bereit, ihren Gläubigen zu helfen, konnte ihre Diener nicht entsenden, mancher Alumne hätte vielleicht gern in das Gluthmeer von schimmernden Augen und strahlenden Kerzen geblickt, doch wehe der armen Motte!

Von den Dienern noch ein Blick zum Hirten der Kirche.

Der Herr Fürstbischof lebt im Exil, doch ändert dies nichts in seinen früheren Gewohnheiten. Dasselbe wohlthuende Lächeln wie früher an hohen Festen spielt um die Lippen des Kirchenfürsten, wenn er in Begleitung seiner

Digitized by Google

Freundin, Frau v. E., in einer eleganten Wiener Chaise, bespannt mit feurigen Rappen, dahinsaust.

Im nächsten Wagen folgt der Kämmerer mit der ältesten Tochter der Frau v. E. und spinnt in der angenehmen Gegenwart Zukunftsträume, welche darin gipfeln, daß Connexionen durch Familienverbindungen jeder Carrière nützen.

Neben dem Beispiel von Treue und Aufopferung, welches Frau v. E. giebt, muß leider einiger Gegensätze gedacht werden, welche zwei junge Frauen in unseren Mauern dadurch lieferten, daß sie sich in bester Form entführen ließen.

Der Sohn eines Geschäftsfreundes des Gemals, welcher sich im Hause aufhielt, um seine kaufmännischen Kenntnisse zu vergrößern, benutzte die Abwesenheit desselben so erfolgreich, daß die junge Frau mit ihm entfloh, und der Held der andern häuslichen Tragödie, war ein alter Hausfreund von der Species, gegen welche der spanische Lustspieldichter sein Recept gerichtet hat.

Als ob sie die ihrem Geschlecht angethane Schmach rächen wollten, fanden sich längere Zeit nach diesem Ereigniß ein Bräutigam und ein junger Ehemann bewogen, das Weite zu suchen. Im ersten Fall, als die Verlobung in aller Form proclamirt war, äußerte der Bräutigam den Wunsch, die junge Verlobte seinen in Altenburg wohnenden Angehörigen zu präsentiren.

Die Eltern gingen auf diesen Vorschlag ein, doch bald darauf rief ein Telegramm die Mutter nach Altenburg, welche ihre Tochter verlassen in einem Gasthause vorfand. Nachdem der Bräutigam dem jungen Mädchen Geld, Uhr und sonstige Schmuckgegenstände abgelockt hatte, war er auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

Erfolge machen kühn, vielleicht bringt es der Durchgegangene noch so weit wie der junge Ehemann, welcher den süßen Banden entfloh. Dieser hatte, als Amerikaner auftretend, bei einer Witwe Eingang gefunden und später die einzige Tochter geehelicht. Vorher hatte die Mutter darein gewilligt, am Hochzeitstage einen Theil des Vermögens in seine Hände zu legen. Alles war in schönster Ordnung. Die Hochzeitsreise wurde angetreten, doch bald benachrichtigten Briefe und Telegramme die erschreckte Mutter, daß das Geld verloren sei, sie kämen nicht weiter und bäten um Reisegeld. Als dies ankam, suchte der Mann allein das Weite und ließ die Frau ohne einen Groschen zurück. Später wurde der Schwindler in Leipzig ertappt, wo sich herausstellte, daß er dies Experiment schon zum dritten Mal versucht hatte.

Böse Beispiele verderben gute Sitten. Was soll aus der heranwachsenden Jugend werden, welche sich mit diesen Geschichten unterhält!

Versuche ähnlicher Art im Kleinen zu wagen, bot im Sommer der Zwinger Gelegenheit. Junge, kaum der Schule entwachsene Mädchen ließen sich dort gern Liebesschwüre auf Cerevis zuflüstern. Man munkelte und vermuthete, bis das sich mehr lichtende Gebüsch endlich die Rendezvous störte, welche dafür mit Beharrlichkeit auf dem Eise Fortsetzung fanden. Die Entrüstung wurde nun so groß, daß bei einem Ball ein Theil der Gesellschaft erklärte, nur dann hinzugehen, wenn ihre Töchter nicht mit den jungen Damen zusammenträfen, welche in gewisser Beziehung zu so großen Hoffnungen berechtigten.

Nach diesen ersten, nicht gerade schüchternen Versuchen der Backfische, finde eine Gesellschaft noch Erwähnung, welche vor wenig Jahren hier bestand

Digitized by Google

und „Der letzte Versuch“ oder „Das Mousselinkränzchen“ genannt wurde. In Ehren und Amt ergraute Beamte waren Vorstand dieser harmlosen geselligen Vergnügungsabende, welche böse Zungen mit obigem Namen tauften und dabei erläuternd hinzufügten, daß mit ihren Vätern alt gewordene Töchter im Mousselinkleidchen (andere Stoffe waren nicht erlaubt) noch manchmal das Herz eines Verehrers früherer Semester gefangen zu nehmen versuchten.

Gegen derartige Internirung hatte der einmal von Amors Pfeil Berührte gewiß weniger einzuwenden als in des Wortes schlimmster Bedeutung ein unternehmender französischer Koch, welcher vor einigen Jahren die Tochter eines polnischen Grundbesitzers entführte und glücklich bis Breslau entkam, wo jedoch die Diener der heiligen Hermandad mit Hülfe des Vaters das Pärchen in einem Hotel entdeckten. Dort setzte sich der Franzose so zur Wehr (doch weder mit Bratspieß noch Küchenmesser, sondern mit Pistole und Stilet), daß er schwer überwältigt ward und nur die Bitten des jungen Mädchens ihn vermochten, ohne weiteres Aufsehen den Polizisten zu folgen. Schließlich wurde er nur wegen Widersetzlichkeit gegen Beamte bestraft. Der Graf ließ die Anklage fallen, gab ihm bald darauf eines seiner entferntesten Güter, als er für nothwendig fand, in die Heirath mit seiner Tochter zu willigen. Es war in der ersten Bestürzung nicht discret genug verfahren worden, der Fehltritt der Comtesse war zu bekannt geworden und wurde durch den Scandal im Hotel noch publiker.

Noch sei einer heitern Episode gedacht, welche jetzt in der bessern Gesellschaft die Runde macht. Ein seit kurzem nach Breslau versetzter Beamter hatte durch Persönlichkeit und Auftreten schon viele Erfolge errungen und war anscheinend immer darauf bedacht, dieselben zu vergrößern, denn er war der gesammten jungen Damenwelt gegenüber nie sparsam mit seinen Galanterien. In einer Familie, in welcher ihn Frau Fama schon längst mit der Tochter des Hauses verlobt hatte, fand nun ein Ball statt, welcher, so meinte man, die Bestätigung dieses on dit bringen mußte.

Um sechs Uhr Abends kommt plötzlich eine Absage des Vielbegehrten, welche begreiflicherweise die größte Aufregung erregt.

Nach Beginn des Balles tritt ein junger Herr händereibend zur Tochter des Hauses und sagt geheimnißvoll:

„Mein Fräulein, können Sie schweigen?“ Consternirt folgt ein halblautes „Ja“ und darauf die Mittheilung, daß sich der Beamte mit einer auswärtigen Dame verlobt habe und deshalb nicht gekommen sei. Das Geheimniß brannte auf den Lippen, doch es war ja Schweigen versprochen.

Der nächste Tag brach dieses Gelübde, ihm folgten viele derselben Art und es stellte sich heraus, daß der junge Herr jeder der Damen nach derselben Anrede, „mein Fräulein, können Sie schweigen“, das große Ereigniß mitgetheilt hatte.

Kaum war dies Ereigniß etwas in den Hintergrund getreten, da mußte wieder ein Mitglied der jeunesse dorée zu den Vergessenen gehören.

Frau Baronin L. kehrt unerwartet nach Hause zurück, um ihre Toilette zu wechseln. In ihr Ankleidezimmer tretend, findet sie dort ziemlich verstört ihre Kammerjungfer. Schnell ruft sie ihr einige Befehle zu, doch das Mädchen läuft von einem Ort zum andern ohne das Geringste auszuführen. Ungeduldig öffnet die Baronin die Thür des Kleiderschrankes und schreit ent-

Digitized by Google

setzt auf; denn sie erblickt dort einen Mann, der, einmal entdeckt, mit einem Satz das enge Gefängniß verläßt.

„Herr v. Sch.“, ruft die Baronin, „Sie —“

„Ich bitte um Discretion, meine Gnädigste“, war die Antwort des eilig Hinausschreitenden.

Die Baronin hatte doppelte Gründe, diese Bitte unbeachtet zu lassen, soll jedoch an dem Abend zu Hause geblieben sein — vielleicht — um dem Kammermädchen eine Strafpredigt zu halten.

So manche Harmonie wird durch vorzeitige Dazwischenkunft gestört, doch wenn in Räumen, wo sonst nur Harmonie herrschen sollte, diese plötzlich durch grelle Dissonanzen abgelöst werden, so ist dies im Interesse der Kunst zu bedauern. Frau Joachim sang als Gast in der Akademie, wurde viel bewundert und sehr beklatscht. Frl. D., deren Name den Breslauer Kunstfreunden durch eine Reihe von Jahren lieb geworden war und immer die gehörige Würdigung gefunden hatte, fand sich durch die Huldigung ihrer Kunstgenossin gekränkt und schied infolge dessen aus dem Verband. Die Kunst und ihre Anhänger sind vielleicht freundliche Vermittler in dieser heillen Angelegenheit.

In den Räumen, wo Terpsichore und Melpomene herrschen, findet sich allabendlich ein gewähltes Publicum ein. Mancher schlesische Grundbesitzer, welcher vor Jahren stolz war, daß seine schöne junge Gemalin in den Logen Aufsehen erregte, führt jetzt mit demselben Gefühl das verjüngte Ebenbild der einst Bewunderten ein.

Die Mutter sonnt sich wohl auch im Lächeln ihrer Tochter und denkt ohne Groll, daß die Jahre, welche ihren Reiz mit hinweg nahmen, den der Tochter entwickelten; doch Diejenigen, welche nicht so glücklich sind, auf ein erblühendes Kind blicken zu können, sinnen auf Mittel, wie sie dem noch nie besiegten Feind, das Alter, mit seinem Gefolge von Runzeln und Falten in gebührender Entfernung halten können. Paris besaß früher (vielleicht auch noch jetzt) Künstler, welche in dieser Richtung das Möglichste leisteten, und die einst als Schönheit berühmte Herzogin v. S. war in späteren Jahren eine treue Kundin dieser Künstler. Die Stirn der alten Dame war ohne Falte und marmorweiß. Eine Mechanik um den Kopf gelegt, schob die faltige Haut zurück und das darüber fallende Lockenhaar verbarg Alles. Ebenso verdeckte, wie man von einer abgedankten Kammerfrau wußte, ein breites Collier edler Steine den runzlich und gelb gewordenen Hals wie ein Futteral eine Hülle, welche der menschlichen Haut auf das Täuschendste glich. Nur dadurch war es möglich, daß man im späten Alter die Herzogin decolletirt, namentlich in schwarzen Sammetroben bewunderte.

Ein gleicher Ueberzug wurde den Armen zutheil, um das Gelenk legte man breite Armbänder und oben ermöglichte das Kleid die Täuschung, welche im Verein mit noch anderen kleineren Hülfsmitteln dazu beitrugen, daß die Herzogin als zweite Ninon de l'Enclos galt, welche bekanntlich als hohe Sechzigerin noch die Herzen der jüngsten Cavaliere entflammte.

Es ist zwar ein weiter Sprung von einem Ende der Provinz zum andern, doch bei Erwähnung der Herzogin sei noch eines großen Standesherrn in Schlesien gedacht, welcher weniger durch seine Schönheit Aufsehen erregte, als durch die öftere Wiederholung, wie er Schönheiten gewann, welche aus dem „Ausland“ zeitweise mit nach dem Jagdschloß übersiedelten.

Riefen wichtige Geschäfte den hohen Herrn fort und eine oder die an-

Digitized by Google

dere Dame faßte aus besonderen Gründen dort festen Fuß, so machte die jeweilige Lenore je nach der Nationalität ihrem Unmuth Luft, wenn Fama inzwischen Nachricht brachte, daß „Wilhelm untreu" sei. Bei dem often Wechsel der Neigungen ist es kaum zu verwundern. daß dem mächtigen Herrn oft Diejenigen außer Augen kamen, welchen eine Zeitlang die Sonne seiner Gunst leuchtete und so kam es eines Tages vor, daß der Herzog bei einer Ausfahrt warten mußte, weil ein Leichenzug seinen Weg kreuzte. Es war ein kleiner Sarg mit der Leiche eines acht- bis zehnjährigen Kindes! Auf das Verlangen, sich zu erkundigen, von wem das Kind beerdigt werde, wurde ihm mit leiser Stimme die Antwort, daß die Mutter Fräulein Pauline W.—. sei.

Sie hatte einst lange sein Herz beherrscht, vielleicht war es das Vatergefühl, welches ihn, anstatt weiter zu fahren, den Ausruf thun ließ: „Nach Hause!"

Nicht immer wurde er auf so traurige Weise an vergangene Zeiten erinnert.

Ein anderes Mal saß er in einer Loge des Stadttheaters in Breslau und gewahrte schrägüber ein junges, schönes Mädchen in Begleitung einer ältern Dame. Sein Begleiter erhielt Befehl, vorsichtig nach Namen und Verhältnissen zu forschen und konnte seinem Herrn nach Nennung der Mutter die Ueberzeugung verschaffen, daß er seine eigene Tochter bewundert hatte. Der Berichterstatter fügte dabei hinzu, daß er erfahren habe, ein junger Gutsbesitzer trete als Bewerber des Fräuleins auf. Nachdem über die Person desselben Erkundigungen eingezogen waren, welche günstig ausfielen, wurde dem jungen Paar ein Hochzeitsgeschenk von 20,000 Thlr. zugestellt. Dem Reichthum des genannten Peers des Deutschen Reiches kommt kaum ein anderer hoher Aristokrat Schlesiens gleich und von diesem Ueberfluß wäre den Grundbesitzern oft ein Theil zu wünschen, welche ohne flüssiges Capital unter dem Druck der Majoratsbestimmungen leiden.

Unter diese gehörte auch Graf S. Mögen manche Fehler in der Verwaltung liegen und Verschwendungen an unrechten Orten die Schuld tragen, so ist doch erwiesen, daß, wenn einmal hoher Besuch, beispielsweise bei Manövern, die Besitzungen passirte, das Silberzeug erst eingelöst werden mußte, um den Frühstückstisch des alten Grafenhauses zu zieren.

Den nächsten Tag wurde es wieder in das Verließ nach Breslau zurückgeführt.

Eine — jenem Hause eigenthümliche — Majoratsbestimmung war auch die, daß alle Abende eine Brodsuppe gekocht werden mußte; eine Anordnung, die gewiß auf Wohlthätigkeitssinn zurückzuführen ist. Sie wurde wenigstens so lange aufrecht erhalten, als weibliches Regiment in dem Schlosse herrschte, und die letzte Repräsentantin respectirte schon aus Pietät die von Geschlecht zu Geschlecht vererbte Tradition der Chronik.

Es giebt keine zweite Provinz im Deutschen Reich, wo so viele Grundbesitzer fürstlichen und gräflichen Geblütes zu finden sind als eben in Schlesien.

Wer auf der Höhe steht, wird mehr gesehen und wenn auf dieser Höhe der gesellschaftlichen Stellung sich vom schäumenden Jugendmuth bis ins spätere Mannesalter Ereignisse zutragen, wie im Schloß des Fürsten D., so ist es vielleicht den Zeitgenossen nicht zu verargen, wenn sie mit Staunen derartigen Extravaganzen folgen. Seine erste Gemalin entführte Fürst D.

Digitized by Google

bei Gelegenheit einer Jagd einem Standesgenossen, mit welchem sie schon mehrere Jahre verheirathet war. Ein Murmeln durchlief plötzlich die bei Tafel sitzenden Gäste, der Haushofmeister flüsterte dem Grafen R. mit bleichem Gesicht eine Mittheilung zu. Nach einem Blick auf den leeren Stuhl des Fürsten D. springt Graf R. auf und ruft nach seinen Pistolen. Ein neben ihm sitzender Kriegskamerad seines Vaters klopft ihn jedoch auf den Arm und sagt: „Lasse sie laufen, mein Sohn!"

Der Graf folgte dem guten Rath und willigte nach dem Scandal in die Scheidung. Doch jetzt hatte Se. Heiligkeit der Papst ein Wort zu reden, denn Fürst D. war katholisch. Der nachgesuchte Dispens zur Trauung wurde nicht nur verweigert, er schleuderte auch einen Bannstrahl auf das Haupt des Entführers und erst nach einem Jahr gelang es einflußreichen Bitten, den heiligen Vater zur Aufhebung des Bannes und Ertheilung des höchst nöthig gewordenen Dispenses zu bewegen. Nun galt es andere Schwierigkeiten zu überwinden. Der Fürst war kurz vor dem Eintreffen der Botschaft aus Rom Vater geworden, mit welchem Namen sollte er den Sohn grüßen?

Mehrere Jahre lebte dieser unter fremdem Namen in einer Kleinstadt bei schlichten Leuten, später wurde er in aller Form anerkannt und als erbberechtigt erklärt. Jetzt fand der wandelbare Sinn des Fürsten nicht mehr Gefallen an der schwer errungenen Gemalin, sein ganzes Sinnen und Trachten war nach dem Besitz der schönen Frau v. R. gerichtet, welche Witwe geworden war.

Er forderte seine Gemalin auf, in die Scheidung zu willigen; sie setzte diesem Begehren den heftigsten Widerstand entgegen, um endlich dessen müde zu werden. Gänzliche Vernachlässigung ihrer Person und das fortgesetzte Drängen ließen sie endlich in die Trennung willigen, doch ihr Herz blieb zurück und so verbrachte sie den Rest ihres Lebens in Gram und Schmerz.

Da brauste von Rom wieder ein Donnerwort in das Fürstenschloß. Der Papst that den Frevler gegen die Gesetze der Kirche zum zweiten Mal in den Bann.

Dem Fürsten gelang es von neuem sein Haupt von dieser Last zu befreien; der Zorn des heiligen Vaters wich weltlichem Zuspruch, er ertheilte Dispens zur zweiten Vermälung und bald darauf wurde Frau v. R Fürstin D.

Aus ihrer ersten Ehe besaß sie Kinder, im Lauf der Jahre vergrößerte sich die Familie, die älteren Kinder des Fürsten wuchsen auch heran und unter den verschiedensten Namen machten die Geschwister alle gleich große Ansprüche. Die Mutter der Fürstin unterstützte die ihrer Enkel, intriguirte gegen die Kinder erster Ehe und so barg das Dach des Fürstenschlosses wohl erlauchte Namen, doch noch mehr Unfrieden und Zwietracht.

Die Fürstin nahm nach dem Tod des Gemals ihren Aufenthalt fern vom Getriebe der Welt in einer einsam gelegenen Gegend.

Welche interessante Familiendramen sich in unserm Schlesien abspielen, davon giebt die nachfolgende Geschichte eine Probe.

Ein altes Schloß, mehr der niederschlesischen Grenze zu gelegen, sah Ende der dreißiger Jahre in seinen Räumen ein Familiendrama sich abspielen, bei welchem man kopfschüttelnd fragen muß, wie es möglich war, daß die Rechtszustände der damaligen Zeit in manchen Fällen so elastisch sein konnten.

Die Frau erster Ehe wurde wahnsinnig und in diesem Zustand in

Digitized by Google

einem entlegenen Flügel des alten weitläufigen Schlosses einquartirt. Das Rauschen der hohen Ulmen und das Murmeln des alten Wallgrabens, welcher das Schloß umgab, machten das Geschrei der später Unheilbaren dem Bewohner des andern Flügels vielleicht unhörbar. Er dachte an Hochzeit und nach erfolgter Scheidung zog eine junge Frau ein, welche die Anwesenheit der Irren nicht störend fand.

Zwei Jahre vergingen, der Schloßherr fand die Schwester seiner Gattin begehrenswerther, ließ sich unter dem Vorwand, weil er noch keinen Erben seines Namens besaß, scheiden und ehelichte die Schwester, welche sein Herz entzündet hatte, doch bald darauf im Wochenbett starb.

Ein Zwillingspaar war mutterlos und die geschiedene Frau, welche sich schon lange als Gast im Schlosse aufhielt, pflegte die neugeborenen Neffen.

Das Herz des Schloßherrn, welches nie lange unbeschäftigt sein konnte, wandte sich der einst Verlassenen wieder zu, diese bestimmte vielleicht das Gegentheil der Gründe, welche ihren Mann einst die Scheidung bemänteln ließen, kurz, sie reichte ihm von neuem die Hand zum Bund, welcher nun so lange Bestand hatte, bis der Tod Anfang der vierziger Jahre dem vielbewegten Leben des Gatten ein Ziel setzte.

So unglaublich diese Geschichte klingen mag, ist sie doch buchstäblich wahr. Das Besitzthum gerieth in Verfall und die Witwe lebte von den Zinsen eines kleinen Capitals noch mehrere Jahre und die zwei Söhne weilen jetzt in fernen Welttheilen, wo sie durch sich selbst ehrenvolle Stellungen errungen haben.

Demnach ist es ein schönes, blühendes Stück Erde dieses Schlesien; ein gemüthliches, regsames, phantasievolles und in der Arbeit energisches Volk wohnt an den Bergen und in den großen Oderebenen. Ein gesundes Bürgerthum und eine im besten Sinn des Wortes edle Aristokratie lebt in friedlicher Eintracht beisammen.

Wenn wir auch manche Schattenseiten unseres high life haben erwähnen müssen, über welche man aus local-provincieller Schönfärberei hier gern schweigt oder sie doch im rosigsten Licht betrachtet, so wollen wir nicht vergessen, daß Schlesiens Adel der Poesie und der Politik mehr Koryphäen zugeführt hat als der Adel irgend eines andern deutschen Gaues. Es pulsirt eben ein starker, edler Geist in unserer Aristokratie, wenn auch manches faul ist. Wo viel Licht ist, ist eben auch viel Schatten.

Die deutsche Poesie wird die Namen des Minnesängers Herzog Heinrich von Breslau, Friedrich von Logau, Friedrich von Sallet, Max Waldau (Spiller von Hauenschild), Graf Moritz von Strachwitz, Karl von Holtei, denen sich in neuester Zeit noch George von Dyherrn, Conrad von Prittwitz-Gaffron, Gräfin Eusemia Ballestrem anschließen, nicht vergessen, wie sie denn ja auch sich zweier schlesischer Dichterschulen rühmt. Und die Geschichte des deutschen und preußischen Staatswesens nennt rühmlich unter den parlamentarischen Bauleuten die Namen der Grafen Conrad Dyhrn, Reichenbach, Renard und Bethusy-Huc.

Silesius.

---

Digitized by Google

# Die Debatte.

**Die Debatte** nennen wir von diesem Heft an eine Rubrik, welche einem erläuternden Austausch von Meinungen gewidmet sein soll, die sich entweder an einen Artikel des „Salon" oder an eine zeitgemäße, den Einsender beschäftigende Frage anlehnen. Eine Anzahl uns bereits zugegangener derartiger Mittheilungen aus dem Leserkreise des „Salon" sowie der Wunsch unsererseits, unsere verehrten Leser in der „Debatte" zu selbstthätigen Mitarbeitern des Salon zu machen, bewog uns zur Eröffnung dieser Rubrik. Die in derselben ausgesprochenen Ansichten können selbstverständlich nicht immer die unseren sein und wir wollen hier nur ein Asyl für viele Gedanken eröffnen, welche oft sehr anregend wirken, jedoch von ihrem bescheidenen Inhaber ohne diese Stätte vielleicht nie das Licht der Oeffentlichkeit erblickt hätten. Mögen also unsere verehrten Leser der „Debatte", die wir immer in salonmäßigen Schranken halten werden, ein wohlwollendes Interesse entgegenbringen. Wir erklären somit die „Debatte" für eröffnet. Die Red.

Herrn B. von Feck wollen Sie gefälligst mit Beziehung auf seinen Aufsatz „Die letzte Markgräfin" in Heft 12 des Salon 1875 Folgendes mittheilen:

Der am Schluß erwähnte Jahresgehalt wurde auf dem Wege des Vertrags von Preußen zugesichert, aber nicht bezahlt, weil die Markgrafschaft unterdessen unter bayrische Hoheit kam. Die überaus interessante Proceßgeschichte ist in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, wenn ich nicht irre, 1874 mitgetheilt.

Vom Deutschen Bund an das Austrägalgericht in Lübeck verwiesen, wurde schließlich von bayrischen Gerichten den Erben der Herzogin das Recht zugesprochen, aber der Staat Bayern berief sich schließlich auf eine mit Beiziehung der Stände erlassene Verordnung, in welcher alle Ansprüche auf Rechtsvortheile aus aufgehobenen Herrschaften, Klöstern ꝛc. bis zu einem gewissen Termin angemeldet sein mußten. Der Proceß wurde also gewonnen, Bayern war unzweifelhaft seiner Zeit verpflichtet die Rente zu zahlen, weigerte sich aber dessen aus dem oben angegebenen Grunde.

Hochachtungsvoll

Heidelberg. Karl Groos.

## Der böse Dämon des Lebens. Die Migraine.

Von einer Dulderin.

Da Schreiberin dieses seit ihrer frühesten Jugend mit dem in einem der letzten Hefte des „Salon" erörterten Uebel behaftet ist, so kann sie nicht umhin, verehrtester Herr Redacteur, die Angaben des geehrten Einsenders mit einigen Notizen aus ihrer Dulderzeit zu erwiedern. Wer an der wahren, unverfälschten Migräne leidet, wie Verfasserin dieser Zeilen, wem dieses abscheuliche Uebel schon (die Tage aneinander gereiht) viele Lebensjahre geraubt hat, muß natürlich von stillem Grimme erfüllt werden, wenn er den Namen dieses entsetzlichen Leidens zur Ausübung von frauenhaften Launen mißbraucht sieht, denn leider sind die Angaben des verehrten Referenten vollkommen richtig, daß die sogenannte falsche Migräne vielen Damen als Waffe gegen die eheherrlichen Budgetverweigerungen dienen muß.

Die wirkliche Migräne ist ein krampfhafter Zustand der Kopfnerven oder vielmehr des so und so vielten Nervenpaares, wie mir einst ein berühmter Arzt mittheilte, welcher sich zuerst dem Magen und sodann dem ganzen Körper mittheilt, und die Angabe Ihres Berichterstatters, daß die wahre Migräne nicht von der falschen zu unterscheiden sei, möchte ich doch stark bezweifeln, indem das zeitweilige krampfhafte Aussehen des Pulses den leidenden Zustand doch für den Arzt bezeichnen kann.

Die Mittel, welche man dagegen braucht, sind Legion, diejenigen, welche helfen, stehen sehr vereinzelt, jedenfalls vermögen dieselben nur ein oder zwei Mal das Uebel zu vertreiben, erstens weil die Natur sich augenblicklich an das Heilmittel gewöhnt und es dann nicht mehr anschlägt, zweitens, und hauptsächlich, weil die das Kopfweh stets begleitende Uebelkeit, welche ich mit vollem Rechte „Seekrankheit"

Digitized by Google

getauft habe, das einzunehmende Heilmittel schon bei der Wiederholung so unangenehm und widerwärtig erscheinen läßt, daß an eine damit verbundene wirksame Hülfe nicht mehr im Entferntesten zu denken ist. Das Uebel dauert geradezu vierundzwanzig Stunden und ist dann bis auf die Erinnerung verflogen; beim Aelterwerden degenerirt es etwas, ohne jedoch aufzuhören, und dauert öfters drei Tage, tritt jedoch nicht mehr so heftig auf. Die Mittel, welche Schreiberin dieses in ihrem langen Leben dagegen angewendet (ein ganzes Jahr habe ich sogar Homöopathie gebraucht), waren grün gestoßener und mit Wasser aufgegossener Mocca, Arsenik, welches ja öfters mit Glück bei Krämpfen angewendet wird, Morphium als Arznei, denn damals kannte man die Einspritzungen noch nicht, sowie Nicotintropfen und Kirschlorbeer. Dies Alles half wie gesagt ein, höchstens zwei Mal, dann mußte wieder mit etwas Anderm begonnen werden. Jedenfalls ist es besser, Präservative gegen dieses Uebel zu brauchen, als im leidenden Zustande, wo der Patient nicht allein durch das Kopfweh, sondern noch mehr durch das tödtliche Uebelbefinden oft ganz außer Stand ist, etwas einzunehmen. Schreiberin Dieses lag oft, von diesem Uebel befallen, tagelang in der unbequemsten Stellung, ohne ein Wort sprechen zu können oder einen Finger zu rühren und hatte nur einen Wunsch — Vernichtung! Freilich lautete es am andern Tage ganz anders, da waren die Nerven wie bei einem Instrumente neu besaitet und das ganze Befinden elastisch und übermüthig glücklich. Wenn man mir aber einwendet, daß solch' ein Tag leicht zu überstehen sei, so möchte ich doch widersprechen, sowie der wenn auch wahren Einwendung, daß die mit der Migräne behafteten Menschen selten eine große Krankheit befällt, da die Natur gleich jeden bösen Keim mit dem Kopfweh auswirft. Wie oft habe ich mir lieber alle Jahre eine große Krankheit, als dieses bösartige Uebel gewünscht, welches durch seelische wie körperliche Functionen hervorgebracht wird und welches auf alle meine jugendlichen Freuden einen Dämpfer drückte, indem ich nur auf eine kleine Lustbarkeit zu hoffen brauchte, um des bösen Friedenstörers gewiß zu sein. Uebrigens kann ich einen Ausspruch des geehrten Einsenders, daß nämlich nur Frauen von diesem Uebel befallen sind, durch Erfahrung bestreiten. Ich selbst kannte drei Herren, welche auf das Heftigste darunter zu leiden hatten. Der Eine war ein Militair, welcher deshalb quittiren mußte, der Andere, ein hoher Beamter, welcher zu einem vortragenden Rechtscollegium gehörte und oft wahre Märtyrerqualen erduldete, der Dritte ein hochgestellter Militairarzt, ein robuster, kräftiger Mann, welcher oft erzählte, daß der Unmuth ihn bis zur Grobheit treibe, wenn er eines unbedeutenden Unwohlseins wegen zu einem Patienten gerufen werde, welcher nicht halb so krank wie er selbst sei. Meiner festen Ueberzeugung nach ist die Migräne ein Uebel, welches die Aerzte schon in ihrem Entstehen vertreiben und bewältigen müssen; in zarter Jugend ist dies noch möglich, später, wenn die Natur schon die Gewohnheit angenommen, ist dies Leiden unvertilglich und unausrottbar. J. D. in M.

---

## Randglossen zur Zeitgeschichte.

**Drei literarische Jubiläen.** Der verflossene Monat Februar stand im Kalender als Festtag dreier Schriftstellerheiligen. Die Heiligen Michael, Franz und Joseph feierten ihre Jubiläen: der heilige Michael (Etienne zubenannt) das fünfzigjährige Schriftstellerjubiläum, der heilige Franz (Dingelstedt) das fünfundzwanzigjährige Bühnenleiterjubiläum, der heilige Joseph (Scheffel) den fünfzigsten Geburtstag. Das frischeste und dichtermäßigste dieser Feste war die Scheffelfeier.

Sie galt einer echten, besonders in den akademischen Herzen tief eingewurzelten Dichterkraft, welche ohne die landesübliche Reclame der Gegenwart dem Besten ihrer Zeit genug gethan hat. Der Dichter des „Ekkehard", des „Trompeter von Säckingen", der „Frau Aventiure" und des „Gaudeamus" ist ein ganzer Poet aus dem Herzen des Deutschthums heraus und wie guter Wein ein gutes geselliges Ding ist, von dem sich jeder Mensch einmal kann begeistern lassen, so wirkt Scheffel's gesund heitere Poesie wie ein guter alter Rheinwein auf das in diesen Zeitläuften baß gequälte Gemüth und erfrischt den gequälten Geist. Alte Wunder der Phantasie und der tiefinnigen Gefühlswelt werden wach. Die Höhle des Erdmannes thut sich auf, der Trompeter bläst ein frisches Lied, daß die Rheinlachse (ein auch dem Ge-

Digitized by Google

schmack des Salons gerechtes Geschlecht) aufschnalzen, Ekkehard trägt kühn die herzogliche Herrin über die Schwelle des Klosters und wagt einen Kuß, den Frau Hadwig nicht weigert, sondern erwiedert (dazumal lohnten die deutschen Herzeginnen nicht mit Orden, sondern mit Küssen), Heinrich von Osterdingen tanzt als Heini von Steder einen Ridewanz mit dem schwarzen Wallfisch zu Ascalon und selbst der Rodensteiner giebt seinen ewigen Durst auf, um den Enderle von Ketsch noch des Nachts vor halber Zwölf zu einem soliden Schoppen auf das Wohl Scheffel's zu veranlassen.

Aliter pueri Terentium legunt, aliter Grotius. Etienne, Friedländer's seliger Erbe, ist kein Scheffel, kein Dichter, aber ein fester, starker Grundpfeiler deutscher Publicistik, deren vornehmstes Organ, die „Neue freie Presse", wir freilich — bezeichnend genug für das deutsche Zeitungswesen — in Oesterreich suchen müssen. Etienne hat die Huldigungen redlich verdient, die ihm am 1. Februar zutheil geworden sind. Er ist ein glorreicher Repräsentant einflußreicher und intelligenter Journalistik in Oesterreich, wo man noch nicht staatsmännisch genug ist, um den Journalistenstand (den doch auch mächtige Staatsmänner nicht entbehren mögen und können) mit dem scheinbar vornehmen, aber inhaltslosen Schlagwort vom „verfehlten Beruf" abzuthun.

Die meisten äußerlichen Auszeichnungen von den obengenannten drei Heiligen wurden Dingelstedt zutheil, welcher in den Freiherrenstand erhoben wurde, also „einen über Scheffel 'rüber kam", welcher nur den erblichen Adelstand erbielt. Wenn Scheffel dereinst ein Hoftheater in Säckingen oder Hohentwiel die üblichen Jahre wird geleitet haben, wird ihm wohl auch der liber baro zutheil werden. Was jedoch der in Karlsruhe glänzend inscenirten und in herzlichst animirter Stimmung verlaufenen Scheffelfeier eine ganz eigenthümliche Bedeutung gab, war der Umstand, daß der Landesherr Scheffel's, der Großherzog von Baden, beim Festcommers an der Seite des Jubilars saß und in einer warmen edlen Ansprache ein gutes Fürstenwort zu Ehren des heimischen Dichters an die Festversammlung richtete. Es soll der Dichter mit dem Fürsten gehen! Die italienischen Prinzen gingen dicht hinter Manzoni's Sarge, wie die dänischen hinter dem Andersen's, aber in Deutschland wäre das unerhört. Um so erfreulicher, wenn ein bei seinem Volke hochbeliebter Großherzog auch im Sinne der ersten Silbe seiner Würde handelt.

Am leersten an fürstlichen Ehrenbezeigungen ging Etienne aus. Er erhielt gar nichts, nicht einmal den Ernestinischen, nur die Anerkennung seiner Collegen, was in Wien doch schon immer etwas bedeuten will. Da sich an Dingelstedt zufällig auch das hundertjährige Burgtheaterjubiläum knüpfte, so sei hier gleich erwähnt, daß sich in richtigem Tact zwar nicht Dingelstedt (welcher durch den nicht erfolgten Besuch seines Chefs *) an jedem andern Besuch verhindert war), sondern die drei Regisseure des Burgtheaters zu Heinrich Laube begaben, um ihm ihre Gratulation zum Burgtheaterjubiläum darzubringen. Und in der That ist Laube so innig mit dem Burgtheater, seiner ersten glücklichen Theaterehe (die zweite Ehe mit dem Leipziger und die dritte mit dem Wiener Stadttheater ist nicht so gut ausgefallen) verwachsen, daß man nur die Namen der drei Gratulanten, Förster, Sonnenthal und Lewinsky, zu nennen braucht, um sich zu erinnern, daß das Burgtheater diese Trias echter Künstlerschaft Laube's theatralischem Scharfblick verdankt. Sonst wurde sowohl Laube's selbst, als auch seines classischen Buches „Das Burgtheater" nicht weiter gedacht. Die Verdienste Dingelstedt's sind deswegen unleugbar. Nur hätte, wenn der Berg nicht zu Mohamed kommen wollte, Mohamed ein Uebriges thun und zum Berge gehen können.

**Der deutsche Novellenschatz** von Paul Heyse und Hermann Kurz, München, Rudolf Oldenbourg, schreitet in sicherer Gediegenheit rüstig vorwärts. Neben manchem Mittelmäßigen findet sich auch vieles Treffliche im Novellengenre hier vertreten. Der feine Tact, die geschmackvolle Meisterhand Heyse's greift hier Perlen deutscher Erzählerkunst, wie Gottfried Keller's „Romeo und Julia auf dem Dorfe", Grillparzer's „Der arme Spielmann" und Gerstäcker's wunderfames, einen bei Gerstäcker ganz ungewohnten, romantisch poetischen Ton anschlagendes „Germelshausen" heraus, welche sonst, fernab von der Heerstraße der

*) Der oberste Chef der beiden Hoftheater, Fürst Hohenlohe, ließ seine Gratulation durch Regierungsrath Dr. Westermayer aus dem Oberhofmeisteramte übermitteln. So steht's in den Berichten über die Dingelstedtfeier. An den preußischen Hoftheatern herrscht, wie man wohl weiß, doch auch ein gutes Theil Bureaukratie. Aber Herr von Hülsen erscheint persönlich und in aufrichtiger Liebenswürdigkeit zu jedem Jubiläum, auch des letzten Choristen.

Digitized by Google

deutschen Erzählungsmärkte liegend, kaum beachtet worden wären. Daß in diesem Novellenschatz manches vergoldete Kupfer als echtes Gold durchschlüpft, kann auch so bewährten Münzmeistern wie Heyse passiren. Zum Beispiel Leo Goldammer, dessen beide Novellen im dritten Bande der vierten Serie denn doch nicht ganz echtes Erzählergold sind.

Außerdem ist dem Münzmeister hier ein Versehen im Gepräge passirt. Von Leo Goldammer heißt es nämlich, er sei am 7. April 1813 zu Berlin geboren und sei durch die Eindrücke, die er in seinen Knabenjahren durch Fleck empfangen habe, leidenschaftlich für das Theater begeistert worden. Das glaubt wohl Leo Goldammer selbst nicht. Er müßte denn ein rückwärts gewandtes second sight haben, und den elf Jahre vor seiner (Goldammer's) Geburt gestorbenen (20. December 1801) berühmten Fleck in irgend einem Seelenwanderungs-Präexistenzzustande kennen gelernt haben.

**Bismarckbriefe** sind kürzlich in einer Sammlung erschienen, welcher alle deutschen Journale begeistert Auszüge entnahmen. Viele Momente in diesen Briefen geben interessante Aufschlüsse über des großen Staatsmannes innerstes Leben und die Genesis seines politischen Glaubensbekenntnisses. Daß aber für die Oeffentlichkeit Stellen bestimmt sein konnten, wie die folgende, welche sich in einem Briefe an Bismarck's Schwester, Frau von Arnim, vom Jahre 1850 findet: scheint uns zweifelhaft. „Eigentlich giebt mir diese Reise, das sehe ich immer mehr ein, eine Anwartschaft auf das neue Irrenhaus oder wenigstens zeitlebens zweite Kammer. Ich sehe mich schon mit den Kindern auf dem Genthiner Perron, dann Beide im Wagen mit allerlei kindlichen Bedürfnissen, in nasenrümpfender Gesellschaft. Johanna genirt sich, dem Jungen die Brust zu geben, und er brüllt sich blau, dann Legitimationsgedränge, Wirthshaus, mit beiden Brüllaffen; auf dem Stettiner Bahnhof und in Angermünde eine Stunde auf die Pferde warten. Ich war gestern so verzweifelt über alle diese Aussichten, daß ich positiv entschlossen war, die ganze Reise aufzugeben, aber Johanna bat mich in der Nacht mit dem Jungen auf dem Arme überfallen und mit allen Künsten, die uns um das Paradies brachten, natürlich erreicht, daß Alles beim Alten bleibt. Aber ich komme mir vor wie Einer, dem furchtbar Unrecht geschieht: im nächsten Jahre muß ich sicher mit drei Wiegen, Ammen, Windeln, Bettstücken reisen. . . . Und wenn man dafür noch Diäten bekäme, aber die Trümmer eines ehemals glänzenden Vermögens mit Säuglingen zu verreisen — ich bin sehr unglücklich!" Dieser Umstand soll, wie wir hören, mehrere Freunde des Grafen Harry Arnim veranlassen, einen Paragraphen über die unerlaubte Veröffentlichung von Documenten aus dem Ministerium der innern Familienangelegenheiten vor das Parlament zu bringen.

**Kolbenstöße gegen Leibnitzen's selige Erben.** In Leipzig giebt's einen Professor der Chemie, Dr. Hermann Kolbe, welcher theils durch die Erfindung der Salicylsäure, theils durch einen Korb berühmt geworden ist, den er der Berliner Akademie der Wissenschaften nicht ohne eine gewisse Säure, die wir jedoch nicht auf ihren chemischen Gehalt geprüft haben, verabfolgt hat. Daß Professor Kolbe nicht einen der durch Leibnitz geweihten Sessel eingenommen hat, ist lediglich die Folge eines schlechten Namensgedächtnisses besagter Akademie. Wir theilen die Angelegenheit nach dem eigenen aufklärenden Bericht des Herrn Professor Kolbe, den derselbe in der Deutschen Allgemeinen Zeitung veröffentlichte, hier mit: „Ein Vorgang", schreibt der Gelehrte, „der an und für sich wenig Interesse hat, ist gleichwohl in die Oeffentlichkeit gelangt und von einigen Blättern in einem für mich nicht eben günstigen Lichte dargestellt worden. Der Thatbestand ist der, daß die Berliner Akademie der Wissenschaften Ende vorigen Jahres mich zu ihrem correspondirenden Mitgliede gewählt hatte, und ich diese Wahl nicht annahm. Die Motive, welche mich zu diesem Schritte nöthigten, sind mißdeutet worden. Um sie klar zu stellen, genügt die Kenntnißnahme von meinem an die Berliner Akademie gerichteten Antwortschreiben, welches ich deshalb wörtlich hier wiederzugeben mich veranlaßt sehe. Dasselbe lautet: An die königlich preußische Akademie der Wissenschaften. Vor einigen Wochen empfing ich durch die Post in einem Briefumschlage ohne Begleitschreiben ein Diplom zugesandt, dem ich entnehme, daß die königliche Akademie der Wissenschaften „Henricum Kolbe" zu ihrem correspondirenden Mitgliede gewählt habe. Bislang im Zweifel darüber, ob jene Sendung an die richtige Adresse gelangt sei, habe ich bei meiner Anwesenheit in Berlin die Gewißheit erhalten, daß die königliche Akademie in der That mich durch die Erlaubniß hat ehren wollen, über wissenschaftliche Dinge fortan mit ihr in Correspondenz treten zu

Digitized by Google

dürfen. Indem ich der königlichen Akademie meinen ergebensten Dank sage, erlaube ich mir hierfür unter Beifügung des zudem nicht auf meinen Namen ausgestellten Diploms auszusprechen, daß ich meine, als Chemiker bereits zu alt geworden zu sein, um jetzt noch correspondirendes Mitglied einer gelehrten Gesellschaft zu werden. Leipzig, Dr. Hermann Kolbe." So ging es zu, daß Heinrich Kolbe, der an Allem Schuld ist (man hat ihn leider noch nicht ausfindig machen und mit Gewalt zum akademischen Stuhl bringen können), den verdienstvollen Hermann Kolbe um den Akademiker brachte. Weitere Bemerkungen erlauben wir uns in der jedem deutschen Staatsbürger angeborenen Loyalität gegenüber den Männern der Wissenschaft, welchen bekanntlich alle Kleinlichkeiten gewöhnlicher Sterblicher ganz fremd sind, ehrerbietigst zu verschweigen. Wir fassen unsere Begeisterung für alle Leipziger Professoren und alle Berliner Akademiker in den hoffentlich keiner Partei Schaden bringenden Jubelruf zusammen: Vivat academia, vivant professores!

---

# Kleine Salonplaudereien.

**Der Palast der Großherzogin von Gerolstein.** Ein pariser Journalist entwirft eine Schilderung des Palastes, den sich die Operettendiva Mademoiselle Schneider, Offenbach's erste Großherzogin von Gerolstein, von dem Architekten Ferol in den Champs Elysées hat erbauen lassen. Nur einige Proben aus dieser Schilderung seien hier wiedergegeben: „Ueber dem Eingangsthor prangt das Wappen der Besitzerin des Palais: eine Lyra, von zwei Amoretten gehalten und von einer Rosenkrone gekrönt, mit der Devise: „Je chante". Die Entréethür, im Stil des sechzehnten Jahrhunderts decorirt, theilt das Treppenhaus in zwei Theile. Die eine Hälfte führt durch eine gigantische Veranda nach dem Hofe, während die andere Hälfte in einen imposanten Säulengang ausläuft. Schon hier wird der größte Luxus an Ciselirarbeiten, Holzschnitzereien und großartigen Decorationen entfaltet. Ueber dem Treppenhause befindet sich der Salon, in welchem ein Ball für hundert Personen arrangirt werden kann, und der Speisesaal. Die mit goldenen und silbernen Geräthen bedeckten Etagéren, die unzähligen Email und Fayencestücke in dem letztern erinnern mit ihren schönen Gruppirungen an manche Salons des Museums in Cluny. Mlle. Schneider hat übrigens eine grillenhafte Manie, auf die Standatome, welche sich auf all' diese Nippsachen setzen, unausgesetzt Jagd zu machen. Sieben Diener müssen immer mit Federwischen auf- und niedergehen und Mlle. Schneider führt in eigener Person — einen kleinen Federbesen als Commandostab in der Hand — über die kleine Armee in gar strenger Weise den Oberbefehl . . . Die Küche ist ein Unicum. Man kann behaupten, daß der Küche der Mlle. Schneider — was luxuriöse Ausstattung betrifft — kaum eine zweite an die Seite gestellt werden könnte. Der Blick begegnet hier nur massivem Nußbaumholz, weißem Marmor, glänzendem Fayencegeschirr und funkelndem Kupfer. In den mit Seidenspitzen besetzten Schränken glänzen Tabletten, Kasserolen und Tassen wie eitel Sonnen. Alles flimmert und blinkt und strahlt und schimmert und glänzt und leuchtet — man weiß in der That nicht, ob man aus der Küche nicht lieber einen Ballsaal machen sollte . . . Das Baldachinbett im Schlafgemach erhebt sich auf einer Sammetestrade. Zwei riesige Spiegel, symmetrisch an beiden Seiten des Bettes angebracht, sagen der Schläferin zweimal, ob sie beim Erwachen noch so hübsch ist, wie sie es am Abend vorher gewesen, da sie sich schlafen gelegt. Ueber dem Kamin hängt ein Portrait der Mlle. Schneider als Boulotte . . ." Nun werden noch beschrieben das „Arbeitszimmer" mit seinen schwellenden Divans, seinen orientalischen Kissen und den asiatischen Teppichen, endlich das Toilettenzimmer, in dem der Luxus selbstverständlich seinen Gipfelpunkt erreicht. Noch sei des Badezimmers erwähnt, das bis zum Plafond mit italienischer Fayence geschmückt ist. Die Badewanne ist aus einem Stück Onyx herausgehauen. Die Pumphähne sind aus massivem Silber. Endlich sei noch die kleine Terrasse erwähnt, wo die kleine Hundeschaar der Diva an jedem Morgen gewaschen und gekämmt wird. Von hier hat man die Aussicht auf die Hühnerbrütanstalt, wohin sich die Sängerin jeden Morgen begiebt, um sich die frischen Eier zu holen — die sie — ein von vielen Sängerinnen zur Erhaltung der Stimme gern gebrauchtes Mittel — roh hinunterzuschlucken pflegt.

Digitized by Google

**Fabrice wird's doch dürfen?** Diese Worte, welche Wilhelm's Freund Fabrice in Goethe's „Geschwistern" von sich selbst sagt, konnte man als Motto auf das prächtige sinnig erdachte Maskenfest anwenden, welches wohl die Krone aller diesjährigen deutschen Maskenfeste war. Der sächsische Kriegsminister General der Cavallerie von Fabrice gehört nicht allein zu den bedeutendsten kriegswissenschaftlichen Autoritäten, sondern er gilt auch (davon gab der Tact, den er als Generalgouverneur in Versailles entwickelte) für einen der gebildetsten und feinsinnigsten Aristokraten. In ähnlicher Weise wie seinerzeit das im „Salon" geschilderte großartige historische Maskenfest beim deutschen Kronprinzen war das Faschingscostümfest im Palais des sächsischen Kriegsministers eine Reproduction der kunstsinnigen Renaissancezeit, wenngleich des Ausganges derselben, während das Berliner Fest die Blüthe der Renaissance berücksichtigt hatte. Das deutsche Kronprinzenpaar war zu dem Fest nach Dresden gekommen und verherrlichte im Verein mit der sächsischen Königsfamilie das Ballfest durch seine Gegenwart. Es kann jedoch an dieser Stelle kein ausführlicher Bericht über das Maskenfest gebracht, nur einzelne Gestirne an diesem historischen Ballhimmel sollen von der gesellschaftlichen Astronomie entdeckt werden. Dem Fest lag die Idee zu Grunde, ein Bild vom glänzenden Hofe der Katharina von Medici und ihrer königlichen Söhne zu geben. Der Hof der Valois wurde durch folgende nach einander erscheinende Gruppen versinnlicht. Den Anfang machte ein Aufzug der Garden und Schweizer; dann folgten die Gesandten von Spanien, England und Venedig nebst ihren Gemalinnen, dann die Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt — darunter die Guises mit Gemalinnen und Schwestern, dann König Karl IX (von der eleganten jugendlichen Gestalt des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg prächtig repräsentirt), seine Mutter Katharina von Medicis (Gräfin Fersen), dann Heinrich von Anjou (später Heinrich III.) mit der Königin Elisabeth, sodann Heinrich von Navarra (später Heinrich IV.) mit seiner Gemalin Margarethe von Valois (Baronin Gasser), der Herzog von Alençon, Heinrich von Guise, der Kanzler l'Hôpital und Edelleute. Nachdem dieser Zug sich um den Thron des Königs placirt hatte, wurde die polnische Deputation vorgeführt, welche dem Herzog von Anjou die Königskrone Polens überbrachte. Hier sah man prächtige historisch treue Costüme. Vor Allem sind hier der Kronkanzler Johann Zamoyski (Herr von Ghennady) und die schöne Palatine (Frau von Ghennady) sowie Fürst Nicolaus Radziwill (Graf Luckner) hervorzuheben. Heitere Tanzaufführungen folgten dem historischen Kern des Festes. Nach Beendigung der Tänze verließ der Hof Karl's IX. den Thronsitz und machte in . . Ordnung, wie er eingezogen war, einen Rundgang durch den Saal. Damit war das prächtige Schauspiel zu Ende, um einem nicht minder schönen und anziehenden, dem bunten Durcheinanderwogen unzähliger Masken im Reigen der Tänze oder in munterer Unterhaltung Platz zu machen. Die allerhöchsten und höchsten Herrschaften mischten sich, zahlreiche Personen huldvoll ansprechend, ebenfalls in's Maskengewühl und nahmen auch am Tanz hin und wieder theil. In der ersten Quadrille namentlich tanzte König Albert mit der Frau Kronprinzessin des deutschen Reiches, und der Kronprinz mit der Königin Carola, die Prinzessin Georg mit dem Kriegsminister General v. Fabrice, dem geschmackvollen Arrangeur und Gastgeber, der sich durch sein historisches Maskenfest ein hohes Verdienst um die Förderung ästhetisch edler Geselligkeit erworben hat.

**Ein Tiroler Plauderstündchen,** wie es unsere heutige Illustration zeigt, ist eine harmlose Idylle und so recht der Gegensatz von der tendenziösen Art, mit welcher jüngst die klerikale Majorität des Tiroler Landtags den Saal verließ, um eine Demonstration gegen die Gesetze des Kaisers zu machen. Man denkt in Tirol vielleicht nicht allzuviel, es sei denn in der intelligenten Haupt- und Universitätsstadt Innsbruck, aber man arbeitet, wie es auf unserm Bild zu sehen, emsig und plaudert dabei gemüthlich über Dies und Jenes. Auch nach Tirol dringt jetzt das Licht und vielleicht dämmern den Köpfen der Plaudernden freiere Anschauungen auf, welche die Herren von der Landtagsmajorität nicht hemmen werden.

Digitized by Google

# Neueste Moden.

## Nr. 1 bis 6. Beschreibung des Modekupfers.

Nr. 1 Straßentoilette aus blaugrauem glatten und chinirtem leichten Sommerstoff. Die Polonaise aus chinirtem Stoff ist herzförmig ausgeschnitten, hat vorn eine geraffte Schürze, welche durch einen aufgesetzten Plissévolant von glattem Stoff eine doppelte Schürze simulirt; den untern Rand derselben umgiebt eine glatte Stoffblende. Hinten bildet die Polonaise zwei gleichfalls mit Blenden eingefaßte Schooßtheile, auf denen je eine mächtige Schleife aus blaugrauem breiten Faille-

Nr. 7. Coiffüre von rosa Seidengaze, Blumen u. Spitzen.

band in ersichtlicher Weise aufgesetzt ist. Mit glatter Blende eingefaßte Tasche mit schmalen, blaugrünen Seidenbandschleifen, eine gleichfarbige Schleife ist an der Brust am Abschluß des Revers angebracht, welcher, wie der Kragen, aus glattem Stoff hergestellt ist. Die Ellbogenärmel haben Aufschläge von glattem Stoff mit gleichem Einfaß, die oberen Hälften der Aufschläge sind in Zacken ausgeschnitten und mit Knöpfen und Bandschleifen garnirt. Der schräge Schluß der Polonaise von der Brust aus nach links gehend ist vollständig hiermit übereinstimmend. Das Kleid aus chinirtem Stoff ist hinten in eine bulgarische Falte geordnet. Zwei hohe Plissévolants aus glattem Steff bedecken die Seiten- und Vorderbahnen des Kleides.



Digitized by Google

Der Hut aus schwarzem Stroh ist mit écrufarbener Gazeschärpe, schwarzem Failleband, blauem Flügel und Plissé von Crêpe lisse garnirt.

Nr. 2. Promenadentoilette aus rosa Battist und écru Battist. Ecru Küraßtaille, vorn durch rosa Knöpfe geschlossen. Rücken und Vordertheil mit bretellenartig aufgesetzten Blenden aus rosa Battist. Rosa Stehkragen mit gefaltetem, am Rande mit schmaler Spitze besetzten Fischü und rosa seidenen Schleifen garnirt. Ein gezogener Volant mit Kopf, zu beiden Seiten mit schmaler weißer Spitze besetzt, umgiebt den runden, knapp anliegenden Schooß der Küraßtaille. Ellbogenärmel mit rosa Aufschlag und rosa Schleife.

Tunica aus écru Battist, am Rande mit einem gezogenen Volant aus rosa Battist eingefaßt, vorn sehr tief auf das Kleid fallend und hinten, etwas an der Seite, in ersichtlicher Weise gerafft. — Rosa Tasche mit rosa seidenen Schleifen an

Nr 8. Moderne Coiffüre. (Rückansicht).

der rechten Seite. Fußfreies Kleid mit kurzer Schleppe aus rosa Battist, am Rande mit hohem, oben und unten mit schmaler — weißer Spitze eingefaßten Volant garnirt. Sonnenschirm aus rosa Battist. Hut aus schwarzem Stroh mit schwarzem Failleband und Rosentuff garnirt.

Nr. 3. Casinetoilette (Robe Bébé!) aus weißem Mull, Spitzen und Spitzen-entre-deux. Lange, hinten geschnürte, vorn und hinten spitz zulaufende Schooßtaille mit Matrosenkragen, in dessen herzförmigem Ausschnitt eine gerüschte Spitze die Halskrause bildet und die mit einer blaßblauen Schleife und Rosenbouquet abschließt. — Ellbogenärmel mit spitzem Aufschlag und gerüschten Spitzen, Manschette und blauer Bandspange mit Schleife. Kragen, Schooß und Aermelaufschläge sind mit entre-deux und Spitze in ersichtlicher Weise garnirt. Rock mit langer Schlepp., am Saume bis zum Vordertheil mit zwei Reihen gefalteter Volants garnirt Das Vordertheil ist mit entre-deux gestreift und bildet Zacken, die mit Spitze einge-

Digitized by Google

faßt sind; hoher Plissévolant. Taschen mit entre-deux-Spitzen, und blauen Schleifen garnirt. Eine mächtige blaßblaue Faillecharpe, von beiden Seiten des Vordertheiles gefaltet ausgehend, rafft leicht das Kleid. Blauer Sonnenschirm mit gestickten Blumenbouquets, dessen Stiele scheinbar durch eine wirkliche blaue Bandschleife gehalten sind. Blaue Schleife im Haar.

Nr. 4. Straßentoilette. Schwarzer Caschmir-Taillenpaletot, mit rundem, knapp anschließendem Schooß, vorn vom Revers ausgehend leicht offen, ringsum mit einer reichen schwarzen abgesäumten Taffetrüsche eingefaßt und mit schwarzseidenen Borten und Jetknöpfen garnirt. Die Borten bilden auf den halbweiten Aermeln, sowie in der hintern Schooß- und Rückenmitte eine hochgehende Zeichnung — Schwarzes Faille- oder Taffetkleid. Hut aus feinem schwarzen englischen Stroh mit Band und Blumen in ersichtlicher Weise garnirt.

Nr. 9. Moderne Coiffüre. (Vorderansicht.)

Nr. 5. Haus- und Promenadentoilette aus écru Battist. Glatte Kürastaille, hinten zum zuschnüren. Gekräuster Ellbogenärmel mit Manschette aus Plissé, mit Kopf und schmaler Rüsche auf der äußern Naht. Lange, in die schmale Stoffrüsche, die die hintere und vordere Mitte garnirt, eingekräuste, hinten etwas kürzer gerafften und mit drei großen écru Failleschleifen garnirte, das untere Kleid beinahe ganz verhüllende Tunica.

An der einen vordern Seite gefaltete Tasche, mit Abschluß von écru Bandschleife. Herzförmig ausgeschnittener Kürasz aus goldbraunem Taffet, vorn durch Knöpfe geschlossen und mit einer mächtigen Stoffschleife, sowie stehender Halskrause garnirt. Braune Taffetschleife in der hohen, senkrecht stehenden Frisur.

Nr. 6. Reise- und Straßentoilette aus leichtem grauen Wollenstoff für ein junges Mädchen. Runde, doppelt zugeknöpfte Polonaisecapote mit Umschlägen und mit



Digitized by Google

Blenden garnirten Taschenpatten, unter denen breite gleichfarbige Seidenbandschleifen hervorfallen. Die Taschen selbst sind so in den Taschenschlitz eingenäht, daß sie nach innen kommen. Die Ellbogenärmel mit Aufschlägen sind außerdem mit Patten, mit je drei Knöpfen besetzt. Zwei Knöpfe sind hinten am Taillenabschluß angebracht. Vorn ist diese Polonaise fußfrei, hinten mit ganz kurzer Schleppe und mit einem mäßig hohen Volant, dem drei Puffen mit Kopf als Kopf dienen, garnirt — Schwarzer Herrenfilzhut mit braunem Federflügel. Herrencravatte aus Oxfordleinwand, Kragen und Manschetten aus Mull, bestehend aus abwechselnd feinen und breiten Plissés. Brauner Entoucas.

## Nr. 7. Coiffüre von rosa Seidengaze, Blumen und Spitzen.

Eine spitz zulaufende Gazedraperie fällt auf den Nacken herab, ringsum ist die-

Nr. 10. Moderne Coiffüre. (Vorderansicht).

selbe mit breiten englischen Spitzen garnirt. Zur weitern Zierde dient vorn ein Rosenbouquet, auf der Rückseite ein solches von anderen Blumen.

## Nr. 8 bis 11. Moderne Coiffüren.

Nr. 9 veranschaulicht die Vorderansicht, Nr. 8 die Rückansicht einer Coiffüre aus Puffen, das Vorderhaar ist gewellt und einzelne Löckchen fallen auf die Stirn herab. Das Hinterhaar ist theilweise toupirt und über Crêpes in Puffen arrangirt, theilweise fällt es verschlungen über den Nacken herab. Reicht das eigene Haar nicht aus, so verwende man einen falschen Diademzopf.

Digitized by Google

Nr. 10 und 11. Coiffüre aus Puffen und Locken. Das Vorderhaar ist gewellt, das übrige über Haarwolle in ersichtlicher Weise in Puffen geordnet, zwei Locken fallen über den Nacken herab.

## Nr. 12 und 13. Offene Schooßtaille mit Fischü.

Eine solche Taille mit Fischü ist für Diner- oder Soiréetoilette für ein junges Mädchen oder eine junge Frau bestimmt. Mit geeigneter Wahl der Farbe des Stoffes läßt sich dieses Modell auch als Trauertoilette verwenden.

## Nr. 14. Promenadentoilette.

Sammetrock mit Halbschleppe, ringsum mit einem boben Plissé garnirt, der

Nr. 11. Moderne Coiffüre. (Rückansicht.)

mit einer dreifachen, sehr eng gereihten Puffe übersetzt ist. Tunica à la Marquise, von Tartan mit Carreaux, mit Schrägstreifen von schottisch gewürfeltem Sammet verziert. Als äußerer Besatz dieser Tunica dient eine schöne Franse. Wie die Tunica ist auch die Kürazztaille von schwarzem Sammet mit Schrägstreifen von gewürfeltem Sammet garnirt. Aermel von Tartan mit Carreaux und mit Garnitur von Sammet und gewürfeltem Sammet. — Schwarzer Sammethut mit zu jeder Seite emporgebogenen Rändern; über den Kopf eine schöne gekräuste Feder.

## Nr. 15. Elegante Garnitur.

Gefältelte Draperie von ostindischem Nesseltuch (Organdi); Halsausschnitt mit in

Digitized by Google

tiefe Falten geformten Valenciennes garnirt. Der Zusammenschluß vorn ist aus einer Valenciennesschleife, die mit einer Bandrosette theilweise überdeckt ist, zusammengesetzt. Hiermit übereinstimmender Aermel.

## Nr. 16. Fischü von Crêpe de Chine und Spitzen.

Das Fischü ist mit Spitze garnirt und mittels zweier Schleifen von Crêpe de Chine geschlossen. An den Innenseiten ein starkes Plissé von Illusionstüll.

## Nr. 17 bis 20. Moderne Schuhe und Stiefel.

Nr 17. Ungarstiefel mit Gummieinsatz aus Ziegenleder mit Lackleederbesatz, Passementerie, Agraffen und Quästchen und Failleschleifen verziert.

Nr. 12. Offene Schooßtaille mit Fischü. (Vorderansicht.)

Nr 18. Schuh für das Haus aus mit Plattstich besticktem Caschmir und mit Spangen und Schleifen von Atlas und gelben oder Stahlschnallen verziert.

Nr. 19. Halbstiefel aus rothbraunem Leder mit Spangen aus Faille oder Leder, Stahlknöpfen und Schleife aus Faille mit Stahlschnalle verziert.

Nr. 20. Schuh aus Ziegenleder mit Lederspangen; Failleschleife und Jetschnalle verziert.

## Nr. 21 und 22. Schwarze Spitzen.

Tülldurchzug mit farbiger Seide auf Seidentüll. Diese Bordüren eignen sich vorzüglich zur Garnitur von farbigen Seidencravatten und anderen Gegenständen

Digitized by Google

Man verwendet dazu die beste offene Seide und wählt die Farbe der Seide passend zur Grundfarbe des zu garnirenden Toilettenstückes. Diese Art Spitzen sind besonders zur Abendtoilette sehr zu empfehlen, da der Glanz der Seide dann sehr brillirt.

## Nr. 23. Bordüre. Tülldurchzugsarbeit auf Erbsentüll, zu Gardinen ꝛc. (verkleinert).

Nachdem man das Dessin (welches man natürlich dem groben Grund des Erbsentülls entsprechend vorher zu vergrößern hat) auf farbigen Glanz übertragen, heftet man den Glanz auf Wachsleinwand und den Tüll darüber. Man beginnt die Arbeit, indem man die Blätter und Blüthenblätter mit Spitzenstichen füllt (mit Stopfgarn, „Twist"), die Ringel, Sterne und Stiele durchzieht, schließlich stickt man die Punkte hoch und languettirt den Seitenrand.

Nr. 13. Offene Schooßtaille mit Fischü. (Rückansicht.)

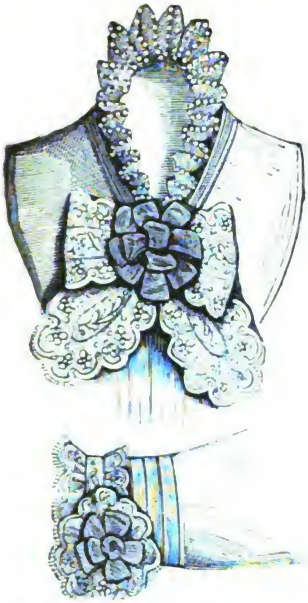
## Nr. 24. Theil einer Tischdecke.

Als Grund wird weiches, ziegelrothes Tuch genommen, das mittels Stielstich, Plattstich und berliner Festons mit unegalen Strichen verziert ist. Die Stickerei ist in dem jetzt so beliebten arabischen Stil ausgeführt. Für die Stickerei wird hamburger Wolle in matten Tönen verwendet, besonders grün, gelb, blaßblau und vorzugsweise rosa; für die die Einfassung bildenden berliner Festons gelb, durch welches das Ensemble etwas mehr hervorgehoben wird. Auf unserm Modell bestehen die vier Ecken aus Application von blauem Tuch; für die Stickereien im Innern ist lebhaftes Ziegelroth, Goldgelb und Rosa zu nehmen. Die Seiten sind mit dicken Quasten von rother Wolle mit gelben Köpfen verziert; an den beiden äußersten

Digitized by Google

Nr. 14. Promenadentoilette.

Digitized by Google



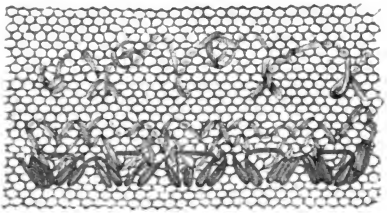
Nr. 15. Elegante Garnitur.

Nr. 16. Fischu von Crêpe de Chine und Spitzen.

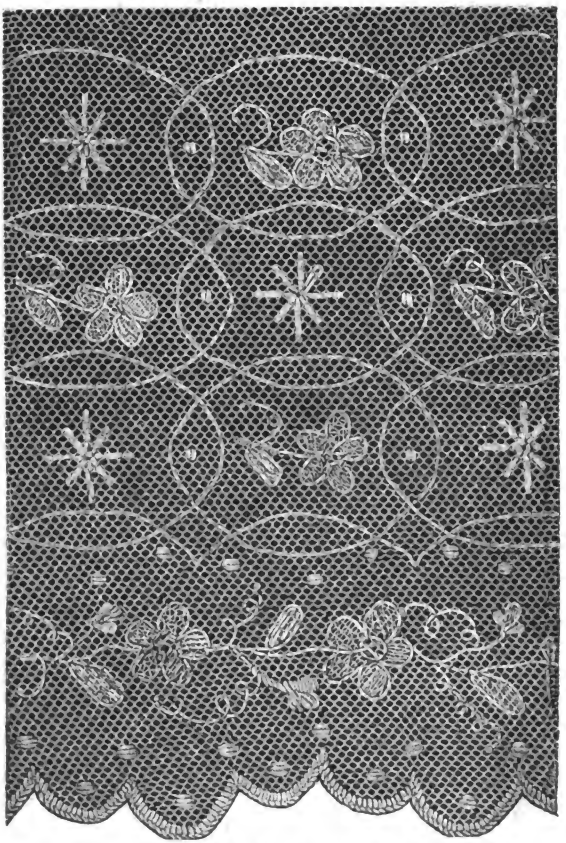
Nr. 20. Stiefel aus Ziegenleder.

Nr. 19. Halbstiefel.

Digitized by Google

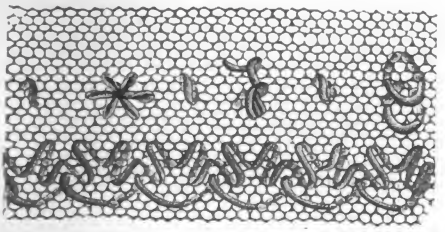


Nr. 21. Schwarze Spitze



Nr. 23. Bordüre (Tülldurchzugsarbeit).

Digitized by Google



Nr. 22. Schwarze Spitze.

Nr 24 Theil einer Tiſchdecke.

Digitized by Google

Enden dagegen sind die gegitterten Köpfe von blauer hamburger Wolle. Die von ihnen ausgehenden Quasten wechseln in roth und blau.

## Nr. 25. Kragen und Aermel.

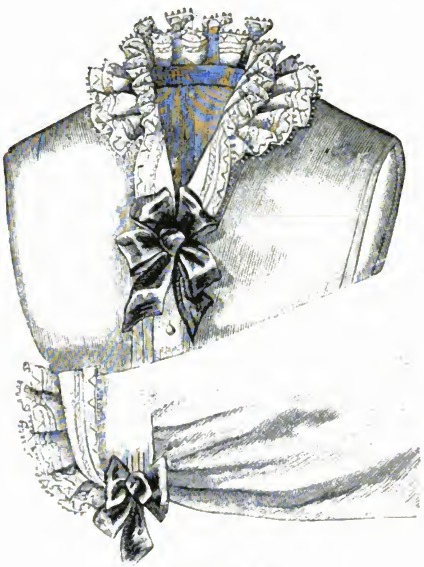
Das Chemisett ziert um den Halsausschnitt eine doppelte Fraise aus Mull und Spitzen, vorn dergl. Aufschläge und eine farbige Bandschleife. Der Aermel ist übereinstimmend mit dem Chemisett garnirt.

## Nr. 26. Morgenhäubchen.

Das Häubchen ist aus Mull, Band und schmaler Spitze zusammengestellt.

## Nr. 27. Unterrocksgarnitur.

Die Garnitur eines weißen Shirtingrockes wird, wie unsere Abb. darstellt, zu



Nr. 25. Kragen und Aermel.

unterst aus einem in breite Plisséfalten geordneten Volant gebildet, über welchen ein in schmale Falten gelegter Volant fällt, auf diesen legt sich ein breiter gestickter Streifen, dessen Kopf wiederum aus einem in schmalen und einem in breite Falten gelegten Volant besteht.

## Nr. 28. Tournüre à la Violette.

Die Länge ist die gleiche wie die der Tournüre à la Girofla (Nr. 34) und reicht nur bis zur Hälfte der Robe, so daß der untere Theil derselben vollkommen schmiegsam bleibt. Die Garnitur besteht aus einer ringsum laufenden Guipüre und die Länge ist zu 70 bis 75 Centimeter angenommen. An jedem Reifen ist eine Schnur zum Schleifen angebracht, durch deren Zusammenziehen oder Lockern der elegante Fall der Robe bewirkt wird.

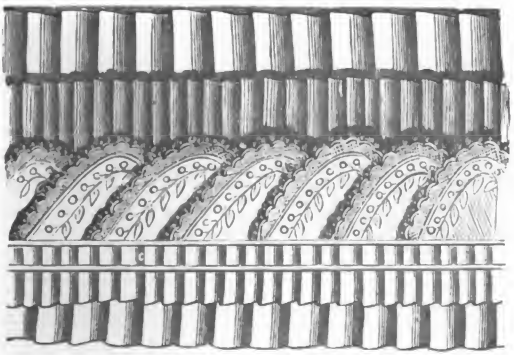
Digitized by Google

### Nr. 29. Rocktournüre à la Alice.

Der Stoff zu diesem Reck ist entweder weißes Gewebe oder von rother, weißer und schwarzer Wolle und eignet sich besonders für eine Ausgehtoilette; die Länge beträgt 90 bis 95 Centimeter und die Garnitur besteht aus einem Volant. Der

Nr. 26. Morgenhäubchen.

obere Theil der Tournüre ist mit Federn versehen, stark genug, um die wollenen Röcke festzuhalten. Unterhalb befindet sich ein Schnürrock, mittels welchem die Tournüre nach Belieben erweitert oder verengert werden kann.

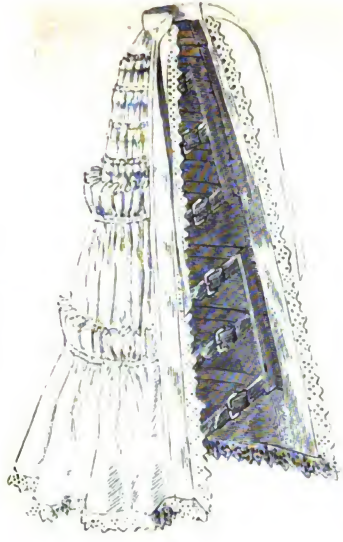


Nr. 27. Unterrocksgarnitur.

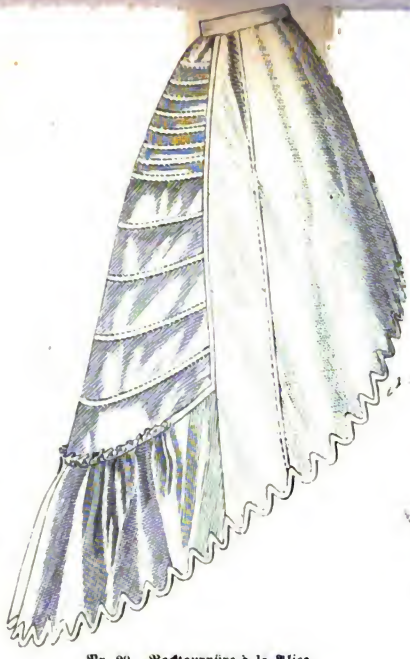
### Nr. 30. Tournüre à la Girofla.

Es ist dies eine Halbtournüre von 75 bis 80 Centimeter Länge, welche den Reck nur ungefähr bis zur Hälfte hält. Als Garnitur dienen drei Volants Be-

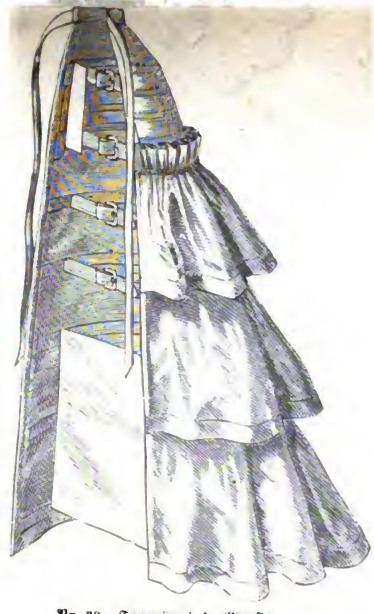
Digitized by Google



Nr. 28. Tournüre à la Violette.



Nr. 29 Rocktournüre à la Alice.

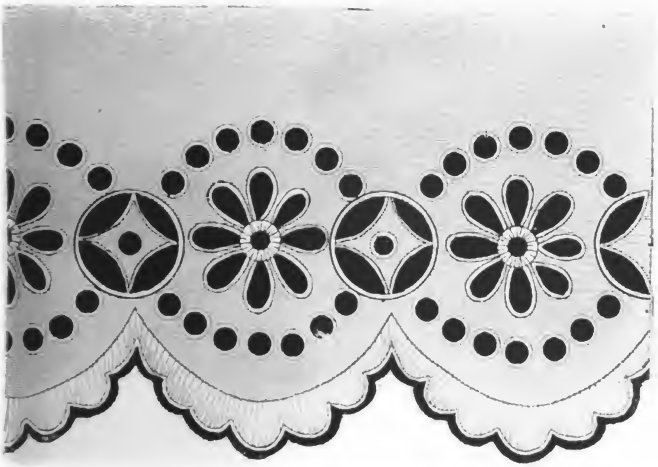


Nr. 30. Tournüre à la Girofla.



Digitized by Google

Nr. 31. Rocktournüre à la Reine Blanche.



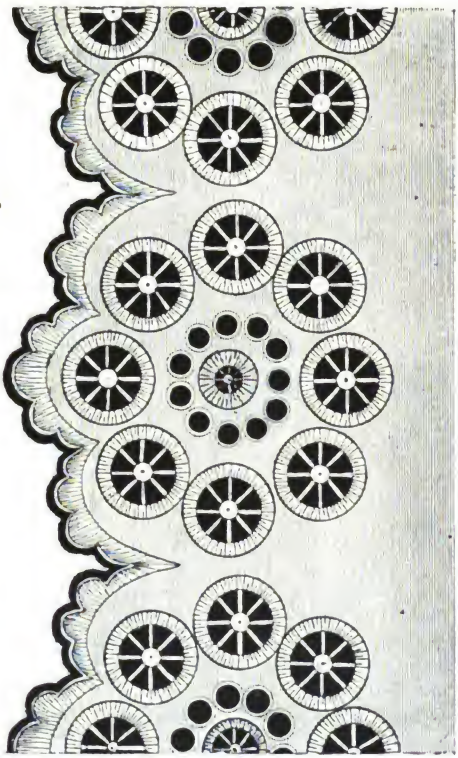
Nr. 32. Geſtickte Bordüre zu Unterrocksgarnituren ꝛc.

Digitized by Google

züglich des Erweiterns oder Verengerns befinden sich im Innern Elastics mit Schnallen.

### Nr. 31. Rocktournüre à la Reine Blanche.

Dieser mit drei Volants garnirte Rock tritt noch weiter zurück als der unter Nr. 32 beschriebene; er staffirt den untern Theil der Röcke und giebt besonders den halblangen Röcken auf der Rückseite eine elegante Form. Das Obere der Tour-



Nr 33. Gestickte Bordüre zu Unterrocksgarnituren ꝛc.

nüre, ohne zu umfänglich zu sein, hält selbst die Sammetröcke genügend fest. Die Länge beträgt 95 Cent. bis 1 Meter.

### Nr. 32 und 33. Gestickte Bordüren zu Unterrocksgarnituren ꝛc.

Unsere Abb. veranschaulicht zwei Dessins in der jetzt wieder sehr in Aufnahme kommenden englischen Stickerei, die man zur Garnirung von Unterröcken, Beinkleidern und dergl. Wäschegegenständen mehr verwendet.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Elsässisches Maifest

Digitized by Google

# Der Salon.

## Am Martinsabend.

[illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google

# Der Salon.

## Am Martinsabend.

Novelle von **E. Bely.**

Schnaubend und pfeifend war der Schnellzug, welcher aus dem nördlichen flachen Haideland nach dem Vorharz kam, herangebraust — gewissenhaft standen alle Beamte an ihren Plätzen und in den vorgeschriebenen vier Minuten, die zum Aufenthalt festgesetzt waren, war Alles erledigt: Reisende, Gepäck, Post aus- und wieder eingeladen, die nöthigen Signale gegeben — und dann brauste es weiter, schnaubend und pfeifend.

Die Unruhe, welche noch eine kurze Zeit nach Ankunft des Zuges auf dem kleinen Bahnhof herrschte, ließ nach, die Beamten kehrten in ihre Expeditionszimmer und der kleine Kellner mit seinen drei Tassen kaltgewordenen Kaffees und zwei Schoppen verschmähten Bieres in die Restauration zurück. Nur der Omnibus des „Tannenbaumes" hielt noch einige Secunden seitwärts an der nach dem Oertchen führenden Landstraße, und der Lenker desselben heftete erwartungsvoll seine Augen auf den einzigen Passagier, welchen der Eilzug heute abgesetzt hatte, klappte mit der Peitsche durch die Luft, pfiff ein paar Töne, glaubte, als auch das nicht half, den Fremden nach dem „Tannenbaum" zu locken, sein Möglichstes gethan zu haben und fuhr langsam davon.

Zwei-, dreimal hatte der Ankömmling den freigelegenen Perron des Bahnhofes überschritten, seine Blicke dem malerisch gelegenen Schlosse links auf dem steilen Berge und den rechts vom Orte beginnenden ersten Höhenzügen des Harzes zuwendend. Mit rothen, freundlichen Ziegeldächern blickten die Wohnhäuser von H. aus dem Grün der sie umgebenden Gärten hervor. Es war ein Herbsttag mit Sonnenschein, in dessen Beleuchtung die sich bereits buntfärbenden Laubhölzer unter den tiefschwarzen Fichten, mit welchen die Berge bedeckt waren, prächtig aussahen.

„Es ist die alte Heimat noch", sagte der Fremde vor sich hin, „und doch scheint sie's mir wieder nicht. Oder — sollte nur ich selber verändert sein?... Welch seltsames Gefühl es ist, so wiederzukehren nach langer Zeit, denn sechs Jahre sind in unseren Tagen so viel . . . und was sah und erlebte ich seitdem Alles! Viel unnützer Gedankenballast ist über Bord geworfen, ach, manche Illusion freilich auch, die ich ungern schwinden sah!" Er legte die Hand über die lebhaften grauen Augen, um schärfer zu sehen.

„Dort ist der Kirchthurm", flüsterte er wieder, „und dort — ja, das muß der Giebel des Elternhauses sein! Ja, ja, das Haus steht noch, und sie Beide schlafen nun schon lange, die Mutter genau sechs Jahre — und dort seh' ich auch den Kirchhof. Die Pappeln wie sonst geradlinig und hoch und leise rauschend und die niedrige Mauer mit der rothen Ziegeleinfassung. Des Vaters Grab bezeichnete ein schlichtes eisernes Kreuz, der Mutter wird ein gleiches gesetzt sein — — hier, mit der Eisenbahn ankommend, erblickt man zuerst den Kirchhof. Es ist doppelt traurig für mich, gleich den Gedanken fassen zu müssen, daß ich in leere Räume komme. Wenn ich nur Tante



Digitized by Google

Lisbeth noch finde — nicht Alles verschlossen, noch eine freundliche Stimme, die mich willkommen heißt! Ja, gewiß, ich werde sie noch finden, sonst hätte mir der alte Domänenrath doch davon geschrieben, der alte, gute Herr, welcher noch eine gewisse Anhänglichkeit an den Waldemar, den Schlingel, der ihm immer die besten Aepfel von den Bäumen warf, behalten hat. Freilich, der Brief, den ich erst in Triest vorfand, war beinahe drei Monate alt. Drei Monate, was kann in dem Zeitraum nicht Alles passiren! Hat doch in den sechs Jahren", er lachte dabei wieder fröhlich auf, „mein altes, liebes H. sogar eine Eisenbahn bekommen! Und nun, frisch voran, damit ich erfahre, wie's drinnen aussieht!"

Es war eine hohe, schlanke Gestalt, sein Gesicht, das ein langer wohlgepflegter Schnurrbart zierte, hatte nicht jene regelmäßigen Züge, die eine vollkommene Schönheit bedingen, war aber hübsch und ansprechend zu nennen. Wie er so dahinschritt, auf der Landstraße, auf altbekanntem Wege, war's ihm als grüße ihn jeder Baum, jeder Strauch, unter welchem er als Kind gespielt.

„Ja, es ist die alte Heimat noch — nur drüben auf dem Kirchhof müßten Die nicht liegen, welche sich früher auf mein Kommen zu freuen pflegten. Früher! Die Ferienreisen nach Hause, was war das eine Lust! Schon eine Stunde vorher meinte ich stets, die Spitze des Schloßthurmes zu sehen, endlich — war sie wirklich da — und auch die Hochgerichtsstelle am Wege, von der mir die alte Lisbeth so viel Schauriges erzählt hatte, dann blies der Postillon sein schönstes Stück und wir rollten über das Straßenpflaster. Das Ankommen mit der Post und von jener entgegengesetzten Seite war doch hübscher, schon das Schloß präsentirte sich besser. Das Schloß — ach, Waldemar, da dachtest Du gleich an etwas mit blonden, krausen Haaren und grauen Augen . . . o, Du warst ja ein stolzer Primaner — und endlich hielt der Wagen und des Vaters liebes Gesicht blickte Dir entgegen und zehn Schritte weiter schlug die alte Lisbeth in die Hände mit ihrem permanenten Ruf: „Nein, ist der Hugo aber wieder groß geworden", und auf der Steintreppe vor dem Hause stand die Mutter . . ."

Er schwieg, seine Augen waren trübe geworden, und bog wieder aus der Hauptstraße des Ortes, in welche er eben eingetreten war, zurück in die Nebengasse, die an dem blanken, klaren Mühlbach und hinter Gärten entlang führte.

„Ich kann nicht kommen, wie einst! Ich will durch den Garten gehen!" murmelte er halblaut.

„Gu'n Dag", sagte eine singende Stimme hinter einem Gartenzaun hervor. Er erwiederte den Gruß des Mannes auf höflichste Weise. „Der alte August, der Vogelhändler, unverändert und doch muß er wohl achtzig Jahre alt sein — mich kennt er aber nicht! Ob mich die Lisbeth noch kennt? Das ist wohl die Einzige, welche sich über meine Ankunft freut — oder nein, ich weiß noch Jemand —", und er sah nach dem Schlosse zurück, in dessen Fensterscheiben sich die sinkende Sonne spiegelte, „sie? Was sie wohl sagen wird, wenn sie hört, Amtmanns Waldemar ist zurück?"

„Gu'n Dag", riefen zwei Kinderstimmen, und ein Knabe, flachsköpfig und barfuß, der ein kleineres Mädchen, dessen Haar dieselbe Farbe hatte und dessen Füße die gleiche Nacktheit zeigten, an der Hand hielt, kreuzten seinen Weg und blieben, die fremde Erscheinung mit großen Augen und offenen Lippen anstaunend, stehen.

Digitized by Google

„Alles wie sonst! Jeder Stein, jeder Baum noch, und die gleichen Gestalten, so wenig verändert, nur vielleicht die Menschenherzen."

Die Kinder kicherten und lachten über den sonderbaren, unbekannten Mann, der in die Luft starrte und mit sich selber sprach.

„Die Herzen — die Menschen", sein Gesicht wurde sehr ernst. „Waldemar, da denkst Du plötzlich, sie muß sich auch wie sonst freuen, meinst, sie ist noch der Backfisch mit rothen Wangen und strahlenden Augen. Wer weiß, ob Du sie überhaupt noch findest, ob sie nicht längst . . . Das wäre sehr möglich, sogar sehr wahrscheinlich . . . Und doch hätte es der gute Domänenrath wohl geschrieben . . . Obwohl ich's — ganz ohne Absicht, gewiß ohne Absicht — nicht wünschte, wahrscheinlich wäre es!"

Er war inzwischen vor einer Pforte angelangt, die in einen großen Obstgarten führte, in dessen Mitte ein Pavillon mit grünen, geschlossenen Läden stand; der Spielplatz vor und in demselben war, als er ein Knabe, für ihn der Inbegriff alles Schönen gewesen, kein Garten in H. hatte ein ähnliches Prachtstück; er lächelte, als er jetzt daran dachte. Dann faßte er nach der Klinke, die Thür ging knarrend auf.

„Noch ganz der patriarchalische Zustand, Haus und Hof offen, H. muß noch nicht von socialen Schäden angefressen sein."

Langsam schritt der Ankömmling über den schmalen Weg, der zwischen den Rasenflächen, auf welchen schwerbeladene Obstbäume standen, hinführte, dann durch den kleinen Blumengarten. Aber dort stand er wieder still und blickte auf den reichen Flor von Astern und anderen bunten Herbstblumen nieder.

„Ihre Lieblingsfarben — sie lebt noch." Auf dem geräumigen Hofe war's grabesruhig, kein Geräusch, kein Laut drang aus den Wirthschaftsgebäuden. Neben der Steintreppe, die hofwärts zum Hause führte, kauerte eine Henne mit ihren Küchlein und gluckte ihnen bei seinem Herannahen einen Warnungsruf zu, dann läutete unter seinem hastigen Oeffnen die Thürglocke Sturm. Mit einem tiefen Seufzer fuhr Waldemar über seine Augen, wie seltsam, wie traurig war das Wiederkommen. Langsam kam es über die Steinflur — eine alte gebückte Frau, deren runzeliges Gesicht von einer Mütze mit riesigen Tüllstreifen umschlossen war. Mit forschendem Blick heftete sie die Augen auf die Männergestalt und sagte mit kräftiger Stimme: „Sind Sie es, Meister Anton, wohl wegen dem Obst?"

Der hochgewachsene Mann trat aus dem Hintergrund hervor und rief nichts als:

„Lisbeth! Lisbeth!"

Sie schlug beide Hände zusammen und machte eine hüpfende Bewegung auf ihn zu; kein freudiges Erschrecken war an ihr sichtbar, sie hatte ihre Nerven und Gefühle unter strenger Herrschaft, nur ihre grüngrauen Augen leuchteten heller auf, als sie rief:

„Waldemar — nein wie — nein wie hübsch und stattlich ist er geworden!"

Waldemar faßte ihre Hände.

„Alte Lisbeth, noch immer rüstig, noch immer lustig?"

Sie fuhr zärtlich über seine Stirn.

„Ja, wie's sein kann! Einen Tanz kann ich noch machen, wenn's darauf ankommen sollte — aber Waldemar, ich hatte Dir, als Du noch ein kleiner Junge warst, erzählt vom Schlaraffenland und Du wolltest absolut, daß ich



Digitized by Google

mit Dir hinreiste. Ich verschob das auch „über's Jahr", aber Du wolltest es nicht vergessen." Sie lachte fröhlich auf. „Jetzt willst Du mich am Ende abholen — na, ich komme schon mit, nur ist das ein Fehler, daß ich die Musik nicht gut mehr hören werde, meine alten Ohren lassen mich im Stich."

„Noch immer dieselbe, aber Lisbeth, hast Du Dich nicht gefürchtet, so lange allein im Hause und dachtest wohl gar, der Waldemar kommt niemals wieder?"

Sie schüttelte den grauen Kopf und kicherte, vergnügt mit den schlauen Augen zwinkernd.

„Sie kennen Alle Amtmanns Lisbeth und wissen auch, daß sie noch immer ihren Mann steht, wenn sie auch über siebzig ist. Meine Füße, auf die kann ich mich noch verlassen, und da", sie ballte beide Fäuste, „darauf auch noch. Und daß Du wiederkamst, das wußte ich doch, wir haben ja die Reise in's Schlaraffenland nur aufgeschoben!"

Die Alte drängte ihn förmlich, indem sie sprach, vor sich hin in das Wohngemach.

„Setze Dich und ich hole Dir zu essen, nach einer Reise muß man immer essen."

Sie schlurfte davon und Waldemar sank, halb belustigt über ihre Art, halb wehmüthig von der Heimkehr in's Elternhaus gestimmt, in den großen Armstuhl. Alles stand noch so, wie zu der Eltern Zeiten, kein Möbel fehlte, es war ihm, wie er sich, die Augen schließend, zurücklehnte, als hätten Beide nur für einen Augenblick das Zimmer verlassen, als sei er unter den Blicken der alten Lisbeth wieder zum Kinde geworden.

Geschäftig ging die Alte hin und her, unter dem Rock, den sie nach der Sitte der dienenden Personen kurz bis zum Knöchel trug, bewegten sich die Füße noch mit jugendlicher Lebendigkeit; ein weißes spitzenbesetztes Tuch lag kreuzweise über der Brust, ihr Gesicht, das durch eine sehr dicke Nase fast verunstaltet war, lächelte glücklich. Sie häufte auf dem Tische an, was Küche und Keller boten und sah dabei zärtlich zu dem Sohn des Hauses hinüber, der, in Gedanken versunken, vor sich niederblickte. Zerstreut griff er endlich nach dem Weinglas und fragte:

„Du hast also nicht an meinem Kommen gezweifelt?"

„Nein, Waldemar, obwohl's lange dauerte. Ich dachte, das Elternhaus vergißt Einer nicht und mag er noch so weit in der Welt herumkommen, und wenn man weiß, daß man noch den alten Platz besuchen und nochmal dort einkehren kann, so geschieht's gewiß. Ich habe Dir Alles gehütet, kein Stück fehlt und die Visitenmöbel Deiner Mutter, an die ist kein Tageslicht gekommen, die sind wie neu geblieben, und die Wäsche, die habe ich . . ."

„Gute Lisbeth, Du bist die ehrlichste Seele von der Welt."

Sie hatte ihn nicht verstanden und fuhr lebhaft fort: „Dreiundfünfzig Jahre bin ich hier im Hause, hatte immer volles Vertrauen. Wie Du geboren warst — fünf Kinder waren Deinen Eltern gestorben und Du warst das letzte — da hatte ich schon ein Gelübde gethan, was, das geht Dich nichts an, aber es war gut gemeint. Deine Mutter war zart und krank, sie vertraute mir Alles an! Aber iß, Waldemar, solche Wurst wirst Du in den fremden Ländern nicht gehabt haben."

Er mußte über ihren Eifer lächeln. „Sonst ist Alles beim Alten im Ort?" fragte er.

„So eigentlich; hast Du Nachbars Philippine gekannt?"

Digitized by Google

„Ich weiß es nicht mehr, Lisbeth!“

„I, gewiß, die hat den alten Jakob, den Vogelhändler geheirathet, na, — aber iß, mein Söhnchen, das Brod, wie? das schmeckt? ja, das ist auch Harzbrod.“

„Wie sieht es denn auf dem Schloß aus?“

„Da? Na, da sind zwei neue Familien, ach, ich kümmere mich nicht um das Neue, sie haben oben den alten Flügel umgebaut.“

„Und Professors?“

„Wie sonst, er hat noch immer die Verrücktheit und sammelt alte Knochen und Steine.“

„Die Töchter sind noch zu Hause?“

Sie lachte auf. „Meinst wohl, die hätten Freier gefunden mit ihrer Häßlichkeit, und die alten Knochen wollte auch keiner als Mitgift.“

„Aber“ — es kam nur zögernd heraus, „die Jüngste?“ Der Liebling meiner Mutter?“

„Ist auch noch da, armes Kind, die will der Vater . . .“

„Sie ist noch da!“ er seufzte erleichtert auf und wiederholte Lisbeth's Worte mit sonderbar freudigem Tone.

„Hat der Professor nach mir gefragt?“

Sie schüttelte den Kopf. „Wie könnte er das, ich spreche nicht mit dem alten Heiden. Das Kind, ich meine die Jüngste, wenn ich das sage, sehe ich wohl ab und an, wenn ich am Schlosse vorüber nach der Wiese gehe und sehe, ob sie der Pächter ordentlich hält; kannst ruhig sein, es ist Alles in guten Händen, was Dein Eigenthum ist. Aber iß, Waldemar!“

Die Dämmerung war über dem Fragen und Erzählen hereingebrochen und Lisbeth zündete behutsam die altmodige Oellampe an; draußen erhob sich ein Wind, der sausend durch die Schornsteine blies und an den Fensterläden rüttelte. Waldemar starrte in das röthliche Licht der Lampe; wie ihn Alles hier anheimelte, ihn, den weitgereisten Mann, der ferne Länder und fremde Völker gesehen, der auf den Parkets der Kaiserstadt an der Donau getanzt und monatelang nichts erblickt hatte als Himmel und Wasser — es war eben der Zauber des „Daheimseins“, der ihn ergriffen. In dieser kleinen, abgeschlossenen Welt hatte er erste Eindrücke empfangen, waren erste eigene Gedanken in dem Kinderhaupt entstanden; dort, am Platz der Mutter, auf dem erhöhten Sitz hatte er den Robinson gelesen und damals schon die Sehnsucht bekommen hinaus in die Weite. Sie wuchs und wuchs bei dem Schüler, dem Gymnasiasten — und endlich — das war freilich eine schwere Stunde gewesen — sprach das Ja des Vaters ihn aller Sorge und banger Erwartung los — durfte er dem Herzenswunsch folgen. Damals war die Trennung nicht so schmerzlich, unter dem Freudenjubel, der seine Brust erfüllte, später aber hatte er oft voll Sehnsucht des kleinen bescheidenen Hauses gedacht, das in dem Heimatort eigentlich als Palast galt.

Lisbeth hielt ein Strickzeug empor.

„Sieh, Waldemar, das ist das siebenundzwanzigste Paar, ich denke, so lange ich die alten Hände noch rühren kann, ist's Pflicht für Dich zu sorgen. Deine Frau wird sich einmal darüber freuen!“

„Meine Frau!“ er lachte, „wie sonderbar das klingt.“

Die Alte hatte ihn nicht verstanden.

„Die jungen Mädchen in der Stadt sind nicht mehr sehr häuslich, da habe ich neulich gehört, daß . . .“

Digitized by Google

„Lisbeth, kannst Du Dir denn denken, daß ich eine Frau hätte, ich, Dein ehemaliger, verzogener Schützling?“ rief er zu ihr hinüber. Sie nickte friedlich.

„Ei, mein Söhnchen, warum nicht! Etwas Gutes wirst Du Dir wohl aussuchen, aber nimm nur keine Ausländische, damit man verstehen kann, was sie sagt. Wirst doch endlich froh sein, Dich ausruhen zu können, nach dem vielen Umherfahren auf dem Meere!“

„Nein, gute Lisbeth, wenn mein Urlaub vorüber ist, geht's erst recht an, dann mache ich eine Reise — um die Welt!“

„Herr Jesus, Herr Christus — um die Welt! Wie weit ist denn das, Waldemar?“ sie schauderte förmlich und faltete fromm die Hände.

„So weit, Lisbeth, als man überhaupt reisen kann“, entgegnete er lachend.

Die alte Jungfer legte ihm beschwörend die hageren Finger auf die Schulter.

„Thu's nicht, mein Sohn, man soll Gott nicht versuchen, und das wäre doch eine Versuchung, denn, mein Waldemar, da kämest Du wohl gar zu den Wilden, von denen Du solch schreckliche Bilder hattest, ich glaube, sie liegen noch auf dem obersten Boden, alle Deine Spielsachen sind noch da, auch die kleine Vogelflinte; aber thue es nicht, mein Söhnchen, ich stände die schrecklichste Angst aus. Siehe, bisher hat mir mein Gefühl immer gesagt, daß ich Dich nochmal wiedersähe, aber wenn Du das ausführtest! Du kannst ja als Seeofficier auch mal am Lande bleiben, denke doch, die Wilden verzehren andere Menschen. Nimm Dir lieber eine Frau.“

„Hältst Du die für ein Präservativ gegen Seereisen?“ fragte er. „Aber wo eine finden? Hier vielleicht?“ und er mühte sich, der guten, alten Dienerin ein möglichst ernstes Gesicht zu zeigen.

„Hier?“ sie sann einen Augenblick, „es sind hübsche Mädchen da, aber nein, Du mußt so etwas ganz Besonderes haben, Waldemar.“

Der Mariner versank wieder in Schweigen, die alte Lisbeth war überzeugt, daß er ihre Warnung jetzt bedenke, sie strickte und strickte, bis ihre Augen zufielen, die Hände im Schooß lagen und ein Traum sie überschlich, in welchem sie den Waldemar wieder als Knaben vor sich sah, dessen Liebe und Anhänglichkeit sie mit dicken Butterbröden erkaufte.

---

Der nächste Morgen war nebelig, die Sonne hatte lange zu kämpfen, ehe sie die grauen Schichten durchbrach, welche aus den Thälern und über dem Fluß emporgestiegen waren. Dann aber lächelte sie um so heiterer über die herbstlichen Fluren.

Waldemar Bork hatte früh sein Zimmer verlassen und einen Morgenspaziergang angetreten; derselbe führte ihn um das Landstädtchen hin, nach den wundervollen Thälern, welche sich zwischen den tannenbewachsenen Höhen des Vorharzes hinziehen. Thaufrisch war's und einsam und ihm doch so allbekannt auch hier, eine würzige Luft umwehte ihn, leise murmelnd floß der Bergstrom an den Felsenwänden hin, nur dann und wann kam ein Holzarbeiter den Weg entlang und in der Ferne erklangen die Heerdenglocken im abgestimmten Geläut.

„Das ist Idyll, heut' und morgen“, flüsterte er, „und Dem, der's gewöhnt ist, nichts als monotone Alltäglichkeit.“

Digitized by Google

Er wandte sich, verließ das Thal und schritt über eine hügelige Fläche der entgegengesetzten Richtung, dem Schlosse zu. Ringsum arbeiteten die Leute auf den Feldern, Männer wie Frauen, letztere kurz geschürzt, Tücher turbanartig um das Haupt gebunden, damit der strenge Wind ihnen die Haare nicht in's Gesicht wehte. In dem breiten Bett des Flusses, der hier nur träge und flach zwischen den riesigen Kieseln hinfloß, saß eine kleine, rothhaarige Gänsehirtin, umgeben von ihrer zahlreichen schnatternden Schaar, und strickte.

Er blieb am Ufer stehen und rief ihr ein Scherzwort zu, sie stierte ihn blöde an, nahm dann ihre lange Gerte und sprang, die Gänse vor sich hertreibend, davon. In einiger Entfernung stand sie still, nackten Fußes auf den kalten Steinen, während der Wind mit ihrem dünnen Röckchen und den zerzausten Haaren spielte, und rief in plattdeutscher Sprache ein Spottwort.

„Wie charakteristisch das ist", sagte der junge Mann, „ein Motiv für einen Maler, einen Romanschriftsteller, diese kleine Wilde dort. Ich wette, das Gesicht mit Schwamm und Seife behandelt, dürfte sich als nicht unschön präsentiren, und die Naturanlagen in regelmäßige Schulbildung gedämmt — ah bah, sie ist glücklicher so!"

Er heftete seine Augen wieder auf das Schloß auf der Höhe, das seit dem elften Jahrhundert von dort herrschend herabsieht, die ehemalige Residenz der Herzöge von Braunschweig-Celle, ein Viereck, von einem Thurm überragt.

„Nun zu dem alten Freund, dem Professor Proffeneck, und zu ihr, der kleinen, blonden Else, aus welcher vielleicht ein recht philiströses Landfräulein geworden ist!"

Eine Brücke führte über die Eisenbahn, welche dort den Weg kreuzte und dann stand er sinnend neben der vielstufigen Steintreppe, dem alten Schloßpfad und der seitwärts abbiegenden bequem sich windenden Fahrstraße.

„Nein, ich komme wenigstens wie sonst!" flüsterte er und wählte den mühsamen, steilen Pfad, den er rasch hinanschritt.

In dem am ältesten, das heißt am wenigsten restaurirt erscheinenden Flügel des Schlosses, saßen in einem geräumigen Gemach zu ebener Erde, dessen Fenster hinausgingen nach dem Schloß- oder Burggarten und die überdies noch eine wundervolle Aussicht auf das Landstädtchen H. gewährten, vier Frauen zwischen angehäuften Kleiderstoffen, die auf Sesseln, Tischen und dem Sopha ausgebreitet lagen.

Sie waren so verschieden im Alter, wie im Aeußern. Eine, die corpulenteste von ihnen, stand an der Tafel und handhabte mit dem ernstesten Gesicht eine mächtige Scheere; dies Gesicht war nicht unschön, eine gewisse Gutmüthigkeit lag darauf, die Haare waren schon stark mit Grau gemischt, die Augen hatten einen freundlichen Ausdruck.

Weniger angenehm war die Erscheinung der mit einem großen Garnknäuel und langer Reihnadel bewaffneten Nachbarin, sie war lang und entsetzlich hager und hatte Haare von jener unangenehmen Ziegelfarbe, funkelnde grüne Augen und einen verbissenen Zug um den schon mit bedenklichen Lücken behafteten Mund. Die dritte verschwand fast in dem hochlehnigen Sessel, den sie zum Sitz erwählt, so klein war sie, ihr Gesicht, bleich und hager, ließ sofort erkennen, daß die „Nerven" eine Rolle bei ihr spielten. Seitwärts, neben der in's Freie führenden Glasthür, lehnte eine schlanke

Digitized by Google

Mädchengestalt; den blonden Kopf mit schweren Flechten gegen die Scheiben gedrückt, das Auge träumerisch in die Ferne gerichtet, machte sie den Eindruck völliger Theilnahmlosigkeit an Allem, was um sie her vorging. Sie trug ein graues, einfaches Herbstkleid, das ein Leinenkragen an dem weißen Halse und eine dunkelgraue Schleife abschlossen.

„So", sagte Die am Tische und ließ mit einem Seufzer die riesige Scheere fallen, „so, damit wären wir fertig. Es fragt sich nun, ob wir das Kleid vernünftig machen oder nach der neuen Mode, mit einer unsinnigen Schleppe."

„Vernünftig", fiel die Rothhaarige ein, „nur keine Verschwendung."

Die Nervöse erhob sich: „Ich sage standesgemäß, standesgemäß, der Amtshauptmann hält auf Repräsentation!"

Die Corpulente schüttelte energisch das Haupt: „Wenn ich eine gewöhnliche Schneiderin wäre, so redete ich nicht drein, das wißt Ihr, so arbeite ich aber nur, weil ich meine Zeit nützlich anwenden will und deshalb habe ich ein Wort mitzusprechen, und das heißt Alles vernünftig. Gamma, wie soll das Kleid sein?"

Das blonde Mädchen fuhr mit der Hand über die Stirn.

„Es ist mir gleich, wie — wie Du es meinst, Natalie!"

Die Schneiderin stieß einen brummenden Ton aus: „Du mußt es tragen, mir kann's gleich sein."

„Soll ich helfen?" fragte die melodische Stimme weiter.

„O, nein!" sagten alle Drei zugleich. „Bei dem Kleid nicht einen Nadelstich." Dann setzten sie sich nebeneinander und beugten sich gleichzeitig über die Wolken von weißem Mull, die auf dem Tisch aufgehäuft lagen. Das Mädchen am Fenster hatte die Stellung nicht verändert.

„Gamma!" rief jetzt die energische Stimme Natalien's, „willst Du vorlesen?"

Die Blondine wandte sich und zeigte ein regelmäßiges Gesicht mit großen, tiefblauen Augen und einem feinen Munde, aber blaß, todesblaß war das schöne Antlitz und ein Zug tiefen Seelenschmerzes hatte sich auf demselben gelagert.

„Was soll ich lesen?" fragte sie, an den Tisch tretend.

„Da!" sagte Natalie und hob zwei Bücher und eine Nummer der Gartenlaube von dem seitwärts stehenden Stuhle, „hier, die Fortsetzung; gestern habe ich bei der Kaufmann Wolter die frühere Nummer gelesen, die hält die Gartenlaube, und das ist die neue, die hat mir die Assessorin geliehen. Ich hatte eine wahre Reise hin und her zu machen, bis ich alle Fortsetzungen nachholte. In dem Buche hier bin ich bis zur Mitte und in jenem brauche ich noch drei Capitel, das habe ich lesen lassen, als wir bei Rentmeisters die Trauer machten. Du kannst nun anfangen, wo Du willst!"

„Aber Natalie, nehmen Sie's nicht übel, das ist doch für uns eine Zumuthung, so mitten in einen Roman hineinzufallen!" rief die Rothhaarige.

„So, Fräulein Alpha?" fragte die Schneiderin spitz und schob die Brille zurecht, „daß es eine Zumuthung ist, will ich nicht hoffen. Sie wissen, ich bin gewohnt, daß man Rücksicht nimmt, sonst gehe ich nicht zu den Leuten, denn ich arbeite nur aus Gefälligkeit. Uebrigens kann ich auch später die Geschichte erzählen, oder soll ich's jetzt?"

Die Nervöse zuckte zusammen. „Wir fragen, Natalie, wir fragen während des Lesens."

Digitized by Google

„Nein, Fräulein Beta, wenn das Vorlesen unterbrochen wird, das mag ich erst gar nicht.“

Die blonde Gamma unterbrach die Aeußerung der Meinungsverschiedenheiten, indem sie ein Buch dort aufschlug, wo ein mächtig großes Eselsohr eingekniffen war.

„Soll ich beginnen?“

„Ja — dort!“ rief die alte Jungfer, „wo Eveline das Tuch findet, das dreihundert Jahre alt ist und worauf der Spruch steht: „Ich will schoren und graben, bis ich find 'nen triuwen Knaben!“ das ist ein schöner Spruch! Die Männer sind alle schlecht.“

Die Stimme des Mädchens tönte weich und voll durch das geräumige Gemach, in welchem man außerdem nichts vernahm, als das Durchziehen der Fäden der Nähenden und das regelmäßige Athemholen.

„Ich will schoren und graben, bis ich find 'nen treuen Knaben!“ ließ der Verfasser nach einer Weile seine Heldin wehklagend wiederholen, und sonderbar, Gamma's Stimme zitterte dabei, vor ihren Augen wurde es dunkel und zwei schwere Thränen rannen über die bleichen Wangen herab und wären auf den weißen Mull gefallen, hätte Beta ihn nicht rechtzeitig zurückgezogen.

„Thränen — auf dieses Kleid! Um des Himmelswillen, das bedeutete schreckliches Unglück, der Gedanke kann Einem ja nervös machen, was hast Du denn, Gamma?“

Das schöne Mädchen zeigte bereits wieder das ruhige Gesicht. „Die Sonne blendete, Schwester Beta, und meine Augen leiden seit einiger Zeit — jetzt ist es schon vorüber!“ und geduldig nahm sie das Buch wieder auf.

Draußen klangen hastige Schritte, die Thür flog auf und Waldemar Bork sah sich förmlich von seinem Begleiter in das Gemach geschoben.

„Nur hier passiren, bitte, nur geradeaus durch die Glasthür, da kommen wir zu der Steingrotte, sie wird Sie auf's Aeußerste interessiren!“

Der, welcher diese Worte dringend und schnell sprach, war die denkbar wunderlichste Erscheinung, eine hagere Gestalt, die große Aehnlichkeit mit der rothhaarigen alten Jungfer dort drüben zeigte. Lange, ziegelrothe Haare hingen zu beiden Seiten des faltenreichen Gesichts, das ein großer Mund zur Hälfte theilte, herab, die rothrändrigen Augen bargen sich hinter einer blauen Brille.

„Dahin, bitte, bitte!“ und dabei tippte der lang ausgestreckte Zeigefinger der rechten Hand auf Waldemar's schwarze Marineuniform. „Nur wenige Schritte noch!“

„Sehr schön, Herr Professor“, sagte Jener, „nur erlauben Sie mir, den Damen . . .“

„Mein Bester, das hätte ja Zeit, bis Sie die Grotte gesehen haben, dieselbe . . .“

Aber seine eindringliche Mahnung half nicht, schon hatte Waldemar der nervösen Beta die Hand geschüttelt, daß sie zusammenzuckte und Fräulein Alpha, die sich erheben wollte, auf ihren Stuhl zurückgedrängt.

„Und Natalie — noch immer Modekünstlerin, kennen Sie den Schlingel noch, der Ihnen in einem Roman von Herz und Schmerz ein Capitel aus dem Robinson gelesen hatte? Sie trugen's mir lange nach!“ Dann stand er vor dem blonden Mädchen.

„Und das ist Gamma, die kleine, wilde Gamma, eine so große Dame?

Digitized by Google

und so . . ."; er hielt ihre beiden Hände in den seinigen fest und blickte ihr tief in die blauen Augen, daß sie erglühend die Wimpern senkte. Der Professor ließ ihn jedoch nicht ausreden.

„Das hat ja Alles Zeit, mein Lieber. Wenn man einmal in gehobener Stimmung ist; durch den Anblick sehenswerther Alterthumsgegenstände soll man sich nicht durch triviale Dinge darin stören lassen", und Waldemar fühlte sich widerstandslos auch durch die Glasthür geschoben.

„Sehen Sie", sagte der Professor draußen zu ihm, „ich glaube die Idee ist gut mit der Steingrotte — Alles römische Ausgrabungen, nicht weit von hier gefunden. Da, da haben Sie sie." Er zeigte auf eine flache Grotte. „Hier der Rundbogen, he? und da, ein Stück Mauereinfassung, was, recht anschaulich placirt? Da haben Sie einen Rest von einer Steininschrift . . . und dort einen Schädel auf dem Postament, das ist wirkungsvoll, wie? Sollen Waffen hinein — und nun müssen Sie mit mir nach dem Pavillon, wo ich meine Pfahlbautensammlung habe; bin neulich in den Stand gesetzt, einen Ankauf zu machen, um welchen mich Staatssammlungen beneidet haben."

Der Mariner sah erstaunt auf. Das Wort Kauf klang ihm wunderlich aus dem Munde des Professors, dessen Mittel so beschränkt waren, daß er kaum für seine Familie sorgen konnte; unfähig für den Staatsdienst seiner Sonderbarkeiten wegen, hatte man ihm das Amt eines Conservators auf dem Schlosse zu H. übergeben, das indeß kaum die Bedeutung einer Castellansstelle hatte. Alles, was seiner Obhut anvertraut war, waren neben einer wurmstichigen Wiege, in welcher ein Welfe seine ersten Träume gehabt, einige Documente, die auf den Schloßbau Bezug hatten, und einige alte Möbel und Bücher.

Waldemar fand auch den Pavillon sehr interessant und rief dadurch ein zufriedenes Lächeln auf das Gesicht des alten Herrn.

„Sind Kenner, weiß wohl. He, auch viel mitgebracht — Egypten, Japan — hem?"

„Wenig", sagte Waldemar.

„O schade, hätten an mich denken sollen, einige kleine Beiträge würde ich hoch anrechnen."

„Ich will's nachholen, Herr Professor — wer half Ihnen bei den Aufstellungen? Gewiß die Töchter!"

„Nun ja, so stellenweise; aber das", er seufzte tief auf, „was ich aus ihnen machen wollte, habe ich doch nicht erreicht. Sehen Sie, ich nannte sie nicht absichtslos nach den Buchstaben des griechischen Alphabets, ich wollte schon in frühster Kindheit darauf hindeuten, daß ich sie nicht den gewöhnlichen Frauen gleich rechnete, ich hoffte, sie hätten etwas vom Geist und Wissensdrang des Vaters geerbt. In Alpha habe ich eine passable Gehülfin in der Naturwissenschaft, Beta liest Griechisch und Latein, ist aber sehr reizbar dadurch geworden — die Kleine ist indeß aus der Art geschlagen. Sie war ein Nachkömmling, hat viel von der Mutter, die war häuslich und wirthschaftlich, konnte aber nicht leiden, wenn ich Schädel und Knochen zu Untersuchungen in's Zimmer brachte, seltene Thiere in Spiritus conservirte, kurz — etwas beschränkt. Gamma hat das geerbt, sie verhält sich passiv gegen die ernste Wissenschaft, liest moderne Gedichte — nun, wer nur eine Hausfrau in ihr sucht, der wird nicht betrogen! Die Haupterfahrung, welche

Digitized by Google

ich dabei gemacht, ist die, daß das weibliche Geschlecht niemals die Höhen der Wissenschaft erklimmen kann."

Der junge Mann zwang sich, eine ernsthafte Miene zu behalten und erwiederte: „Stellen wir ihnen darum nur die naturgemäße Aufgabe, das Leben zu verschönern!"

„Ah", der lange Zeigefinger erhob sich fast drohend gegen ihn, „mein verehrter junger Freund, Sie müssen mir verzeihen, aber „verschönern", das könnte fast trivial klingen, müßte man eben nicht bedenken, daß Sie noch nicht sehr viel Erfahrung in der Beziehung haben können; wer jedoch, wie ich, drei Töchter hat ... na, na, Sie wollten ja noch einmal zu den Damen, bitte hier, wollen mich entschuldigen, habe in der Eile einen sich lösenden Stein an der Grotte bemerkt, will den kleinen Schaden gleich repariren."

Mit wenigen Schritten stand Waldemar wieder neben Gamma's Sessel und nahm ihr das Buch aus der Hand.

„Fräulein Natalie wird schon verzeihen", sagte er liebenswürdig, „ich habe meine kleine Spielgefährtin so lange Zeit nicht gesehen, ich muß mich auch erst förmlich daran gewöhnen, zu glauben, daß diese — schöne Dame unsere wilde, sorglose Gamma ist."

„Es sind sechs Jahre", flüsterte das hübsche Mädchen, „wie viel verändert sich seitdem!"

„Hier? O ich denke nicht", meinte er, „ich finde noch alle bekannten Gesichter, nur daheim ist's freilich öde", setzte er seufzend hinzu.

„Und unser Oertchen kommt Ihnen nach all' den weiten Reisen klein und langweilig, ja lächerlich vor, Herr Waldemar?"

„Herr Waldemar? Sie? Ei, Gamma, soll ich denn gestraft werden? Will man das Sie gleich zurücknehmen, böse Gamma?"

Sie erröthete tief, während er rasch fortfuhr.

„Ich will nicht hoffen, daß man prüde geworden ist, daß man sich schämt, mit dem Jugendfreunde vertraulich zu verkehren!"

„Gewiß nicht, Waldemar!" sagte sie ernst und reichte ihm die Hand. Er schritt mit ihr der Glasthür zu und deutete hinunter auf das Städtchen.

„Alles steht mir noch vor Augen, Gamma, auch jener Augenblick, wo ich Dir dort unten im Burggarten das erste Gedicht gab, es mögen holprige Verse gewesen sein und Du magst später den Poeten spöttisch belächelt haben. Damals war ich Seecadett und Du trugst das erste lange Kleid — ich habe nichts vergessen. Aber wenn ich an Dich dachte fern auf dem Wasser, so meinte ich immer, Du müßtest noch der Blondkopf mit den krausen Locken sein — nun sind ernste Zöpfe aus ihnen geworden."

„Ich bin nicht mehr jung, Waldemar, ich — bin auch ernster —"

Er wehrte ihren Einwurf ab.

„Als ich Dich zuletzt sah, Gamma, am Todtenbett der Mutter, die Dich wie ein eigen Kind liebte, da konnte ich Dir wenig sagen, Dich und mich erfüllte der Schmerz gänzlich. Nun, Gamma, ist aus dem Seecadett ein Mann geworden, der sein Capitänspatent bereits in der Tasche trägt, was sagst Du, Gamma?"

Sie legte die kalten, seltsam zitternden Finger flüchtig in seine Hand.

„Ich freue mich, Waldemar, ich freue mich von ganzem Herzen — und wünsche Dir Glück, so viel Glück", ihre Stimme brach, sie wandte sich schnell ab, damit er den feuchten Schimmer in ihren Augen nicht sah.

Digitized by Google

„Und Du warst nie böse, nie erzürnt, daß ich nicht schrieb? Ich dachte oft daran, aber wie das so geht, der Dienst hat so viel Anforderungen und ich meinte auch, die kleine Gamma bewahrt mir ein Andenken so wie so. War das recht gedacht und bist Du mir noch gut?"

Das schöne Mädchen neigte bejahend das Haupt, dann trat sie plötzlich von seiner Seite zurück, Waldemar folgte ihr.

„Habt Ihr „Jugenderinnerungen ausgetauscht?" fragte Alpha, „Das ist gerechtfertigt, aber nun erzählen Sie mir einmal von den Reisen, von den tropischen Ländern, der verschiedenen Vegetation, den Mineralien und Petrefacten, auf welche Sie stießen!"

„Sogleich, Fräulein Alpha, oder besser einmal Abends, vorausgesetzt, daß Sie mir erlauben, Sie an einem solchen zu besuchen — ich bringe dann Abbildungen mit. Heute ging ich sehr früh . . ."

„Ah", unterbrach die nervöse Beta, „Sie folgen dem Spruch der Alten: „Aurora musis amica", wie gern thäte ich's auch — aber meine Nerven! Sie gehen auch Nachmittags? eingedenk des „plenus venter non studet libenter" — ach, die Männer haben viel voraus! Staunen Sie nicht über diese Beschäftigung, in welcher Sie uns Beide, deren höheres Streben Ihnen bekannt ist, erblicken. Aber die Nothwendigkeit — und das Vorbild der Alten — auch Penelope wirkte und selbst Hippolyta spann, giebt auch hierin Trost."

„Die Romane kenne ich noch nicht", sagte Natalie und schob die Brille höher, „so viel man auch liest, Alles bezwingt man doch nicht. Eigentlich sollte man beim Nähen dieses Kleides etwas ganz Besonderes lesen; die verlassene Braut, das war zu traurig . . ."

„Ja", fiel Beta ein, „das könnte etwas bedeuten, die Alten glaubten an Ahnungen und — ich habe eine — und nun, bei *diesem* Kleide!"

Der Mariner blickte erstaunt auf die weißen, duftigen Wolken. „Darf man fragen, für wen und zu was dies verhängnißvolle Kleid bestimmt ist?"

„Es ist Gamma's Brautkleid!" echoete das nähende Kleeblatt.

„Gamma's Brautkleid!" Der Ton klang seltsam, in welchem Waldemar die zwei Worte wiederholte und ein schneller Blick flog dabei hinüber zu dem schönen Mädchen. Sie schauderte unter Blick und Ton zusammen, als sei in beiden eine Anklage enthalten, ihr Antlitz wurde noch bleicher als zuvor, sie preßte die eine Hand auf die Brust, wie wenn sie da etwas schmerze.

Den drei alten Jungfern mochte der Ausruf auch sonderbar geklungen haben, sie schauten von ihrer Arbeit auf und Alpha fragte: „Hat Ihnen Gamma das noch nicht erzählt? Sie redeten doch so eifrig miteinander und eigentlich sollten Sie es schon im Ort gehört haben, es ist nichts als Neid und Bosheit darüber unter den Leuten!"

Ueber Waldemar's Züge war ein gezwungenes Lächeln geglitten. „In der That — man sagte mir nichts. Aber ich darf doch jetzt erfahren, wer der Glückliche ist?"

Mit einer raschen Bewegung war Gamma zu ihm getreten, ihr todestrauriger Blick traf ihn und ihre zitternden Lippen brachten mühsam hervor:

„Ich bin seit vier Wochen die Braut des Amtshauptmanns von Hosen —"

„Und in vier Wochen ist die Hochzeit — das ist hübsch, da werden Sie noch da sein!" rief Beta.

Digitized by Google

„Das wird kaum möglich sein; Fräulein Gamma, ich wünsche viel, viel Glück!"

„Ja, es ist ein Glück", sagte Beta, „ein Wittwer, zwei Kinder, reich, von Adel, es ist ein seltenes Glück für den Vater, uns und die Gamma, wir sind sehr erfreut und — alle Menschen im Ort voll Neid!"

„Gewiß, gewiß", setzte Waldemar hastig hinzu, „auch ich bin erfreut — und nun bitte ich tausendmal um Entschuldigung, daß ich die Damen so lange störte. Guten Morgen!" und eh' eine der beiden älteren Schwestern die Näharbeit hatte aus den Händen legen können, um ihn bis zur Thür zu begleiten, war dieselbe schon hinter ihm geschlossen.

Die blonde Gamma war unbeweglich auf ihrem Platze stehen geblieben. „Lies weiter", sagte Natalie, „Du standest bei der Stelle: „Und Evelinen's Herz erstarrte bei dem Gedanken, daß nun Alles, Alles zu spät sei." — —

Der Marineofficier nahm beim Hinabspringen auf der Steintreppe immer drei Stufen zugleich, so daß er athemlos am Fuße des Berges ankam. Dort blieb er stehen, um sich auszuruhen, aber er warf keinen Blick zurück auf das Schloß und den dasselbe umgebenden Park.

„Was will ich denn?" sagte er halblaut vor sich hin; „habe ich ein Recht, auch nur verwundert zu sein? Das ist die erste Veränderung, welcher ich begegne, und daß sie mich frappirt, ist mir unbequem, das ist Alles. Ich hatte die Gamma gern, wie eine Schwester, und sollte mich freuen, daß sie glücklich wird." Er knickte eine Ranke ab, stach sich am Dorn und schleuderte sie mit einer Verwünschung weit von sich. „Ich thu's auch, freue mich, nur — nur sieht Gamma nicht glücklich aus, oder täusche ich mich? Das, das thäte mir weh, wenn sie nicht glücklich wäre oder würde. Sonst freute ich mich, o gewiß!"

---

„Also Du meinst, gute Lisbeth, der eine Tag in Eurer frischen Bergluft habe mir schon wohl gethan? Ich sähe besser aus? Da muß sie ja ein Radicalmittel sein!" sagte Waldemar scherzend zu der alten Dienerin, mit welcher er neben ihrem Asternbeete im Garten stand. Sie hatte ihm eben alle Vorzüge dieser Blumen genannt und Art und Weise ihrer Behandlung in gewissenhafter Breite.

„Ja, mein Söhnchen, das ist sicher, die Luft hier thut Wunder. Zwar ein bischen strenge und schon recht durchkältend jetzt, aber das giebt rothe Backen!"

„Und doch weiß ich Jemanden, der — recht bleich geworden ist in Eurer berühmten Luft, die Gamma oben, Mutters Liebling."

„Die — ach, das hat seinen Grund", nickte die Alte. „Die quälen sie ja droben ohne Unterlaß, der alte Heide und die bösen Schwestern, die nichts als unnütze Gelehrsamkeit in den Köpfen haben und darüber vergessen, was im Hause Noth thut. Denke nur, mein Söhnchen, vorigen Winter haben sie die Schinken . . ."

„Sie quälen Gamma? Ja, ich glaube es schon, aber das hat ein Ende, sobald sie verheirathet ist."

Das unschöne Gesicht hatte einen pfiffigen Ausdruck und die kleinen, schlauen Augen zwinkerten.

„Waldemarchen, ich bin mein Lebtag nicht so dumm gewesen, als ich aussehe. Gerade zu der Heirath mit dem Amtshauptmann haben sie das arme Ding gequält, das lasse ich mir nicht ausreden. Der Narr ist verliebt,

Digitized by Google

das Mädchen hat Ja sagen müssen und der alte Heide und die beiden Vogelscheuchen wollen es dadurch gut haben. Mein Söhnchen, ich bin nie schmuck gewesen, aber heirathen hätte ich doch können, weil ich gesunde Arme hatte und die Arbeit nicht scheute, aber ich hatte nun mal das Gelübde gethan..."

„Welches, Lisbeth?"

„Das geht Dich nichts an, Waldemarchen, das ist ganz einerlei — aber ich dachte, entweder magst Du den Mann leiden — Na sieh', die Gamma, die kann ja den Amtshauptmann mit den scheelen Blicken nicht mögen, und zwei Kinder hat er, wilde Rangen, ach, sie dauert mich, Waldemar; aber, reisende Leute muß man nicht aufhalten, das kann man auch darauf anwenden!" Sie sah dabei hinüber nach dem Zifferblatt der Kirchenuhr.

„Waldemarchen, es ist Zeit, der Domänenrath hält so streng auf Pünktlichkeit, wie Dein seliger Vater." Dann trippelte sie geschäftig nach dem Pavillon und kam mit Büchse und Jagdtasche zurück. „Viel Pech, mein Söhnchen, daß ein altes Weib Dir die Flinte reicht. Hat aber nichts zu sagen, da kein junges Mädchen im Hause ist. Die Rieke ist auch schon sechzig. Viel Pech! Den Oberförster kennst Du noch, der lud schon Deinen Vater zur Jagd ein!"

Sie hatte, so redend, ihm die Jagdtasche umgehängt, die Hand geschüttelt und sah ihm nun leuchtenden Auges nach, wie er so stattlich durch den Garten schritt. Noch eh' er die Pforte desselben erreicht hatte waren die alten Augen aber feucht geworden, sie mußte die Leinenschürze zu ihnen hinaufführen und murmelte dabei:

„Wenn ich das noch erlebte, daß er eine gute Frau hätte, eine recht gute, weiter wollte ich nichts."

Waldemar traf zur festgesetzten Minute auf dem bestimmten Platz ein, mit ihm zugleich der Domänenrath, sein ehemaliger Vormund. Sie lehnten nebeneinander an der hohen Steinbank, welche am Eingang des Thales stand, und plauderten von Diesem und Jenem, oft unterbrochen durch die Ankunft neuer Jagdgenossen. Alle waren alte Bekannte des Mariners, schüttelten ihm die Hände, hatten freundliche Worte in ihrer schlichten Weise für ihn und die thaten ihm wohl. Welch' viele und bedeutende Bekanntschaften er auch in der großen Welt hatte, es freute ihn, in der Heimat nicht vergessen zu sein. Jagdscherze und Anecdoten wurden erzählt, es war eine heitere Stimmung bei dieser ersten Treibjagd.

Zuletzt kam der Oberförster heran, einen Waldemar unbekannten Herrn zur Seite. „Herr Capitain Bork — Herr Amtshauptmann von Hosen."

Der junge Mariner richtete einen forschenden Blick auf den soeben Vorgestellten, den Mann, der sich bald der Gatte der einst so frohen, lustigen Gamma nennen sollte. Der Amtshauptmann sah stattlich aus, aber es lag in seinem Wesen etwas Hochfahrendes und Abstoßendes, das Waldemar sofort unangenehm berührte.

Die kleine Gesellschaft schritt miteinander dem Platze zu, auf welchem man sich aufstellen wollte; zufällig kam der Amtshauptmann an Waldemar's Seite. So wurde dieser, wenn auch mit Widerwillen, zu einer Unterhaltung mit demselben gezwungen. Sie kamen vom Wetter auf das Leben in großen Städten, von dort auf die geselligen Verhältnisse des Oertchens H. zurück.

„Zu gemischt, Alles untereinander, kein rechter Standesunterschied, keine Scheidung der Beamtenclassen. Das muß anders werden und ich werde es anders machen. Sollen staunen, die guten Leute in H.! Was ist das, wenn

Digitized by Google

Assessoren und Lieutenants mit Kaufmannstöchtern tanzen? Keine Manier! Wenn eine Actuarsgattin mit einer Frau Kreisgerichtsrath in eine Kaffeegesellschaft geladen wird? — kein Anstand! Soll besser sein! In vier Wochen habe ich eine Hausfrau, die mir nach meiner Façon repräsentiren wird."

„Ich hörte!" warf Waldemar ein, der sich vergebens mühte, Gamma's Bild neben das des hochfahrenden, von beschränkten Ansichten beherrschten Mannes zu stellen.

„Hörten? Sie, ein Kind aus H., kennen sicher mein Bräutchen!"

„Ich habe die Ehre!"

„Schöne Blondine, nicht wahr? Wird Aufsehen machen, wenn ich sie in die Justizkreise der Residenz führe, natürlich nur auf der Hochzeitsreise. Denn, offen gesagt, ich tausche nicht mit einer hohen Stellung in der Residenz, hier bin ich verhältnißmäßig mehr als ein Minister, ein kleiner König, tonangebend weit und breit. Prachtvoller Flügel als Dienstwohnung auf dem Schloß, ganz souverainer Anstrich, dazu bin ich reich — was kann ich wünschen. Nur eine Frau fehlte mir, und, auch die wäre jetzt gefunden. Sie ist arm, aber schön, darauf gebe ich etwas, und weil sie ohne Ansprüche erzogen ist, wird sie um so gefügiger sein."

„Da wären wir!" sagte Waldemar erleichtert aufseufzend. Der Oberförster stellte die Schützen auf, weil er aber den Amtshauptmann und Waldemar in sehr eifrigem Gespräch gesehen, treunte er sie auch jetzt nicht weit von einander. Sie standen so, daß sie sich leicht ein halblautes Wort zurufen konnten.

Tiefe Stille war ringsum, kein Laut rauschte, kein Zweig knackte, die Sonne warf ihre Strahlen durch das Buschwerk, der Thau funkelte im Grase.

Ganz in der Ferne machte sich das erste Aufkläffen der Hunde vernehmbar, das Treiben hatte begonnen; deutlicher war dann das Rufen und Jagen der Hunde. Das erste Wild brach durch, aber weit von den zuletzt aufgestellten Schützen entfernt; Schüsse fielen, glückliche und blinde, viele andere folgten. Waldemar und seinem Nachbar zeigte sich nichts; da, endlich ein Knacken und Rascheln, die Flinten lagen an den Wangen, näher kam's und näher. Noch eine Secunde der Erwartung, die Zweige drüben theilten sich.

„Halt, um's Himmelswillen, es ist ein Mensch!" rief Waldemar und sprang hinüber zu dem Amtshauptmann.

Ein Knall, ein greller Schrei — es war zu spät; in eben dem Moment, als dem Mariner der Warnungsruf entflohen, stürzte es drüben schwer in die Büsche nieder.

„Sie haben einen Menschen getroffen!" schrie Waldemar außer sich, „ich sah deutlich das Gesicht zwischen den Blättern auftauchen, als Sie zielten! Kommen Sie hinüber!"

„Ein Fuchs, mein Lieber, Sie gerathen in ganz unnöthige Aufregung, in, wie Sie sich gleich überzeugen werden, ganz unnöthige Aufregung!"

Der junge Mann eilte der Lichtung zu und eh' noch der Herr von Hosen dieselbe erreicht hatte, tönte ein neuer Schreckensruf zurück. Auf dem grünen Moose lag in der That eine blutüberströmte Gestalt, eine weibliche sogar. Waldemar beugte sich über sie, es war die kleine, rothhaarige Hirtin, welche er neulich im Flußbett gesehen.

Digitized by Google

„Eine unangenehme Affaire", sagte der Amtshauptmann betroffen; „aber wie kommt das Kind hierher? — Es wird doch nicht tödtlich sein?"

Die anderen Schützen kamen nach und nach herbei, die Treiber, die Hunde. Der junge Mann lehnte das blasse Haupt des Mädchens gegen seine Brust und rieb die Stirn mit dem Branntwein, welchen ihm die alte Liese in die Jagdtasche gesteckt. Der Schuß hatte die Schulter getroffen, dort quoll das Blut hervor.

„Fatal, fatal", entschuldigte sich Herr von Hosen, „natürlich übernehme ich die Curkosten. Es wird schon werden, so etwas hat eine gesunde Natur und kann viel überstehen. Habe geglaubt, ein Fuchs bräche durch, natürlich, die rothen Haare — sehe auch nicht mehr ganz genau durch diese Brille."

Die Herren ließen von den Treibern eine Bahre anfertigen. Noch eh' das Mädchen hinauf gelegt wurde, schlug es die braunen Augen weit auf, blickte erstaunt um sich, sah auf das blutübergossene Kleid und machte eine Bewegung, als wolle es zurück in den Wald.

„Wie ein getroffenes Thier, das die Dickung sucht", sagte der Oberförster. „Gänse-Hanne, wie kommst Du hierher?"

Das Kind biß vor Schmerz die Lippen zusammen, dann sagte es auf Plattdeutsch: „I wollte sehen, wo der Hassepaß und der Schusterfranz blieben", zwei der Treiber waren damit gemeint — „und schlich ihnen nach!"

„Und mußt nun die Neugier büßen — was werden Dein Vater und Deine Mutter sagen!"

„Die Mutter wird mich schlagen!" erwiederte das Mädchen mit stoischem Gleichmuth, dann ließ der Schmerz sie wieder ohnmächtig zusammenbrechen. Man legte sie auf die Bahre, jetzt wo sie willenlos war, und zwei Männer faßten dieselbe.

„Sagt — ich sorge für Alles, auch für ein Schmerzensgeld, wenn man Euch im Orte fragt!" rief der Amtshauptmann ihnen zu und blieb neben den anderen Jägern stehen.

„Ich begleite das Kind", sagte Waldemar zum Domänenrath.

„Recht so", erwiederte der alte, kräftige Herr, „es hätte indeß jemandem Anders noch mehr angestanden", und dabei warf er einen strafenden Blick auf den Amtshauptmann.

Mit sinnender Miene schritt Waldemar neben den Leuten her, welche die Gänsehanne dem Oertchen zutrugen. Nicht Gedanken an den Unfall beschäftigten ihn, sondern Gamma's Bild trat vor seine Seele — er wußte jetzt, was ihre bleichen, schmerzbewegten Züge sagten.

Das Mädchen auf dem Tragsessel war wieder zur Besinnung gekommen, saß halb aufrecht und schaute unverwandt auf den hochgewachsenen Mann. Etwas wie Nachsinnen lag in ihren Mienen, sie mochte sich fragen, warum man denn zum ersten Male sie überhaupt beachte.

H. war erreicht, und bald stand man vor dem kleinen Hause, welches die Eltern Hanne's bewohnten, aber noch eh' die beiden Waldarbeiter ihre Bürde zur Erde setzen konnten, war das Mädchen schon herabgesprungen und auf die niedere, sich quer in der Mitte theilende Thür zugeeilt. Nur zögernd schien sie indeß die gesunde Hand auf deren Griff zu legen, Waldemar stieß sie auf.

Dichter Rauch erfüllte den kleinen Vorflur, auf welchem der offene Herd sich befand.

„Wer ist da?" fragte eine heisere Stimme durch denselben. „Hanne,

Digitized by Google

Du? Warum jetzt, das ist keine Zeit zum zu Hause kommen, mach' augenblicklich . . .", aber der Satz wurde nicht vollendet, die Sprechende mußte den fremden Mann bemerkt haben und öffnete jetzt die Thür zum Wohngemach, aus der mit dem Schein von Tageslicht zugleich ein Geschrei und Gepiep von unzähligen Vogelstimmen drang. „Augenblicklich, zwei prächtige Sänger, Herr, wollen Sie nur eintreten?" und jetzt erst gewahrte Waldemar eine robuste Frauengestalt, die aus der Rauchwolke hervor zu ihm trat.

„Ich bringe Eure Tochter, Frau, erschreckt nicht — ein Schuß hat sie gestreift, drüben im Walde."

„Ein Schuß, die Hanne? Da soll ja gleich ein Wetter drein fahren, was thut das Mädchen im Walde, statt die Gänse zu hüten! Was hast Du mit denen angefangen?" herrschte sie dem Mädchen zu.

„Der Konrad ist bei ihnen", sagte Hanne gleichgiltig, dann zupfte sie Waldemar am Aermel. „Habe ich nicht gesagt, daß sie mich schlagen würde?"

„Windelweich, ja", schrie das Weib barsch, „denn nun entgeht uns der Hütelohn für mindestens vierzehn Tage."

Waldemar trat in das kleine Gemach, dessen Wände ringsum mit Vogelkäfigen besetzt waren, großen und kleinen, in denen gelbgefiederte Canarienvögel, Dompfaffen und Finken hin- und herhüpften und einen betäubenden Lärm machten. Dort faßte er den Arm von Hanne's Mutter: „Jetzt schweigt Ihr, Frau, und entkleidet das Mädchen — wo ist das Bett?"

Mit brummiger Miene stieß das Weib die Nebenthür auf. „Da!" Das Mädchen war mit einem Sprunge auf dem harten Lager und vergrub das Gesicht in die Kissen.

Der junge Mann zog die Frau zurück in das Zimmer. „Ein hartes Wort gegen das Kind dort und Ihr werdet's zu büßen haben — und nun sende ich den Doctor." Damit ging er hinaus und Hanne's Mutter schaute ihm verblüfft nach.

In der Abenddämmerung stand er wieder vor dem kleinen Hause, das laute Geräusch in dem Gemach war erstorben, nur noch dann und wann ein leises „Piep, piep" vernehmbar, die gefiederten Käfigbewohner hatten die Köpfchen unter die Flügel geduckt und schliefen. Als er eintrat, erhob sich von dem Lager, das man dem Kinde jetzt hier bereitet, eine dunkle Gestalt und zwei weiche Hände streckten sich ihm entgegen.

„Waldemar!"

„Du, Gamma, wie kommst Du hierher?" fragte er erstaunt.

„Ist es nicht meine Pflicht, mehr als die Deine?" flüsterte sie. „Gönne mir doch das Wenige, was Du zu thun übrig ließest."

So mürrisch die Frau des Vogelhändlers am Mittag gewesen, so heiter sah sie jetzt aus. „Der Doctor sagt, das sei nur eine Streifwunde, die nichts auf sich habe", erzählte sie, „das Mädchen hat ein Glück! Wie in aller Welt würden sich sonst so vornehme Leute um sie gekümmert haben, und da", sie klimperte mit Geld in der Tasche, „das hat der Herr Amtshauptmann geschickt, baare fünf Thaler — und nur für vorläufig, hat er bestellen lassen."

Dunkle Gluth stieg in Gamma's Wangen, sie wandte sich ab und beugte sich forschend über das Kind, das mit offenen, staunenden Augen zu der Gruppe aufschaute.

„Das ist wie der heilige Christ und die Maria auf dem Bilde in der



Digitized by Google

Kirche", flüsterte Hanne und wollte damit keinen Vergleich ziehen, sondern nur auf das Schönste deuten, was ihre Augen bisher gesehen.

Das Du aus Gamma's Munde hatte Waldemar wieder seltsam berührt, es war die alte Traulichkeit und doch — welch' ein Unterschied! Er wollte sich zwingen, sie nicht anzuschauen und ließ seine Blicke beobachtend durch das kleine, dunsterfüllte Gemach schweifen. Zwei Kinder lagen schlafend auf einer Strohmatte am Ofen, ein Knabe kauerte neben einer Wiege, die er mechanisch auf- und abschwang, und biß dabei in ein Stück Schwarzbrod.

„Wie erfuhr man denn droben bei Euch davon?" fragte Waldemar endlich, um die Pause, die bang wurde, zu unterbrechen.

Sie lächelte. „Du weißt ja, in H. kann ein solches Ereigniß nicht lange verborgen bleiben — — und", ihre Miene wurde dabei beinahe finster, „dann wollte ich thun, was man durch Geldspenden nicht völlig erreicht...", sie brach ab, die Anspielung auf ihren Verlobten war ihr unangenehm.

Sie saßen eine Weile still neben einander auf den hölzernen Schemeln. Die Frau hatte ein hohes, offenes Oellicht, dessen Docht sie durch eine Nadel emporzog, um die Flamme größer zu machen, auf den Tisch gestellt. Bei dem trüben Schein des Lämpchens sah Gamma's liebliches Gesicht so blaß aus, wie das der Hanne fieberroth erglühte. Die Mutter derselben verhängte das Fenster mit der schmutzigen Schürze, welche sie abgebunden hatte.

„Damit nicht Jeder herein sieht, die Leute sind neugierig", flüsterte sie, „das gönnt man uns nicht, daß so viel Geld in's Haus kommt durch das Kind, das so wenig nütz gewesen bisher. Wir haben sieben. Zwei sind noch im Ort, man weiß nicht immer wo sie sich herumtreiben."

Plötzlich klopfte es gegen die bleigefaßten Scheiben und eine Männerstimme rief: „Mine, mach' die Thür auf, ich habe eine ganze Last."

Die Frau schlurfte hinaus. „Das ist der Vater", sagte das Mädchen, „der ist gut."

Nach wenigen Minuten, in welchen die Frau ihre Erzählung vollendet haben konnte, kam ein Mann gebückt, denn seinen Rücken bedeckten bis hoch über den Kopf hinaufgebaute und zusammengebundene Vogelbauer, in die kleine Stube.

„Nichts für ungut und guten Abend, aber ich habe hier noch sieben Hähne und die müssen gleich in's Warme. Hanne, was ist denn das, Professors Fräulein und Sie, Herr, hier!"

„Es ist gut, es brennt nur noch!" sagte Hanne und verbiß den Schmerz. Der Vater entledigte sich mit Hülfe der Frau seiner Bürde und ging dann zu Hanne, ihr mit der schwieligen Hand über die rothen Haare zu streichen.

„'S ist von je ne wilde Eichkatze gewesen — lieg' still, Kind! Das ist die beste Arzenei!"

„Wie verschieden sich die Gefühle äußern", raunte Waldemar Gamma zu, „da ist nichts von Schreck, von Angst sichtbar — vergleicht man dagegen ein ähnliches Vorkommniß in unseren Kreisen, wieviel unnütze Worte, Thränen würde es dort geben. Der arme Vogelhändler hat sein Kind ebenso lieb als eine Dame der großen Welt das ihre — und doch wie verschieden die Aeußerung der Gefühle! Hat nicht auch diese Weise etwas zum Herzen Sprechendes?"

Gamma nickte und stand auf. „Es ist ein zäher, aber guter Menschenschlag hier bei uns, Waldemar. Aber es wird dunkel, ich muß gehen."

„Nicht allein!" sagte Waldemar bestimmt. Sie wollte eine abwehrende

Digitized by Google

Bewegung machen, ließ aber die Hand wieder sinken und befestigte den Hut über den blonden Flechten.

„Wie Sie dastehen", sagte der Vogelhändler, „als ob Sie zusammengehörten, so ganz im rechten Verhältniß!"

„Professors Fräulein", fragte Hanne, „wird der da Dein Mann?"

„Mann, Mädchen, was schwatzt Ihr dumm", rief die Frau, „das wird ja die neue Frau Amtshauptmännin!"

„So — dann ist der Herr also zu spät gekommen, das ist schade", meinte der Vogelhändler in seiner ruhigen Art und machte zum Abschied einen Bückling, der nur halb gelang.

Waldemar und das schöne Mädchen waren schweigend hinausgetreten, die ersten Sterne stiegen blitzend an der Himmelsdecke auf.

„Nimmst Du meinen Arm — wie früher?" fragte der junge Mann. Sie zauderte etwas, dann legte sie ihre Hand hinein. „Wie früher", wiederholte er, „weißt Du's noch, Gamma?"

Sie wollte scherzen. „Gewiß, ich war ja so glücklich zum ersten Male am Arme eines Herrn zu gehen, und Du sahst so stattlich aus in der Uniform."

„Und wovon sprachen wir?"

„Von allem Möglichen, vom Tanzen, von Schiffen, Du hattest damals schon ein Stück Welt gesehen."

„Aber das war noch nicht Alles, Gamma, wir sprachen auch davon, wie hübsch es sei, sich so lieb zu haben . . . und . . . daß wir uns so lieb behalten wollten, und wenn ich erst Capitän geworden wäre . . ."

„Still, Waldemar, still!" flüsterte sie angstvoll. Er drückte ihren Arm gegen sein klopfendes Herz.

„Es war ein Abend wie heute, genau so blitzten die Sterne. Eine Schnuppe fiel, da — da — wünschten wir etwas, die alte Lisbeth hatte uns das gelehrt, und sagten es lachend einander. Es war dasselbe gewesen — wir hatten Beide gewünscht, daß ich doch bald, recht bald Capitän sein möchte."

„Waldemar — ich bitte", sagte sie bebend und stockend.

„Und heute bin ich's, Gamma!"

„Ja, Waldemar — aber es ist Alles anders gekommen, das dürfen wir nicht vergessen."

„Nein, Kind — Fräulein Gamma, wollte ich sagen", stieß er erregt und von ihrem kalten Tone betroffen hervor, „das wollen wir auch nicht. Heute ist die kleine Gamma die große Dame, die Braut des ersten Beamten von H., bald eine reiche Frau. Wir wollen das nicht vergessen, liebe Gamma, nur uns erinnern was war, und vergleichen mit dem, was ist. Das ist ein so unschuldiges Vergnügen, meinst Du nicht, Gamma?"

Sie schüttelte das Haupt. „Nicht — ganz."

„Ah, ich bitte um Verzeihung, das wußte ich nicht. Ja, das Seeleben macht Unsereinen etwas rauh und rücksichtslos. Brechen wir dies Gespräch ab!"

Es wollte sich jedoch kein anderes anspinnen, dann hatten sie auch bald die Schloßtreppe erreicht. Gamma blieb an derselben stehen. „Gute Nacht, Waldemar, ich danke!"

„Darf ich nicht vollends mit hinaufgehen?"

„Es sind nur wenige Schritte, dort kann mir nichts geschehen — gute



Digitized by Google

Nacht!“ Ohne ihm die Hand zu reichen schlüpfte sie davon und er wandte sich schnell dem eben verlassenen Wege wieder zu.

In der Mitte der Treppe unterbrach ein Absatz dieselbe. Seitwärts davon stand eine Linde und unter jener eine Bank. Die schönste Aussicht bot sich von dort auf den Ort, freundlich blinkten jetzt bereits in allen Häusern die Lichter.

Gamma setzte sich auf die Bank nieder, lehnte den Kopf an den Stamm des uralten Baumes und blickte hinunter auf die vielen hundert glänzenden Fenster. „Ob eins von all' den Lichtern wohl Jemandem leuchtet, dem ebenso weh um's Herz ist, als mir?“ fragte sie in das Abenddunkel hinein. „Wenn er wüßte, wie weh' er mir gethan! Es war nur ein Scherz, sollte nur Scherz sein und traf doch mein armes Herz so tief. Wenn er wüßte, daß durch all' meine Mädchenträume sein Bild gezogen, daß ich gewartet und gehofft, daß ich geglaubt, was er in jugendlichem Uebermuth geredet, könne Ernst sein! Und dann die lange Zeit, wo ich auf ein Zeichen der Erinnerung, einen Gruß vergebens wartete! Arme Gamma!“

Die eine schwere Flechte hatte sich unter dem Hute gelöst, sie warf sie von der Schulter zurück, nahm den Hut ab und kühlte die heiße Stirn an der Abendluft.

„Endlich“, seufzte sie, „kam Alles so, wie es nun ist, unabänderlich ist — und bleiben wird. Resignation ist ein böses Wort, ich hab's erfahren. Er zieht wieder hinaus, mitten in's Leben hinein, das ihm immer gelacht — ich . . .“; sie verstummte und preßte die Hand gegen das Herz.

„Ich trage in Stille und Ergebung, er wird sobald auch die ernste Gamma vergessen haben, als das Bild der jungen, heitern seinem Gedächtniß entschwunden war. Ich aber — ich werde ihn nie vergessen können, das ist der Unterschied.“ Langsam erhob sie sich und schritt der Höhe zu; dumpf fiel das große eiserne Thor hinter ihr in's Schloß.

* * *

„So etwas sollte nicht sein, Waldemarchen, man verwöhnt derlei Menschen eigentlich“, hatte die alte Lisbeth gesagt, als der Sohn des Hauses ihr den Vorschlag machte, die Hanne in das ehemalige Amtshaus zu nehmen, damit sie sich schneller erhole, als es daheim unter dem Vogelgeschrei und den rauhen Worten der Mutter möglich sei.“

„Derlei Menschen kennst Du nicht, Söhnchen!“ aber sie begann doch sofort auszuräumen und einzurichten im warmen Hinterstübchen, und als der junge Mann nach einem Spaziergang heimkehrte, fand er die rothe Hanne schon in dem Quartier, welches sie sinnend betrachtete.

„Das ist ein Ding“, brummte Lisbeth, „da sieh' nur, Waldemar, es war ihr gar nicht recht, aus dem schrecklichen Loch herauszukommen, sie würde nicht schlafen ohne das Geschrei. Das soll doch einen Christenmenschen verwundern, wie? Als ich ihr aber sagte, Du wolltest es so, da fragte sie schnell: „Der schöne Herr — dann komme ich.“ Nur den zahmen Vogel hat sie mitgebracht, da sieh' nur, er sitzt auf ihren rothen, ungekämmten Haaren wie in einem Neste“ Und Lisbeth brummte und verwunderte sich den ganzen Tag über, sorgte aber wie eine Mutter für das kranke Mädchen.

Als sie Waldemar den Nachmittagskaffee, ohne welchen er seinen Spaziergang nicht antreten durfte, brachte, lachte sie so geheimnißvoll, daß er sie fragend ansah.

Digitized by Google

„Nun, gute Lisbeth, was giebts?“

Sie zwinkerte mit den Augen. „Drüben ist Besuch!“

„Der mir gilt?“

„Das weiß ich nicht, aber die alte Lisbeth ist nicht so dumm als sie aussieht.“

Er hatte sich wieder über die Zeitung gebeugt und ihre letzten Worte nicht vernommen, überdies kannte er die schwache Seite der Alten, ihn Allen, die kamen, als den groß und vornehm gewordenen Amtmanns Waldemar zu präsentiren. Nach wenigen Minuten schaute der graue Kopf schon wieder um die Thür.

„Waldemar, ich glaube, der Doctor kommt durch den Garten!“ Nun wußte er, mochten ihre alten Augen sie getäuscht haben oder nicht, daß es für ihn mit dem Zeitungslesen vorbei sei, daß sie in der nächsten Minute etwas Anderes vorzubringen haben würde, und stand auf, um nach dem Hinterstübchen zu gehen.

Dort sah er etwas Unerwartetes — Gamma an Hanne's Lager. Sie hatte sich zu dem Mädchen gewandt, das einen Blumenstrauß in der Hand hielt, und bemerkte seinen Eintritt nicht.

„Ich mag nur Blumen aus dem Walde“, sagte Hanne und Verdrossenheit klang dabei aus ihrer Stimme; „was soll ich mit Blumen, die nur reiche Leute in den Gärten haben und die ich nie wieder bekomme, wenn ich sie nicht stehle!“

„Stehlen?“ fragte Gamma erschreckt.

„Mutter sagt, die reichen Leute“ — sie hatte sich lebhaft aufgerichtet, ihr Blick fiel dabei auf Waldemar, sie stieß einen kleinen Schrei aus und fuhr mit dem Kopf in die Kissen; der zahme Canarienvogel flatterte erschreckt auf.

Auch Gamma drehte sich zur Seite: „Ah, Herr — Bork — verzeihen Sie, ich erfuhr von den Eltern des Mädchens . . .“

„Bitte“, sagte er kalt, „es gab eine Zeit, in welcher sich Gamma Prosseneck nicht entschuldigte, wenn sie über die Schwelle dieses Hauses trat.“

„Da“, rief Hanne und hielt ihm die Herbstblumen hin, „ich gebe sie Ihnen und will nie, gewiß nie welche aus Ihrem Garten nehmen, sie sind von Professors Fräulein.“

Er wehrte den Strauß ab, unschlüssig, ob er das Zimmer verlassen, ob er bleiben solle. Gamma war an's Fenster getreten und blickte auf die buntgefärbten Bäume des Gartens. Wie hart das wieder aus seinem Munde geklungen — er wollte ihr absichtlich zeigen, daß er nie, nie mehr für sie gefühlt als nur vorübergehendes Interesse. Nein, nicht einmal Interesse, sie war nichts gewesen, als ein Spielzeug, mit welchem er sich die Langeweile in H. vertrieben.

Lisbeth schob die Thür halb auf.

„Waldemarchen, ich habe mich geirrt, der Doctor war's nicht, aber — na, wenn das Ding da nicht den Hochmuthsteufel in den Kopf bekommt — jetzt kommen der Herr Amtshauptmann und Fräulein Beta.“

Ueber Gamma's Antlitz huschte es wie ein finsterer Schatten, der Mariner sagte eine gleichgiltige Höflichkeitsphrase und ging den Ankommenden entgegen.

„Ah“, seufzte Fräulein Beta und sank auf einen Stuhl, „das war in der That zu viel für meine Nerven, das gräßliche Gekreisch in der Spelunke — Gamma und Du . . .“

Digitized by Google

Herr von Hofen war auf seine Braut zugeschritten und küßte ihr die Hand; sie ließ das unbeweglich geschehen.

„Ah, meine kleine Samariterin — was sagen Sie, Herr Capitän, zu der kleinen extravaganten Dame? Ja, ja, theure Gamma, was Sie gestern thaten und heute, Pardon, aber das hatte doch einen Beigeschmack von Extravaganz; Fräulein Beta stimmt mir bei, nicht wahr?"

„Gewiß, Schwager, wie würde ich denn sonst dieses Opfer gebracht und an meine Nerven die Anforderung gestellt haben und den entsetzlichen Berg hinunter gestiegen sein!"

Auf Gamma's schönem Antlitz rührte sich nicht ein Zug, als sie fragte: „Diese Extravaganz besteht in . . .?"

Der Herr von Hofen zupfte an seinen Manschetten. „Liebe Gamma, Sie kennen mich, meine Grundsätze sind sehr streng, der Anstand geht mir über Alles!"

„Und" — sie sah ihm fest in's Auge — „ich habe dieses Anstandsgefühl verletzt, ich verstehe."

„Kind, nun nimmst Du's tragisch; lieber Waldemar, kommen Sie mir zur Hülfe", rief Beta und seufzte, „ah, die Alten schon hatten ein Sprichwort . . . nun, lassen wir die Wissenschaft bei derartigen Bagatellen . . . ich finde es sehr gerechtfertigt, wenn mein Schwager nicht damit zufrieden ist, daß Du stundenlang an dem Bette einer Gänsehirtin sitzt und . . ."

„Ja, theure Gamma, zürnen Sie mir nicht", fiel ihr Verlobter ein, „aber Sie müssen mir zugeben, daß . . . von dem gestrigen Gange erfuhr ich vorhin, ganz H. erzählt sich die romantische Geschichte... ich eile hinüber, um Ihnen zu sagen, daß Sie um meinetwillen diese Gänge unterlassen, und finde Sie nicht daheim. Man weiß nicht wo Sie sind, man sollte aber jederzeit wissen, wo eine junge Dame sich befindet, welche in vier Wochen die Gattin eines Mannes sein wird, der streng auf Anstand hält und der ihr eine Position geben wird, um die sie Viele beneiden."

Gamma's Antlitz wurde immer bleicher, aber sie unterbrach den Sprechenden mit keinem Laut. Waldemar biß trotzig seine Lippen aufeinander und sein Fuß trat die morschen Dielen so fest, daß sie leise krachten.

„Wir überlegten, riethen — kamen natürlich zu dem Schluß, daß Sie auch heute Ihrer romantischen Laune nachgegeben — Fräulein Beta begleitete mich."

„Ja, um mit Anstand Dich zurückzugeleiten", hauchte das nervöse Fräulein.

„Wir kamen an die Hütte und erfuhren dort, daß das Gänsemädchen sein primitives Lager mit dem bessern hier vertauscht habe; die Leute sind ganz glücklich über den Unfall — erfuhren, daß Sie dort waren und hörten die Vermuthung, daß Sie hierhergegangen sein würden. Dies letztere, Sie verzeihen, Herr Bork, dies — dies war Dasjenige, was mir am meisten ein Verstoß schien. Meiner zukünftigen Gattin, theure Gamma, darf Niemand einen Vorwurf machen können!"

Das Mädchen richtete sich stolz auf und warf das blonde Haupt zurück.

„Nein, Sie haben Recht, das darf Niemand — kann aber auch Niemand!"

„Gewiß nicht, Beste, aber die Menschen, Sie kennen die Menschen noch nicht, liebe Gamma!"

Ein ironisches Lächeln zuckte um ihren Mund. „Doch, ich kenne sie —

Digitized by Google

und erkenne, wie sehr ich Ihr Anstandsgefühl verletzen mußte, Herr von Hofen. Es war sehr, sehr extravagant von mir, nach einem Wesen zu sehen, das so völlig unter der Linie der denkbaren Menschen stand, nach einer Gänsehirtin. Sie freilich hatten das Kind beinahe dem Tode überliefert, aber — mit Geld, mein Gott, dergleichen sühnt Geld! Und noch viel, viel extravaganter war es, ein Haus zu betreten, in welchem ich wie eine Tochter desselben aus- und eingegangen, ein Haus, in welchem zufällig ein Mann weilt, als dessen Schwester ich mich habe betrachten lernen von Kindheit an — ja, das war entsetzlich, Herr von Hofen!" Sie lachte spöttisch auf. Der Amtshauptmann drehte verlegen seinen Hut hin und her.

„Aber Gamma, meine verehrte Gamma, wie Sie das gleich auffassen, Sie machen mir da einen Vorwurf und ich versichere, die Leute können den kleinen Unfall als Glück betrachten. Weil ich es war, der denselben herbeiführte, erweisen sämmtliche Honoratioren in H. den Leuten alle möglichen Aufmerksamkeiten . . . Sie thun mir Unrecht, Sie müssen das einsehen!"

„Unbedingt, unbedingt", fiel Fräulein Beta ein, „sie muß es einsehen, auch welch' ein Opfer ich ihr bringe. Sie wird ihre Thorheit bereuen, sich nicht mehr um das Mädchen kümmern und jetzt, wie es der Anstand fordert, mit uns zurückkehren. Lieber Herr Waldemar, wenn Sie die Güte hätten, nur ein Glas Wasser! Dergleichen Scenen greifen mich entsetzlich an — und dann, nimm Deinen Hut, Gamma, es bleibt wie ich gesagt, Du überläßt das Mädchen der alten Lisbeth und . . ."

Gamma hatte bereits den Hut in der Hand und machte jetzt einige Schritte der Thür zu.

„Schwester Beta", entgegnete sie ruhig, „Du wirst Dich durch ein zweites Glas Wasser von dem Schreck erholen, welchen Dir meine jetzige Erklärung jedenfalls einflößt. Ich werde mich um die Hanne bekümmern, so lange sie in Gefahr ist und Herr von Hofen — weil ich kein Kind bin, das über seine Schritte und Handlungen nicht Rechenschaft zu geben braucht, sondern genau weiß, was ich zu thun und zu unterlassen habe, gehe ich, wie ich kam, allein!" und rasch hatte sie sich gewandt und das kleine Gemach verlassen.

„Entsetzlich!" hauchte Beta, „sie geht allein!"

Der Amtshauptmann war erst roth, dann blaß geworden und lehnte jetzt, ohne ein Wort zu reden, an dem Stuhl, in welchen Fräulein Beta zurückgesunken war. Waldemar, welcher die enttäuschten Gesichter der Beiden nicht sehen mochte, ging an's Fenster. Dort eilte die schlanke Gestalt über die Straße hin, wie graziös sie ging, wie selbstbewußt sie sich hielt! Und — wie schön sie gewesen war in der Erregung! So hatte er sie noch nie gesehen, er hatte das sonst so sanfte, ja beinahe gedrückt scheinende Mädchen bewundern müssen, trotzdem er am gestrigen Abend grollend von ihr geschieden war.

„Fräulein Proffeneck", sagte nach einer Pause Herr von Hofen, „es war mir doch sehr — sonderbar, wie — ein Schulknabe dort soeben meine Lection entgegen zu nehmen . . ."

„Um's Himmelswillen, theurer Schwager, Sie fassen das tragisch auf, das sind Mädchenlaunen! Denken Sie an die Haltung der Männer bei den Alten, ich kann Ihnen ein herrliches Wort darüber sagen. Gamma ist ja gefügig wie ein Lamm, wird weiches Wachs in Ihren Händen sein, das Sie bilden und formen können! Sie, der feinfühlende Mann! Sie war aufge-

Digitized by Google

regt und findet sich nicht in ihr Glück so schnell. Wir werden sie in Thränen droben treffen."

„Herr Bork, ich bitte tausendmal um Entschuldigung!"

„Durchaus nicht nöthig, mein Herr, Fräulein Gamma sprach wahr, wenn sie dieses Haus ein ihr nahestehendes nannte. Die Stützen desselben sind allerdings gebrochen, die Grundmauer steht aber noch, das ist meine brüderliche Liebe und Freundschaft für sie!"

Ein verlegenes Lächeln umspielte Herrn von Hosen's bartlose Lippen. „Ah, Sie wollen damit die Ungenirtheit meiner Braut entschuldigen, ich danke Ihnen herzlich!" Waldemar berührte nur ungern die kalten Finger des Mannes, der für ihn etwas unerklärlich Abstoßendes hatte. „Dennoch kann ich den Unmuth darüber noch nicht bewältigen, daß sie gestern am dunklen Abend allein ging! Das ist mir denn doch etwas zu sehr gegen den Anstand!"

„Ich begleitete Fräulein Gamma!"

„Ah — in der That? Das ist etwas Anderes", ein Husten unterbrach ihn.

„Sie haben hoffentlich nichts gegen diesen als selbstverständlich anzunehmenden Ritterdienst einzuwenden?" fragte Waldemar ironisch.

Der Andere machte eine sauersüße Miene. „Durchaus nicht. Sehr verbunden, danke bestens und habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen. Fräulein Beta, ich bitte um Ihren Arm!"

„Ah!" seufzte jetzt der Mariner erleichtert auf, als ihre Schritte auf dem Flur verklungen waren.

„Herr!" sagte das Mädchen, als während einer langen Pause nichts im Gemach vernehmbar gewesen war, als das Ticktack der alten Uhr, „Herr, bin ich zum Martinsabend wohl gesund?"

„Warum?" fragte der junge Mann, die Hand von den Augen sinken lassend.

„Wegen des Märtensingens", lächelte Hanne mit blitzenden Augen, „weil ich Nüsse will und Aepfel, und weil Der da", damit deutete sie nach der Thür, „der vom Schlosse, geizig ist, daß ich ihn ausspotten kann. Er hat Augen wie ein Marder!"

„Der Martinsabend!" wiederholte Waldemar. „Welche Erinnerungen das Wort weckt! Die glückliche, sorglose Kindheit steht wieder vor meinen Blicken; wie gern schmuggelte ich mich in den Haufen der singenden Kinder und zeigte lächelnd der Mutter hernach die Schätze, welche sie selber mir unwissend gespendet. Ich möchte nochmal den „Märten" singen hören!"

„Das sollst Du, Söhnchen, das sollst Du!" nickte die alte Lisbeth hereintretend.

Er klopfte ihr auf die Schulter. „Gute Seele, hier in dem einsamen Hause?"

„Laß mich nur!" schmunzelte sie geheimnißvoll, „auch eine Martinsgans sollst Du haben. Armer Junge, wie lange Du die entbehrt haben magst, da draußen, ich darf es gar nicht denken." Der junge Mann schüttelte den Kopf. „Wo werde ich sein, wenn man hier den Märten singt? Alte Lisbeth, ich muß bald abreisen."

„Nein", sagte sie bestimmt, „nein, gewiß nicht. Ich hätte solch' eine Freude, darum mußt Du bleiben, es ist mir, als wäre das nun mein letzter glücklicher Tag, denn, Waldemar, ich habe mir darauf etwas vorgenommen. Mach' mir keinen Strich durch die Rechnung!"

Digitized by Google

Er sah gerührt in das unschöne Gesicht.

„Wenn es so ist, dann will ich gehorchen. Da hast Du meine Hand, ich bleibe", und Lisbeth drückte die Schürze an die trübgewordenen Augen.

Es waren schon mehr als acht Tage vergangen seit der Uebersiedelung der Gänsehanne in das alte Amtshaus. Das Mädchen durfte bereits einige Stunden das Bett verlassen, trug den kranken Arm in der Schlinge und huschte hinter der alten Lisbeth wie ein Schatten drein.

„Man kann sich nicht wehren, sie ist wie ein Kobold", klagte sie oft und mochte nicht gestehen, daß sie schon eine gewisse Anhänglichkeit an das rothhaarige Mädchen hatte, das ihr mit der Liebe eines treuen Haushundes zugethan war.

Gamma hatte, trotz ihres energischen Auftretens, ihren Besuch nicht wiederholt, täglich forschte Waldemar die Lisbeth aus, direct und indirect, vergebens. Er nickte traurig, sie hatte sich einschüchtern lassen und würde nun wohl wieder in die alte Abhängigkeit gerathen — armes Mädchen. Er selber hatte das Schloß gemieden, obwohl ihn der Amtshauptmann wiederholt um seinen Besuch gebeten und er durch Unterlassung desselben auch eine Unhöflichkeit gegen den alten Professor beging. „Warum", fragte er sich, „sollte er auf's neue den unangenehmen Eindruck vermehren, den er von Gamma's Zukunft erhalten. Es war ihr Schicksal, nein, ihr freier Wille, und nicht mehr daran zu rütteln und zu ändern! Und selbst wenn das sein könnte, was dann? Es konnte nicht sein! Er wußte, daß er mit Gefühlen an das schöne, blonde Mädchen dachte, die, wäre sie frei gewesen — aber wäre sie frei, hätte sie dieselben je erwiedert? Hatte sie ihm nicht deutlich gezeigt, daß er ihr gleichgiltig, vermied sie nicht ängstlich jede Anspielung auf die frühere Zeit? Es war nicht zu spät, sondern — ach, daß er die Gedanken hätte bannen können! Und dennoch, All' und Jedes mahnte ihn wieder an sie! Zwischen den Jugenderinnerungen tauchte ihr Bild auf, ihr blondes Köpfchen, ihr frisches Lachen! Ach, wie lange schon mußte das verklungen sein!

„Vom Schlosse, Herr!" sagte die rothe Hanne und legte einen kleinen Brief in seine Hand. Die krausen, schwer zu entzifferndem Buchstaben hatte der Professor niedergeschrieben. Er lud den jungen Freund ein, einige neue Gegenstände, welcher er seiner Sammlung hinzugefügt, zu besichtigen.

„Machen sich überhaupt so selten, sollte beinahe beleidigt sein, hat das Jagdvergnügen die alten Freunde ganz in den Hintergrund gedrängt?" hieß es in dem Briefe.

„Da hilft nichts", sagte Waldemar seufzend, „ich wollte sie nicht mehr sehen und auch nicht jenen Mann, der so wenig zu ihr paßt und den sie doch selber wählte. O ewiges Räthsel des Frauenherzens, wer löst Dich?"

Er schritt am Nachmittag die Fahrstraße hinan, es drängte ihn nicht, eilig sein Ziel zu erreichen, wie das erste Mal, als er Gamma wiedersehen wollte. Es war ein stürmischer, regnerischer Tag, der Wind trieb die welken Blätter durch die Lüfte und zauste an Waldemar's Haaren; Bäume und Sträucher waren über Nacht kahl geworden.

„So öde ringsum wie in mir selber!" sagte er halblaut. „Es thut mir auch nicht gut, länger zu bleiben, ich muß wieder fort, um die unnützen Grillen zu verjagen. Ach!"

Dieser staunende Ausruf unterbrach sein Selbstgespräch, als er sich dem großen Schloßthor zugewandt hatte und unter dem Bogen desselben eine

Digitized by Google

schlanke weibliche Gestalt hervortreten sah — Gamma. Sie hatte ihn in eben demselben Augenblicke bemerkt, und kam beinahe zögernd näher. Um das blonde Haupt hatte sie nach Art der Mädchen aus dem Volke ein schwarzwollenes Tuch geschlagen, dessen Enden sie auf der Brust zusammengefaßt hielt. Ihr schönes, blasses Antlitz trat aus diesem dunkeln Rahmen noch wirkungsvoller hervor.

„Ach, Fräulein Gamma, in diesem Wetter draußen?" fragte der junge Mann.

Sie nickte und sah nur flüchtig auf.

„Ich liebe den Wind, ich wollte in den Wald, weil . . ."

„Weil", setzte er sarkastisch fort, „es Ihnen unbekannt war, daß ein Billet Ihres Vaters mich hierher lud."

„Nein — ich wußte das", entgegnete sie völlig unbefangen.

„Sie sind offen! Sie wollten es vermeiden, mich zu treffen?"

„Vielleicht ja!" Sie sagte das in einem eigenthümlich dumpf klingenden Tone.

Er lachte gezwungen auf.

„Es ist etwas Rührendes um Naivetät, selbst um erkünstelte. Ich danke Ihnen, mein Fräulein, aber gestatten Sie mir, Ihnen die Flucht vor meiner Person zu erleichtern; es wäre zu grausam, Sie dem Wetter auszusetzen. Haben Sie die Güte umzukehren und Ihrem Herrn Vater die Bestellung von mir auszurichten, daß . . . ja, daß ich in einen Graben gefallen sei. Sie wissen, mancher Narr, der mit den Augen in der Höhe sucht oder gar nach Wolken und Sternen blickt, stolpert . . ."

„Waldemar!"

Fast drohend klang das Wort, er stutzte und schaute erstaunt in ihr von flammender Röthe übergossenes Antlitz.

„Waldemar, haben Sie noch so wenig in meiner Seele gelesen, um Spott und Hohn für mich zu haben? Man pflegt Unglückliche nicht zu lästern — und ich . . ."

Er hob wie beschwörend die Hand.

„Gamma, reden Sie nicht weiter!"

„Doch", sagte Sie fest, „Sie zwingen mich dazu, ich will! Will Ihnen sagen, daß ich Ihnen auswich, ja, aber auch warum."

Sein Herz schlug plötzlich schneller, ein seltsames Gefühl überschlich ihn.

„Ich wollte Ihnen nicht in's Auge blicken, weil Sie mich neulich stark sahen und nun — in meiner Schwäche doppelt verachten müßten!"

Es war ihm gewesen, als hätte sie etwas sprechen müssen, ein Wort, das jenes wilde Klopfen in seiner Brust gerechtfertigt hätte. Wie so anders das eben klang!

„Ich verstehe Sie nicht, Gamma!"

„Nicht?" fragte sie gedehnt und lachte dann bitter auf. „Ha, wie sollten Sie auch, wenn ich nur in Andeutungen rede. Aber Sie sollen es jetzt wissen: neulich, als man mich in Ihrem Hause zur Rede stellte, loderte der letzte Funke von Energie in mir auf, ich sagte dort, daß ich unbekümmert wiederkehren würde und habe dieses Wort nicht gehalten."

„Nein, Gamma."

„Das war feige, schien feige, Waldemar, und doch war's nicht so von mir, ich dachte nicht an mich, sondern an den alten, gebrechlichen Mann, welchen die Welt schon närrisch nennt, und die unversorgten und unpractischen

Digitized by Google

Schwestern — Sie wissen es jetzt, warum ich mich fügte. — Um Ihnen diese Aufklärung nicht geben zu müssen, oder um nicht ohne dieselbe unter Ihren Blicken zu erröthen — wollte ich Ihnen ausweichen."

„Arme Gamma!"

Sie wehrte durch eine heftige Bewegung diesen Ausruf gleichsam ab; das Tuch flatterte zurück und sie zog es wieder fester um das Haupt. „Nicht so, keine Redensart, Waldemar, Sie sind dazu zu ehrlich. Ich muß tragen, was ich mir aufbürdete, wissentlich aufbürdete, da darf ich kein Mitleid fordern, will es nicht haben. Ich rechne mit mir selber ab."

„Welche Stärke Du hast, Gamma." Er mußte sie Du nennen, wie in seinen Gedanken an sie, wie in jener vergangenen glücklichen Zeit.

Wieder lachte sie bitter. „Stärke, ach nein, nur ein Gefühl von Pflicht. Gälte es mir allein, ich würde auch Stärke haben, ich würde die Tage nicht langsam, langsam haben schleichen sehen, wie so viele der Mädchen dort unten im Ort, die unter dem Schleichen der Zeit alt wurden und einer trostlosen Zukunft entgegen gehen, ohne Beruf, ohne Halt ihr Leben führen. Es ist traurig, in solch' kleinem Ort, Waldemar. Sie waren alle jung und blühend und tanzten und warteten und träumten vielleicht von Einem, der ihnen in flüchtiger Stunde Schönes gesagt und nie wieder an sie dachte, bis sie darüber alt wurden. Ein Mädchen auf dem Lande hat so wenig Chancen, hier und dort ist Eine unter Allen froh, einen Mann zu finden, an dessen Seite sie im glücklichsten Falle das langweilige Leben führt, wie es ihre Mutter in engen Verhältnissen und eng beschränktem Gesichtskreise that. Ich hätte das nicht erwartet, ich wäre hinausgegangen in die Welt, wäre Künstlerin geworden, vielleicht unglücklich gewesen, hätte aber doch gelebt. Jetzt ist mein Loos ein hier beneidetes, glückliches!"

„Arme Gamma", wiederholte er trotz ihres Verbotes und faßte nach ihrer kalten Hand; „theures Mädchen, in jenen Worten lag auch eine Anklage für mich!"

Sie stieß einen halblauten Schrei aus und starrte ihn fast angstvoll an.

„Nein, nein, ich träumte nie, nie!" dann riß sie ihre Hand los und eilte davon, dem sich auf dem Bergrücken hinziehenden Walde zu.

„Arme Gamma", sagte Waldemar zum dritten Male und strich die Haare aus der Stirn; „ich fühle es dennoch, daß ich richtig ahnte. Aber, wäre denn nicht gut zu machen, was man verschuldet? Soll sie dem Unglück verfallen und ich mit ihr? ich, der ich sie liebe?"

Es waren langweilige Stunden, die er droben mit dem alten Professor und dem Amtshauptmann verlebte, er hörte nur halb auf Das, was man ihm sagte und gab zerstreute Antworten. Erst als er sich verabschieden konnte, nahm sein Gesicht einen zufriedenen Ausdruck an. Gamma war nicht zum Vorschein gekommen.

„Vielleicht ein wenig Kopfschmerz und sehr viel Laune", sagte lächelnd Herr von Hofen. „Nun die beseitigt man in der Ehe, das ist nicht schwierig."

* * *

Am Martinstage lag eine leichte Schneedecke auf den Bergen und über den Feldern ausgebreitet. „Frau Holle hat ihr Federbett gleich zum ersten Mal tüchtig geschüttelt", sagten die jauchzenden Kinder und spielten in dem Flockengewirr umher und brachten die kleinen Schlitten an's Tageslicht.

Digitized by Google

Waldemar Bork war seit seinem letzten Besuche auf dem Schlosse sehr ernst und in sich versunken gewesen. „Er sehnt sich fort", klagte Lisbeth der rothen Hanne, welche sie jetzt als Gehülfin feierlich mit des jungen Herrn Bewilligung engagirt. „Ich sehe es ein, daß er auch fort muß, aber nur den Martinstag muß er noch bleiben, daß wird mein letzter Festtag auf der Welt!" und Hanne, die jetzt den Arm befreit von der Binde trug, die rothen Haare mühsam glatt gescheitelt und sich reinlich gekleidet hatte, nickte dazu mit feierlichster Miene.

Aber auch den berühmten Martinstag hatte der junge Herr ganz und gar vergessen, ebenso hatte er kein Auge für all' das Heimlichthun der alten Dienerin und als er am 11. November um die Mittagszeit heimkam und nicht wie sonst seinen Tisch gedeckt fand, klang die Frage um das Warum ziemlich unsanft. Das bekümmerte jedoch die Alte wenig. Sie faßte mit gewichtiger Miene seinen Arm und führte ihn hinüber in die „Visitenstube", wo nicht allein den Möbeln die Ueberzüge abgenommen waren, sondern auch eine große gedeckte Tafel prangte.

„Mußt schon etwas warten, mein Söhnchen, bis die Anderen kommen, um drei Uhr."

„Wer?" fragte er erstaunt, die lächelnde Haushälterin ansehend.

„Nun, Alle die ich eingeladen habe. Mein Waldemarchen, ich habe von Deiner Mutter gelernt, was sich schickt. Dem Professor mußten wir doch die Einladung erwiedern, seine drei Töchter und der Amtshauptmann kommen natürlich auch, von Denen ist mir zwar nur die Gamma recht, denn er ist ein Heide und die beiden alten Jungfern stehlen dem Herrgott die Tage, aber es schickt sich doch nun einmal so. Und dann der Domänenrath, bist Du zufrieden? Hier", sie zeigte in ein Nebenzimmer, „stehen große Körbe voll Obst für die Kinder, da kannst Du mit der Gamma mit vollen Händen austheilen, wie Ihr's als Kinder thatet, ist das so recht?"

Er lobte gerührt die gute Alte, begrüßte seine Gesellschaft in bester Form, wenn auch mit bedrücktem Herzen und bald saß man an der Tafel, auf welche Lisbeth mit Siegermiene die kunstvoll gebratene Martinsspeise stellte.

Oft schweifte Waldemar's Blick hinüber nach dem geliebten Mädchen, sie sah noch bleicher aus; so oft Herr von Hosen sie anredete, schien es, als durchzucke sie eine unangenehme Empfindung. Waldemar und Gamma hatten nicht ein Wort für einander gehabt, als sie sich begrüßten, nur ihre Hände hatten eine Secunde zusammen geruht.

Die Unterhaltung bei Tische war lebhaft, besonders zwischen den beiden alten Herren, dem Professor und dem Domänenrath, welche über die Bedeutung des Tages stritten.

„Wie ich Ihnen sagte, mein Lieber, man muß keine triviale Anschauung der Dinge aufkommen lassen, das ist immer mein Princip!" rief der Erstere mit erhöhter Stimme. „Man sollte dem Volke gerade an solchen Tagen die alten, edlen Bedeutungen wieder klar werden lassen!"

„Verehrtester, Sie wollen doch nicht hingehen und den singenden Kindern, welche sich alsbald einstellen werden, erzählen vom Leben und Streiten des heiligen Martin, von seiner Gründung des ersten Klosters — das gehört nicht in unsern evangelischen Gedankenkreis. Ueberdies bringen unsere Landleute die Feier des Tages mit dem Namen und Geburtstag oder Tauftag Luther's zusammen, das hat seinen guten Sinn."

Digitized by Google

„Bitte, bitte“, und der hagere Zeigefinger des Professors tippte dreimal auf die Brust seines Nachbars, „das ist ganz unrichtig, d. h. nicht die Sache mit Luther, sondern der Ursprung der Feier. Auch der heilige Martin hat mit dem Ursprung nichts zu thun, um jene Zeit feierten die Germanen und Gallier ihr Erntedankfest, das ist der erste Anfang.“

„Also ein dreifaches, doppelt bedeutsames Fest, da findet Jeder seine Rechnung“, lachte der Vormund Waldemar's, er wurde wieder von Fräulein Beta unterbrochen.

„Ich las darüber erst heute noch — ich kann es fast wörtlich hersagen: „Schon die alten Egypter und Hebräer, die noch älteren Chinesen und Chaldäer feierten das Erntefest als Dankfest. Die natürlichen Regungen der Dankbarkeit trieben alle Völker zu dieser Feier. Die Germanen opferten dem Wuotan, die Hebräer dem Jehova, die Chinesen dem Tin unter großer Feierlichkeit die Erstlinge des Feldes als Erntegabe. Nach der heidnischen Libitation verlangte die weltliche Lust ihr Recht. Die alten Deutschen legten sich auf ihre Bärenhaut, die Römer und Griechen auf ihre Triclinien und Polster und Decken. Alle aßen und tranken aus bekränzten Kelchen und Trinkhörnern nach Herzensluſt, würfelten und sangen, declamirten und phantasirten bis zum hellen Morgen.“ Genau so hieß es, ich kann mich auf mein Gedächtniß verlassen — in Bezug auf Alles, was die Alten betrifft.“

„Bewunderungswürdig, bewunderungswürdig!“ sagte Herr von Hofen und legte betheuernd seine Hand auf die Brust.

„Wie schön das war bei den Alten“, fuhr Fräulein Beta seufzend fort, „wie entweiht das die Gegenwart!“

„Meinen Sie durch den Gänsebraten?“ fragte der Domänenrath. „Ich finde ihn vortrefflich!“

„Durch die bettelnden Kinder“, fiel Alpha ein; „das Schreien und Krächzen, es ist horribel, die Kinder sollten unterdessen Steine suchen, Kräuter sammeln, sich nützlich beschäftigen.“

„Sie finden das auch abscheulich?“ sagte Gamma's klangvolle Stimme zu Herrn von Hofen; „Ich meine, es ist eine schöne Sitte, von dem, was dem Begüterten an Erntesegen geworden, auch den Armen zu reichen. Wie oft habe ich mit Waldemar selber unter den singenden Kindern gestanden oder jauchzend die Gaben ausgetheilt.“

„Der hübsche Kopf ist immer voll romantischer Ideen — auch wußte ich eigentlich nicht, daß es so viel Jugendbeziehungen zwischen Ihnen und unserm verehrten Herrn Wirth giebt.“ Das wurde ziemlich scharf betont. Waldemar hob das Haupt, da traf ihn ein fast bittender Blick Gamma's und das hastige Wort, welches er Herrn von Hofen erwiedern wollte, erstarb ihm auf der Zunge.

„Ja, Gänsebraten — da fällt mir ein, Fräulein Beta, daß ich Ihnen doch den Beweis liefern muß, daß ich nicht so ganz unbewandert in der Geschichte bin. Sie wissen, warum man gerade heute den Gänsebraten speist, aber ich darf's für Alle hier wohl erzählen. Man wählte, irre ich nicht, um 375 den vorhin erwähnten frommen Martin zum Bischof von Tours; er aber sträubte sich in seiner demüthigen Bescheidenheit die Wahl anzunehmen und versteckte sich in einen Gänsestall. Lange suchte man den Heiligen vergebens, aber endlich verrieth seine Umgebung ihn wie weiland ihre capitolinischen Schwestern durch ihr Geschrei das Herannahen des Feindes. Martin

Digitized by Google

ward gefunden und — Bischof. Die Gans aber wurde fortan am Geburtstage Martin's, dem sie durch ihr Geschrei und Schnattern Angst gemacht, als Zeichen der Rache geschlachtet."

Eben hatte der alte Herr seinen kleinen Vortrag geendet und Lisbeth die Lampen angezündet, als draußen der Martinssang begann. Ein großer Haufe von Kindern jeden Alters, von Buben und Mädchen, hatte sich vor dem Hause gesammelt, drängend und schiebend kamen sie die drei Steinstufen empor und sangen mit hellen Kehlen in dem am Unterharz üblichen Plattdeutsch die allerdings unbestritten auf den „heiligen Martin" zurückzuführenden Verse:

„Märten, Märten Gautmann,
De et woll vergellen kann,
De Aeppeln un de Beeren,
De Nöte gaht woll meh.
Ek stah up einen Steine,
Mek frieren meine Beine,
Gewt mek wat,
Lat mek gahn,
Lat mek nich tau lange stahn,
Himmelrik is uppe dahn
Mit allen finen Gästen,
Wer mek wat giwt is de Beste!"

Noch eh' das Lied völlig zu Ende gesungen war, hatten Lisbeth und Hanne die riesigen Obstkörbe auf den Hausflur hinausgetragen und war Waldemar aufgesprungen, um Gamma seinen Arm zu bieten und sie zur Vertheilung der Martinsgaben zu veranlassen.

„Komm, Gamma, und denke, daß Alles ist wie früher."

Sie folgte ihm wortlos; draußen gab es ein lebhaftes Getümmel und fröhliches Jauchzen, Alles umdrängte das junge Paar, welches mit vollen Händen spendete, wo sich emporgehaltene Finger, Schürzen und Körbe zeigten. Flachsköpfe und solche mit braunem Haar, blaue, graue und dunkle Augen blickten zu ihnen auf, schmutzige und gewaschene Hände faßten nach den auf den Boden gleitenden Aepfeln und immer wieder von neuem begann das alte Lied, sobald die Lisbeth die Beschenkten hinaus und andere Bittende eingelassen hatte.

Der „Martin Gutmann" war unerschöpflich am heutigen Abend und noch kein einzigmal war der Spottvers erklungen, den in weniger obstreichen Jahren die alte Lisbeth auch schon gehört hatte:

„Märten, Märten, bäre,
Lisbeth is en Bäre!"

nämlich wenn sie Spätkommenden die leeren Körbe gezeigt hatte.

Gamma's liebliches Gesicht hatte sich geröthet, ein Schein von glücklicher Zufriedenheit überstrahlte es, Waldemar wandte die Blicke nicht von ihr.

„Gamma", flüsterte er, „wenn man vergessen könnte, was Alles zwischen den früheren Martinsabenden und dem heutigen lag — möchtest Du es?"

Sie seufzte. „Vergessen, ach Waldemar — wer mich das lehren könnte!" Sie schauderte halb, die Kinder hatten sich zerstreut auf dem großen Hausflur, die Windlichter flackerten unruhig hin und her.

„Wer es kann? — der Wille", sagte er bestimmt, „wolle nur, Gamma! Sag' ein Wort und Du bist frei! Ich gehe morgen, aber ich möchte nicht, daß ich Dich in den Fesseln zurücklassen müßte. Brich sie — und — es soll

Digitized by Google

doch Alles gut werden! Sieh', Gamma, ich hatte Dich nicht vergessen während der langen Trennung . . . ich bin mir erst kürzlich klar geworden, daß ich mit Gefühlen zurückkam, die . . . Ich weiß, Du wirst sie nie theilen können, so betrachte mich als Deinen Schützer, Deinen Bruder! Ich darf jenes Wort nicht aussprechen und will es nicht, aber ich will auch nicht, daß Du zu Grunde gehst . . ."

Sie sah ihn mit den großen Augen starr an, dann hob sie beide Hände zum Herzen. „Waldemar", sagte sie flüsternd, wie als fürchte sie sich vor dem Laut der eigenen Stimme, „Waldemar, träume ich wieder den alten, lieben Traum . . . daß . . . es ist ja unmöglich . . . daß Du mich liebst? Bin ich eine Wahnsinnige, ist mein Hirn schon zerstört? Was hörte ich denn? O sag' mir, daß ich nicht träume!"

Die Innigkeit ihres Tones, der Ausdruck des lieblichen Gesichts konnten ihn unmöglich täuschen. Er faßte nach ihren Händen.

„Gamma — ich liebe Dich — wußtest Du, ahntest Du das nicht?"

Ein heller Freudenschrei, dann lag sie in seinen Armen, die sie fest umschlangen.

„Saten twei Duwen up unsen Dake,
De eine was kolt
De andre was warm,
Herr Waldemar nimmt seine Brut in Arm",

ertönte das übliche Danklied, diesmal von einem gewissen Instinct der rothen Hanne der Situation angepaßt, aus den Kehlen der beschenkten Kinder, und so hell hatte es geklungen, daß die um die Martinstafel versammelten Gäste herbeigelockt wurden. Bis auf Tante Lisbeth boten sie Alle eine Secunde lang den Anblick beginnender Versteinerung dar; Herr von Hosen faßte sich indeß zuerst.

„Ah, in der That — einer Auslegung dieser Scene, mein Herr Capitän, darf ich Sie wohl mit der Versicherung meines besten Glückwunsches überheben? Ich bin neidlos!" Damit griff er, die ausgestreckten Hände der alten Jungfern nicht beachtend, nach seinem Hut und verschwand.

Waldemar wie Gamma hatten mit ihrem jungen Glücke so viel zu thun, daß vorläufig Alles um sie her vergessen schien.

„Das Himmelreich ist aufgethan", wiederholte Waldemar den Vers aus dem Martinsliede und sah selig lächelnd in Gamma's feuchtglänzende Augen.

Endlich trat die alte Lisbeth heran und ließ dabei die Schürze, mit welcher sie die Freudenthränen getrocknet, herabfallen

„Waldemar, nun wird wohl aus der Reise in's Schlaraffenland eine Hochzeitsreise und da kannst Du mich Alte nicht gebrauchen. So muß ich denn wohl wieder warten — na, das schadet nicht, mein Söhnchen, nun kenne ich ja Deine zukünftige Frau — die hält die Strümpfe in Ehren, welche ich Dir gestrickt habe!"

Die Gläser des Domänenraths und des Professors klangen häufig aneinander und je mehr das geschah, um so getrösteter erschien der Letztere über den Wechsel des Schwiegersohns, besonders nachdem ihm der Domänenrath den Vortheil von Waldemar's Seereisen für seine Sammlungen recht klar gemacht hatte; die alte Natalie, der Lisbeth noch an demselben Abend die Verlobung ihres „Söhnchens" mitgetheilt, schlug die fleischigen Hände zusammen und ihre ganze Verwunderung und Freude gipfelte in dem einen Ausruf:

„Das ist schöner als in allen Romanen, die ich bis jetzt gelesen habe, ich bin so gerührt, daß ich nicht einmal weinen kann."

Digitized by Google

# Die erste Nachtigall.

Die erste Nachtigall
Hat heut' im Wald gesungen;
Wie immer ist ihr Schall
Mir tief in's Herz gedrungen.

Ich ging ihr nach durch Ried
Und blüh'nde Fliederhecken,
Fast knabenhaft bemüht,
Die Säng'rin zu entdecken.

Sie schlüpfte her vor mir,
Hin durch das Netz von Blättern,
Und hell, bald dort, bald hier
Scholl ihres Liedes Schmettern.

Fast durch den ganzen Busch
Bin ich ihr nachgeschlichen,
Stets war sie fort im Husch,
Stets meinem Blick entwichen.

Da sieh', im Buchenschlag,
Wo sonst die Rehe grasen,
In tiefem Schlummer lag
Ein Kind auf duft'gem Rasen.

Ein Kränzlein in der Hand,
Ein and'res in den Locken,
Der Korb zur Seite stand,
Gefüllt mit Maienglocken.

Es lachte froh im Traum,
Wie, ach! nur Kinder pflegen —
Da plötzlich klang vom Baum
Mir Flötenton entgegen.

Aus grünem Blätterdom
Streut ihre schönsten Lieder,
Wie einen Blüthenstrom,
Die Nachtigall hernieder.

Ganz nah' vom freisten Ast
Singt furchtlos jetzt die bange,
Die sich in scheuer Hast
Verbarg vor mir so lange.

Sie fühlt sich sicher nun
In dieses Kindes Nähe,
Das gern so friedlich ruh'n
Wohl selbst ein Engel sähe!

Derselben Unschuld Schild
Deckt schirmend jetzt die Beiden —
Lang' stand ich vor dem Bild,
Schwer ward es mir zu scheiden.

Conrad von Prittwitz-Gaffron.

Digitized by Google

Digitized by Google

# The Nightingale.

Digitized by Google

Theodor Fontane.

Digitized by Google

Digitized by Google

# Mitgefühl und Liebe in ihrer ethischen Bedeutung.

Von **Eduard von Hartmann.***)

## 1. Das Mitgefühl.

Einer der früheſten Inſtincte, die wir auf dem Boden des geſelligen Zuſammenlebens von Individuen erwachſen ſehen, iſt das Mitgefühl, das dem reactiven Gegengefühl (des Vergeltungstriebes) an Urſprünglichkeit mindeſtens gleichkommt; denn ſchon bei Thieren ſehen wir in Ausnahmefällen das Mitgefühl mit Ihresgleichen aus der thieriſchen Selbſtſucht rührend hervorleuchten (vergl. Darwin, Abſtammung des Menſchen, I, S. 65), und noch weniger vermiſſen wir glänzende Beiſpiele deſſelben bei den roheſten Naturvölkern. Wendet ſich das Gegengefühl als active Reaction gegen activ in Anderen auftretende Gefühle, ſo iſt das Mitgefühl eine paſſive Reaction auf paſſive Gefühle Anderer; bildet erſteres gleichſam den Gegenſtoß des elaſtiſchen Gefühls gegen Gefühle und ihre Aeußerung in Handlungen, welche auf die eigene Perſon gerichtet ſind, ſo bildet letzteres die mitklingende Bewegung einer unmittelbar nicht berührten Saite, welche aber durch das Tönen der unmittelbar betroffenen Saite in gleichartige Erzitterung verſetzt wird. In dem Object einer Handlung wird reactives Gegengefühl, im unbetheiligten Zuſchauer Mitgefühl wachgerufen; ſo viel größer die Wahrſcheinlichkeit iſt, durch directes Eingreifen überhaupt eine ſittliche Gefühlsreaction hervorzubringen, ſo viel beſſer iſt andererſeits die Ausſicht, daß das Gefühl eines unbetheiligten Zuſchauers, wenn es einmal auf das Wahrgenommene reagirt, auch wirklich im ſittlichen Sinne reagiren werde. Ueberall da alſo, wo wir überhaupt auf das Vorhandenſein von Mitgefühl oder auf Empfänglichkeit für daſſelbe rechnen dürfen, werden wir auch hoffen dürfen, an dieſem ein reineres, moraliſches Gefühl anzutreffen als an dem Gegengefühl des Betroffenen.

Das Gegengefühl iſt erſt der Uebergang vom moraliſchen Selbſtgefühl zu dem für Andere, und hat als ſolches noch einen gewiſſen ſelbſtiſchen Anſtrich, d. h. den einer vorwiegenden moraliſchen Reflexion auf ſich ſelbſt, ſtatt direct an Andere zu denken und für Andere zu fühlen und zu wirken; ſo z. B. ſucht die Vergeltung des Böſen Genugthuung für das eigene Kränkungsgefühl im fremden Leide, und ſtrebt die Dankbarkeit nach ſittlicher Selbſterhebung durch Vergeltung des Guten, um die beſchämende Depreſſion des eigenen Selbſtgefühls durch die empfangene Wohlthat und das drückende Gefühl des vom Andern gewonnenen moraliſchen Vorſprungs los zu werden. Erſt jetzt, mit der Betrachtung des Mitgefühls, verlaſſen wir jenes Gebiet moraliſcher Engherzigkeit, die vor Allem für das eigene Ich, wenn auch nur für den Stand ſeiner Moralität (alſo für das Ich in einem die Moralität nicht ausſchließenden, ſondern einſchließenden Sinne) ſorgt, und gelangen zu den Gefühlen, welche direct auf Andere gehen; denn

*) Auf dieſe hochbedeutſamen Darlegungen des berühmteſten Philoſophen der Gegenwart machen wir um ſo mehr aufmerkſam, als die Ethik von der modernen Philoſophie bisher recht ſtiefmütterlich behandelt zu werden pflegte. Die Red.



Digitized by Google

der Geselligkeitstrieb konnte, wie wir im vorigen Abschnitt gesehen haben, wegen seines halb auf Andere, halb auf das eigene Ich gerichteten Doppelgesichts nicht zu den eigentlichen moralischen Gefühlen gerechnet werden, sondern bildete erst eine Mittelstufe zwischen selbstsüchtigen und ethischen Trieben.

Wie das Gegengefühl in Rachsucht und Dankbarkeit, so spaltet sich das Mitgefühl in Mitleid und Mitfreude. Diese beiden Hauptabtheilungen sind hier aber keineswegs so streng geschieden und so genau in sich bestimmt wie dort. Denn wie in einem geöffneten Clavier eine Resonanz von ganz verschiedener Tonhöhe und Klangfarbe herausschallt, je nach dem Ton oder Vocal, den man hineinsingt, so modificirt sich auch das Mitgefühl in der Menschenbrust bis in die feinsten Nüancen je nach dem wahrgenommenen Gefühl, vorausgesetzt, daß die Saiten des Gefühls in derselben ebenso vollzählig und unverstimmt vorhanden sind, wie wir die Saiten im Clavier annahmen. Wie nun Schmerz und Lust sich in unendlich mannigfachen Formen, Gestalten und Mischungen darstellen, so auch das Mitgefühl. Die zahllosen Synonymen, welche die Sprache für die schmerzlichen und frohen Gefühle besitzt, geben in ihren verschiedenen Nüancen doch nur grobe Umrisse von dem Reichthum und der Mannigfaltigkeit des wirklichen Seelenlebens. Selten giebt es einen Schmerz, dem nicht eine gewisse Lust, noch seltener eine Freude, der nicht eine gewisse Unlust beigemischt wäre; hallt nun auch das Mitgefühl nur einigermaßen kräftige Gefühlstöne wieder, so werden doch Fälle genug übrig bleiben, wo beide Bestandtheile des Originalgefühls kräftig genug sind, um das Mitgefühl erklingen zu lassen, und zwar als ein aus Mitleid und Mitfreude *gemischtes* Gefühl. Da nun aber thatsächlich in der Gefühlsbesaitung der meisten Menschen sich Lücken und verstimmte Stellen finden, so wird auch die Mitgefühlsempfänglichkeit ein und desselben Menschen für *verschiedene* Arten schmerzlicher, freudiger und gemischter Gefühle sehr *verschieden* sein. Dadurch, daß von einem gemischten Gefühl gewisse Bestandtheile Wiederhall finden, andere aber nicht, kann auch das Mitgefühl eine von dem Originalgefühl abweichende Beschaffenheit gewinnen, wie die Färbung eines Klanges entstellt wird, wenn in dem resonirenden Clavier eine einem wichtigen Oberton des Klanges entsprechende Saite fehlt.

Das Mitgefühl bietet eine Täuschung dar, welche in unserm Intellect nichts ungewöhnliches ist; wir *empfinden* nämlich ein Gefühl, das nirgends anders als in unserer Seele existirt, wir *denken* aber nicht an dieses unser eigenes Gefühl, sondern an dasjenige, welches unser Mitgefühl erweckt. So bilden wir uns ein, gleichsam in fremder Seele zu fühlen, und das Gefühl eines Dritten *unmittelbar* mitzuempfinden, während wir doch nur den Reflex empfinden, den es in unsere eigene Seele wirft. Diese Täuschung entspricht ganz der des Blinden, welcher das Tastgefühl nicht in der Hand, sondern an der Spitze seines Stabes zu haben meint, oder noch allgemeiner der Täuschung, daß wir die Dinge da draußen zu sehen glauben, während doch in unserm Bewußtsein nur unser eigener Vorstellungsinhalt ist. Diese Täuschung erleichtert nun wesentlich die practische Wirksamkeit des Mitgefühls, indem die anscheinende Unmittelbarkeit des Rapports zwischen uns und dem Dritten die Neigung zum thätigen Eingreifen in seinen Gefühlszustand begünstigt und verstärkt; zugleich bietet das Unbewußtbleiben des Zwischengliedes als eines ausschließlich in der eigenen Seele bestehenden Gefühls eine stärkere Garantie gegen Aufstellung der Befriedigung des eigenen

Digitized by Google

Mitgefühls als egoistischen Zweckes des wohlthätigen Handelns, d. h. gegen Rückfall in die egoistische Pseudomoral, wie dies z. B. bei dem Ehrgefühl, der Reue u. a. m. der Fall ist.

Das Mitgefühl braucht keineswegs unter allen Umständen zur practischen Bethätigung zu drängen; es kann z. B. das Mitgefühl mit der traurigen oder heitern Stimmung eines geselligen Kreises sich damit begnügen, selbst traurig oder heiter zu sein. Erst da, wo eine, wenn auch noch so entfernte, im speciellen Fall vielleicht als unrealisirbar anerkannte allgemeine Möglichkeit auftaucht, durch unser Handeln das Gefühl, welches wir mitfühlen, alteriren zu können, erst da kann begreiflicherweise der Wunsch entstehen, helfend einzuwirken. Wie könnte z. B. das Mitleid mit dem Schmerz um unersetzliche Verluste (wie gestorbene Eltern und Kinder) auf den Gedanken bringen, solches Leid abstellen zu wollen, was seiner Natur nach unabänderlich getragen werden muß, bis die Zeit es lindert? Wohl aber kann bei dem Mitgefühl für die Leiden kriegführender Völker der Wunsch entstehen, die Kriege möchten womöglich ganz aufhören, wenn auch der so Wünschende zunächst nicht absieht, was er für seine Person thun könnte, um diesem Ziele näher zu kommen, wenn ihm nur das Ziel im Bereich der Möglichkeit zu liegen scheint.

Wirklich eingreifen, um das Gefühl, das er mitempfindet, abzuändern, wird der Mensch erst dann, wenn er nicht nur an die allgemeine Möglichkeit einer Aenderung glaubt, sondern auch die ihm in diesem Augenblick erreichbaren Mittel erkennt, durch welche er diese Aenderung herbeizuführen hoffen darf.

Aber auch da, wo die Gelegenheit geboten ist, wird das Mitleid keineswegs immer zur Linderung fremden Leides antreiben; es hängt vielmehr das Practischwerden des Mitgefühls sowohl von den neben ihm bestehenden Affecten als von seiner eigenen Beschaffenheit ab. Neid und Schadenfreude, Faulheit und Bosheit, Bequemlichkeit und collidirende Selbstsucht können sehr wohl gleichzeitig mit dem Mitgefühl erregt sein, und werden dann nicht nur den practischen Consequenzen des letztern Affectes widerstreben, sondern auch seinen Bestand als Gefühl bekämpfen. Sie werden seine Aeußerung unvollständig oder vollständig aufheben, wenn sie zusammengenommen seine Stärke annähernd erreichen, beziehungsweise dieselbe übersteigen. Noch wichtiger als diese das Mitgefühl paralysirenden Affecte indeß ist die Beschaffenheit des Mitleids selbst. Dieses in mehr als einer Beziehung räthselhafte Gefühl ist bekanntlich aus Lust und Unlust gemischt; je reiner die Unlust in demselben vertreten ist, je mehr also das Mitleid seiner idealen Charakteristik, scheinbares Fühlen des Schmerzes in der Seele selbst zu sein, nahekommt, desto entschiedener wird es zur helfenden That drängen; je mehr aber die Lustelemente in diesem Gefühl an relativer Bedeutung gewinnen, desto mehr wird naturgemäß die Tendenz des Gefühls, bei sich zu beharren, wachsen und bei überwiegender Lust im Mitleid sogar das Streben nach helfendem Eingreifen überwiegen müssen.

Dit Lust im Mitleid (es ist hier selbstverständlich nicht von der etwa durch Hoffnung anticipirten Lust der Hülfsleistung die Rede) kann nun wohl in zweifacher Richtung unterschieden werden, als ästhetische Lust des Mitleids und als eine der Grausamkeitswollust verwandte, wo nicht gar mit deren geringeren Graden identische Empfindung; nur zu oft aber werden beide Arten der Lust beim unbetheiligten Zuschauer sich eng verschmelzen, wie wir dies an den bei Unglücksfällen müßig gaffenden Volkshaufen sehen können, die sich gierig



Digitized by Google

um das Schauspiel eines in Krämpfen liegenden Menschen oder eines gestürzten Karrenpferdes zusammendrängen, ohne daß der Hundertste an Hülfeleistung denkt. Mag hier auch Neugier und Schaulust ein allein schon viel erklärender Factor sein, so fällt doch die aufgesuchte Lust des Mitleids bei einer großen Zahl schwer in's Gewicht; hingegen scheucht bei feineren Naturen die Unlust des Mitleids von solchem Anblick hinweg, wenn nicht die Hoffnung, helfen zu können, zur Selbstüberwindung und zur Ertragung der Unlust des Mitleids zwingt.

Die ästhetische Lust des Mitleids abstrahirt von vornherein davon, helfen zu wollen, und betrachtet das Leid durchaus nur als Schauspiel vom Standpunkte eines unbetheiligten Zuschauers. Diese Art, sich zu den Leiden der Welt zu stellen, ist gewöhnlicher als man denkt, und z. B. in Kaffeeklatschunterhaltungen gut zu beobachten; man entwickelt eine anscheinend starke Gemüthsbetheiligung, thut sich auf seine Rührung viel zugute, würde aber die Zumuthung, selber helfend einzugreifen, sehr befremdet mit leeren Ausflüchten ablehnen. Letzteres beweist nicht gerade die Unwahrheit dieser Gefühle, aber es beweist, daß dieselben nicht unmittelbare Empfindungen, sondern nur ästhetische *Anempfindungen* sind. Es ist dies ein concretes Beispiel für die Gefahren einer ästhetischen Moralbegründung im Allgemeinen.

Noch gefährlicher jedoch ist die Verwandtschaft mit der Grausamkeitswollust, die gänzlich verschieden von der Bosheit und ebensogut gegen sich selbst wie gegen Andere gerichtet, mehr oder minder in jedem Menschen wohnt. Die krankhaften Auswüchse derselben zeigen uns nur monströse Erscheinungen derselben unter Ueberwucherung entgegenstehender Triebe, können aber gerade deshalb als Schlüssel des Verständnisses für die complicirten Vorgänge im normalen psychischen Processe dienen. Wie verbreitet ist die Lust am Martyrium als solchem, sei es als Krankheit oder an gesellschaftlichen Plagen, wie oft werden dieselben in höherm oder geringerm Maße als Selbstzweck cultivirt! Auch das Mitleid mit sich selbst hat seine eigenen Reize, welche unter Umständen so mächtig werden können, daß sie zur Schädigung des eigenen Interesses führen — ein Vorgang, der dem geschärften psychologischen Blick namentlich im Frauenleben nur zur oft erkennbar wird, und ganz geeignet scheint, der Umgebung, insbesondere dem Ehemann, das Concept zu verrücken. Wie oft sieht man nicht ganz vernünftige Menschen mit Wollust im eigenen Schmerze wühlen und denselben künstlich nähren und verschärfen, statt an seiner Unterdrückung zu arbeiten! Aehnliche Paradoxien weist nun auch das Mitleid mit Anderen auf. Die Grausamkeitswollust an fremden Martern wäre in jeder Gestalt unmöglich, wenn ihr nicht das Mitleid ein lebhaft gefärbtes Bild des fremden Leides, eine scheinbar unmittelbare intuitive Sensation desselben zuführte. *Nur ein Mensch von starkem Mitleid ist starker Grausamkeitswollust fähig*, und kein Mitleid, auch das reinste nicht, ist chemisch rein von dieser Beimischung. Von den Giftmischerinnen aus Passion wird immer wieder berichtet (z. B. von der Bremerin Gesche Gottfried), daß sie von überströmendem Mitleid für ihre Opfer ergriffen waren, in Thränen schwammen bei dem Anblick der von ihnen verursachten Leiden und von den Angehörigen derselben als Engel der Barmherzigkeit gepriesen wurden. Ich sehe hierin weit weniger Heuchelei als eine enge Verwandtschaft und zum Theil causale Beziehung des Mitleids zur Grausamkeitswollust, welche überall vorhanden und sonst nur durch andere Triebe verhindert wird, solche Früchte zu zeitigen.

Digitized by Google

Es geht hieraus hervor, daß man gegen alles Mitleid, in dem die Lustelemente erheblich in's Gewicht fallen, in moralischer Beziehung sehr auf seiner Hut sein muß; mögen nun in dieser Lust des Mitleids die ästhetische Rührung, oder jene der Grausamkeitswollust verwandten süßen Schauer überwiegen, oder mag endlich eine behagliche egoistische Reflexion auf den Contrast der eigenen Leidensfreiheit mit dem wahrgenommenen fremden Leide der Hauptbestandtheil sein. Immer muß die Lustempfindung Selbstbehauptung fordern, d. h. dem Bestreben der Abänderung ihrer Ursache entgegenwirken. Nur dasjenige Mitleid, in welchem die Unlust, das Mit-Leiden das weitaus Vorherrschende und Bestimmende ist, nur dieses kann zur Abänderung der Ursache drängen, d. h. moralische Triebfeder werden. Aber auch hier bleibt die Möglichkeit offen, daß energielose, passive und dabei sehr sensible Naturen lieber à tout prix vor der Ursache der Unlust fliehen, als daß sie sich bei dem Versuch, zu helfen, der dauernden und gesteigerten Unlust des Mitleids aussetzen. Der mannigfache Widerspruch, welchen meine Behauptung gefunden, daß das Mitleid überwiegend Unlust sei und gerade die Lust in demselben keinen unbedenklichen Charakter habe (vgl. „Phil. d. Unbew.", siebente Aufl., B. II. S. 321 — 322), beweist am besten, wie wenig man bis jetzt gewöhnt ist, die moralischen und unmoralischen Seiten des Mitleids zu erkennen und zu unterscheiden, und wie sehr man dies unter den gemeinsamen Begriff des Mitleids als untrennbar verknüpft denken zu müssen glaubt. Für die Untersuchung der ethischen Bedeutung des Mitleids ist aber diese Sonderung ganz unerläßlich, wenn man nicht von vornherein sich die Vertretung ganz bedenklicher Consequenzen aufladen will, indem man das Mitleid im gewöhnlichen umfassenden Sinne als Moralprincip aufstellt. Nur das reine, von jeder Lust frei gedachte, in bloßer Unlust bestehende Mitleid kann als eine moralische Triebfeder bezeichnet werden, während doch dieses chemisch reine Mitleid in Wirklichkeit gar nicht gefunden wird, also schon deshalb dringend der Oberaufsicht und Leitung durch andere Moralprincipien bedarf.

Das Mitgefühl, mag es nun blos Stimmung bleiben, oder als Theilnahme sich äußern, oder Gelegenheit zur practischen Bethätigung haben, ist wesentlich dasjenige Gefühlselement, worauf das sogenannte „gute Herz" beruht, wenngleich letzteres schon eine etwas weitere Bedeutung besitzt und außer dem Mitgefühl noch einige andere Gefühle umfaßt, welche an anderer Stelle eine gesonderte Untersuchung erheischen. Die Hauptsache dessen, was man „das gute Herz" nennt, bleibt aber immer die Weichheit für Eindrücke fremden Wohls und Wehs, d. h. die Empfänglichkeit für das Mitgefühl, und alles Uebrige sind nur Elemente von subsidiärer Bedeutung, wennschon man sie immerhin am „guten Herzen" nicht gern vermißt. Man könnte daher das Moralprincip des Mitgefühls ohne erhebliche Ungenauigkeit auch als „Moralprincip des guten Herzens" bezeichnen, ein Ausdruck, der auch für das gewöhnliche Bewußtsein sowohl die Stärke als die Schwäche dieses Standpunktes ziemlich wohl charakterisirt. Es ist dies recht eigentlich das Moralprincip der liebenswürdigen Schwäche, einer Bonhommie, über die man die Achseln zuckt, der Sittlichkeitsstandpunkt weibischer Männer und guter, aber unbedeutender Frauen ohne tiefern Fond. Von allen Moralprincipien hat dieses am meisten einen passiven Charakter, als passive Gefühlsreaction auf eine vom Gesichtspunkt des Unbetheiligten aus wahrgenommene passive Gefühlserregung; denn je activer ein Gefühl auftritt, desto we-

Digitized by Google

niger weiß das Mitgefühl mit ihm anzufangen, desto scheuer zieht es seine weichen Fühlhörnchen in's Schneckenhaus zurück. Auf der andern Seite aber ist es wesentlich das Mitgefühl, auf dem alle Weichheit, Milde, Liebenswürdigkeit und herzeröffnende Wärme im sittlichen Verkehr beruht und ohne dessen die Eiskruste der Selbstsucht und des Stolzes schmelzende Temperatur auch des gerechtesten und edelsten Menschen Sittlichkeit etwas *Grobes, Strenges und Starres* behält. Es giebt selbst eine tiefe und heilige, aber stolz in sich verschlossene *Liebe*, welche in der Regel das traurige Schicksal hat, einsam und unverstanden durch die Welt zu gehen, weil ihr die weiche und leicht ansprechende Empfänglichkeit für das Mitgefühl fehlt, weil ihr großes und treues Herz so wenig vom „guten Herzen" hat.

Die gerade bei bedeutenden Naturen oft vergebens gesuchte Gutmüthigkeit findet man desto häufiger bei sittlich haltlosen Charakteren in Verbindung mit Leichtsinn und Wankelmuth, bei Verschwendern und Spielern, bei Tölpeln und Gänschen, und ganz besonders, wie schon Goethe bemerkte, bei öffentlichen Dirnen.

Wodurch sie zerfressen wird, das ist vor Allem das *Raffinement* der Selbstsucht, ferner der Geiz, der Neid und die Schadenfreude; womit sie sich aber trefflich verträgt, ist jene *naive Ungenirtheit der Selbstsucht*, die man bei Thieren, Wilden und Kindern manchmal in so reizender Weise ausgesprochen findet und welche die oben genannten Classen sich häufiger als andere bewahrt zu haben pflegen. Beim Wilden wechselt je nach den sinnlich anschaulichen Motiven die crasseste Selbstsucht mit überraschender Gutmüthigkeit und Aufwallungen des guten Herzens ab, deren wir uns kaum noch fähig schätzen; gleich dahinter aber platzt auch wieder die tigerhafte Grausamkeitswollust hervor. Er erschlägt um eines Spielzeugs willen seinen Nächsten und schenkt die Beute einem Andern weiter, dem er damit eine besondere Freude zu machen glaubt.

Der schon oben bemerkte Umstand, daß das Mitgefühl den Charakter eines allerprimitivsten Instinctes habe, läßt dieser Erscheinung eine tiefere Bedeutung beimessen, als sie auf den ersten Anblick zu haben scheint: es ist der in einzelnen Individuen bis in die Gegenwart herein conservirte Urzustand des Naturmenschengemüths, dem wir bei solcher Verschwisterung von naivem Egoismus und naiver Gutherzigkeit gegenüberstehen. Demgemäß ist aber auch eine auf das Mitgefühl allein basirte Sittlichkeit als eine noch möglichst unschuldige, d. h. der selbstbewußten und ihrer selbst gewissen Sittlichkeit noch möglichst fernstehende zu betrachten, die aller Garantie entbehrt, durch welche die letztere zum Ideal menschlicher Sittlichkeit erhoben wird. Als erste und wichtigste Erscheinungsform einer reinen Empfindung und Thätigkeit für Andere ist aber das Mitgefühl wiederum von höchster Wichtigkeit, welche noch dadurch erhöht wird, daß dieser Instinct als mitwirkender Factor der Sittlichkeit zu einer vollendeten Humanität für alle Zeiten unentbehrlich bleiben wird. *Unschätzbar als subsidiäre Triebfeder, völlig unzulänglich als allein bestimmendes Princip* — dies muß unser Endurtheil über das Mitgefühl sein.

Das bisher Gesagte dürfte ausreichend erscheinen, wenn nicht der Umstand, daß Schopenhauer in einer besondern Schrift das Mitleid als alleiniges und ausschließliches Fundament der Moral proclamirt hat, Veranlassung gäbe, die Ansichten dieses Philosophen, welche für weitere Kreise eine gewisse Autorität besitzen, einer genauern Prüfung zu unterwerfen. Ich er-

Digitized by Google

innere vorweg daran, daß die auf dem Mitleid beruhende Moralität nach Schopenhauer nur eine relative Giltigkeit für den Standpunkt der Bejahung des Willens zum Leben hat, also nur eine vorläufige propädeutische Geltung in Anspruch nehmen kann, bis der höhere und — esoterisch betrachtet — allein wahrhaft ethische Standpunkt der Verneinung des Willens zum Leben errungen ist, wo dann die Askese an Stelle des Mitleids als oberstes Moralprincip von entgegengesetzter Tendenz eintritt. Was den Zusammenhang des Mitleids als psychologischen Fundaments der Moral mit dem metaphysischen Moralprincip Schopenhauer's betrifft, so erfordert dieser Zusammenhang eine specielle Untersuchung; hier haben wir es nur mit dem Princip des Mitleids als der nach Schopenhauer alleinigen moralischen Triebfeder zu thun.

Es muß zunächst die Beschränkung des Mitgefühls auf das Mitleid auffallen. Dieselbe folgt aber ganz consequent (vgl. „Die Grundprobleme der Ethik", 2. Aufl., S. 210 — 211) aus Schopenhauer's unrichtiger Theorie von der Negativität der Lust (vgl. „Phil. d. Unbew.", Cap. XIII, erstes Stadium der Illusion, Nr. 1); denn wenn die Freude nur gehobenes Leid ist, so kann auch die Mitfreude nur gehobenes Mitleid sein und das Mitleid schließt dann die Mitfreude negativ schon in sich. Daß die Conclusion unrichtig ist, läßt sich leicht empirisch einsehen. Wenn ich einem Freunde, der Schopenhauer's Schriften bisher nur in den von mir entliehenen Exemplaren gelesen hat, diese Werke bei passender Gelegenheit schenke, weil ich annehmen kann, ihm dadurch eine Freude zu bereiten, d. h. also aus anticipirter Mitfreude, so würde doch Schopenhauer selber schwerlich behaupten wollen, daß diese Mitfreude nur das gehobene Mitleid über den Unglücklichen war, der seine Werke noch nicht erb- und eigenthümlich besaß.

Was muß Schopenhauer für psychologische Modelle zur Abstraction seiner Behauptungen vor sich gehabt haben, wenn er sagen kann: „Der Glückliche, Zufriedene als solcher läßt uns gleichgiltig" (S. 211)! Hat er denn nie als unbetheiligter Zuschauer einer Weihnachtsbescheerung in einer Familie mit natürlichen, lebensfrohen Kindern beigewohnt, niemals den hellen Jubel fröhlicher Menschen auf Landpartien oder den strahlenden Wiederschein innern Glückes auf dem Antlitz einer in Illusionen schwimmenden Braut gesehen, oder ist ihm bei alledem, was ihn gar nichts anging, niemals das Herz aufgegangen?

Mitleid mit handgreiflichem Jammer zu fühlen, ist freilich keine Kunst, aber die Gelegenheit zu erspähen, wo man dem kaum gedachten Wunsche zuvorkommt, wo man einen Willen befriedigt, der durch die Umstände der Befriedigung erst recht eigentlich erregt wird, darin besteht die Kunst, Glückliche zu machen und sei es auch nur auf Minuten. Das Mitleid ist ein plumper Geselle gegen die linde Hand jenes Mitgefühls, das auch unter den erschwerendsten Umständen Freudenblumen in das allen gemeine Leidenslos des Daseins zu weben und an ihnen freundliche Ruhepunkte zur Erholung der Kraft zu gewähren versteht. Wer diese Fähigkeit der thätigen Mitfreude besitzt, der wandelt wie ein Engel unter seiner dankbaren Umgebung und streut auf dem Keinem zu ersparenden Leidenswege des Lebens Rosen des Glückes, die tausend Andere an den Dornenhecken dieses Weges nicht zu pflücken verstehen. Wenn irgendwo das Mitgefühl zum Verwechseln mit der Liebe verwandt ist, so ist es in dieser Gestalt als zarte innige Mitfreude, die nicht ermüdet, nach Gelegenheit zur Bethätigung zu spähen, und um so

Digitized by Google

emsiger und um so segensreicher mit kleinen unscheinbaren Mitteln im engsten Kreise wirkt, je mehr sie überzeugt ist, daß an den Hauptleiden des Menschenlebens nichts zu ändern ist, oder doch für ihre Kräfte und Mittel nichts zu hoffen steht. In der That wird man auch eine dauernde Bethätigung des Mitgefühls in dieser feinsten und ätherischsten Gestalt fast nur auf dem Boden eines mehr als blos guten, eines liebreichen Herzens, und auch da hauptsächlich im engen Kreise der Lieben erwachsen und blühen sehen, Bedingungen, die besonders in weiblichen Naturen vereint gefunden werden (Dickens hat einige feine psychologische Skizzen in dieser Richtung geliefert, z. B. Little Dorrit). Indem Schopenhauer sich das Verständniß für die positive Bedeutung der Mitfreude abschnitt, hat er von vornherein das Princip des Mitgefühls seiner duftigsten Blüthen beraubt und die zarten Fäden, durch welche es am innigsten mit der Liebe verknüpft wird, durchschnitten.

Was weiter an Schopenhauer's Behauptung, daß das Mitleid „die einzige Triebfeder aller Handlungen von moralischem Werth" sei, Bedenken erregt, ist die vollständige Confusion zwischen bewußtem Motiv und bewußtem Ziel (oder bewußtem letzten Zweck) einer Handlung, an welcher der im § 16 der „Grundlage der Moral" versuchte Beweis dieser Behauptung laborirt. Gewiß muß jedes Motiv eine Beziehung auf Wohl und Wehe haben, wenn es den Willen bewegen soll (vgl. ebd. S. 205, Nr. 3), und zwar durchaus und nothwendig eine Beziehung auf das eigene Wohl oder Wehe, während eine solche auf fremdes Wohl oder Wehe nur insoweit den Willen bewegen kann, als diese Beziehung bewußt oder unbewußt vermittelt ist durch die Beziehung auf das eigene Wohl oder Wehe. Letzteres hat Schopenhauer außer Acht gelassen, als er die nachfolgende Argumentation darauf stützte, eine Triebfeder zu suchen, auf welche fremdes Wohl und Wehe direct und ohne vermittelnde Beziehung auf das eigene Wohl oder Wehe unmittelbar als Motiv wirkte (ebd. S. 208 oben), und als er glaubte, eine dieser psychologisch widersinnigen Forderung entsprechende Triebfeder im Mitleid gefunden zu haben. Gerade im Mitgefühl liegt die lebhafte Betheiligung des eigenen Wohls oder Weh's durch dessen energische Lust- und Unlustempfindungen so deutlich zu Tage, daß diese directe Beziehung auf den eigenen Willen und seine Befriedigung oder Nichtbefriedigung als psychologische Vermittelung zwischen dem fremden Wohl oder Wehe und der Erregung des auf Abänderung desselben gerichteten Willens gar nicht verkannt werden kann, wenn auch diese Vermittelung für gewöhnlich unbewußt bleibt. Kirchmann ist viel eher zu entschuldigen, daß er die Beziehungen der Achtungsgefühle zum eigenen Wohl oder Wehe verkannte, als Schopenhauer in Bezug auf das Mitgefühl. Uebrigens wird durch die Anerkennung dieser psychologischen Vermittelung der Motivation das Problem des Mitleids in metaphysischer Hinsicht um nichts weniger wunderbar; nur richtet sich die Verwunderung nicht mehr darauf, wie „das Wohl und Wehe eines Andern unmittelbar, d. h. so wie sonst nur mein eigenes meinen Willen bewege" (d. h. meinen Willen zum thätlichen Eingreifen errege), sondern darauf, wie es komme, daß meine Vorstellung von dem Wohl oder Wehe eines Andern in mir ein Mitgefühl erweckt, dessen Lust- oder Unlustcharakter in demselben Sinne gerichtet ist, als ob das Wohl oder Wehe nicht einen Andern, sondern mich selbst beträfe. Für diese Fassung des Problems behält Schopenhauer's metaphysische Lösung ihren vollen Werth. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

# Der Dichter der Mark.

(Mit dem Porträt Fontane's).

„Musen und Grazien in der Mark", spottete einst Altmeister Goethe auf seinem thüringischen Dichtersitz. Trockenes Brod und saures Bier, leichter Sand und Vetter Michel, das ist so ziemlich Alles, was er Gutes von der Mark zu sagen weiß. Als höchstes Lob spendet er dem Märker ein „bieder und natürlich", ohne ihm das „kräftig oder zierlich" in gleicher Unbedingtheit vindiciren zu wollen.

Freilich erst in jüngster Zeit hat die Mark durch poetische Großthaten das Recht erworben, neben die seit Jahrhunderten berühmten sangesreichen Gaue des Main, Neckar und Rhein treten zu dürfen. Ihren Sieg in dem friedlichen Wettkampf der Kunst bezeichnen die Namen Ludwig Tieck und Heinrich von Kleist; jener der Vater der romantischen Schule, dieser das größte dramatische Genie der Deutschen. Einst wurde die Mark als des Reiches „Erzstreusandbüchse" bespöttelt; jetzt ist sie des Reiches Kern geworden und giebt belebende und einende Kraft den früher ersterbenden und getrennten Gliedern. Sollte der Glaube zu vermessen sein, daß auch auf poetischem Gebiete sich vollziehen könne, was sich auf politischem ereignet hat? Vielleicht daß die Mark, wie sie uns die politische Nationalität wiedergegeben, uns auch das wahrhaft nationale Kunstwerk schaffe; vielleicht daß auf Heinrich von Kleist, den großen Kurfürsten märkischer Dichtung, ein „ex ossibus ultor" folge, der krönend vollende, was Jener ahnend und schaffend erstrebt.

Bis dahin allerdings wird die Mark, trotz Ludwig Tieck und Heinrich von Kleist, neben den sangesreichen Gauen des Main, Neckar, Rhein auf poetischem Gebiete doch nur in zweiter Reihe erscheinen. Jener wunderbare Zauber der Romantik, welcher das Kaiserthum der Hohenstaufen und zum Theil auch der Habsburger umkleidete, hat dem Kaiserthum der Hohenzollern von Anfang an gefehlt. Etwas Nüchternes, Spartanisches ist der neuen Dynastie und ihrem Stammvolke unleugbar eigen; das von den Süddeutschen so oft bespöttelte „geradlinigte Preußenthum" ist eine wesentliche, wenn schon „berechtigte Eigenthümlichkeit" des Hohenzollernreiches.

Nicht minder als auf politischem gelten auch auf poetischem Gebiete die obigen Bemerkungen. Wennschon die Häupter der neuen romantischen Schule, Ludwig Tieck, Heinrich von Kleist, Achim von Arnim, de la Motte-Fouqué, Franz von Gaudy geborene Märker waren, die echte Romantik deutscher Dichtung findet sich doch bei den Sängern der süddeutschen Gaue. Mit so liedersüßem Mund wie Gottfried von Straßburg, Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide, Goethe, Schiller, Uhland und Heine*) hat kein märkischer Dichter gesungen. Vielleicht daß einst, wenn die Weltmacht der Hohenzollern durch Menschenalter hindurch unerschütterlichen Bestand gewonnen, auch die Mark einen wahrhaft großen Lyriker hervorbringen werde, einstweilen aber müssen wir uns mit dieser Hoffnung bescheiden.

---

*) Heine, den am westfälischen Niederrhein Geborenen, der in Düsseldorf, Berlin, Göttingen und Hamburg, also im Norden seine ersten bleibenden Eindrücke und Anschauungen empfing, möchten wir doch nicht zu den süddeutschen Dichtern gezählt wissen. Die Red.

Digitized by Google

Verzeihung für diese doctrinäre Einleitung! Und doch werden wir in ihr die richtigsten allgemeinen Gesichtspunkte finden zur Beurtheilung des Dichters, welchem dieser Artikel gewidmet ist. Anlaß zu letzterm bietet ein soeben in zweiter vermehrter Auflage bei Wilhelm Hertz in Berlin erschienenes Buch: „Gedichte von Theodor Fontane“. Der elegant ausgestattete Band enthält Alles, was Fontane uns an poetischen Gaben bisher geboten, und da der Dichter sich in jenem Alter befindet, welches eine neue, überraschende künstlerische Entwickelung kaum mehr erwarten läßt, dürfte es wohl nicht verfrüht sein, ein zusammenfassendes Urtheil hier über ihn zu versuchen.

Theodor Fontane wurde am 30. December 1819 zu Neu-Ruppin in der Mark Brandenburg geboren und hat von seinem dreizehnten Jahre an sein ganzes Leben, einige Lehr- und Wanderjahre abgerechnet, in Berlin verbracht, wo er noch gegenwärtig in behaglichem Heim lebt. Nach Geburt und Wohnort dürfen wir ihn somit als echten Märker ansprechen und letzteren verleugnet er auch nie und nirgends in seinen Dichtungen. Ja, er hat seinem Heimatlande ein Dankgeschenk in Prosa geboten, welches fast vereinzelt in der Literatur dasteht: seine mit Recht berühmten „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“. Er hat seinem Vaterlande Preußen zwei unvergängliche Gaben dargebracht in seinen Beschreibungen der Feldzüge von 1864 und 1866; er wird dem neu geeinten Deutschland demnächst seine Darstellung des Krieges von 1870 und 1871 überreichen.

Neben den genannten Werken sind als Früchte seines mehrjährigen Aufenthaltes in England und Schottland zu nennen: „Aus England“, „Ein Sommer in London“, „Jenseit des Tweed“. Reihen wir noch seine drei Bücher „Kriegsgefangen“, „Heimweg“, „Deutsche Inschriften an Haus und Geräth“ der Vollständigkeit wegen an, dann haben wir Alles verzeichnet, was Fontane bisher an selbstständigen Werken veröffentlicht.

Mit seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“, seinen Schriften über England und Schottland und neuerdings mit seinen Beschreibungen der drei letzten deutschen Kriege hat unser Autor sich den Namen des deutschen Herodot erworben. In der That, dieser Vergleich ist außerordentlich zutreffend, wäre es auch nur wegen der beiden Schriftstellern eigenen warmen Heimats- und Vaterlandsliebe, wegen der kindlich schlichten und doch überaus anmuthigen und kräftigen Prosa, wegen der halb touristen-, halb chronikenhaften Darstellung. Mag ein späterer Forscher von streng wissenschaftlichem Standpunkte aus Einzelnes vielleicht berichtigen: in dem Wie des Erzählens, nicht in dem Was des Erzählten liegt der bleibende Werth obiger Schriften.

Doch nicht dem Prosaiker, nur dem Dichter Theodor Fontane soll dieser Aufsatz gewidmet sein, und wenn ich Jenes hier ausführlicher gedacht, so geschah es nur, weil er Diesen nachweislich gar stark beeinflußt. Denn der weitaus größere Theil der „Gedichte“ feiert Preußen und seine Helden oder besingt Britannien und seine Geschichte.

Es wird nach diesen Vorbemerkungen kaum mehr befremden, wenn ich zunächst das Eine betone, daß Fontane zu den Lyrikern im eigentlichen Sinne nicht zu zählen ist. Aus dem Borne menschlicher Leidenschaften, aus den tiefen Kämpfen seelischer Vorgänge fluthet ihm keine Begeisterung. Was Geibel einst als das ewig neue Thema des echten Lyrikers bezeichnete: Gott, Natur und Liebe, für unsern Dichter scheint es keinen Reiz zu haben. So

Digitized by Google

fehlt denn das echte, sangbare Lied fast ganz; nur vereinzelt klingt einmal ein wahrhaft lyrischer Accord von seiner Leyer in dem stimmungsvollen Liede:

„Alles still! es tanzt den Reigen
Mondenstrahl in Wald und Flur,
Und darüber thront das Schweigen
Und der Winterhimmel nur.

Alles still! vergeblich lauschet
Man der Krähe heisrem Schrei,
Keiner Fichte Wipfel rauschet
Und kein Bächlein summt vorbei.

Alles still! die Dorfes-Hütten
Sind wie Gräber anzusehn,
Die, von Schnee bedeckt, inmitten
Eines weiten Friedhofs stehn.

Alles still! nichts hör' ich klopfen
Als mein Herze durch die Nacht; —
Heiße Thränen niedertropfen
Auf die kalte Winterpracht."

Und ebensowenig wie aus den Freuden und Leiden des Herzens schöpft Fontane aus den Gaukelbildern einer ewig beweglichen Phantasie den Stoff seiner Gesänge. Sein Auge rollt nicht, wie das des Shakespeare'schen Dichters, „in schönem Wahnsinn, blitzt nicht auf zum Himmel und zur Erde hinab"; er steht, wie der Goethe'sche Mensch, „mit festen, markigen Knochen auf der wohlgegründeten, dauernden Erde", und nur die Thaten der Sage oder Geschichte verherrlicht er in unvergleichlichem Gedichte. So weiß er freilich nicht die Menschheit in ihrer tiefsten Tiefe aufzurühren, um sie zu ihrer höchsten Höhe zu erheben, aber er weiß, ein hochwillkommener Rhapsode, markige Weisen zu singen „von helden lobebaeren, von grözer kuonheit."

Denn je strenger wir ihm den Lorbeerkranz des echten Lyrikers vorenthalten müssen, um so freudiger erkennen wir ihm den Stab des wahren Rhapsoden zu. Theodor Fontane ist unbedingt der größte Balladendichter der Gegenwart und ein Ehrenplatz neben den besten Meistern der Vorzeit wird ihm immer gesichert bleiben. Er trifft den echt volksthümlichen Ton mit solcher Kraft, Prägnanz und Klarheit, daß ein großer Theil seiner Balladen mit Recht bereits in die Lesebücher für Schulen übergegangen und unverlierbares Eigenthum des Volkes geworden ist. Freilich führt ihn seine Vorliebe für das schlicht Volksthümliche oft zu weit und einzelne Stellen gemahnen an Zumpt'sche Genusregeln, wie beispielsweise folgender Passus aus „Havelland":

„Und an des Teppichs blühendem Saum
Die lachenden Dörfer, ich zähle sie kaum:
Linow, Lindow,
Rhinow, Glindow,
Beetz und Gatow,
Dreetz und Flatow,
Damme, Damme, Kriele, Krielow,
Petzow, Retzow, Ferch am Schwilow,
Zachow, Wachow und Groß-Bähnitz,
Marquardt-Uetz am Wublitz-Schlänitz,
Senzke, Lenzke und Marzahne,
Lietzow, Tietzow und Rekahne,
Und zum Schluß in dem leuchtenden Kranz:
Ketzin, Ketzür und Behlefanz."

Digitized by Google

Gern will ich der Heimatsliebe des Dichters Manches zugute halten, aber bei solchen Versen hört die Poesie auf und die gereimte Prosa beginnt. Diese Vorliebe für das echt Volksthümliche mochte den Dichter auch zu dem Wagniß veranlassen, nach Bürger's „Der Kaiser und der Abt" genau in demselben Metrum den englischen „Abbot of Canterbury" in seinem „König Johann und der Bischof von Canterbury" zu verdeutschen. Freilich hat Fontane, dem englischen Original folgend, den von Bürger vernachlässigten Zug frappanter Aehnlichkeit zwischen Abt und Schäfer beibehalten, aber trotzdem dürfte die Popularität des Bürger'schen Gedichtes kaum mehr zu paralysiren sein.

Ich glaube die Schranken unseres Poeten ziemlich sicher abgesteckt zu haben: überwältigende Leidenschaft und reiche Phantasie sind ihm versagt. Deshalb ist er auch frei von den Fehlern, zu welchen jene so oft führen. Nichts Ungeheuerliches, Gewaltsames, Verletzendes findet sich bei ihm; seine Gedichte sind kraftvoll, angenehm, correct und dürfen in die keuscheste Familie unbeanstandet ihren Einzug halten. Dagegen lugt, wie in den bereits angeführten Versen aus „Havelland", zuweilen das „geradlinigte Preußenthum" gar zu stark hervor und der Dichter erscheint mitunter, nach seinen eigenen Worten, „vielleicht zu deutsch, vielleicht — zu alt."

Aber innerhalb der ihm von der Natur gesteckten Schranken erscheint Fontane als ein echter Dichter von Gottes Gnaden. Mag er Preußens Helden feiern, mag er die Geschichte „von der schönen Rosamunde" oder sonstige englische und schottische Balladen singen, mag er, ein moderner Tyrtäos, die jüngsten Waffenthaten der deutschen Heere verherrlichen — immer bewährt er sich als einen Dichter von so kraftvoller Eigenart, daß sein Lied und sein Name fortleben wird im Gedächtniß der Nation. Nicht viel Töne weiß er auf seiner Leyer zu greifen, aber die wenigen versteht er meisterhaft zu componiren. Als Beweis dafür finde hier jenes Gedicht eine Stelle, welches mir als die Perle der ganzen Sammlung erscheint:

### Lied des James Monmouth.

„Es zieht sich eine blutige Spur
Durch unser Haus von Alters,
Meine Mutter war seine Buhle nur,
Die schöne Lucy Walters.

Am Abend war's, leis wogte das Korn,
Sie küßten sich unter der Linde,
Eine Lerche klang und ein Jägerhorn,
Ich bin ein Kind der Sünde.

Meine Mutter hat mir oft erzählt
Von jenes Abends Sonne,
Ihre Lippen sprachen: Ich habe gefehlt!
Ihre Augen lachten vor Wonne.

Ein Kind der Sünde, ein Stuartkind,
Es blitzt wie Beil von weitem,
Den Weg, den Alle geschritten sind,
Ich werd' ihn auch beschreiten.

Das Leben geliebt und die Krone geküßt
Und den Frauen das Herz gegeben,
Und den letzten Kuß auf das schwarze Gerüst,
Das ist ein Stuartleben."

Otto Franz Gensichen.

Digitized by Google

# Die deutsche Rechtschreibung und die Berliner orthographische Konferenz.

Von **Dr. Daniel Sanders**, Mitglied der Konferenz.

(Fortsetzung.)

In dem vorstehend über die Weichlaute Gesagten sind auch schon die S-Laute berührt. Für das einfache ſ haben wir, wenn es im Silbenauslaut steht, in unserm Alphabet bekanntlich eine eigene Form, das sogenannte Schluſs-s, auch rundes s genannt, während das im An- und Inlaut stehende ſ nach seiner Gestalt gewöhnlich als das lange ſ bezeichnet wird. Nach dem oben über die Weichlaute im Allgemeinen Gesagten hat das auslautende oder Schluſs-s die Aussprache des entsprechenden Hartlauts, der andrerseits aber auch theils durch Doppel-ſ, theils durch ß bezeichnet wird, deren Verhältnis für den heutigen Schreibgebrauch am einfachsten und folgerichtigsten durch die sogenannte Heyſe'sche Regel geordnet ist. Nach Konsonanten steht weder jemals ein Doppel-ſ noch ein ß, sondern immer nur ein einfaches ſ, wofür nach dem Obigen im Silbenschluſs immer die Form des runden oder Schluſs-s dient; das Doppel-ſ sowohl wie das ß können also beide nur nach Vokalen stehen, und zwar das erstere (wie überhaupt die Doppelkonsonanten, ſ. u.) nur nach geschärften, während — nach der erwähnten Heyſe'schen Regel — das ß den davorstehenden Vocal immer als einen gedehnten bezeichnet. Wenn das Doppel-ſ im Silbenauslaut steht, so nimmt folgerichtig das zweite ſ die Form des Schluſs-s an (also ſs), während in der Mitte zwei lange ſ (also ſſ) zu setzen sind. Erläutern wir das Gesagte durch einige Beispiele! In Gans kann nach dem Konsonanten (n) der S-Laut nur durch ein einfaches ſ bezeichnet werden, und zwar, da es hier am Silbenschluſs steht, durch ein Schluſs-s, das die Aussprache des Hartlautes hat (ebenso wie z. B. in Wand das End-d wie t lautet, gerade wie in dem seemännischen Want, vergl. dagegen als Fortbildungsformen z. B. dort die Mehrzahl: die Wände, hier: die Wanten). Ganz so wie bei dem Substantiv Gans verhält es sich auch mit der Verkleinerung Gänschen, wo am Schluſs der ersten Silbe das als Hartlaut zu sprechende Schluſs-s steht, getrennt von dem die zweite Silbe anlautenden ch der Verkleinerungssilbe ch, während ein langes ſ vor dem ch (ſ. o.) als Trigraph einen einzigen (den bekannten Zisch-) Laut bildet, vergl. z. B. Menſchen, das in hochdeutscher Aussprache keinen Reim zu Gänschen bildet. In der Fortbildung Gänſe, wo das lange ſ die zweite Silbe anlautet, tritt deutlich der Weichlaut hervor, während z. B. in bimſen, Erbſe der Anlaut der zweiten Silbe der Hartlaut ist, für den aber — weil nach einem Konsonanten stehend — doch ebenfalls nur ein einfaches ſ, und zwar als Silbenanlaut ein langes ſ gewählt werden kann, das beim Übertritt in den Silbenschluſs aber die Form des Schluſs-s annimmt, z. B. in Bims(-)ſtein, Erbs(-)kette. In Wörtern aber wie: Aas, Gras, las, lies, Los, los, Laus, Kreis u. a. m. ertönt der auf den Selbstlaut als Silbenschluſs folgende S-Laut in der Aussprache des Hartlautes; trotzdem ist hier das

Digitized by Google

einfache ſ zu ſchreiben, und zwar im Auslaut als Schluſs-s, weil in den Verlängerungsformen deutlich der weiche S-Laut hervortritt, z. B. des Aaſes, die Äſer ꝛc.; des Graſes, die Gräſer ꝛc.; leſen, wir laſen ꝛc.; des Loſes, die Loſe ꝛc.; loſe, löſen ꝛc.; die Läuſe, laufen ꝛc.; des Kreiſes, die Kreiſe ꝛc., vergl. auch hier die Verkleinerungsform der Substantiva auf **chen**, wie Äſchen, Gräschen, Löschen, Läuschen, Kreischen ꝛc., wo überall die (zwei verſchiedenen Silben angehörigen) **ſch** verſchieden ſind von dem durch **ſch** bezeichneten Tiſchlaut, vergl. z. B. Häſcher, löſchen, Fritz Reuter's Läuſchen, kreiſchen ꝛc.. Vergleichen wir aber nun z. B. die vollkommen reine Reime bildenden Wörter Kreis, Eis, Greis ꝛc. einerſeits und Fleiß, heiß, weiß ꝛc. andererſeits, ſo iſt nach dem Diphthong **ei** der harte S-Laut am Schluſs der drei erſten Wörter mit Schluſs-s zu ſchreiben, weil die Verlängerungsformen deutlich das einfache (weiche) ſ zeigen: des Kreiſes, kreiſen ꝛc., Eiſes, eiſig ꝛc., Greiſes, greiſen ꝛc.; dagegen zeigen die anderen drei Wörter in den Verlängerungen als Anlaut vor Vokalen den Hartlaut des ſ, wofür nach dem gedehnten Selbſtlauter **ei** (alle Diphthonge ſind immer gedehnt, niemals geſchärft) der obigen (Heyſe'ſchen) Regel gemäß das Zeichen **ß**, nicht das Doppel-ſ zu ſetzen iſt, vergl.: des Fleißes, fleißig ꝛc., der heiße Sommer, heißer ꝛc; der weiße Schnee, weißen ꝛc. Und ſo iſt auch offenbar das Zeitwort heißen mit ß zu ſchreiben und ſo: ich weiß, du weißt ꝛc. Vergleicht man nun aber hiermit die Verbalformen: ſie hießen und wir wiſſen, ſo ſteht vor dem harten S-Laut in der erſten Form ein gedehntes **i** (bezeichnet durch **ie**), in der zweiten dagegen ein geſchärftes **i**, daher iſt nach der Regel der harte S-Laut in jener durch ß, in dieſer durch das Doppel-ſ zu bezeichnen, vergl. ſo auch: fleißen, ſich befleißen, beißen, reißen, ſchmeißen ꝛc. mit ß nach dem gedehnten **ei**, dagegen nach dem geſchärften oder kurzen **i** mit Doppel-ſ, z. B. gefliſſen, befliſſen ꝛc., ſie biſſen, riſſen, ſchmiſſen ꝛc., gebiſſen, geriſſen, geſchmiſſen ꝛc., wie auch eſſen, gegeſſen ꝛc.; vergeſſen ꝛc.; meſſen; geſeſſen, Seſſel mit dem Doppel-ſ, nach dem geſchärften **e** und z. B. anſäſſig nach dem geſchärften **ä**, dagegen nach dem gedehnten **a** und **ä** mit ß z. B. wir aßen, äßen, vergaßen, vergäßen, maßen, mäßen, ſaßen, ſäßen ꝛc., vergl. namentlich eine in meinem „Katechismus" S. 97 aus einer Zeitſchrift angeführte Stelle: Das Standbild imponierte durch die Maſſe [mit geſchärftem **a**] und die Maße [mit gedehntem **a**], auch: laſſen, wir ließen u. ſ. w.

Für die im Obigen aufgeführten und ähnliche Beiſpiele gilt die angegebene Regel im allgemeinen Gebrauch*); doch in einem in den bisherigen Beiſpielen abſichtlich übergangenen Falle findet ſich in dem Gebrauche eine Schwankung durch eine noch ziemlich weit verbreitete Abweichung und Ausnahme von der Heyſe'ſchen Regel. Nach der älteren Weiſe, die man gewöhnlich als die Gottſched'ſche oder als die Adelung'ſche bezeichnet,

*) Da wir hier begreiflicherweiſe nicht auf alles Einzelne eingehen können und wollen, ſo erwähnen wir nur hier in der Anm. „den Übergang des einfachen **s** in **ſſ** bei der Verlängerung von nicht (oder tief) betonten Endungen mit geſchärftem Vocal um eine Silbe", ſo namentlich in der deutſchen Subſtantivendung **nis**, Mehrzahl **niſſe** (vergl. in, Mehrzahl innen), auch Iltis, Kürbis ꝛc., des Iltiſſes, die Iltiſſe ꝛc., und beſonders in Fremdwörtern wie Ananas, Atlas, Thomas ꝛc, Herkules ꝛc, Rhinoceros ꝛc., Globus, Brutus ꝛc., vergl. die Ananaſſe ꝛc., Herkuleſſe, Rhinoceroſſe ꝛc., Globuſſe, Brutuſſe ꝛc. S. meine „Vorſchläge", II, 143.

Digitized by Google

verwandelt man nämlich das Doppel-ſ am Silbenſchluſs und vor einem Flexions-t immer in ß, hier für die Schrift die Rückſicht auf ein gefälligeres Ausſehen höher ſtellend als die auf ihren Hauptzweck, die Ausſprache möglichſt genau und deutlich zu bezeichnen.

Wie nach Heyſe, ſo ſchreibt man auch nach Adelung vollkommen der Ausſprache entſprechend, z. B. — nach geſchärftem Vokal mit ff —: laſſen, ich laſſe ꝛc., faſſen, du faſſeſt ꝛc., des Faſſes, dem Faſſe, die Fäſſer ꝛc., haſſen, er haſſet, des Haſſes, gehäſſig u. ſ. w.; eſſen u. ſ. w. (ſ. o.); wiſſen ꝛc., der Biſſen u. ſ. w. (ſ. o.); des Roſſes, dem Roſſe, die Roſſe ꝛc., des Genoſſen ꝛc., wir genoſſen, genöſſen, ihr genoſſet, genöſſet ꝛc., die Geſchoſſe, geſchoſſen, ſie ſchoſſen, ſchöſſen u. ſ. w., des Fluſſes die Flüſſe ꝛc., dem Kuſſe, die Küſſe, küſſen u. ſ. w.; dagegen nach gedehntem Vokal mit ß — z. B. die Maße, wir maßen, aßen, faßen, mäßen, äßen ꝛc., Gefäße u. ſ. w.; fließen, ſchießen, genießen, ſtießen ꝛc., ſie hießen, ließen u. ſ. w.; ſtoßen, des Stoßes, die Stöße, die Größe, der große u. ſ. w.; des Grußes, Fußes, dem Gruße, die Grüße, Füße, grüßen, fußen, füßeln, füße, verſüßen u. ſ. w.

Aber Heyſe unterſcheidet nun auch folgerichtig am Silbenſchluſs und vor einem Flexions-t, nach geſchärftem Vokal mit Doppel-ſ (d. h. ſſ und am Silbenſchluſs ſs) z. B. laſs, er läſſt, faſs, er faſſt, er faſs(=)te, das Faſs, das Fäſs(=)chen, Fäſs(=)lein, der Haſs, er haſſt, er haſs(=)te u. ſ. w.; iſs, er iſſt, wiſs, ihr wiſſt, ich wuſs(=)te, gewuſſt, der Biſs, ich biſs, ihr biſſt u. ſ. w.; das Roſs, der Genoſs, ich genoſs, ſchoſs, das Geſchoſs, ihr genoſſt, genöſſt, ſchoſſt u. ſ. w.; der Fluſs, Kuſs, Küſs(=)chen, Küſs(=)lein, er küſſt, küſs(=)te u. ſ. w., dagegen nach gedehntem Vokal mit ß z. B. das Maß, ich maß, faß, aß, vergaß, ihr vergaßt ꝛc., vergäßt ꝛc., das Gefäß, Gefäß(=)chen u. ſ. w.; er hieß, ihr hießt, ſchieß, ihr ſchießt, ſtießt u. ſ. w.; Stoß, ihr ſtoßt, er ſtößt ꝛc., groß, der größ(=)te u. ſ. w.; Gruß, Fuß, Füß(=)chen, Füß(=)lein, er grüßt, grüß(=)te, büßt, büß(=)te. u. ſ. w.

Wenn nun aber nach der älteren noch immer weit verbreiteten Adelung'ſchen Weiſe hier im Silbenſchluſs u. auch im Inlaut vor dem Flexions-t das ß nicht bloß nach gedehnten Vokalen geſetzt wird, wie in der letztgenannten Reihe von Wörtern (von Maß an bis büßte), ſondern auch nach geſchärftem Vokal in der vorangehenden Reihe von Wörtern, alſo: laß, läßt, faß, er faßt, faßte, Faß, Fäßchen, Fäßlein, Haß, haßt, haßte, iß, ißt, wiß, wißt, wußte, gewußt, Biß, biß, ißt, Roß, Genoß, genoß, ſchoß, Geſchoß, genoßt, genößt ꝛc., Fluß, Kuß, Küßchen, Küßlein, küßt, küßte ꝛc.: ſo büßt in dieſem Falle das ß durch dieſe unterſchiedloſe Verwendung ſeinen bedeutſamen Werth für die richtige Ausſprache des vorhergehenden Vokals ein. Während das Auge ſofort erkennt, daſs z. B. von den Formen Küſſe, Flüſſe, Grüße, Füße die beiden erſtern mit geſchärftem, die beiden letztern mit gedehntem ü zu ſprechen ſind, bleibt bei der Adelung'ſchen Schreibweiſe: Kuß, Fluß [ſtatt Kuſs und Fluſs bei Heyſe], wie Gruß, Fuß, ferner: küßt [ſtatt küſſt bei Heyſe], wie grüßt ꝛc. die Dehnung oder Schärfung des vorangehenden Vokals ganz unbezeichnet. Vergl. namentlich noch:

> Schon mein bloßer Anblick **flößet** dir Mitleid ein, du weinſt. Und gewiſs **flöſſet** ihr, o mitleidige Thränen,

Digitized by Google

noch viel reichlicher, wenn ich mein Schicksal ganz enthüllen dürfte.

Hier werden sowohl nach der Weise Adelung's wie nach der Heyse'schen die beiden hervorgehobnen in der Aussprache verschiedenen Wörter auch für das Auge des Lesenden sofort deutlich unterschieden, nämlich flößet mit gedehntem und flösset mit geschärftem ö und diese Unterscheidung bleibt bei Heyse auch, wenn die beiden Wörter durch Fortfall des Flexions-e um eine Silbe kürzer werden: flößt und flösst, während nach Adelung'scher Weise auch für das zweite Wort unterschiedlos flößt gesetzt werden müsste u. s. w.

Ich glaube, das Gesagte reicht vollkommen hin, klar zu machen, weshalb ich immer (schon in der ersten Auflage meines „Katechismus" 1856, s. das Vorwort dazu) der Heyse'schen Schreibweise „wegen ihres innigen Anschlusses an die Aussprache und wegen ihrer Folgerichtigkeit" den Vorzug vor der Adelung'schen gegeben habe, die freilich auch jetzt noch mindestens eben so — wenn nicht mehr — verbreitet ist.

Dies Schwanken zwischen den beiden Schreibweisen trat auch in der „orthographischen Konferenz" deutlich zu Tage, indem bei der ersten Lesung die Adelung'sche Weise, bei der zweiten die Heyse'sche die Mehrheit für sich gewann. Damit könnte ich mich ganz zufrieden geben, wenn nicht die Heyse'sche Regel durch dies Schwanken zwischen kalligraphischen und phonetischen Rücksichten eine Änderung erlitten hätte, wodurch sie grade ihres Hauptvorzuges, der durchgeführten Folgerichtigkeit zum Theil beraubt wird. Statt nämlich für das Doppel-ſ nur im Silbenauslaut ſs zu setzen, dagegen im Inlaut der Silbe (vor dem Schluſs-t) zwei lange ſ, hat die Mehrheit der Konferenz beschlossen, auch in diesem letzten Falle (im Anschluſs an das Adelung'sche ß) ſs zu setzen, also nicht blos: Faſs, faſs(=)lich, faſs(=)te, gefaſs(=)ten Sinnes ꝛc., sondern auch: er faſst, gefaſst (statt des richtigern faſſt, gefaſſt), obgleich hier offenbar nicht von einem Schluſs-s, sondern nur von einem die Silbe schließenden t die Rede sein kann.

In Widerspruch damit steht ein ähnlicher Beschluſs in Bezug auf das einfache ſ, für das die Mehrheit der Konferenz auch am Silbenschluſs oder im Auslaut vor t, wie im Inlaut der Silbe ein langes ſ, kein Schluſs-s, gesetzt wissen will. Die durchgeführte Folgerichtigkeit dagegen verlangt *) die Unterscheidung von st, — wo das Schluſs-s die eine Silbe als Auslaut schließt und das t die folgende als Anlaut beginnt, — ferner von ſt als zwei getrennten Buchstaben, — wo das stammhafte ſ im Anlaut vor einem die Silbe schließenden Flexions-t steht, — und endlich vor dem zur Ligatur verbundnen ſt, — welche Buchstabenverbindung sowohl im Wortstamm wie in der Flexionsendung erscheinen kann, — also z. B.: Kreis(=)tag; Reichs(=)tag; aus(=)tauſchen; Haus(=)teunc; Haus(=)thier; Wachs(=)thum; Beweis(=)thum ꝛc., auch im Imperfekt von Zeitwörtern wie ich, er kreis(=)te, haus(=)te; ras(=)te ꝛc.; du kreis(=)teſt, haus(=)teſt; wir, ſie kreis(=)ten, haus(=)ten; ihr kreis(=)tet, haus(=)tet ꝛc.; ferner z. B. er, ihr hau(=)ſet, wo das ſ Anlaut der zweiten Silbe ist, oder einsilbig hauſt, wo das stammhafte ſ im Inlaut, das Flexions-t im Auslaut oder am Schluſs der Silbe steht, so auch: der Wind brauſt, ſauſt ꝛc.; er raſt vor Wuth; du, er lieſt, ihr leſt,

*) S. namentlich meine „Vorschläge ꝛc." II. 146 ff; 152 ff, vergl. I. 10 ff; 27 und II. 71.

Digitized by Google

laſt ꝛc.; du, er wächſt*); ihr wachſt, wuchſt ꝛc.; dagegen mit ſt als Ligatur z. B. du haueſt od. einſilbig hauſt (v. hauen), du krauſt (von krauen), du wachſt (von wachen) ꝛc.; ferner ſtammhaft z. B. in: die Laſt, Raſt, Koſt, La(=)ſten, ra(=)ſten, ko(=)ſten ꝛc.

Ähnlich wie von dem ſt u. ſt das št, unterſcheiden ſich auch von dem ſſ u. ſp das šſ u. šp z. B. in: Aus(=)putz, aus(=)putzen ꝛc.; Aus(=)ſage, aus(=)ſagen ꝛc., vgl. namentlich auch Wörter wie Fluſs(=)ſand, Fluſs(=)ſpat, Schluſs(=)ſatz, Schluſs(=)ſtein, Guſs(=)ſtahl ꝛc. (ſ. u.).

Bei dieſen S-Lauten zeigt ſich nun ganz beſonders, wie unſere deutſche Schrift im Gegenſatz zu der lateiniſchen unſerer Sprache zugebildet und angemeſſen iſt.

Auch in der lateiniſchen Schreib- und Druckſchrift iſt — oder war vielmehr — die Unterſcheidung des langen und des runden oder Schluſs-s nicht unbekannt; doch iſt ſeit der erſten franzöſiſchen Staatsumwälzung in den Schrift- und Druckarten der romaniſchen Völker das lange ſ (ſ) dem runden (s) gewichen und dieſe Weiſe wurde dann auch in Deutſchland, wo man namentlich früher bei mangelndem nationalem Selbſtgefühl und in miſsverſtandnem internationalem Eifer das Heimiſche nur zu leicht dem Fremden opferte, bei Anwendung der lateiniſchen Schrift fürs Deutſche überwiegend befolgt und ſelbſt in der Konferenz wurde der Satz der von Raumer'ſchen Vorlage angenommen:

„Wenn man das Deutſche mit lateiniſcher Schrift ſchreibt, ſo wird für ſ und s geſetzt s."

Danach wäre alſo zu ſetzen z. B. Fritz Reuter's Läuschen, wo der Leſer dann rathen mag, ob hier eben Läuſchen od. Läuschen gemeint ſind, vgl. Kreiſchen für Kreischen und Kreiſchen, Löſchen für Löschen u. löſchen ꝛc., ferner z. B. Häſchen u. Häſcher für Häschen u. Häſcher, Himmelſauen u. Wildſauen für Himmelsauen u. Wildſauen, Drehungſachſen u. Kurſachſen für Drehungsachſen u. Kurſachſen, Verſendung für Verſendung u. Verſendung, Verſtand für Verstand u. Verſtand (ſ. u.), Freiheitſtempel für Freiheitstempel u. Freiheitſtempel, Feindeſtücke u. Bubenſtücke für Feindestücke u. Bubenſtücke, Wolfſpelz u. Winterſpelz für Wolfspelz u. Winterſpelz, Friedensport u. Jagdſport für Friedensport u. Jagdſport ꝛc.

Durch Hinweis auf ſolche Beiſpiele bewirkte ich in der Konferenz wenigſtens die Annahme eines Zuſatzes, wonach für das deutſche ſ in lateiniſcher Schrift auch das lange ſ wenigſtens zur gelegentlichen Verwendung geſtattet ſein ſoll. Gründlich geholfen iſt damit freilich nicht.

Die in der deutſchen Schrift ſo leicht durchführbare Unterſcheidung (ſ. o.) zwiſchen ſt (in 2 Silben), ſt (als 2 getrennt neben einander ſtehenden Buchſtaben) und der Ligatur ſt fehlt in der lateiniſchen Schrift, vgl. Während der Wind **saust** und **braust** [= ſauſt u. brauſt], **braust** [= brauſt] du uns einen Punsch ꝛc. Der Wind **brauste** [brauſte]ꝛc.; **wachst** (=

*) Man beachte, daſs beim Vokalwechſel in der 2. u. 3. Perſ. Sing. des Präſ. wie **lieſt** (v. **leſen**), **wächſt** v. **wachſen** die gedehnten Formen auf **eſt**, et unüblich ſind, weſshalb die Schreibweiſe mit dem Apoſtroph (**lieſ't**, **wächſ't**) hier grodezu falſch iſt, und in andern Fällen mindeſtens ſo unnöthig wie in entſprechenden Konjugationsformen überhaupt, vgl.: Der Wind **brauſt** u. **heult**, nicht: **brauſ't** u. **heul't** ꝛc



Digitized by Google

wachſt u. wachſt) ꝛc. **Rast** [= Raſt] und 'tollt Dies drittehalb Stunden ohne **Rast** [= Raſt] und Ruhe fort, ſ. Hegel's Werke Bd. 17, S. 576. Ihr rastet [= raſtet] lang genug, nun **rastet**! [= raſtet]. Ihr **kostet** [= koſtet] lang genug, nun **kostet** [= koſtet] auch den Wein! **Last** (= Laſt) und hörtet ihr nie von der Last [= Laſt] des Elends in Irland? ꝛc.

Ganz beſonders aber fehlt auch in der lateiniſchen Schrift ein Buchſtabe für unſer ß, welchem ſo fühlbar hervortretenden Mangel namentlich Jakob Grimm durch die Einführung eines dem deutſchen Buchſtaben nachgebildeten (im „Deutſchen Wörterbuch" freilich wieder von ihm aufgegebnen) Zeichens ſ̃ abzuhelfen geſucht. Die ſachliche Zweckmäßigkeit — um nicht zu ſagen: Nothwendigkeit — eines ſolchen neuen Buchſtaben bei Anwendung der lateiniſchen Schrift wurde in der Konferenz allſeitig anerkannt, doch wurde von der Mehrheit das durch Grimm eingeführte Zeichen, als aus dem Charakter der lateiniſchen Schrift heraustretend, verworfen und für die ſo nothwendige Unterſcheidung des Doppel-ſ namentlich nach Ramler's Vorgang eine jeder innern Begründung entbehrende und ganz willkürliche Weiſe angenommen, worüber es in dem amtlichen Bericht des Reichsanzeigers über die orthographiſche Konferenz wörtlich heißt:

„Bei der Anwendung lateiniſcher Lettern für die deutſche Sprache empfahl die Konferenz mit derſelben Majorität das — nach der obigen Regel zu ſetzende — ſſ od. ſs durch **ss**, daß ß durch **ſs** wiederzugeben, alſo **Fuſs**, **Füſse**, **Maſse**, **Fluss**, **Flüsse**, **Hass**, **hasst**, **Masse**. Die Majorität, welche Dies empfahl, war ſich wohl bewuſſt, daſs ſie hierdurch den Buchſtabenverbindungen **ſs** u. **ss** eine willkürliche Verſchiedenheit der Bedeutung zuerkenne; aber ſie verwies darauf, daſs dieſe Anwendung der beiden an ſich gleich bedeutenden Zeichen zur Unterſcheidung der Laute ſchon vor einem Jahrhundert ſich finde" ꝛc. (Vgl. J. Grimm, Deutſches Wörterbuch I, p. LX.)

Damit glaube ich jedes weitern Worts über dieſe „willkürliche" Bezeichnungsweiſe überhoben zu ſein und äußere nur noch ganz kurz meine Anſicht in dieſer Frage:

Im Allgemeinen und in der Regel wende man fürs Deutſche in Druck und Schrift unſere deutſchen Lettern an. Wo man ausnahmsweiſe aus beſtimmten Gründen die lateiniſche Schrift wählen zu müſſen glaubt, erſetze man das lange ſ durch **ſ**, das runde oder Schluſs-s durch **s**, alſo das Doppel-ſ (ſſ) durch **ſſ**, am Silbenſchluß (ſs) durch **ſs**, dagegen **sſ** durch **sſ** ꝛc.; für ß ſetze man das Grimm'ſche Zeichen ſ̃*); für **st** ſetze man **st**, für **ſt** dagegen **ſt**, während für die Ligatur **ſt** allerdings noch erſt ein Zeichen zu ſchaffen bleibt.

Überhaupt wäre bei Verwendung der lateiniſchen Schrift fürs Deutſche die Einführung der in der deutſchen Schrift üblichen Ligaturen oder gekoppelten Buchſtaben ſehr wünſchenswerth, da ohne Dies unſere eng geſchloſsne Schrift ein unangenehm ſperriges und geſpreiztes Ausſehen annimmt. Fr. J. Frommann weiſt Dies überzeugend nach durch die einfache Untereinanderſtellung der betreffenden Buchſtaben:

*) Die Schriftſchneider mögen allerdings darauf denken, dieſem Zeichen eine Form zu geben, wodurch es ſich mehr dem Schnitt der üblichen lateiniſchen Lettern einfügt, obgleich es nicht zu verwundern iſt, daſs ein der lateiniſchen und der romaniſchen Sprache und daher auch dem lateiniſchen Alphabet fehlendes Zeichen in demſelben etwas Fremdartiges hat und behält.

Digitized by Google

ch, ck, ll, sch, si, ss, fs, st, tz,
ch, ck, ll, sch, si, ss, fs, st, tz,

wo die untere lateinische Reihe einen größern Raum einnimmt als die obere deutsche. Man vgl. namentlich auch noch Wörter (s. o.), worin auf ein ſs od. auf ein ß ein ſ od. ſt ꝛc. folgt, in deutscher und lateinischer Schrift (wofür wir hier die von der Mehrheit der Konferenz angenommene Weise gebrauchen):

Fluſsſand, Fluſsſchiffahrt, Fluſsſpat, Schluſssatz, Schluſsſtein,
Flusssand, Flussschiffahrt, Flussspat, Schlusssatz, Schlussstein,
Guſsſtahl, Baſsſänger, Baſsſchlüſſel, Baſsſtimme ꝛc.;
Gussstahl, Basssänger, Bassschlüssel, Bassstimme ꝛc.;
Fußſack, Fußſchemel, Fußſoldat,
Fuſssack, Fuſsschemel, Fuſssoldat,
Fußſpur, Fußſteig ꝛc., Maßſtab ꝛc.,
Fuſsspur, Fuſssteig, ꝛc., Maſsstab ꝛc.,
Weißſchimmel, Weißſpecht ꝛc., Stoßſeufzer ꝛc.,
Weiſsschimmel, Weiſsspecht ꝛc., Stoſsſeufzer ꝛc.,
Großſiegelbewahrer, Großſprecher, großſtädtiſch ꝛc.,
Groſssiegelbewahrer, Groſssprecher, groſsſtädtisch ꝛc.

Um nun hier gleich die Bemerkungen über die Lautzeichen einigermaßen abzuſchließen, führen wir noch an, daſs die von uns immer befürwortete Trennung des Vokales i von dem Konſonanten j auch für große Buchſtaben *) von der Konferenz angenommen worden iſt, eben ſo die ausſchließliche Bezeichnung der Umlaute auch bei großen Buchſtaben durch zwei über den Grundvokal geſetzte Strichelchen, nicht durch ein nachgeſetztes e **), vgl. z. B. Ähre, Ära u. Aeronaut ꝛc. Es bedarf keines Wortes, welche weſentliche Erleichterung durch eine ſolche beſtimmte Feſtſtellung und Regelung z. B. auch den Verfaſſern und den Benutzern alphabetiſch geordneter Nachſchlagebücher geſchaffen wird.

Aus dieſem ſelben Geſichtspunkt wäre es, nur noch in erhöhtem Maße, für Schreibende und Leſende erwünſcht geweſen, eine endgültige möglichſt einfache Feſtſtellung über das Verhältnis des c in Fremdwörtern zum k und z ***) zu erhalten.

Meine darauf bezüglichen Vorſchläge — über deren Einzelheiten ich hier auf die in der Anmerkung genannten Stelle verweiſen muſs — gingen im Weſentlichen darauf hin, das wie k lautende c in Fremdwörtern (abgeſehen hier von der Verbindung in ck u. cc) überall durch die Bezeichnung k zu erſetzen, dagegen für das wie z lautende c ein z nur zu ſchreiben in Wörtern, wo der Laut durch Verkürzung im Wortſchluſs auftritt, wie auch in den unmittelbar zu dieſen Wörtern gehörigen Fortbildungen (z. B. alſo in Prinz, aus lat. princeps, franz. prince; dazu: prinzlich, Prinzeſſin ꝛc.), außerdem in einer — vollſtändig aufzuzählenden — kleinen Anzahl vollkommen eingebürgerter Fremdwörter nebſt ihren Fortbildungen mit deutſcher Endung ꝛc. (wie z. B. Zelle, zellig; Ziffer, entziffern, vielziffrig ꝛc.; Zimm(e)t; Zingel, umzingeln ꝛc.; Zirkel, abzirkeln ꝛc., Bezirk ꝛc. u. einige ähnliche), in allen übrigen Fällen aber nicht z, ſondern ausſchließlich c zu ſchreiben.

*) S. meinen „Katechismus ꝛc." IX u., 16, u. meine „Vorſchläge ꝛc." I, 1 ff.
**) S. meinen „Katechismus ꝛc." S. 24 u. meine „Vorſchläge ꝛc. I, 3.
***) S. meinen „Katechismus ꝛc." S. 88 ff. und meine „Vorſchläge ꝛc." I, 3 ff; II, 76 ff.



Digitized by Google

Durch Annahme dieser Vorschläge wäre in einer (wenn mich nicht Alles täuscht) dem allgemeinen Schreibgebrauch nicht widerstrebenden Weise dem bisherigen unangenehmen Schwanken ein Ende gemacht und dafür eine einfache und sichere Feststellung gewonnen. Ich bedaure sehr, daſs die Mehrzahl der Konferenz grade hier sich nicht zur Aufstellung eines durchgreifenden Grundsatzes hat entschließen können und in nicht wenigen Fällen zwischen c u. k einerseits u. zwischen c u. z andrerseits die Wahl gradezu frei gelaſſen hat, während für eine Unzahl von Wörtern (an deren Erschöpfung auf den wenigen Blättern des Wortverzeichnisses natürlich nicht zu denken war) der Nachschlagende vollkommen rathlos bleibt.

Die Aufnahme einiger Beispiele unter den Fremdwörtern (aus dem Franzöſischen) mit Cedille und mit Accenten auf den Vokalen (wie Aperçu, à, Exposé ꝛc.) habe ich durchgesetzt, aber zu einer eingehenderen Erörterung*) über diese und andre Fragen in Betreff der Fremdwörter bot die Konferenz nicht die Zeit.

Mit absichtlicher Übergehung von Punkten, die, in meinen „Vorschlägen" angeregt und erörtert, doch in der Konferenz nicht zu eingehender Besprechung gelangt sind, wende ich schließlich mich zu einer der wichtigsten Fragen, in der vielleicht eine Einigung der Versammlung am wünschenswerthesten gewesen, aber auch der innere Zwiespalt am entschiedensten zu Tage getreten ist, zu der Frage nämlich über die Bezeichnung der Dehnung.

Daſs grade hierin unsere Rechtschreibung Mängel, Unvollkommenheiten und Folgewidrigkeiten zeigt, ist allgemein bekannt und anerkannt.

Die Hauptregel habe ich in meinem „Katechismus der Orthographie" S. 41 so ausgesprochen.:

Im Stamm ist jeder Vokal und Umlaut gedehnt in einer offnen, d. h. nicht durch einen Konsonanten geschlossenen Silbe ebenso in einer nur durch einen Konsonanten geschlossenen Silbe, geschärft dagegen in einer durch eine stammhafte Konsonantenverbindung geschlossenen Silbe. So ist z. B. a gedehnt in der ersten (offnen) Silbe von Vater; eben so in der durch einen Konsonanten geschlossenen Silbe: Schwan, schmal, so auch in schwant (= schwanet), schmalste, weil die Konsonantenverbindung hier nicht stammhaft ist; dagegen ist a bei nachfolgender stammhafter Konsonantenverbindung geschärft in: schwand, Schwanz, Schmalz ꝛc., vgl. in dem genannten Buch S. 34, wo es heißt:

„In stammhaften Silben (die bekanntlich den Ton haben) wird die Schärfung durch nachfolgende Konsonantenverbindung bezeichnet oder, wo solche nicht vorhanden, durch Verdopplung des nachfolgenden Konsonanten."

(Schluß folgt.)

---

*) Vergleiche meine „Vorschläge ꝛc." II. S. 5; 104 ff.; 130 ff.; 131 ff.; 137 ff.; 139 ff.; 202 ff.

Digitized by Google

# Tristan und Isolde in Berlin.

Von **Ernst Lehmann**.

Die erste Berliner Aufführung des Werkes, in welchem Richard Wagner das Ideal seines musikalischen Dramas zum ersten Male, ohne Rücksicht auf das bis jetzt Giltige, verwirklicht glaubt, ist auch äußerlich nach mehr als einer Seite bedeutungsvoll verlaufen. Mit Tristan und Isolde ist der Dichtercomponist nach mehr denn zwanzig Jahren zum ersten Male in eigener Person bei der Inscenesetzung und dem Einstudiren eines seiner Werke in Berlin betheiligt gewesen, und die Anwesenden des größern Theiles der deutschen Fürsten, welche, Kaiser Wilhelm an ihrer Spitze, der fast fünfstündigen Darstellung mit sichtbarer Theilnahme vom Anfang bis zum Schlusse folgten, darf dem unzweifelhaft größten der lebenden dramatischen Tondichter eine reiche Genugthuung für die schweren Unbilden der Vergangenheit gewähren. Die gerade in der Reichshauptstadt kungegebene starke Opposition gegen das musikalische Drama hat sich in rauschenden Beifall verwandelt und der laute Widerspruch, dem noch Wagner's Meistersinger vor fünf Jahren im Berliner Opernhause begegneten, ist wett gemacht durch die zahlreichen Lorbeerkränze, mit denen der nach jedem Actschlusse stürmisch hervorgerufene Schöpfer von „Tristan und Isolde" überschüttet wurde. Ob jedoch dieser nicht enden wollende Enthusiasmus wirklich aus wahrer Freude an einem reinen Kunstgenusse hervorging? Ich möchte es ernstlich bezweifeln!

Des Meisters neueste Schöpfung fordert zu ihrem vollen Verständnisse nicht nur ein emsiges Studium, sondern auch die größte physische Anstrengung von Seiten aller Betheiligten — den Zuschauer nicht ausgenommen. Gleich die musikalische Einleitung dürfte ohne vorhergehende Kenntniß der Partitur kaum von dem Musikverständigsten vollkommen gewürdigt werden. Sie enthält bereits die ganze Reihe der im weitern Verlaufe des Werkes auftretenden musikalischen Motive; ohne eigentliche innere Durchführung rauscht, von der ganzen sinnlichen Gluth des Wagner'schen Orchesters getragen, Thema auf Thema an unserm Ohre vorüber; allein kein einziger dieser musikalischen Gedanken ist, von dem Liebestrankmotive abgesehen, so weit entwickelt, daß wir im Stande wären, ihn festzuhalten. Sichtlich ist es Wagner nur darum zu thun gewesen, durch diese Einleitung den Hörer in die das Ganze durchwehende Stimmung hineinzuversetzen; denn einen wahrhaft musikalischen Werth hat die Ouverture nicht; dazu fehlt ihr die Innigkeit der Empfindung; ich glaube das behaupten zu dürfen, nachdem ich sie wohl ein dutzendmal gehört und bei jeder folgenden Aufführung immer den gleichen Eindruck empfangen; man könnte dieses Tonstück mit einem Makart'schen Bilde vergleichen, das bei aller Farbengluth uns über keine einzige der von dem Maler hingezauberten Gestalten in's Klare kommen läßt. Der Hörer fühlt sich wahrhaft erleichtert, wenn beim Beginn der Handlung das stürmisch bewegte Orchester verstummt und von dem hintern Theile des großen Seeschiffes, in dessen Vorderraum Isolde mit Brangäne abgeschlossen von den Männern weilen, eine unbegleitete Seemannsstimme den Gesang ertönen läßt:

„Westwärts
schweift der Blick;
ostwärts
streicht das Schiff;

Digitized by Google

friſch weht der Wind
der Heimat zu:
mein iriſch Kind,
Wo weileſt Du?"

Der wilde muſikaliſche Rhythmus, in dem dieſe Worte ſich bewegen, verſetzt uns mit einem Schlage auf das öde Meer und in die leidenſchaftlich bewegte Handlung. Von der letztern, dem Gedichte, müſſen wir, um dem Dichtercomponiſten gerecht zu werden, vorweg ſprechen; unterſcheidet ſich doch nach ſeinem eigenen Ausſpruche ſein muſikaliſches Drama gerade dadurch von der bisherigen Oper, daß in ihm die Muſik nicht Selbſtzweck, ſondern nur Mittel zum vollen ſinnlichen Ausdrucke des auf der Bühne ſich abſpielenden Vorganges iſt! Auch hat der Meiſter auf das Textbuch ſeines jüngſt vorgeführten Werkes ſichtbar die ganze ihm zu Gebote ſtehende poetiſche Kraft verwendet. Allerdings forderte das auch die für den modernen Dichter in doppelter Hinſicht ſchwierige Aufgabe. Der Stoff zu Triſtan und Iſolde findet ſich bekanntlich in dem mittelalterlich unvollendeten Gedichte Gottfried's von Straßburg. Dort wird erzählt, wie König Marke Triſtan, den treueſten ſeiner Knappen, als Brautwerber um die Königstochter Iſolde von Cornwall in's Irenland entſendet, wie dann Iſolde den Königsboten durch einen Liebestrank zur Leidenſchaft hinreißt und ihn all' ſeiner Treue gegen den König vergeſſen macht, ſo daß der Treueſte der Treuen ſeinen Herrſcher um Ehre und Liebe der Gattin betrügt. Genau genommen iſt dieſer Stoff nicht beſſer als der Gegenſtand der neueſten franzöſiſchen Sittendramen, von denen er ſich nur durch den für unſere modernen Anſchauungen vollkommen werthloſen Wundertrank unterſcheidet. Aber in einer wahrhaft bewundernswürdigen Weiſe hat Wagner die Fabel innerlich zu motiviren und den Gegenſtand ſeiner Schöpfung ſittlich zu adeln gewußt. Mit dem erſten Worte gewinnt Iſolde, mit dem erſten Auftreten Triſtan unſere vollſte Theilnahme. Jene ſieht in dieſem ganzen Daſein nur noch einen Hohn auf ihr eigenes Leid, da der Mann, dem ſie im Innerſten angehört, ihre Gegenwart meidet und flieht; in Haß gegen den Stolzen und gegen die ganze Welt hat ſich ihre Liebe gewandelt; in Trümmer wünſcht ſie das Schiff, während vom hinteren Deck bereits der Land verkündende Ruf der Matroſen erſchallt. Da der geliebte Triſtan ſie bis dahin trotz aller Aufforderung, ſich ihr zu nähern, fern geblieben, befiehlt jetzt Iſolde als Herrin und Frau ſeines Königs, dem Knechte Triſtan, ihr in ſchuldiger Hochachtung zu nahen; allein mit „höfiſchem Worte" weiß der Held ihrer Dienerin auszuweichen, und als endlich die abgeſandte Brangäne auf Befolgung des ihr aufgetragenen Befehls beſteht, da giebt Triſtan's Knappe Kurwenal die höhniſche Antwort, daß nicht der Herr der Welt Triſtan, der Befreier Englands und Beſieger des Irenkönigs Morold Iſolden's Sclave ſei, ſondern daß er Iſolde als Magd ſeinem Oheim Marke ſchenke. Entſetzt über dieſen Hohn kehrt Brangäne zurück; Iſolde deutet ihr Kurwenal's Worte näher: wie Triſtan unter dem Namen „Tantris" in ärmlich kleinem Kahne als ſiecher Mann zu ihr nach Irland gekommen und wie ſie ihn, trotzdem ſie ihn als Morold's Todfeind erkannt, dennoch geheilt; ſchon hatte ſie das Schwert gezückt, da:

„Von ſeinem Bette
blickt er her' —
nicht auf das Schwert,
nicht auf die Hand,
er ſah mir in die Augen.
Seines Elendes

Digitized by Google

jammerte mich;
das Schwert — das ließ ich fallen;
die Morold ſchlug, die Wunde,
ſie heilt' ich, daß er geſunde,
und beim nach Hauſe kehre,
mit dem Blick mich nicht mehr beſchwere."

Die hier angeführten Verſe ſind meiſterhaft in Töne übertragen, und ganz beſonders hat der Dichtercomponiſt in die letzte Zeile den ganzen Jammer und die ganze Süßigkeit einer ſchuldvoll aufbrauſenden Liebe zu legen gewußt. Daß der Geliebte nur aus Treue Iſolde dem König Marke, der noch dazu vor Triſtan's glücklichem Kampf mit Morold Irlands Vaſall geweſen, als Braut ausliefern muß, erregt eine echt dramatiſche und poetiſche Auffaſſung und ſchon jetzt ſehen wir mit Gewißheit voraus: der Treueſte der Treuen wird ſeiner Leidenſchaft unterliegen in dem Augenblicke, wo er ſich Iſolden zu nahen wagt. Und Iſolde zwingt ihn dazu; ſie fordert ihn auf, die durch Morold's Tod zwiſchen ihnen ſchwebende Blutſchuld durch einen Friedenstrank zu ſühnen, mit dem Gedanken, da ſie ihm nicht angehören kann, ſich und ihn zu tödten. Brangäne, die den Todestrank miſchen ſoll, ſchaudert vor dieſem Letzten und Entſetzlichen; ſchnell entſchloſſen miſcht ſie, während in des nahenden Triſtan Wort und Weſen ſich die mühevoll verhaltene Leidenſchaft ankündigt, an Stelle des Todestrankes den Liebestrank, und nun bricht die lang und qualvoll erſtickte Liebe der beiden auf ſich angewieſenen Menſchen rückhaltlos hervor, während der Geſang der Matroſen bereits die Landung ankündigt, König Marke ſich naht und Iſolden von Brangäne der Herrſchermantel umgeworfen wird, nicht um den in jugendlicher Kraft ſtrahlenden Geliebten, ſondern den greiſen, ihr „nicht taugenden" Marke als Gattin zu umfangen.

Bei der hier angedeuteten Entwickelung der Charaktere iſt ſichtbar der Liebestrank nur ſymboliſches Zeichen für den Moment, in welchem die Leidenſchaft Triſtan's und Iſolden's nach dem Vorhergegangenen nothwendigerweiſe hervorbrechen muß, denn zwei Liebende, die nur durch den Tod die in ihnen lodernde Flamme glauben vernichten zu können, haben, nachdem ſie ſich um dieſes einzig letzte Mittel betrogen ſehen, überhaupt keine Wahl und keine Gewalt mehr über ſich; ſie ſind nur noch die Werkzeuge einer dämoniſchen Naturgewalt, des Willens zum Leben, wie ſich Arthur Schopenhauer ausdrücken würde. Der letzte Name iſt hier durchaus nicht zufällig genannt; vielmehr ſteht die ganze Welt- und Lebensanſchauung, welche ſich in dem Wagner'ſchen Gedichte ausſpricht, im innerſten Zuſammenhange mit der Lehre des Frankfurter Weiſen, und beſonders giebt die ihr entnommene Auffaſſung der Liebe zwiſchen Mann und Weib der im zweiten Aufzuge breit ausgeführten Schilderung des Liebesglückes jene hehre Weihe, die allein bei aller ſinnlichen Farbengluth der Orcheſterbegleitung das Gefühl des Schlüpfrigen von uns fernhält. Eingeleitet iſt die Darſtellung dieſer an die Brautnacht im Lohengrin anklingenden Scene durch ein Orcheſtervorſpiel, welches in Ausmalung einer beſeligenden Leidenſchaft ſeines Gleichen ſucht; bei ſeinen letzten, das Liebestrankmotiv wiederholenden Tönen zeigt ſich uns ein von Mondſcheinlicht übergoſſener Park; aus der Ferne klingt das Jagdhorn und voll liebeglühender Ungeduld wartet des Geliebten Iſolde, die nur vernimmt „des Laubes ſäuſelnd Getön, das lachend ſchüttelt der Wind"; vergeblich warnt ihre treue Brangäne vor Melot, der bei der Landung mit tückiſchem Blicke Alles wohl beachtet habe. „Melot iſt Triſtan's

Digitized by Google

Freund!“ ruft die Bethörte, ohne auf der Dienerin Rath, die in dem veranſtalteten Jagdzuge nur einen von Melot gelegten Fallſtrick für die Liebenden ſieht, zu achten. Schnell verliſcht Iſolde die Fackel: „Zur Warte Du!“ herrſcht ſie Brangänen an. „Dort wache treu. Die Leuchte, wär's mein Lebenslicht — lachend ſie zu löſchen zag' ich nicht.“ Der des Zeichens harrende Triſtan ſtürzt in ihre Arme und nun folgt ein muſikaliſches Zwiegeſpräch, das, von den Warnrufen der wachthaltenden Brangäne unterbrochen, vierzig Seiten der Partitur und faſt eine Stunde auf der Bühne in Anſpruch nimmt. Auch hier bietet Text und Muſik Stellen von wahrhaft heiliger Poeſie. Nicht als ſinnlicher Genuß, ſondern als Welterlöſerin wird die Liebe gefeiert, der gegenüber Ehr' und Ruhm, Tag und Leben nur eitler, nichtsbedeutender Schein iſt. Vor Allem ſchön, poetiſch nicht weniger als muſikaliſch, iſt der mit den Worten beginnende Zwiegeſang: „O ſink' hernieder — Nacht der Liebe, gieb Vergeſſen, daß ich lebe! Nimm mich auf in Deinen Schooß, löſe von der Welt mich los!“ Dennoch zeigt ſich trotz aller bewundernswerthen Einzelheiten gerade in dieſem weit ausgedehnten Liebesgeſpräche am deutlichſten die Schwäche des ganzen Werkes; nur eine reiche, klar durchgebildete charakteriſtiſche Melodik könnte die Länge dieſer Scene erträglich machen; allein bis jetzt hat es Wagner noch in keinem ſeiner nach Lohengrin geſchaffenen Werke gelingen wollen, das leicht ermüdende Recitativ zur charakteriſtiſch wechſelnden Melodie umzugeſtalten. Selbſt die ſchöne Scene zwiſchen Triſtan und dem mit ſeinem Gefolge eintretenden König Marke und der ſchnelle, dramatiſch wirkſame Schluß des Actes, herbeigeführt durch Triſtan's Eindringen auf ſeinen verrätheriſchen Freund Melot, der, wie Triſtan ſagt, ihn ſelbſt zum Uebermuthe gereizt, kann die vorhergehende Ermüdung des Hörers nicht ausgleichen.

Den dritten Aufzug leitet ein Vorſpiel voll wehmuthdurchtränkter Schönheit ein; hier zeigt ſich ſo recht, was Wagner auch als Muſiker vermag; wenige Compoſitionen unſerer geſammten muſikaliſchen Literatur dürften mit dieſem Stücke verglichen werden. Zu den bereits früher auftauchenden Motiven geſellt ſich das Thema, das beim Sichtbarwerden der Scene der auf einem Ruhebette hingeſtreckte, ſterbensſieche Triſtan anſtimmt, nachdem ihn ſein treuer Freund Kurwenal mit Mühe zu ſich gebracht; zwiſchendurch hört man das Horn des auf der Warte lugenden Hirten, deſſen Töne im Einklang mit der Triſtan's Burggarten darſtellenden Scenerie das Gefühl des Friedens in der Seele des Hörers, nicht aber des Helden wecken. Denn nicht ſieht Triſtan ſeiner Väter Burg, nicht vernimmt er die ſanfte Hirtenweiſe; nur Eines beſchäftigt ihn: die Vergangenheit und Iſolde. Im Geiſte ſieht er die Geliebte, nach der Kurwenal bereits geſandt, im Schiffe ſich nahen; und wirklich — ſchon erſcheint das Fahrzeug, das ſie zu ihm führt, in der Ferne. Ein Schrei und ſie liegt an ſeiner Bruſt, während er, voll Wonne und Schmerz überwältigt, todt zu Boden ſinkt. Kaum hat Iſolde ſich klagend an des Geliebten Seite niedergelaſſen, als der Wächter ein zweites Schiff meldet. „König Marke!“ ruft Kurwenal und gebietet ſeinen Leuten, da er die Herannahenden feindlich geſinnt wähnt, das Burgthor zu verrammeln. An der Spitze der Königstruppe erſcheint Melot; „Stirb, ſchändlicher Wicht!“ mit dieſen Worten ſtößt ihm der treue Freund Triſtan's das Schwert in die Bruſt; vergebens ſucht die mit dem König eindringende Brangäne Kurwenal's Irrthum zu berichtigen, vergebens ruft ſie „Glück und Heil!“ Triſtan's treuer Knappe ſtürmt Marke entgegen: „Hier wüthet

Digitized by Google

der Tod — nichts anderes, König, ist hier zu holen!" Endlich fällt überwältigt auch er an Tristan's Seite. Brangäne stürzt auf Isolden zu; sie will ihr vertrauen, wie sie Marke bekannt, an Stelle des Todestrankes Isolden den Liebestrank gereicht zu haben; allein Isolde weilt schon nicht mehr auf dieser Welt, in seliger Verzückung sinkt sie todt zu dem geliebten Helden nieder und indem Marke sein Banner über die Liebenden ausbreitet, fällt der Vorhang.

Man hat in der letzten Wendung einen Mangel an Folgerichtigkeit gesehen und Wagner den Vorwurf gemacht, er habe zu guterletzt die rein symbolische Bedeutung des Liebestrankes durch König Marke's Glauben an seine Wunderkraft wieder aufgehoben; dem ist jedoch nicht so; was Marke zur Versöhnung treibt, ist Brangänen's Kunde von Tristan's muthigem Widerstande gegen die in ihm brennende Leidenschaft und Isolden's Wille, durch den Tod ihre Treue gegen den ihr angelobten Marke wahren zu wollen. Musikalisch erscheint der Fortschritt des Meisters gegen die frühere Opernweise im letzten Acte am allerbedeutendsten; des siechen Tristan Gesang auf dem Sterbelager übertönt wirklich durch seine schnell wechselnde, scharf herausgearbeitete Charakteristik eine bis dahin noch von keinem Componisten erreichte Gewalt orchestraler Instrumentation. Man denke sich all' die während des ganzen Werkes auftretenden Motive in schneller chromatischer Steigerung fugenartig durcheinander gearbeitet, und man wird Wagner's eigene Behauptung, daß kein Instrumentalcomponist vor ihm sich zu so reicher Entfaltung und Verwendung orchestraler Mittel genöthigt sahen, nicht übertrieben finden. Was dennoch dem Werke fehlt, um als Ganzes genießbar zu sein, habe ich bereits oben angedeutet. In „Tristan und Isolde" ist trotz aller genialen Züge durchaus nicht die Hälfte der von dem Schöpfer des musikalischen Dramas gestellten Aufgabe gelöst. Wohl ist es ihm mit unerreichter Kunst gelungen, das Orchester, welches nach seiner Intention durch seine Leitmotive die in jedem einzelnen Charakter wirkende Naturkraft versinnlichen soll, mit einer bis dahin ungeahnten Macht und Fülle auszustatten; auch der Chorgesang und das Duett treten nur noch da auf, wo auch im recitirenden Drama eine gleichzeitige Aeußerung verschiedener Personen gestattet wäre; allein zu einem volksthümlichen Kunstwerke fehlt dem Tristan die übersichtliche Gliederung der einzelnen Theile; besonders steht die Behandlung der Singstimme noch weit hinter einer wahrhaft faßlichen und schönen Ausbildung zurück. Der Aufbau des Gesammtwerkes muß durch seine Großartigkeit bei jedem Hörer, auch dem Laien, Staunen erregen; Klarheit und Besonnenheit in der Ausarbeitung des Einzelnen wird dagegen selbst der tiefste Kenner vermissen. Deshalb wird das Musikdrama Tristan und Isolde, so epochemachend sein Erscheinen in der Geschichte der dramatischen Musik auch für alle Zeiten dastehen wird, dennoch kaum eines werden: eine dauernde Bereicherung unserer bühnenfähigen Musikwerke. Wagner darf gewiß mit der Berliner Aufführung zufrieden sein; eine Isolde, wie die unserer Frau von Voggenhuber verdient geradezu sowohl in schauspielerischer wie gesanglicher Hinsicht als Musterleistung gepriesen zu werden; daß Niemann als Tristan und Betz als König Marke, diese geborenen Wagnersänger, Bewunderungswürdiges leisteten, braucht kaum noch besonders erwähnt zu werden.

Digitized by Google

# Der Letzte der alten Schule.

Hinterlassene Memoiren von **Heinrich Marr.**

(Fortsetzung.)

## Franz v. Holbein.

Nachdem man höhern Ortes, durch Thatsachen belehrt, daß die Theaterzustände unter einer so unfähigen Regieführung wie die Katzianer's nicht ferner bestehen könnten, das technische Verwaltungswesen im Allgemeinen einer Regelung bedurfte, wenn die Hannöversche Bühne nicht einen ausgesprochenen Verfall entgegen gehen sollte, kam man zu dem Entschluß, einen fach- und sachgebildeten Director als artistisches Oberhaupt zu berufen. Die Wahl fiel auf Franz v. Holbein, der schon einmal — vor vielen Jahren — eine ähnliche Stellung an der Hannöverschen Bühne bekleidet hatte, sie aber unerquicklichen Intriguen wegen — wozu er selbst den Keim gelegt — bald wieder aufgeben mußte. Die abermalige Berufung Holbein's wirbelte viel Staub auf unter den Mitgliedern. Wie in jeder Sphäre Männer existiren, deren persönliche Verdienste entweder über- oder unterschätzt werden, so auch in der Theatersphäre. Vielleicht in dieser am häufigsten. Franz v. Holbein genießt des Rufes als habe er viel Rühmenswerthes für die dramatische Kunst gethan; seine Leistungsfähigkeit reichte aber nie über das Niveau des Theatralisch-Praktischen hinaus. Er war ein — Tausendkünstler, aber keine Künstlernatur. Er hatte zwar viele Jahre Komödie gespielt, war aber kein Berufsschauspieler. In Allem, was er unternommen und getrieben hatte, sprach sich nur der gebildete Dilettant aus, denn er beschäftigte sich mit so Hundertfältigem, daß er sich in keinem Einzigen concentriren konnte. Wahrhaftig, für mich, der ich bis jetzt noch nicht unter seiner Leitung gestanden, war es sehr bedenklich. Ich bedurfte, bei meiner kritischen Art die Dinge gleich zu durchschauen, der Autorität, einer künstlerischen Gewissenhaftigkeit!

Auf Bühnenlenker wie Schmidt, Herzfeld, Hinze und Klingemann mußte kein Holbein folgen. Schon sein Privatcharakter hatte etwas Zweifelhaftes für mich. Der Vortheil regierte ihn, und wenn es die Interessen erheischten, wechselte er im Handumdrehen die Farbe. So hatte er es selbst mit seiner Religion gehalten. Er war Katholik und ging aus Privatrücksichten für seine Herzensangelegenheiten zum Protestantismus über, vom Protestantismus wieder trat er später zum Katholicismus über, weil er auf die Direction des Burgtheaters in Wien speculirte und annahm, als Katholik habe er mehr Chancen für sich. In ähnlicher Weise verfuhr er auch mit seiner Ehe. Er heirathete eigentlich, um sich wieder scheiden zu lassen. Die Geschichte hätte etwas Profanes, wenn die Person, welche er ehlichte, nicht gar so ridicül gewesen wäre. Holbein, ein geborener Oesterreicher, war ursprünglich auf einer Lotteriedirection in Lemberg als Buchhalter angestellt. Bei der vielseitigen Begabung, die ihm innewohnte, ist es begreiflich, daß

Digitized by Google

er diese trockene und einförmige Beschäftigung bald über den Haufen warf und den Wanderstab ergriff. Musikalisch gebildet abenteuerte er umher und verdiente durch Musik und Sprachunterricht sein Brod. In Schlesien war es, wo er es mit dem Komödienspielen versuchte bei der Truppe Döbbelin's. Von hier ging er direct nach Berlin, um sich Iffland vorzustellen, von dem er annahm, daß er an seiner hübschen, formgewandten Persönlichkeit Gefallen finden müsse. Holbein hatte recht speculirt. Iffland engagirte ihn gleich als — Gesanglehrer an dem Berliner Hoftheater und ließ ihn auch als Sänger und Schauspieler auftreten. Da sein österreichischer Dialect aber sehr störend war, zog sich Holbein wieder von der Bühne zurück und pilgerte gleich einem Troubadour — mit der Guitarre, die er meisterhaft spielte, von Ort zu Ort, um Concerte zu geben. So kam er auch nach Glogau, und hier war es, wo Gott Cupido den Liebespfeil in sein ziemlich flatterhaftes Herz hineinschoß. Der Ruf von seiner Schönheit hatte in dem von ihm veranstalteten Concert ein überraschend wißbegieriges Damenpublicum herbeigelockt. Eine derselben, die bereits über das Schwabenalter hinaus war, entbrannte in solcher Leidenschaft für ihn, daß — als er davon benachrichtigt wurde, der pecuniäre Vortheil ihm gebot, sich dieser einflußreichen Frau als schmachtender Seladon zu nähern Ein Guitarreständchen im Silberglanz des Mondscheins der Schönen gebracht, verschaffte ihm — trotz der späten Abendstunde — gleich bei ihr Eintritt. Wer war diese Frau, die einen reich an Talenten begabten jungen Mann zu einer so — zweifelhaften Handlung antrieb, sie zu — heirathen?

Eine Maitresse des verstorbenen Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm des Zweiten, Neffen Friedrich des Großen, Vater Friedrich Wilhelm des Dritten. Sie hatte als eine geborene Wilhelmine Enke und Scheinfrau des Kämmerers Rietz den König während seines ganzen Lebens beherrscht, nach der schlechtern Seite hin. Er erhob sie zur Gräfin Lichtenau; ihre Salons in Berlin zeichneten sich durch Pracht und Ueppigkeit aus und wurden von allen Kriechern der vornehmen Welt als Eldorado zwangloser Geselligkeit betrachtet. Die Gräfin Lichtenau, mit Gütern und Reichthümern überhäuft, verschmähte es nicht, die Pompadour nachzuahmen und genoß dafür des Vortheils, bis an das Lebensende des Königs alle Fäden des Einflusses und des Protectionswesens in Händen zu haben. Nach dem Tode des Königs mußte die verhaßte Maitresse Berlin verlassen und schlug ihren Wohnsitz in Glogau auf.

Das war die Frau, von der sich Franz von Holbein heirathen ließ. Er war jetzt ein reicher Mann; er hatte keine Sorgen, er kam in Berührung mit vornehmen Persönlichkeiten, die ihm doch wohl später einst Nutzen bringen konnten; er schöngeisterte, er pflegte seine mannigfachen Talente nach Lust und Laune und suchte vor Allem ein Sprachstudium mit sich vorzunehmen, um seinen österreichischen Dialect loszuwerden.

Das war verdächtig; aber nur so lange, bis Franz von Holbein — der nicht gerade ein armer Mann durch seine Verheirathung geworden — sich plötzlich wieder von seiner Gräfin trennte, um abermals dem Bühnenleben anzugehören. Zuerst ging er nach Wien und gerirte sich als Theaterdichter, von hier aus zog er gen Regensburg, damit er zur Abwechslung mal wieder Komödie spielen konnte. Jetzt lernte er nun die talentvollste Schauspielerin ihrer Zeit kennen: Frau Renner. Sie wurden intim und die anmuthsvolle Künstlerin ging mehrere Jahre mit ihm auf Gastreisen. Er schrieb und

Digitized by Google

bearbeitete Stücke, um passende Rollen für sie Beide zu gewinnen, sie dressirte ihn zum angenehmen Darsteller und so, sich gegenseitig für ihre Virtuosenspielweise einübend, wurden sie aller Orten gern gesehen. Für einen künstlerischen Zusammenhang des Ganzen hatte Franz von Holbein also niemals Sinn und Verständniß. Durch Zufall übernahm er auch das Theater in Bamberg, das unter Direction einer Speisefrau, eines Zuckerbäckers, eines Paters und eines Hebräers kommen sollte. Von hier ab datirt sich eigentlich sein Ruf als Bühnenlenker, und dennoch hat er nichts geschaffen, was der Sache förderlam gewesen wäre. Er machte nur von seinem Theater reden durch miraculöse Ausstattungsexperimente, die er unter Beistand und Mitarbeit des genialen Schriftstellers E. Th. A. Hoffmann in Scene setzte. Hoffmann gab überdies den Anstoß zu diesen exotischen Experimenten.

Hoffmann, der Schatten Ludwig Devrient's, oder umgekehrt, der seinen Ruhm durch: „Phantasiestücke nach Callot's Manier" begründete, ein durchbildeter Musiker, ein geistvoller, bizarrer Dichter, war als Musikdirector und auch — Theaterdecorateur bei Holbein angestellt. Er war ein Lanzenbrecher für Calderon. Er hatte „Schärpe und Blume" zu einer Oper bearbeitet und „Die Andacht zum Kreuz" und „Der standhafte Prinz" mit melodramatischem Gewand umkleidet und durch magische Lufterscheinungen und Transparentbilder verschönert. Holbein, der maschinenkundig war, der selbst harmonikaähnliche Instrumente verfertigte, Modelle formte und sich am liebsten mit der Decorationskunst beschäftigte, deutete dies glückliche Zusammentreffen ihres gegenseitigen Geschmackes für Mirakel und Wunder geschäftsschlau aus und führte den stockkatholischen Bambergern die Calderon'schen Glaubensmysterien mit allen Ausstattungsnüancen des Zauberopernwesens vor. Eine fanatische Begeisterung von Seiten des katholischen Publicums, sogar der Geistlichen, die der Erbauung wegen diese Vorstellungen besuchten, lohnte ihnen dafür und verschaffte Holbein das Renommée eines kunstverständigen Bühnenlenkers. Von solchen effectmachenden Experimenten hängt oft die Ruhmesgröße einer Theaterbehörde ab!

Als nach einigen Jahren, der Kriegsunruhen wegen, das Bamberger Theaterunternehmen wieder aufflog, verschwand auch Holbein abermals aus dem Theaterleben. Dann tauchte er nach den Freiheitskriegen mit Frau Renner wieder auf, kam auch nach Hannover, mit ihr und einer erwachsenen Tochter von ihnen Beiden, wo sie sammt und sonders nach erfolgreichem Gastspiel zu Dreien engagirt wurden. Holbein als Oberregisseur hatte die Macht in Händen. Sich selbst und seine Familie berücksichtigend, wurden die Verhältnisse so intriguenvoll, daß ein längeres Bleiben unmöglich war. Er ging nach Prag als Director, Frau Renner starb. Er trat als Schauspieler ab, führte einige Jahre die Direction ohne auch nur im mindesten Künstlerisches geleistet zu haben, und räumte diesen Platz dann Anderen ein, in Wien privatisirend, wo der Schwerpunkt seiner hochgestellten Protectoren lag, und hier ward ihm die Kunde von seiner abermaligen Berufung nach Hannover.

Nach den hier mitgetheilten Zügen darf ich doch wohl mit Recht behaupten, daß Holbein kein Herz, kein Gewissen für die Bühnenkunst hatte und das Gefühl künstlerischer Pietät ihm gänzlich fremd war. Es widerstrebte meiner Natur, einem solchen Vorgesetzten, der bei seinem künstlerischen Renommée und der feingeschliffenen Glätte seines gesellschaftlichen Wesens

Digitized by Google

als eine distinguirte Persönlichkeit hofirt sein wollte, vertrauensvoll entgegenzukommen. Ich hatte die Empfindung, einer verhängnißvollen Katastrophe entgegen zu gehen.

### Ein diplomatisches Directionssouper.

Es war im Herbst 1825. Franz v. Holbein wurde dem Hannöverschen Theaterpersonal als Director vorgestellt und ermangelte nicht, nach einigen Tagen ein diplomatisches Zweckessen zu veranstalten, bei welchem er, wie es ja überall gemeinhin üblich, seine Fühlhörner ausstreckte. Warum begegnete er gerade mir so auffällig zuvorkommend? Aha, dachte ich, er weiß bereits, was Du über ihn geurtheilt. Bei Hoftheatern haben, auch wenn man leise hinter verschlossenen Thüren spricht, die Wände Ohren! Ich hatte ja kein Hehl aus meinen vielen Bedenken gemacht und auch ab und zu nicht verschmäht, eine Parallele zu ziehen zwischen den Bühnenlenkern von wirklichem Beruf und den — Protectionsbühnenlenkern. Einer unter meinen Collegen excellirte besonders im Speichellecken und Fallenlegen, ich nannte ihn dieserhalb immer den „ehrlichen Bruder". Nicht hinter seinem Rücken, nein, ihm gerade in's Gesicht hinein. Kein Zweifel, der ehrliche Bruder hatte sich zu der wahlverwandten Seele seines neuen Vorgesetzten gleich sympathisch hingezogen gefühlt und über die oppositionellen Elemente getreuen Rapport abgestattet. Franz v. Holbein hielt eine interessante Begrüßungsanrede. Es klang Alles so cordial, aber es klang nur so. Mit Verstand zugehört, kam man zu dem Resultat: „Worte, nichts als Worte, Kreuz- und Querzüge, aalglatt und fuchsschlau". Wir stießen hierauf weinselig an. Als ich mit meinem Glase zu ihm herantrat, vergaß er sich doch so, zu bemerken: „Ob ich es wagen darf? So jung Sie auch sind, mein lieber Herr Marr, ich wähne, daß Sie mir Gefahr bringen könnten."

„Umgekehrt wird es sich herausstellen", entgegnete ich versöhnt. Der ehrliche Bruder und Katzianer standen an seiner Seite, ich merkte wohl, Herr v. Holbein wollte mich in ihrer Gegenwart ducken. Sarkastisch fuhr ich fort: „Bin ich doch ein viel zu plumper Geselle, eine zu leidenschaftliche Natur, um Fallstricke legen zu können. Zwar will mancher College von mir behaupten, ich sei intriguant."

„Und dem sollte nicht so sein?" lächelte Holbein sondirend.

„Das wird ein Lebenskünstler wie Sie ja leicht durchschauen", lautete meine Antwort. „Ein heftiger Mensch läuft jeden Augenblick Gefahr, seine geheimsten Absichten zu verrathen. Zum Beispiel mich los werden zu wollen an einem Institut ist eine Kleinigkeit."

„Das würde ich in Beziehung auf die Hannöversche Bühne nicht unterschreiben", entgegnete er honigsüß. „Ein so beliebter Schauspieler wie Sie sind ist auch ein verwöhnter, dem man unerhörte Dinge nachsah, der in allen Kreisen gern gesehen ist, der würde sich doch besinnen, einen gewaltsamen Bruch herbeizuführen."

„Ah bah!" rief ich erregt, weil ich gewahrte, daß man still und aufmerksam geworden und Herr v. Holbein mir eigentlich den Text lesen wollte, „wem ist das Sprichwort nicht bekannt, wenn es dem Esel zu wohl wird, läuft er auf's Eis und bricht das Bein. Ich sage nicht gut dafür, ob ich unter Ihrer diplomatisch geschulten Direction nicht so weit gebracht werden könnte, mich auch als Esel zu erweisen."

„Herr Jesus, Du wirst doch nicht!" rief auf einmal drastisch komisch

Digitized by Google

eine Stimme, offenbar, um dem Gespräch eine leichte Wendung zu geben. Alles lachte jetzt auf. Es war der Schauspieler Hanff, ein Kriegskamerad von mir, obgleich um vieles älter, ein braver Freund, der mich sehr oft meiner kritischen Opposition wegen hofmeisterte und dem ich dann gemeinhin zur Antwort gab: „Ihr habt Recht, Kriegskamerad, aber ich komme nicht gegen meine kunstehrbaren Jugenderinnerungen an."

Mein ahnungsvoller Ausspruch wurde schneller Wahrheit als ich es vermuthet hätte. Franz v. Holbein war die Veranlassung, daß ich urplötzlich mein Engagement in Hannover und beinahe zwanzig Jahre später das am Hofburgtheater in Wien verließ.

## Meine Flucht aus Hannover.

Etwas über ein Jahr war vergangen, für meine künstlerische Stellung ein Trauerjahr. Wie ich es befürchtet hatte, so war es gekommen. Holbein that nichts für mein geistiges Fortschreiten, er ließ mir keine Rolle zukommen, die ein ernsteres Studium erheischte, ja er enthielt mir sogar manche vor, die mir laut Contract werden mußte.

Es ist ein eigenes Ding um das Gegen-Jemand-eingenommensein, und noch obenein in dienstlichen Verhältnissen, wie sie das Bühnenleben mit sich bringt, wo man meistens in aufgeregter Stimmung ist und unter der Herrschaft der Einbildungskraft steht, die im Künstler um so mächtiger arbeitet, als sie eine wesentliche Bedingung seiner Kunst ausmacht. Dieser Voraussetzung nach kann es also sein, daß ich in Holbein's Verfahren gegen mich mehr Absicht hineinlegte, als er es zugeben wollte. Seine ganze theatralische Richtung war einmal nüchtern und — alltäglich. Mein Repertoire, das Gebilde wie König Philipp in Don Carlos, Franz Moor, Shylock, Alba aufzuweisen hatte, wurde von ihm in dieser höhern dramatischen Weise nicht erweitert. Ich ersuchte ihn dringend um Inscenesetzung Richard des Dritten, der ein Steckenpferd für jeden jugendlichen Charakterspieler ausmacht und mich lebhaft beschäftigte. Holbein nickte höflich mit dem Kopfe, sagte mir in der verbindlichsten Art eine Erfüllung meines Wunsches zu, ließ mich aber umsonst hoffen und harren. Die Verschiedenheit unserer Charaktere war zu entgegengesetzt. Seine ceremoniöse, hofmännisch-hinterhaltige Manier, verbrämt mit pedantischer Kleinkrämerei, hatte etwas Nervösmachendes für mich. Mir passirte es, wenn ich mit ihm länger conferirte, daß ich hinterher schnell ein Brausepulver nehmen mußte. Zu diesem geschäftlichen Mißbehagen gesellte sich noch eine lyrische Privatangelegenheit. Holbein hegte eine lebhafte Zuneigung für die beliebte Schauspielerin, die verwittwete Frau Artour, die eine intime Bekannte meiner Frau war und eigentlich zu unserer Familie zählte. Da die liebenswürdige Persönlichkeit der Künstlerin uns warme Theilnahme einflößte, so hielten wir mit unserm Urtheil über Holbein nicht zurück. Ich freilich war maliciös genug, die abenteuerliche Ehe mit der Gräfin Lichtenau oft zu persifliren. Jedesmal wenn wir uns an einem Morgen auf der Probe begrüßten, fragte ich geheimnißvoll: ob ihr noch immer nicht ein Guitarreständchen gebracht worden sei? Daß Holbein von Allem unterrichtet war, was in meinem Hause vorging und wie ich über ihn dachte, daran durfte ich nicht zweifeln. Jede Oberbehörde hat ihre Spione und die nicht angestellte Sorte von Zu- und Zwischenträgern macht sich von selbst in jedem Dienstverhältniß. Feige Naturen, die kampfunfähig sind, auch wohl auf schwachen Füßen stehen mit

Digitized by Google

ihrem Können, suchen immer auf Hintertreppen und Schleichwegen ihr Ziel zu erreichen, abstrahirt von Denen, die ohne Intriguen nicht leben können. Thatsache war, daß Holbein eine geheime Antipathie gegen meine gerade und leider auch — grobe Natur hegte, während mein ihm Nichttrauen offen vor ihm dalag. So kam es denn, daß ich um meine Entlassung bat, mit der Erklärung: der mir auferlegte künstlerische Stillstand mache mich so krank, daß ich mir vollständig unzurechnungsfähig vorkomme. Man beschied mich auf die Direction. Graf v. Platen und Herr v. Holbein empfingen mich.

„Ihr Entlassungsgesuch", rief der Erstere halb scherzend, halb ernst, „ist bereits ad acta gelegt. Mein lieber Herr Marr, Sie sind ein Brausekopf, Ihre künstlerische Einbildung sieht Gespenster. Wie mögen Sie glauben, daß Herr v. Holbein, der — wie er mich noch soeben versicherte — ein warmer Schätzer Ihrer Verdienste ist, Ihrem Talent einen Hemmschuh anlegen will?"

„Im Gegentheil", marquirte Holbein ungemein pretiös. Er machte eine Pause. Ich sah ihn an.

„Im Gegentheil", betonte ich kalt, „bedeutet so viel als: Sie hätten meinem Talent Siebenmeilenstiefel angezogen. Ich halte mich direct an Thatsachen. Mein Repertoire und einige Rollen, die einem Andern zuertheilt worden sind, laut Contract aber mir zukommen, sprechen gegen Ihr „im Gegentheil"."

‚Werthgeschätzter Herr Marr", rief Holbein mit verächtlichem Achselzucken, aber besänftigenden und maßvollen Tones, „Sie machen ein Aufhebens von dieser und jener Rolle, die Ihnen entgangen sein soll . . ."

Er stockte, weil ein vernichtender Blick von mir ihn stutzig machte. Ich schaltete erregt schnell ein: „Ein Aufhebens, Herr v. Holbein, das Sie für Ihre schätzenswerthe Person während Ihrer Bühnenthätigkeit nicht kennen lernen konnten, da Sie nicht perpetuell in Reih und Glied gestanden und sich auf Grundlage bestimmt gegebener Gesetze und Regeln vorschriftsmäßig fortbewegen mußten. Wer die Schauspielkunst gehandhabt hat wie Sie, der ist in meinen Augen — ohne Sie beleidigen zu wollen — ein Renegat.'

„Ich bitte um Mäßigung, Herr Marr", befahl Graf Platen. „Sie scheinen zu vergessen, daß Sie durch diese Aeußerung indirect auch dem Comité eine Sottise sagen, da dasselbe es für gut befunden hat, Herrn v. Holbein mit dem Posten eines artistischen Directors zu betrauen."

„Das Comité, Herr Graf", entgegnete ich, wieder zum Bewußtsein gekommen, „ist nicht vom Handwerk, wie ich es bin. Es urtheilt mehr vom administrativen Gesichtspunkt und hat in diesem Fall durch die Berufung des Herrn v. Holbein das große Loos gezogen. Ich kann auch gegen meinen Feind gerecht sein. Ich anerkenne die technische Gewandtheit des Herrn v. Holbein und sein Finanzgenie. Ich profitire gern von der Ordnung und Pünktlichkeit, die jetzt unter seiner Regie auf der Bühne heimisch geworden ist, auch seinen erfahrungsmäßigen künstlerischen Anweisungen schenke ich Glauben . . ."

„Sonderbarer Schwärmer", unterbrach mich Holbein wie scherzend, um seine innere Bewegung zu verbergen. „Sie sind zu gütig, lieber Herr Marr" — er klopfte mir mitleidig auf die Schultern — „mir Lobesspenden über Lobesspenden in Ihrem Aerger anzudichten. Wenn Sie alles Das, was Sie herzählten, wirklich anerkennen, was verlangen Sie denn eigentlich noch weiter?"

Digitized by Google

„Den vorwärtstreibenden Geist, Herr v. Holbein", rief ich decidirt „kein Protectionswesen — und meine Entlassung!"

„Sie haben Recht", schloß Graf v. Platen zürnend, indem er sich von seinem Sitz erhob. „Sie sind krank, Herr Marr, und deshalb unzurechnungsfähig. Nach einigen Jahren, wo Ihr Contract abgelaufen ist, wird sich das Weitere finden." Hiermit entließ man mich. Als ich grollend in meiner Wohnung anlangte, kam mir meine Frau mit der Nachricht entgegen, sie habe einen Brief aus Braunschweig erhalten, in welchem ihr mitgetheilt werde, daß der Herzog Karl gegen Klingemann geäußert, er möchte Marr aus Hannover zum Gastspiel kommen lassen. Man habe ihm von Diesem viele interessante Dinge erzählt. Er müsse ihn kennen lernen.

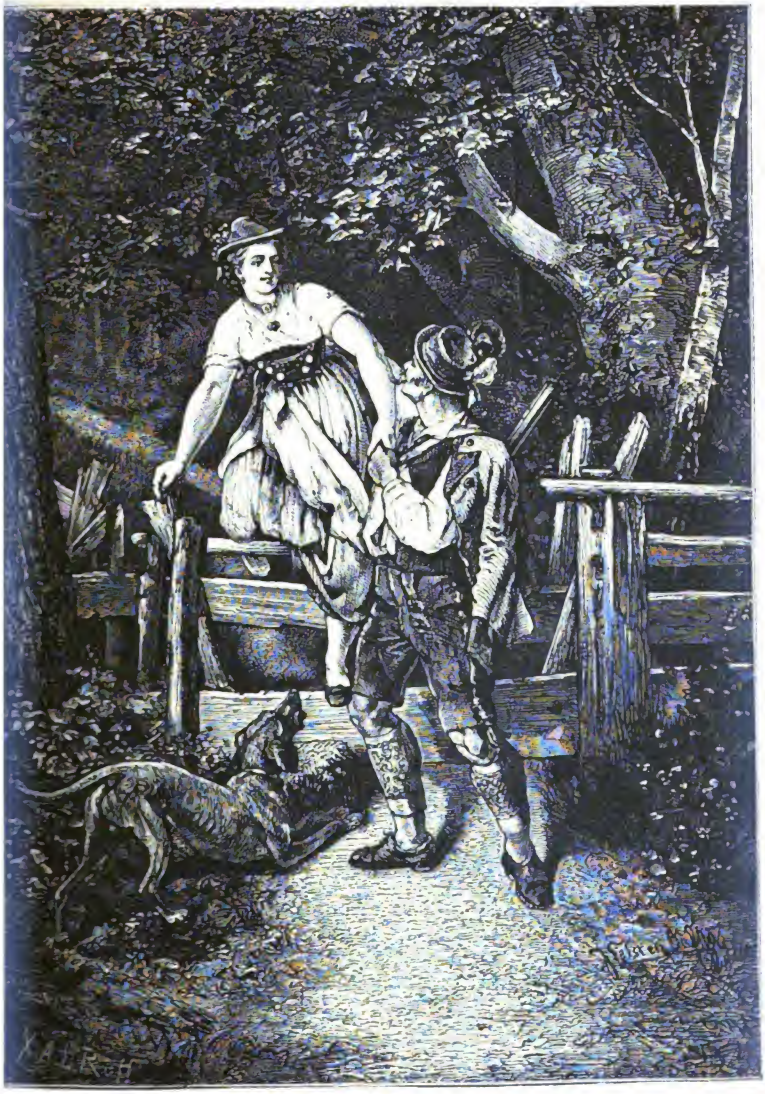
Herzog Karl, ein Sprößling der ältern Linie des Hauses der Welfen, der unter Vormundschaft seines Onkels, Georg des Vierten, des Königs von England und Hannover gestanden, war seit 1823 mündig erklärt und gegenwärtig regierender Herzog von Braunschweig. Die Bizarrerie seines Wesens erregte allgemeines Aufsehen, wie seine ganze Haltung die wunderbarsten Gerüchte in Umlauf brachte. Man erzählte sich von ihm Unglaubliches und hob als das Bemerkenswertheste seine leidenschaftliche Passion für das Theater hervor. Der Ertrinkende greift nach einem Strohhalm, sagten schon unsere Altvodern. Wie, wenn dies ein Wink des Schicksals für mich wäre? Nachdem was heute zwischen mir und Holbein zum Austrag gekommen, war an eine Annäherung nie mehr zu denken. Bestand ich für die Zukunft immer wieder auf meine Entlassung, mußte sie mir schließlich doch gegeben werden. Dies Alles berieth ich mit meiner Frau und kamen wir dahin überein, daß sie an Klingemann schreiben solle. Kaum war ihr Brief fertig, als zufällig seine in Hast niedergekritzelten Zeilen anlangten. Er zeigte mir an, daß er zugleich auch an Holbein geschrieben und diesen ersucht habe, mir vierzehn Tage Urlaub zu geben. Die Ungeduld des Herzog Karl übersteige alle Grenzen. Wie ein ungezogenes Kind rufe er ihm täglich zu: „Ich muß Marr aus Hannover spielen sehen."

Daß Holbein dies Intermezzo gelegen kam, ist natürlich. Er konnte im Allgemeinen den Beweis liefern, daß er gern bereit sei mir Gelegenheit zu verschaffen, mein Talent in weiteren Kreisen bekannt werden zu lassen. Mit Herzog Karl mochte man überdies nicht gern im Bösen zu thun haben. Die nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zum Hannöverschen Königshause waren in einer gehässigen Weise von ihm verletzt worden; um jedem öffentlichen Scandal aus dem Wege zu gehen, gab man seinen persönlichen Wünschen oft nach, ohne es gern zu thun. Ich reiste ab nach Braunschweig. Mein Gastspiel fiel sehr glücklich aus. Der jugendliche, begabte Herzog Karl kam mir enthusiastisch entgegen. Er war entzückt von dem „Böse-wichtsnaturell" meines Talentes und von der „Malice meiner Unterhaltungsweise", die seinem spionirenden Auskundschaften über die Hannöverschen Theaterzustände ihm so zusagend zu secundiren verstand. Er blieb dabei, daß er mich engagiren wolle. Auf meine Bemerkung, ich sei noch einige Jahre contractlich in Hannover gebunden, man habe mir meine Entlassung, um die ich bereits gebeten, abgeschlagen, rief er, sich auf der Ferse herumdrehend — eine Eigenthümlichkeit von ihm — lachend hin: „Wer hindert Sie daran, durchzugehen?"

„Mein Ehrgefühl", antwortete ich.

„Exemplarischer Vorsatz", hänselte er satanisch. „Dummköpfe lassen sich

Digitized by Google



Freud und Leid in den Alpen.

Nach einem Originalgemälde von J. Leisten.

## I. Des Lebens Blüthe.

Digitized by Google

Digitized by Google

treten; ein gescheidter Kerl giebt Fußtritte." Er winkte Klingemann, zeigte auf mich und rief: „Cardinal! ich habe das Meinige gethan. Thun Sie das Ihre!"

Daß ich von jetzt ab Tag und Nacht an meinen Fortgang von Hannover dachte, kann ich nicht leugnen. Nicht allein daß die excentrische Persönlichkeit des Herzogs Karl, der eine interessante Studie zu sein schien, mich fesselte, daß es mir schmeichelte von ihm so energisch herbeigewünscht zu werden, auch Klingemann war ein Magnet. Sein geistvolles Naturell, seine warm pulsirende Kunstbegeisterung erhob mich. Ich hatte noch so viel zu lernen und er war ein ehrlicher, gewissenhafter Bühnenlenker, der sich auf einen Komödianten von echtem Schrot und Korn verstand. Als ich nach Hannover zurückkehrte, wußte man schon bereits, daß der Herzog Karl auf mich fahnde. Holbein ließ gegen die Artour, die ihn späterhin wirklich heirathete, verlauten: man dürfe es mir nicht verargen, wenn ich, um Vieles besser gestellt, einem Tausch nicht abgeneigt wäre. Freilich müsse man es aber schwarz auf weiß in Händen haben, um höhern Ortes motiviren zu können, was für Gründe mich dazu bestimmten, meine Entlassung zu fordern. Der schlaue Fuchs! Damit es nicht zur Sprache kam, daß er die Veranlassung zu meiner Unzufriedenheit sei, sollte ich den Verdacht auf mich lenken, als locke mich der pecuniäre Vortheil. Was blieb mir aber anderes übrig? Wollte ich in Wirklichkeit fort, mußte ich den indirect gegebenen Fingerzeig benutzen. Ohne Säumen meldete ich nach Braunschweig hin, was mir unter der Hand durch Holbein zu verstehen gegeben sei. Die schleunige Antwort lautete, ich möge in Person erscheinen. Es sei noch Manches hervorzuheben, was ein mündliches Aussprechen nothwendig mache. Abermals suchte ich um einige Tage Urlaub nach. Holbein gewährte mir denselben, ohne seiner ceremoniösen Positur etwas zu vergeben, d. h. er vermied es vornehm, mich nach dem Zweck meiner Reise zu fragen. Der Herzog Karl begrüßte mich mit Exclamation. Er kam mir so liebevoll entgegen, der Contract, welcher mir bewilligt wurde, war für die damaligen Verhältnisse so durchaus gentil für meine Vortheile gedacht, daß ich ihn hiermit veröffentliche, um auf die düsteren Züge des Geizes und der Habsucht, die den immerhin beklagenswerthen Fürsten verunzierten, auch einen kleinen Lichtstrahl von Noblesse fallen zu lassen.

Contract.

Zwischen der Direction des herzoglich Braunschweigischen Hoftheaters und dem Hofschauspieler Herrn Marr aus Hannover ist folgender Contract verabredet und geschlossen.

§ 1.

Herr Marr engagirt sich bei dem hiesigen Hoftheater auf drei nacheinander folgende Jahre und tritt in dieses Engagement entweder am sechzehnten September dieses Jahres oder spätestens am ersten Januar Eintausendachthundertachtundzwanzig, und läuft dieser dreijährige Contract vom Tage des Eintreffens des Herrn Marr hierselbst zur Contractserfüllung an.

§ 2.

Herr Marr spielt Intriguants, serieuse und komische, auch chargirte Charakterrollen, ältere und jüngere Chevaliers u. s. w.

§ 3.

Derselbe erhält einen jährlichen Gehalt von Tausend sechshundert Thaler Pr. Cour. Ferner erhält Herr Marr einen jährlichen Reiseurlaub von sechs Wochen mit fortlaufender Gage.



Digitized by Google

§ 4.

Findet Herr Marr im Laufe seiner hiesigen drei Contractsjahre ein besseres Engagement, als bei hiesiger Hofbühne, so wollen Serenissimus die Nachsicht haben, ihn seines Contractes zu entbinden, jedoch nach von Seiten des Herrn Marr vorhergegangener spätestens halbjähriger Kündigung und sicherm Beweise der verbesserten Anstellung bei einer andern Bühne.

Dagegen behalten sich Serenissimus das Recht vor, Herrn Marr dasselbe zu geben, was ihm erweislich bei einer andern Bühne mehr geboten worden, und ist sodann derselbe gehalten mit dieser Zulage den hiesigen Contract auf die drei Jahre auszuhalten.

§ 5.

Von Seiten hiesiger Hoftheaterdirection tritt dieser Contract am ersten Mai dieses Jahres in Giltigkeit, bis wohin derselbe noch widerrufen werden kann, von Seiten des Herrn Marr aber erst vom sechzehnten Juni dieses Jahres an, bis wohin demselben eine gleiche Revocation verstattet ist.

Nach Ablauf dieser den Contrahenten reservirten Revocationstermine tritt aber der Contract in volle Kraft, und ist zu besserer Aufrechthaltung desselben bestimmt, daß derjenige Contrahent, welcher einseitig den Contract brechen oder dessen Erfüllung erschweren werde, gehalten sein soll, dem andern Contrahenten sofort nach Wechselrecht Zwölfhundert Thaler Pr. Cour. zu zahlen, weshalb denn allen Einreden gegen Berichtigung dieser Conventionalstrafe entsagt wird, und unterwirft sich Herr Marr dieser Strafe auch besonders in dem Falle, wenn er nicht spätestens am ersten Januar Eintausend achthundertachtundzwanzig in sein hiesiges Engagement getreten sein sollte. Uebrigens reserviren sich die Contrahenten noch außerdem jedwede Rechtszuständigkeit aus diesem Contracte, indem die Berichtigung der stipulirten Conventionalstrafe die Klage auf Contractserfüllung nicht aufhebt.

§ 6.

Derjenige der Contrahenten, der mit Ablauf des Contracts, mit Ausnahme der im § 4 gemachten Bestimmung, den Contract als erloschen angesehen wissen will, ist gehalten, dem andern Contrahenten spätestens sechs Monate vor Ablauf des Contracts zu kündigen, widrigenfalls dieser Contract als unter denselben Bedingungen stillschweigend prolongirt angesehen werden soll.

Die Contrahenten entsagen allen Einreden wider die Giltigkeit dieses Contracts, welcher in doppelter Originalform ausgefertigt, durch beiderseitige Unterschriften vollzogen und von herzoglich Braunschweigscher Hoftheaterintendantur genehmigt ist. Geschehen Braunschweig den 13. April 1827.

Aug. Klingemann, Dir.

Mit diesem Document ausgerüstet, langte ich voller Triumph in Hannover an. Tags darauf reichte ich dasselbe mit der abermaligen Bitte um meine Entlassung dem Comité ein. Wie ein Blitzstrahl traf mich die vernichtende Antwort. Man war entrüstet über mein ungesetzliches Verfahren, das sich durch die eigenmächtige Handlungsweise bekundete, mit einer andern Bühne einen Contract abgeschlossen zu haben, während ich noch viele Jahre

Digitized by Google

der Hannöverschen Hofbühne Dienste zu leisten habe. Kurzweg verbat man sich für die Zukunft jedweden weitern Versuch, vor der abgelaufenen Frist loszukommen. Mein Zustand war verzweiflungsvoll. Holbein wich mir vorsichtig aus. Vielleicht hatte er selbst nicht geahnt, daß man höhern Ortes so consequent bleiben würde. Er dachte es sich jedenfalls leichter, mich mit guter Manier los werden zu können. Herzog Karl gerieth in Wuth. Sein Mißtrauen nahm an, es werde absichtlich eine Rancüne gegen ihn verübt. Er behauptete, es sei eine Ehrensache meinerseits, zu ihm zu halten. Abermals forderte er mich zum „Durchgehen" auf, zugleich die Verpflichtung übernehmend, die damit verbundene Conventionalstrafe zu zahlen. Ich sträubte mich hartnäckig gegen diesen despectirlichen Gewaltcoup, obgleich ich nicht der Mann darnach war, gereizte Stimmungen und ungelöste Fragen für die Dauer ertragen zu können. Mehrere Monate waren vergangen. Keinem meiner Bekannten und Freunde vertraute ich meine schwankende Lage an; ich wollte Niemandem zum Mitwisser zweifelhafter Verhältniss. machen. Der Termin rückte immer näher heran, wo ich mich zu entschließen hatte, ob ich den Braunschweiger Contract anzutreten gedenke. Eines Tages, als ich mich eben mit Frau und Kind zu Tische setzen wollte, ging die Thür leise auf und zwei Köpfe mit einem mysteriösen „Pscht" wurden sichtbar. Der eine dieser Köpfe gehörte dem Braunschweiger Hofschauspieler Gaßmann, der andere dem Bruder meiner Frau aus Braunschweig. Den Köpfen folgten die Körper. Die Thür wurde rasch verschlossen und von innen verriegelt. Gaßmann, welcher die Gewohnheit hatte, mit seinen Freunden ein halbes Braunschweigisches Plattdeutsch zu reden, rief: „Na kumm, Marr, es is de höchste Tiht!"

„Ja, Marr, Sie dürfen sich jetzt nicht mehr sträuben. Todt oder lebendig sollen wir Sie mitbringen", fügte mein Schwager hinzu.

Jetzt wurde ich auf einmal entschlossen. Es ging Kopf über, Kopf unter an's Einpacken. Ich hatte am Abend noch in einem unbedeutenden Stück eine kleinere Rolle zu spielen. Während ich im Theater war, miethete Gaßmann und mein Schwager einen großen, offenen Stuhlwagen (ein anderer war augenblicklich nicht zu bekommen) von dem in meinem Hause wohnenden Lohnkutscher Helmke. Dieser Wagen sollte sie am Thor erwarten, da Beide, um allen Verdacht zu vermeiden, noch in's Theater gehen wollten. Gaßmann wurde hier auch gleich von einigen Bekannten begrüßt, die ihn verwundert fragten, was ihn nach Hannover führe, worauf er keck die Antwort gab: er wolle eine Rheinreise antreten. Nachdem die Vorstellung beendet war, gingen Gaßmann und mein Schwager voraus. Ich eilte nach Hause, um Frau und Kind abzuholen. Außer unserer alten Magd, Hann., welche zurückblieb, um den ersten Sturm der Neugierigen am folgenden Morgen abzuwehren und dem Hauswirth die Miethe auszuzahlen, war Niemand in dies Geheimniß gezogen. Gegen elf Uhr langte ich mit Frau und Kind vor dem Thor an. Wir stiegen allemitsammt in den Wagen.

„Wüllt Sei den ook mit, Herr Marr?" fragte der Kutscher betroffen.

„Ja wohl, ich habe drei Tage Urlaub', lautete meine Antwort. „Fahr' schnell zu, Dein Trinkgeld wird verdoppelt." Um ein charakteristisches Stimmungsbild von dem Aufsehen zu geben, das ich durch mein heimliches Entweichen hervorrief, schließe ich meine Hannöversche Theaterepoche mit dem naturwüchsigen Brief, den ich nach einigen Wochen von meinem treuen Collegen Hanff zugeschickt bekam.



Digitized by Google

Hannover, den 30. Juni 1827.

Mein lieber guter Marr!

Eures lieben Schwagers und Gaßmann's (der Lorck) unvermuthete Ankunft machte meine Aufmerksamkeit rege; Gaßmann's projectirte Reise nach dem Rhein bestärkte mich in meinem Argwohn, Euer unruhiges Benehmen im Theater gab mir völlige Gewißheit. Um elf Uhr Abends langte ich zu Hause an; nachdem die Thüren verschlossen und wir bei Tische saßen, sagte ich: Kinder, diese Nacht gehen Marr's fort von Hannover. Mutter und Kinder erschraken und stritten dagegen. Im Bette balgte ich mich noch lange mit der fatalen Geschichte herum. Gleich beim Erwachen wart Ihr mein erster Gedanke. Gleich nach neun Uhr ging ich mit der Elise in die Stadt, um Euch das geliehene Buch zu bringen, je näher ich Eurer Wohnung kam, je stärker klopfte mir das Herz. Unten an der Thür empfing mich Helmke und Behrens mit folgenden Worten: „Sie kommen zu spät, das ganze Nest ist diese Nacht ausgeflogen." Helmke meinte, das geh' doch über den Spaß, er habe noch seinen Wagen dazu hergeben müssen. Ohne mich in weitere Erörterungen einzulassen, laufe ich die Treppe hinauf und finde die gute Hanne mit Reinemachen beschäftigt. „Ach Gott, Herr Hanff", jammerte sie, „se sind Alle wege." Diese völlige Gewißheit überraschte mich so, daß mir die Thränen in die Augen traten. Elise weinte recht ordentlich. Beim Heruntergehen wollte Madam Strauß uns die Sache recht breit und mit vielen Anmerkungen begreiflich machen, ich entschuldigte mich aber mit der Probe und ging. Hinter uns her ruft Karl Schneider: „Sollten Sie heute Herrn Marr noch sehen, so grüßen Sie ihn." Auf der Brücke begegnet uns der alte Tapezir Böhm. „Papa, wissen Sie denn schon den Scandal", schreit er laut. — „Zum Teufel ja, ich weiß es". Der hatte es schon früh sieben Uhr erfahren und die Alarmtrommel geschlagen. Kaum betrat ich das Theater, so stürmt und schreit und wüthet Alles auf mich ein. Katzianer schien sich innerlich zu höpen. Der „ehrliche Bruder", mit einem ernsten Gesichte, fragt mich um meine Meinung, stutzt aber, wie ich erkläre: es thue mir herzlich leid. „Mir auch, bei Gott! aber . . ." — „Richtet nicht, so werdet Ihr auch nicht gerichtet", mit diesen Worten brach ich das Gespräch ab. Die Artour hat herzlichen Antheil genommen und geweint. Freund Cramer beklagt es aufrichtig. Der ehrliche Bruder behauptete fortwährend, ich hätte darum gewußt. Mittags um zwölf Uhr wußte schon die ganze Stadt von Eurer Flucht. Das Comité soll furchtbar fulminirt haben, der Herzog von Cambridge hat Rapport über die näheren Umstände verlangt, an allen Straßenecken steckte man die Köpfe zusammen, Einer wußte immer mehr als der Andere. Die Ohren müssen Euch schrecklich in den ersten beiden Tagen geklungen haben. Ein Theil des Publicums schimpft tüchtig, der andere lacht, der größte Theil bedauert aufrichtig Euren Verlust. Der Kapellmeister Sutor und ich haben neulich bei Holbein Mittag gegessen; da erzählte er, daß Herr v. Ziethen hierher geschrieben habe, um Euer Fach für die Zukunft zu übernehmen. Holbein scheint sich für ihn zu interessiren. Euer Name kommt nicht über seine Lippen, er ist sehr ernst. Denn Georg Gaßmann sagt nur: „He schall sick so bale nich wedder seihen läten, süß ward hei in Hannover todtschlagen, den kann he sin Tage nich na den Rhin reisen." Viele tausend Grüße an Euch. Freuen werde ich mich herzlich, wenn es Euch in Braunschweig stets wohlergeht. Behaltet lieb Euren alten Freund und Kriegskameraden F. Hanff.

Digitized by Google

# Kapitain Mansana.

Von **Björnstjerne Björnson.**

Deutsch von Edmund Lobedanz.

(Schluß.)

## IX.

Der Rausch verflog weder an diesem, noch am folgenden Tage. Die höheren Gesellschaftskreise Anconas wurden mit in denselben hineingezogen, insofern Feste mit Ausflügen die Verlobung feierten. Es webte ja etwas überraschend Abenteuerliches darüber; Mansana's Ruf, ihr Reichthum, ihr Stand und ihre Schönheit, sie, die beständig Unbesiegte; er, der ewig Siegende, und dann der Verlobungsact selbst, der im Volksmunde die unglaublichste Ausschmückung erhielt, und alles Dies mit einander wurde durch die Glückseligkeit der Fürstin noch einen Grad höher gehoben. Sie warf wirklich einen magischen Glanz darüber.

Wenn man sie beisammen sah, stellten sie einen Gegensatz dar; Beide waren hoch gewachsen, Beide hatten sie den elastischen Gang und die stolze Haltung, aber ihr Antlitz war stark oval, seins gedrungen; sie hatte große offene Augen, er kleine und tiefe. Bewundern mußte man ihre feine lange Nase, ihren schwellenden Mund, ihr edles Kinn, ihre schön gebogenen Wangen, umrahmt vom schwarzen Haar. Aber seine niedrige Stirn, sein kleiner, fest zusammengepreßter Mund, sein trotziges Kinn und kurz geschnittenes Haar machten ihn nicht schön. Ebenso verschiedenartig war ihre nach außen gewandte Freude und tändelnde, geistreiche Heiterkeit von seinem wortkargen Wesen. Aber weder sie noch Andere wünschten, daß er anders sei, selbst nicht in diesen Tagen; denn so war er ja in der That! Er machte ja selbst das, wobei er das Leben einsetzte, zu einer nicht des Redens werthen alltäglichen Sache, wenn er überhaupt ein Wort darüber verlor; in der Regel sprach er gar nicht.

Deshalb konnten weder die Fürstin noch die Gesellschaft merken, daß nun in seinem Innern eine Aenderung vorging.

Es giebt eine grenzenlose Unterwerfung, einen eifersüchtigen Diensteifer, wodurch der Empfangende zu einem Sclaven oder einer todten Sache wird. Nicht die Freiheit einer Minute, nicht der kleinste Rest eigenen Willens bleibt ihm übrig; die geringste Aeußerung eines solchen ruft nämlich zwanzig neue Pläne in der Richtung oder Verlängerung des Verlangten, ausgestattet mit stürmischem Handeln, hervor.

Es giebt auch eine Art und Weise, Vertraulichkeit zu schenken, die sich eindrängt in das Heiligthum unserer Seele, wo noch sonst Niemand gewesen ist — eine solche erräth Gedanken, zieht geheime Erwägungen an's Licht, was Alles Den scheu macht, der gewohnt gewesen ist, sein Inneres verschlossen zu halten.

Das war jetzt der Fall mit ihm. In wenigen Tagen war er übersatt;

Digitized by Google

seine unsägliche Müdigkeit nach der Aufregung, der der Verzweiflung und der der Freude, machte ihn doppelt reizbar. Es gab Augenblicke, wo er sowohl sie als die Gesellschaft verabscheute. Er entsetzte sich selbst darüber, wie über die schwärzeste Undankbarkeit, und ehrlich, wie er war, sagte er ihr das. Er ließ sie ahnen, was er gelitten habe und wie nahe er daran gewesen, zu Grunde zu gehen.

Sie wurde von dieser Entdeckung stark ergriffen. Mitten in einer Wolke der wildesten Selbstanklage beschloß sie, ihm Ruhe zu gönnen und selbst abzureisen. Sie solle nach Rom und Ungarn, um ihre Angelegenheiten für die Heirath zu ordnen. Er möge nach einer kleinen Gebirgsstadt im Süden gehen, wo er den Dienst eines Versaglierecapitains, der einige Monate in Ancona an seiner Stelle zu wirken wünschte, übernehmen könnte. Willenskräftig, wie sie war, wußte sie Alles in kurzer Zeit zu ordnen: Binnen zwei Tagen waren sowohl er als sie abgereist. Der Abschied war ihrerseits ergreifend, seinerseits wirklich herzlich, ihre Liebe und ihr Eifer rührten ihn.

Aber kaum war er allein, zuerst auf der Reise und nachher in der Garnison, als er schon in Erschlaffung sank. Er mochte nicht einmal die Briefe öffnen, die von ihr kamen; er hatte eine Scheu vor ihrer Leidenschaftlichkeit! Sie telegraphirte und schrieb wenigstens einmal täglich und als die Pflicht des Antwortens allzu drückend wurde, floh er aus seinen eigenen Zimmern, wo all' dies Unerfüllte seiner wartete. Wenn er nicht Dienst hatte, trieb er sich deshalb umher in den Wäldern und im Gebirge oberhalb der Stadt; denn die Gegend war von ungewöhnlich wilder Schönheit.

Nach seinen Morgenspaziergängen ruhte er sich in der Regel auf einer Bank unter einem alten Olivenbaum, etwas oberhalb der Stadt, aus; von dort ging er dann nach Hause, um zu frühstücken.

Eines Morgens, als er aufstand, sah er zwei Personen, einen ältlichen Mann und eine junge Dame Platz auf der Bank nehmen, dies wiederholte sich am nächsten Morgen zur selben Zeit.

Am darauf folgenden Tage verweilte er etwas länger, unfreiwillig, und fand Gelegenheit, die Dame zu betrachten und sich mit dem alten Herrn zu unterhalten. Die Leichtigkeit, mit der Italiener eine Unterredung einzuleiten und eine Bekanntschaft anzuknüpfen vermögen, ließ auch ihn bald erfahren, daß der Mann ein Pensionist der frühern Regierung sei, daß die Dame seine Tochter, fünzehn Jahre alt, gerade aus einem Kloster gekommen. Sie blieb stets ganz in der Nähe des Vaters und sagte nur wenige Worte, aber diese mit der allersüßesten Stimme. Später trafen sie sich jeden Tag und zwar keineswegs zufällig. Auf der Höhe wartete er ihrer, bis er sie aus dem Thal heraufkommen sah und ging dann nach der Bank hinuntere Sie waren Beide so freundlich und so voll Ruhe. Der Alte sprach gern. täglich, etwas schüchtern, von Politik; wenn er damit fertig war, wechselte Mansana einige Worte mit der Tochter. Sie war das wiedererstandene Bild ihres Vaters. Er war beleibt gewesen. In seinem Gesicht fand sich noch jetzt eine gewisse runzelige Fülle. Sie mußte ebenso werden, denn ihre kleine gedrungene Figur deutete so etwas an; sie hatte indessen gerade jetzt jene knospende Fülle, die in einem Morgenkleide so anmuthend ist und er sah sie nie in einem andern. Die Augen des Vaters waren matt und thränend, ihre waren halb geschlossen; sie hielt auch den Kopf ein wenig vorn übergebeugt. Das Antlitz und die Gestalt des jungen Mädchens hatten

Digitized by Google

eine anziehende Kraft in ihrer Ruhe. Das Haar war ängstlich, einen Tag nach dem andern, gemäß der allerneuesten Mode frisirt; dadurch verrieth sich die Luft des Klosterkindes, in dieser argen Welt mit dasein zu wollen. Die kleinen gedrungenen Händchen, die so gut auf dem schmächtigen Handgelenk saßen, waren stets beschäftigt mit irgend einer kleinen Putzarbeit, worüber der Kopf sich hinabbeugte, indem die halbgeschlossenen Augen dasselbe zu thun schienen. Sie schauten zu ihm auf, wenn er sie anredete, blickten jedoch dann meist seitwärts in die Ferne. Eine unerschlossene Kindesseele quillte, halb schüchtern, halb heiter, aber ganz neugierig, aus ihnen heraus auf die neue Welt und diese ihr neuen Menschen. Je mehr wir solche halbgeschlossenen Augen betrachten, um so mehr beschäftigen sie uns, weil sie niemals ihren ganzen Inhalt ausliefern. Was ihre Augen betraf, so saß oft ein Schalk in den Winkeln, und was sie eigentlich von ihm dachten — ja, er hätte viel gegeben, wenn er es gewußt, und gerade, um ihre Gedanken hervorzulocken, erzählte er mehr von sich, als er je zuvor ein und derselben Person erzählt hatte. Es machte ihm Spaß, dabei die beiden Grübchen in ihren Wangen gleichsam arbeiten zu sehen, während sich um ihren Mund, der niemals recht geöffnet wurde, Allerlei bewegte — roth und süß sah er aus, wie eine unberührte Beere.

Noch größern Reiz übte es auf ihn aus, wenn sie mit einer Stimme, deren unschuldiger Klang durch seine Seele ging, wie die Triller der Singvögel an einem Sommermorgen, blöde, aber neugierig den Versuch machte etwas Näheres über seine bevorstehende Heirath zu erfahren. Ihre Gedanken über Verlobungs- und Heirathsreisen, die sie doch nicht offen aussprach, sondern die nur aus den Fragen hervorquollen, kam ihm so drollig vor, daß ihm die Sache selbst dadurch wieder lieb ward.

Ihr war es also zu verdanken, daß Theresa zehn bis zwölf Tage nach seiner Ankunft an diesem Orte wirklich einen Brief und darauf mehrere von ihm erhielt.

Er war kein Meister der Feder; seine Briefe waren daher kurz wie seine Rede; daß sie aber recht warm wurden, war wieder der Kleinen zu verdanken. Nun schrieb er jeden Morgen nach dem Frühstück; jeden Morgen hatte er in den unschuldigen Gesprächen mit ihr, während seine Augen ihre frischen Formen, das arbeitende Spiel der Hände und das harmonische Zusammenspiel zwischen Mund, Augen und Wangengrübchen überblickte, im Genusse des Klanges ihrer Stimme ein heiteres Behagen gefunden, das seine Sehnsucht weckte.

Gerade der Gegensatz zu dieser Kleinen stellte Theresa in ein um so majestätischeres Licht, mit der innern und äußern Pracht, wenn er nachher an seinem Schreibtisch sich mit ihr unterhielt; er lächelte über ihre Leidenschaftlichkeit; aber wie majestätisch ertrug sie nicht sein Schweigen. Ich habe das ja durchaus nicht erwogen; Du mußt natürlich nicht schreiben, Du mußt auch Ruhe vor mir haben; meine Briefe sollen Dich auch nicht belästigen, jedenfalls nicht ihre Leidenschaftlichkeit. Aber verzeihe mir! Diese hast Du allein verschuldet, und ich habe verschuldet, was Du noch leidest und was ich mir niemals selbst vergeben werde, wohl aber suchen werde in einem ganzen Leben wieder gut zu machen!

Nicht ein Weib unter Tausenden würde so gedacht und geschrieben haben!

Er schrieb ihr von Amanda Brandini; so hieß die Kleine. Er schilderte ein Gespräch, das er mit der Kleinen über Hochzeit und Ehe gehabt hatte.

Digitized by Google

Es ſchien ihm ſelbſt ſo reizend und die Schilderung gelungen, er mußte ſie zwei Mal leſen.

Dieſe heiteren Morgenſtunden, wo ſie ſich begegneten und worauf er ſich den ganzen Tag freute, führten nie zu einer Einladung, ſie in ihrem Hauſe zu beſuchen. Dieſe ehrbare Zurückhaltung gefiel ihm. Aber dieſer Umgang ſteigerte mehr und mehr ſein Sehnſuchtsgefühl, und wie unſäglich wurde nicht Fürſtin Thereſa überraſcht, als ſie ein Telegramm erhielt, daß er nach drei Tagen in Ancona mit ihr zuſammenzutreffen wünſche; er ſehnte ſich noch mehr nach der Hochzeit als ſie.

An dem Tage, wo er dies Telegramm abgeſchickt hatte, finden wir ihn vor einem Kaffeehauſe, das an einem kleinen Platz der Stadt lag. Er war durſtig und ging hinein. Er ſetzte ſich und ſchaute aus dem Fenſter, während er wartete. Er war nie früher dort geweſen. Da erblickte er Amanda Brandini auf einem Balcon gegenüber. Dort alſo wohnte ſie.

Aber neben ihr und gleich ihr an das Geländer ſich lehnend, ſo nahe, daß er ihren Athem müßte einſaugen können, ſtand ein junger hübſcher Lieutenant. Er war gerade dieſen Vormittag Manſana vorgeſtellt worden und dieſer hatte gehört, daß er aus der Nachbargarniſon ſei, und daß er allgemein der „Amorino“ genannt werde.

Aber nun ſchauten die Augen des Amorino in ihre Augen; Beide lächelten, während ihre Lippen ſich bewegten, und da die Worte nicht gehört wurden, konnte es ſich für Manſana ausnehmen wie ein vertrauliches Flüſtern. Es wollte gar nicht aufhören.

Giuſeppe Manſana fühlte das Blut nach dem Herzen ſtrömen und einen ſtechenden Schmerz. Er ſtand auf und ging, erinnerte ſich, daß er nicht bezahlt habe, was er unberührt ſtehen ließ, kehrte wieder um und zahlte. Als er auf die Straße kam und nach dem Balcon hinaufſchaute, wurde er dadurch überraſcht, daß die Beiden in einer Art Handgemenge zu ſein ſchienen. Der Amorino drang auf ſie ein, und ſie wehrte ſich, roth wie Blut. Die Stellung eines Gladiators oder eines Ringenden hob ihre Geſtalt vortheilhaft hervor, und der Eifer vergeiſtigte ihr Antlitz. Die nachläſſig ſichere Zudringlichkeit des Amorino bildete einen empörenden Gegenſatz. Wer hatte einen ſolchen Hausdieb eingelaſſen? Wo war der Vater?

## X.

Am nächſten Morgen ſaß er früher als gewöhnlich auf der Bank, aber auch ſie kamen früher als gewöhnlich, ſie mußten alſo ebenfalls die Zuſammenkünfte angenehm finden, und wollten ſie, weil nur zwei übrig waren, verlängern. Nach der nothwendigen politiſchen Einleitung mit dem Vater, wandte er ſich plötzlich nach Amanda um: „Wer war der Herr, mit dem Sie geſtern auf dem Balcon rangen?“ Sie wurde von dem ſchönſten Roth übergoſſen, während die Augenlider ſich noch tiefer niederſenkten. Dennoch verſuchte ſie ihn anzuſehen.

Ein junges Mädchen erröthet ja über Alles, aber das wußte Manſana nicht. Er wurde ebenſo bleich, als ſie roth. Das erſchreckte ſie, er ſah es — und deutete es ebenſo falſch. Der Vater, der mit offenem Munde dageſeſſen hatte, rief nun: „Ach, nun begreife ich es! Luigi, mein Neffe, Luigi Borghi! ja, er iſt auf einige Tage zum Beſuch in der Stadt. Will das ſtädtiſche Feſt mitmachen — ha, ha, das iſt ein Wildfang.“

Giuſeppe Manſana ging aber nun geradewegs zu ſeinem Freunde

Digitized by Google

Major Sardi, er war es, um dessenwillen er gerade die Garnison gewählt hatte und fragte ihn, in welchem Rufe Luigi stehe? „In schlechtem", war die Antwort.

Nunmehr ging er zu Luigi, der in einem Gasthof wohnte und gerade aufgestanden war. Beide nahmen Platz. Luigi Borghi grüßte, sich entschuldigend und ehrerbietig, den höhern Officier. „Ich reise morgen von hier ab, um mich zu vermälen. Ich sage dies, damit das Nächste verstanden werden kann — so wie es ist. Während meines kurzen Aufenthalts hier habe ich viel Interesse für ein junges unschuldiges Mädchen gefaßt; sie heißt Brandini." — „Ach, Amanda!" — „Sie ist Ihre Cousine?" „Ja." — „Stehen Sie noch sonst in einem Verhältniß zu ihr? Wollen Sie sie heirathen?" — „Nein; — aber?" — „Ich habe keinen andern Grund, Sie zu fragen, als den eines Gentlemans. Sie brauchen nicht zu antworten, wenn Sie dies richtig finden." — „Freilich, nein! Ich wiederhole es gern, daß ich nicht daran denke, mich mit Amanda zu verheirathen; — sie ist ganz ohne Vermögen." — „Schön, warum besuchen Sie sie dann? Warum wecken Sie in ihr Gefühle, denen Sie nicht entgegenkommen wollen und die leicht auf Abwege zu führen sind!" — „Dies scheint mir eine Anklage zu enthalten." — „Allerdings. Sie sind bekannt als rücksichtsloser Liebertin!" — „Signore!" Er erhebt sich. Der lange Capitän folgt sogleich seinem Beispiel. „Ich, Giuseppe Mansana, sage es und stehe zu Diensten." — Aber der kleine Luigi Borghi hatte keine Lust, in einem so frühen und vergnügten Alter durch den ersten Fechter des Heeres getödtet zu werden, deshalb schwieg er und schlug die Augen nieder. „Entweder versprechen Sie mir nie wieder ihr Haus zu betreten, sie nicht zu besuchen, oder aber ziehe ich Sie zur Rechenschaft. Ich will dies abgemacht haben, ehe ich abreise. Warum bedenken Sie sich?" — „Weil meine Ehre als Officier nicht erlaubt gezwungen zu werden —" — „Zu einer guten That? Danken Sie Gott dafür! Doch vielleicht greife ich die Sache verkehrt an, ich hätte sicher zuerst sagen müssen: „Erfüllen Sie meine Bitte, so sind Sie mein Freund und können auf mich zählen, selbst in der tiefsten Noth!" — „Ich wünsche sehr der Freund eines so berühmten Officiers zu sein, und noch mehr, auf Giuseppe Mansana's Hülfe zählen zu dürfen." — „Wohlan denn; — ich habe Ihr Wort?" — „Ja!" — „Ich danke!" — „Ihre Hand." — „Von Herzen." — „Grüß Gott!" — „Grüß Gott!"

Zwei Stunden später geht Mansana auf dem Toledo der kleinen Stadt spazieren. Dort vor einem Ladenfenster stehen Amanda und Luigi in sichtlich heiterer Unterhaltung begriffen; denn Beide lachen sehr. Der Vater steht im Laden und bezahlt etwas. Keiner sieht den Mansana, ehe er mitten unter ihnen steht. Sein gelbbleiches Gesicht reicht hin, um sie ängstlich in den Laden zum Vater fliehen zu machen; aber der noch mehr erschrockene Lieutenant sagt, indem er einen Schritt zurücktritt: „Auf Ehre, Signore, ich wurde gerufen! — Und wir — wir lachten durchaus nicht über Sie!"

In diesem Augenblick stieß Amanda einen Schrei aus. Giuseppe Mansana sah nämlich schrecklich aus, als er, ohne einen Laut auszustoßen und ganz steif im übrigen, einen einzigsten Schritt auf den kleinen Vetter zu machte. Es war eines Leoparden sieben Ellen langer Sprung in diesem Schritte; im nächsten Augenblicke mußte Luigi ein Kind des Todes sein.

Alle, die im Laden und auf der Straße waren, wandten sich nach der Schreienden um, die selbst bei dem Vater Schutz suchte. Man schaute sich um. Man entdeckte nichts. Zwei Officiere standen still und redeten leise

Digitized by Google

mit einander. Was mochte es sein? Die auf der Straße Stehenden drangen in den Laden und wollten Amanda helfen. Was fehlt ihr? Sie aber, zum ersten Mal in ihrem Leben den Blicken und Fragen Vieler ausgesetzt, ist außer sich vor Angst und der Vater, der keine Antwort erhält, verliert den Kopf. Da trennt Mansana die Gruppe, die sich um sie gebildet hat und bietet ihr seinen Arm mit schweigendem Befehle; sie nimmt ihn schnell und ist verschwunden, der Vater hinterher.

Nach einer Weile sagte Mansana: „Ich halte es für Pflicht, Ihnen zu sagen, daß Ihr Verwandter, Lieutenant Borghi, ein Elender ist, der eine Züchtigung verdient und bekommen soll." Abermals erschrak Amanda; Luigi ein Elender! was will das sagen und warum verdient er eine Züchtigung? Diesmal starrte sie mit völlig geöffneten Augen Mansana an und sah ganz und gar nicht klüger dabei aus. Der Mund war geöffnet, doch nicht um zu reden. Aus dem Entsetzen brach allmälig eine große Neugierde hervor. Er entdeckte diese — und trotz seines Zornes mußte er nun über eine Unschuld lächeln, die so herzlich einfältig war, noch mehr über deren schönen, aber komischen Ausdruck. Plötzlich erheitert, erschien ihm nun sogleich der Vater im komischen Lichte. Dieser sah wirklich aus wie ein Schulbube, dem man in der Dämmerung Gespenstergeschichten erzählt. Um Mansana zu zeigen, daß er das Schauerliche der Sache begriff, legte er eine tiefe Dankbarkeit an den Tag, die mit der Bitte endete, mit ihnen nach ihrer Wohnung zu kommen.

Dies that Mansana, und Amanda, welche hoffte, etwas mehr zu wissen zu bekommen, hielt sich treu und einschmeichelnd in seiner Nähe. Er merkte die Absicht und fühlte sich erheitert, vergaß aber die satirische Beimischung seiner Heiterkeit und empfand, daß sein Herz jubelte bei den melodischen Rieseln ihrer Stimme, wenn sie etwas Schelmisches sagte, wenn ihr süßer Mund umflattert schien von dem Grübchen ihrer Wangen, während sie lachte, wenn die halb geschlossenen Augen ihm wie im Spiele Räthsel aufzugeben schienen, ja wenn ihr harmonisches Wesen einen Augenblick ganz Hingabe für ihn war, und überhaupt, daß diese frische Formenfülle so ganz in seiner Nähe athmete.

Am nächsten Morgen sollten sie sich zum letzten Mal sehen; doch nein, es durfte noch nicht das letzte sein; er wollte noch den Nachmittag wiederkommen, er sollte ja erst Abends abreisen. Bezaubert ging er fort.

Der Friede, der im Umgange mit ihr in sein Herz zog, zeigte sich auch darin, daß er an diesem Nachmittage zu dem unglücklichen Luigi ging und ihn um Entschuldigung bat. Er war ja nicht schuld daran, daß er seine Cousine auf der Straße getroffen und daß sie ihn anredete. „Wenn Ihr wirklich über mich lachtet" — der eingeschüchterte Amorino versicherte, das sei nicht der Fall gewesen — „so hattet Ihr vielleicht ganz Recht. Mein Eifer war etwas komisch. Ich sehe es nun ein! Hier ist meine Hand." — Freudig ergriff Luigi sie und sagte einige unzusammenhängende Worte, und Mansana ging — im Gefühl unerschütterter Oberhoheit, so wie er gekommen war.

Der kleine Lieutenant, der sich in der Gesellschaft des Todes gefühlt hatte, wurde nun von einer schwindelnden Freude ergriffen. Er fing an zu tanzen und brach in schallendes Gelächter aus. Das hörte Mansana und blieb stehen. Luigi erkannte schaudernd seine Unvorsichtigkeit und als es wieder klopfte, konnte er vor Schreck nicht „Herein!" rufen. Die Thür öffnete

Digitized by Google

sich dennoch. „Lachten Sie?“ fragte Manfana. — „Auf Ehre, nein!“ schwur der Amorino und streckte beide Hände in die Höhe. Manfana stand eine Weile und betrachtete ihn.

Dann ging er, aber nun überwältigte die Freude den andern abermals. Da er weder schreien noch tanzen durfte, mußte er sich Anderen mittheilen. Es geschah in einem Officierskaffeehause unter ehemaligen Schulkameraden. Auch dort große Heiterkeit. Beim Glase hagelten Witze auf den unglücklichen Capitain herab, der kurz vor seiner Heirath mit einer Fürstin solche Thorheiten beging, weil er sich in das Töchterchen eines Pensionärs verliebt hatte. — Major Sardi, der Freund Manfana's, war zugegen.

Am nächsten Morgen traf Manfana den Alten mit der Tochter zum letzten Male auf der Höhe. Man war früher als gewöhnlich gekommen und blieb viel länger als sonst; zuletzt brachte Manfana sie bis zu ihrer Hausthür. Nachmittags kam er, wie er versprochen, um Abschied zu nehmen. Halb schelmisch und halb schmachtend sprach Amanda von der Hochzeit, ganz wie sie es fühlte. Für ein italienisches wohlerzogenes Mädchen bildet sie nämlich den Eingang zu irdischer Seligkeit, zu einem Zustande, wo Unsicherheit, Zwang und Beschwerde endigt, wo ewige Freiheit, neue Kleider, Spazierfahrten und Opernabende ihren Anfang nehmen. Ihr süßes Geplauder weckte, wie durch Gesang, eine ganze Fülle von Sehnsucht in seinem Herzen, ihre reizende Persönlichkeit machte diesen Gesang noch voller, so daß er im Gefühl der Nähe seines Glückes erzählen mußte, welchen Theil auch sie daran habe.

Der kleinen Amanda traten die Thränen dabei auch in die Augen; das passirt einem jungen Mädchen leicht, wenn man sie lobt. Und nun mußte auch sie ihm sagen, daß sie unbedingtes Vertrauen zu ihm habe. Sie sagte dies, weil sie sich in seiner Nähe immer ein wenig gefürchtet hatte; — jetzt that sie es nicht mehr; da es nicht so wahr war, als sie jetzt selbst wünschte, fügte sie ein Lächeln hinzu. Das sollte eine Bekräftigung sein. Aber das Lächeln strahlte da, wo die Luft noch voll von ihren Thränen war, und bildete, ich meine natürlich in der Brust Manfana's, einen unbeschreiblich schönen Regenbogen. Er umfaßte ihr Händchen mit beiden Händen; das war der Abschied. Er sagte auch Etwas, wußte aber nicht, was es war; sie erröthete. Er sah ihre jugendvolle Gestalt beim Weggehen oben auf der Treppe, dann auf dem Balcon. Er hörte über den Platz ein melodisches: „Lebewohl“ schweben und noch eins — dann bog er in ein Seitengäßchen ein.

Sardi kam gerade des Weges, Manfana sah ihn nicht, er wurde, verwirrt, durch einen Schlag auf die Schulter aus seinen Träumen geweckt. Sardi lachte.

„Ist es wirklich wahr? — Bist Du in die Kleine dort oben verliebt?“

Manfana's Gesicht wurde kupferroth, die Augen starrten in's Leere, der Athem verging ihm.

„Was sagst Du da? Woher weißt Du —“; er hielt inne. Er konnte ja nicht erzählen, was er erst hören wollte, ob nämlich Jemand — — ob Luigi gewagt habe — „was sagst Du?“ wiederholte er.

„Deine Verwirrung verräth Dich ja!“

„Was sagst Du?“ wiederholte Manfana, noch tiefer erröthend mit Stirnrunzeln und eine schwere Hand fiel auf die Schulter des Majors. Dies verletzte Sardi; Manfana's Leidenschaftlichkeit überraschte ihn so, daß

Digitized by Google

er nicht bedenken konnte, was er sagte; sich entschuldigend und den ungerecht Aufbrausenden anklagend, erzählte er ihm, was die Leute sagten und daß man sich im Kaffeehause über ihn lustig gemacht habe.

Mansana's Zorn war grenzenlos, er setzte seine Seligkeit zum Pfande, daß Sardi, wenn er ihm nicht Die, die solches gewagt, nennen wollte, sich mit ihm schlagen müsse. Sardi machte ihm, ruhiger geworden, Vorstellungen; Tags vor seiner Abreise zur Vermälung mit der Fürstin sich wegen Amanda Brandini duelliren zu wollen, müßte in eclatanter Weise Aufsehen erregen. Die beste Antwort sei augenblickliche Abreise und Hochzeit.

Mansana brauste abermals auf. Für seine Angelegenheiten und seinen Ruf wolle er schon selbst sorgen; jetzt aber die Namen. — Sardi hatte keinen Grund, sie ihm vorzuenthalten, wolle er alle diese jungen Herren tödten, so möge er es thun!

Mansana wollte nun geradewegs nach dem Kaffeehause, als säßen sie noch dort. Als Sardi ihm erklärte, daß diese Absicht Thorheit sei, wollte er wenigstens sogleich den Borghi aufsuchen. Sardi erbot sich, Cartellträger zu sein, wenn er nur wisse, warum Mansana ihn fordern wolle? — „Für das, was er gesagt hat!" schrie der Andere. — „Was hat er denn gesagt? — Daß Du in Amanda Brandini verliebt bist? — Bist Du es etwa nicht?"

Wäre Mansana abgereist, ohne den Major Sardi zu treffen, so hätte er einige Tage später seine Hochzeit mit Fürstin Leaney gefeiert. Nun ereignete sich dagegen Folgendes:

Mansana: „Wagst Du zu behaupten, daß ich Amanda liebe?"

Sardi: „Ich frage ja blos. Wenn Du sie nicht liebst, was, zum Teufel, geht es Dich dann an, daß der Grünschnabel es sagt, oder daß er sie selbst liebt — oder sie verführt —?"

„Du bist ein roher Kerl, wenn Du so etwas aussprichst!"

„Was bist denn Du, der einen jungen Verwandten so überfällt, blos weil er mit ihr scherzt — —"

„Mit ihr scherzt!" — Mansana ballte die Hand und preßte die Lippen zusammen.

Sardi beeilte sich, zu sagen: „Wer wird sie beaufsichtigen, wenn Du abgereist bist?"

„Ich bleibe hier!" schrie Mansana.

„Was denn, bist Du verrückt geworden?"

„Ich bleibe hier!" wiederholte Mansana und streckte beide Hände wie zum Schwur empor. Sardi entsetzte sich.

„Dann liebst Du sie also?" flüsterte er.

Mansana sank zusammen. Man hörte tiefes Stöhnen, sein ganzer kraftvoller Körper bekam Zuckungen; Sardi fürchtete, daß der Schlag ihn treffen werde. Da richtete Mansana sich hoch auf, als wüchse er über sich selbst hinaus, er streckte die Arme empor, sein Antlitz leuchtete und langsam, wie in Verzückung, sagte er: „Ich liebe sie." Dann wandte er sich an Sardi: „Ich bleibe hier!" Von diesem Augenblicke war er so zu sagen ein Sturm. Er wandte sich um, sah gen Himmel und in die Ferne — und brauste von dannen.

„Wo willst Du hin?" fragte Sardi und folgte ihm eilig. — „Zu Borghi." — „Zu dem soll ich ja" — „Meinetwegen!" — „Aber wo willst Du hin?" — „Zu Borghi!"

Digitized by Google

Indem er dann ſtehen blieb, fügte er begeiſtert hinzu: „Ich liebe ſie! Wer ſie mir entreißen will, muß ſterben!“ Er wollte gehen. „Aber liebt ſie denn auch Dich?“ ſchrie Sardi, vergeſſend, daß ſie auf der Straße ſtanden.

Manſana ſtreckte wieder die ſehnenvollen Hände in die Höhe und ſagte mit Grabesſtimme: „Sie ſoll mich lieben!“

Sardi fühlte große Angſt. „Giuſeppe, Du biſt wahnſinnig! Die Spannung in Deiner Seele war zu groß. Sie hat nur mit neuer Kraft einen neuen Gegenſtand ergriffen. Du biſt außer Dir! — Giuſeppe, verlaſſe mich nicht! Siehſt Du nicht, die Leute werden aufmerkſam auf uns!“

Da blieb Manſana ſtehen. „Weißt Du, was mich krank macht, Cornelio? Daß ich Rückſicht nahm auf die Leute! Ich mußte ſchweigen, dulden, mich treten laſſen! Das machte mich krank.“ Er näherte ſich Sardi um einen Schritt. „Nun will ich in alle Welt hinausſchreien: Ich liebe ſie!“ Er that es auch wirklich, wandte ſich um und ging mit ſtolzen Schritten weiter.

Sardi eilte ihm nach und nahm ihn unter den Arm. Es gelang ihm, ihn in eine noch engere Gaſſe zu führen. Manſana ſprach laut mit lebhaften Geſticulationen.

„War das etwas für mich?“ ſagte er, „der Mann der Fürſtin Leaney, Verwalter der Güter Ihrer Durchlaucht und Sclave der Launen Ihrer Durchlaucht zu werden?“

Nun war ſeine im Stillen verwundete Eigenliebe entzügelt. „Erſt jetzt ſage ich mir ſelbſt die volle Wahrheit, es wäre ein unwürdiges Leben für Giuſeppe Manſana geweſen.“

Sardi dachte, wenn der ſchweigſame beſcheidene Giuſeppe Manſana plötzlich anfange zu ſchreien und zu prahlen, ſo ſei nichts mehr unmöglich — und mit höchſt ehrenwerther Ausdauer und großer Erfindungsgabe ſuchte er ihn zu überreden, auf einige Tage wegzureiſen, damit ſich die zuſammenſtrömenden Gefühle und Verhältniſſe abklären könnten. Es war aber, als redete er in einen Orkan.

## XI.

An dieſem Abend erhielt Amanda einen geheimnißvoll abgegebenen Brief, der ſie ſehr neugierig machte. Sie zündete Licht an und las ihn. Er war von Luigi! — Der erſte, den ſie von ihm erhielt.

„Amanda!

Ein Wahnſinniger verfolgt mich und will mich tödten. Vor einer Stunde mußte ich feierlich geloben, ſchriftlich ſogar, für ewig auf Dich zu verzichten. Ich darf nicht einmal mit Dir reden.

Ich weiß, daß es Feigheit war. Ich verachte mich ſelbſt, wie Du mich verachten mußt.

Aber vor dieſer Erklärung wußte ich nicht, daß ich Dich liebte! Damals that ich es vielleicht auch nicht. Nun aber liebe ich Dich grenzenlos und Du ſiehſt meine Thränen hier auf dem Papier. Nie hat die Welt einen Unglücklichern geſehen, als mich jetzt.

Ich mag nicht denken, daß nun Alles vorbei ſein ſoll! Es kann nicht für immer ſein! Es liegt in Deiner Hand, Amanda, wenn Du mich nicht zu tief verachteſt. Liebſt Du mich, ſo erreicht der Verrückte nichts, dann muß es einmal wieder gut werden.

Digitized by Google

Ich bin wie im Kerker. Ich kann mich nicht rühren. Wenn Du mich nicht befreist, will ich sterben.

Amanda, ein Wort, ein Zeichen! Schreiben ist zu gefährlich. Ich weiß nicht, wie dies an Dich gelangen soll. Versuche nicht, mir einen Brief zu schicken. Er könnte es erfahren.

Aber morgen, beim Feste! Komm dorthin, erwarte mich in der Nähe der Musik, dort werde ich Dich finden. Deine Augen allein sollen reden. Sind sie freundlich, so weiß ich Alles. Ach, Amanda, Alles wird gut werden, wenn Du mein bist! Amanda!

Dein bis in den Tod unglücklicher Vetter
Luigi."

Als Amanda diesen Brief gelesen hatte, fühlte sie sogleich, daß sie Luigi liebe. Auch ihr war dies bisher nicht klar gewesen. Aber nun liebte sie ihn grenzenlos; das war abgemacht!

Was Mansana über ihn gesagt hatte, mußte ja auf einem Mißverständniß beruhen; das Luigi abgezwungene Versprechen war null und nichtig. Junge Mädchen nehmen dergleichen nicht so genau, wenn es ihnen ungereimt erscheint. Außerdem mußte ja jetzt Mansana abgereist sein.

Am folgenden Tage, der Festlichkeit, bei schönstem Herbstwetter, war sie früh aufgestanden. Musikbanden zogen bei Sonnenaufgang durch die Straßen und die Kanonen donnerten. Die im Innern und Aeußern geschmückten Kirchen waren gefüllt, an ihres Vaters Seite war Amanda auch hingegangen und zwar in ihren besten Sonntagskleidern. Sie betete für Luigi. Damit fertig, übte sie sich im Lächeln. Ihr allerfreundlichster Blick sollte ja dem Luigi Trost bringen. Nach der Procession und dem Mittage eilte sie fort; die Musik spielte bereits auf dem Marktplatze. Sie trieb den alten Vater zur Eile an, so daß sie fast die ersten Erwachsenen waren, die sich aufstellten; vor Ablauf einer Stunde gehörten sie auch zu Denen, die weder vorwärts noch rückwärts konnten. Sie sah den Alten schwitzen, ihr Gesicht war nicht besser daran und sie dachte, sie müsse dem Luigi häßlich vorkommen, sie wollte hinaus aus dem Gedränge, um jeden Preis — doch nein, es durfte nicht einmal eine Rose oder Schleife kosten, selbst einige Anstrengung war zu viel, die würde ja das Gesicht noch röther machen! Sie blieben daher, wo sie waren. Aber sie ward immer heißer. Sie hörte die große Trommel und ein paar Posaunen durch das Geräusch von tausend Redenden und Lachenden, worin sie zu ertrinken fürchtete; sie sah den Thurm auf dem Municipium und den Klöppel, der in der Glocke hing, das war Alles, was sie über den Menschenwogen erblicken konnte, in denen sie untertauchte; das jammervolle Gesicht des Vaters verkündete ihr, wie roth und häßlich sie selbst aussehen möge und so fing die Kleine an zu weinen.

Aber Luigi war auch Einer der Ersten in der Nähe der Musik gewesen und da weder die Stadt noch der Platz am Municipium groß war, so mußten die Beiden sich in dem wogenden Volksgewühl Suchenden sich nothwendig zuletzt auch finden.

Er sah sie, flammend roth, durch Thränen lächeln. In ihrem Erröthen sah er Freude, in ihren Thränen Mitleid und in ihrem Lächeln das, was er sehen sollte. Der Vater in seiner Angst und Noth begrüßte in ihm einen Rettungsengel und sagte flehend: „Hilf uns hinaus, Luigi." Luigi fing sogleich damit an, es war keine leichte Sache, sowohl der Vater als Amanda kamen ein paar Mal in wirkliche Gefahr, so daß Luigi sich selbst im Lichte

Digitized by Google

eines Heloen erblickte. Mit den Ellbogen und dem Rücken suchte er sie zu beschützen und, unablässig seine Blicke auf Amanda richtend, labte er sich an ihren langen und bangen Blicken; er sagte kein Wort, brach also nicht seinen Eid!

Dies gab ihm auch ein stolzes Bewußtsein, er mußte edel aussehen und er empfand es an dem Glanz in Amanda's Augen, daß er wirklich edel aussähe.

Aber kein irdisches Glück dauert lange. Vor einer Viertelstunde hatte Giuseppe Mansana ihn in der Volksmenge entdeckt und war ihm mit dem Instinct der Eifersucht von ferne gefolgt, was ihm, da er groß war, leicht gelang. Der Andere war zu beschäftigt, um eine Vorstellung von der Gefahr in seinem Rücken zu haben. Seine Rolle eines Retters und der Gedanke an sein edles Bild, das ihm aus Amanda's Augen entgegenstrahlte, nahmen ihn so in Anspruch, daß er nichts merkte, bis plötzlich Mansana's Hyänenantlitz sich über seins herabbeugte und er seinen brennenden Athem seine Wange berühren fühlte.

Amanda stieß ihren gewöhnlichen Schrei aus, der Vater schien völlig außer Fassung und Luigi war verschwunden.

Im selben Moment hatte Amanda ihren Arm in den Mansana's und ihre warme behandschuhte Hand auf die seinige gelegt; zwei allerliebste halbgeschlossene Augen, voll Schelmerei, Furcht und Bitten, schauten empor in die seinigen.

Sie waren gerade dem Gedränge entronnen, man konnte wieder hören, was gesagt wurde und so hörte er nun eine Stimme, welche Engel in den Himmel schienen hineinläuten zu können:

„Papa und ich sind in großer Gefahr gewesen, es war schön, daß wir Hülfe bekamen!' Und er fühlte den Druck ihrer Hand.

Mansana aber hatte ja doch dieselben Augen in Luigi's ruhen sehen und deshalb flog durch seinen Kopf ein Gedanke, zu dem er später tausendmal zurückkehrte, der aber nun im selben Augenblick wieder verschwand, und dieser Gedanke war: „Ich sitze hier gewiß in einer dummen, unbedeutenden Geschichte.'

Die kleine Plaudertasche an seiner Seite fuhr fort: „Der arme Luigi traf uns gerade im Gedränge. Papa bat ihn, uns zu helfen und er that es ohne ein Wort zu reden, wir haben ihm nicht einmal danken können." Und kurz darauf: „Es war schön, daß Sie noch nicht abgereist waren, nun müssen Sie mit uns nach Hause kommen, damit wir recht mit einander schwatzen können. Wir amüsirten uns neulich so schön."

Ihr voller jugendlicher Busen wogte unter der seidenen Hülle, oberhalb des Handschuhs rundete sich das Handgelenk, unter dem Saum des Kleides guckte die Spitze des zierlichen Fußes hervor und endlich kamen noch das rothe Mündchen voll Geplauder und Kichern, sowie die beiden Augen mit halbverrathener Vertraulichkeit hinzu — Summa, Summarum: Mansana ging mit ihnen. Luigi's Name wurde nicht ausgesprochen, gleich einem scharfen Dolch saß er nur im Herzen. Je lieblicher sie ihm erschien, um so tiefer drang er ihm in's Herz.

Dieser Kampf zwischen Schmerz und Liebe machte ihn zuletzt ganz stumm. Ihr süßes Mündchen erwies sich nur um so geschäftiger, er mußte Platz nehmen; sie holte Früchte herbei, die sie selbst schälte und ihm anbot. Sie freue sich so sehr, daß ihre Zusammenkünfte droben auf dem Berge also

Digitized by Google

noch nicht beendigt seien, sie überredete ihn sogar, am nächsten Morgen einen kleinen Ausflug weiter auf den Berg hinauf zu machen; sie wollte Frühstück mitbringen. Er konnte nur dann und wann ein einsilbiges Wort anbringen. Er wagte es auch nicht, mit seiner Leidenschaft in dies harmlose Idyll hineinzubrechen und doch war der Kampf in ihm so stark, daß er ihn nicht aushalten konnte, sondern gehen mußte.

Kaum war er die Treppe hinuntergekommen, kaum hatte er vom Balcon den letzten Gruß der sich unermüdlich einschmeichelnden Zauberin erwiedert, als sie, die Balconthür schließend, schluchzend ihrem Vater zu Füßen stürzte. Das überraschte ihn gar nicht. Ihm war ebenso bange als ihr — der letzte Blick Manfana's beim Weggehen und überhaupt sein ganzes Wesen hatten das Zimmer mit einer schicksalsschwangern Luft gefüllt. Wären sie im nächsten Augenblicke in die Luft gesprengt worden, so hätte ihn auch das nicht überrascht. Als sie unter Thränen flüsterte: „Vater, wir müssen fort!" antwortete er blos: „Ja, mein Kind, das ist gewiß das Beste!" — und ehe ihre Unterredung endete, waren sie einig, daß ihre Abreise heimlich und am liebsten noch in der kommenden Nacht geschehen müsse.

## XII.

Giuseppe Manfana hatte Borghi in seiner Wohnung nicht getroffen, auch nicht im Kaffeehause, überhaupt nirgends. Statt dessen war er vielen Officieren begegnet und glaubte sie lächeln zu sehen, wenn sie seiner ansichtig wurden. Manche sahen sich nach ihm um und flüsterten bedeutungsvoll mit einander.

Wie aber nun auch das Spiel war, an dem er sich betheiligt fühlte, verlieren wollte er es nicht, das duldete seine Ehre nicht. Ermattet an Seele und Leib spähte er, vor dem Kaffeehause sitzend, Abends nach Brandini's Wohnung hinüber. Amanda hatte Licht angezündet, sie ordnete ihr geringes Gepäck, denn, um der Reise den Schein kurzer Dauer zu geben, wollten sie nur wenig Sachen mitnehmen.

Aber Manfana meinte in diesem Lichte ein verabredetes Zeichen sehen zu müssen. Ja, ganz richtig. Amanda, abgespannt und müde, trat auf den Balcon hinaus, um frische Luft zu schöpfen; mit dem Lichte hinter sich, war sie deutlich zu sehen. Sie schaute auf die Straße hinab. Erwartet sie Jemanden? Ja, man hört Schritte. Immer näher. Es ist ein Mann. Er geht an den Häusern entlang, gerade hin zu Amanda's Balcon. Jetzt kommt er an einer Laterne vorüber. Manfana sah eine Officiersmütze und ein bartloses Gesicht, er sah auch, daß Amanda sich tiefer über die Brüstung hinabbeugte. Ein liebendes, noch dazu geängstigtes Mädchen glaubt den Geliebten überall zu sehen. Der Officier geht langsamer, als er sie sieht; unter dem Balcon bleibt er stehen und sieht empor. Amanda eilt in's Zimmer und schließt die Thür hinter sich; der Officier geht, um eine Ecke biegend, weiter. Hätte man ein Stelldichein verabredet? Manfana ist mit einem Sprunge über den Platz, aber der Officier ist verschwunden. In welches Haus ist er hineingeschlüpft? Er hätte die Bewohner der ganzen Straße wecken müssen, um es zu erfahren. Das ließ sich aber doch nicht machen.

Das zufällige Erscheinen eines jungen Officiers, der stehen blieb, als er auf einem Balcon eine junge Dame stehen sah, vollendete Manfana's Schicksal.

Als er sich in dieser Nacht niederlegte und wieder aufstand, schwur er in

Digitized by Google

seiner Herzensqual sich selbst einen Eid, daß er nicht leben wolle, wenn sie nicht am nächsten Morgen die Seine sei.

Aber am nächsten Morgen erschien sie nicht auf der Anhöhe. Nach stundenlangem Warten ging er nach ihrer Wohnung. Die Thür war verschlossen, auf dem Thürdrücker hing ein Zettel, den eine alte Frau, die der Familie Frühstück bringen wollte, ihn zu lesen bat. Mansana nahm den Zettel: „Abgereist. Näheres schriftlich. B." °

Ohne der alten Frau eine Erklärung zu geben, entfernte er sich.

---

Die Fürstin Leaney, die, Tags darauf in Ancona ankommend, ihn nicht auf dem Perron vorfand, wurde von großer Angst ergriffen, ohne zu wissen warum. Sie ging selbst nach der Telegraphenstation, sandte ihm einen herzlichen Gruß und schilderte ihm ihre Furcht. Unter steigender Angst verbrachte sie mehrere Stunden. Endlich erhielt sie als vorher bezahltes Antwortstelegramm die Nachricht, daß Capitain Mansana die Stadt verlassen habe.

Sie vermochte ihre Angst nicht mehr zu beherrschen. Die Vorwürfe, die sie sich täglich selbst machte, wuchsen an zu großen Bergen. Sie thürmten sich vor ihr auf und versperrten jede Aussicht. Sie mußte ihn aufsuchen, wo er auch war, mit ihm reden, ihn pflegen; sie ahnte das Allerschlimmste. Von nur einem Diener begleitet reiste sie Abends mit dem Zuge ab.

Am nächsten Tage beim ersten Morgengrauen sah man sie auf einem Bahnhofe, wo die Züge aus Westen sich anschlossen, auf und ab wandern. Von den wenigen Reisenden, die da waren, sah sie nicht einen Einzigen. Diese aber betrachteten sie um so viel aufmerksamer, als sie an ihnen hin und her vorbeistrich, gehüllt in einen weißen Pelzmantel, den sie über die Schulter geworfen hatte, so, daß die Arme frei waren, und mit einer Pelzmütze auf dem Kopfe, worunter sich das gelöste Haar und der Schleier verwickelt hatten. Die großen Augen und das ganze Gesicht sahen übermüdet und angestrengt aus. Es traf sich, daß sie öfter einer einfach gekleideten hochgewachsenen Dame begegnete, die nach den Güterwagen hinsah wo viele Leute beschäftigt waren. Bei einer neuen Begegnung sieht die Fürstin, daß die Dame mit einem Officier spricht, der vom Güterwagen antwortet: „Mansana!" Die Fürstin stürzt dorthin. „Mansana?" rief sie. „Fürstin Leaney!" flüstert der Officier verwundert, indem er grüßt. „Major Sardi!" antwortet die Fürstin, fügt aber schnell hinzu: „Mansana, Sie nannten Mansana?" — „Ja, dies ist seine Mutter!"

Als er sie gegenseitig vorstellte, strich die Mutter den Schleier zurück und das edle Antlitz übte eine so vertrauenerweckende Gewalt auf die Fürstin aus, daß sie sich ihr an die Brust warf, als habe sie nun einen Hafen für alle nothleidenden Gedanken gefunden. Ein krampfhaftes Schluchzen folgte.

Die Mutter schloß sie still in ihre Arme, schien aber etwas zu erwarten. Liebevoll streichelte sie ihre Wange, sagte aber nichts. Als Theresa endlich wieder sprechen konnte, fragte sie leise: „Wo ist er?" — „Wir wissen es Alle nicht", antwortete die Mutter ruhig — „Aber wir hoffen es bald zu wissen", fügte Sardi hinzu. Die Fürstin sprang auf, starrte sie mit kreideweißem Antlitz an und rief: „Was ist denn geschehen?"



Digitized by Google

Die bedachtsame Mutter, die in so vielen Stürmen festgestanden hatte, sagte still: „Unser Reiseziel ist wohl auch das Ihrige, nehmen wir daher ein Coupé für uns allein, so können wir erzählen und überlegen, was zu thun ist. Und so geschah es.

## XIII.

Die Familie Brandini war zu Nina Borghi, der Schwester Brandini's und Luigi's Mutter gereist. Zufällig flüchtete auch der Held Luigi mit demselben Nachtzuge. Gegen Morgen entdeckten sie sich gegenseitig, als Luigi auf einer Station ausstieg. Dieser erschrak so sehr, daß er sie ganz ignoriren wollte. Aber der alte Brandini rief ihn an und klagte ihm seine Noth. Luigi sagte blos: „Zur Mutter!" und eilte fort. Bei der Ankunft in seinem Garnisonsorte, schickte er ganz aufgeregt ein Telegramm an seine Mutter, daß der Bruder komme. Das Telegramm beunruhigte in seiner beängstigenden Fassung die Dame, an die es abgesandt war und die in Castelamare bei Neapel allein wohnte. Ihre Angst steigerte sich, als ihr Bruder und dessen Tochter ankamen und erzählten, was sie selbst und ihren Sohn bedrohe.

Capitain Majana hatte errathen, daß die Familie Brandini nach dem Süden reiste; nur der Nachtzug ging in dieser Richtung. Er folgte ihnen. Nachdem er sie zwei Tage vergeblich gesucht, beschloß er nach der Garnisonsstadt Luigi Borghi's zu reisen. Er mußte wissen, wo die Beiden steckten und sollte nöthigenfalls gezwungen werden, ihren Aufenthaltsort zu nennen. Damit Luigi ihm nicht ausweichen könne, ging er sehr vorsichtig zu Werke. Da man ihn persönlich kannte, durfte er sich an den beiden ersten Tagen nicht auf der Straße zeigen. Mansana lauerte in einem kleinen bürgerlichen Kaffeehause, bis Luigi vorbeigehen würde. Endlich gelang seine List, er traf Luigi, fühlte sich aber überrascht, da Luigi keine Furcht verrieth, sondern sofort unvorbehalten den jetzigen Aufenthaltsort der Familie Brandini angab. Mansana schöpfte Verdacht; er stieß fürchterliche Drohungen aus für den Fall einer unwahren Angabe. Aber Luigi blinkte nicht einmal mit den Augen, sondern schwur, daß er die Wahrheit rede.

Die anderweitige Rechnung mit dem Lieutenant mußte nun aufgeschoben werden, und noch am selben Tage reiste Mansana mit dem Bahnzug nach dem Süden ab.

Was wollte er? Unerschütterlich dasselbe; sie sollte die Seine werden; deshalb hatte er des Luigi geschont; seit Amanda's listig unternommener Flucht raste Etwas in seiner Seele; Niemand sollte so etwas ungestraft wagen, er liebte sie nicht, nein, er haßte sie nun und deshalb sollte sie die Seine werden! Wenn nicht, so —! Ueber diese kurze Gedankenreihe kam er nicht hinaus. Um ihn her sausten Bilder von Kameraden, die sich zusammenschaarten und ihn auslachten. Ein Backfisch, soeben aus der Pension gekommen, ein Lieutenant, kaum der Cadettenakademie entronnen, hatten ihn genasführt!

Wie es so weit gekommen, daß dieser Kampf mit zwei unbedeutenden Kindern das Ende seiner stolzen Laufbahn geworden, vermochte er sich selbst nicht zu erklären.

Das Bild der Fürstin, das sich in der ersten Zeit der Spannung selten gezeigt hatte und dann zornig bei Seite geschoben wurde, stand nun, je matter und beschämter er sich selbst fühlte, in stets wachsender Größe vor ihm. Sie

Digitized by Google

war das Ziel des Lebens, für welches er sich bestimmt fühlte, so hoch ragte ihr Bild jetzt empor! Und nun dachte er nicht mehr an ihren Rang, sondern an die lichte Bahn, auf welcher ihre Gedanken wandelten, an die Schönheit ihres Wesens, noch mehr gehoben durch die Bewunderung aller Menschen. Daneben versank das Bild Amanda's. Er sah jetzt ihre körperlichen Mängel und konnte darüber grübeln.

Wer uns in den Augen Anderer und in unseren eigenen lächerlich gemacht hat, pflegt nicht dabei zu gewinnen. Und als er nun so weit gekommen war, Amanda's Figur „plump", ihr Gesicht und Gespräch unbedeutend, ihre Stimme singend, ihr Haar närrisch frisirt, ihr ganzes Wesen ekelhaft einschmeichelnd zu finden, da fragte er sich endlich selbst, ob es nicht das Lächerlichste von Allem wäre, eine solche Person zu zwingen, Signora Mansana zu werden? O nein, es gab etwas noch Lächerlicheres, nämlich sich um ihretwillen zu tödten.

Was sollte er denn nun machen? Zurück zur Fürstin? Dieser Weg war gesperrt, hunderttausend Mal gesperrt von seinem Stolz! Amanda lassen und in die Welt ziehen, etwa in den spanischen Bürgerkrieg? Das Leben eines Abenteurers; leer! Ebenso gut wär's, sich daheim tödten.

Umkehren und thun, als ob nichts vorgefallen? Die Fürstin verloren, die Bewunderung der Kameraden verloren, den Glauben an sich selbst verloren! Umkehren konnte er, aber nur an der Seite der verfluchten kleinen Person! Hatte er sie an der Hand, so konnte er der Sieger scheinen; sollte er das mit einem unglücklichen Leben bezahlen, wohlan, so mochte es geschehen. Die Ehre war dann gerettet. In seiner Seele sollte Niemand lesen.

Es gab ja wirkliche Ehre, eine reiche Fürstin verworfen zu haben und die Tochter eines armen Pensionärs zu nehmen, selbst im Kampf gegen ihren eigenen Willen! Nein, als er diesen Schluß zog, empörte sich sein Herz gegen all' die Lüge, die jene Ehre vor der Welt in sich faßte.

Der Zug brauste weiter. Zu welchem Ziel? Sein Untergang war vom Schicksal beschlossen. Er fiel, ein Opfer der Ehre, gleichgiltig, ob er es erreichte oder nicht.

Des Schlafes barmherzige Macht kam dazwischen. Er träumte von seiner Mutter. Ihre großen edlen Augen lächelten wie ein klarer Himmel auf ihn herab. Er mußte weinen und wurde geweckt. Im Coupé saß ein alter Mann, der es nicht ertragen konnte, ihn weinen zu hören. Kurz darauf, fast in der Nähe von Neapel, hielt der Zug und er stieg aus. Der Morgen war herrlich. Der klare Himmel, begrenzt durch die feinen Linien der zackigen Bergspitzen, weckte Erinnerungen und mahnte zum Guten; ihn fror in der kühlen Morgenluft, er näherte sich daher dem Dampf der Locomotive, dem Gerassel und dem Geräusch des brausenden Zuges und zugleich den stechenden Gedanken.

Man fuhr weiter längs dem Meere. Was würde er nicht gegeben haben, wenn der Zug von der Bahn abgebogen und langsam in das Meer hinausgeglitten wäre! Welcher milde und erlösende Tod!

Er drückte sich in seine Ecke, als man endlich in Neapel selbst ankam. In diesem großen Menschengewühl konnte Jemand sein, der ihn kannte! Der Tag wurde immer herrlicher, während man durch die Küstenstädte längs dem Meere glitt; die Sonne war mild wie an einem Sommermorgen; und daß ihre Strahlen sich in der Meeresfluth brachen, erhöhte den Farbenschimmer auf Bergen, See und Landschaft. Als er ausstieg und weiter nach



Digitized by Google

seinem ihm von Luigi bezeichneten Ziel fuhr, und noch mehr, als er den Wagen bezahlt und entlassen hatte und nun die steilen Felsen emporklomm, das Meer und die großartige Aussicht über den Golf zu seinen Füßen, umschlossen von einem Ring aus Inseln in weiter Form, wo sie gleich unförmlichen Seeungeheuern auf der Wacht lagen, aus Bergen unter der Herrschaft des Vesuvs, aus Städten, weiß schimmernd unter schwachem Duft, da fühlte er, daß er lebte — nicht sein Leben, d. h. ein Jagen nach Ehre, ein Kampf, um was, wußte er selbst nicht, nun, wo dieser Kampf im reinen Nichts endete — nein — das Leben, wie es sein sollte unter dem hochgewölbten Himmel des Herrn, in seinem Abglanz über allen Dingen, auch über den Zielen, die das Leben setzt. Er eilte die letzte Anhöhe hinauf, wo das Haus lag. Jeder Schritt führte ihn gleichsam tiefer hinab, und gepackt von dieser seltsamen Einbildung, dachte er an nichts anderes, bis er das Haus dicht vor sich sah, das auf einem Felsengipfel, umgeben von einem hohen spitzen Geländer, erbaut war. Da klopfte sein Herz. Er konnte sich nicht irren, der Kutscher hatte ihm das Haus vorhin genau beschrieben.

Also da! Und ehe er sich seine Gefühle näher erklären konnte, stand, auf dem Altan, sie, Amanda, in ihrem hellen Morgenkleide, mit ihrem Lächeln, als habe sie beim Heraustreten gerade etwas Spaßhaftes gesagt. Sie erblickte ihn, stieß einen Schrei aus und lief in's Zimmer zurück.

Gleichwie ein todesmüder Jäger, wenn er plötzlich das Wild vor sich sieht, seine ganze Spannkraft wieder erhält, so fühlte er jetzt eine wilde Kraft, einen ungezähmten Vorsatz, und ehe er es wußte stand er an der Pforte des Gitters, schellte nicht, sondern sprang hinüber. Belebt durch diese Bewegung, erwachten sogleich alle seine kriegerischen Instincte; er zog den an der innern Seite im Schloß sitzenden Schlüssel heraus und steckte ihn zu sich. Wer drinnen war mußte jetzt sein Gefangener sein. Die Hausthür stand angelehnt, er öffnete sie. Er kam in einen großen hellen Gang, gemalte Fensterscheiben warfen eigenthümliche Farben über einige kleine Statuen, einen Fußboden von Mosaik und Vasen, die mit Palmen, Fächerpflanzen und Blumen gefüllt waren. Auf einem Paar antiker Canapés lagen Kleidungsstücke, darunter ein Strohhut mit blauem Band; war es ihr Hut? Aber auf dem andern ein Sonnenschirm von eigenthümlichem gewässerten (moiré) Stoff mit einem kostbaren aus Elfenbein geschnitzten Schaft und einem großen blauen Stein als Knopf. Er kannte diesen Sonnenschirm und ein seltsames Gefühl begleitete das Erkennen, ohne daß er daran dachte, wie er sich das erklären solle, denn er zog jetzt wieder die Glocke, er hatte Eile.

Ein Zittern ergriff ihn, er wollte es bezwingen, vermochte es aber nicht. Unwirksam stehen bleiben konnte er nicht; wenn er nicht handeln konnte, war er verloren. Er schellte noch einmal. Der Wille wuchs mit der That. Nun sollte es biegen oder brechen! Die Thür des Zimmers öffnete sich, ein Lichtmeer drang hinaus in den innern Eingang, er konnte durch die matten Scheiben nichts anderes sehen, als daß die sich jetzt nähernde Gestalt blau und hoch war. Als die Thür sich hinter ihr schloß, wurde Alles drinnen dunkel. Wer war es? Vielleicht war das Haus voll von Menschen? Entsetzen ergriff ihn bei diesem Gedanken, der ihm ganz neu war. Welche Verwirrung und Unklarheit, welche unerwarteten Umstände und ungebetenen Personen konnten hier nicht über ihn herfallen? Vielleicht fiel er in ein Wespennest voll aufgeregten Zornes und Widerstandes — die Reise, die er machte, würde die eines Narren sein! Nein, nicht zum zweiten Mal!

Digitized by Google

Er raffte seine ganze Willenskraft zusammen und griff nach seiner Waffe an der Seite. Da öffnete sich die große Thür ganz und in der hohen Oeffnung erschien —

Ja, in der hohen Oeffnung erschien Theresa Leaney im blauen Kleide, bleich, mild. Jetzt hebt sie die Arme auf, jetzt streckt sie sie ihm entgegen, während ihre Thränen hervorbrechen und er stürzt in ihre ausgebreiteten Arme mit einem Klang wie der eines Instrumentes, das einen Stoß bekommt, und er bricht in Thränen aus, heiße Thränen; weinend hebt er sie auf seine Arme, trägt sie nach dem Canapé hinaus und setzt sich, sie auf dem Schooße haltend, lehnt seinen Kopf an ihren Busen hinab und weint, preßt sie an sich, erhebt sich wieder mit ihr und ruht heftig schluchzend abermals an ihrer Brust. Kein Wort der Erklärung wurde gefordert oder gegeben. Nun war er unterworfen, überwunden, nie wäre es ihm gut gegangen in der Welt, wenn er es nicht geworden.

Und als er seine Augen aufschlug, geläutert durch dies demüthige Gefühl, in flammender Dankbarkeit, da begegnete er nicht ihrem Blick, nein, der richtete sich auf eine andere — seine Mutter, die auf sie herabschaute.

Theresa erhob sich, er kniete unwillkürlich nieder und ergriff die Hände der Mutter. Er küßte sie wieder und wieder und legte sie dann auf seinen Kopf, was hatte er Alles durchlebt, seit er, trotzend, ihrem Blick bei der Bahre des Vaters begegnete.

Voll schaute sie ihm nun in's Auge und fühlte sich erquickt durch die Güte, Wahrheit, Frömmigkeit und Wehmuth darin. Vor ihrem innern Blick stand der Vater; der Sohn war ihm so ähnlich. Zu dem Vater hatte sie nicht mit mehr Hülfe kommen können als die war, welche sie ihm als Gattin schuldete, und mit der Bewunderung, die sie ihm als liebendes Weib jederzeit zollte. Aber mit dem tiefsten Born in ihrer Seele konnte sie ihn nicht erquicken; wäre sie bei ihm gewesen in der Todesstunde, dann vielleicht — aber bei dem stolzen Sohn war sie schon jetzt am Eingang zu einem neuen Leben, denn hier fing ein neues an! — Hier wurde es eingeweiht durch die tiefste Macht in ihrer Seele, die einzigste Erfahrung, die sich ihr bewahrt hatte, durch den letzten Grund, an dem sie sich aufrecht erhalten hatte, als die ganze Welt und ihre eigene Kraft sie verließ.

Mansana kam in diesem Hause nicht weiter, als bis zum Eingang. Die Beiden gingen zurück, um Abschied zu nehmen. Er eilte vorher die Treppe hinab. Warum vorher? Weil er ganz sacht einen Schlüssel in das Thorschloß stecken und in aller Eile und Scham einen Revolver in's nahe Meer werfen wollte; dann sank er wieder auf einen Stein, überwältigt von Furcht, von Glück, von Dankbarkeit, von Entsetzen über sich selbst, Alles in unauflöslicher Mischung. Die Beiden, die hinterher kamen, denen ein Diener mit Reiseeffecten folgte, sahen ihn unten am Wege sitzen, das Gesicht mit den Händen bedeckend. Sie brauchten seinen Namen kaum auszusprechen, als er aufsprang und ihnen entgegeneilte, dann aber stehen blieb und eine ihrer Hände in jeder der seinigen hielt. Seine Lippen bebten, seine Augen füllten sich mit Thränen, über sein ganzes Antlitz fuhr ein Zittern, sie fühlten es auch in seinen Händen; er stand unter der Wirkung des Wunders der Erlösung.

Sehr wohl begriff er, wie es, äußerlich genommen, zugegangen war, wenn er auch nicht alle Einzelheiten richtig errieth. Sardi hatte sie herbeigerufen, sie hatten Luigi Borghi in dem Glauben aufgesucht, daß er Bran-

Digitized by Google

dini's Versteck kenne, und daß Manfana früher oder später dort hinkommen werde, deshalb war Luigi so tapfer in seiner Aufrichtigkeit gewesen. Er wußte ja, daß die Beiden bereits da waren.

Aber Manfana fragte gar nicht.

Dies mußte auffallend erscheinen. Die weise Mutter ahnte Böses und bat um Ruhe in Neapel, indem sie vorgab, daß sie selbst derselben bedürfe. Sie kamen nach einem abgelegenen und stillen Hotel. Dort überredete die Mutter ihn endlich, sich zu Bett zu legen. Und als er endlich einschlief, war es, als ob er nie mehr erwachen werde. Fast den ganzen folgenden Tag verschlief er; als er erwachte, sah er sich allein, er konnte sich nicht besinnen und erschrak, aber einige Kleinigkeiten im Zimmer erinnerten ihn an die Mutter und an Theresa, er legte sich wieder nieder und schlief abermals ein, diesmal weckte der Hunger ihn doch bald. Er aß etwas und schlief wieder ein. Während dreier Tage und Nächte schlief er fast ununterbrochen, aber als er dann aufstand war er still. Er versenkte sich mehr und mehr in grübelndes Schweigen.

Gerade dies hatte die Mutter erwartet.

## XIV.

Der Schluß soll durch einen Brief von Theresa Leaney an Manfana's Mutter erzählt werden. Er war von ihrem Gut in Ungarn datirt, kurze Zeit nachdem wir sie in Neapel verlassen, wo sie in der Stille getraut wurden.

Theure Mutter!

Gott schütze und belohne Dich! Mein Glück ist Dein Werk, mehr als das irgend eines andern Menschen. Du mußt kommen und es mit mir theilen! Giuseppe wird nach einigen Tagen bei Dir sein, um Dich abzuholen. Wir können nicht länger ohne Dich leben! Du versprachst ja einmal zu uns zu kommen, jetzt höre, wie es uns gegangen ist. Ich muß mich Jemandem mittheilen und wem anders als Dir, ich könnte warten bis Du selbst kämest, aber Du kennst meine ungeduldige Natur, doppelt ungeduldig, wenn meine Brust von Glück überströmt.

Also: Seine Scheu, mit mir vor den Altar zu treten, verwandelte sich nach der Trauung und auf der Reise in einen eilfertigen, demüthigen Diensteifer, der mich erschreckte, denn er glich ihm ganz und gar nicht. Im Ganzen war er weder vertraulich noch selbstgewiß, bis wir in seiner letzten Garnisonstadt gewesen waren. Er begriff sehr wohl, weshalb er Dir hatte versprechen müssen, daß wir dort mindestens drei Tage verweilen sollten, ehe wir weiter reisten. Ja, er begriff es sehr gut und ach, wie war er liebenswürdig! Sein Spießruthengang zwischen den Kameraden fing sogleich an und ich darf sagen, daß er sich tapfer hielt! Ich weiß eine junge Gattin, die ihm half. Du begreifst, daß sie nie eleganter und heiterer gewesen war als bei der Gelegenheit, wo sie ihren kühnen Freund durch die Demüthigung hindurch begleiten sollte, und durch jede Bewegung, jede Miene, jedes Wort gleichsam fragen sollte: Wenn ich nichts sage, wer darf dann etwas sagen?

Ich bin leider noch so kokett, daß ich große Lust hätte Dir zu sagen, wie ich an jedem dieser drei Tage gekleidet war. (Ich hatte Kammerjungfer und Garderobe aus Ancona kommen lassen), aber ich schweige demüthigst.

Und nun weiß ich ganz gewiß, daß so, wie eine gewisse junge Gattin

Digitized by Google

nach den Spießruthen dieser drei Tage geliebt worden ist, so sind nicht viele Frauen geliebt worden, denn es ist Gluth in dem Sein, dem Du von Deiner eigenen Seele gegeben hast. Du herrliches Weib!

Nicht darf ich vergessen den Mann Sardi zu loben, denn er ist ein Mann! Wie vortrefflich war sein Gedanke, Mansana für krank auszugeben, was er ja wirklich war, und Dich und mich für Aerzte. Dazu kam der glückliche Umstand, daß Der, welcher bei seinen Kameraden in Ehren steht, ein Capital besitzt, in ihren Herzen; er kann davon zehren, so lange es vorhält. Man wollte nur Gutes von Giuseppe Mansana denken, das fühlte er, der Liebe! Und das machte ihn so demüthig; denn der Gedanke, es nicht zu verdienen, drückte ihn schwer.

In Ancona ging Alles wie ein Spiel, der Stachel war fortgenommen und nun, wo ich ihn besitze, besitze ich die stärkste Natur, geläutert und edel, besitze ich den rücksichtsvollsten Herrn, den aufmerksamsten Diener, besitze ich den männlichsten Liebhaber, den je ein italienisches Mädchen gewonnen hat. Entschuldige meine starken Ausdrücke, ich weiß, daß Du sie nicht magst, aber sie gehören mit dazu!

In Bologna — Du siehest, ich fliege! — besahen wir die Stadt und kamen am Municipium vorbei; dort hängen zwei Marmortafeln mit den Namen Derer, die im Kampf für die Freiheit der Stadt fielen. Es zuckte in Giuseppe's Arm und diesem kleinen Umstande ist es zu verdanken, daß wir eine Unterredung hatten, die einen noch festern Grund legte, worauf sich unser Zusammenleben erbauen konnte.

Du weißt, theure Mutter, wie meine Augen geöffnet wurden in der Zeit, als ich darüber trauerte, daß ich mich in meiner abscheulichen launenhaften Gewohnheit oft so schwer gegen Giuseppe vergangen, es hätte ihm fast sein Leben und uns Beiden das Lebensglück gekostet. Du weißt, daß meine Seele sich seit jener Zeit in täglichem Zorn gegen die öffentlichen Verhältnisse auflehnt, die unsern Trotz, unsern Haß, unsern wahnsinnigen Fanatismus, unsere strafwürdige Unduldsamkeit erzeugen. Ungesunde, unnatürliche öffentliche Verhältnisse vergiften die Gesellschaft und bringen mehr Böses mit sich als der unglücklichste äußere Krieg, denn es läßt sich nicht berechnen, was sie an geistiger Arbeitskraft verzehren, wie viele Herzen sie leeren, wie viele Familienleben sie zerstören. Jede ungerechte Eroberung macht ein ganzes Volk zum Mitschuldigen, macht die Moral des Einzelnen erschlaffen, macht die Feder des Rabulisten, das Brecheisen des Diebes, das harte Wort des Vorgesetzten spitzer, ach, sie jagt das Herz hinaus aus seinem Recht in Familie und Gesellschaft.

Ein verliebter Narr hat ein dummes Lied auf mich gedichtet, es ist kein wahres Wort darin. Nun aber fühle ich, theure Mutter, daß, wenn ich nicht Giuseppe kennen gelernt, dies Lied doch einmal zur Wahrheit geworden wäre, denn so dumm und herzlos wie es ist, so dumm und herzlos wäre auch ich einmal geworden. Und warum? Weil die unglücklichen öffentlichen Verhältnisse Gift in mein Dasein geträufelt haben

Und meine Geständnisse begegneten denen Giuseppe's. Der trotzige eitle Wille, der zuletzt so ganz sein Herr ward, daß er für das allerzufälligste Ziel, das er ihm zeigte, immer unabläßig das Leben einsetzen mußte, jedes Mal, wenn er gebot — in welcher Luft ward der erzeugt?

Ja, in Bologna kamen wir zum vollsten Vertrauen ineinander, er und ich, und erst von jenem Augenblick an fühlte ich mich so sicher und so ruhig.

Digitized by Google

Hier, auf unserm lieben Gute hat er nun die Arbeit begonnen. Es war hier ein Chaos und da hat er genug, woran er seinen Willen üben kann. Er will seinen Abschied nehmen, Friedensofficier will er nicht mehr sein, er bedarf sicherer und naheliegender Ziele und wenn ich richtig rathe, sind Ziele, die vor der Welt verborgen sind, ihm die liebsten.

Gott segne Dich, komme nun her zu uns! Du mußt ihn sehen in seiner Wirksamkeit und als Eheherrn. Hat je ein Weib einen so trefflichen gehabt? — Doch ich weiß, ich darf keine starken Ausdrücke benutzen, aber ich wiederhole es, sie sind die einzigsten, die mir treffend erscheinen!

Ich liebe Dich, ich sehne mich danach, Dich wieder und wieder umarmen und küssen zu können, Du Mutter meines Glücks!

Theure, hart Geprüfte, aus deren Augen Loblieder strömen, von deren Lippen das Wort des Trostes und der Hülfe so erquickend auf mich herabkam! Du, ja, Du mußt Dein greises Haupt über unser Glück herabbeugen, damit es fromm werde. Du mußt im Hause sitzen, wie sein stiller Segen, hörst Du! Du mußt uns lehren, auf daß die bösen Tage nicht zu früh kommen. Deines Sohnes Gattin, Deine, Deine

Theresa.

---

## Aphorismen von Albert Moeser.

### Abendseufzer.

Nach Glück umsonst ein sehnsuchtsvoller Späher
Kam einen Tag dem Tod ich wieder näher,
Nun, Schlaf, begrab des Lebens Flitterschein
Und gönn' den süßen Trost mir: nicht zu sein.

### Begegnung.

Fremd in fremdester Stadt durchzog ich verlassen die Gassen,
Sieh! Da ging mir vorbei strahlend das holdeste Kind;
Rasch schwand jegliches Leid, es grüßte vertraut mich die Runde:
Wo mich die Schönheit entzückt, weht es wie Heimat mich an.

### Naiv.

„Ich schwärme für Ihre Poesie,
Manch' Lied kam mir zu Gesichte
Jedoch ich las das Ganze noch nie,
Drum leih'n Sie mir Ihre Gedichte".

---

Digitized by Google

# Der Laie als Arzt des Schlagflusses.

Von **Hygin.**

(Schluß.)

Es leuchtet nun wohl von selbst ein, welchen außerordentlichen Nutzen es dem Laien betreffs seiner Gesundheit gewähren muß, sobald er über das Wesen einer Krankheit unterrichtet ist und in unserm Falle wird er von diesem Augenblicke wohl in fast allen Fällen zu beurtheilen im Stande sein, ob irgend ein Umstand in dieser Richtung schädlichen Einfluß zu üben, oder gar eine tödtliche Katastrophe herbeizuführen im Stande ist.

Ein Jeder wird sich jetzt selbst sagen müssen, daß bei Individuen, welche bei großer Fettleibigkeit oder wegen hohen Alters oder infolge der vorstehend erörterten fettigen oder kalkigen Entartung der Schlagadern zu einem Schlagflusse disponirt erscheinen, vor allen Dingen alle jene Anlässe als höchst gefahrdrohend erscheinen müssen, welche die Triebkraft des Herzens, also des Motors des Blutkreislaufs, vermehren, denn sowohl eine blos in ihrem Tempo beschleunigte als auch eine in ihrer Energie erhöhte Herzthätigkeit werden geeignet sein, eine blutige Katastrophe, das Bersten eines Blutgefäßes im Gehirn, mithin einen Schlagfluß herbeizuführen. Die vermehrte Herzthätigkeit wird nämlich in einer gegebenen Zeit weit mehr Blut in das System der Schlagadern hineinpumpen, als dies sonst geschieht und als durch die feinen Haargefäßnetze in das Blutadersystem (Venen), welches das Blut wieder zum Herzen zurückleitete, hinüberzufließen vermag. Hierdurch aber wird ein höherer Flüssigkeitsdruck, ein höherer Blutdruck in den arteriellen Gefäßbahnen entstehen und eben durch diesen die Gefahr drohen, daß infolge des großen hydrostatischen Druckes seiten des Blutes gegen die Gefäßwände, diese morschen Ufer nachgeben, das Blut aus seinen Bahnen tritt und sich in die Gehirnmasse einwühlt und dadurch an der betreffenden Stelle das außerordentlich feine und vulnerable anatomische Gefüge eines Theils des Centralorgans des Nervensystems zerstört wird. Aber auch die allzugroße Gewalt und Energie des Herzschlags kann jenes blutige Ereigniß im Gehirn herbeiführen, indem der heftige Anprall der Pulswelle nicht hinreichend abgeschwächt wird, da bei der durch die krankhafte Entartung der Blutgefäßwände verloren gegangenen Elasticität nicht wie sonst die Pulswelle durch die elastischen Wandungen gemildert wird und auf diese Weise durch den heftigen Anprall, welchen die Wände bei dem Ungestüm, mit welchem die Blutwellen durch die energische Thätigkeit des Herzens in die Blutbahnen des Gehirns geworfen werden, leicht Schaden erleiden.

Welches sind nun wohl die Anlässe, welche die Herzthätigkeit zu größerer Energie anfeuern?

Diese Antriebe können entweder durch die erhöhte Thätigkeit eines andern Organs gegeben sein oder durch gewisse specifische Stoffe, welche die Herzthätigkeit beeinflussen und die wir in unserm Körper einführten, erzeugt werden.

Digitized by Google

Aeußert nämlich irgend ein Organ oder eine Organgruppe (z. B. eine bestimmte Gruppe von Muskeln) eine erhöhte Lebensthätigkeit, so muß folgerichtig eine entsprechend vermehrte oder verstärkte Thätigkeit des Herzens eintreten, um dadurch zu jenen in höherm Maße bethätigten Organen einen vermehrten Zufluß von Bau- und Betriebsmaterialien zu erzielen, damit die durch die Arbeitsleistung bedingte Abnutzung und der Verbrauch an Betriebsstoffen wieder ersetzt werden.

So erfolgt bei angestrengter geistiger Thätigkeit ein erhöhter Blutzufluß zu dem Gehirn und der Ausdruck: „Es brennt" oder „es raucht mir der Kopf!" wie wir ihn bei angestrengter Beschäftigung anzuwenden pflegen, bezeichnet diesen Zustand sehr treffend. Ebenso tritt bei einer Bethätigung des Muskelsystems alsbald eine vermehrte und verstärkte Herzthätigkeit ein, die sich bei angestrengter körperlicher Arbeit (Muskelthätigkeit), z. B. bei angestrengtem Turnen, Tanzen, Laufen und Treppensteigen ꝛc. bis zu fühlbarem, ja hörbarem Herzklopfen steigert. Hieraus erhellt, wie die genannten Umstände Anlaß zum Eintreten eines Gehirnschlags geben können und man wird sich jetzt nicht mehr wundern dürfen, wie gerade unter den gedachten Umständen so häufig Schlagfluß eintritt und Der und Jener inmitten des Tanzens oder angestrengten Turnens, oder bei angestrengtem Treppensteigen u. dgl. m. vom Schlage getroffen zusammensinkt. Ebenso sind allzuhohe Wärmegrade, da auch die Wärme die Herzthätigkeit aufregt und beschleunigt, für alle Diejenigen nicht ohne Gefahr, welche durch die eben geschilderten Verhältnisse zu einem Schlagflusse disponiren. Eine hohe Temperatur ist aber um so gefährlicher, je weniger der Körper von seinen eigenen Hülfsmitteln, um eine Abkühlung des Blutes zu bewirken, Gebrauch zu machen im Stande ist und ferner in jenen Fällen, wo zu höheren Wärmegraden der umgebenden Luft noch eine innere Erregung tritt, welche ja immer mit erhöhter Wärmebildung in unserm Organismus unzertrennlich vergesellschaftet ist, daher wir auch von Echauffement zu sprechen pflegen, wenn wir infolge von anstrengender körperlicher Thätigkeit, z. B. durch angestrengtes Gehen u. dgl., uns erhitzten. Aeußere und innere Anlässe für eine Erhöhung der Temperatur des Blutes müssen besonders stark die Herzthätigkeit beeinflussen und das Blut in einen leicht Gefahr bringenden Tumult versetzen, daher sich auch im heißen Sommer Schlagflüsse weit häufiger als im Winter einzustellen pflegen. Sind wir überdies aber in der Lage, daß Blutwallungen, welche infolge hoher Temperaturgrade entstehen, nicht einmal zu unserm Bewußtsein kommen, z. B. während des Schlafes, so steigert sich die Gefahr erheblich, da uns unser Instinct, der uns in solchen Fällen auf Abkühlungsmittel, wie kühle Luft, kühle oder sogenannte niederschlagende Getränke hinweist, nicht zu Hülfe zu kommen vermag. Dies geschieht z. B., wenn wir im Uebrigen zu einem Schlagflusse disponirt, in einem überheizten Zimmer schlafen. Es kommen jedoch auch Umstände vor, unter denen der Organismus auch im wachen Zustande keinen oder doch nur sehr ungenügenden Gebrauch von seinen Hülfsmitteln zu machen im Stande ist; dies ist z. B. im heißen Wasserbade und im Dampfbade der Fall. In beiden Fällen nämlich ist der Organismus außer Stand gesetzt, jene Sicherheitsventile und Hochfluthschleußen, bestehend in den Millionen und Abermillionen von Hautporen und in der Lunge, welche dem Blute kühle Luft zufächelt, zu öffnen und auf diese Weise eine schädliche Wärmestauung im Organismus zu verhüten, denn sobald der Körper ringsum von Wasser umgeben ist, wie es im

Digitized by Google

Wasserbade der Fall ist, ist weder eine Absonderung von Wasser in Dampfform (Athmung der Hautperspiration), noch in flüssiger Form (Schweißtranspiration) durch die Hautporen möglich und gerade in dieser Lebensthätigkeit der Haut liegt das wirksamste Mittel der Abkühlung für unsern Organismus. Im Dampfbade aber, wo sowohl die unsere Haut umgebende Luft, wie auch die Athmungsluft mit Wasserdämpfen bis zum Sättigungspunkte der Luft erfüllt ist, kann ebenfalls von einer Wasserausdunstung durch die Haut und Lunge kaum die Rede sein, woraus auch die Hast und die ängstliche Energie, mit welchen unter solchen Umständen Herz und Lunge functioniren, erklärlich wird und weiterhin ängstliche Gefühle und Unbehaglichkeit bei dem Badenden erzeugt — ein verständnißvoller Wink seitens der Natur! Noch schlimmer fast sind jedoch die heißen Wasserbäder, deren Temperatur 29,5° R. mithin die Blutwärme übersteigt; denn in diesem Falle ist ja gar keine Möglichkeit für die Blutabkühlung mehr vorhanden und eine Wärmestauung im Organismus und eine entsprechende hochgradige Aufregung im Blutgefäßsysteme unvermeidlich.

Durch die eben angeführten Thatsachen wird nun auch ersichtlich, warum die mißbräuchliche Anwendung von heißen Dampf- und Wasserbädern alljährlich ihre Opfer kostet und Schlagflüsse bei solchen Gelegenheiten nichts Seltenes sind.

Man erschreckt, wenn man im Dampfbade Personen findet, bei denen ein Dampfbad überhaupt schon ein Attentat auf das eigene Leben bedeutet, und wenn man sieht, wie dieselben die höchsten und heißesten Etagen aufsuchen, halb ohnmächtig das Dampfbad verlassen müssen, um durch eine kühle Douche wieder zu sich selbst zu kommen, und nun von neuem das Sudatorium (jenen Raum, wo man nicht infolge heißer Wasserdämpfe, sondern infolge heißer, trockener Luft schwitzt) aufsuchen und auf diese Weise mit ihrem Leben va banque zu spielen. Wie oft sieht man Den und Jenen unter der kalten Douche bewußtlos zusammensinken, aber da die oberste Instanz, der Bademeister, den Umstehenden mit sachverständiger Miene versichert, „daß der Betreffende jedenfalls zu wenig gegessen oder zu viel getrunken habe", so beginnt die Mißhandlungsprocedur der Natur von neuem, zumal, wie ich oft zu bemerken Gelegenheit hatte, die Wasserfanatiker und Naturheilärzte vorzugsweise in den Dampfbädern Jagd auf Patienten zu machen scheinen und hier stundenlang auf dem Anstande stehen, um ein oder das andere fette Patientenwild einzufangen.

Die entsprechenden Folgen der fanatischen Anwendung von feuchter Wärme als Wasserdampfschwitzcur konnten nicht ausbleiben, wenn man in öffentlichen Versammlungen der der Naturheilkunde Beflissenen die unehrliche Maxime zu beobachten Gelegenheit hatte, daß jene Stellen, an welchen der ausgezeichnete, sachverständige und wissenschaftlich gebildete Wasserarzt Rausse Vorsicht predigt, indem er räth, die Hände von Herz-, Lungen-, und Gehirnkranken fernzuhalten, damit der Mißerfolg der guten Sache nicht schade, wenn man zum Oeftern Gelegenheit hatte, sagten wir, zu beobachten, daß diese Stellen bei öffentlichen Vorlesungen aus Rausse's Schriften tendenziös weggelassen wurden, um einer gefürchteten Interpellation, beziehentlich Discussion über die Nothwendigkeit der der Behandlung vorauszuschickenden Erkennung der Krankheit, aus dem Wege zu gehen. Der Fluch dieser bösen That zeigte sich darin, daß eine Anzahl von Herz-, Lungen- und Gehirnleidenden durch die Wunderheilkraft derartiger Parforceschwitzcuren zu Grunde

Digitized by Google

gingen und infolge davon die betreffenden Heilanstalten geschlossen werden mußten. Wohl hatte man den behufs einer starken Schwitzcur in wollene Decken eingewickelten Patienten den rechten Arm frei gelassen, um bei gewissen Eventualitäten nach dem Klingelzuge fassen zu können, aber ein Schlagfluß kommt oft genug ganz unangemeldet und viel zu schnell und unverhofft, um mit der Klingel ein Signal geben zu können, daß das Leben auf dem Spiele steht. So unzweideutig mußte erst die Natur wirken, um die Wasserfanatiker eines Bessern zu belehren. Zu belehren? Ein Fanatiker ist nicht zu belehren! Wie der Dummkopf für alle intellectuellen Beeinflussungen absolut unzugänglich ist, so fehlt uns auch dem Fanatiker gegenüber jede Handhabe, um den von seinem natürlichen Platze verrückten Kopf wieder an den gehörigen Ort zu rücken und den in seinen Grundvorstellungen verwirrten Geist auf einen sachlichen Standpunkt zu erheben.

Unfähig, Herz-, Lungen- und Gehirnleiden zu erkennen, aber doch auf's Innigste überzeugt, auch derartige Krankheiten behandeln zu müssen, da der Vorsitzende der Naturheilkundigen beständig hervorhob, daß man sich ja gerade dadurch rühmlich vor den „Giftdoctoren" auszeichne, „daß diese erst eine Diagnose machen mußten, bevor sie an die Behandlung der Kranken denken könnten, während die Jungen der Naturheilkunde die Kranken gleich heilten", kam man auf die sublime Idee, jene Fälle mit tödtlichem Ausgang infolge einer Parforceschwitzcur hätten lediglich darin ihren Grund gehabt, daß der eine Arm des Patienten (wegen der Klingelschnur) frei von der Packung geblieben und dadurch jedenfalls die schlimme, tödtliche Katastrophe herbeigeführt worden sei. Diese monströse Theorie wurde, wie dies in derartigen Versammlungen zuzugeben pflegt, durch Stimmenmehrheit zu einer wissenschaftlichen Wahrheit erhoben.

Von nun an wurde auch dieser Arm mit eingewickelt, eine volle Packung gemacht, wie der Kunstausdruck lautet, und das betreffende Packet, der vollständig hülflose Patient, der sich nicht zu rühren vermochte, dem aber kein Wärter ausschließlich zur Verfügung stand, bekam eine kleine Pfeife in den Mund, damit er pfeifen solle, wenn Lebensgefahr drohe. Erinnert dies nicht an Jenen, welcher das Sicherhängen probiren wollte und dem der gute Freund, welcher ihn aufhängte, die Weisung gab, zu pfeifen, wenn es genug sei; als es nun an das Leben ging und der Aermste bei zugeschnürter Kehle wohl noch den Mund zu spitzen vermochte, aber keinen Ton herauszubringen im Stande war, blieb der Andere dabei: „Mund spitzen hilft nicht, es muß gepfiffen sein." Was hilft einem gelähmten Arm der Klingelzug, was nützt eine Pfeife, wenn die Athemnoth oder beginnende Lähmung der Athmungsmuskeln jede angestrengte und willkürliche Beeinflussung der Athmungsmuskeln unmöglich macht!

Ferner können innere Anlässe Gefahren bereiten. So können beispielsweise die Menge und die Beschaffenheit von Speisen und Getränken zu weiteren Fährlichkeiten Anlaß geben, denn allzureiche, besonders üppige Mahlzeiten, ferner reizende, schwerverdauliche, blähende und starkgewürzte Kost, ferner allzu heiße und zu kalte Speisen und Getränke (Gefrorenes, Eiskaltschale ꝛc.) dadurch, daß sie die Herzthätigkeit und das Blutgefäßsystem heftig erregen, zu einem schlimmen Ereigniß Anlaß geben; denn ebenso wie hohe Temperaturen die Herzthätigkeit erhöhen, beschleunigt und verstärkt sich auch die letztere, sobald Kälte höhern Grades (niedere Temperaturen) den Organismus beeinflussen. Im erstern Falle beschleunigt sich nämlich die

Digitized by Google

Herzthätigkeit, um größere Mengen des durch hohe Temperaturen echauffirten Blutes an die Körperoberfläche und in die Lungen zum Zweck der Abkühlung zu treiben. Außerdem tritt aber überhaupt nach reichlichen, sehr nahrhaften und üppigen Mahlzeiten ein leichter fieberhafter Zustand ein (Verdauungsfieber); Herzschlag und Puls beschleunigen und verstärken sich, die Augen werden glänzend, das Gesicht röthet sich bei Vollblütigen und der Betreffende fühlt eine lebhaftere Blutcirculation, unter Umständen Blutandrang nach dem Kopfe und eine fühlbare Vermehrung der Körperwärme. Stark gewürzte Speisen üben dagegen einen ganz directen Einfluß auf die Herzthätigkeit und zwar in verschiedenem Grade, je nach der Art des Gewürzes, z. B. Chocolade im Gegensatz zu Cacao durch ihren Gehalt an Vanille.

Am bedeutungsvollsten ist jedoch die Einführung jener Getränke in den Organismus, welche eine specifische Einwirkung auf die Herzthätigkeit üben; es sind dies die sogenannten starken, erhitzenden und geistigen Getränke, welche notorisch die Herzthätigkeit und somit die Circulation des Blutes beschleunigen, nämlich Kaffee, Thee, starke Fleischbrühe und die sogenannten geistigen Getränke. Von diesen beschleunigen und verstärken ganz besonders starker Kaffee und schwere Weine die Herzthätigkeit, indem sie, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, „das Blut aufregen". Eine einzige Tasse allzustarker Kaffee, ein Zuviel von schwerem Wein, eine allzu reichliche oder üppige Mahlzeit kann mithin bei den oben angeführten, krankhaften Zuständen das Leben kosten, wie es ja auch die alltägliche Erfahrung lehrt.

Einen nicht minder bekümmernden Eindruck macht es, wenn man förmliche Urtypen von zu Schlagfluß disponirten Individuen in Karlsbad mit dem Trinken von heißem Sprudel und in Teplitz mit heißen Bädern argen Mißbrauch treiben sieht, mögen die Betreffenden nun infolge einer eigenmächtigen Verordnung dahin gegangen sein, um auf eigene Faust an sich herumzupfuschen, oder ärztlicherseits falsch dirigirt worden sein. In welchem erschreckenden Grade aber ein derartiger Mißbrauch dieser Trink- und Badecuren, Curmethoden, die, wenn angezeigt, ganz vorzüglich sind, grassirt, möge nur durch ein einziges Beispiel aus der vorjährigen Saison illustrirt werden. Am 20. Juni sahen wir einen alten sechzigjährigen Herrn, der an Congestionen nach dem Kopfe litt, von Teplitz in seine Heimat zurück, nach Berlin, transportiren, weil er von einem totdrohenden Schlagfluß getroffen worden war, nachdem man sich an seiner Natur durch die Verordnung von achtundzwanzig warmen Bädern und nebenhergehendes Trinken von Karlsbader Mühlbrunnen versündigt hatte.

Wie gewisse in unseren Nahrungsmitteln, ganz vorzugsweise aber in den sogenannten Genußmitteln enthaltene Stoffe die Herzthätigkeit erhöhen, so geschieht dies auch durch eine Anzahl seelischer Affecte und Gemüthserregungen, besonders durch Schreck, sowohl durch jenen, wie ihn eine große unverhoffte Freude oder ein großes unverhofftes Unglück erzeugt. In hohem Maße wird auch eine starke Blutüberfüllung des Gehirns und infolge des hierdurch in den Blutgefäßen erzeugten starken Blutdrucks durch die drohende Zerreißung eines Blutgefäßes im Gehirn bei jener Art der Aufregung gegeben, welche man als sogenannten „rothen" Zorn, jene Form, wo das Blut „aufwallt", wo das Athmen mühsam wird oder vollständig stockt und das Gesicht dunkelroth vor Zorn wird und die Zornader an der Stirn aufschwillt. Die Art des gefahrdrohenden Anlasses, wie er durch den Zorn ge-

Digitized by Google

geben ist, kann man als Uebergang zu jenen Anlässen betrachten, durch welche in mechanischer Hinsicht eine Gefahr für Diejenigen gegeben wird, welche durch eins der oben angeführten Momente zu einem Gehirnschlag disponirt sind.

Von den mechanischen Momenten, welche unter Umständen zu einem Schlagflusse Anlaß geben können, gilt es jene Ursachen hervorzuheben, welche den Rückfluß des Blutes vom Gehirn beeinträchtigen und zu einer Blutüberfüllung des Gehirns durch Rückstauung des Blutes Anlaß geben. Daß anhaltendes Gebücktsein des Körpers den Rückfluß des Blutes vom Gehirn zum Herzen wesentlich beeinträchtigt, ist allgemein bekannt, können wir dies doch schon aus der Anschwellung der oberflächlich gelegenen Gefäße am Halse und des Gesichts erkennen, wie sie bei dieser Körperstellung einzutreten pflegt.

Da bei jedem Athemzuge das Blut aus den Halsblutadern (Drosseladern), welche das Blut vom Gehirn wegführen, unter den Schlüsselbeinen hinweg in die Brusthöhle tritt, woran es beim Ausathmen oder bei angehaltenem Athem durch die hierdurch innerhalb der Brusthöhle gegebene Spannung verhindert ist, so muß bei längerm Anhalten des Athems der Rückfluß des Blutes vom Gehirn wesentlich gehemmt werden. Dieser Zustand wird beispielsweise herbeigeführt durch lautes, anhaltendes Sprechen (Predigen), ganz besonders aber durch Singen, wobei der Athem lange angehalten wird, nicht minder beim Schwerheben, Ueberschlangen und bei erschwerter, unregelmäßiger Leibesöffnung. Bei anhaltendem Husten und Niesen wird das Blut, welches durch die Drosseladern vom Gehirn weggeführt werden soll, dahin zurückgestaut und es entsteht ein bedeutlicher Blutdruck innerhalb der Gefäßbahnen des Gehirns. Wie bei anhaltendem und angestrengtem Husten (Keuchhusten) sich Nasenbluten einstellt oder Blut unter der Bindehaut des Augapfels austritt, so daß das Weiße ein blutrünstiges Aussehen annimmt, so kann auch ein Blutgefäß im Gehirn durch anhaltendes und angestrengtes Husten und heftiges Niesen zerreißen.

Weitere Anlässe mechanischer Natur und geeignet, schädlichen Einfluß zu üben, sind ferner gegeben durch das Tragen von zu engen Halsbinden, das allzufeste Binden von Halstüchern, das zu feste Anliegen enger Halskragen, welche den Rückfluß des Blutes vom Gehirn erschweren, indem sie die oberflächlichen, unmittelbar unter der Haut gelegenen Drosseladern des Halses strauguliren. Doppelt schädlich werden auch diese Momente in der Nacht während des Schlafes wirken müssen, wo wir uns nicht der Unbehaglichkeit bewußt werden, welche dieselbe erzeugen, mithin nicht im Stande sind jene schädlichen Ursachen zu entfernen. Auch die Art des Zubettliegens kann verderblichen Einfluß üben, da die Blutcirculation durch das zu tiefe Gelagertsein des Kopfes oder durch das Herabsinken desselben, ferner durch tiefes Sichhinabbeugen aus dem Bett beeinträchtigt wird und auch unter dem Einflusse dieser Schädlichkeiten Mancher vom Schlagflusse überrascht wird Häufen sich noch mehrere der angeführten schädlichen Momente, kommt z. B. zu einer der angeführten Schädlichkeiten noch jene einer allzureichlichen oder schwerverdaulichen Abendmahlzeit hinzu, dann steigert sich die Gefahr wesentlich. Bei Denjenigen aber, welche alle Ursache haben, in der gedachten Beziehung vorsichtig zu sein, sind alle anstrengenden Versuche bei gebückter Körperhaltung, z. B. anstrengende Versuche allzuenge Stiefel anzuziehen, geradezu subtile Selbstmordversuche!

Digitized by Google

# Ein ungedrucktes Gedicht Freiligrath's.

Mitgetheilt von **W. Kaulen.**

Wenn eine dreißigjährige Freundschaft mit dem unvergeßlichen Dichter mir heute das Recht zu einigen Reminiscenzen an den theuren Entschlafenen giebt, so mag der geehrte Herr Redacteur des „Salon" die Ausübung dieses Rechts, zu dem er mich freundlichst veranlaßt hat, verantworten.

Schon Freiligrath's erste Anfänge sind mir immer sehr interessant gewesen. In Soest kannte ich das Haus seines Onkels Schwollmann, darin Freiligrath die kaufmännische Lehre bestanden, Comptoir und Spezereiladen sind heute noch ganz unverändert, der westfälische Patriarchalismus hat alle Neuerungen fern gehalten. Ich kannte das Soester Wochenblatt, welches die allerersten Gedichte, Reminiscenzen an Soests, der ehemaligen Hansestadt glorreiche Vergangenheit, enthalten hatte — Freiligrath verwarf sie als unreif. Nichts aus jener Periode ward von ihm anerkannt, als das Gedicht „Moosthee" aus 1826, und daraufhin wollten wir auch an seinem Geburtstage, 17. Juni 1876, den Dichterjubilar feiern.

Von seinem Leben in Barmen und seiner Freundschaft mit Immermann in Düsseldorf ist das Impromptu zu erwähnen, das Theodor von Kobbe an Freiligrath richtete, als derselbe von Friedrich Wilhelm IV. mit einer Pension überrascht wurde:

„Der Immermann war freilich Rath,
Doch ohne Pension;
Nun, was oft nicht der Vater hat,
Das wird zu Theil dem Sohn.
Die Zeit, sie drängt, sie lohnt die That:
Wenn deine was gewann,
So denke, Du bist Freiligrath,
Doch sei auch immer Mann!"

Das hat er freilich bewährt.

Sein Uebergang an den Rhein und seine Ansiedlung in dem Städtchen Unkel, gegenüber dem Siebengebirge, war die Einleitung zu einer wenig bekannten literarischen Production des Dichters. In den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts blühte der Landschaftsstahlstich, von England nach Deutschland verpflanzt, zuerst auf und ein großes literarisch-artistisches Unternehmen wurde von Leipzig aus in Scene gesetzt, „Das malerische und romantische Deutschland", mit Stahlstichen nach Zeichnungen namhafter Künstler. Der Erfolg dieses Werkes bewog einen Buchhändler in Barmen, ein „Malerisches und romantisches Westfalen" herauszugeben, wozu Freiligrath den Text liefern sollte. Jahr und Tag waren seit der Ankündigung verflossen, längst lagen alle Platten zum Druck bereit, aber noch fehlte das Manuscript und Freiligrath war allen brieflichen Mahnungen gegenüber stumm geblieben. Da beschloß der Barmer Buchhändler, persönlich einzuschreiten und fuhr mit dem Dampfboote nach Unkel. Wie hat er sein damaliges, neurheinisches Leben so frisch geschildert in dem Gedichte an Karl Simrock:

„Zum Teufel die Kameele,
Zum Teufel auch die Leu'n!
Es rauscht durch meine Seele,
Der alte deutsche Rhein!

Digitized by Google

Es rauscht mir um die Stirne
Mit Wein- und Eichenlaub;
Es wäscht mir aus dem Hirne
Verjährten Wüstenstaub."

Ehe das Schiff den erzürnten Argonauten an's Ziel trug, hatte der Poet schon Nachricht von dem drohenden Besuche und seine Maßregeln waren getroffen. Die sinkende Sonne spiegelte sich in des reizend gelegenen Städtchens Scheiben, als das Boot landete, und wie wenn ein lang' Ersehnter angekommen wäre, empfing Freiligrath mit drei lustigen Gesellen den Buchhändler am Strande und das joviale Quartett zog den höchlich verwunderten, aber immerhin angenehm überraschten Ankömmling graden Weges in's Wirthshaus. Man feierte einen beliebigen Geburtstag, die duftende Maibowle stand schon bereit:

„Die Becher geschwungen, er lebe!
Dem Helden des Tages ein Hoch!"

Als Held wurde natürlich der Gast fetirt und er war kein Zecher. Schon vor Mitternacht lag er schlafend im Lehnstuhl und er mußte sehr lange und tief geschlafen haben als er erwachte, denn er fand sich wieder auf einem thalwärts fahrenden Dampfer, geweckt vom Sonnenstrahl, der durch's Kajütenfenster drang, nahe der Stelle, wo er sich gestern zur Rheinfahrt eingeschifft.

Freiligrath und seine Freunde hatten den Schlafenden in's Boot getragen, welches um Mitternacht Unkel berührte, um stromab zu fahren. Der Verleger des „Malerischen und romantischen Westfalen" kam ad locum unde zurück und — vom Geschäft war gar keine Rede gewesen.

An Freiligrath's Stelle übernahm alsdann Levin Schücking den Text des Werkes und unser Poet schrieb dazu das herrliche Gedicht: „Freistuhl zu Dortmund". Nach Unkel folgte des Dichters Hochzeit zu Weimar, dann der eigene Herd in Sanct Goar, dann Darmstadt, dann das erste Exil: Brüssel, Schweiz und London. Von England ging 1847 das Gedicht „Irland" in die Welt, die markerschütternde Schilderung der Noth des armen irischen Volkes. Aber der Chef des Hauses, bei welchem der Dichter als foreign correspondent angestellt war, mißbilligte die Theilnahme für die der conservativen Partei Englands verhaßten Iren mit den Worten: „Was verstehen Sie von Irland!"

Aus dem zweiten Exil 1850 bis 1867 könnte ich mancherlei erzählen. Freiligrath hatte mir, dem Verleger der Rheinischen Zeitung, periodisch wiederkehrende Aufträge ertheilt. Aber niemals für sich, stets für Andere. Er sorgte für die deutschen Flüchtlinge, verwendete sich bei den Parteigenossen, half mit Rath und That, wo es anging. Wer von ihm erfuhr, wendete sich an ihn; er wurde unzählige Mal getäuscht und half doch immer wieder.

Eine Fülle poetischen Humors athmen die humoristischen Gelegenheitsgedichte Freiligrath's, die er nur an wenige Freunde mittheilte mit dem eigenhändigen Vermerk auf jedem Exemplar: Nachdruck untersagt.

In einem Nachruf der Neuen freien Presse an den geschiedenen Dichter war gesagt worden, es dürfe nunmehr nichts von der Nachlassenschaft des Dichters ferner verborgen bleiben. So möge denn auch das obenerwähnte Gelegenheitsgedicht bekannt werden.

Zum Verständniß sei die Veranlassung in Kürze erwähnt:

Als einer der eifrigsten Verehrer aller Größen der Kunst und Literatur

Digitized by Google

Digitized by Google

Freud und Leid in den Alpen.

Nach einem Originalgemälde von J. Leisten.

Digitized by Google

II. Zieg Lebens Vermelken

Digitized by Google

ist im ganzen Schwabenlande der Oberamtsrichter Ganzhorn zu Neckarsulm bekannt. Wer zur Zunft gehört und den Boden Württembergs betritt, muß in seinem gastlichen Hause den Ehrentrunk genießen und der liebenswürdige Wirth cultivirt eigens zu solchem Behufe eine Prachtsorte, die nach dem Jahre 1834 „Der Cometenwein" heißt. Ganzhorn hatte kurz nacheinander mehrere berühmte Afrikareisende bewirthet und die Theilnehmer der Empfangsfeierlichkeiten machten den Scherz, seinen Keller ein Auferweichungsinstitut zu nennen, weil er die in der Wüste verdorrten Forscher durch den Cometenwein zu curiren beflissen sei. Als nun im Februar vorigen Jahres Gerhard Rohlfs in Neckarsulm erwartet wurde, konnte Freiligrath der Einladung Ganzhorn's nicht Folge leisten, sandte aber zum Feste nachstehendes Gedicht:

„Bei Tunis und weiter südlich,
Querhin durch Afrika,
Da ist es ungemüthlich,
Heiß brennt die Sonne da.
Das Land ist sandig und dürre,
Man nennt das Wüstenei,
Der Vogel Strauß ganz kirre,
Legt häufig dort ein Ei.

Nun weh' den tapfern Männern
Voll Geist und Muth und Kraft,
Die dort auf staubigen Rennern
Nachjagen der Wissenschaft!
Wohl dürstet sie's nach Wissen,
Doch andern Durstes auch,
Sind duldend sie beflissen
Im brennenden Wüstenhauch.

Da fällt kein Thau, kein Regen,
Da wird der Mensch nicht naß;
Da spendet seinen Segen
Kein Brunnquell und kein Faß.
Da klingt nicht Römer noch Seidel,
Da fließt nicht Wein noch Bier,
Da füllt kein sorglich Maidel
Das leere Liter Dir.

Da wächst nicht Käs noch Rettich,
O traurige Natur!
Da tönt es dumpf: „O hätt' ich
Einen Schluck, einen einz'gen nur!"
Rings Dürsten, Dürsten, Dürsten!
Und ewig ungestillt!
Darob den Mohrenfürsten
Der Kamm vor Freuden schwillt.

Sie grinsen mit Teufelswonne; —
Die Reisenden derweil
Ziehn weiter in der Sonne,
Der Durst ihr einzig Theil.
Auf Dromedar und Pony,
Wie kann es anders sein,
Ereilt sie das Loos Tithoni,
Sie schnorren schimpflich ein.

Und ob man auch Straußenfedern
Auf ihren Hüten schaut,
Sie verdorren, sie verledern,
Sie kehren nur heim als Haut.



Digitized by Google

Ja, Mumien schier geworden,
Landen sie bei Triest;
Da schallt eine Stimme aus Norden:
„Ihr Männer, trinket fest!"

„Was gilt's, mit Spritz und Trichter,
Am Neckar und an der Sulm,
Aufweicht euch der Oberrichter
Ganzhorn zu Neckarsulm!
Herbei denn, ihr Verkrümmbten,
Herbei, und habt es gut
In seinem weltberühmten
Aufweichungsinstitut!

„Schon half es zum Erstaunen —
Hei, Zapfen, Spund und Schlauch!
Dem biedern und sehr braunen
Diamantenfinder Mauch;
Und auch dem Reichsgesandten
Beim Ammon, unserm Rohlfs,
Dem gänzlich Gelbgebrannten,
Zu frischem Roth verholf's!

„Auf denn, ihr Ehrenfesten!
Prüft, was ich leisten kann!
Schon stach ich, euch zum Besten,
Zwei neue Fässer an!
Schon kränzen eure Becher
(Und prügeln sich dabei),
Die jugendlichen Zecher:
Meine Söhne, meine zwei!

„In ihren ersten Höslein,
Trinkbar und prügelbar,
Aufblühn sie wie zwei Röslein,
Ein stattlich Brüderpaar!
Der Hermann und der Hämus,
Schenkbuben brav und lieb,
An Romulus mahnend und Remus —
Doch nur dem Reim zu lieb.

„Somit euch nicht gezieret!
Bereit schon steht das Bad!
Auch hab' ich für euch mundiret
Von der Reblaus meinen Tractat!
Den wollen wir besprechen
In den Pausen eurer Cur!
O dieser wüsten, frechen,
Verderblichen Creatur!

„Weh', daß sie je entkrochen
Dem Ei!" — Wie er noch spricht,
Hört man bereits ein Pochen
Am Oberamtsgericht.
Herein! Nun Händereichung
Und Schütteln: — „Ja, mir holf's!
Zur zweiten Auferweichung
Stell' ich mich ein, Dein Rohlf's!"

„Was, Rohlfs? Hei, Muskateller!
Nicht wahr, die Wüste brennt?
Sofort ein Bad! Zum Keller,
Doctor und Patient!"
In den geheimnißreichen
Mit Hurrah ziehn sie ein
Zu seinen mystischen Bräuchen —
Da lassen wir sie allein!"

---

Digitized by Google

# Aus der Gesellschaft.

## Berlin.

Daß der Frühling in Berlin fast so reizend ist wie in einer schönen Gegend, haben wir schon oft hervorgehoben, aber diesmal ist er ganz besonders anmuthig, weil er so überraschend frisch und grün aus dem Schneewetter hervortrat. Die verödeten Alleen des Thiergartens füllen sich jetzt täglich mit heiteren Spaziergängern, namentlich aber liebt es die vornehme Welt, sich und ihre schönen Pferde dort zu zeigen. In der herrlichen alten Hofjägerallee findet fast täglich ein improvisirter Corso statt; unter den kühnen Reiterinnen sieht man auch die drei jungen Prinzessinnen oft erscheinen, während die jugendliche Mutter in verschlossener vierspänniger Kutsche nebenher fährt. Die ermunternde Musik der verschiedenen Garde-Cavallerie-Regimenter ertönt abwechselnd zu den Reiterkünsten, welche von den glänzendsten Cavalieren ausgeführt werden. In der Siegesallee, wo sonst der eigentliche Sammelplatz der schönen Welt zur Promenadenzeit ist, fahren und gehen an solchen Privatcorsotagen nur die Unkundigen und wundern sich über die ungewohnte Leere. Sie wurden jedoch einmal sehr angenehm überrascht; der Kaiser hatte befohlen, daß auch in der Siegesallee Militairmusik stattfinden sollte. Der Jubel darüber war grenzenlos, es entstand ein solcher Zudrang, daß Schutzmannschaft nöthig wurde und die vornehme Welt erschrocken andere Wege aufsuchte, die Nähe des lebhaftesten Stadttheils — Potsdamerplatz, Brandenburgerthor — überschwemmte allzurasch die ganze Umgegend. Dennoch soll der Kaiser gewünscht haben, daß dem großen Publicum öfter das Vergnügen, gute Musik im Freien zu hören, bereitet würde. Es wäre zweckmäßig, alsdann die Siegesallee durch ein kleines Eintrittsgeld für Menschen, Wagen und Pferde vor zu großem Gedränge zu bewahren, würde doch der Genuß der Musik den Fernstehenden dennoch gratis zutheil. In einer großen Stadt ist nun einmal jeder Zusammenlauf von Rohheiten begleitet, die öffentliche Vergnügungen unerträglich machen.

Die zahlreichen Blumenausstellungen gehören auch zu den Berliner Frühlingsreizen, sie gleichen den Zaubergärten Armidens und unsere Damen wissen sehr gut, wie vortheilhaft ihnen diese duftende Decoration ist. Sie erscheinen stets sehr zahlreich und halten gewissermaßen ihrerseits auch eine Ausstellung von neuen Toiletten.

Am großartigsten war die Blumenausstellung in der Flora zu Charlottenburg; die prachtvollen Räume enthielten gleichzeitig noch eine andere Ausstellung, nämlich die Gewinne der oft besprochenen großen Lotterie, welche allerdings die beste Reclame für dieselbe machen. Es ist ein Reichthum an Silbergeräthschaften, Schmucksachen und anderen Herrlichkeiten aufgestapelt, der den Loosbesitzern glänzende Aussichten eröffnet. Hoffentlich wird die Lotterie auch die Existenz der Flora sicher stellen und die Geldopfer ihrer vornehmen Gründer einigermaßen ersetzen.

Trotz des Frühlingswetters ist die Jahreszeit der Theaterwelt in voller



Digitized by Google

Blüthe Zuerst war es Wagner's berühmte Oper Tristan und Isolde, die einen wahren Paroxysmus von Enthusiasmus hervorbrachte. Am Tage der ersten Aufführung war der Opernplatz so belebt und vollgedrängt wie zur Zeit der weltbewegenden Kriegsnachrichten. Die Aufregung des Publicums war unbeschreiblich; das festliche Aussehen der Residenz trug noch wesentlich dazu bei; auf allen öffentlichen Gebäuden und auf den meisten Privathäusern wehten die Reichsflaggen, untermischt mit schwarz-weißen Fahnen. Es galt dies jedoch nicht etwa dem Componisten Wagner, sondern dem Geburtstage des Prinzen Friedrich Karl, der mit der ersten Aufführung von Tristan und Isolde zusammentraf. Das Getümmel auf dem Opernplatz bestand meistens aus Unzufriedenen, die keine Billets erlangt hatten; sie wollten wenigstens sehen wer glücklicher gewesen war als sie und kritisirten nebenbei die Toiletten der Damen, die sich im hellen Tageslicht — die Oper beginnt schon um sechs Uhr — viel auffallender als sonst ausnahmen. Wie zu einem Opernball geputzt erschienen die Insassen des ersten und zweiten Ranges; letzterer war ebenso vornehm und oft noch theurer als der erste. Die Billethändler machten wieder gute Geschäfte. Niemand begreift den Kunstgriff, wodurch sie immer wieder, trotz strengen Verbots und genauer Ueberwachung, Billets erlangen. Ein Urtheil über die Oper zu fällen, ist nicht unsere Aufgabe, doch scheint es, daß Lob wie Tadel mit gleicher Uebertreibung ausgesprochen werden. Der viel verdammte Text ist doch stellenweise sehr schön, wenn auch meistens mehr pittoresk als poetisch. Wagner ist kein Dichter, aber ein Maler; Tristan und Isolde ist eine Pantomime mit Musik — unser geistreicher Dorn meinte, sogar die Grantzow würde besser für die Darstellung der Isolde passen als die Voggenhuber. Die schärfste Kritik rührt von Hans Hopfen her, dem humoristischen Autor des „Pinsel Mings", ein Büchlein, das allerdings über den Wagnercultus geschrieben zu sein scheint.

Die Hauptvertreterin desselben, die Ministerin von Schleinitz, gab ein Diner, wo Wagner die höchsten Ehren genoß, die Majestäten und der ganze Hof nahmen ihre Einladung dazu an, was als ein glänzender Ausnahmefall zu betrachten ist. Excellenz Hülsen feierte den Componisten ebenfalls durch ein großes Fest. Anderen Ovationen entzog er sich jedoch, weil er an der Familientrauer seiner Cosima theilnahm. Die Mutter der letztern, nämlich Gräfin d'Agoult, starb in hohem Alter in Paris während der Berliner Glanzepoche Wagner's. Das Leben dieser Dame ist durch einen Roman von Balzac dem großen Publicum bekannt geworden; sie war die Freundin von Georges Sand, als Letztere mit Liszt in Verbindung stand, und trug durch blonde Locken und weiblich-weiche Sentimentalität den Sieg über die männlich-geistreiche Freundin davon. Später schrieb sie, gleich dieser, unter einem männlichen Pseudonym Daniel Stern, das sie zur Hälfte von ihrem Söhnchen entlehnte. Sie ist von deutscher Abkunft, ihre Mutter war in Frankfurt am Main geboren und heirathete einen Grafen Flavigny in Paris. Es ist unbegreiflich, daß Gräfin d'Agoult den Namen ihres Gemals fortführen mochte und nicht lieber ihren Geburtsnamen wieder annahm, nachdem sie mit Liszt mehrere Kinder gehabt hatte. Im Jahre achtundvierzig war sie eifrige Demokratin und schrieb aufregende Manifeste, später aber änderte sie ihre Ansicht.

Drei berühmte Schauspielerinnen streiten sich jetzt in Berlin um die Palme des Erfolgs: Clara Ziegler erscheint als Medea, Judith und Orsina, Marie Seebach als Stella und Widerspenstige, Charlotte Wolter als Messa-

Digitized by Google

lina. Letztere trägt den Sieg davon, wobei freilich der Löwenantheil dem Dichter der effectreichen Tragödie, Wilbrandt, gebührt. Die etwas grelle, nur durch die antike Grundfarbe entschuldbare Darstellung hat unsere feine Damenwelt nicht abgeschreckt, allabendlich den ersten Rang und die Fremdenlogen des Residenztheaters zu füllen, wohin sie sonst ihre Wagen nicht oft lenken lassen. Die Tonangeberin war allerdings von österreichischen Sympathien beeinflußt. Es galt eine Wiener Künstlerin und einen außerpreußischen Poeten zu protegiren, das war für die Fürstin Hatzfeld, die eine geborene Fürstin von Dietrichstein ist, hinreichend. Die ganze hohe Diplomatie folgte ihr in das „gewagte" Stück, die Töchter wurden zu Hause gelassen, aber für die Söhne ist dasselbe viel gefährlicher; das Beispiel des schönen Marcus könnte leicht anstecken.

Die vornehme Gesellschaft war überhaupt jetzt eine Zierde der Theater. Zum Geburtstage des Kaisers füllten die vielen anwesenden Fürstlichkeiten die große Hofloge und die Soiréen, welche nach dem Theater stattfanden, erforderten stets große Toiletten. Der erste Rang wurde deshalb ebenfalls mit mehr Glanz, als sonst gebräuchlich ist, besucht. Hervorragende Erscheinungen sah man namentlich auf der linken Seite, die dadurch bevorzugt ist, daß der Kaiser vis-à-vis sitzt. Frau von Bleichröder's Diamanten blendeten von dorther die Schaulustigen und Gräfin Usedom mit ihrer schönen Tochter Hildegard-Bavaria zog die Augengläser mehr an als Fräulein Grantzow und Fräulein Hauck. Erstere ist indessen doch auch ein Gegenstand großen Interesses kürzlich gewesen, weil man hoffte sie unserm Hoftheater zu erhalten; leider ist es nicht gelungen und die „vierte" Grazie hat uns verlassen. Herr von Hülsen selbst soll zu den großen Opfern, welche die Theaterkasse bringen mußte — die Künstlerin forderte stark vergoldete Lorbeeren — willfährig gewesen sein, aber das Publicum unterstützte ihn zu wenig, es war oft sehr leer, wenn Fräulein Grantzow tanzte! und doch hat sie in ihren rosenfarbenen Fußspitzen mehr Geist und Leben als andere Damen im ganzen Kopfe. Gewiß wird sie in Philadelphia Ersatz finden für Berlin.

Die ernstere Stimmung der Osterzeit hatte bisher Ausdruck gefunden in einem besonders großartigen Bazar zum Besten des Diaconissenhauses von Kaiserswerth; im vorigen Jahr fand derselbe im Palais der Prinzen Alexander und Georg statt, diesmal hatte Graf Redern seine prächtigen Bildergalerien für diesen wohlthätigen Zweck geöffnet. Die drei jungen Prinzessinnen, Töchter des Prinzen Friedrich Karl, waren die hohen Protectorinnen neben ihrer Cousine der Herzogin Alexandrine von Mecklenburg; wir sahen letztere nach längerer Trennung wieder mit ihrem Gemal und Töchterchen unter uns und freuten uns ihres Glücklichseins. Der Bazar war ganz besonders reich bedacht durch die Besuche der hohen Herrschaften, die oft stundenlang dort weilten und sich zwanglos wie in einer großen Gesellschaft bewegten. Der Kronprinz namentlich erschien fast täglich und fragte scherzweise stets nach den billigsten Sachen, die er dann sehr hoch bezahlte und sich selbst damit belud, um sie draußen der Dienerschaft zu übergeben. Die jungen Cavaliere folgten seinem Beispiel, der Erbprinz von Mecklenburg, Graf Douglas, Herr von Esbeck-Platen, Graf Schwerin, Herr von Meyerinck, der junge Prinz von Ratibor u. s. w. huldigten den schönen Verkäuferinnen durch große Geldspenden, aber sie verstanden es auch gründlich, die Herzen und Börsen zu bezaubern; aus Discretion sollen ihre Namen nicht öffentlich genannt werden.

Digitized by Google

Kaiserin Augusta hat mit ihrer Tochter, der Großherzogin von Baden, wieder, wie alljährlich zu dieser Zeit, die Wohlthätigkeitsanstalten Berlins aufgesucht und auch in einigen Frauenvereinen herzergreifende Reden gehalten. In der Versammlung des Augusta-Lazarethvereins wurde ihr folgendes Gedicht überreicht, welches so ganz die Verklärung ihres humanitären Wirkens ausdrückt:

„Das rothe Kreuz ist wie ein milder Stern,
In dunklen Leidensnächten aufgegangen;
Zu bringen Trost und Hülfe nah und fern,
Ist seiner Trägerinnen heiß Verlangen.

Auf höchstem Throne steht das Ideal,
Dem sie sich nachzubilden eifrig streben,
Das Mitleid, ein barmherz'ger Liebesstrahl,
Verklärt Augusta's ganzes Thun und Leben.

In Ihrer Krone ist's der schönste Stein,
Auf Ihrer edlen Stirn ein heil'ger Stempel,
Und Ihres rothen Kreuzes würdig sein,
Macht jedes Frauenherz zum Gottestempel!"

H. v. N.

## Wien.

Wir befinden uns wieder in der Saison der Wohlthätigkeit à double usage, in der man sich zum Besten seiner leidenden Mitmenschen auf irgend eine ungewöhnlich pikante Art unterhält. Den Reigen unter diesen Acten aufopfernder Nächstenliebe eröffnete ein Bazar vom Verein der Kinderfreunde veranstaltet, dem so practisch als human eingerichteten Erziehungshause zu Zillingsdorf neue, und für dessen Erhaltung und Ausdehnung sehr nothwendige Fonds zuzuführen. Es ist charakteristisch für unsere Zeit, daß die Mehrzahl der daselbst untergebrachten zweiunddreißig Kinder die Waisen von Selbstmördern oder Ermordeten sind, denen Niemand übrig geblieben für sie Sorge zu tragen. Diesen unglücklichen Kleinen sollten nun die glücklichen Kleinen, die des Lebens Noth noch niemals kennen gelernt und denen sorgliche Liebe jedes Steinchen aus dem Lebenswege räumt, Hülfe schaffen: Kinder fungirten als Verkäufer. Es war ein allerliebster Anblick, diese Fülle blonder und brauner Lockenköpfchen, mit den rosigen Gesichtern und im Geschäftseifer leuchtenden Augen, hinter den zierlich aufgethürmten mannigfachsten Waaren, die alle durch milde Spenden eingelaufen waren, sich lebhaft hin und her bewegen zu sehen. Kaum für den Pädagogen, wohl aber für den Psychologen war das Schauspiel hochergötzlich. Was zeigte sich da nicht schon Alles auf dem Halme! Die holden Kleinen waren vielfach wahre Enfants terribles, namentlich die niedlichen Blumistinnen, die durch ihre Preisforderungen beinahe an die dereinstige holländische Tulpenhörse erinnerten. Mit den reizenden Blüthen in den reizenden Händchen winkten sie die Vorübergehenden heran und die rosigen Kinderlippen entwickelten eine Dialectik wie sie sonst nur Handelsleuten von vieljähriger Erfahrung eigen wird. Und ziemlich ebenso erging es auch bei den anderen Verkaufszelten, und manche Mutter gerieth förmlich in Verlegenheit über das Handelsgenie, das ihre Sprößlinge so unerwartet entwickelten. Dann entbrannte zwischen den harmlosen Kleinen auch noch der Wettkampf des Ehrgeizes, die Einnahme des Nachbarkindes zu überbieten. Wie viele kleine Koketterien, wie viele Minauderien und wie viel mehr noch Naseweis-

Digitized by Google

heiten wurden zu diesem Zweck vom Stapel gelassen.*) Die Ehrendamen, die an jeder Bude als Regulatoren fungirten, hatten keine leichte Aufgabe die kleine Armee in nur halbwegs salonfähiger Disciplin zu erhalten. Allein seltsam, mehr noch als die lieben Kleinen selbst, kokettirten die Mamas mit ihnen, obwohl sie sämmtlich nachträglich versicherten, das Ganze sei ihnen ein pädagogischer Greuel gewesen, dem sie nur in übersprudelndem Humanitätsgefühl gewillfahrt hätten. Gäste, wie der Kaiser, wären Klein und Groß freilich doppelt recht gewesen; eine Blume, ein Lorbeer lohnte der Monarch ja mit einer Hundertguldennote, und ebenso eine Virginiecigarre, welche ihm ein kleiner Knabe überreichte, wobei der Kaiser bemerkte: „Der Kleine weiß schon, daß ich gern Virginias rauche!" Im Uebrigen trug dieses Wohlthätigkeitsfest einen sehr demokratischen Charakter an sich. Mehr noch als der niedrige Eintrittspreis zog eine Tombola ohne Nieten Besucher in Fülle herbei, so daß der Kronprinz, der unangesagt den Bazar besuchen wollte, sich nicht durchdrängen konnte und umkehren mußte. Freilich mochte mancher der glücklichen Gewinner eine Niete vorgezogen haben! Sämmtliche Schulen steuerten zu der Gegenständesammlung bei und es kamen da nächst unzähligen Kerzenkränzen von bunten Perlen, die in Neuseeland Furore gemacht hätten, von Dintenwischern aller, nur nicht brauchbarer, Gestalt, von Bouquets künstlicher Blumen, die das naivste Lamm selbst nach mehrtägigem Fasten gescheut hätte, auch eine große Anzahl von Heiligenbildern mit frommen Sprüchen, in allen Farben des Regenbogens gestickt, zur Glücksvertheilung. Fortuna war, wie gewöhnlich, etwas boshaft; wir sahen u. A. eine Dame, die vor Allem gern als Esprit fort glänzt, mit vier dieser Bilder belastet und einen malitiösen Kritiker, dem das Geschick eine als Federstiel fungirende Knute zugetheilt hatte. Allein sowohl diese Mißvergnügten, wie all' die strengen Pädagogen, die Mardio! schrieen, müssen der sieghaftesten aller Gewalten, dem Erfolge gegenüber, die Segel streichen; die Einnahme betrug 21,000 Fl. und das echt humane Unternehmen ist auf Jahre hinaus wieder gesichert. Wo ist da der Moralist, der angesichts solcher Thatsachen zu leugnen wagt, daß der Zweck die Mittel heilige?

Kaum vierzehn Tage später füllte ebenfalls ein Bazar abermals die hübschen Räume der Gartenbaugesellschaft. Diesmal galt es den so wohlthätigen Volksküchen, den Thee- und Suppenanstalten, die während des überstrengen Winters ganz besonders in Anspruch genommen worden waren, neue Geldtriebkraft zuzuführen. Die Vorstände dieser, über die ganze Stadt hin verbreiteten Anstalten stellten die stattliche Zahl von dreihundert Damen, die während drei aufeinanderfolgenden Abenden von sechs bis elf Uhr abwechselnd verkauften und eine Einnahme von 23,000 Fl. erzielten, obwohl ihre Lotterie geringere Anziehung bot, da nur auf das dreißigste Loos ein Gewinn entfiel. Es betheiligte sich die Aristokratie lebhaft an dem unter dem Patronate der Gemalin unseres Ministerpräsidenten, der Fürstin Johanna Auersperg stehenden Feste, dem auch der Besuch des Kaisers und des Kronprinzen, wie der Erzherzoge und Erzherzoginnen zutheil ward.

Allein noch weitere Opfer der Wohlthätigkeit gedenkt die schöne Welt den Armen zu bringen. In einigen Wochen werden sich die Pforten der

*) Eben deshalb halten wir, abweichend von der Ansicht unseres Berichterstatters, den Kinderbazar für eine verwerfliche Unnatur und Unsitte, welche freilich nur sybaritisch angelegten und blasirten Köpfen entspringen konnte. Wahren Kinderfreunden heiligt der löbliche Zweck nicht diese unkindlichen Mittel! Die Red.

Digitized by Google

wieder einmal geschlossenen Komischen Oper öffnen, zu einer der pikantesten Wohlthätigkeitsvorstellungen, die jemals stattgefunden, denn diesmal werden die Spitzen unserer Aristokratie nicht in einem Salon, sondern ganz direct auf der Bühne ihre Talente wie ihre Mildherzigkeit bethätigen. Fürstin Pauline Metternich, die „durch eine Fürstenkrone verdorbene Künstlerin", wie ein Schauspieler in Vorjahren in seinem Berufseifer klagte, wird mit Sonnenthal in einem einactigen Stück, das Wilbrandt für eine ähnliche Salongelegenheit gedichtet hatte, spielen; diesem wird ein kleines Volksstück folgen, das nach einer Idee des Fürsten Metternich von einem unserer Bühnendichter arrangirt worden ist, und dem eine Reihe von aus den Gliedern der Aristokratie gestellte Bilder aus der Geschichte Oesterreichs folgen werden.

Allein die oberen Zehntausend werden nicht allein durch vergnügliche Wohlthätigkeitsacte, sondern auch durch recht böse Dinge in Erregung versetzt. Ein Roman des Titels „Fata-Morgana" hat die peinlichste Sensation erregt. Eine ehemalige Hofdame einer in Wien residirenden fürstlichen Dame hat, in dem Streben einen der tapfersten Generale unserer Armee zu brandmarken, sich darin selbst an den Pranger gestellt, in einer Rücksichtslosigkeit, die nur das eine häufig von englischen Gerichtshöfen ausgestellte Verdict: „moral insanity" zuläßt. Selbstverständlich hat sich die Scandalsucht dieses bedauerlichen Opus bemächtigt, so daß es binnen wenigen Wochen schon eine zweite Auflage erlebt hat. Allein ihren Zweck hat die häßliche Schrift gänzlich verfehlt. Der Mann, den sie wie dessen dem Künstlerstande entnommene Gemalin brandmarken sollte, erhält, wie diese, von allen Seiten Ovationen und Zeichen der Sympathie, während die unglückliche Verfasserin für immer aus den Kreisen ausgestoßen ist, nicht nur auf die sie ihre vornehme Geburt und somit Lebensgewohnheit gewiesen, sondern überhaupt all' jenen, in denen Selbstachtung herrscht. Und dennoch verdient die Frau ein gewisses Mitleid, sie muß entsetzlich gelitten haben, um zu so unwürdiger und zweischneidiger Rache zu greifen.

Ein anderer in seiner Art ebenso schlimmer und noch weitere Kreise erschütternder Fall ist jener, daß ein Officier und Edelmann, Baron E., seine Studien im geographischen Institut und das Vertrauen, das man dem talentvollen Schüler dort schenkte, dazu benutzte, Karten zu entwenden und an fremde Mächte zu verkaufen. Wie ein Schauer ging das durch die ganze Bevölkerung, während es in den höchsten Kreisen von geradezu erschütternder Wirkung war. Verrath gerade in diesem Lager, und in so gemeinster Form, weil der Betreffende sich die Mittel schaffen wollte, eine flotte Lebensweise zu führen, hat etwas Entsetzliches, das alles Gefühl des Vertrauens und der Sicherheit lahm legt, und indem es vielleicht zu mancher Katastrophe in der Vergangenheit den Schlüssel giebt, ein unwillkürliches Bangen für Gegenwart und Zukunft wachruft. Die Corruption greift in geradezu erschreckender Weise um sich, wenn uns allerdings auch noch der zweifelhafte Trost bleibt, in diesen Dingen jenseits des Oceans weitaus überflügelt zu sein.

Für das Häßliche im Leben soll das Schöne in der Kunst eine Art Ersatz und Erholung bieten, eine Möglichkeit, welche den Wienern jetzt, Dank den Damen Lucca und Patti, geboten ist, obwohl auch diesen „Kunsthimmel" mitunter Wolken trüben. In unserm Opernhause steht die Stagione in schönster Blüthe und wir genießen zum ersten Mal mit der be-

Digitized by Google

rühmten Primadonna zusammen ein vollendetes Ensemble, sowohl durch die männlichen Gesangsmatadore Nicolini, Strozzi, Padilla und Rokitansky, wie durch unsern ganz vorzüglichen Chor und unser Orchester, das kühn mit jenem der Großen Oper zu Paris wetteifern kann. Es ist also ein Genuß ersten Ranges, den uns Director Jauner durch die Vermittelung des Impresario Merelli bietet. Aber ach, es mag vielleicht eine Zeit kommen, in der Wolf und Lamm in gemüthlichstem Einvernehmen nebeneinander weiden, allein jene paradiesische Zeit, in der zwei Primadonnen in friedlicher Eintracht und idealer Kunstbegeisterung neben einander wirken, dürfte wohl niemals anbrechen! Frau Lucca zwar soll an dem Kunstgenuß, den die Collegin bietet, aufrichtige Freude haben, allein minder objectiv verhält sich die schöne Marquise, die heuer an plötzlichen Heiserkeiten leidet, welche die Direction geradezu in Verzweiflung stürzen. Eine dieser Heiserkeiten rächte sich jedoch in böser Weise. Signora Patti war zum ersten Mal in Wien als Valentine in den Hugenotten aufgetreten und hatte durch ihre beinahe mit Raffinement bis in's feinste Detail ausgearbeitete Darstellung den gewohnten stürmischen Beifall errungen. Bei der zweiten Aufführung der Oper stellte sich jedoch ganz plötzlich gegen Mittag erst eine jener Verstimmungen — — der Kehle ein, unter denen zartbesaitete Primadonnen nun schon gelegentlich leiden. Eine neue Vorstellung war kaum mehr anzusetzen, das Haus schließen war auch äußerst mißlich, es erübrigte also nur die Lucca zu bitten für ihre Collegin einzuspringen. Obwohl keine Probe mehr möglich war, erklärte sich die Künstlerin in liebenswürdigster Weise dazu bereit und ihre temperamentvolle und in großen Zügen gehaltene Darstellung zündete in eclatantester Weise. Selbst im enthusiastischen Wien zählt ein Enthusiasmus, wie der durch diese Hugenottenvorstellung hervorgerufene, zu den Seltenheiten. Die Patti aber will nun die Valentine nicht mehr in Wien singen und im Publicum haben sich Parteien gebildet, hie Patti! hie Lucca! Wir aber stehen wohlweislich über den Parteien und genießen die Eigenart jeder der beiden Künstlerinnen ohne mäkelnden Vergleich. Es liegt eine schreckliche Engherzigkeit in dem steten Abwägen bedeutender Persönlichkeiten gegeneinander, die keinen andern Erfolg hat, als sich selbst die Freude an ihnen zu vergällen. Hoch die Lucca! hoch die Patti! ist unsere Devise, und selbst für die anmuthige Heilbronn haben wir in dankbarer Kunstanerkennung Raum.

Das Burgtheater bringt heuer eine Wiederholung der vorjährigen Shakespeare-Woche. Die Königsdramen gehen wieder an sieben aufeinanderfolgenden Abenden über die Bretter. Wir müssen gestehen, daß uns diese Eintheilung nicht ganz zweckmäßig dünkt: nicht vielen Menschen gestatten ihre häuslichen oder socialen Verhältnisse oder selbst ihre Gesundheit, sieben Abende nach einander das Theater zu besuchen, und selbst bei jenen, welche in der Lage sind, dies zu thun, bleibt noch die Frage offen, ob sie diese rasch aufeinander folgenden Darstellungen nicht abspannen und ihre Genußfähigkeit so gegen den Schluß der Reihenfolge zu verringert wird. Die Dramen auf zwei Wochen vertheilt, erschiene uns das Verhältniß ein in jeder Richtung günstigeres. Im Personalstand des Burgtheaters ist ohne Personenwechsel eine kleine Veränderung eingetreten, es ist nämlich das große Geheimniß, das eigentlich alle Welt schon wußte, offenbar, das heißt officiell offenbar worden, nämlich, daß Fräulein Wolter Gräfin Sullivan ist. Auf dem Zettel figurirt sie nur als Frau Wolter. So genießen wir

Digitized by Google

denn allwöchentlich das vor einem halben Jahrhundert noch unglaubliche Schauspiel, zwei Gräfinnen — Sullivan-Wolter, Arco-Janisch — tragiren und, was die Hauptsache ist, ganz ausgezeichnet tragiren zu sehen.

Nachdem Fräulein Geistinger ihr nicht tadelloses aber effectvolles Gastspiel im Stadttheater geschlossen, füllt der unermüdliche, stets von frischester Thatkraft beseelte Laube das Haus mit den „Danischeff's" von Peter Newsky oder eigentlich Alexander Dumas fils, denn die glänzende Mache ist ja doch die Hauptsache daran. Unsere Vorstadtbühnen fristen von Ausstattungsstücken und Reprisen ein kärgliches Dasein.

Stehen diese Kunsttempel leer, so ist dagegen der Kunstverein gefüllter als seit Jahren. Der Christus — das Haupt Christi auf dem Schweißtuche der Veronica — von Gabriel Max, füllt seine Räume. Daß es abwechselnd erscheint, als habe Christus die Augen geschlossen oder geöffnet, je nach dem Standpunkt, den man einnimmt, ist der Magnet, der die Menge herbeizieht. Die Einen erklären das Phänomen ganz einfach als ein Wunder, die Anderen sehen es als ein etwas schwindelartiges Kunststück an; wir gewahren darin nur eine effectvolle Künstlerlaune. Bruno Walden.

Digitized by Google

# Die Debatte.

## Ansichten einer deutschen Frau über die Leichenverbrennung.

Es möge entschuldigt werden, wenn eine Frau, welche bisher nur zum Briefschreiben die Feder zur Hand nahm, auch einmal ein Wort an die Oeffentlichkeit richtet, da sie den Wunsch hegt, eine im Salon dereinst ausgesprochene Behauptung widerlegen zu können.

Herr Professor Dr. Reclam hat in der im Salon befindlichen Abhandlung über die Leichenverbrennung vom Standpunkt der Aesthetik aus die Hoffnung ausgesprochen, die ästhetisch gebildeten Frauen Deutschlands würden durch ihre der Leichenverbrennung günstige Beurtheilung endlich zum Siege und zur Ausführung derselben beitragen.

Ich will mich keine ästhetisch durchbildete, wohl aber eine durchaus ästhetisch fühlende Frau nennen, doch gerade das ästhetische Gefühl wird bei einer solchen Frage sicher maßgebend werden. So wage ich denn die Behauptung, in dem Bewußtsein und nach der Ueberzeugung, daß viele, mir gleich gesinnte Frauen dasselbe sagen, der Herr Professor befindet sich in einem großen Irrthum. Seine gewiß treu geschilderte Beschreibung eines todten und langsam verwesenden Körpers im Gegensatz zu der von ihm entworfenen Schilderung eines durch das Feuer schnell verzehrten Leichnams, der dann schließlich ein Häufchen schneeweißer Asche zurückläßt, kann uns nicht von der Ueberzeugung abbringen, die bisherige Bestattung für ungleich schöner zu halten. Freilich wird das Christenthum wohl Schuld daran sein, daß das ästhetische Gefühl bei den deutschen Frauen ein sehr verschiedenes von demjenigen der Frauen des classischen Alterthums ist, aber da wir keine Heidinnen sind, können wir doch unmöglich ihre Schönheitsideen theilen!

Mir starben die theuersten Lieben, die ein Weib besitzen kann, vor Allem ward mir der herrlichste mit den reichsten Gaben des Geistes wie des Körpers ausgestattete Gatte in der ersten Blüthe des Mannesalters genommen. In seiner langen und schweren letzten Krankheit war Schlaf und immer Schlaf die Sehnsucht seines ermatteten Körpers. Er fand ihn nicht, bis endlich der sanfteste, kindergleiche Schlaf eintrat, während desselben die befreite Seele entfloh. Hätte mir Jemand eine solche Frage, wie Verbrennung seines mir auch in der rasch eintretenden Verwesung durchaus nicht schrecklichen Leichnams vorgelegt, ich würde sie mit dem bestimmtesten Abscheu von mir gestoßen haben, als das undankbarste für ein fühlendes, für ein den Gatten über den Tod hinaus liebendes Weib. Für sie schläft der Körper des Todten bis zur Auferstehung des Fleisches. Der festverschlossene Sarg birgt die theuren Reste, deren Auflösung uns ein Geheimniß bleibt, weil wir sie fortan nicht mehr sehen. Wir wissen, daß der in der Erde ruhende Körper vergeht und nach und nach zu Staub wird, denn der Mensch, der von Erde genommen ist, soll wieder zur Erde werden. Das geistige Auge jedoch sieht trotz der schrecklichen Bilder den göttlichen Keim der Unsterblichkeit und in dem Glauben an die dereinstige Auferstehung in himmlischer Schönheit verliert der Gedanke an den moderuden, an den von Würmern zerfressenen, zu einem Gerippe zusammengeschrumpften Todten das Grauenvolle unzweifelhaft.

Wie würden unsere Gedanken und Empfindungen nun wohl bei einer Verbrennung sein? Ich nehme den Fall, eine Mutter ließe ihr todtes Kind verbrennen. Würde die allzu geschäftige Phantasie ihr nicht vormalen, der todte Liebling habe möglicherweise in der gräßlichen Flammengluth gezuckt, ein Gedanke, der einer Mutter zeitlebens vorschweben könnte. Unter freiem Himmel wird doch solch' eine Verbrennung stattfinden sollen, wenn nun beim Aufsammeln der Aschenreste ein wüthender Sturm Dir die Asche des geliebten Kopfes entführen wollte, so daß Du hinterherjagen müßtest, um keins von den Theilen zu verlieren!

Eine andere Frage ist die, ob die Sünde, die wir an unserer Nachwelt begehen sollen, wenn wir bei der bisherigen Bestattung beharren, nicht zu vermeiden ist.

Digitized by Google

Und da muß ich denn doch sagen, daß es nur ein Zeichen von dem Mangel an Pietät ist, daß man ohne zu fragen, ob Gräber unter unseren Füßen sind, darauf losbaut, um jedes Fleckchen Erde doch ja zu Gelde zu machen. Das rächt sich dann an der Nachwelt, alle Arten Krankheiten nisten sich in diesen Häusern ein; nachdem verschiedene Todesfälle in solchen Häusern vorkamen, heißt es dann: „Kein Wunder, dort ist früher ein Kirchhof gewesen." Warum sind aber die Stätten, wo unsere Vorväter ruhten, den Gemeinden nicht von jeher heilig gewesen? Warum wird ein Kirchhof, wenn er gefüllt, nicht abgeschlossen und bleibt wie er ist? Die Fleckchen Erde könnte man den Todten wohl zur Ruhe lassen! Erhaltet die Gräber Eurer Lieben so lang Ihr könnt, Ihr Armen und Reichen, so werden Eure Kinder Eurem Beispiel folgen!

---

Sehr geehrter Herr Redacteur! Vielleicht wird es Sie und Ihre Leser, unter die ich auch mich mit Vergnügen zähle, interessiren, von der nachfolgenden Thatsache Notiz zu nehmen: Zu Ardrossan in Schottland kam dieser Tage ein merkwürdiges Fahrzeug zum Verkauf. Es ist die Brigg „Clitus", welche aus den Trümmern eines an der Ostküste gescheiterten Kriegsschiffes gebaut ist und zweiundzwanzig Jahre lang von einem weiblichen Capitain, Fräulein Elisabeth Millar, commandirt wurde. Die Seeamazone war unter den Küstenfahrern als Capitain Betsy Millar gar wohl bekannt.

Ob diese originelle Persönlichkeit der im „Salon" erschienenen Erzählung „Capitain Sarah" von Br. W. zu Grunde liegt oder nicht? Diese Frage wird wohl nur vom Herrn Verfasser zu beantworten sein.

Hochachtungsvoll

K. von B. in H.

---

# Randglossen zur Zeitgeschichte.

**Das hundertjährige Jubiläum der öffentlichen Meinung** in Deutschland will Hans Prutz in einem Feuilleton der „Nationalzeitung" auf die 1776 begonnene Publicirung des berühmten Schlözer'schen „Briefwechsels" resp. der später erschienenen „Staatsanzeigen" zurückführen. Das kommt uns so vor, als ob man die Reformation vom 31. October 1517 datiren wollte, bekanntlich eine etwas kindliche Auffassung historischen Geschehens. Herr Prutz möge — der großen Verdienste Schlözer's um die deutsche Publicistik unbeschadet — nicht vergessen, daß es schon früher Dinge gab, welche die Geschichte der deutschen öffentlichen Meinung als „Hamburgischer Correspondent" und Schubart's „Deutsche Chronik" kennt, ohne daß es bisher Jemandem eingefallen wäre, das Entstehungsjahr eines literarischen Unternehmens, und sei es das einflußreichste, mit der Geburt eines so gewaltigen Wesens wie der öffentlichen Meinung für identisch zu halten.

**In Oesterreich** erscheint jetzt eine officiöse illustrirte Wochenschrift „Die Heimat" und für den Herbst ist das Erscheinen einer österreichischen Monatsschrift „Heimgarten" in Aussicht genommen.

Da letztere von dem talentvollen Dorfnovellisten Rosegger geleitet werden soll, so sind aus diesem „Heimgarten" vielleicht mehr Blüthen zu hoffen, als von der sehr kläglichen „Heimat", welche uns einen recht trüben Spiegel des lebhaft pulsirenden, geist- und phantasievollen literarischen Oesterreicherthums bieten würde, wenn sie überhaupt mehr als der Spiegel des im Dämmerschein wie ein Hippogryph aussehenden k. k. Doppeladlers in gezähmter belletristischer Form wäre. Curios ist, daß der „Heimgarten" trotz seiner specifisch österreichischen Färbung nicht einmal die Selbstständigkeit eines Titels besitzt. Wie man sieht, ist der letztere aus dem Hintertheil und dem Vordertheil zweier illustrirter deutscher Journale zusammengesetzt.

**Franz Wallner**, der unermüdliche Tourist, liebenswürdige und ehrenhafte Mensch und Begründer der norddeutschen classischen Posse, ist erst vor kurzem in

Digitized by Google

das unbekannte Land gegangen und schon erhebt die widerliche Verleumdung gegen ihn und seine als Künstlerin und Frau hochgeschätzte Witwe, Frau Agnes Wallner, ihre Stimme. Gott weiß welche Zeitungsstimme, sei es aus Mißverständniß, oder aus böswilliger Absicht, das Märchen aufgebracht hat, Frau Wallner habe ihre (in Amerika befindlichen) Söhne „in die Welt hinausgetrieben". Wie sehr dieses Gerücht, abgesehen davon, daß es die schwergeprüfte Frau hart gekränkt hat, aus der Luft gegriffen ist, geht aus uns vorliegenden, uns von Frau Wallner anvertrauten Briefen der Söhne an die geliebte Mutter hervor, welche klar erkennen lassen, daß der Vater selbst die Rückkehr nicht wünschte. Es war Alexander Wallner's (eines schriftstellerisch hochgebildeten jungen Mannes, der studirt, und den französischen Feldzug freiwillig mitgemacht hat) eigener Wille, nach Amerika zu gehen, wozu ihn der zweite Bruder Heinrich überredete. Alexander Wallner hat sich durch Fleiß und Ausdauer eine ehrenvolle Stellung drüben erworben. Heinrich Wallner wurde gegen den Willen des Vaters Schauspieler und daher rührte die Differenz des Vaters mit dem Sohn. Die Briefe der beiden Söhne athmen alle die zärtlichste Liebe zu Mutter und Vater und lassen auch nicht den Schatten einer Bitterkeit gegen dieselben aufkommen. Selbstverständlich entziehen sich die überzeugenden Proben dieses Verhältnisses der Söhne zur Mutter, welche noch tiefgebeugt von ihrem schmerzlichen Verlust ist, der Oeffentlichkeit. Pflicht aber der anständigen Presse scheint es uns, allen derartigen grundlosen Gerüchten über eine Entfremdung der Söhne von der Mutter entschieden entgegenzutreten.

Das letzte literarische Verhältniß Franz Wallner's sind die Anfang dieses Jahres bei Otto Janke in Berlin erschienenen Reiseplaudereien „Aus Süd und Nord", an welchen auch Alexander Wallner schriftstellerisch betheiligt ist. Das ganze liebenswürdige Schilderungstalent des Verblichenen, der über „Stadt und Land" amüsant zu plaudern wußte, tritt in diesen Skizzen vor uns hin. Ob er die Musterbühne der Meininger oder die Pariser Theater, ob er holländische oder ungarische Fahrten, den Carneval in Rom oder die Spielhäuser von Nizza und Monaco beschreibt, immer begegnen wir dem feinen Beobachter, dem gewandten Erzähler und dem vorurtheilsfreien Menschen. In drastischer Weise, mit feuilletonistischer Verve skizzirt Alexander Wallner die Outlaws und die deutschen Theater von Newyork. Zu dem Denkmal des Berliner Theaters, welches dem heitern norddeutschen Bühnenstück neue Ziele und Richtungen gegeben, hat sich Wallner in seinen Schriften literarische Denkmale geschaffen, welche ohne die Hülfsmittel der krassen Sensation treue Spiegelbilder modernen Culturlebens zu nennen sind.

**Gegen den theatralischen Scheintod** hat die Intendantur des Münchener Hoftheaters folgende Anordnung erlassen: „Mitglieder, welche Personen zu spielen haben, die im Verlauf der Handlung durch den Tod aus der Reihe der Darsteller verschwinden, dürfen nach Beendigung ihrer Rolle einem etwaigen Hervorruf erst am Schluß des Stückes Folge leisten." Wird hiermit zur Nachahmung bestens empfohlen!

**Für unsere jungen Damen.** Das deutsche Heer zählt nach der neuesten Ermittelung 9546 Secondelieutenants. Wir stellen nun folgende arithmetische Aufgabe: Wie viel gebrochene Frauenherzen kommen auf den Mann? Sollte diese Aufgabe befriedigender gelöst werden, als es den Anschein hat, so hoffen wir, daß jeder unserer braven Lieutenants sich ein Femininum zu seinem Masculinum in der Ehe addiren, daß ihm die Multiplication seiner Frau dann ebenso wenig wie in späten Ehrentagen die sehnlich erstrebte — Division ausbleiben wird.

**Der hundertjährige Geburtstag Joh. Fried. Herbart's** (1776—1841) fällt auf den 4. Mai dieses Jahres. Die Herbartianer, welche die zünftigen Philosophen unserer deutschen Katheder sind, werden diesen Tag wohl festlich begehen. Für die Jetztzeit hat Herbart wohl nur noch das allerdings große Verdienst, die wissenschaftliche Pädagogik begründet zu haben. Seine Philosophie ist denn doch nicht mehr recht lebendig.

**Die deutschen Professoren** haben im ersten Quartal dieses Jahres sehr schlimme Tage gehabt. Sie haben in dieser kurzen Zeit Niederlage auf Niederlage erlitten. Die orthographische Commission, der der „Salon" ja ein eingehendes Interesse gewidmet hat, erwies sich als ein Windei, das der deutsche Gelehrtenstarrsinn ausgebrütet hatte, ohne irgend einen segensreichen Einfluß auf wahrhafte Bildung. Im preußischen Abgeordnetenhause ist der Ankauf der sogenannten Moabitischen Alterthümer durch den preußischen Staat, Alterthümer, welche sich laut amtlicher Erklärung im „Reichsanzeiger" als gefälscht erwiesen haben und für welche die Summe von nicht weniger als 60,000 Mark gezahlt worden ist, Gegenstand lebhafte-

Digitized by Google

Debatten gewesen. Der Regierungscommissar gab zu, daß allerdings eine Fälschung der allerschlimmsten Art stattgefunden habe. Diese Thatsache sei nicht mehr hinweg zu leugnen, aber die Generaldirection der königlichen Museen in Berlin treffe nicht die geringste Schuld, sie sei gar nicht befragt worden Die Anschaffung sei lediglich aus dem königlichen Dispositionsfond und zwar auf Veranlassung des Cultusministeriums geschehen. Dieses aber sei in der Sache vorgegangen auf Anregung der Deutschen morgenländischen Gesellschaft (Leipzig), der ersten wissenschaftlichen Corporation, die es auf diesem Gebiet gebe, und zunächst auf Anregung des Nestors der arabischen Wissenschaft, des ehrwürdigen Fleischer. Daß die Regierung in diesem Falle etwas sehr Verkehrtes gethan, sei zwar völlig unzweifelhaft, aber sie habe eben auf eine Autorität hin gehandelt, der sie nach seiner, des Redners Meinung, zu folgen verpflichtet war.

Schlimmer als diese moabitische Geschichte ist das Licht, welches eine unserer größten wissenschaftlichen Autoritäten, Rudolf Virchow, sehr unfreiwillig auf die literarische Bildung deutscher Professoren geworfen hat, welche sich zwar mit Physiologie, pathologischer Anatomie, Politik und Pfahlbauten beschäftigen, jedoch den ältesten und hochberühmten Roman der deutschen Literatur, den Simplicius Simplicissimus, nicht kennen und ihn erst auf das Anrathen eines Andern in die Hand nehmen. Ich bin — so sagte Herr Professor Virchow in jener denkwürdigen Sitzung des Abgeordnetenhauses — selbst einmal so leichtsinnig gewesen, auf den Rath eines guten Freundes, der mir den Simplicius Simplicissimus als ein hervorragendes Literaturwerk empfahl, mir das Buch zu kaufen. Ich gestehe, ich bin beim Lesen geradezu darüber erschreckt und habe mir die größte Mühe gegeben, es zu secretiren, daß es keinem Mitglied meiner Familie in die Hände fiel." Spricht nicht aus diesen von der gebildeten deutschen Presse mit Entrüstung aufgenommenen Worten der ganze deutsche Professorenhochmuth, zu dem sich noch ein anderer deutscher Erbfehler gesellt, so parador auch das Wort klingen mag — die deutsche Professorenunwissenheit in vielen Dingen, die zur allgemeinsten Bildung gehören, aber über das wissenschaftliche Specialfach hinausgehen?

In der Literaturgeschichte und Geschichte, diesen allgemeinen, besonders doch dem Volksvertreter sehr nöthigen Bildungselementen, herrscht gerade unter den medicinischen und naturwissenschaftlichen Gelehrten eine grauenhafte Dunkelheit über Zeit und Werth der wichtigsten Ereignisse.

Wie vielen deutschen Gelehrten ist nicht die Zeit vor Schiller und Goethe eine terra incognita! Was würde aber der Franzose, der trotz seiner unhistorischen Denkungsart einen heiligen Respect vor den Geistesgrößen seiner Vergangenheit hat, dazu sagen, wenn ein medicinischer berühmter Professor Frankreichs von Rabelais' „Gargantua und Pantagruel" dasselbe wie Virchow vom Simplicissimus sagen wollte? Oder ein englischer Professor das von Chaucer's „Canterbury Tales", die doch 300 Jahre vor dem Simplicissimus liegen?

Es ist eben wieder die alte Einseitigkeit der exakten Wissenschaft, welche freilich in diesem Falle einem Vertreter derselben vorzuwerfen ist, welcher außer seinem Fach auch in anderen Gebieten herumagirt und der außerdem der Herausgeber der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" ist, welche eine Menge historischer und literarhistorischer Beiträge enthält.

**Fürst Bismarck**, der die Geschichte der Gegenwart doch so tief in sein Herz geschlossen hat, scheint gegen die Geschichte der Vergangenheit sehr ungalant zu sein und sich nicht gern mit ihr zu beschäftigen. Wenn aber diese Geschichte das Land angeht, dessen Minister er bisher war und in welchem er der größte Grundbesitzer ist, so wird das schon ernster. Am Ernstesten aber wird diese Ungalanterie, wenn unser größter Staatsmann für den Anschluß Lauenburgs an den Provinzialverband von Schleswig-Holstein im Abgeordnetenhause plaidirt und dabei eine erstaunliche Befremdung mit der lauenburgischen Geschichte zeigt. Bekanntlich stimmte ein Theil des Abgeordnetenhauses für den Anschluß Lauenburgs an Hannover gegen die Regierungsvorlage. Keiner aber von dieser Opposition (darunter auch Virchow, von dem freilich keine historische Information über den Gegenstand zu erwarten war) brachte den sehr wesentlichen Grund für die Einverleibung des niedersächsischen Herzogthums in Hannover bei, den nämlich, daß (mit der Unterbrechung der französischen Usurpation (von 1803—1813), Lauenburg bereits von 1702 bis 1815 factisch zu Hannover gehört hatte. Fürst Bismarck aber strich in seiner Erwiederung an die Opposition 113 Jahre Geschichte aus und behauptete wörtlich: „Diese Zusammengehörigkeit (sc. Lauenburgs mit Holstein) ist eine

Digitized by Google

durch das ganze vorige Jahrhundert (sic!) hergebrachte." „Wir würden aus volkswissenschaftlichen Rücksichten für die Regierungsvorlage, aber auch für etwas mehr historische Information bei derartigen Fragen gestimmt haben.

**Die Countess of Kent,** welche mit einem Gefolge von achtundvierzig Personen in Baden-Baden und Coburg ihren Aufenthalt genommen hat, hat die Kaiserin von Indien zu ihrer liebsten Freundin erwählt und interessirt sich gegenwärtig für diese am meisten. Da jedoch die öffentliche Meinung Britanniens, welche nicht immer identisch mit der Parlamentsmajorität ist, sich mit der „empress" nicht befreunden kann — gerade die conservativsten Gemüther halten diesen Titel für eine ganz unenglische, allen britischen Traditionen entgegengesetzte überflüssige Neuerung — so wird die englische Nation, welche bisher den Ruf genoß, die am wenigsten titelsüchtige der Welt zu sein, es sich nicht so leicht gefallen lassen, daß die Kaiserin von Indien sich in das Herz der verehrten Königin von England eindrängt. Wie wir hören, will auch König Alfons von Spanien sich zum Kaiser von Cuba (warum nicht, da es ja schon Kaiser von Haiti gab?) und der König der Niederlande sich zum Kaiser von Java, Großherzog von Borneo und Fürsten von Sumatra ernennen. Es wird außerdem von sämmtlichen europäischen Kaisern ein Preis ausgeschrieben für Denjenigen, welcher einen noch höhern Titel als Kaiser erfindet, da alle europäischen Regenten jetzt nach dem Vorgang von England Appetit bekommen haben, „einen hinauf zu rücken".

Wir möchten „Oberkaiser" (nach der geschmackvollen Analogie des preußischen „Oberpräsidenten") in Vorschlag bringen.

Uebrigens wird der neue Titel nicht so billig sein. Wenigstens hat man sich jetzt entschlossen, der gesammten Hofdienerschaft neue Galacostüme anfertigen zu lassen. Diese Galacostüme, wie sie nur bei den allerfestlichsten Gelegenheiten, bei Krönungen, Parlamentseröffnungen und dem officiellen Empfang von fremden Souveränen getragen werden, halten, da sie nur selten benutzt werden, eben deshalb auch ziemlich lange aus. Sie sind, was die Pracht und den Reichthum — freilich auch, was die Geschmacklosigkeit betrifft — das Außerordentlichste, was die menschliche Phantasie ersinnen kann. Die Zeichnung und der Schnitt stammen aus der Aera Georg's I., das heißt aus einer Zeit, in der die Kunst auf's Tiefste verfallen war und jeder Sinn für großen Stil und guten Geschmack, wenigstens auf diesen Inseln, verschwunden schien; man lebte damals künstlerisch von dem Abhub des Rococo und im schlechtest nachgeahmten Rococo; in einem „Stil", der sich zu dem Rococo Ludwig's XIV. verhält, wie sich — Hannover und Herrenhausen zu Paris und Versailles verhalten, sind die „Galacostüme" der englischen Hofdienste entworfen. Die jetzigen waren nahezu zwanzig Jahre im Gebrauch, sei 1857. Die neuen, die an ihre Stelle getreten sind, haben per Stück 200 Pfund (2000 Gulden in Gold) gekostet, was, da für mehr als vierhundert Personen derartige Kleider anzuschaffen waren, immerhin ein nettes Sümmchen ausmacht. Daß Ihre Majestät sich entschlossen, eine solche Ausgabe zu sanctioniren, hat einiges Aufsehen erregt, das vielleicht durch den Umstand gemildert werden wird, daß die alten Kleider, wie man hört, verkauft wurden. Ein unternehmender Gentleman, mosaischer Confession, hat dieselben erworben, und zwar zu 12 Pfund per Stück. Ein Londoner Blatt brachte diese letztere Meldung unter dem Titel: „Günstige Gelegenheit zum Kleiderankauf für eine Hanswurstbude."

**In Frankreich ist die Tagesfrage** die Verlobung des Prinzen Talleyrand-Perigord, eines preußischen Garde-Ulanenofficiers, mit der Tochter des französischen Botschafters Gontaut-Biron in Berlin. Die heißblütigen Gallier fassen diese Verlobung als Beleidigung gegen Frankreich auf und der „Figaro" hat sogar ausgerechnet, daß zweihundertfünfzig französische Namen in der preußischen Rangliste vertreten sind. Der gelehrte „Figaro" ereifert sich sehr unnütz. Er hat wie alle französischen Journalisten ein kurzes historisches Gedächtniß. Er vergißt, daß die Talleyrands als Besitzer von Sagan und Deutsch-Wartenberg in Schlesien preußische Standesherren sind und daß die zweihundertfünfzig französischen Namen in der preußischen Armee ihr Preußenthum dem „großen" Ludwig XIV. verdanken, welcher durch Aufhebung des Edicts von Nantes am 22. October 1685 20,000 Hugenotten aus ihrer Heimat vertrieb, die der große Kurfürst Friedrich Wilhelm gastlich aufnahm und sich so als Hort der Glaubensfreiheit erwies. So hat Preußen seit fast zweihundert Jahren seine „französischen Colonien", und seine deutschen Franzosen bilden ein stattliches Contingent des deutschen Officiercorps. Und, Herr Figaro, wir haben sogar einen Franzosen zum deutschen Dichter gemacht. Vielleicht haben Sie doch etwas gehört von Adalbert von Chamisso!

Digitized by Google

# Kleine Salonplaudereien.

**Baron Albert Rothschild** hat eine Gouvernante — seine Cousine Baronin Bettina Rothschild, geheirathet, welche nach dem Familienbrauch des Hauses Rothschild ein „Handwerk" gelernt hat, das bekanntlich goldenen Boden hat, also der Rothschild'schen Tradition treu bleibt. Das „Handwerk" von Baronesse Bettina ist das einer Gouvernante. Sonst ist von der Hochzeit nichts mehr zu sagen, als daß die Braut vor dem Maire Rosa und vor dem Rabbiner Weiß mit Orangeblüthen, ihre Mutter aber Blaßgrünreseda trug.

**Aus dem deutschen Olympia.** Zur Aufführung der Wagner'schen Festspiele in Baireuth wird der Kaiser selbst erscheinen; er wird zur Hauptaufführung erwartet, während der König von Bayern der Generalprobe beizuwohnen gedenkt. Auch viele andere deutsche Fürsten haben ihr Erscheinen zugesagt. Der Kaiser, welcher sich stets lebhaft für das großartige Unternehmen Richard Wagner's interessirt hat, war einer der ersten Abnehmer von Patronatsscheinen, deren er fünfundzwanzig Stück erwarb. Zu den Patronatsscheinbesitzern gehören übrigens auch der Sultan und der Khedive von Egypten. Die Hauptdarstellung soll vom 13. bis 16. August und dem darauf folgenden Sonntage stattfinden; die Generalprobe wird wohl acht Tage vorher erfolgen. Das Interesse des Auslandes an dem Baireuther Unternehmen ist ein sehr reges. Aus den Vereinigten Staaten, namentlich Boston und Newyork, aus Rußland und Großbritannien und selbst aus Frankreich, wo die Vorliebe für Wagner'sche Musik auch in weiteren Kreisen stetig zunimmt, sind bereits zahlreiche Gesuche um Billets eingegangen. Momentan sind noch Plätze zu haben, jedoch ist Jedem, der der Aufführung beiwohnen will, dringend zu rathen, sich baldigst um Billets zu bemühen, da der Andrang kurz vor den Vorstellungen ein so enormer sein wird, daß Viele abgewiesen werden müssen.

Inzwischen hat am 1. April zu Baireuth die Generalversammlung des Richard-Wagner-Vereins stattgefunden. Dem ausführlichen Berichte des Verwaltungsrathes, Bankier Fäustel, entnehmen wir die folgenden höchst interessanten Daten: Im Ganzen könne man auf den Besuch von mindestens 10,000 Fremden rechnen. Bei jeder der drei Aufführungen 1700 Besucher, 300 beschäftigte Künstler und sonst Mitwirkende geben schon eine ganz erkleckliche Summe. Dazu noch gerechnet die Passanten und den Zug der Neugierigen, der sich für die Folge und wohl theilweise schon vor den Aufführungen nach Baireuth erstrecken werde, dürfte die Zahl von 10,000 kaum zu hoch gegriffen erscheinen. Dafür spreche auch eine bereits vorliegende Erfahrung. Herr Fäustel theilte ferner mit, daß neben dem Besuche des Königs Ludwig II. auch der Besuch des deutschen Kaisers und außerdem noch der Besuch von zehn bis zwölf regierenden Fürsten in Aussicht stehe. Die bereits bestehende Wohnungscommission hat schon festgestellt, daß 1800 bis 2000 Betten in Privathäusern zur Verfügung stehen.

**Hof- und Adelszeitung** nennt sich ein seit Anfang des Jahres in Berlin erschienenes, von Louis von Ahlefeldt in Weimar herausgegebenes wöchentliches Organ, welches in eleganter Ausstattung und sorgsam ausgeführten Illustrationen ein Specialjournal für die highlife-Formen sein will. Die Notizen, welche das jedenfalls originelle Unternehmen bringt, berühren natürlich nur Vorfälle aus dem Leben der „oberen Zehntausend". Die Rubriken des Blattes (Abonnementspreis für das Deutsche Reich vierteljährlich 10 Mark) zerfallen in eine Hofcorrespondenz, Orden und Titel, Literatur und Familienchronik.

Digitized by Google

# Neueste Moden.

## Nr. 1 bis 11. Moderne Hüte für das Frühjahr und den Sommer.

Nr 1. Hut Andrea aus écrufarbenem Stroh mit aufgeschlagenem, mit Perlen bestücktem Rande. Die Garnitur besteht aus écrufarbener Faille, einer écru Straußenfeder und zwei kleinen Vögeln.

Nr 1 Hut Andrea aus écrufarbenem Stroh.

Nr. 2. Hut a la Prinzessin Gallas aus braunem englischen Stroh mit drei Federn, wovon zwei braun und eine weiß ist, und mit brauner Faille und Rosen garnirt.



Digitized by Google

Nr. 3. Frühjahrshut, Form Giroflé. Den Hut aus englischem schwarzen Stroh mit weichem schwarzen Faille-Fond garnirt eine crêmefarbene Feder, Failleband in derselben Nüance, Theerosen und crêmefarbene Tüllbarben mit dergleichen breiten Spitzen besetzt.

Nr. 4 u. 5. Hut aus Reisstroh mit rundem Kopf, der hinten etwas höher ist als vorn, mit vorn diademförmig aufgebogenem Rande, der nach den Seiten zu schmäler wird und hinten ganz flach ist. Die äußere Garnitur des Hutes besteht aus Draperien von rosa Faille in drei Nüancen, einem grauen Vogel mit glänzendem Gefieder und einem rosa Blumenzweig, welcher auf das Haar herabfällt. Der Rand des Hutes ist mit Rosa gefüttert; das Bandeau besteht in Uebereinstimmung mit der äußern Garnitur aus rosa Faille in drei Nüancen und einer Silberagraffe. Abb. 4 veranschaulicht diesen Hut ohne Garnitur.

Nr. 2. Hut à la Prinzessin Gallas aus braunem englischen Stroh.

Nr. 6 u. 7. Hut aus englischem Stroh mit hohem Kopf, ringsum mit einer breiten Strohborte eingefaßt. Die Garnitur besteht aus einer Draperie aus crêmefarbenem Surahfoulard, einem Tuff nüancirter Rosen, rosa Haidekraut und Blättern. Abb. 6 veranschaulicht den ungarnirten Hut.

Nr. 8 u. 9. Die Form dieses Hutes aus Reisstroh ist länglich rund und vorn etwas niedergebogen. Der Kopf ist mit einer Draperie von crêmefarbener Crêpe de chine und einem Zweig von Kornblumen und Maiblümchen umgeben. Das

Digitized by Google

Diadem iſt gleichfalls aus Maiblümchen und Kornblumen zuſammengeſtellt. Abb. 8 ſtellt den ungarnirten Hut dar.

Nr. 10 u. 11. Hut aus italieniſchem Stroh. Der Fond iſt rund, die Paſſe vorn aufgeſchlagen und hinten wellenförmig und niedergebogen. Er iſt garnirt mit

Nr. 3. Frühjahrshut, Form Giroſle.

crêmefarbenen und ſchwarzen Failleſchleifen, Roſen mit dunklen Blättern und crême-farbenen Spitzen und Barben. Abb. 10 ſtellt den Hut ohne Garnitur dar.

## Nr. 12 und 13. Kragen und Unterärmel.

Nr. 12. Unſer Modell aus feiner Leinwand, ſowohl Kragen wie Manſchetten, zieren je drei Reihen Hohlnähte und je an den Ecken ein Carré in franzöſiſcher



Digitized by Google

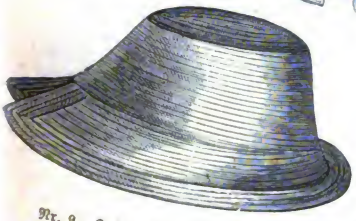
Nr. 4. Hut aus Reisstroh.

Nr. 5. Hut aus Reisstroh.

Nr. 6. Hut aus Reisstroh.

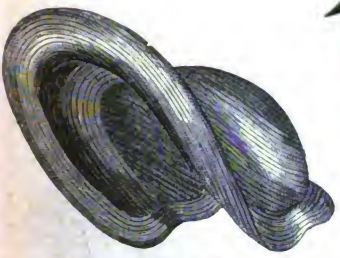
Nr. 7. Hut aus Reisstroh.

Nr. 8. Hut aus engliſchem Stroh.



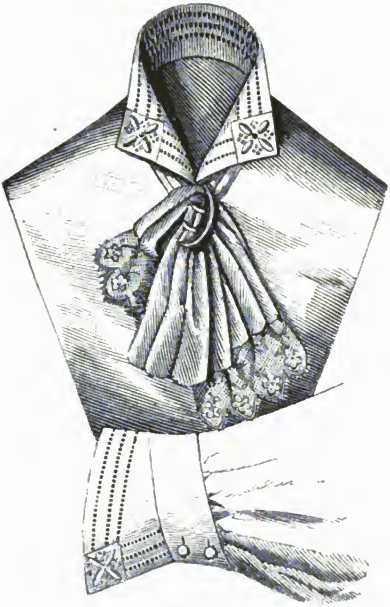
Nr. 9. Hut aus engliſchem Stroh

Nr 10. Hut aus italieniſchem Stroh.

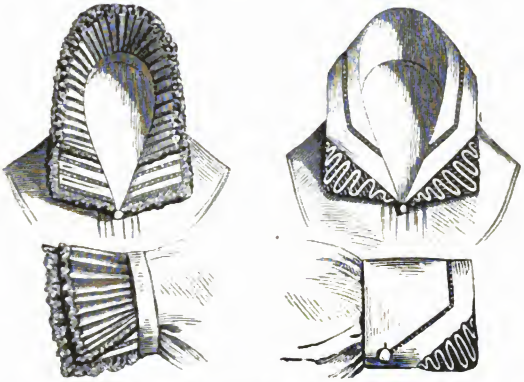


Nr. 11 Hut aus italieniſchem Stroh

Digitized by Google

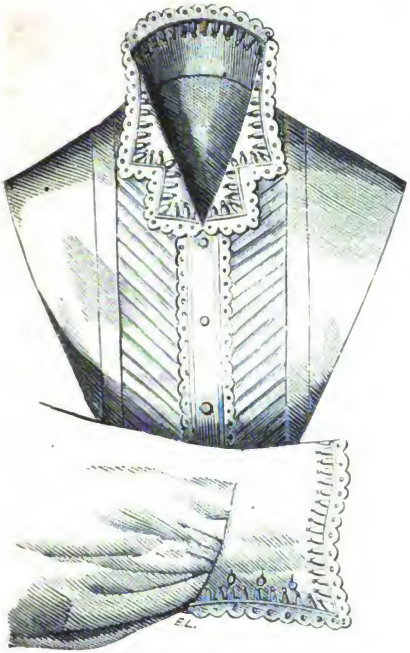


Nr 12. Kragen und Unterärmel.



Nr. 13 und 14. Gefältelter und zurückgeſchlagener Kragen.

Digitized by Google



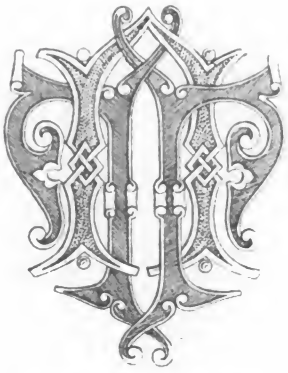
Nr. 15. Kragen und Unterärmel.

Nr 16. Cravattenschleife.

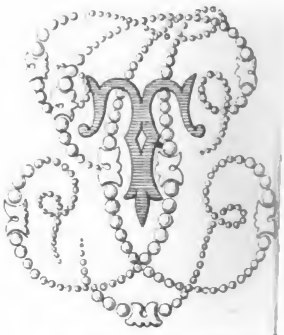
Nr. 17. Cravattenschleife.

Digitized by Google

Stickerei. Cravatte aus crêmefarbenem Foulard mit Malinesſpitzen und einer Silberſchnalle.



Nr. 19. Verſchlungener Buchſtabe.

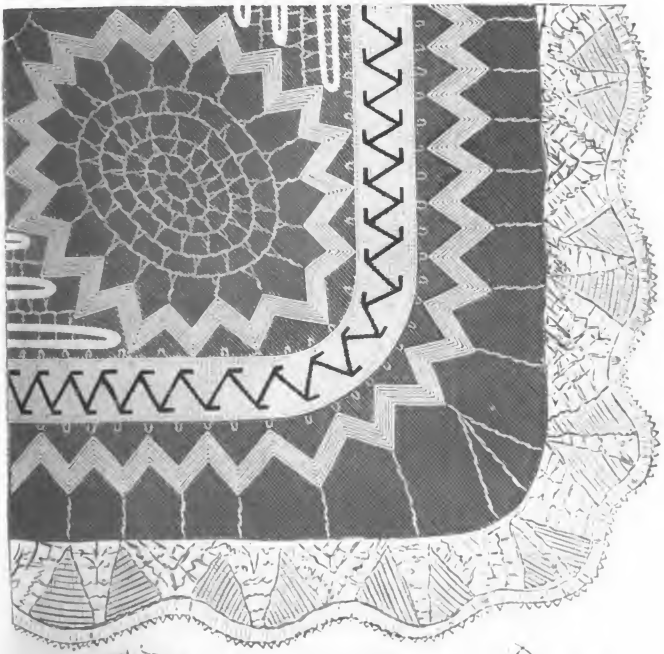


Nr. 20. Verſchlungener Buchſtabe.

Nr. 13. Der Kragen aus Battiſt iſt hinten ſtehend, vorn umgelegt, um den Außenrand languettirt und mit Stickerei verziert. Das Chemiſett iſt zu beiden

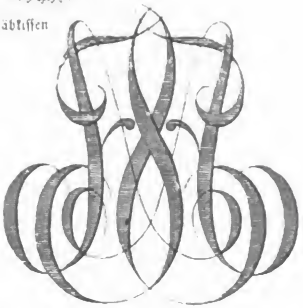
Digitized by Google

Seiten vorn in ſchräge Falten arrangirt, die vordere Mitte ziert eine breite, an beiden Seiten geſtickte Falte. Das Chemiſette iſt vorn zum Zuknöpfen. Die Manſchette iſt an der Seite offen, ebenfalls zum Knöpfen eingerichtet und in Uebereinſtimmung mit dem Kragen geſtickt.



Nr. 21 Deſſin zum Nähkiſſen

Nr. 22. Verſchlungener Buchſtabe.



Nr. 23. Verſchlungener Buchſtabe

## Nr. 13 und 14. Gefältelter und zurückgeſchlagener Kragen.

Beide Kragen ſind mit Bündchen; dieſes iſt doppelt zu ſchneiden und der

Digitized by Google

Nr. 24 Frühjahrspaletot. (Vorderansicht)

Nr. 25. Frühjahrspaletot. (Rückansicht)

Nr. 26. Frühjahrspaletot von Sicilienne.

Fig. 27. Paletot à la Louis XV von [illegible]

Kragen wird zwischen diese beiden gesetzt, welche dann im Collar vereinigt werden.

## Nr. 16 und 17. Cravattenschleifen.

Nr. 16. Cravattenschleife aus crêmefarbenem Ripsband u. dergl. Spitze. Auf eine Tüllunterlage sind die Bandschleifen und die Spitze in ersichtlicher Weise arrangirt und inmitten der Schleifen je ein Röschen mit Blättern umgeben befestigt.

Nr. 28. Rückenkörbchen für Gärtnerinnen.

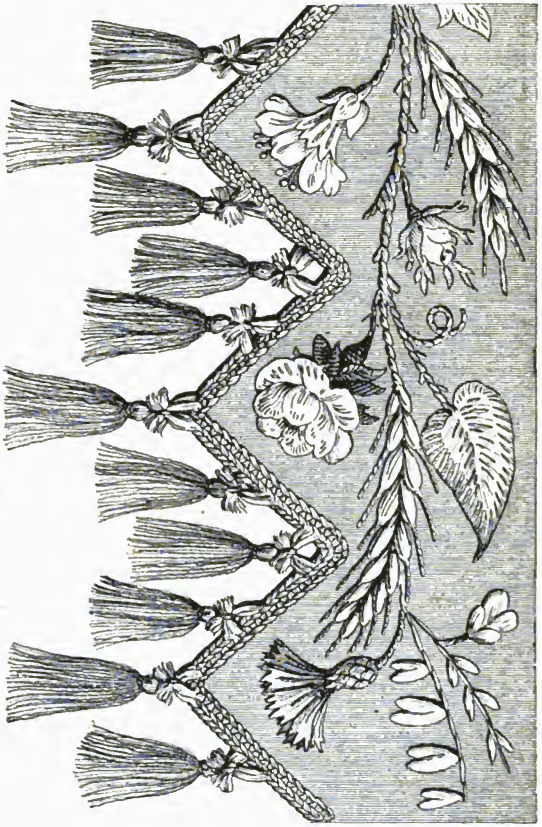
Nr. 17. Cravattenschleife aus ponceau Faille mit crêmefarbener Guipirespitze in ersichtlicher Weise garnirt.

## Nr. 18 und 19. Nähkissen nebst Dessin.

Das Kissen ist mit blauer Seide überzogen, an den Ecken mit blauen Bandschleifen verziert und ringsum mit einer geklöppelten Spitze umrandet. Abb. 35 giebt ein Viertel des Dessins in Originalgröße, dasselbe ist viermal zu bausen und

Digitized by Google

zu einem Quadrat zu vereinigen und auf farbigen Glanz ꝛc. aufzuheften. Vorerst heftet man nun die weiße Zackenlitze in vier Rundungen auf, näht immer drei Spitzen von je zwei Rundungen zusammen, zieht die Litze auf der linken Seite etwas zusammen und füllt das Innere der Rundungen und die Zwischenräume in ersichtlicher Weise mit Spitzenstichen mit feinem weißen Zwirn aus. Die vier Rundungen umgiebt ein breites, starkes weißes Spitzenbändchen mit Oesen, welches



Nr. 23. Teilen zu Nr. 22.

mit Hülfe der Abb. mit schwarzer, feiner Mooswolle zu benähen ist, dieses umgiebt wiederum eine Zackenlitze, die so an die Oesen des Bändchens angenäht ist, daß abwechselnd eine und zwei Oesen frei bleiben. Auf der andern Seite ist die Litze durch dreimal umschlungene Stäbchen mit der geklöppelten Spitze verbunden. Die fertige Arbeit näht man nun dem blauen Kissen auf.

### Nr. 20 bis 23 und 33, 34 u. 35. Verschlungene Buchstaben.

Wir bringen heute unter obigen Nummern mehrere der jetzt so beliebten ver-

schlungenen Lettern zum Sticken. Anwendbar sind dieselben für die verschiedensten Wäschegegenstände.

### Nr. 24 und 25. Frühjahrspaletot. (Vorder- und Rückansicht.)

Frühjahrspaletot aus indi chem Caschmir. Das Vordertheil fällt gerade herab; unter der Armnaht ist die Form etwas geschweift; der halb anliegende Rücken ist im Schooß sehr kurz. Unterhalb der Taille ist eine Failleschleife angesetzt. Die Garnitur besteht aus einer Passementerie von gehäkelten Ringelchen, aus der Mitte derselben tritt eine glatte Quaste hervor, welche den Kopf einer Maraboutfranse bildet. — Mit Failleschleife verzierte Tasche. Ellbogenärmel mit gleicher Verzierung wie der Paletot und Failleschleife.

Nr. 30. Stickereistreifen auf rothem Tuch.

### Nr. 26. Frühjahrspaletot von Sicilienne.

Der Rücken ist geschweift und das Vordertheil halb anliegend. Die Garnitur besteht aus einer Spitze, welche zwei kleine Spitzen zum Kopf hat, die einander entgegengesetzt sind. Eine feine Jetpassementerie verdeckt die Vereinigung beider Spitzen. Auf der Mittennaht des Rückens Spitzenverzierung mit Jetpassementerie befestigt. Dieselbe Garnitur auf der Manschette.

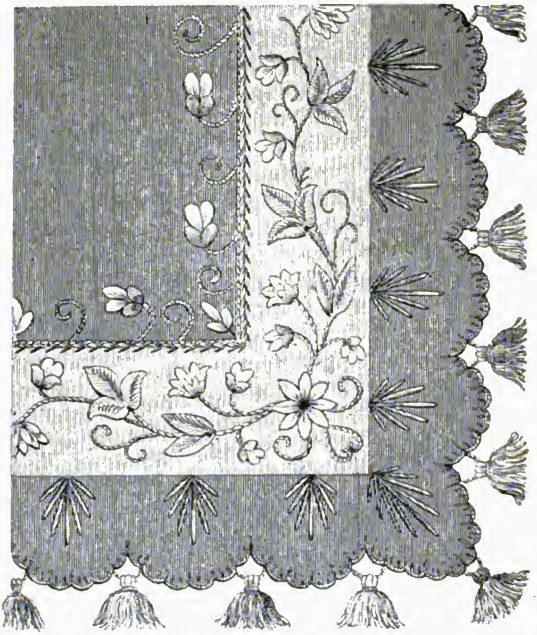
### Nr. 27. Paletot à la Louis XV. von schwarzem Caschmir.

Die vordere Partie ist gerade, der Rücken mittels dreier Nähte geschweift, der Schooß auf der Rückseite kürzer. Die Contour ist mit einem Straußfedergalon garnirt, welcher nach vorn aufsteigt und den Halsausschnitt umgiebt. An den Seiten Taschen. Manschette mit Straußfedern verziert.

Digitized by Google

## Nr. 28 und 29. Rückenkörbchen für Gärtnerinnen.

Das Gestell dieses netten Traglörbchens, für Damen bestimmt, welche einen Blumengarten besitzen und denselben lieben und pflegen, besteht aus goldbronzirten Binsen. Die sich aus der Abbildung ergebende Form, so einfach sie ist, ist immerhin elegant. Die Garnirung besteht aus einem Lambrequin von blaßblauem Atlas mit Application von Cretonstickerei. Behufs letzterer werden aus dem in lebhaften Farben gewählten Creton die Blumen, Blätter, Vögel und Arabesken sorgfältig ausgeschnitten; diese werden nach einem vorliegenden Dessin oder nach eigenem Geschmack auf dem Stoff in bekannter Weise aufgeheftet. Zur Application wird offene algerische Seide in übereinstimmenden Nüancen verwendet. Um beim Aufsetzen Falten zu vermeiden, werden die Ränder in unegalem Hochstich und möglichst neben den ausgeschnittenen Theilen gestickt. In anderer Weise kann man auch den unter dem



Nr. 31. Stickereistreifen auf blauem Tuch.

Namen „Berliner Festonstich" bekannten großen Festonstich anwenden. Nachdem die aufgesetzte Application nach geübtem Augenmaß harmonisch erscheint, werden, um den Eclat zu erhöhen, in die Mitte der Blüthen, Blumen, Blätter, Vögel ꝛc. noch Punkte oder Striche von entsprechenden Seidennüancen gestickt, um die Rippen und die Abgrenzungen der Blumenblätter, der Vögel und Arabesken anzudeuten. Ein guter Geschmack und etwas Kenntniß der Farbenverhältnisse sind hier freilich Vorbedingung. Das die Lehne und den eigentlichen Korb umgebende Lambrequin ist gezackt und mit einem doppelten Kettchenstich von lebhaften Seidenfarben umrandet; die spitzen Enden der Zacken bilden Fransenköpfchen und die von ihnen ausgehenden Quasten harmoniren mit den übrigen Farbennüancen.

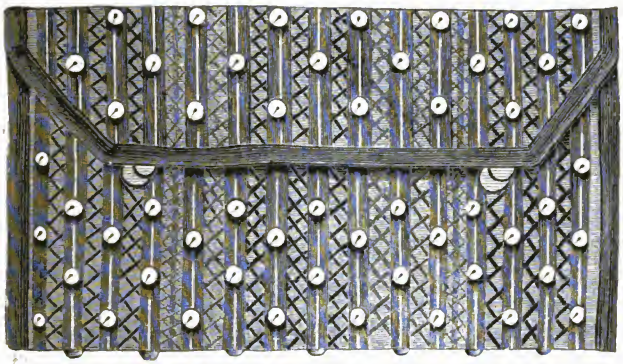
## Nr. 30. Stickereistreifen auf rothem Tuch.

Zu hübschen Teppichen zu verschiedenem Gebrauch ist jetzt rothes Tuch beliebt,

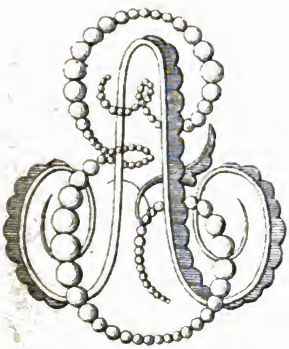
das mit Streifen von himmelblauem Tuch und mit Borten von schwarzer Serfche appliquirt wird. Die Stickereien werden in broncirter Seide auf den blauen Nüancen ausgeführt. Die Serfcheborten sind in weißer Seide zu sticken.

## Nr. 31. Stickereistreifen auf blauem Tuch.

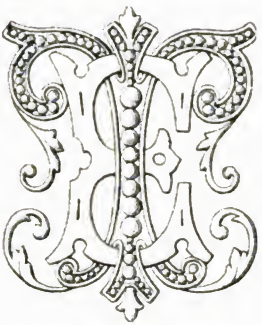
Bei diesem Streifen ist der Grund ebenfalls roth, doch ist der im Hochstich



Nr. 32. Arbeitstäschchen aus gestreiftem Bettdrell.



Nr. 33. Verschlungener Buchstabe.



Nr. 34. Verschlungener Buchstabe

gestickte Zweig nach einem Dessin à la Louis XIII. blau in Hochstich gestickt, die Verzierung der wollenen Pompons ist in verschiedenen Farben; zu bemerken ist, daß keiner derselben, sowie der kleineren Palmenzweige von gleicher Farbe sein darf.

## Nr. 32. Arbeitstäschchen aus gestreiftem Bettdrell.

Unsere Abb. veranschaulicht ein Arbeitstäschchen aus grau und weiß gestreiftem

Digitized by Google

Bettdrell. Man braucht hierzu ein 18 — 20 Cent. breites, 26 — 28 Cent langes Stofftheil; daſſelbe iſt in erſichtlicher Weiſe zu verzieren; die grauen Streifen mit Stahlflittern, die weißen Streifen im Kreuzſtich mit beliebiger farbiger Seide

Nr. 35. Verſchlungener Buchſtabe.

möglichſt bunt zu benähen. Dann iſt das Täſchchen mit weißem Shirting zu füttern, mit blauer Borte einzufaſſen und ſchließlich die Klappe mit zwei Oeſen, die Taſche ſelbſt mit zwei kleinen Perlmutterknöpfen zum Schließen des Täſchchens zu verſehen.

---

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirſch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Ueberſetzungsrecht ſind vorbehalten.

Digitized by Google

**Des Lebens Mai.**

Nach einer Originalzeichnung von F. Kaulbach.

# Der Satan.

## Unheilbar.

Novelle von Hans Hopfen.

### I.

Digitized by Google

# Der Salon.

## Unheilbar.

Erzählung von **Hans Marbach.**

### I.

Auf dem breiten Kai, der sich längs einer Reihe hoher, palastartiger Wohnhäuser hinzieht, erschien jeden Tag pünktlich um dieselbe Stunde, etwa zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags, ein junger Mann und promenirte mit gemessenen Schritten mehreremale eine gewisse Strecke auf und ab. Wer sich für diese nicht auffallende, aber feingebaute und sicher einherschreitende Gestalt, für das dunkle, scharf ausgeprägte Antlitz mit den leuchtenden und tiefsinnig blickenden Augen interessirte, der konnte leicht in Erfahrung bringen, daß der gewissenhafte Spaziergänger ein bekanntes Mitglied des städtischen Theaters sei, mit Namen Emil Max, der sich durch seine feurige und ergreifende Darstellung jugendlicher Helden- und Charakterrollen schon einen guten Namen beim Publicum erworben hatte. Und wen die Neugierde geplagt hätte zu wissen, was der junge Künstler mit seiner einsamen und regelmäßigen Promenade bezwecke, der wäre, wenn er sich sonst nicht gescheut hätte, den verstohlenen Beobachter zu spielen, ebenfalls binnen kurzem zu einem befriedigenden Resultate gelangt. Namentlich der Umstand, daß der in Rede stehende junge Mann selbst beim heißesten Sonnenscheine nicht den schmalen Schatten der Häuser suchte, sondern beharrlich auf der ungedeckten Flußseite des Kais hinschritt und sich geduldig die Schultern versengen ließ, ferner die Thatsache, daß die Schritte des Promenirenden, wenn derselbe in die Nähe eines gewissen Hauses kam, immer langsamer und seine Haltung um ein weniges gezwungener wurde, daß ferner, sobald er in den Gesichtskreis des besagten Hauses gelangt war, ein rascher, funkelnder Blick aus den dunklen Augen über die ganze Fensterreihe des ersten Stockwerks hinglitt und daß diese Augen sich dann, wenn sie bemerkt hatten, daß die sämmtlichen hohen Spiegelscheiben dicht mit weißen Tüllgardinen verhängt seien und auch nicht ein Haar weiblicher Brauen durch dieselben zu erspähen sei, mit dem Ausdrucke enttäuschter Hoffnung zu Boden senkten — alle diese und noch manche andere nicht mißzudeutende Indicien hätten nicht verfehlt, den stillen Beobachter zu der Entdeckung zu führen, daß es sich hier um nichts mehr und nichts weniger handle, als um eine Fensterparade. Der Ortskundige hätte überdem, auch ohne im Wohnungsanzeiger nachzuschlagen, errathen, wem diese lautlose aber beredte Huldigung gelte; denn hinter den excluſiven, immer verhüllten Fensterscheiben hauste eine der berühmtesten Schönheiten der Stadt, die junge Frau des alten Grafen Czerny.

Emil Max lebte in der That seit einigen Wochen in dem beglückenden Wahne, daß die junge, strahlend schöne Gräfin sterblich in ihn verliebt sei. Es war ihm zunächst aufgefallen, daß dieselbe an den Abenden, an welchen er auftrat, nie im Theater fehlte. Dann hatte er sich davon überzeugt, daß das riesenhafte Opernglas der reizenden Frau, so lange er auf der Bühne



Digitized by Google

stand, unverwandt nach ihm gerichtet sei, und daß er der einzige unter seinen Mitspielern sei, welchem diese Ehre zutheil wurde. Die Folge dieser Wahrnehmungen war, daß er alsbald nur für sie spielte und zwar feuriger, beredter, leidenschaftlicher als je zuvor. An sie richtete er als Mortimer seine glühenden, wahnsinnigen Liebesbetheuerungen, an sie die feinsinnigen Bemerkungen, die versteckten Anspielungen einer verzehrenden Neigung und endlich den tobenden Ausbruch langverhaltener Empfindung, die Goethe in den Mund seines Tasso gelegt hat. Aber auch wenn er nicht geradezu von Liebe zu reden hatte, veredelte und verklärte sich sein ganzes Wesen unter den sonnigen Blicken, die offenbar mit der innigsten Theilnahme und dem vollsten Verständnisse seiner Darstellung folgten. Und wenn ihn nach einer gelungenen Scene ein Beifallssturm vor die Rampe rief, dann suchten seine Blicke nur die blendenden Schultern und das lichtgelbe Lockenhaupt im ersten Range und seine Verbeugung galt nur ihr.

Damit sie aber auch erfahre, daß sie ihre Theilnahme und ihren Beifall an den Künstler nicht verschwende, beschloß er, sich ihr auch als Mensch zu nähern; und weil ihm vor der Hand kein anderer Weg, um mit ihr in Verbindung zu treten, offen stand, so zeigte er sich täglich vor ihrem Hause. Auffallend und bedenklich war es ihm zuerst allerdings, daß diese nicht falsch auszulegende Kundgebung seiner dankbaren Zuneigung scheinbar ganz unbemerkt blieb, indem die goldigen Locken der Gräfin nie durch die Vorhänge schimmerten, selbst wenn er, alle Rücksichten vergessend, mehr als ein Dutzend Mal an dem vornehmen, schweigsamen Hause vorübergewandelt war. Aber er kannte die Frauen, die Gräfinnen mit einbegriffen, zu gut, um nicht gleich zu verzweifeln. Er wußte, welche Rücksichten Damen aus den höheren Ständen zu beobachten haben, und daß sie um so vorsichtiger zu Werke zu gehen pflegen, je mehr sie geneigt sind, im Geheimen Concessionen zu machen. Deshalb setzte er auch mit unerschöpflicher Geduld und immer wachsender Hoffnung seine regelmäßigen Spaziergänge fort und war dabei so in seinen Zweck vertieft, daß er weder nach rechts noch nach links schaute und außer dem, was mit seinen Absichten zusammenhing, nichts von Dem wahrnahm, was um ihn her vorging. Sonst hätte es ihm ja schon längst auffallen müssen, daß in dem Hause, welches unmittelbar neben dem von der Gräfin bewohnten stand, nicht alle Fenster so streng verhängt waren, wie in jenem, sondern daß im Gegentheil an einigen derselben die Gardinen stets zurückgeschoben waren, ja sogar daß eines der Fenster in der Regel weit geöffnet war. Und an diesem offenen Fenster zeigte sich jeden Tag um dieselbe Stunde, in welcher der verliebte Künstler zu erscheinen pflegte, die Gestalt eines jungen, blühenden Mädchens, neben welcher eine ältere Dame saß, von der sie mit sorglichen Blicken überwacht wurde; vermuthlich ihre Mutter. Und jedesmal, wenn der junge Mann an diesem Fenster vorüberging, wurde das hübsche, frische Gesicht des jungen Mädchens von tiefem Roth übergossen und die sanften Augen belebten sich und folgten dem würdevoll Vorüberschreitenden mit fast ängstlicher Spannung; ja es kam vor, daß das ganze Köpfchen sich schüchtern ein wenig vorbeugte, um besser sehen zu können, vielleicht auch, um besser gesehen zu werden, und dann legte die ältere Dame mit einem mild verweisenden, fast schalkhaften Lächeln ihre Hand sanft auf den Arm der Tochter, so daß diese erschrocken und verwirrt zurückfuhr.

Diese kleine Scene, die selbst für den Unbetheiligten von verführerischem Reize gewesen wäre, wurde, wie gesagt, von Dem, auf welchen ihre Wirkung

Digitized by Google

muthmaßlich berechnet war, gar nicht bemerkt, wenigstens so lange nicht, als derselbe mit seiner erwähnten fixen Idee ausschließlich beschäftigt war. Und das währte lange. Endlich aber mußte der junge Held doch zu der Erkenntniß gelangen, daß auf dem von ihm eingeschlagenen Wege nur schwache Aussicht sei, das vorgesteckte Ziel zu erreichen, und wenn er auch mit eiserner Consequenz, wie von einem Dämon besessen, seine täglichen Besuche fortsetzte, so wurde doch seine Miene dabei immer mürrischer, seine Haltung immer nachlässiger; er ging drei, vier Mal an dem Hause seiner Wünsche vorüber, ohne die eigensinnigen Fenster auch nur eines Blickes zu würdigen, und es kam vor, daß er mit brennender Cigarre erschien; kurz er machte diese Promenaden mit der halb verdrießlichen, aber pünktlichen Geschäftsmäßigkeit ab, wie Einer, der eine Brunnencur braucht. Dafür fing er an, der übrigen Außenwelt wieder ein regeres Interesse zuzuwenden, und so bemerkte er denn auch eines Tages das beschriebene hübsche Bildchen im Nachbarhause. Es bedurfte keines großen Scharfsinnes seinerseits, um ihm klar zu machen, daß dasselbe in einer gewissen Beziehung zu seinem Auftreten stehen müsse. Und so trostlos und übelgelaunt er im Innern über seinen Mißerfolg bei der angebeteten Gräfin war, so that ihm doch diese schmeichelhafte Wahrnehmung wohl, sein gebeugtes Selbstbewußtsein richtete sich allmälig wieder auf und es bemächtigte sich seiner ein Gefühl warmer Dankbarkeit gegen Diejenige, die ihn gewissermaßen für seine fehlgeschlagenen Hoffnungen entschädigen wollte. So geschah es, nachdem er noch einige Male an dem freundlichen Hause vorübergegangen war, ohne scheinbar von dem offenen Fenster und dem was es umrahmte, Notiz zu nehmen, daß er einmal, als würde sein Arm von einer höhern Macht am Drahte gezogen, nach seinem Hute griff und der jungen Dame, die ihn gerade mit viel Aufmerksamkeit und Wohlwollen betrachtete, ein tiefes, respectvolles Compliment machte. Sein Gruß rief auf dem ihm zugewandten Gesicht den Ausdruck der angenehmsten Ueberraschung und ein womöglich noch tieferes Erröthen hervor und wurde mit einer schüchternen Würde und Bedeutsamkeit erwiedert. Diese ungesuchte Aeußerung gegenseitiger Beachtung wiederholte sich nun Tag für Tag zur Stunde der Fensterparade, ohne daß übrigens der junge Schauspieler einen besondern Accent darauf gelegt hätte. Er hielt es nicht einmal der Mühe werth darüber nachzudenken, geschweige denn sich zu erkundigen, wer die junge Dame wohl sein möge. Auch sah er sich dieselbe, theils aus Bescheidenheit, theils wegen des nicht allzustarken Interesses, weiter nicht genau an; und so hätte dieses harmlose Verhältniß noch lange Zeit ohne jede Entwickelung fortvegetiren können und wäre vielleicht im Keime erstickt, wenn nicht von der andern Seite ein energischer Versuch gemacht worden wäre, die jungen Wurzeln in einen gedeihlichern Boden zu verpflanzen. Emil erhielt eines Tages, als er beim Frühstück saß, ein zierliches Briefchen, das er anfangs, weil er solche Sendungen gewohnt war, liegen ließ, bis er seine Tasse geleert hatte. Dann schnitt er sorgfältig und mit einem gewissen Behagen das niedliche Couvert auf und entfaltete das demselben entnommene Schreiben, dessen Lectüre ihn allerdings mit einiger Verwunderung und Aufregung erfüllte. Es lautete:

„Verehrter Herr!

Meine Mama und ich sind schon seit vielen Wochen des Glückes theilhaftig, Sie regelmäßig zur bestimmten Stunde an unserm Hause vorüberschreiten zu sehen und in der letzten Zeit sogar auf's artigste von Ihnen



Digitized by Google

gegrüßt zu werden. Es schmeichelt uns und erfüllt uns mit Stolz, daß ein so berühmter Künstler, dessen hinreißendes Spiel wir jedesmal mit neuem Entzücken genießen, sich auch persönlich so liebenswürdig gegen uns beträgt, und Sie würden meine Mama und mich im höchsten Grade erfreuen, wenn Sie den nähern Umgang einer schlichten, aber für alles Schöne begeisterten Bürgerfamilie nicht verschmähen wollten. Wir sind gewiß, daß auch unser guter Vater, der ebenfalls mit der lebhaftesten Anerkennung von Ihrem Talente spricht, glücklich sein würde, Sie in unserm Hause zu bewillkommnen, und wir, meine Mama und ich, erlauben uns daher Sie zu den kleinen Soiréen, die wir wöchentlich veranstalten, höflichst einzuladen. Ihr liebenswürdiger College, Herr Posinsky, der schon längst ein Mitglied unseres kleinen Kreises ist, wird sich gewiß ein Vergnügen daraus machen, Sie bei uns einzuführen. In der angenehmen Hoffnung, Sie demnächst bei uns begrüßen zu können, zeichne ich in meiner Mama und meinem Namen

als Ihre ergebene

Mathilde Joseph."

Noch an demselben Tage näherte sich Emil auf der Probe dem Collegen Posinsky und erfuhr von diesem Näheres über die Familie, deren Bekanntschaft er zu machen wünschte, ohne natürlich der besondern Veranlassung, die ihn zu diesem Schritte bewog, Erwähnung zu thun. Der alte Herr Joseph war ein thätiger Geschäftsmann, der mit Erfolg gearbeitet hatte. Das prachtvolle Haus am Donaukai, in welchem er wohnte, war sein Eigenthum. Die einzige Tochter war ein reizendes, naives Mädchen, voller Schwärmerei für alle Künste und selbst mit Talent ausgestattet. Sie sei auf's sorgfältigste erzogen und dilettire mit Glück in Musik und Malerei. Die Eltern liebten dieses Kind schwärmerisch und thäten, was sie ihm an den Augen absehen könnten. Der Alte sei der biederste, jovialste Mann, die Mutter die Liebenswürdigkeit und Gastfreiheit selbst. Viele junge und begabte Leute, namentlich Künstler aller Gattungen, verkehrten in dem Hause. Manche derselben würden in ihren Bestrebungen von dem Vater auf's freundschaftlichste und generöseste unterstützt. Es sei auch noch ein älterer Bruder da, ebenfalls ein tüchtiger und angenehmer Mann, der im Geschäfte des Vaters thätig sei. Alles in Allem befinde man sich nirgends wohler als in diesem heitern, anregenden Familienkreise. Und da jeder Künstler von nur einiger Bedeutung dort gern gesehen wäre, so würde es nicht die geringste Schwierigkeit machen, Emil an dem gastlichen Herde eine Stätte zu bereiten.

Zwei Tage nachher zog Emil seinen Frack an, den er bis dahin nur auf der Bühne getragen hatte, und erwartete nicht ohne innere Erregung und brennenden Wangen den Collegen Posinsky, der ihn im Joseph'schen Hause einführen sollte.

## II.

Er hatte den Weg dahin mit dem unbestimmten Gefühl zurückgelegt, daß er einer neuen, durchaus ungewohnten Situation entgegen gehe und hatte sich vergeblich abgequält, darüber in's Klare mit sich zu kommen, wie er sich bei der ersten Begrüßung benehmen solle. Das machte sich nun freilich bei seinem angeborenen Tacte und der Weltgewandtheit Derer, die ihn empfingen, ganz von selbst, aber doch hatte ihn sein Gefühl nicht getäuscht, denn er fand in der That etwas, das er vorher nicht gekannt, ja kaum geahnt hatte, und was ungefähr das war, was die meisten vernünftigen Menschen das Glück nennen.

Digitized by Google

Emil war nämlich nicht unter dem Scepter dieser lächelnden Göttin geboren. Sein Vater war ein kleiner, durch falsche Speculationen heruntergekommener Handelsmann jüdischen Stammes in einer Mittelstadt Norddeutschlands. Der Mann hatte sich schließlich dem Trunke ergeben und überließ die Sorge für seine zahlreiche Familie der Wohlthätigkeit bemittelter Verwandten, was ihm durch die immer hülfbereite, werkthätige Liebe, welche die israelitischen Glaubensgenossen untereinander verbindet, erleichtert wurde.

Emil's erste Kindererinnerung von seinen Eltern war die, daß seine Mutter, ihn in den Armen haltend, um einen großen runden Tisch herumrannte, der Vater mit zornglühendem Gesichte und heiser schreiend hinter ihr her. Seine Mutter, abgehetzt, hielt ihn selbst, ihr Kind, zum Schutze vor sich hin und der Vater schlug mit geballten Fäusten auf sie ein und ein rauher Schlag traf auch das Kind, das so vom Vater gleichsam aus dem Traumleben der ersten Jugend zum Bewußtsein der Wirklichkeit und des Elends unsanft aufgeweckt wurde.

Unter solchen Umständen war natürlich von Erziehung irgend welcher Art nicht die Rede. Zwei Sterne standen am Himmel dieser Häuslichkeit, das finstere, rothe Gesicht des Vaters und das vergrämte, bleiche Antlitz der Mutter; sie verbreiteten ein trübes Licht. Ein harter Verweis, ein zorniger Blick oder Schlag, die ein verstohlener Seufzer der Mutter nur noch schmerzlicher empfinden ließ, die kärgliche Nahrung in finstrem Unmuth genossen — und als alles Glück eine ungebundene Freiheit sich auf der Straße herumzutreiben — so wuchs Emil mit seinen Geschwistern auf, ein schmutziger, verwahrloster Judenjunge mit pechschwarzem Kopfe und großen funkelnden Augen. Und dennoch freute er sich seines Lebens, denn er hatte doch, als Ersatz für all' den Mangel und das Elend, die ihm noch durch keinen Vergleich so recht in's Bewußtsein gekommen waren, seine Freiheit. Es gab Niemand auf ihn acht, wenn er nur bei Tische erschien — und dahin trieb ihn der Hunger immer pünktlich — und zur rechten Zeit im Bette lag, was er auch nie versäumte. Elend wurde er erst, und zwar ganz wehrlos, unsagbar elend, als er in die Schule geschickt wurde. Daß er so mir nichts dir nichts mit einem Schock anderer seufzender Creaturen zwischen vier öde, kalkgetünchte Wände eingepfercht und auf einen schmalen Sitz geleimt wurde, um mit Lesen, Schreiben und Rechnen gepeinigt zu werden von unbarmherzigen Schinderknechten, wie er seine Lehrer im Innern nannte, das dünkte ihm das himmelschreiendste Unrecht, das man an ihm begehen könne. Seinem Vater war es natürlich nicht im Traume eingefallen, ihm die ersten Gänge nach der verhaßten Zwangsanstalt durch eine Zuckerdüte zu versüßen oder ihn über Zweck und Nutzen des Schulbesuchs seinem Begriffsvermögen gemäß aufzuklären; und die Mutter, wenn er sich bei ihr beklagte, bedauerte ihn höchstens und stimmte in seine Verwünschungen ein. Emil war auch keins von den Kindern, die sich durch Humor gegen ihre sie belehrenden Widersacher einigermaßen zu decken wissen, sich durch allerlei kleine Bosheiten und Neckereien an ihnen rächen und sich schließlich noch über die närrischen Kerle, denen sie schnell ihre Schwachheiten abgelauscht haben, amüsiren. Ihm kam das ganze Schulwesen, wie überhaupt Alles im Leben, furchtbar ernst vor; er wußte sich vor dem Attentate, das heimtückischerweise auf seine Freiheit, auf seine Persönlichkeit gemacht wurde, nicht zu schützen und nicht zu wehren, und so ließ er Alles über sich ergehen mit der verbissenen Ruhe eines Indianers am Marterpfahle. Daß dieser verstockteste und widerwilligste aller

Digitized by Google

Schüler am Ende doch noch lernte, was er lernen sollte, das muß als ein Zeichen der bewundernswerthesten Geduld und Ausdauer von Seiten der besagten Schinderknechte angesehen werden. Freilich ging es nicht ohne manchen schnell improvisirten Puff oder kunstgerechten Schlag auf Wangen oder Handteller ab.

Zu allem Ueberflusse fing der Vater nun plötzlich auch an, sich um Emil's Treiben zu kümmern. Er hielt es für seine Pflicht, da er selbst direct nichts zur Erziehung seines Sohnes thun konnte, wenigstens die Bemühungen der Schule nach Kräften zu unterstützen und sorgte dafür, daß die von dieser aufgegebenen Arbeiten zu Hause pünktlich erledigt wurden. Er holte zu diesem Zwecke sein Söhnchen, das sich anfangs nach abgelaufener Schulzeit herumgetrieben hatte, höchst persönlich aus dem Schulgebäude ab und führte den Widerstrebenden am Ohre nach Hause.

Diese Qualen dauerten eine Reihe von Jahren und milderten sich mit der Zeit nur insofern, als Emil's Vater nach und nach in seinem Eifer, des Sohnes Erziehung fördern zu helfen, lässiger wurde und die ihm und dem Sohne unbequeme Einmischung endlich ganz aufgab. Dadurch erlangte der Letztere wenigstens außer der Schulzeit und dann, wenn er es vorzog um die Schule herum, statt hineinzuwandern, seine Freiheit wieder, was allerdings seinen Zustand während der Schulzeit noch verschlimmerte. Als aber Emil etwa zehn Jahre alt war, ereignete sich Etwas, wodurch die Welt des Trübsals und Kummers, von welcher der kleine Dulder gar nicht begriff, wie er hineingekommen war und was er drin solle, mit einem Schlage zwar nicht gestört, aber doch gänzlich in den Hintergrund gerückt wurde, während vor seinen überraschten Blicken eine andere, nie geahnte Welt aufging, eine Welt voller Lust und Glanz, in der er sich sofort heimisch und glücklich fühlte, mit einem Male den Zweck seines Daseins erkennend.

Emil's Vaterstadt besaß ein Theatergebäude, in welchem jeden Winter eine ziemlich anständige Schauspielertruppe ihr Wesen trieb. Kein Mensch hatte je daran gedacht, den kleinen Emil in eine solche Vorstellung zu schicken, denn Vergnügen haben und Vergnügen machen waren in dessen Familie unbekannte Begriffe. Es war ihm aber bestimmt, den Weg in dieses Haus zu finden, in welchem sich sein Schicksal entscheiden sollte. Aufmerksam gemacht durch die Erzählung einiger Schulkameraden und nachdem er gehört, daß man der geschilderten Genüsse nur mittels Erlegung eines Eintrittsgeldes theilhaftig werden könne, wandte er sich zunächst an seine Mutter und bat sie ganz naiv um die erforderliche Summe, deren Höhe und Bedeutung für seine Verhältnisse er, da er noch nie über einen Groschen selbstständig verfügt hatte, gar nicht zu taxiren wußte. Die arme Frau fiel bei seinem Ansinnen fast in Ohnmacht vor Schrecken und ihre einzige Antwort war: er möge nur um Gotteswillen den Vater nichts von seinem Verlangen hören lassen, denn dieser würde ihn halb todt schlagen.

Er verbarg nun sein Verlangen, das durch diese Warnung nur um so heißer wurde, tief in seinem Busen und wagte nur noch in den stillen Gebeten, die er um Befreiung aus seiner Nothlage und sonstiger dringender Anliegen willen vor dem Einschlafen an den Gott seiner Väter zu richten pflegte, auch um Erfüllung dieses Wunsches mitzuflehen. Und diese Bitte sollte endlich Erhörung finden. Emil brachte in Erfahrung, daß einer seiner nicht ganz besitzlosen Verwandten, und zwar der Lieblingsonkel, für einige Gefälligkeiten, die er dem Theaterdirector erwiesen, mit Freibillets bedacht

Digitized by Google

worden war. Dieser Onkel wurde nun aufgesucht und unschwer bewogen, dem kleinen Neffen einmal den Besuch möglich zu machen.

Welches Stück Emil damals zum ersten Male gesehen hat, das ist ihm merkwürdigerweise später entfallen; er erinnerte sich nur eines Meeres von Licht und Pracht, von Musik und seenhaften menschlichen Gestalten mit süß flötenden oder majestätisch donnernden Stimmen, von Leidenschaft, Liebe, Schmerz und grenzenloser Wonne. Von diesem Abend an war die Wirklichkeit für ihn in's wesenlose Nichts versunken; er dachte, träumte und lebte nur noch in der Welt des Schauspiels.

Seine erste und einzige Sorge war nun die, sich diesen überirdischen Genuß möglichst oft zu verschaffen. Seine zum ersten Male ausschließlich auf einen bestimmten Zweck gerichtete Verstandesthätigkeit ließ ihn auch bald den richtigen Weg finden. Nachdem er sich mehreremale vergeblich am Eingange des Theaters präsentirt hatte, um erst kraft eines guten Wortes und, als dies fehl schlug, durch List oder Gewalt sich Eintritt in die ersehnten Räume zu verschaffen und er die Gewißheit erlangt hatte, daß vor und während der Vorstellung allen zahlungsunfähigen Eindringlingen die unübersteiglichsten Hindernisse in den Weg gelegt würden, überzeugte er sich aber auch, weil er, so lange noch ein Lämpchen im Hause brannte, vor demselben herumlungerte, daß alle diese ängstliche Aufmerksamkeit nachließ, sobald die Vorstellung beendet war, und so schlüpfte er denn eines Abends, gedeckt durch die Menge der Herausströmenden, glücklich hinein, legte sich auf eine Bank im Parterre und entschlummerte mit der seligen Gewißheit, am nächsten Abende sicher unter den Zuschauern zu sein. Das Wagestück, kühn und zuversichtlich unternommen, gelang. Vor dem Logenschließer und Lampenputzer unter der Bank verborgen, die ihm während der Nacht die Hoffnung in ein weiches Ruhebett verwandelt hatte, mäuschenstill, tauchte er erst auf als schon Einige hinter ihm donnernd und lachend in das Parterre eingebrochen waren und sich auf den vordersten Bänken placirt hatten; und zwar wußte er dieses Auftauchen so geschickt und mit so harmloser Miene zu bewerkstelligen, daß selbst ein scharfer Aufpasser geglaubt hätte, der Junge müsse schon eine ganze Weile mit vollem Rechte auf seinem Platze gesessen haben und habe sich jetzt, nur um etwas Hinuntergefallenes vom Boden aufzuheben, einen Augenblick gebückt. So entwickelte sich in ihm mit der heißen Begierde, die darstellende Kunst zu genießen, zugleich der erste Keim der Anlage, dieselbe auszuüben.

Emil ging triumphirend nach Hause und duldete mit der Dickfelligkeit eines jungen Spartaners die Züchtigung, welche ihm aus Anlaß seines unbefugten nächtlichen Ausbleibens sein Vater angedeihen ließ. Der Mutter, die sich sehr um ihn geängstigt hatte, gestand er Alles und erlangte nebst der Verzeihung für den ihr verursachten Kummer auch das Versprechen, daß sie dem Vater nichts sagen werde, ja sogar, daß sie suchen wolle des Sohnes Abwesenheit zu bemänteln, wenn er wieder einmal sich frei Theater verschaffen würde. Und das geschah von nun an ziemlich häufig, denn nachdem ihm sein Vorhaben einmal geglückt war, betrachtete sich Emil vollständig als Abonnent, nur mit der Nüance, daß er sich nie über das Repertoire beklagte.

Die Nacht nach seinem großen Siege, in welcher er als eine Beute der gemischtesten Empfindungen theils im Kopfe, theils auf dem Rücken nicht wie sonst gleich einschlafen konnte, kam es ihm allerdings vor, als wenn er auch im Magen ein sehr unangenehmes Gefühl verspüre; er hatte seit über

Digitized by Google

vierundzwanzig Stunden nichts gegessen. Nachdem er einige Minuten auf diese quälende Empfindung reflectirt hatte, beschloß er in Zukunft, es möge gehen wie es wolle, einen Theil seines Mittagbrodes bei Seite zu schaffen und diesen in den Stunden zu verzehren, die er unbeschäftigt im Theater zubringen würde. Er benutzte also fleißig seine Entrées und es kam vor, wenn es ihm sein Magen oder die Menge der mitgebrachten Lebensmittel gestattete, daß er zwei Nächte und zwei Tage hintereinander in dem Gebäude ausharrte, um zwei Vorstellungen beizuwohnen. Die lange Zeit, die er warten mußte, um dieses Genusses theilhaftig zu werden, war für ihn durchaus kein Opfer. Die Bank, auf der er meistens ausgestreckt lag, war nicht weich, sondern eine simple Holzbank mit schmuzigem Tuche überzogen, aber die Schulbank, auf der er sonst seine Tage hätte zubringen müssen, war nackt und er durfte nur aufrecht auf ihr sitzen und immer auf demselben Flecke. Die Stille und Dunkelheit in dem ihm kolossal dünkenden Raume war nicht sehr unterhaltend, aber ihm viel weniger langweilig als Stimme und Erscheinung seiner Lehrer; auch konnte er hier seiner Phantasie die Zügel schießen lassen ohne fürchten zu müssen, wegen Unaufmerksamkeit gestoßen und geohrfeigt zu werden. Aber wäre dieser Aufenthalt auch mit allen Schrecknissen des Höllenrachens ausgestattet gewesen, er hätte muthig ausgehalten, um in den Himmel zu gelangen, der sich Abends vor ihm aufthat.

In dieser Welt des Scheines fand er Alles, was er bis dahin in der Welt der Wirklichkeit vermißt hatte, allerdings ohne es zu kennen: Licht, Wärme Schönheit, Wahrheit, Vernunft, Gerechtigkeit, Leidenschaft, Liebe. Diese Menschen auf der Bühne erschienen ihm als höhere Wesen, die sich anmuthig bewegten, wohllautend sprachen, von Geist und Witz sprudelten, denen es wohl ging und die, wenn sie Noth litten, nicht gemein schimpften und fluchten, sondern sich auch da noch edel und groß betrugen. Was Wunder, daß Emil nur noch in dieser Welt athmete, daß er sich mit den Personen des Theaters stillschweigend identificirte, sich im Geiste in ihr Schicksal versetzte, sich ihnen gleich zu benehmen suchte und die Phrasen, die er aus ihrem Mund auffing, als Ausdruck seiner eigenen Gedanken und Empfindungen verwerthete. Es kam ihm allerdings nicht gleich in den Sinn, Schauspieler werden zu wollen, das heißt, diesen Beruf zu wählen; er wollte nur sein, was jene darstellten, er wollte Tell, Karl Moor oder irgend eines jener erhabenen Wesen sein; er wollte sich geberden, sprechen, handeln wie sie. Er suchte sich aus dem wüsten Wirrwarr seines Daseins dadurch herauszuretten, daß er seine Rolle spielte, wo die Illusion nur einigermaßen herzustellen war; jeder bunte Fetzen, jede Papierdüte wurde ihm zum Faustmantel, der ihn in eine höhere Welt versetzte. Und seine Ausflüge dahin wurden so häufig und so ausgedehnt, daß ihm bald die Wirklichkeit nur noch als ein wüster Traum erschien, als ein unvermeidlicher Zwischenzustand, den man geduldig ertragen, aber verachten und verlachen müsse.

Wir müssen es dem armen Jungen zugute halten, der so ganz unvermittelt aus dem unbegriffenen Elende vor die Schöpfungen des Genius trat. Er konnte ja nicht wissen, daß diese Schöpfungen nur ein schwaches Abbild der Welt seien, die er hassen mußte; daß nichts Großes und Schönes, Heiteres und Rührendes auf der Bühne vor ihm auftrat, das dem dichtenden Geiste der Menschheit nicht aus dem unendlich fruchtbaren Boden der Wirklichkeit zugewachsen wäre. In dem Momente, der ihn die Schön-

Digitized by Google

heit des Abbildes kennen lehrte, verlor er auch den letzten Rest der Liebe zum Urbilde und zugleich Willen und Fähigkeit, dasselbe nach seinem Ideale zu gestalten.

Sein Aufenthalt in der geträumten Welt rächte sich auch sofort in dem gesteigerten Unbehagen, welches er in der verachteten und verlachten Wirklichkeit empfand. Zunächst wurde ihm der Besuch des Theaters selbst wesentlich erschwert, denn mit aller Vorsicht und Schlauheit konnte Emil nicht verhindern, daß sein ordnungswidriges Eindringen endlich bemerkt und gegen dasselbe operirt wurde. Wie oft gerieth er in die Hände der hartherzigen Logenschließerin und mußte sich an den Haaren zausen und von ihren knochigen Fäusten bearbeiten lassen. Und wenn er glücklich in das Innere gelangt war, so wurde auf ihn gefahndet und es entstand eine Hetzjagd durch das dunkle Haus, bei der er hundertmal in Gefahr kam, Hals und Beine zu brechen. Dann wurden seine häufigen Abwesenheiten auch in der Schule mißfällig bemerkt; er wurde bestraft, bei seinem Vater verklagt und auch von diesem noch auf's grausamste gezüchtigt; zuletzt drohte man, ihn ganz aus der Schule zu jagen, wenn er fortfahre so unregelmäßig zu erscheinen.

Zieht man alle diese Umstände in Erwägung, wie Emil von der einen Seite mächtig angezogen, von der entgegengesetzten unbarmherzig abgestoßen wurde, so findet man es sicher begreiflich, daß er endlich zu dem Entschlusse gelangte, der schmerzlichen Wirklichkeit ganz zu entfliehen und auf Nimmerwiederkehr in das gelobte Land der Phantasie überzusiedeln. Er ahnte freilich nicht, daß er da etwas Unmögliches unternehme, indem die Wirklichkeit ihm angeschmiedet sei und daß er zwar in das Land seiner Sehnsucht gelangen könne, aber nicht ohne jene.

Er rannte also eines Tages fort, vierzehn Jahre alt, ohne Geld, aber mit dem Plane im Kopfe, in der nächsten großen Stadt als Tell aufzutreten. Er konnte schon die halbe Rolle auswendig und war sicher, daß er die Welt in Erstaunen setzen werde. Diese Gewißheit galt ihm als Bürge für die glänzendste Zukunft und er wanderte mit solcher Zuversicht auf der Landstraße seinem Ziele entgegen, als hätte er eine Million in Wechseln auf Rothschild in der Tasche. Seine erste Hoffnung wurde nun freilich zerstört, sobald er Anstalt machte, sie zu verwirklichen, aber nicht sein Muth, seine Zuversicht. Er strich den Hohn, den ihm die Mittheilung seines Planes einbrachte, als den gewohnten Tribut der Wirklichkeit ein; doch dämmerte bei dieser Gelegenheit die erste Ahnung in ihm auf, daß er von dieser unseligen Wirklichkeit wohl nie ganz loskommen würde.

Aber er war dafür um so fester entschlossen, sich so viel von dem verheißenen Lande zu erobern, als er könne. Er hungerte und fror, borgte und bettelte, wenn es sein mußte; ohne seine Furcht vor der Strafe hätte er möglicherweise auch gestohlen, wenn ihn der Hunger gerade quälte. So wurde er endlich Schauspieler. Er hatte fast alle Bitternisse des Lebens durchkostet, aber wenn er Abends die Bühne betrat, war er ein glücklicher Mensch. Der arme zerlumpte Vagabund, als welcher er in der Welt herumwanderte, war nur eine tolle Verkleidung, die er abwarf, wenn der Moment gekommen war, um er selbst zu werden. Er trat vor das Publicum wie der mächtige Zauberer, der in unscheinbarer, jämmerlicher Gestalt an die Hütte klopft, um Almosen fleht und sich demüthig vor dem Herde niederkauert, aber plötzlich wirft er die Hülle weg und steht vor den erstaunten Blicken glänzend und erhaben da, er verwandelt mit seinem Stabe die Hütte in

Digitized by Google

einen Palast und überschüttet die armen Menschenkinder mit seinem Segen. Als Schauspieler empfand er alles Große und Schöne, was Menschenbrust beseelt und was Dichtermund verherrlicht; er war vielgestaltig, reich, mächtig, begeistert. Als Mensch empfand er nur Verdruß und Unbehagen, selbst nachdem seine äußeren Verhältnisse sich schon gebessert hatten; deshalb fuhr er fort, sich um sein Menschsein nicht mehr zu kümmern, als unbedingt nöthig war. Dem Treiben hinter den Coulissen, den Vergnügungen seiner Collegen konnte er nicht den geringsten Geschmack abgewinnen. Das existirte für ihn nur, wenn es sich manchmal mit Gewalt an ihn herandrängte, und dann suchte er so rasch als möglich wieder davon loszukommen. Er machte auch gar nicht erst den Versuch, es der Mehrzahl seiner Standesgenossen gleich zu thun, welche die Herrlichkeiten der nachgeahmten Welt in das wirkliche Leben einschmuggeln, es mit fadenscheinigen Bühnenfetzen und hochklingenden Declamationen aufzuputzen, damit es ihnen selbst genießbar werde oder wenigstens Anderen imponire. Er gab auf die vier Wände, zwischen denen er wohnte, kaum Acht, zog zum Ausgehen auf die Straße an, was ihm gerade in die Hände fiel, und aß ohne Wahl, was ihm seine Wirthe vorsetzten, bis sein Hunger gestillt war. Damit war er mit dem Leben fertig.

## III.

Nun führte das Geschick, die Laune eines jungen Mädchens, Emil zum ersten Male in einen Kreis, in welchem aus den entgegengesetzten Verhältnissen gerade die entgegengesetzte Lebensanschauung sich entwickelt hatte. Das Haupt der Familie ein Mann, dem das reale Leben den Stoff einer emsigen, freudigen Thätigkeit und die Quelle aller niederen und höheren Genüsse war. Danach der Charakter des Hauses und der Verhältnisse zugeschnitten. Eine innige, opferbereite Liebe der Einzelnen, die immer bestrebt waren sich gegenseitig zu unterstützen und zu erfreuen. Schon diese vier Menschen zu sehen, die im Tone regster Theilnahme und Nachsicht miteinander verkehrten, war für Emil ein neues, höchst anmuthiges Schauspiel. Dazu die entsprechende äußere Einrichtung, die Sicherheit des Besitzes, die Vertrautheit und Zufriedenheit mit der Welt, die auf das Kleinste bedachte Vorsorge für alle Bequemlichkeit und Annehmlichkeit des Lebens, die Gastfreiheit und Vorurtheilslosigkeit, mit der Jeder aufgenommen und als Gleichberechtigter zum Mitgenusse dieses Wohlseins zugelassen wurde, die ganze Atmosphäre des Behagens, das war etwas, was Emil mächtig anzog und fesselte, zunächst als die reizendste und sicherste Täuschung, die je menschliche Einbildungskraft hervorgezaubert, und dann, als die Illusion nicht schwinden wollte, sondern im Gegentheil sein Haupt immer dichter mit ihrem rosigen Schleier umwand, als er anfing selbst in dem schönen Drama mitzuspielen und auch die Rollen der Anderen zu verstehen glaubte, da wähnte er plötzlich die wichtigste Entdeckung seines Lebens gemacht zu haben. Als er eines Abends sein Zimmer betreten und Licht angezündet hatte, sah er sich mit großem Erstaunen seine kahlen vier Wände an und sagte: „Das habe ich bis jetzt für Wirklichkeit gehalten und die Wirklichkeit ist doch ein ganz anderer, entzückender Zustand, in den zu gelangen wohl des Strebens werth sein dürfte."

Hätte Emil das Leben gekannt, hätte er mit der Erscheinung desselben zugleich die Motive wahrgenommen, so würde er gewußt haben, daß diese angenehme Art zu existiren zwar nicht ein Schauspiel im eigentlichen Sinne

Digitized by Google

sei, wie er es zuerst aufgefaßt hatte, das heißt ein auf Illusion berechnetes Gebilde der Kunst, in welchem der Schein das Wesen deckt, aber allerdings in der Hauptsache nur eine Form, durch welche sich gebildete und gesittete Menschen das Leben erträglich und stellenweise genußreich zu machen suchen. Er hätte gewußt, daß die Quelle dieses Bestrebens im Grunde dieselbe ist, aus welcher bei roheren Naturen und bei solchen, die für höhere Zwecke arbeiten, der in den Mitteln nicht wählerische Kampf um's Dasein, die gewaltsame oder arglistige Durchsetzung des Willens, das gegenseitige Schädigen und Unterdrücken, kurz alles Das fließt, was ihm bis jetzt so feindselig entgegengetreten war, der Egoismus, in diesem Falle nur erleuchtet und geleitet von einem angeborenen hellern oder durch Erziehung verfeinerten Verstande, der einem steten, aufreibenden und fast immer fruchtlosen Kampfe die geregelte Waffenruhe, die Convention gegenseitigen Duldens und Förderns — bis zu einem gewissen Punkte — vorzieht. Und hätte er das gewußt, so hätte er sich vom ersten Momente an gefragt, ob er, dessen Erziehung ihn weder die nöthige Selbstbeherrschung gelehrt, noch dessen Ziele ihm das Aufbieten seiner Kraft für untergeordnete Zwecke gestatteten, ob er, der gemißhandelte Mensch und der gottbegnadete Künstler, fähig und Willens sei, an einer solchen Existenz theilzunehmen oder gar in ihr aufzugehen.

Daß er diese Frage nicht an sich richtete, daß er ohne Zweifel und Bedenken in den zweiten verhängnißvollen Irrthum seines Daseins hineintaumelte — vielleicht war es auch nicht bloßer Mangel an Erfahrung, sondern ebensowohl der Umstand, daß ein wirklich vortreffliches Wesen ihn in den neuen Kreis gezogen und gebannt hatte. Auch Emil's Verhalten zum anderen Geschlecht war bis dahin der übrigen Getheiltheit seines Daseins entsprechend gewesen; nur machte er in diesem einen Punkte eine Ausnahme von dem, was vorhin über ihn gesagt wurde, daß er nämlich nicht wie seine Standesgenossen die Herrlichkeiten der nachgeahmten Welt in das wirkliche Leben hineintrug. Er hatte in der That seine Neigungen nur wie Rollen aufgefaßt, die er zwar mit großer Passion spielte, aber nach Belieben wechselte, und endlich, wenn er ihren Inhalt erschöpft zu haben glaubte, fallen ließ. Daran war weniger er selbst schuld als die Frauenzimmer, mit denen ihn bis dahin sein Geschick oder vielmehr die Verhältnisse, in denen er lebte, zusammengeführt hatte: Lüderliche Schauspielerinnen oder extravagante Weiber aus dem Publicum, die ihn an sich gezogen hatten, um eine Laune zu befriedigen. Diesen gegenüber galt es freilich nur, eine Rolle als Liebhaber zu spielen, manchmal eine recht unbequeme und demüthigende. Denn die Liebe war ja für diese selbst nur eine aufregende, amüsante Komödie und man beanspruchte von ihr durchaus nicht, daß sie das wirkliche Leben verschönere und veredle. Das bischen Wirklichkeit, das sich hier mit den flimmernden Lappen der Eitelkeit und der Sinnlichkeit ausstaffirte, war in Wahrheit eine sehr gemeine, und sobald der Liebende auf diesen Untergrund gerieth, konnte er es nicht vermeiden, daß sich seine Leidenschaft in ihr Gegentheil verwandelte, und er stieß voll Ueberdruß die ihres Reizes entkleidete Gestalt der erst Geliebten in das Chaos zurück, das ihn widrig umkreiste.

Da trat ihm an der Hand des Zufalls, den er in diesem Falle sehr geneigt war als gütige Vorsehung zu preisen, wie aus einer höhern Sphäre ein ganz anders geartetes Wesen entgegen. Für dieses Mädchen war das Leben selbst die Kunst, oder vielmehr die Kunst das Leben in seiner geläutertsten, vollendetsten Form. Sie konnte den Menschen vom Künstler gar

Digitized by Google

nicht trennen und betrachtete die Leistungen des letztern nur als unmittelbares Ergebniß seiner Natur als Mensch; sie liebte den Menschen, weil sie den Künstler verehrte. Und dadurch wieder steigerte sich ihre Theilnahme für die Kunstleistung, so daß sie beim Verkehr mit dem Künstler gewissermaßen nur auf diesem seinen eigenen Grund und Boden mit ihm zusammenkam und ihn nie in die niedrigere Sphäre der gemeinen Wirklichkeit hinabzog. Daher auch die Reinheit und Unbefangenheit, mit der sie ihm entgegen kam. Er war für sie der beste, der klügste, der edelste Mann, ein aus dem Rahmen zu ihr herabgestiegenes Heiligenbild, dem sie sich ohne Scheu anvertrauen durfte, dem gegenüber es ihr wie eine Pflicht erschien, ihm ihre ganze Bewunderung und Liebe zu erkennen zu geben.

Und Emil seinerseits durfte diese Huldigung unbedenklich hinnehmen, ohne Eitelkeit, ohne Furcht enttäuscht zu werden; sie galt ja Dem, was er selbst für göttlich hielt. Diesem Wesen gegenüber konnte er sein, was er immer ersehnt hatte, ganz Künstler. Er durfte hier nicht fürchten, aus der Rolle zu fallen, denn er spielte sich selbst, oder vielmehr sein besseres Selbst. Das andere hatte er vergessen. Deshalb glaubte er zum ersten Male in seinem Leben wirklich zu lieben.

Alle diese Umstände mußten zusammenkommen, um Emil auf den Gedanken zu bringen, daß er heirathen könne. Mit der liebenswürdigen Mathilde einen so behaglichen häuslichen Herd zu gründen als der, an welchem sie geboren und erzogen war, sich das Leben so anmuthig und poetisch zu gestalten, wie er es endlich erkannt zu haben glaubte, das wurde sein stiller Wunsch, und sich dieses geplante Leben mit allen Einzelheiten auf's reizendste auszumalen die Lieblingsbeschäftigung seiner immer regen Phantasie, so daß er darüber ganz vergaß, irgend welche Schritte zu thun, um seinen Plan wirklich auszuführen. Indessen da von den beiden Frauen, die mehr gewohnt waren am Leben zu arbeiten, ähnliche Absichten gehegt wurden, so wurde er ohne sein Zuthun dem Ziele seiner Wünsche näher gebracht. Die Mutter Mathilde's hatte sich bald überzeugt, daß ihr Kind die innigste Gegenliebe und Verehrung gefunden habe und legte Emil's Zögern, sich zu erklären, nur für sehr begreifliche Schüchternheit aus. In der That lagen die Verhältnisse so, daß es für einen zwar jungen und talentvollen, aber noch nicht berühmten Schauspieler allerdings ein kühnes Wagestück war, sich um die Tochter dieses angesehenen Hauses zu bewerben, auch wenn ihn das Mädchen selbst noch so schwärmerisch liebte und die Mutter entschlossen war, dieser Neigung Vorschub zu leisten. Denn der Vater war bei aller Vorliebe für die Kunst weit davon entfernt, den Künstlern in der bürgerlichen Rangordnung einen so sichern Platz anzuweisen, daß er Einem von ihnen das Glück seiner einzigen Tochter hätte anvertrauen mögen. Er betrachtete die Künste als den schönsten und werthvollsten Schmuck des Lebens, war aber viel zu sehr Mann des äußerlichen Handelns, um sie für einen ernsten Zweck gelten zu lassen. Indessen was gelingt einer zärtlichen Mutter nicht, die überdem eine geliebte Gattin ist, wenn sie beim Vater für die Tochter bittet? Das Eintreten günstiger Umstände förderte noch mächtig ihre Absichten. Emil erhielt einen Ruf an das erste Theater einer großen Residenz, der ihm die ehrenvollste Stellung und eine beträchtliche Einnahme sicherte. Nun waren alle Schwierigkeiten beim Vater bald überwunden. Eines Tages geschah es, daß man von weiblicher Seite Emil — der zwar an deutlicher Erklärung zu wünschen übrig gelassen hatte, aber desto weniger zurückhaltend

Digitized by Google

im directen Ausdruck seiner Empfindung gewesen war — die Eröffnung machte, er kenne getrosten Muthes beim Vater Joseph um Mathilde's Hand anhalten.

Emil war bei der unerwarteten Aufforderung fast betroffen, fand sich aber schnell auch in diesen Theil seiner ihm unendlich liebgewordenen Rolle. Noch an demselben Abend durfte er Mathilden als seine Braut umarmen.

Als er spät das Haus, in welchem ihm zum ersten Male das Glück ein schmeichelndes, berückendes Lächeln gespendet hatte, verließ, blieb er vor der Thür noch einen Augenblick stehen und sah hinauf nach den erleuchteten Fenstern des ersten Stockwerks. Und dann schweifte sein Blick weiter, nach derselben Etage des Nachbarhauses. Er hatte seit dem Tage, an welchem er zuerst die Schwelle des Hauses seiner nunmehrigen Braut überschritten hatte, nicht mehr auf jenes andere Haus geachtet, hatte an die schöne Frau, die es bewohnte, kaum mehr gedacht. Jetzt sah er lange und aufmerksam nach ihren Fenstern, die ebenfalls noch hell waren, und er glaubte in einem derselben ihre Silhouette zu erkennen. Plötzlich schrak er auf durch ein Geräusch über ihm; es war seine Braut, die sich herausbeugte und ihm, den sie in der Dunkelheit erkannte, noch einen Abschiedsgruß zurief.

Als er am nächsten Mittag wieder den gewohnten Weg ging und sich dem Hause seiner Braut näherte, drängte sich ihm der Gedanke auf, daß dieses prachtvolle Gebäude seiner zukünftigen Familie erb und eigenthümlich gehöre, während die schöne Gräfin nur zur Miethe wohne. Und dann mußte er mit einer Empfindung fast verächtlichen Mitleids an den armen Schlucker denken, der noch vor einigen Monaten täglich an dieser prahlerischen Miethwohnung vorübergegangen war, um einen Blick aus diesen Miethfenstern zu erhaschen. Und welches Glück hätte ihn im glücklichsten Falle bei der schönen Gräfin selbst erwartet? Auch nur ein gemiethetes — nicht einmal aus erster Hand!

Die Hochzeit wurde mit großem Aufwand und entsprechender Fröhlichkeit gefeiert. Noch am Tage der Trauung reisten die Neuvermälten ab, ihrem künftigen Wohnorte zu. Als sie abfuhren, standen oben auf dem Balcon die geschmückten Gäste und winkten Abschied. Vater und Mutter hatten die Tochter bis an den Wagen begleitet, um ihr zum letzten Male die Hände zu drücken. Emil winkte grüßend nach dem Balcon hinauf; der Kutscher klatschte mit der Peitsche, die Pferde zogen an. Da streckte sich aus einem Fenster des Nebenhauses ein lichtgelber Lockenkopf weit heraus und schaute durch einen riesigen Operngucker den Abreisenden nach. Als Emil dies bemerkte, ergriff er schnell die Hand seiner weinenden, das Gesicht mit dem Taschentuch bedeckenden Gattin und drückte diese ihm willig überlassene Hand so lange an seine Brust, bis sie dem Gesichtskreise des neugierigen Operngukers entschwunden waren.

## IV.

Emil war nun vollständig in die Rolle eingelebt, die er sich als die schönste seines Lebens vorgestellt hatte. Er ging mit Leib und Seele in dem kleinen Stücke auf, das einen so reichen Gehalt und nur zwei vollkommen mit einander harmonirende Personen umfaßte. Sein innerstes Interesse hatte sich von der wirklichen Bühne zur Bühne der Wirklichkeit gewendet. Während er früher, als er ganz nur seinem Berufe lebte, in demselben nie eine volle Befriedigung empfand, sondern nur ein rastloses, schrankenloses

Digitized by Google

Weiterstreben kannte, hatte er jetzt, nach gethaner Arbeit, zum ersten Male das süße Gefühl erfüllter Pflicht, des Fertigseins. Wenn er Abends nach Hause kam und seiner jungen, mit Wahl gekleideten Frau gegenüber an dem zierlich hergerichteten, wohlbesetzten Speisetische Platz nahm, so war ihm nicht viel anders zu Muthe wie etwa einem behäbigen Kaufmanne oder Handwerker, der seine acht Stunden redlich gearbeitet hat und sich nun sein Essen schmecken läßt in dem Bewußtsein es verdient zu haben. Er suchte sich auch sein Lieblingsstück so reizend als möglich auszustatten. Er möblirte seine Wohnung nach eigenem Geschmack und gefiel sich darin, jedes Winkelchen passend auszuschmücken Wandelte er dann, in den grünsammetnen Schlafrock gehüllt, den ihm seine Schwiegermutter zum Präsente gemacht hatte, die duftende Havannaheigarre im Munde und sein Weibchen am Arme, auf den weichen Teppichen auf und ab, so durchdrang ihn vom Wirbel bis zur Zehe das wohligste Philisterbehagen. Er konnte auch nicht begreifen, wie er früher das Leben ertragen hatte und verbannte Alles, was ihn an seine bisherige äußere Existenz erinnerte. Er kümmerte sich nun gar nicht mehr um das Leben und Treiben seiner Collegen. Dagegen suchte er, um seiner Frau Vergnügungen zu bereiten und seine häuslichen Genüsse zu vervielfältigen, den Verkehr mit Menschen, die mehr der Sphäre, in welcher seine Gattin aufgewachsen war, angehörten, und war ganz geneigt, in diesen Kreisen Alles vom günstigsten Lichte beleuchtet zu sehen. Der albernste Kerl, wenn er sich nur sonst manierlich benahm, konnte ihm erträglich, sogar liebenswürdig erscheinen. Das fadeste Geschwätz über seine Kunst, von der er früher überhaupt nicht mochte reden hören, schmeichelte jetzt seinem Ohre; lief es doch meistens darauf hinaus ihn zu preisen. Es war ja nicht mehr sein Urtheil allein, nach welchem er seine Leistungen bemaß; seitdem die Welt ihm etwas geworden war, galt auch ihre Stimme ihm als maßgebend; lobte sie ihn, so war er mit sich selbst zufrieden, seine Kunst hatte ihren Zweck erfüllt, ihm Ruhm und Geld gebracht, die beiden Dinge, die er zu seinem Glücklichsein brauchte. Die Repräsentantin seines Glückes war nicht mehr die unnahbare Göttin, die hinter jeder ihrer Masken ein unveränderlich strenges, tiefernstes Antlitz verbirgt, die Kunst, sondern ein liebendes Wesen von Fleisch und Blut, das ihm jede seiner Anstrengungen mit Wort und Blick belohnte, auf dessen Lippen er seinen Dank hauchen konnte, dessen Wangen er zärtlich streichelte. Sie war die Fee, die ihm die Pforten des Glücks erschlossen hatte. Und was war sie ihm als Weib! Ein tugendhaftes Weib, ein Wesen, das er vorher kaum dem Namen nach gekannt hatte! Ihre Keuschheit war ihm ein entzückendes Schauspiel; er hätte aufjubeln mögen vor Stolz und Wonne, wenn er am Morgen unversehens in ihr Zimmer trat und sie, bei der Toilette überrascht, sich schamhaft vor seinen Blicken zu verbergen suchte. Seine Colleginnen, von denen er ganz andere Sitten kannte, würdigte er keines Blickes mehr. Auch die Eifersucht, die bis dahin eine unzertrennliche Gefährtin seiner Liebesverhältnisse gewesen war, zog sich nach einigen von ihm rasch und leicht zurückgeschlagenen Angriffen in den dunklen Winkel seines Herzens zurück, in welchem zur Zeit alle seine Kümmernisse und Leidenschaften schlummerten, deren er sich höchstens undeutlich erinnerte, wenn er ihre Bilder auf der Bühne brauchte, um sein Geschäft abzuthun.

Sie schliefen, aber sie waren nicht todt. Eines Tages erhob sich eine von ihnen ganz sacht, schlüpfte leise aus ihrem stillen Versteck, kroch unbemerkt empor bis in das Gehirn des Künstlers und wisperte mit kaum vernehmbarer,

Digitized by Google

aber ganz deutlicher Stimme den Namen einer Frau „Emil!“ rief in demselben Augenblicke eine andere sanfte Stimme durch die geschlossene Thür des anstoßenden Zimmers; Mathilde hatte soeben ihre Nachttoilette beendet und wollte ihrem Manne bemerklich machen, daß er gleichfalls an's Schlafengehen denken könne. Aber Emil hörte seinen Namen nicht, er lauschte auf den Ruf der lockenden Flüsterstimme in seinem Innern, auf jenen Namen, bei dessen Klange das Bild eines lichtgelben Lockenhauptes und blendender Schultern vor ihm aufstieg. Wie kam dieses glänzende, verführerische Bild, das er längst vergessen wähnte, wieder in seine Seele, und mit solch' leuchtender Strahlenkraft? Etwa weil er in der Gesellschaft, in welcher sie den heutigen Abend zugebracht hatten, einer jungen Frau begegnet war, die wenigstens in der hellen Lockenpracht und den Bewegungen der hohen, schlanken Gestalt eine gewisse Aehnlichkeit mit der schönen Gräfin Czerny zur Schau trug? „Emil!“ rief die Stimme seiner Frau noch einmal. Emil fuhr auf, stieß einen leisen Seufzer aus und ging langsam nach dem Schlafgemache.

Bald darnach machte Emil eine sehr schmerzliche Entdeckung: seine Frau hatte Launen.

Dieselben traten anfangs nur selten und im schwächsten Grade auf. Sie blieb die Antwort auf eine Frage, die er an sie richtete, schuldig; sie erwiederte seinen Kuß nicht, sie vermied es, ihn anzusehen. Emil schob das zuerst auf die Veränderlichkeit der menschlichen Stimmung überhaupt; ist doch kein sterbliches Wesen von immer gleicher Lebenskraft und Lebensfreudigkeit beseelt, jedes preisgegeben den unberechenbaren Einflüssen seines körperlichen Zustandes, tausenden von Vorkommnissen des täglichen Lebens, des Wetters, des ganzen Kosmos, der es umwirbelt. Wenn er dem aber auch Rechnung trug, so war es doch dem auf's zarteste organisirten Empfinden Emil's höchst peinlich, bei seiner Gattin nicht immer die gleiche Zusammenstimmung mit ihm zu finden und er suchte sofort durch Aufbieten jeder Zärtlichkeit und jeden Zuspruchs den Mißton zu beseitigen. Eine Zeit lang hatten seine Bemühungen in der Regel schnell den gewünschten Erfolg, nach und nach aber kostete es ihm immer größere Anstrengungen, den Einklang wieder herzustellen. Und die immer häufiger wiederkehrende und länger anhaltende schlechte Laune seiner Frau berührte ihn um so empfindlicher, als er bei ängstlicher Erwägung aller etwaigen Ursachen derselben sich endlich eingestehen mußte, daß er wahrscheinlich selbst diese Ursache gebe. Einer Schuld war er sich freilich nicht bewußt, er machte nur die Bemerkung, daß die Mißstimmung, die er selbst bei den Launen seiner Frau in sich verspürte, wohl nicht allein die Folge derselben sei, sondern zum Theil auch die Ursache. Aber woher kamen denn ihm diese Mißstimmungen? Fand er das neue Leben, das er an der Hand seiner Gattin betreten hatte, nicht mehr schön? Hatte seine Liebe zu ihr selbst sich verändert? Durchaus nicht. Aber — der fesselnde Reiz, den die Welt für ihn gewonnen hatte, als er Mathilde kennen lernte, hatte nachgelassen; es kamen Stunden, in denen seine jetzige Gegenwart in die Ferne gerückt wurde, vor ihm in Nebel zerfloß, wie einst diejenige, von welcher er sich abgewendet hatte, weil sie ihm wehe that. Seine Einbildungskraft war allmälig wieder frei geworden; sie spielte nicht mehr ausschießlich mit Dem, was die Wirklichkeit ihm bot oder ihn erwarten ließ, sie fing wieder an sich mit Dingen zu beschäftigen, die ganz außerhalb seines jetzigen Gesichtskreises lagen. An jenem Abende, an welchem seine Phantasie plötzlich das Bild der blonden Gräfin vor ihn hinzauberte, hatte

Digitized by Google

er nach langer Zeit zum ersten Male wieder ihren unbändigen Flügelschlag rauschen hören. Aber brauchte er vor ihr zu bangen? Konnte sie ihn der Gegenwart entführen, in die er so tief seinen Anker versenkt hatte? Konnte sie ihn wie früher durch die Zaubergärten Armida's tragen und ihn schließlich in einem dürren, unbewohnten Lande absetzen? Das war ja Alles dummes Zeug. Er wußte doch wohin die Phantasie den Menschen führt, wenn sie die Zügel des Lebenswagens in die Hand nimmt. Sobald sie zum Kutscher bestellt ist, spannt sie die Leidenschaft als Gaul vor und hopp! hopp! über Stock und Stein. O, er war seiner Sache sicher. Die Leidenschaft? Die Phantasie? Was hatten sie ihm gebracht? Aufregung, Begeisterung manchmal; immer aber Ernüchterung, Ekel! Er fühlte sich also sicher, so sicher als je, aber seine Sicherheit war ihm nicht mehr behaglich; es gab etwas außer seinem jetzigen Zustande, etwas Geheimnißvolles, Lockendes, Reizendes — doch nein, es gab ja nichts, es war ja Alles Lug und Täuschung, nur das war's, daß die Gegenwart doch nicht Alles umfaßte, ihn doch nicht ganz erfüllte.

Das, was ist, schließt das aus, was sein könnte; so kindereinfach das scheint, für Emil war es eine neue Entdeckung, eine Enttäuschung. Die auf Vollkommenheit und Unbedingtheit angelegte Natur des Künstlers vermochte es nicht zu fassen, nachdem sie dieses Leben einmal zum Stoffe ihres Gestaltens gemacht hatte, daß die Form, die dabei herauskam, immer mangelhaft sein müsse. Er fühlte einen dumpfen Schmerz, eine Ahnung großen Unglücks — und dazu noch die Launen seiner Frau! Bemitleiden hätte sie ihn sollen, verstehen was in ihm vorging. Statt dessen schmollte sie ihm noch! Sie hatte doch wahrlich von den schüchternen Flatterversuchen seiner Einbildungskraft nichts zu fürchten. Sollte er sich nicht einmal von ihr, von der Wirklichkeit abwenden dürfen, sollte er nicht mehr träumen können, immer wach sein, immer aufmerksam, immer entzückt von ihr und von dem ganzen prahlerisch um ihn her aufgestapelten Plunder seines Daseins? Er ärgerte sich über seine Frau; er fing an sich Gewalt anzuthun, daß er nicht sie zu versöhnen suche, wenn sie ungerechter Weise ihm das Leben verbittere; er schmollte seinerseits, sie gingen Tage lang in finsterm Unmuthe stumm nebeneinander her, oder sein Groll machte sich in bitteren Worten Luft, durch welche er allerdings die beschränkten Ansichten seiner Frau berichtigen wollte, aber gerade das Gegentheil erreichte. Nur die Leidenschaft, sagte er unter Anderm, widmet sich ausschließlich einem Gegenstande, nur sie ist blind für Alles, außer dem Einen, dessen Besitz sie erstrebt. Das Weib, welches Leidenschaft verlange, sei nicht für die Ehe geschaffen, sie bedürfe der Liebhaber und nicht eines Gatten. Vielleicht! antwortete ihm Mathilde darauf. Emil stutzte, aber er durfte sich über dieses „Vielleicht" nicht beklagen. Er hatte es durch die herbe Aeußerung selbst hervorgerufen. Deshalb beruhigte er sich einstweilen darüber. Eines Tages aber vergaß er sich so weit, sei es nun um sich an seiner Frau zu rächen für die Qualen, die sie ihm bereitete, sei es, wie er vorgab, um ihr zu beweisen wie wenig die Leidenschaft Stand halte gegen die Liebe, kurz, er erzählte ihr, auf welche eigenthümliche Art er ihre Bekanntschaft gemacht hatte. Mathilde hatte bis dahin nie anders geglaubt, als daß ihr selbst damals die Spaziergänge Emil's gegolten hätten, und Emil hatte aus einer instinctiven Scheu stets Bedenken getragen, ihr diesen Irrthum zu benehmen Er sollte schnell bereuen, es endlich doch und noch dazu bei einer wenig passenden Gelegenheit und nicht in der zartesten Weise gethan zu

Digitized by Google

haben. Als Mathilde den wahren Sachverhalt vernommen und ihm noch die einzelnen Umstände genau abgefragt hatte, schwieg sie lange. Emil sah ihr an, daß viel in ihr vorging. Endlich sagte sie kalt: „Die Leidenschaft, ja, sie mag vergänglich sein, verderblich, aber wenn sie nur so ist, wie Du selbst behauptest, daß sie sich einem Gegenstande ausschließlich widmet, blind ist für alles Andere außer dem Einen, dessen Besitz sie erstrebt, dann möchte ich sie wohl kennen lernen — die Leidenschaft."

Das hatte Emil nicht erwartet, daß seine Frau ihn so gänzlich mißverstehen könne! Die Brücke jeder Verständigung durch Worte war unter ihm zusammengebrochen. Der Sinn ihrer Rede war nicht mißzudeuten. Also Das konnte er von seiner Frau erwarten. Daß sie sich an ihm räche, dafür räche, daß er durch sie nicht so glücklich geworden war, wie er es thörichter Weise für möglich gehalten hatte; sich dadurch räche, daß sie sich Dessen bemächtigte, was er ihretwegen aufgegeben hatte! Was war da noch zu sagen, zu thun? Wie konnte er ihr den unsinnigen Wahn benehmen, sie vom Verderben zurückhalten? Mit Gewalt? Unmöglich! Eine solche Gewalt giebt es nicht, die ein Weib vor Verirrungen bewahren kann. Also durch Verstellung. Er mußte den Glücklichen, den Leidenschaftlichen spielen, er mußte jede seiner Mienen, Bewegungen und Aeußerungen überwachen, daß sie nicht Verdacht in ihr erweckten; er war gefangen, gebunden, geknebelt, seine Frau war sein Kerkermeister. Bis dahin war ihm seine Lage noch erträglich gewesen, weil er sich ihr freiwillig gefügt hatte; jeden Augenblick konnte er ihr entfliehen, wenn er wollte. Jetzt, da er fühlte, daß eine andere, fremde Macht ihn gefesselt hielt, jetzt ward ihm sein Zustand unerträglich. Jetzt erst umgaukelten ihn lockend und höhnend zugleich die Gestalten seiner glühenden Phantasie, die tausend Träume, die er der einen Wirklichkeit, der unerschöpfliche Wechsel, den er dem ewigen Einerlei geopfert hatte. Von einem Nimbus umflossen winkte ihm das lichtgelbe Haupt der schönen Gräfin zu, eine stechende Reue zernagte ihn, wenn er an sie dachte, die ihm als Symbol aller der unmöglich gewordenen Möglichkeiten erschien. Diesen Genuß hast Du versäumt und wie viele noch! Wäre es nicht besser gewesen, er hätte nie die Wirklichkeit in ihrer verführerischen, betrüglichen Gestalt, er hätte nie die tiefe Liebe zu einem Wesen kennen gelernt? Wäre es für ihn, den Fremdling auf Erden, nicht besser gewesen, er hätte sich ganz dem Taumel des immer neuen Genusses, der Leidenschaft in die Arme geworfen, hätte die Blumen gepflückt, die ihm am Wege blühten, und hätte die Sorge um das Gedeihen derselben Anderen überlassen? Hatte er nicht Größeres zu thun? Was kümmerten ihn, den Künstler, die Gesetze der bürgerlichen Welt, die nur der Noth, dem Mangelhaften, der Wirklichkeit ihr Dasein verdanken? Stand er nicht unter einem höhern Gesetze, dem der Natur, die er berufen war nachzuahmen, deren verschönertes Abbild er dem gekünstelten, durch egoistische Zwecke verfälschten Treiben der Menschheit entgegenhalten sollte? Und die Natur kennt keinen Zwang, keine Ehe; sie kennt nur Freiheit und Genuß. Wie sollte er sich dem verhaßten Zwange entziehen, der ihn erdrückte, erstickte? Gab es keinen Ausweg? War er denn unauflöslich verkettet? Er konnte sich scheiden lassen. Scheiden! Daß er sich scheiden könne, daß er doch frei sein könne wenn er wolle, daß es also doch sein eigenes Wollen war, was ihn festhielt, dieser Gedanke gab ihm auf einmal die vernünftige Besinnung wieder, die Stürme in seiner Brust legten sich. Dieser so nahe liegende Gedanke war ihm wohl schon früher oft gekommen, aber er hatte ihn nie in



Digitized by Google

Ueberlegung gezogen, weil er sich mit instinctivem Widerwillen von ihm abwandte, wie ja auch der körperliche Organismus sich gegen Alles auflehnt, was mit seiner Natur unvereinbar ist. Jetzt, als Emil sich zwang, den Gedanken der Scheidung zu verfolgen, um sich im Innern Ruhe zu schaffen, jetzt erkannte er auch, warum er demselben bis jetzt aus dem Wege gegangen war. Scheiden! Kann man sich denn scheiden von einem Wesen, das man liebt? Und die Liebe, vermag denn der Groll sie zu tödten oder hüllt er sie nicht nur ein, wie der Rauch das Feuer?

Emil hatte einige Tage kein Wort mit seiner Frau gesprochen. Er saß vor sich hinbrütend in seinem großen Lehnstuhle, seine Frau am Tische, den Kopf über ihre Arbeit gesenkt. Er hatte an diesem Abende den Othello gespielt und eine mächtige Wirkung hervorgebracht. Die Verse, welche ihn selbst am tiefsten ergriffen hatten, spukten ihm noch im Kopfe:

„Holdselig Ding! Verdammniß meiner Seele,
Liebt' ich Dich nicht! Und wenn ich Dich nicht liebte,
Dann kehrt das Chaos wieder."

Sein Blick streifte die klare Stirn seiner Frau. Liebte er denn dieses Wesen nicht mehr? War sie nicht immer noch sein guter Engel, die höchste Errungenschaft seines Daseins, sie, die ihn das Leben lieben gelehrt hatte? Was war es ihm gewesen? Das Chaos! Ein Schauder vor dem Chaos seiner Vergangenheit erfaßte ihn. Nur das nicht wieder! Und was wollte er denn? War er als Mensch nicht frei, so war er als solcher doch so glücklich als Jemand sein kann, und als Künstler war er dafür um so ungebundner. Er konnte seine Frau lieben und sich des Daseins freuen wie der ehrlichste, in seinen Gott vergnügteste Philister, und doch dabei der echte Künstler sein, erst recht. Sie hatte ihm ja durch die schöne Gestaltung des äußern Lebens einen Untergrund geschaffen, auf dem er sicher fußen und sanft ruhen konnte; sie hatte ihm ermöglicht, ledig aller Sorgen der Alltäglichkeit, unbehelligt von der Leidenschaft, in die uns das unbefriedigte Verlangen unserer körperlichen Beschaffenheit hineinpeitscht, sich ganz und ausschließlich seinen idealen Bestrebungen zu widmen. Warum sollte er diese unschätzbaren Vortheile nicht benutzen? Er war ein Thor gewesen mit seinen kränkenden, belehrenden Redensarten, die seine Frau irre führen mußten; ja, sie mußte ihn mißverstehen nach Dem, was er ihr von seinen früheren Erfahrungen, von der Art, wie er ihre Bekanntschaft gemacht, erzählt hatte. Er wollte diesen üblen Eindruck verwischen, wollte ihr Vertrauen wieder herstellen, ihre Achtung und Liebe wieder erringen, indem er ihr bewies, daß es nur eine Macht gäbe, die ihn dem Leben mit ihr auf Augenblicke entführen könne, die Kunst.

So reflectirte Emil. Aber als er an die Ausführung seines neuen Lebensplanes ging, ergab sich, daß er sich verrechnet hatte. Er hatte nicht bedacht, daß auch seine Frau Reflexionen anstellen könne, die sie zu einem ganz andern Resultate führen würden als die seinigen ihn. Er mußte erfahren, daß sein unbesonnenes Betragen, seine unvorsichtigen Reden ihm die Pforte, durch die allein er dem drückenden Zwange der Gegenwart entschlüpfen konnte, versperrt hatten; sein Weib selbst stemmte sich dagegen. Als Mathilde bemerkte, daß ihr Gatte einen Trost und Rückhalt in sich gefunden hatte und sich durch ihre Launen nicht mehr stören ließ, wähnte sie, er mache sich nun gar nichts mehr aus ihr und versuchte den scheinbar völlig Entfremdeten wieder an sich zu ziehen, mit ihr zu beschäftigen. Ihre Launen, die

Digitized by Google

sich erst nur passiv verhalten hatten, äußerten sich nun in activer Weise. Sie spielte die Beleidigte, wenn er manchmal in seine Gedanken vertieft nicht gleich auf Das hörte, was sie ihm sagte. Wenn er sich in die Wunder der Gemüths- und Geisteswelt versenkt hatte, in welche sein Beruf ihn führte, wenn sein inneres Ohr im Zauber der Rede schwelgte, so suchte sie seine nach innen gekehrten, entzückten Sinne auf die Miseren der Außenwelt zu lenken, er sollte sich für irgend eine Armseligkeit interessiren, die sie gerade beschäftigte. Wenn er des Abends müde aus dem Theater kam, so verfolgte sie ihn mit Stichelreden, wie zärtlich, wie leidenschaftlich er im Spiele gewesen sei und nun wie kalt, wie gleichgiltig gegen sie. Wenn seine ganze Seele noch im Kopfe war, verlangte sie, er solle für ihre Unterhaltung, für ihre Reize aufflammen; sie legte es an solchen Abenden recht geflissentlich darauf an, gleichsam seine Liebe zu prüfen, sie küßte ihn, liebkoste ihn fast zudringlich, so daß es ihn bedünken mußte, als wolle sie ihn aus seiner gehobenen Stimmung herabziehen in eine untergeordnete Sphäre, denn welches Geschöpf der Wirklichkeit kann mit den Gebilden der Kunst wetteifern? Und wenn es ihm dann nicht gelang sich zu zwingen und auf ihr Spiel einzugehen, wenn er gar durch ein unwillkürlich ihm entschlüpfendes Wort des Unmuthes den Verdacht in ihr erweckte, er mache ihr niedrige Sinnlichkeit zum Vorwurf, so konnte sie ihren Zorn und Hohn nicht zurückhalten und verfiel dann auf lange Zeit der feindseligsten, unversöhnlichen Stimmung.

Und so mußte er sich endlich zu seinem größten Schmerze eingestehen: „Ich habe mich getäuscht; nicht die Mißstimmungen, welche die Unzulänglichkeit der Gegenwart in mir erregte, verursachten die Launen meiner Frau, denn diesen Mangel meines Wesens habe ich bekämpft, um die Arme glücklich zu machen. Nein, es ist gerade mein besseres Selbst, mein Künstlerberuf, Das, was ich nicht ablegen kann und will, was sie nicht zu begreifen vermag und weswegen sie sich mit mir verfeindet. Wäre ich ein gewöhnlicher Mensch, der ganz aufgeht im irdischen Treiben, mit seinen fünf Sinnen nur in der Außenwelt lebt, könnte ich im Nothfalle ihr gegenüber Komödie spielen, eine Leidenschaft heucheln, die nie vorhanden war, sie betrügen, wenn mich die Lust anwandelt, mich bei Anderen schadlos zu halten für den Zwang, den sie mir auferlegt, so wäre ich ihr recht, sie würde mich lieben." Dieses Bewußtsein, beim besten Willen nun nichts mehr zum Frieden seiner Ehe thun zu können, machte ihn elend, lähmte die gestaltende Kraft seines Geistes, ließ ihn immer seltener den Muth finden, zu seiner Frau zurückzukehren, um Versöhnung anzubahnen. Er ging umher wie ein Verbrecher; manchmal war er versucht sie bei den Schultern zu packen, um ein Geständniß ihres Irrthums aus ihr herauszuschütteln und sie zur Einsicht, zur Liebe zu zwingen. Er war ja im vollsten Rechte; nach seiner ihm vom Schicksal vorgeschriebenen Lebensauffassung war ja das Leben für ihn nur ein Schauspiel und noch dazu erst seitdem es ihm schön erschienen war; vorher war es nichts für ihn gewesen als höchstens eine Unbequemlichkeit. Hatte er diesem einen Schauspiele von vielen nicht schon einen unverhältnißmäßig großen Theil seiner Schaffenskraft gewidmet? Sollte er sich ausschließlich mit dieser einen Rolle beschäftigen, die ihm auf solche Weise bald völlig zum Ueberdruß geworden wäre? Wäre ihm das Leben anders erschienen, hätte er es aufgefaßt als etwas, das wirklich gelebt, in jedem Augenblicke beachtet, begriffen, bearbeitet sein will, er wäre vielleicht kein Künstler gewesen. Und was konnte er dafür, daß seine Frau nur eine Dilettantin war, das heißt eine, die in der Kunst



Digitized by Google

nur genießen, nicht thätig sein kann; daß für sie das Leben der Stoff ihres Wirkens, die Kunst nur die höchste Entwickelung desselben war, und daß er selbst, ihr Gatte, nothwendig zu diesem ihrem Leben gehörte, als Mitwirkender und als Zuschauer zugleich, die wichtigste Person desselben, die sich ihm nicht ungestraft entziehen konnte, weder geistig noch körperlich, wenn nicht eine unausfüllbare Lücke in ihrer ganzen Existenz entstehen sollte? Wenn Emil auch aus Mangel an Erfahrung nicht wissen konnte, wie es im Innern seiner Frau aussah, so mochte er es doch ahnen; er fühlte in der Hauptsache ein unendliches Bedauern mit ihr. In so verzweiflungsvolle Stimmung ihn die anhaltenden Störungen ihres Einvernehmens oft versetzten, immer loderte seine Liebe in hellen Flammen wieder auf; plötzlich, nach monatelangem theilnahmlosen Nebeneinanderhergehen, wenn er seiner Gattin einmal in's starre Antlitz sah, umschlang er sie mit seinen Armen, bedeckte sie mit Küssen, weinte. Und wenn es ihm gelang, das Eis ihres Herzens zu schmelzen, dann kam wieder die ganze alte Glückseligkeit über ihn, er sagte sich: „Sie ist doch Dein Alles." Und dann bei der nächsten Gelegenheit wieder Streit und Schmollen, wieder das düstere, hoffnungslose Grübeln in ihm. Wie soll das enden?

Endlich mischte sich die Natur in den Kampf dieser beiden Wesen, scheinbar versöhnend, Alles zum Besten wendend. Mathilde sollte Mutter werden. Diese Aussicht brachte zunächst einen Umschwung in ihrem äußern Leben hervor. Sie zogen sich gänzlich aus der Gesellschaft zurück, die ihnen schon längst lästig geworden war, seitdem sie nicht mehr der Spiegel ihres Glückes war. So waren die beiden Gatten in ihrem Verkehr mehr auf einander angewiesen und die frohe Erwartung führte sie auch innerlich einander wieder näher. Mathilde war mit Vorkehrungen zum Empfange des neuen Ankömmlings beschäftigt und Emil ließ seine Phantasie walten, um sich und seiner Frau ihre neuen Rollen als Vater und Mutter recht verlockend und dankbar auszumalen.

Als das Kind da war, gestalteten sich die Verhältnisse freilich ganz anders, als die Eltern sich gedacht hatten. Emil wurde binnen acht Tagen nach der Ankunft des Kindes von dieser Wirklichkeit ebenso enttäuscht, als von der frühern. Sein Vaterspielen fiel nichts weniger als unterhaltend aus. Von einem geistigen Verkehr mit dem kleinen Wesen war ja keine Rede; es wirkte durch seine Bedürftigkeit, die sich in Schreien und anderen die Sinne verletzenden Aeußerungen geltend machte, vorzugsweise störend auf die geistige und körperliche Existenz des Vaters. Nur einen entschieden günstigen Einfluß übte das Kind auf ihn aus: es befreite ihn einigermaßen von der Sorge um die Mutter. Er glaubte seine Frau nun hinlänglich beschäftigt, glaubte sich selbst nun weniger zu ihrem Glücke nöthig; er konnte sich endlich ohne Bedenken seiner Kunst widmen. Es kam wieder Ruhe in ihn, das Gefühl der Freiheit ließ ihn aufleben — und in seinem Wohlbehagen mußte es ihm scheinen als wenn auch seine Frau nun ganz zufrieden sei.

## V.

Mathilde saß an der Wiege ihres Kindes. Sie hatte den Kopf in die Hand gestützt und schaute starr vor sich hin. Das Kind schlief, die Mutter träumte.

Wie himmlisch hatte sie sich das Leben an der Seite eines Künstlers

Digitized by Google

vorgestellt! Eine höhere, ideale Existenz; jedes Wort der reinste Ausdruck lautester, innigster Empfindung, ein fortwährendes Schwelgen in den erhabensten Genüssen; die Alltäglichkeit, die Kleinigkeit verklärt, bedeutend gemacht. Und was hatte sie gefunden? Einen zerstreuten, getheilten Menschen, der in den alljuhäufigen Momenten seiner Erschlaffung theilnahmlos, roh, grausam sein, der ihre Zärtlichkeit zurückstoßen, ihre heiligsten Empfindungen verkennen konnte. Sie begriff nicht, daß ein Mensch, der sich zum Träger der wahrsten Gefühle, zum Erklärer der tiefsten Gedanken machen konnte, daß dieser im Leben Anderen, weniger Begünstigten so ähnlich, ja ungenießbarer als sie sein konnte. Sie begriff nicht, daß dieselbe feine Organisation, die ihn das Höchste und Tiefste verstehen ließ, ihn empfindlich und abstoßend machte gegen alles Störende, Unschöne, Unharmonische im Leben; daß die Begeisterung, der Aufschwung in selbstgeschaffene hellere Regionen eine nothwendige Reaction hervorrufen müsse, wie der Rausch, welcher auch, nachdem er die Seelenkräfte angespannt hat, einen Widerwillen vor der Wirklichkeit hinterläßt. Und deshalb, weil sie die beiden verschiedenen Wirkungen derselben Natur nicht bis zu ihrer Quelle verfolgen konnte, glaubte sie an zwei verschiedene Naturen, die in der Brust ihres Mannes wohnen müßten, oder vielmehr an eine wahre, diejenige welche sie am schmerzlichsten und reellsten empfand, die niedrigere, während sie die andere nur für eine angenommene, gemachte, erheuchelte hielt. Sie kam zu dem Resultate, daß er gar kein echter Künstler sein könne. Denn wäre er das gewesen, er hätte sie glücklich machen müssen. Oder hatte sie sich überhaupt in ihrer Schwärmerei für die Kunst betrogen? War Alles, was man ihr als Höheres, Schöneres, Ideales gepriesen hatte, nur Phrase, Lüge, Verstellung? Aber wie wäre das möglich? Ehrte doch ihr Vater auch, der nüchterne, erfahrene Mann, die Künste und ihre Jünger; war doch ihre Mutter, die kluge, reine Frau, begeistert für dieselben. Und sie selbst vermochte trotz ihrer großen Enttäuschung sich den magischen Wirkungen der Kunst nicht zu entziehen. Uebte doch sogar das Schauspiel noch einen mächtigen, unwiderstehlichen Zauber auf sie aus; gab es doch noch Künstler — einen besonders . . . ihr Mann freilich wollte ihn nicht gelten lassen, nannte ihn einen Coulissenreißer, einen Circusschauspieler . . . aber dieser . . .

Das Kind machte eine Bewegung und stieß einen leisen Schrei aus. Mathilde fuhr auf; es klang ihr wie eine Mahnung, wie eine Drohung. Sie hob das Kind mit dem Bettchen aus der Wiege, liebkoste es und schaukelte es auf den Armen bis es still wurde. „Du sollst mein Trost sein", sagte sie. „Du sollst mir Alles gut machen, was Dein Vater an mir verschuldet hat. Nicht wahr, er ist ein böser Mann, daß er uns so allein läßt? Er kümmert sich nicht um uns." Das Kind guckte sie mit seinen runden, blauen Augen ausdruckslos an; plötzlich zog es sein kleines, weiches Gesicht zusammen, wie man einen Schwamm zusammendrückt, und fing an noch jämmerlicher zu schreien als vorher. „Ja, Du verstehst mich", sagte die Mutter, indem sie es zu beruhigen suchte. „Du weinst auch über Deinen Vater. Ach, wenn ich doch so schreien und weinen könnte und meine Mutter tröstete mich, wie ich Dich tröste! Ich habe ja Niemand; Alle, die ich liebe, sind weit, weit." Sie legte das Kind wieder in die Wiege und wiegte es mit rastlosem Fuße in Schlummer. „Das ist mein Loos", murmelte sie, „das ist mein Loos!"

Es war ein gesundes, blühendes Kind, das seine Zähne ohne vieles Unwohlsein bekam und schnell laufen lernte. Wäre das Kind kränklich ge-

Digitized by Google

wesen und hätte vieler Pflege bedurft, so wäre die Mutter vielleicht ihrem Grübeln entrissen worden, die gemeinschaftliche Sorge hätte die Eltern vielleicht wieder zusammengebracht. Je größer das Kind wurde, je weniger Mühe es der Mutter verursachte, desto einsamer fühlte sich diese wieder, desto trüber, drückender, unerträglicher wurde ihr Sinnen. Sie hatte auch oft daran gedacht, ob sie diese Ehe nicht lösen könne. Aber all' ihr Stolz, alle ihre Vorurtheile bäumten sich gegen die Möglichkeit auf. Was würden ihre Eltern, ihr Bruder, ihre Freunde sagen! Welch' erbärmliche Rolle würde sie als geschiedene Frau im Elternhause spielen! Ihre Begriffe von Sittlichkeit erstreckten sich zwar nicht über die Vorurtheile, welche ihre Erziehung ihr als höchste Gebote vorgestellt hatte, aber die Vorurtheile hatten in diesem Falle dieselbe Macht über sie, als das Sittengesetz gehabt haben würde; denn wenn dieses dem freigeborenen Menschen als innere Nothwendigkeit, als kategorischer Imperativ gebietet, so erzwingen sich jene Gehorsam durch die Strafen, die sie dem Widersetzlichen in Aussicht stellen. Eine Scheidung war für sie die unbedingte Schande.

Aber gab es denn keine Rettung für sie? Doch! Vielleicht! Die Stunde, in welcher ihr klar geworden, daß sie von ihrem Manne betrogen worden sei, als er ihr gestanden, daß damals einer Andern seine Huldigungen gegolten hatten, diese qualvollste Stunde ihres Lebens hatte auch den ersten Hoffnungsschimmer vor ihr aufdämmern lassen, dem nachgehend sie sich aus dem Labyrinthe herausfinden könne. In dieser Stunde hatte sie ihren Mann erst verstanden; ja, er konnte Recht haben: der Mensch, der ein ganzes, volles Glück verlange, sei nicht zur Ehe geschaffen. Die glühende, immer neue Liebe sei nur im Genusse, in der Leidenschaft, im Wechsel zu finden. Was hielt sie ab, diesen Weg zur Befreiung, zum Glücke einzuschlagen? Die Rücksicht auf die Welt? Was erführe die Welt davon? Und die Welt urtheilt so mild über den Ehebruch, sie findet ihn so interessant! Oder die Rücksicht auf ihren Mann? Er liebte sie ja nicht mehr, hatte sie wahrscheinlich nie geliebt, sie möglicherweise nur aus Speculation geheirathet. Und seine weisen Lehren befolgte er vielleicht schon seit langem selbst, entschädigte sich in den Armen einer Andern für den Rest von Zwang, den er sich ihr gegenüber noch auferlege. Es war ihm ja so leicht gemacht. Unter dem Deckmantel seines Berufes hatte er so köstliche Gelegenheiten, sich zu ergötzen. Und daß er dessen fähig sei, bewies seine Vergangenheit; er hatte ihr schöne Dinge gebeichtet! Und seine Abenteuer mit der blonden Gräfin! O, dieses Weib! ihr dankte sie ihr ganzes Unglück. Und immer wieder trat die Gestalt jenes Künstlers, den sie für den echten hielt, vor sie hin. Der große, schöne Mann mit den Flammenaugen, dessen gewaltigem Spiele, dessen melodischer Stimme sie oft mit stockendem Athem und glühenden Wangen gelauscht hatte! Wäre dieser ihr Gatte gewesen, er hätte sie nicht vernachlässigt, er hätte sie so heiß, so einzig geliebt, wie sie sich sehnte geliebt zu werden. Oder nicht als ihr Gatte — wenn ihr Mann Recht hatte — nicht als ihr Gatte! Wozu denn auch? Wenn leben lieben ist, wenn lieben Glück ist, mag's denn sein! — wenn er Dich nur glücklich macht! Dieser Gedanke kam ihr immer und immer wieder, wie sich auch ihre bessere, nicht reflectirende Natur dagegen wehren mochte; er verließ sie zuletzt nicht mehr, bis sie endlich die That vollbracht, an ihn geschrieben, ihm ihre Liebe gestanden hatte.

Sie ging darauf einige Tage umher als hätte sie etwas Großes gethan;

Digitized by Google

es war ihr leichter um's Herz, nur daß sie nicht fähig war, ihrem Manne in's Gesicht zu sehen. Aber ihr Gewissen erwachte, als die erwartete baldige Antwort auf ihren Brief ausblieb. Sie suchte sich seltsamer Weise damit zu trösten, daß sie es doch im Grunde gut gemeint habe, denn wenn ihr Mann von dem bedenklichen Schritte, den sie gethan, Kunde erhielte, so würde vielleicht die alte Liebe wieder in ihm entfacht werden, er würde sich überzeugen, daß sie ohne dieselbe nicht leben könne, und er würde aus Eifersucht und Besorgniß um ihr beiderseitiges Glück wieder Das für sie werden, was er ihr sein sollte. Aber mit dieser Sophisterei ihres flackernden Verstandes vermochte sie ihr Gewissen auf die Länge nicht zu betäuben; am meisten quälte sie der Gedanke: dieser Mann, den Du um Hülfe in Deiner Noth angerufen hast, der für Dich der Inbegriff alles Schönen und Guten ist, verachtet Dich. Sie schrieb endlich noch einmal an ihn im leidenschaftlichsten Tone; vielleicht habe sie ihre Adresse nicht deutlich angegeben, er möge seine Antwort unter der und der Chiffre an sie richten. Sie ging vergeblich nach dem Postamte, um sich die Antwort, die diesesmal nicht ausbleiben konnte, zu holen. Unterdessen bekam ihr Kind heftige Anfälle von Husten. Sie pflegte es, aber die innere Aufregung, die Gewissensangst ließen ihr keine Ruhe am Krankenlager; sie ging immer wieder, wenn ihr Mann auf der Probe war, um nach der erwarteten Antwort zu forschen.

Als sie eines Tages nach Hause zurückkehrte, hatte sich der Zustand des Kindes bedenklich verschlimmert. Sie gerieth in die größte Angst, schickte ihr Mädchen nach dem Arzte, ließ den Vater holen. Sie stürzte sich über das kleine Bett, weinte, schrie und betete. Als die beiden Männer zu gleicher Zeit eintrafen, fanden sie Mathilde starr an der Wiege sitzen, in welcher nur noch die Leiche des Kindes lag.

Emil schmerzte weniger der Tod des Kindes, das in seinem kurzen Dasein ihm nicht sehr nahe getreten war, als daß er ein unsägliches Mitleiden mit der Mutter empfand. Sie verharrte in einem traumähnlichen Zustande, sie klagte nicht, sie weinte kaum, sie war wie die Statue des Schmerzes. Ihr Anblick schnitt Emil in die Seele; zum ersten Male drängte sich ihm der Gedanke auf, er könne gegen seine Frau eine große Schuld auf sich geladen haben. Er hätte ihr zu Füßen fallen mögen, ihr alles Liebe und Tröstliche sagen, aber gegenüber diesem stummen, sich in sich selbst abschließenden Schmerze fühlte er Scheu, konnte er nicht zum Ausdrucke gelangen.

Eines Abends kam er nach dem Theater nach Hause, noch heftig erregt. Mathilde, die sich seit einiger Zeit in ihrer Lebensweise nicht mehr nach seinen Gewohnheiten gerichtet hatte, lag schon im Bette. Er trat vor sie hin mit einem Lichte und beleuchtete ihr Gesicht; es war ein Bild des Jammers. Der Schlaf hatte ihre im Schmerz erstarrten Züge nicht gelöst. Da übermannte ihn das Mitleiden, Weh und Liebe; er küßte seine Frau. Sie erwachte und sah ihn ausdruckslos an; sie ertrug seine Küsse als fühle sie dieselben nicht. Er nahm sie in seine Arme, drückte sie an sich, immer zärtlicher, leidenschaftlicher. Plötzlich stieß sie ihn heftig von sich und richtete sich mit entsetzten Blicken auf. — „Rühre mich nicht an!" sagte sie, „rühre mich nicht an! Du weißt ja, daß unser Kind todt ist; wir sollen nicht Kinder zusammen haben. Der Herr würde sie Alle tödten, alle tödten!"

Emil stand vor ihr, sein Herz krampfte sich zusammen. Sie fuhr fort: „Ich will Dir etwas sagen, damit Du mich künftig in Ruhe lässest. Unser Kind ist uns genommen durch meine Schuld, ich habe es umgebracht. Ich

Digitized by Google

bin ein schuldvolles, verbrecherisches Weib, Gott hat mich dafür bestraft. Ich habe Dich hintergangen. Ich habe einen andern Mann geliebt."

„Mathilde!" rief er dumpf, als wolle er sie hindern, so Schreckliches von sich selbst zu sagen, sich selbst zu verleumden.

„Nein, nein!" fuhr sie fort. „Ich sage Dir die Wahrheit. Ich habe einen andern Mann geliebt. Ich habe ihm geschrieben, schöne, glühende Briefe."

„Bist Du bei Verstande?" rief er. „Von wem sprichst Du?"

„Nun, von Deinem Rivalen, den Du immer so getadelt hast, und er ist doch ein großer Künstler"

„Von Dem!? . . . Was redest Du für unsinniges Zeug! Du bist krank, Du sprichst noch im Schlafe."

„O nein, ich bin nicht krank; ich bin leider sehr gesund und weiß was ich sage. Du mußt es wissen, sonst bringt es mich um den Verstand. Er hat mir nicht geantwortet, nicht einer Zeile hat er mich gewürdigt. Er hat Recht. Ich bin ein verworfenes Weib. Aber der Herr hat mich dafür gestraft, er hat mir mein Kind getödtet."

Emil wankte aus dem Zimmer. Wie Blitz und Schlag hatte es ihn getroffen und ihm die Besinnung geraubt. Er war betäubt, geblendet. Er warf sich auf sein Sopha und blieb regungslos liegen, die ganze Nacht, und seine allmälig wiederkehrende Vernunft fuhr in seinem Kopfe herum wie eine Laterne in einem endlosen finstern Raume, beleuchtete bald hier einen Winkel, bald dort, Alles zusammenhanglos, unfaßlich. Von Zeit zu Zeit stöhnte er auf.

Endlich sagte ihm Etwas, es sei nicht wahr; seine Frau müsse wahnsinnig sein oder sie habe gelogen, um sich an ihm zu rächen. Er wollte die Wahrheit aus ihr herausreißen, mit Gewalt, wenn es sein müsse.

Er sprang auf und rannte in's Schlafzimmer. Das Morgenlicht schien fahl herein und beleuchtete das schlafende Schmerzensgesicht Mathilde's. Er wollte sie mit einem rauhen Griffe wecken, aber seine Hand ballte sich zusammen, ehe er sie gefaßt hatte, er trat von ihr zurück. Wenn sie erwachte und ihm noch einmal das Schreckliche erzählte! Wenn er sie in's Gesicht schlüge und sie bliebe doch bei ihrer Behauptung! Er konnte das nicht noch einmal hören, er würde sie morden.

Er ging wieder in seine Stube und wanderte auf und ab. Er kam endlich dazu, einen Entschluß zu fassen. Er wollte zu ihm gehen, zu seinem Rivalen. Er freute sich darauf; entweder würde der ihm sagen, daß er von nichts wisse, oder er würde ihm die Aussage seiner Frau bestätigen; aber das war doch ein Mensch, einer der gleich fühlen mußte, welches Weh er erfahren . . . nein, er würde nicht lachen, er würde ihn bedauern. Dieser Gedanke beruhigte Emil, tröstete ihn förmlich; er konnte sich einen Augenblick hinlegen und schlafen.

## VI.

Der gefeierte Künstler, Herr Dankwart, lag noch in seinem Bette und schwelgte in Erinnerungen an die Triumphe des vorhergegangenen Abends, als plötzlich zu seinem nicht geringen Schrecken nach einem kurzen Wortwechsel im Vorzimmer — er unterschied nur die ängstlich protestirende Stimme seines Bedienten — die Thür seiner Schlafstube aufgerissen wurde. Er hatte kaum Zeit, einen auf seinem Nachttische liegenden, antik gearbeiteten

Digitized by Google

Handspiegel zu ergreifen und sich einen Moment in dem Krystall zu mustern; aber diese Sorge um seine äußere Empfangsfähigkeit wurde sofort durch den Anblick des Eintretenden verscheucht, um einer andern, viel tiefer gehenden Gemüthsbewegung Platz zu machen. In dem bleichen, zerzausten Manne, der eintrat, erkannte Dankwart seinen Collegen Emil Max, mit dem er nie auf sehr freundschaftlichem Fuße gestanden hatte.

„Er hat von den Briefen seiner Frau Kunde erhalten, er kommt sich zu rächen; er will Dich ermorden!“ Diese Gedanken zuckten ihm blitzschnell durch den Kopf und seine Rechte fuhr unwillkürlich nach einem reich ausgeschmückten Türkensäbel, der am oberen Bettpfosten hing. Aber die Haltung Emil's entsprach so wenig Dankwart's Befürchtungen, daß dieser, statt die Mordwaffe zu ergreifen, die schon ausgestreckte Hand in einem graziösen Bogen nach seinem Kopfe zurückführte, um einige Haarbüschel über der Stirn, die, wie ihn sein rapider Blick in den Spiegel belehrt hatte, sehr unschön, steif in die Höhe ragten, malerisch zu arrangiren. Emil hatte weder die eine noch die andere Bewegung wahrgenommen; weit davon entfernt, wie Dankwart einen Augenblick erwartet hatte, etwa mit einem geschwungenen Dolche auf diesen zuzustürzen, schritt er geradenwegs auf einen Stuhl los, setzte sich nieder und sprach zunächst, zum immer wachsenden Erstaunen Dankwart's, kein Wort, sondern ließ nur die Blicke unruhig umherschweifen, als wolle er sich mit der Einrichtung des Zimmers bekannt machen, ohne jedoch dem Inhaber derselben die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Dankwart fing an zu vermuthen, daß sein schweigsamer Besuch den Verstand verloren haben müsse, und er dachte im Stillen: „Hab' ich's doch immer gesagt! Das kommt von der unsinnigen Marotte, auf der Bühne immer wahr sein zu wollen und seine eigenen Leidenschaften zu spielen.“ Mit lauter Stimme fragte er aber endlich, da ihm seine Lage immer unheimlicher wurde, den Collegen in höflichen, freundlichen Worten nach seinem Begehren.

Nach einer kurzen Pause, als besinne er sich erst darauf, was er eigentlich wolle, fing Emil mit tiefer, heiserer Stimme an: „Meine Frau . . .“

Dankwart, der seine erste Befürchtung schon durch die Ueberlegung beruhigt hatte, daß Emil ja unmöglich von den an ihn gerichteten Briefen etwas wissen könne, und wenn er von denselben erfahren habe, auch von seiner Unschuld überzeugt sein müsse, horchte auf und zeigte dabei ein ziemlich einfältiges Gesicht. Emil konnte ihn doch nicht deshalb zur Rede stellen wollen, daß er die Briefe seiner Frau nicht beantwortet habe; das wäre ein zu starkes Stück ehemännischer Courtoisie. Indessen sollte er nicht lange im Dunklen tappen, denn Emil, der nach den ersten Worten in seiner Rede gestockt hatte, als träte ihm plötzlich die ganze Schmach seiner Lage vor die Seele, raffte sich zusammen und fuhr fort: „Sie giebt vor, Briefe an Sie geschrieben zu haben.“

„Wie, Ihre Frau selbst?“

„Also Sie haben Briefe erhalten?“

„Ich kann es nicht leugnen . . . Aber ganz ohne mein Verschulden . . . Ich habe nicht die geringste Veranlassung gegeben . . .“

Emil holte mühsam Athem. Endlich preßte er heraus: „Ich dachte es wäre eine Lüge. Weiber haben seltsame Einfälle; ihr Gebahren streift manchmal dicht an die Verrücktheit. Aber da Sie selbst so freimüthig sind zu bekennen, Briefe von meiner Frau erhalten zu haben, so wird es wohl seine Richtigkeit haben . . .“

Digitized by Google

„Leider vermag ich Ihnen keine Illusionen über den Sachverhalt zu machen. Aber Sie wissen, lieber College, ich bin in diesem Punkte delicat und kann Sie, wenn Sie das einigermaßen zu beruhigen vermag, der strengsten Discretion versichern . . . Die Briefe stehen übrigens zu Ihrer Verfügung."

„Diesen Wunsch wollte ich gegen Sie aussprechen", sagte Emil immer mit derselben eintönigen, rauhen Stimme.

„Wollen Sie sich nur einen Augenblick gedulden, bis ich aufgestanden bin, in einer Minute stehe ich Ihnen zu Diensten. Wenn Sie unterdessen das Album dort besehen wollen . . . Sie werden darin manches recht hübsche Gesicht finden . . . einige sehr vornehme Damen."

Emil blätterte mechanisch in dem großen Album, während Dankwart seine stattliche Gestalt — deren Dimensionen ganz der Vorstellung entsprach, die ästhetisch gebildete Frauen mit dem Begriffe eines „schönen Mannes" zu verbinden pflegen — aus dem Bette wälzte, die Beine in ein Paar weite rothseidene Beinkleider steckte, mit den Füßen in gelbe, vorn spitz zulaufende Saffianpantoffel schlüpfte und einen türkischen Schlafrock überwarf.

„So, nun sollen Sie gleich bedient werden. Darf ich Ihnen eine Tasse Kaffee anbieten, auf orientalische Art zubereitet? Sie scheinen noch nüchtern zu sein."

„Danke."

„Einen Benedictiner? . . . Auch nicht? Ich begreife, Sie haben Wichtigeres im Kopfe. Es ist auch wirklich fatal . . . Ich versichere Sie, ich kann mich vollkommen in Ihre Lage hineindenken. Eine so liebenswürdige junge Frau . . . Aber . . ."

Während er so in theilnehmendem Tone sprach, öffnete er die Klappe eines zierlichen Rococoschreibsecretärs und holte ein kleines Kästchen von eingelegter Arbeit hervor, das er mit einer gewissen Wohlgefälligkeit vor seinem Gaste auf den Tisch setzte. Dann kramte er in einem andern Fache seines Schreibtisches, langte nach einigem Suchen ein winziges versilbertes Schlüsselchen heraus und schloß das Kästchen auf.

„Aber", fuhr er fort, indem er aus dem offenen Kästchen ein Packet Briefe nach dem andern nahm und die Aufschriften studirte — jedes dieser Päckchen war mit einem rosafarbenen Atlasbändchen umwickelt — „aber man muß die Sache auch nicht so tragisch nehmen. Unsereiner macht ja täglich die Erfahrung, daß die anständigsten, höchstgestellten — und im Grunde auch manchmal die tugendhaftesten Weiber . . . ein ideale Schwärmerei . . . es gilt ja weniger der Person . . . Sehen Sie, da ist ein ziemlich umfangreiches Päckchen von der Baronin — den Namen darf ich Ihnen natürlich nicht nennen, aber wenn Sie wüßten, welches ausgezeichneten Rufes die Dame sich bei aller Welt erfreut . . . Und dann hier, von einem wohlerzogenen . . . damals war sie noch ein Backfischchen . . . aus einer höchst angesehenen Familie . . . das Mädchen hat sich kürzlich mit einem jungen, talentvollen Prediger verlobt . . . pure Schwärmerei . . . bezieht sich lediglich auf die Sache, auf's Costüm . . ."

„Da sind sie!" unterbrach ihn Emil und griff nach einem ganz dünnen Päckchen, auf welchem er, der mit Argusaugen in den Kasten gestiert hatte, sogleich die Schriftzüge seiner Frau erkannt hatte.

„Ja", sagte Dankwart, indem er das kleine Packet, das er schon in der Hand hielt, Emil zuvorkommend überreichte, „das sind sie Lesen Sie nur;

Digitized by Google

Sie werden sich selbst überzeugen, daß es nur etwas Ueberspanntheit von Seiten Ihrer Frau Gemalin war . . . lauter Allgemeinheiten, nichtsbedeutende Redensarten, etwas Weltschmerz, wie das heutzutage Mode ist."

Die beiden Briefe hatten dem Schicksale des rosarothen Bändchens nicht entgehen können. Emil riß nur dieses Bändchen herab und schob dann die Briefe in die Seitentasche. „Ich danke", sagte er.

„Ich habe diese Briefe nicht beantwortet", fuhr Dankwart fort, als wolle er sich entschuldigen. „Sie wissen, wir Schauspieler bekommen so viele solcher Zuschriften . . . und dann, die Frau eines Collegen, eines Mannes, den ich achte und schätze, der mir so oft ein Vorbild in unserer Kunst gewesen ist . . ."

„Ich danke Ihnen, Sie sind sehr freundlich", sagte Emil und streckte ihm die Hand hin wie ein Automat. Dankwart ergriff dieselbe und drückte sie herzlich, während Emil sich langsam, mühsam erhob.

„Also nicht so tragisch, Herr College, nicht so tragisch die Sache nehmen! Solche Dinge . . ." Dankwart hatte Emil bis zur Thür gebracht und ihm dieselbe geöffnet. Da drehte sich Emil noch einmal nach ihm um und sah ihn mit einem Blicke an, vor dem es dem schönen Manne eiskalt über den Rücken lief. „Ich kann mich also darauf verlassen, daß Sie nie gegen Jemanden ein Wort über diese ganze Sache laut werden lassen?" stieß er hervor.

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort . . . Wie können Sie glauben . . ."

„Gut! Gut! Ich danke Ihnen. Ich danke Ihnen", raunte Emil, indem er fortwankte.

Dankwart sah ihm, hinter der Gardine eines Erkerfensters verborgen, nach und bemerkte, daß er ganz langsam die Straße hinabging, wie ein Trunkener die Häuser streifend. „Er thut mir leid, er thut mir aufrichtig leid", murmelte Dankwart vor sich hin. „Aber mein Gott!" setzte er mit einer gewissen Erleichterung hinzu und trat vor den großen Pfeilerspiegel, indem er sich hoch aufrichtete und mit den weißen und fleischigen Fingern sein dunkles, glänzendes Haar aufwühlte, „mein Gott! es ist am Ende so natürlich!"

## VII.

Emil schlug nicht sogleich den Weg nach seinem Hause ein; er ging planlos durch einige Straßen, bis ihm plötzlich das Getreibe der Menschen lästig wurde; da lenkte er seinen Schritt nach dem Stadtparke, der in den Morgenstunden so ziemlich einsam ist. Hier irrte er in den abgelegensten Gängen umher; es graute ihm davor, seine Wohnung zu betreten, die zerstörte Stätte seines Glücks; es grauste ihm davor, das Gesicht seines Weibes wiederzusehen. Es war wie ein verzehrendes Feuer in seiner Brust, wie erstickender Qualm in seinem Kopfe. Nur von Zeit zu Zeit tauchte ein klares Bild seiner ehelichen Vergangenheit in ihm auf, das aber gleich wieder von Rauch und Asche bedeckt wurde. Vorbei! Auf immer vorbei! Endlich löste sich das stumpfe, erdrückende Gefühl des Unglücks in die stachelnde Empfindung der Wuth und sie trieb ihn seiner Behausung zu, sie reizte ihn zu irgend einer That. Er wußte nicht ob er seine Frau erdrosseln würde, aber jedenfalls mußte sie erfahren, was sie an ihm gethan; das dünkte ihm die furchtbarste Strafe für sie. Wenn sie das begriffe! Er fragte sich unterwegs, was er thun, was er sprechen würde. Er war förmlich neugierig

Digitized by Google

darauf zu erfahren, wie ein Mensch in solcher Lage sich wohl benehme; er nahm sich vor, diese Erfahrung auf der Bühne schauspielerisch zu verwerthen, lachte über diesen Gedanken laut auf und murmelte: „Künstler sind doch glückliche Menschen, daß sie Alles, das größte Weh selbst, für ihren Hauptzweck benutzen können!“ Aber doch erleichterte diese geistige Beschäftigung in etwas seinen ungeheuren Schmerz.

Aber als er die Schwelle seines Hauses überschritt, als er in sein besudeltes Heiligthum eintrat, da bemächtigte sich seiner wieder die ganze, volle Wuth. Er rannte durch die Zimmer, weil er seine Frau nicht gleich fand; endlich traf er sie in der Schlafstube. Sie saß an der Wiege ihres Kindes, die sie nicht von ihrem Platze hatte rücken lassen, sie klammerte sich mit der Hand an die eine Wand derselben und blickte ihn starr an.

Er stampfte ein paarmal im Zimmer lautlos auf und ab, dann riß er die zwei Briefe aus der Brusttasche und warf sie ihr vor die Füße, dann brach seine Wuth los, er heulte förmlich. „Das hab' ich davon, daß ich Dich geliebt habe, daß ich Dir Alles geopfert habe, meine Freiheit, meine Phantasie, meine Kunst! Das habe ich davon, daß ich mich mit einem erbärmlichen, gemeinen Wesen verbunden habe, mich, den Geist, das Ideal, mit der niederträchtigsten Wirklichkeit, den Künstler mit einem Weibe! O, ich hätte es wissen sollen, ich! Aber ich habe mich übertölpeln lassen, ich Hausnarr! Ich dachte ich hätte einen Engel zur Frau, ein sogenanntes reines, unschuldiges Geschöpf! Ich dachte ich hätte mich aus dem Sumpfe gerettet und bin in eine Kloake gefallen! Du hast mich betrogen, belogen, verrathen! Du hast mich erniedrigt vor mir selbst! Du hast mich lächerlich, verächtlich gemacht! Elend hast Du mich gemacht! . . .“ Er konnte nicht weiter, denn seine Frau hatte sich erhoben und ging mit langsamen, schweren Schritten aus dem Zimmer. Er bezwang sich, daß er sie nicht festhielt, denn er fühlte, wenn er sie einmal unter den Händen habe, so werde sie nicht lebend davonkommen. Er schwieg und warf sich auf einen Stuhl, das Gesicht verdeckend und stöhnend. Plötzlich hörte er einen gellenden, langgezogenen Schrei. Er sprang auf. Spielt sie Komödie!? Er horchte, er wartete, ob sich noch ein solcher Schrei wie dieser, der ihm wider Willen durch's Herz gefahren war, würde hören lassen. Es blieb still. Er ging hinaus. In seiner Stube, vor dem Schreibtische, lag sein Weib ausgestreckt auf dem Rücken. Er stürzte sich über sie und rief ihren Namen. Sie hatte die Augen weit offen und antwortete nicht. „Mathilde! Mathilde!“ Sie blieb sprachlos. „Um Gottes Willen, was ist Dir? Antworte doch! Hörst Du mich? . . . Mathilde!“ Er ließ sie liegen und ging verzweiflungsvoll im Zimmer hin und her. Er wollte die Magd rufen, aber er fürchtete sich, einen Zeugen bei dieser Scene zu haben, ein Gesicht, das ihn fragen, anklagen würde.

Er kniete neben seiner Frau nieder und hob ihren Kopf auf. „Höre mich doch, Mathilde!“ Er zog sie auf das Sopha und warf sich mit halbem Leibe über sie. „Mathilde! Höre mich nur noch dieses einzige Mal! Es ist nicht wahr, Du hast mich nicht unglücklich gemacht, ich habe Dich vernachlässigt, ich . . . O mein Gott, so sage doch nur ein Wort! sage, daß Du mich hörst! sage, daß Du mir verzeihst . . .“ Sie sah ihn endlich mit irrem Blicke an und Emil bemerkte, daß ihr ganzes Gesicht sich verändert hatte; ihre Oberlippe war länger geworden, der Mund trat vor, die Augenbrauen waren etwas emporgezogen und die oberen Augenlider gewaltsam aufge-

Digitized by Google

spannt. Sein Haar sträubte sich ihm empor, es überlief ihn kalt. „Was ist das? Sie hört mich nicht — sie stiert mich an — und kennt mich nicht? Mathilde! Mathilde!“ Er brach neben ihr zusammen, raffte sich wieder auf, drückte sie an sich. „Ich bitte, ich beschwöre Dich, wenn Du mich geliebt hast, bei Deiner Mutter beschwöre ich Dich, sprich nur ein Wort.“

„Ich habe Dich elend gemacht“, sagte sie jetzt in leisem, singendem Tone. „Nein, ich Dich, ich habe Dich elend gemacht, ich . . .“ Sie lachte laut auf, daß es ihm durch Mark und Bein fuhr. „Ich habe Dich elend gemacht . . .“ Und dann setzte sie, immer mit der singenden Stimme, weinerlich hinzu: „Armer, armer Mann!“

Eine furchtbare, grausige Ahnung stieg in Emil auf. Diesen leisen, singenden Ton konnte er nicht mehr ertragen. Er ließ nach einem Arzte schicken, sagte seiner Frau sie sei krank und die Magd mußte sie in's Bett bringen. Sie that Alles, was man von ihr verlangte, nur antwortete sie auf keine Frage und wiederholte nur immer, bald lachend, bald weinend in dem gleichmäßigen, singenden Tone: „Ich habe ihn elend gemacht — armer, armer Mann!“

---

Der Arzt kam und bestätigte Emil's schlimmste Befürchtung. Alle Mittel, welche die Wissenschaft bietet, wurden angewendet, nichts half. Emil selbst war wie umgewandelt. Von dem Tage der Katastrophe an wurde er der zärtlichste, aufopferndste Gatte. Jede freie Minute war seiner Frau gewidmet; er pflegte sie, sprach ihr zu, tröstete und beruhigte sie, wenn die schreckhaften Gebilde des Wahnsinns sie umwebten. Er richtete sein ganzes Leben so ein, wie es die Pflege und Ueberwachung einer Geisteskranken erfordert, und harrte in unerschütterlicher, erhabener Treue bei ihr aus viele Jahre lang, bis seine Kraft unter der ungeheuren Aufgabe zusammenbrach. Das erst war das Ende seiner Prüfung, das arme Weib war unheilbar. — Was aber dem mitleidenswerthen Dulder in der Stunde seiner härtesten Pein eine momentane Erleichterung gewesen war, der Einfall, seine Erfahrung auf der Bühne zu verwirklichen, das wurde für sein übriges zerstörtes, zerbrochenes Leben sein Trost, seine geistige Rettung. Er wußte das tiefste Leiden künstlerisch zu verklären, weil er im Leben die Kraft besessen, es zur Veredlung seiner Seele zu zwingen. Die Welt hat ihn bewundert als den großen Tragiker und seine Freunde liebten ihn, denn sie wußten, daß das sein Leben war, was er spielte.

Er ruhe in Frieden!

---

Digitized by Google

# Mitgefühl und Liebe in ihrer ethischen Bedeutung.

Von **Eduard von Hartmann.**

## 1. Das Mitgefühl.

(Schluß.)

Diese Vermittelung der Motivation durch eine unbewußte oder bewußte Beziehung des fremden Wohls oder Wehs auf eigenes Wohl oder Wehe zerstört nun aber keineswegs den ethischen Charakter des Handelns aus Mitgefühl, so lange nur das fremde Wohl oder die Linderung fremden Wehs letzter Zweck oder Ziel des Handelns bleibt; denn Schopenhauer selbst erklärt nur diejenigen Handlungen für egoistisch (d. h. nicht moralisch), „deren letzter Zweck das Wohl oder Wehe des Handelnden selbst ist" („Grundproblem der Ethik", S. 206). *) Wird aber erst einmal auf diese Vermittelung reflectirt, d. h. gelangt die Beziehung des fremden Wohls oder Wehs und meines auf dasselbe gerichteten Handelns zu meinem eigenen Wohl und Weh erst zu meinem Bewußtsein, dann tritt allerdings die von Schopenhauer außer Acht gelassene und ohne weiteres geleugnete Möglichkeit ein, daß meine eigene Befriedigung, der Genuß, den ich durch meine Befreiung vom Mitleid und Verwandlung desselben in Mitfreude habe, zum bewußten Ziel, zum letzten Zweck meines Wollens und Handelns wird, und daß ich die Milderung fremden Leids und die Beförderung fremden Wohls nur als unentbehrliches Mittel zu diesem schlechterdings egoistischen Zwecke mit in den Kauf nehme. Wie die Bosheit den Genuß ihrer eigenen Grausamkeitswollust zum bewußten Zweck ihres Handelns haben kann, bei dem ihr die äußeren Opfer ihrer Grausamkeit nur als gleichgiltige Mittel und Werkzeuge des eigenen Genusses erscheinen, so kann auch das Mitleid lediglich seinen eigenen Genuß im Auge haben und sein Wohlthun nur als gleichgiltigen, vielleicht ungern gezahlten Kaufpreis für dieses selbstsüchtige Vergnügen betrachten. Insofern aber nichtsdestoweniger solches Handeln ausschließlich aus der Triebfeder des Mitleids entspringt, so folgt daraus, daß die Angabe, eine Handlung sei lediglich aus der Triebfeder des Mitleids entsprungen, nicht genügt, um, wie Schopenhauer glaubt, den moralischen Werth des Handelns zu constatiren. Bleibt hingegen, wie dies gerade beim Mitgefühl in der Regel der Fall sein wird, das bewußte Ziel des Handelns das fremde Wohl und Wehe, bleibt also der Zweck ein objectiver und stellt sich — an Stelle des trüglichen Kriteriums der Triebfeder — dieser objective Zweck als das eigentliche Kriterium des moralischen Werthes einer Handlung heraus, so ist es wiederum unrichtig, wenn Schopenhauer behauptet, das Mitleid allein sei die einzige und ausschließ-

*) Der Satz auf S. 204: „Die Abwesenheit aller egoistischen Motivation ist also das Kriterium einer Handlung von moralischem Werth" muß mit Rücksichtnahme auf Schopenhauer's Confusion zwischen Motiv und Zweck des Handelns gedeutet werden.

Digitized by Google

liche Triebfeder, welche zu solchen Handlungen führen könne, die fremdes Wohl und Wehe zum letzten Zweck haben; denn es ist unschwer zu erkennen, daß auch die heteronomen, die ästhetischen, die rationalistischen und alle übrigen Gefühlsmoralprincipien dieser Anforderung entsprechen. Schopenhauer's Definition der Handlungen von moralischem Werthe als der aus der Triebfeder des Mitleids folgenden ist also einerseits zu weit — denn es können auch egoistische Handlungen aus ihr folgen, andererseits zu eng, denn es giebt außer dem Mitleid noch viele andere Triebfedern und psychologische Factoren, aus denen Handlungen von echtem moralischen Werthe folgen können.

Das Vorstehende dürfte hinreichen, um den Anspruch des Mitleids auf principielle Giltigkeit als ausschließliche Grundlage der Moral zu beseitigen, nicht aber um bei einem von der Lectüre Schopenhauer's voreingenommenen Leser auch die Ueberschätzung dieser Triebfeder auf ihr rechtes Maaß zurückzuführen, und zu letzterm Zweck wollen wir noch einige weitere Betrachtungen anschließen.

Das Mitleid ist eine Gefühlsreaction, welche durch die Vorstellung fremden Leides hervorgerufen wird und deren Intensität von der Intensität oder sinnlichen Lebhaftigkeit dieser Vorstellung abhängt. Die sinnliche Lebhaftigkeit dieser Vorstellung ist aber subjectiv dadurch bedingt, ob dieselbe abstracter Gedanke oder concrete Phantasievorstellung (z. B. Ausmalung eines entfernten oder künftigen Leidens), oder Erinnerungsvorstellung eines miterlebten Vorganges, oder ob sie Wahrnehmungsvorstellung eines gegenwärtigen Vorganges ist, und ob diese Wahrnehmung blos durch das Gesicht oder blos durch das Gehör (Jammergeschrei und Wehklagen) oder durch beide Sinne vermittelt oder vielleicht durch noch andere Sinne unterstützt ist (z. B. Tastwahrnehmung der Krampferschütterung oder des Todeszuckens, Geruchswahrnehmung brandigen Gewebezerfalls u. s. w.). Objectiv bedingt aber ist die Intensität der Vorstellung des fremden Leides dadurch, ob und in welchem Grade das fremde Leid in der dritten Person sich durch sinnlich wahrnehmbare Kennzeichen äußert. Alle diese Umstände, von denen die Stärke des Mitleids — und demnach die Moralität der Handlung — abhängt, sind aber höchst zufälliger Natur und stehen nur zum kleinsten Theil und ganz ausnahmsweise in der Macht des Handelnden. Tritt nun eine Collision zweier Pflichten ein, welche nach Schopenhauer's Voraussetzung beide nur aus Mitleid folgen können, so wird das stärkere Mitleid siegen; ist dieses aber nur aus zufälligen, nicht aus sittlich berechtigten Gründen das stärkere, so wird häufig genug die Entscheidung den sittlichen Forderungen entgegen ausfallen müssen.

Den Ansprüchen der Billigkeit gemäß müßte das stärkere Leid die größere Berücksichtigung von Seiten der thätigen Beihülfe verdienen; aus der psychologischen Natur des Mitleids folgt jedoch, daß das schwerere, aber stolz in sich verschlossene und standhaft und geduldig ertragene Leid hinter dem geräuschvoll sich ankündigenden und theatralisch aufspringenden zurückstehen muß. Das Virtuosenthum der Bettelei (mit Selbstverstümmelung und anderen Mitteln) wird mit seinen Speculationen auf die psychologische Natur des Mitleids so lange sein Ziel erreichen und die der verschämten Armuth gebührenden Almosen so lange seiner liederlichen Arbeitsscheu zuzuwenden verstehen, als nicht entweder die menschliche Natur sich ändert, oder aber als die Menschen nicht lernen, die Regungen ihres Mitleids zu beherrschen und

Digitized by Google

die Gefühlsmoral durch die Vernunftmoral zu reguliren und zu rectificiren. Vor dem Forum des Mitleids hat stets der Anwesende Recht gegen den Abwesenden, die Gegenwart Recht gegen die Zukunft; die nothwendige Folge von ersterm ist Wankelmuth, Treulosigkeit und Ungerechtigkeit, von letzterm der Leichtsinn. Wo blos das Mitleid entscheidet, bricht die Gattin unbedenklich die eheliche Treue, weil sie in dem armen guten Jungen, der sich in sie vergafft hat, nicht durch Versagen das Herz brechen kann und dem fernen Gatten zu Hause ja doch nicht heiß macht, was er nicht weiß. Das gute Herz schenkt den sauer erarbeiteten Nothgroschen dem kläglich thuenden Bettler, der ihn in der nächsten Schänke mit einer Dirne verjubelt, und denkt nicht an die unvermeidlichen Tage der Noth, wo die Seinen dann darben müssen. Das gute Herz ergreift allemal Partei für den Schuldigen, der von Rechtswegen seine Strafe erleiden soll, und gegen die Vertreter der Gerechtigkeit, welche sie verhängt haben und vollstrecken sollen.

Das Mitleid versagt seinen Dienst als Moralprincip, wo das Verbrechen im concreten Falle kein Leid hervorruft, wenn z. B. einem Millionär ein Geldstück aus der Börse gestohlen wird, dessen Verlust er niemals empfindet, vielleicht nie bemerkt; es verwirrt die ethischen Begriffe, wo das Verbrechen nur dazu dienen soll, durch Zufügung eines kleinen Leides ein größeres zu stillen, und kann demgemäß nicht umhin die Heiligsprechung des Crispinus zu sanctioniren. Es bringt das sittliche Bewußtsein auch da in's Schwanken, wo das Verbrechen die Linderung eines großen eigenen Leides durch Herbeiführung eines geringen fremden erkauft (z. B. die Entwendung eines Brödchens aus dem Bäckerladen durch einen Verschmachtenden, der sich dadurch vor dem Hungertode rettet), denn hier verschwindet bei der maßgebenden Beurtheilung durch den unbetheiligten Dritten das Mitleid mit dem bestohlenen Bäcker vollständig vor dem Mitleid mit dem Verschmachtenden. Das Mitleid, welches aus einer abstracten Vorstellung ohnehin schon im schwächsten Grade folgt, wird noch weiter abgeschwächt, wo der Verletzte nicht in einer oder wenigen Einzelpersonen, sondern in einem Collegium oder in einem Collectivum von einer größern Zahl physischer Personen besteht, auf die sich die Verletzung pro rata repartirt, wo denn für die Empfindung des Einzelnen (wie etwa bei einem collegialisch erhaltenen Verweise) doch nur wenig herauskommt. Ganz außer Stande zu functioniren befindet sich das Mitleid aber da, wo der Verletzte blos eine fingirte moralische oder juridische Person ist, z. B. der Steuerfiscus; hier wird das Mitleid ausschließlich von den Schmerzen Dessen afficirt, der zahlen muß, und begleitet deshalb mit wahrem Hochgenuß und Frohlocken jede geglückte Defraudation.

In den skizzirten Andeutungen wird man ohne Mühe prägnante Charakterzüge jener specifisch weiblichen Moralität erkennen, welche vorwiegend auf dem Mitgefühl beruht, ohne an der Vernunftmoral eine solide Basis für diese vage Gutmüthigkeit zu besitzen. Schopenhauer erkennt an, daß die Weiber mehr Empfänglichkeit für's Mitleid haben, und daß dem entsprechend Ungerechtigkeit und Falschheit ihre häufigsten Laster sind (S. 215), aber er merkt nicht den causalen Zusammenhang zwischen beiden, obwohl er auf der Hand liegt. Vergebens bemüht er sich die festen Grundsätze der Vernunftmoral als eine bloße Aufspeicherung von Excretionen des Mitgefühls darzustellen (S. 214 unten bis 215 oben); das Mitleid kann nur wirken, wenn und so lange es als wirklich vorhandener Affect besteht, d. h. wenn und so lange es erregt ist, und kräftig erregt kann es nur werden durch sinnlich

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Feinde der Wissenschaft.

lebhafte, concrete Vorstellungen, nicht durch abstracte Maximen. Hier, wenn irgendwo, heißt es: man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist; ist der Affect verpufft, so kann er nicht mehr wirken und am allerwenigsten läßt das Mitleid sich zur eventuellen Benutzung warm stellen oder, wie Schopenhauer anzunehmen scheint, auf Flaschen ziehen. Die Moralität aus Grundsätzen der practischen Vernunft ist eben etwas ganz anderes und weist auf eine ganz andere psychologische Quelle zurück als die Moralität aus erregtem Mitgefühl. Die Gerechtigkeit, welche nach Schopenhauer's Ansicht „die erste und grundwesentliche" (S. 266), die „recht eigentliche Cardinaltugend" (S. 199) und zugleich die Tugend der männlichen Moralität ist, läßt sich durchaus nicht auf Mitleid zurückführen, das bei den Männern gerade weniger zu finden ist. „Ohne fest gefaßte Grundsätze würden wir den antimoralischen Triebfedern, wenn sie durch äußere Eindrücke zu Affecten erregt sind, unwiderstehlich preisgegeben sein" (S. 215); wenn solche Grundsätze oder principielle Vorsätze, welche sich auf die Achtung aller Rechte beziehen, aus vernünftiger Ueberlegung hervorgehen (S. 214, Z. 13—14 von unten), so haben sie eben eine andere Wurzel als das Mitleid, welches als Gefühl der vernünftigen Ueberlegung spottet, sich niemals an abstracte Regeln kehrt, sondern nur an den concreten Fall hält, bei vorkommenden Collisionen blind der stärkern Erregung folgt und eben dadurch so häufig zur Ungerechtigkeit führt.

Es ist eine ganz sophistische Unterstellung, wenn Schopenhauer dem Mitleid die Absicht in die Schuhe schiebt, die Rechte eines Jeden zu achten, als ob das Mitleid sich um Rechte und nicht vielmehr um Leiden zu kümmern hätte! Das Mitleid erzeugt selbst da, wo es das entscheidende Motiv zum Vollbringen der sittlichen Handlung wird, noch immer keine Gerechtigkeit in der Gesinnung, denn die Güte ist eben etwas anderes als Gerechtigkeit. Wer ein gefundenes Gut, obwohl er es gern für sich behalten möchte, doch aus Mitleid „mit der Sorge, dem Herzeleid und der Wehklage des Verlierers" zurückstellt (S. 216), der ist demnach zwar äußerlich „auf die Bahn der Gerechtigkeit zurückgebracht", innerlich aber ist er darum doch alles Gerechtigkeitssinnes bar, wenn ihn blos das Mitleid zum Zurückgeben bestimmt hat, und wird dies sofort zu Tage treten, wenn er ein Gut findet, das nicht einem Armen, sondern einem Reichen, der sich nicht darum grämt, oder ein solches, das nicht einem Einzelnen, sondern einer Actiengesellschaft gehört. Beruht die Pflicht nach Schopenhauer wesentlich auf der eingegangenen Verpflichtung (S. 220), so schützt das Mitleid keineswegs vor Verletzung der Pflicht und Bruch des eingegangenen Vertrages, außer wenn dadurch ein Leid hervorgerufen wird, was doch begrifflich gar nichts mit solchem Unrecht zu thun hat, sondern nur zufällig mit ihm verknüpft sein kann. Wenn Schopenhauer allgemein genommen zugesteht, daß die sämmtlichen von Aristoteles zusammengestellten Tugenden und Laster sich nur als angeborene Eigenschaften denken lassen (S. 250), so hätte er auch neben der angeborenen Eigenschaft der Empfänglichkeit für Mitgefühl die anderen gleichberechtigt zur Geltung kommen lassen sollen und vor allen Dingen anerkennen sollen, daß der Gerechtigkeitssinn dem Mitgefühl nicht subordinirt, sondern coordinirt und gleich ursprünglich wie dieses ist, ja sogar zu ihm in einem gewissen diametralen Gegensatz steht.

Ist durch das Vorhergehende dargethan, welche Gefahren der Glaube an das Mitleid als alleinige Grundlage der Moral mit sich bringt und wie



Digitized by Google

dringend zur Rectification des mitleidigen Handelns im Sinne der Gerechtigkeit anderweitige sittliche Momente erfordert sind, so würde man doch ebenso sehr irren, wenn man glauben wollte, in dem Mitleid auch nur die Triebfeder derjenigen Handlungen positiver, über die negative Forderung bloßer Gerechtigkeit hinausgehender Sittlichkeit erkannt zu haben, welche Schopenhauer unter der zweiten Cardinaltugend der Menschenliebe zusammenfaßt. Es folgt dies schon aus demjenigen mit Evidenz, was oben über die durch das Mitleid gefälschte Entscheidung bei einer Collision der Pflichten gesagt wurde, wenn man nur unter Pflichten die negativ und die positiv sittlichen Pflichten zusammenbegreift, anstatt wie Schopenhauer den Begriff der ethischen Pflicht auf die negative Forderung des Innehaltens einer eingegangenen juridischen Vertragsverpflichtung zu beschränken. Zu dieser falschen Einschränkung (die er doch wieder durch die Pietätspflicht der Kinder gegen die Eltern willkürlich durchbrechen muß, S. 221) kommt Schopenhauer durch sein Vorurtheil, daß die positive Sittlichkeit reine Gemüthlichkeit ohne jede ethische Verbindlichkeit sein müsse, weil sie eben blos aus dem guten Herzen stamme und deshalb nicht ethisch gefordert werden dürfe. Diese das Wesen der Moralität vernichtende und blos noch das bon plaisir der Gemüthlichkeit übrig lassende Behauptung verschwindet, sobald wir von vornherein die Möglichkeit offen lassen, daß Handlungen höchster positiver Sittlichkeit noch aus ganz anderen Factoren entspringen können.

Eine That der Großmuth z. B., welche nach Schopenhauer nur aus Mitleid entspringen kann, hat sehr häufig mit diesem gar nichts zu thun, sondern setzt vor Allem als Vorbedingung voraus eine ungewöhnlich starke Abstreifung der Selbstsucht und eine kräftige Selbstüberwindung als Herrschaft über die widerstrebenden Instincte (insbesondere den Vergeltungstrieb) und beruht unmittelbar gewöhnlich in der Hauptsache auf einem gesteigerten moralischen Selbstgefühl (sittlichen Stolz), welches durch Vergeben und feurige Kohlen auf's-Haupt-sammeln sich selber kräftiger zu fördern sich bewußt ist als durch Vergelten des empfangenen Bösen oder durch Abwenden von dem gedemüthigten und hülfsbedürftigen Gegner. In zweiter Reihe können die genannten Factoren unterstützt werden durch das Streben nach künstlerischer Selbstdarstellung (in welchem ästhetischen Element Schiller das Edle des Handelns fand), oder durch eine löbliche Absicht sittlich erziehlicher Wirkung, welche unter Umständen durch großmüthiges Verhalten am kräftigsten gefördert werden kann; es wird endlich eine humane und liebevolle Gesinnung von Einfluß sein können, welche auch da zur Geltung gelangen kann, wo die Situation eigentlich keine Gelegenheit zur Entfaltung des Mitleids bietet.

Ebensowenig wie das Mitleid als alleinige, oder auch nur als wichtigste Triebfeder für Thaten des Großmuths und Edelmuths gegen Personen angesehen werden kann, ebensowenig hat dasselbe mit jenen höchsten Aeußerungen positiver Sittlichkeit im Menschenleben etwas zu schaffen, welche aus dem Pathos und Enthusiasmus für eine Idee stammen. So rücksichtslos und erbarmungslos auch die Gerechtigkeit ist, noch weit rücksichtsloser und erbarmungsloser, weil selbst vor der wirklichen Ungerechtigkeit oft nicht zurückscheuend, ist das Pathos für eine Idee, wenn es eine gewaltige Natur ganz und ohne Rest erfüllt und das allein maßgebende in seinem Leben geworden ist. Wer nur für eine Idee lebt, der achtet die Personen für das was sie sind, für geringfügig, benutzt sie für den Dienst seiner Idee, wofern sie für

Digitized by Google

denselben tauglich sind und sich dazu benutzen lassen, und wirft die unbrauchbar gewordenen Werkzeuge bei Seite, ohne sich von persönlicher Dankbarkeit zur geringsten Concession auf Kosten der zu fördernden Sache bewegen zu lassen, was die „guten Herzen" natürlich empörend finden. Wer die Heroen der Weltgeschichte in ihrem zermalmenden Einherschreiten über Blut- und Leichenfelder, über verwüstete Provinzen und Länder mit den Augen der gewöhnlichen moralischen Betrachtung mißt, der hält sie entweder für Teufel oder ihn überkommt ein geheimes Grauen, wenn er ihren Fanatismus für eine leitende Idee zwar ahnt, ohne sich doch zur innerlichen Begeisterung für deren Verwirklichung emporschwingen und dadurch über die schrecklichen Mittel der Verwirklichung hinwegsetzen zu können. Das „gute Herz" wird z. B. niemals begreifen können, daß ein Volk lieber einen langen aufreibenden und fürchterlichen Krieg mit zweifelhaftem Ausgang über sich nimmt, ehe es in eine Forderung seines Nachbarn willigt, welche nur sein moralisches Ansehen bei den Nachbarn, nicht sein physisches Wohl beeinträchtigt; wäre das Mitleid das allein entscheidende Moment in den Männern, in deren Händen die Entscheidung liegt, so müßten die Gräuel des Krieges auch noch dann vermieden werden, wenn die Fortdauer des Friedens durch die größte moralische Niederlage erkauft werden müßte, eine Ansicht, die man vom Standpunkt der Moral des Mitgefühls von Frauen und Spießbürgern oft genug vertreten findet.

Wir haben in dem Bisherigen nur diejenigen Unterschiede des Mitleids betrachtet, welche in der Verschiedenheit der mitleiderweckenden Vorstellungen bei Voraussetzung einer constanten Empfänglichkeit liegen; die Intensität des Mitleids ist aber ebensowohl von der Empfänglichkeit abhängig, welche nicht nur bei verschiedenen Personen verschieden ist, sondern auch bei einer und derselben Person mit dem Lebensalter, der Stimmung u. s. w. variirt. Am mitleidigsten ist die leichtsinnige Jugend; im Alter verhärtet das Herz durch die vom Leben vermittels bitterer Enttäuschungen aufgezwungene Vorsicht und Beherrschung des Mitleids, auch ohne daß in wirthschaftlicher Hinsicht eine Neigung zum Geiz sich einzustellen braucht. Wie sehr die Empfänglichkeit von der Stimmung abhängt, ist bekannt; bei guter Laune schenkt man demselben Bittenden reichlich und gewährt ihm gern sein Gesuch, den man bei übler Laune barsch abweist. Durch diese Abhängigkeit der Empfänglichkeit von der Stimmung geräth das Mitleid von einer neuen Seite in ein Abhängigkeitsverhältniß zu den allerkleinlichsten Zufällen, von denen die Stimmung und Laune beherrscht wird (z. B. ob der Geschworene gut gefrühstückt, oder mit seiner Frau des Morgens Aerger gehabt hat), während doch das Fundament der Moral auf einen möglichst unwandelbaren Boden gelegt werden muß.

Sogar in einem und demselben Zeitpunkte ist die Empfänglichkeit nach verschiedenen Seiten verschieden, weil durch Nebenumstände im Gemüth verschieden beeinflußt. So ist z. B. die Mitleidsempfänglichkeit für kleine unerhebliche Leiden eines sehr hülflosen und hülfsbedürftigen Wesens größer als für das größere Leid eines auf sich selbst angewiesenen Individuums, wenngleich dasselbe im gegebenen Falle sich ebensowenig von seinem Leide zu helfen vermag, wie jenes. So kommen die kleinen Vögel einem hülflos nach Nahrung schreienden jungen Vögelchen selbst einer fremden Species gutherzig zu Hülfe, während sie den flügellahmen erwachsenen Gefährten sogar der eigenen Species unbarmherzig verschmachten lassen. Aehnlich gerathen



Digitized by Google

Frauen außer sich, wenn ein sie gar nichts angehender Säugling in kleinlichen Nöthen ist, während sie bei dem schreiendsten Elend einer Arbeiterhütte gleichgiltig vorübergehen, und die Hülflosigkeit der Witwen und Waisen, zum Theil auch der Verbannten und Vertriebenen hat von jeher das Vorrecht genossen, das Mitgefühl in höherm Grade in Anspruch zu nehmen als das gleiche Elend anderer Leute.

In allen diesen Fällen handelte es sich nur erst um verschiedene Empfänglichkeit gegen gleichmäßig fremde und fernstehende Personen; noch größere Empfänglichkeitsunterschiede ergeben sich für gleich große und in gleicher Weise wahrgenommene Leiden von Personen, die dem Mitfühlenden verschieden fern oder nahe stehen. Diese Rangordnung des Ferner- oder Näherstehens wird durch das Zusammenwirken sehr verschiedener Rücksichten bestimmt, unter denen gesellige Beziehungen, Dienst- und Vertragsverhältnisse, Landsmannschaft, Nationalität, Glaubensgemeinschaft, Zugehörigkeit zu gleichen Sittlichkeitsverbänden, Blutsverwandtschaft, Pietät, Dankbarkeit, Treue, Freundschaft und Liebe die wichtigsten sind. Schopenhauer erkennt diesen Einfluß für die Mitfreude als entscheidend an (S. 211), aber nicht in gleicher Weise für das Mitleid. Und doch erregt z. B. das leiseste Weh des eigenen Kindes das Mitleid in viel stärkerm Grade als ein großes Leid bei Fremden, die uns nichts angehen. Das Mitleid als solches würde ein in Bezug auf alle Menschen gleiches sein müssen, da die charakterologische Eigenschaft der Empfänglichkeit an sich selber nicht in Bezug auf verschiedene Personen verschieden gedacht werden kann; erweist es sich nun doch als verschieden, so muß dies auf dem modificirenden Einfluß anderweitiger geistiger Factoren beruhen, die durch dieselben Motive mit in Action versetzt werden.

Ein deprimirender Einfluß auf die Empfänglichkeit ist wohl nur von Haß, Rachsucht, Neid, Schadenfreude u. s. w. zu erwarten; die normale Empfänglichkeit giebt sich einer fremden und in jeder Hinsicht bisher gleichgiltigen Person gegenüber kund, jedes nähere Verhältniß zum Leidenden aber erhöht die Empfänglichkeit für das Mitgefühl und zwar in um so höherm Grade, je intimer das Verhältniß ist.

Dieser Sachverhalt ist wichtig für die Ethik. Das Mitleid ohne diese Steigerung der Empfänglichkeit durch Pietät, Treue, Liebe u. s. w. würde meistens zu schwach sein, um als sittliche Triebfeder etwas Namhaftes zu leisten; es sind also jene anderen Triebfedern, welche in Wahrheit als Grundlage der Sittlichkeit angesehen werden müssen, insofern sie erst die Empfänglichkeit für's Mitgefühl bis zu dem Grade steigern, daß es seine sittliche Aufgabe erfüllt. Aber gesetzt auch, das Mitleid wäre ohne jene Unterstützung von anderen Seiten für sich schon stark genug, so würde es doch schon deshalb außer Stande sein, den sittlichen Aufgaben des Lebens in ihrer complicirten Abstufung gerecht zu werden, weil es in seiner Isolirung gedacht gegen alle Personen in gleichem Maße reagiren müßte. Erst die Modification der Empfänglichkeit durch jene anderen Geistesfactoren sorgt dafür, daß den nächsten Pflichten zuerst genug gethan und nicht die kleinere, aber näher liegende Aufgabe über der größern, aber sachlich weitab gelegenen versäumt wird. Das Mitleid als alleinige Grundlage der Moral würde den streng geordneten Pflichtenkreis in ein Chaos verwandeln, in welchem Alles mit gleichem Rechte Hülfe beansprucht; erst das Miteingreifen jener von Schopenhauer theoretisch ignorirten, aber practisch vorausgesetzten

Digitized by Google

Momente löst die Verwirrung und macht die nächstliegende Pflicht auch zu der am meisten am Herzen liegenden.

Wo daher jene anderen Factoren schwach vertreten sind und das Mitgefühl sich selbst überlassen bleibt, da treibt thatsächlich das gute Herz lauter sittlichen Unfug, indem es aus einem (nachher ebenso oft bereuten) Affect des Augenblicks Fremden, Unbekannten und Unwürdigen zuwendet, was es seinem engern und nächsten Pflichtenkreise entzieht.

Weit entfernt also, daß das Mitgefühl als Grundlage der Moral die Quelle von Pietät, Treue und Liebe bildete, ist es vielmehr eine Pflanze, die erst auf dem Boden dieser tieferen Grundlagen der Gefühlsmoral gedeiht und Früchte trägt, und erscheint es gleichsam nur als der psychologische Handlanger, dessen jene dauernden sittlichen Willensrichtungen sich bedienen, um die auf ihrem Boden gewachsenen Früchte zu pflücken mit Hülfe einer lebhaftern augenblicklichen Erregung, als sie ihnen selber für gewöhnlich zu Gebote steht. Wenn Schopenhauer behauptet, daß die Menschenliebe oder Nächstenliebe nichs anderes als Mitleid sei, so beweist er damit nichts als seine Verwechslung einer dauernden Willensrichtung mit einem vorübergehenden Affect, die allerdings miteinander verwandt sind, deren intimste Verknüpfung durch die Mitfreude aber Schopenhauer selbst, wie oben gezeigt, durchschnitten hat. Schon in dem Wechselverkehr mit Thieren kann man den Unterschied zwischen Mitleid und Liebe hinlänglich kennen lernen: etwas specifisch anderes ist das Mitleid des modernen Großstädters mit dem gemißhandelten Karrengaul als die Liebe des Arabers zu seinem edlen Zeltgenossen, etwas anderes das Mitleid des Vorübergehenden mit einem jungen Hunde, der ersäuft werden soll, als die Liebe des alten Bettlers zu dem letzten ihm uneigennützig treu gebliebenen vierfüßigen Freunde. Inwiefern die rührende und nicht selten aufopfernde Liebe des Hundes oder Pferdes zu seinem Herrn oder den Kindern seines Herrn etwas mit dem Mitleid zu thun haben könne, ist in den gewöhnlichen Fällen schlechterdings nicht einzusehen.

Ohne Frage kann Liebe gegen eine Person durch häufige Erregung des Mitleids gegen dieselbe entzündet und genährt werden; aber erstens ist diese Liebe dann immer noch etwas anderes als das Mitleid oder die Mitleidsempfänglichkeit, welche den äußern Anlaß zu ihrem Aufkeimen gab, und zweitens wird eine solche aus bloßem Mitleid erwachsene Liebe im sittlichen Sinne ebenso unbefriedigend und unzulänglich gefunden werden, wie etwa in geschlechtlichem Sinne Jemand damit zufrieden sein wird, blos aus Mitleid geliebt oder geheirathet zu werden. Eine feinere psychologische Analyse zeigt, daß die Liebe gerade nur insoweit durch das Mitleid genährt wird, als sie sich gleichsam dem Mitleid für die Gelegenheit dankbar erweist, welche es an ihm fand, sich selber zu bethätigen (nämlich durch das Wirken und Sorgen für die geliebte Person, welches sich auf die Gefühlssphäre als Steigerung der Empfänglichkeit für das Mitgefühl reflectirt). So findet zwar eine Wechselwirkung statt, aber die Initiative in derselben liegt auf Seiten der Liebe, welche vom Mitleid nur ihre eigene Liebesthätigkeit als Reflex zurückerhält und so durch Gaben sich bereichert. Daß ebensowohl Gutherzigkeit und leichte Empfänglichkeit für's Mitleid in liebeleeren, selbstsüchtigen, aber leichtsinnigen und leicht erregbaren Gemüthern ohne eigentliche Fähigkeit zur Liebe, wie auf der andern Seite starke, tiefe und treue Liebe in schwer erregbaren, aber nachhaltig fühlenden, starr verschlossenen und

Digitized by Google

deshalb rauh und frostig scheinenden Naturen möglich ist, wurde oben schon berührt; es kann sich also auch die Wechselwirkung zwischen Liebe und Mitleid auf ein sehr geringes Maß reduciren und ist deshalb keinenfalls eine Identification beider statthaft.

Schopenhauers's Mitleidsprincip ist als Reaction gegen die einseitig rationalistische Moral Kant's zu betrachten, und hat als solche eine gewisse historische Berechtigung, wenngleich dieselbe über ihr Ziel hinausschoß. Wenn Kant dem Handeln aus dem unmittelbaren Gefühl mit Unrecht jeden sittlichen Werth abgesprochen hatte, so lehnte Schopenhauer ebenso ungerechterweise die Vernunftsmoral gänzlich ab. Indem er, ausdrücklich gestützt auf die buddhistische und christliche Religion, die Rechte der unmittelbaren Gefühlsmoral gegenüber einer verknöcherten Vernunftexclusivität der Kathedermoral deutscher Zopfphilosophie zu retten unternahm, vergriff er sich leider in dem aufgestellten Princip und verfocht den einmal ergriffenen Irrthum mit dem ganzen Eigensinn seines störrischen Kopfes*). Der übertriebene Werth, welchen die sensible Natur der Inder auf die passive Eigenschaft der mitleidigen Affects und der Empfänglichkeit für denselben legte, und der passive leidentliche Zug der energielosen Duldung, welcher die Gefühlsmoral des Buddhismus und in geringerm Grade auch die des Urchristenthums durchzieht, mochte dazu beitragen, ihn zu seinem Irrthum zu verleiten oder doch in demselben zu bestärken. Wir aber können in dem Mitgefühl wohl eine der geschichtlich am frühesten in Action tretenden ethischen Triebfedern und ein für alle Zeiten wichtiges, in gewissem Grade sogar unentbehrliches Hülfsmoment für die Grundlage der Moral erkennen, aber nicht dieselbe als in diesem Princip erschöpft ansehen, und müssen der dänischen Akademie Recht geben, daß sie eine so einseitig aufgefaßte Grundlegung der Moral, wie die Schopenhauer's ist, nicht prämiiren konnte.

*) Um zu ermessen, wie schnellfertig Schopenhauer abspricht, vergleiche man beispielsweise die Art, wie ihm die Erzählung vom barmherzigen Samariter genügt, um die Identität von Nächstenliebe und Mitleid zu begründen, mit der bewunderungswürdigen psychologischen Feinheit und Vielseitigkeit, mit welcher Schiller in seinen Briefen vom 18. und 19. Februar 1793 denselben Gegenstand behandelt.

Digitized by Google

# Die Ur- und Natur-Religion.

Von **Dr. H. Beta.***)

## I.

Nicht blos die Romanen in Spanien, Italien, Frankreich u. s. w., sondern auch wir sind für fortgesetzte Baum- und Waldfrevel, durch verheerende Ueberschwemmungen, Verödungen unserer Höhen und Hügel, Austrocknung und Versteppung sonst fruchtbarer Ebenen und Ausdörrungen ehemaliger Meere, goldener Halme bestraft worden, und gehen auf dem bisherigen Wege der Gottlosigkeit gegen die Bäume noch grausameren Strafen entgegen. Die freundlichen Oreaden der Berge, die aus ihren luftigen und duftigen Beletagen von Baumkronen vertriebenen Dryaden, sowie die lieblichen Nymphen und Najaden, deren silberschaumströmende Urnen man zerbrach, die Nixen versumpfter oder ausgetrockneter Teiche und die mächtigeren Flußgötter selbst sind zu Chören der Rache für unsere Baum- und Waldgottlosigkeit geworden. Nur ein Trost und die Möglichkeit einer Buße und Sühne ist uns geblieben. Diese sind das Erkennen unserer Uebelthaten und Bemühungen, der urältesten aller Religionen, dem Baumcultus, wieder fromme und practische Anhänger zu gewinnen. An Priestern dieser Baumreligion fehlt es zwar noch sehr bedeutend, aber die wenigen, die als solche predigen und lehren, arbeiten auch mit desto größerer Begeisterung und gründlicherer Erkenntniß. Man nennt diese neue wissenschaftliche Baumreligion „Dendrologie". Bei diesem Namen denken wir sofort mit Verehrung und Liebe an den eigentlichen Schöpfer, Pfleger und Fachmann dieser Wissenschaft, den Professor Koch in Berlin, an seine Vorlesungen und Werke, sowie seine jahrelang mit Hindernissen kämpfenden Bemühungen für Gründung eines Dendrologischen Gartens. Biergärten und Casernen wachsen herrlich empor; aber für einen Dendrologischen Baum konnte kein einziger Thaler von den fünf Milliarden abgelassen werden. Dies ist um so merkwürdiger, als der Kaiser persönlich sehr viel Sinn dafür kund gab, sowie er im Parke von Babelsberg sich praktisch als guten Dendrologen bewies, und auch der Berliner Magistrat erklärte, daß er einen geeigneten und geräumigen Platz dafür zur Verfügung stellen wolle.

So können wir wenigstens noch hoffen. Die Hauptsache aber ist, daß den vom Fürsten Pückler-Muskau und Professor Koch angeregten Plänen für Dendrologische Verschönerung aller Städte und Dörfer und der Verbindung derselben durch landschaftsgärtnerische Anlagen practische Priester und Anhänger gewonnen werden. Wir wissen nun längst, daß ohne solchen Baumcultus weder unsere Wälder und Wiesen, unsere Felder und Fluren, unsere Ströme und Flüsse, noch weniger unsere Groß-

---

*) Die letzte Arbeit des verewigten Geisteskämpfers, eines der idealsten Gemüther unseres Volkes, die er uns wenige Tage vor seinem Tode übersandte. Have pia anima! Die Red.

Digitized by Google

städte gedeihen können. Die Großstadtsübel in unserer modernen Gesellschaft sind bereits himmelschreiend geworden. Von allen Mitteln, die man dagegen versucht und vorschlägt, gehören die „grünen Ringe" um dieselben herum mit ländlichen Villavorstädten, wohlfeilster Dampfverbindung nach und von den Mittelpunkten, Gärten, Gärten und immer wieder Gärten, wie sie in dem vom Königsberger Professor Freiherrn von der Goltz warm befürworteten Werke über die großstädtische Wohnungsnoth so recht im Einzelnen geschildert werden, zu den allerunerläßlichsten. Aber auch dazu kommen wir nicht, ohne in uns den Urquell aller Religionen, die Andacht vor dem Geiste der Natur, besonders der Bäume, wieder flüssig zu machen. Die bis jetzt fachmäßig getriebene Naturwissenschaft, welcher es blos auf experimentelle Erforschung der physikalischen und chemischen Eigenschaften der Naturkörper, auf Kenntnisse statt Vorkenntnisse ankommt, reicht dazu durchaus nicht hin. Im Gegentheil führt ihre streng naturwissenschaftlich nachgewiesene Unfähigkeit, das Leben, die Seele, den Geist in der Natur und in uns Menschen zu erkennen, zu dem Aberglauben eines Materialismus, der nicht blos wissenschaftlich, sondern auch moralisch höchst verderblich wirkt.

Nicht blos Goethe dichterisch, sondern auch Du Bois Reymond streng wissenschaftlich sagen:

„Wir lieben die Dinge zu benennen
Und glauben am Namen sie zu kennen,
Wer tiefer sieht, gesteht es frei;
Es bleibt immer etwas Anonymes dabei."

Etwas Anonymes, Ungenanntes, weil Unnennbares, Unerkennbares. Und was wäre dies? Nun gerade das Wesen, die Substanz, der Geist, das Göttliche in der Natur. Nur der Geist in uns ist fähig, denselben nach außen offenbarten Geist in der Natur zu erkennen.

„Geheimnißvoll am lichten Tag,
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie Deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst Du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben."

Noch spöttischer könnten wir den Mephistopheles citiren. Woran erkennt er die gelehrten Herren? „Nun, was sie nicht fassen, das steht ihnen meilenfern oder fehlt ihnen ganz und gar; was sie nicht wägen, hat für sie kein Gewicht, was sie nicht münzen, das gilt natürlich nicht."

Freilich Goethe war blos ein Dichter. Nun destoweniger ist's der streng wissenschaftliche Naturforscher Du Bois Reymond. Was bewies er unangreifbar und unwiderlegt vor einer ganzen Versammlung von Naturforschern und später in seiner für alle Welt gedruckten Rede über „die Grenze des Naturerkennens?" Nun, er nimmt nach dem Beispiele eines französischen Naturforschers das vollkommenste Ideal eines mit allen Naturwissenschaften so genau vertrauten Naturkenners an, der im Stande sei, nach gewissen mathematisch-physikalischen Gesetzen genau zu beweisen, wie die Erde und das ganze Weltgebäude in den verschiedenen Zeiträumen bis X-Millionen-Jahre zurück beschaffen gewesen sei und sich entwickelt habe und sich nach Tausenden und Millionen von Jahren umwandeln und gestalten würde und müßte. Im vollkommensten Besitze alles dieses Wissens sei es ihm aber schlechterdings unmöglich, nur die einfachste Erscheinung des niedrigsten physischen Lebens, willkürliche Bewegung, Lust- und Schmerzgefühl, geschweige seelische und geistige Vorgänge und Thätigkeiten zu erklären. Er wisse schlechter-

Digitized by Google

dings nichts davon und setzt hinzu, freilich nicht mit dem tragischen Wissensdurste eines Faust, der ihm schier das Herz verbrennen will, er könne nie und nimmer etwas davon wissen, erforschen, erfahren, erklären. Und so schließt er seine Rede und Broschüre stolz mit einem „ignorabimus".

Noch sorgfältiger und gründlicher hat der englische Naturforscher Bastian (dessen deutscher Namensvetter in Berlin in Bezug auf den Darwinismus gründlich ähnliche Beweise zu Gunsten eines bessern menschlichen Stammbaumes lieferte, wobei wir auch an das größere ausführlichere Werk des Professor Marbach gegen diese fest gehäkelte Abstammungslehre erinnert werden), hat dieser Engländer in seinem leider von der deutschen Wissenschaft kaum beachteten Werke: „The Beginnings of Life" alle möglichen Entstehungs- und Erklärungsformen des Lebens untersucht und gesichtet, um zuletzt zu bekennen, daß Niemand auf dieser großen, weiten, weisen Erde erfahren und erforscht habe, was „das Leben" sei. Also gerade dieses holde, in Millionen Formen und Fassungen uns täglich umgebende, von uns selbst gelebte, seit Jahrtausenden erforschte und untersuchte *Leben* für den tiefer Sehenden immer noch etwas Anonymes! Und so stehen wir ja wohl immer noch wie Faust verzweifelt vor allen diesen Geheimnissen:

„Wie faß' ich dich, unendliche Natur,
Euch Brüste wo, ihr Quellen alles Lebens."

„Wie erfahr' ich endlich, was die Welt im Innersten zusammen hält, daß ich nicht mehr mit saurem Schweiß zu sagen brauche, was ich nicht weiß?" —

Die Naturwissenschaft als solche läßt uns nach sorgfältiger Forschung und ehrlichem Bekenntniß auf ewig im Stiche. Nun, müssen wir's dann nicht mit anderen Mitteln auf anderen Wegen versuchen? Wie wär's mit dem Geiste selbst? Der Metaphysik, wohl gar der Philosophie? Noch kühner — man steinige mich nicht gleich — mit der *Religion*? Nur gnädig, ich kenne ja blos eine wirkliche Naturreligion, die ursprünglichste erste Religion, Bildungs-, Cultur-, Wissenschafts-, Kunst-, Schönheits- und Gesittungsquelle aller Völker der Erde und gewiß auch aller anderen höheren Geschöpfe auf allen anderen Sternen des Weltalls. Wie wir diese Wissenschaft der Lebens- und Geisteserforschung auch nennen mögen, sie wird wesentlich etwas von jener Urreligion, der Quelle aller Poesie, Kunst und Wissenschaft, entlehnen, vielleicht gar hauptsächlich damit arbeiten müssen, um mit Schiller sich in die idealen Seligkeiten aufzuschwingen, wo „hoch über der Zeit und dem Raume schwebt lebendig der höchste Gedanke", oder sich mit dem Goetheschen Faust andächtig schaudernd mit dem geheimnißvollen Zauberschlüssel zu den „*Müttern*", den ewigen raum- und zeitlosen Urideen und Urquellen aller Natur-, Lebens- und Geisteserscheinungen hinabzusteigen. Vielleicht läßt sich von daher etwas Gescheidtes holen. Es käme wenigstens auf ehrliche Versuche an und wäre immer ehrenwerther als stolz davor stehen zu bleiben und ein ignorabimus vor den verschlossenen Eingang zu schreiben. Wir wissen ja nun auch genau naturwissenschaftlich, daß es ein *unendliches Jenseits des Wissens* gebe und müßten geradezu unter die Berliner freie Gemeinde gehen, um uns dagegen künstlich zu blenden. Ja, sie sind stolz auf ihre Kirchhofsthüreninschrift:

„Schafft euch das Leben gut und schön;
Kein Jenseits giebts, kein Auferstehn."

Digitized by Google

Zwar kein echter Reim und auch Alles, nur nicht Poesie, aber doch so ein recht hübsch unverfrorenes Aberglaubensbekenntniß.

Nein, das geht nicht, und ist wenigstens das schlechteste Geschäft, den Teufel mit Beelzebub auszutreiben. Die tiefer blickende Naturwissenschaft ist ja immer auch zugleich eine Art von Religion, vielleicht die beste, wenigstens die ewige Urquelle aller der Tausende von Religionen, die es allein auf dieser kleinen Erde geben mag. Nach der neuesten und wohl vollkommensten Völkerkunde von Oscar Peschel hat man nie und nirgends einen niedrigsten und thierartigsten Volksstamm ohne Religion gefunden. Rückert, wohl einer der gediegensten Naturdichter (wir erinnern nur an seine „Sterbende Blume") sagt deshalb auch ganz in Uebereinstimmung mit den Forschungen der Ethnologie und Anthropologie:

„In allen Zonen liegt die Menschheit auf den Knieen
Vor einer Macht, die sie empor soll ziehen:
Ein Kind mit Lächeln steht, ein andres mit Geschrei,
Daß von der Mutter Arm es aufgenommen sei."

Unser berühmter Anthropologe, Professor Bastian, hielt einmal eine Vorlesung über den fabelhaften Seelen- und Geisterreichthum sogenannter roher und wilder Völker. Von ihnen hat jeder einzelne Mensch wenigstens zwei bis vierzehn Seelen. Der von Mephistopheles gequälte Faust rief wenigstens noch:

„Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust."

Seidem haben wir's nun aber so herrlich weit gebracht, daß wir gar keine Seele, keinen Geist mehr haben. Was alte Knaben noch so nennen, ist ja, wie jeder Schneidergeselle im Handwerkerverein genau weiß, nur Function, oder nach Vogt etwas viel Unanständigeres, aus dem Hirn. Man kann ja nach der Autorität des großen Kraft- und Stoffhelden den Geist stückweise wegschneiden. Also nichts als etwas Ausschwitzung von Wasser, Fett, Phosphor und was sonst noch für unsauberes Zeug in der Gehirnmasse stecken mag. Professor Virchow kam deshalb auch schön an, als er in dem aufgeklärten Berliner Handwerkervereine öfter vom Geiste sprach. Er fand hinterher in dem Fragekasten einen Zettel voll grimmiger Entrüstung, wie er ihnen, den auf der Höhe der Wissenschaft stehenden Schneider-, Schuster- und Tischlergesellen noch von etwas sprechen könne, was doch durchaus ganz und gar nichts, nichts sei. Professor Virchow mußte sich wie ein armer Sünder entschuldigen und diese aus alter Zeit her stammende Schwäche als ein Nothbehelf des Ausdrucks für die unbekannte, naturwissenschaftlich unerkennbare und deshalb stramm geleugnete Größe erklären. Die Herren Gesellen sollen aber damit doch sehr unzufrieden gewesen sein. Wenn den Genies unter ihnen oder den Größen der freien Gemeinde Jemand noch ein anderes Dogma zumuthet, als daß doch durch „Alles nichts nicht" sei, so meinen sie, man halte sie noch für so dumm, daß sie an Dies oder Jenes glauben sollten.

Nun, hoffentlich bekommen sie von dieser Zeitschrift nichts zu sehen und zu hören, so daß wir ohne Gefahr vor ihrem Zorne von der sonnigen Höhe ihrer Bildung herab nichts zu fürchten brauchen und von der Religion aller Religionen, der Vergöttlichung der Naturmale als der unmittelbarsten Offenbarungen eines einzigen Gottes unter Leitung der gediegensten Forscher bewährte Thatsachen und Tröstungen unverbrannt und ungesteinigt zum Besten geben können. Vielleicht ergiebt sich daraus die wohlthuende Erkenntniß, daß

Digitized by Google

die höchste und tiefste Naturwissenschaft unserer Zeit aus allen Qualen und Zweifeln der Forschung wieder in die ersten Tempel der Natur- und Gottesverehrung führt und wir uns in denselben eines „unendlichen Jenseits des Wissens" erfreuen, die raum- und zeitlose ewige Seligkeit genießen können.

## II.

Wie faß' ich Dich unendliche Natur? Fragt Alles, fragt aber nie und Niemanden, wie? Es weiß es ja doch Niemand, wird's niemals wissen. Das Unendliche, wie sollte es denn jemals zu fassen und zu greifen sein? Da müßte es doch irgendwo und irgendwie eine Grenze, irgendwo Anfang und Ende haben. Alles, was wir Natur nennen, erscheint uns räumlich und zeitlich. Raum und Zeit können aber weder Anfang noch Ende haben und gehen deshalb auch soweit über unser Vorstellungs-, Begriffs- und Fassungsvermögen hinaus, daß wir, genau genommen, in unserem Geiste ganz gleichgiltig dagegen werden. Bekanntlich hat Kant die Wirklichkeit des Raumes und der Zeit überhaupt geläugnet. So sehr uns auch seine Beweise in Verzweiflung setzen, ist's doch wohl am besten, sie so ein bischen gelten zu lassen. Wir fühlen uns dann sofort freier, ungebundener durch Raum und Zeit, und lernen am Ende sogar denken. Möglichkeit und Bedingung aller räumlichen und zeitlichen Ausdehnung ist der Punkt, der bekanntlich weder als mathematischer noch als philosophischer nur den kleinsten Raum einnehmen, noch irgend einer Zeit angehören kann. Also ist der Urquell der Zeit und des Raumes selbst raum- und zeitlos und kann für unsere Vorstellung deshalb schlechterdings immer und überall sein. Aus diesem Grunde nennt auch ein neuer Philosoph den Punkt den Inbegriff der Unendlichkeit, der Allmacht und Allgegenwart, Gott, wofür die Philosophen „das Absolute" oder irgend ein anderes Fremdwort brauchen. Dieser philosophische Punkt ist eben überall und immer und verhält sich deshalb ganz gleichgiltig zu Raum und Zeit, welche Größen also für ihn auch gar nicht vorhanden sind. Wie kommen wir aber daraus zu den räumlichen und zeitlichen Erscheinungen, zur Schöpfung, zur Natur, zur Welt? Es sind schon viele Schöpfungsgeschichten geschrieben worden, aber keine hat uns darüber wirklichen Aufschluß gegeben, nur haben wir dadurch tiefer sehen gelernt, und da kommt das Anonyme, ja erst die Untersuchung, ob diese Welt überhaupt erkennbar sei. Professor Zöllner in Leipzig hat ein dickes Buch über die Natur der Kometen geschrieben und quält sich darin sehr gründlich und ausführlich mit der Frage ab, ob diese naturwissenschaftlich ungemein gründlich durchforschte Natur und Welt mit allen diesen zu Gebote stehenden Mitteln nun endlich einmal für die Wissenschaft erobert werden könne. Der kurze Inhalt seiner Antwort ist: es wird wohl doch nicht gehen, sowie er auch über seine verzweifelt gelehrt untersuchte Natur der Kometen zum Schlusse aussagt: jetzt wissen wir eigentlich noch nichts, aber es könnte ja später noch kommen. Kurz, wo und wie wir die Natur, die Welt durchstudirt haben, so viel wir auch von ihr wissen, sie selbst erkennen wir durchaus noch nicht, und wir stehen noch ebenso wie die ersten Urmenschen einem unendlichen Jenseits des Wissens gegenüber, in welches wir blos mit dem Geiste, mit dem Glauben, mit Religion, Kunst und Poesie eindringen können.

Daher dieselbe Urreligion aller Völker, wie sie es auch über alle Wissenschaft und über alle Zeiten hinaus bleiben wird. Wo und wie wir uns auch die ersten Menschen entstanden denken mögen, sie müssen auf einer Erdober-

Digitized by Google

fläche voll üppigsten, riesigsten Baumwuchses sehen, hören, staunen, sich fürchten und anbeten gelernt haben. Die Erdoberfläche war damals noch fabelhaft warm und reich an Kohlensäure, welche durch den massenhaftesten und üppigsten Baumwuchs in unsere jetzigen tiefen, reichen Kohlenlager, in Brenn- und Nutzholz verwandelt ward. Die erstaunlichsten, erhabensten Eindrücke hatten diese ersten Menschen demnach in gewaltigsten Bäumen und Waldungen vor sich und so wurden Bäume die ersten Naturmale für Vergöttlichung dieser gewaltigsten und erhabensten Eindrücke und die ersten Offenbarungen einer einheitlich gefühlten Gottesallmacht. Diese fühlten alle Völker zunächst als eine einzige. Deshalb fing jede Religion mit Anbetung Eines Gottes, mit Monotheismus an. Zum ersten Male und am gründlichsten hat dies Professor Karl Böttticher vor beinahe zwanzig Jahren in seinem über fünfhundert Seiten füllenden, mit zweiundzwanzig antiken Veranschaulichungen ausgestatteten Werke: „Der Baumcultus der Hellenen" durchweg aus Originalquellen nachgewiesen. Bestimmter läuft sein Beweis darauf hinaus, daß dieser Baumcultus nicht blos das Erste, Ursprüngliche und fortwährend neben dem Bildercultus Bestehende, sondern auch das Endliche und Letzte der Götterverehrung vorchristlicher Völker gewesen. Der Beweis wird am überraschendsten und ausführlichsten in den gottesdienstlichen Gebräuchen und überlieferten Bildwerken der Hellenen und Latiner, beiläufig aber auch der Meder, Armenier, Chaldäer, Indier, Kelten und aller germanische Stämmen geführt.

Die Urreligion und Mythologie der Japanesen kannte er noch nicht. Wir ersehen aber aus dem ersten deutsch geschriebenen Werke eines Japanesen: „Die Götter Japans" von Diro Kitao in Berlin, welches uns als Manuscript vorliegt und wahrscheinlich bald veröffentlicht werden wird, daß der Religionscultus dieser merwürdigen Asiaten von uralten Zeiten her mit der ältesten Religion der Griechen und ihren heiligen Gebräuchen überraschend viel Gemeinsames liefert. Ihr erster und alleiniger Gott Urajas hat die größte Aehnlichkeit mit dem griechischen Zeus Peloros, Lykaios oder Dijovis. Ebenso griechisch, nur dramatischer walten und wirken die späteren japanischen Götter Amatellas (Apollo, ursprünglich Sonne), Seloinaneja (Moud), Syssanoon oder Donnerer, Hereja, die belebende Frühlings-, aber auch sinnreich zugleiche herbstliche Todtesgöttin, die aber auch allem Tode, ganz mit der Naturwissenschaft übereinstimmend, wieder neues Leben hervorzuzaubern weiß. Dazu kommen Vada, der japanische Neptun, der aber zwischen den Tausenden von Inseln mit dem fast immer stürmischen Meere, mit Erdbeben, Sturm- und Springfluthen viel dramatischer wirthschaftet, als sein altgriechischer College, Nymphen, Nereiden, Najaden und Nixen in viel größerer Anzahl und viel liebenswürdigerer Geschäftigkeit als bei den Griechen. Auch die alten Japaner zogen reingewaschen, reingekleidet, mit Blumen und Kränzen geschmückt auf ihre heiligen Höhen und unter heilige Bäume, um dem einzigen Gotte fast ausschließlich pflanzliche, blühende, friedliche Opfer zu bringen und sich seine Gunst zu erflehen. Ueber diese japanische Urreligion erhalten wir in dem erwähnten Werke überhaupt ganz neue und mit fast allen bisherigen Nachrichten und Conversationslexicis im Widerspruch stehende Aufschlüsse. Das erschienene Werk wird Stoff und Gelegenheit genug geben, das jetzt erschlossene Japan uns noch näher zu bringen und uns mit ihm noch besser zu befreunden.

Die Urreligion der erwähnten Völker war also, wie bereits angedeutet ward, eine monotheistische. Sie verehrten die allseitig aus der Natur auf

Digitized by Google

sie überwältigend einwirkende einige ungetheilte Gotteskraft und erkannten in den großartigsten und schönsten Naturmalen den sich offenbarenden Gott selbst. Bäume nun waren die ersten Bildzeichen des Göttlichen, die augenfälligsten, schönsten Male wegen ihrer übermenschlichen Lebensdauer, die allen zerstörenden Gewalten trotzt und in warmen Gegenden immer grünt, blüht und fruchtet, also auch wegen ihrer augenfälligsten, wohlthuendsten Schönheit. Dazu giebt der Baum Nahrung, Schatten, Fruchtbarkeit für umliegende Felder und Fluren, Nutzholz, Feuer und Wasser, denn ohne Wald keine Quellen, keine Bäche, und Flüsse. Zu den Bäumen kamen als göttliche Naturmale denn auch Quellen, Grotten, Haine, merkwürdige Stein- und Felsengebilde als Behausungen der allgegenwärtigen, allmächtigen Gotteskraft.

„Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
Lenkte damals seinen goldnen Wagen,
Helios in stiller Majestät.
Diese Höhen füllten Oreaden
Eine Dryas lebt in jedem Baum,
Aus dem Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum.

Jener Lorbeer wand sich einst um Hilfe,
Tantal's Tochter schweigt in diesem Stein;
Syrinx' Klage tönt aus jenem Schilfe,
Philomele's Schmerz aus diesem Hain,
Jener Bach empfing Demeter's Zähre,
Die sie um Persephone geweint,
Und von diesem Hügel rief Cythere
— Ach umsonst, den schönen Freund."

Man könnte aus japanischen Göttergedichten der Sache nach ziemlich gleich bedeutende, nur etwas minder phantastische Verse anführen. Dies setzt freilich schon spätere Zeiten der Vereinzelung und Individualisirung der Gotteskraft in der Natur in einzelnen Offenbarungen und Personen voraus. Die verschiedenen Völkerstämme und klimatischen Eigenthümlichkeiten ihrer Wohnsitze führten zur Verehrung verschiedener Naturmale und damit zum Polytheismus und Tempelbau für verschiedene Götter, sowie zur Verbildlichung derselben. Aber die göttliche Verehrung der Bäume daneben und auch als Ersatz für Tempel hielt sich durch alle Jahrtausende hindurch bis in's neunte Jahrhundert christlicher Zeitrechnung. Götterbilder und Tempel waren schon längst zerstört, von Winfried's und seiner Missionäre Beile niedergehauen auch viele Bäume, aber die göttliche Verehrung derselben dauerte im Stillen fort, selbst als der Eifer christlicher Machthaber sie zu einem todeswürdigen Verbrechen gestempelt hatte. Welcher Gegensatz! Nach göttlichem und menschlichem Recht bei den Hellenen, sowie vielfach bei anderen Völkern war es ein todeswürdiges Verbrechen, einen geweihten Baum zu entheiligen oder gar zu vernichten. Dieselbe Strafe legt das Gesetz christlicher Fürsten und der Beschluß kirchlicher Machthaber auf Jeden, der nicht blos einen Baum weiht und heiligt, sondern es nur unterläßt, einen heiligen Baum zu vernichten.

Ich glaube, wir leiden immer noch unter der Nemesis dieser Gesetze. Die allerchristlichsten Staaten, wie Spanien, Italien und zum Theil auch Frankreich, wurden und werden für Jahrhunderte lang fortgesetzte Baum- und Waldfrevel immer empfindlicher durch Ueberschwemmungen, sowie durch Versteppungen und Austrocknungen immer größerer, einst blühender und frucht-

Digitized by Google

barer Landesstrecken bestraft. Auch unsere norddeutschen Flüsse und Ströme werden immer kleiner, weil ihnen ihre Ursprungswälder ausgeschlachtet und die norddeutschen Ebenen immer mehr entwaldet werden. Nur in einzelnen, noch nicht von der Hetzjagd des Dampfes und der Industrie ergriffenen Dörfern findet man noch uralte einzelne Linden als letzte Reste der alten germanischen Götterverehrung und freien Rechtspflege durch freie Männer unter ihrem Schatten. Auch die Johanneskrone, der Weihnachtsbaum, der Myrthenkranz, die Weihwedel im jüdischen und katholischen Kirchencultus sind noch Ueberbleibsel aus jener uralten Naturreligion. Ihr monotheistischer Cultus bei den Griechen zertheilte sich unter die Bewohner eines heitern Olymp, denen aber noch lange keine Tempel gebaut wurden. Man weihte und heiligte ihnen vielmehr einzelne Bäume, so dem Vater der Götter und Menschen, den König der Bäume, die Eiche, die Olive der Athene, der Venus die Myrthe, den Lorbeer unserm noch heute oft mißhandelten Apollo und merkwürdigerweise dem Herkules die nüchterne, schwachholzige Pappel. Sie werden aber wohl eine bessere Sorte als die auf unseren Chausseen dazu gehabt haben.

Wie einzelne Bäume, so wurden natürlich auch ganze Haine und Hügel als besonders gottvoll zu Stätten religiöser Andacht geweiht. Diese Haine und Hügel galten eben ohne weiteres als *Gotteshäuser*. Künstliche Tempel und Gottesbilder kamen erst später hinzu, ohne den Baumcultus zu beeinträchtigen. „Weil das Wesen je einer Gottheit" (so lautet eine Stelle von Böttticher) „in der Substanz je eines Baumes lebend und mit ihr verwachsen gedacht wurde, knüpft sich bei den Hellenen die Verehrung der besonderen Götter immer an den Baum. Als im Baum seiend und örtlich in ihm wohnend wird unter seinem Bilde die Gottheit zum ersten Male durch Opfer und Weihspenden begrüßt; mit dem Baume entsteht ihr Cultus, mit ihm wandert er, durch Sprößlinge vom väterlichen Gottesbaum; man pflanzt ihn und heiligt ihn durch Gründung des Altars und Speisetisches. Nach dem religiösen Glauben wird der Sprößling an anderen Stätten von Göttern selbst gepflanzt. Wo ein solcher Baum wegen der Oertlichkeit nicht wachsen konnte, war auch der betreffende Cultus unmöglich. König Mithridates bemühte sich auf alle Weise, den Lorbeer und die Myrthe anzupflanzen, um für Apollon und die Aphrodite Cultusstätten zu gewinnen." Aehnliche Beispiele werden in Bezug auf Anpflanzung des Epheus, der dem Dionysos heilig war, den Oelbaum, angeführt.

Auch mußte bei den alten Griechen alles Gottesgeweihte *bekränzt* werden, wie auch alle Andächtigen bekränzt erscheinen mußten. Dafür waren ebenfalls, je nach der Individualität der Götter, bestimmte Zweige und Blätter vorgeschrieben. Dasselbe gilt von der Besprengung mit Weihwasser. Man durfte sich dazu nur hauptsächlich der Lorbeerzweige bedienen. Der Gebrauch dieser Sprengwedel war bei jeder Cultushandlung unerläßlich, wie der Ysopbüschel bei den Israeliten und noch heute bei den Einweihungen römisch-katholischer Priester.

Die volle Bedeutung des Kranzes im Leben der Alten ergiebt sich aus dem Staatsgesetz der Athener, nach welchem das Verbot, einen Kranz zu tragen, fast eben so nachtheilige Folgen hatte, wie der spätere Bannfluch. Das Verbot des Kranzes hieß zugleich Ausschluß von allen heiligen Rechten und von jeder Theilnahme am Gottesdienst.

Wenn wir uns ein Bild von diesen gottesdienstlichen Gebräuchen in

Digitized by Google

ihren malerischen Verschiedenheiten je nach Zeit und Zone und den verschiedenen alten Völkern machen, so sehen wir die Bekränzung fast überall als gemeinsame Eigenthümlichkeit malerisch hervorleuchten. Bäume und die daraus später hervortretenden Tempel und Gottesbilder, Priester, alle Andächtigen und Betenden, die Opfer, die Weihgeschenke und Spenden — Alles erscheint immer festlich geschmückt und mit Kränzen umwunden. Die Bäume wurden neben den Tempeln und Gottesbildern immer noch besonders geweiht, geheiligt durch Salbung, Kränze, Binden und allerhand angehängte Schmückungen, wobei man oft an unsern Weihnachtsbaum denken muß. Man baut den Herd für Weihrauchopfer darunter, behängt und beschenkt ihn auf jede Weise, und er giebt unterhalb seiner weiten Krone und innerhalb des umschlossenen heiligen Raumes um ihn herum, wie der Tempel selbst Schutz und Schonung, ein sicheres Asyl selbst den von Strafgesetz und Furien verfolgten Verbrechern. Besonders berühmt sind hier der Quirinusbaum zu Rom und die heiligen Eichen und Linden bei Thana geworden. Gott selbst spricht ja aus dem Baume; man lauscht ihm Orakel und Offenbarungen ab. Selbst in unserer baum- und waldfrevelnden Zeit haben Bäume und Wälder mit ihrem Säuseln und Rauschen, ihren erquickenden lebensluftigen Ausathmungen, ihrer den Stürmen und der Vergänglichkeit trotzenden Stamm- und Standhaftigkeit und doch sich leicht wiegenden Zweigen und flüsternden Blättern für den sinnig Lauschenden und mit malerischem Auge Betrachtenden etwas Orakelhaftes, eine Sprache göttlicher Offenbarung. Gute Landschaften auf der Leinwand sind nur dann und deshalb dichterische Kunstwerke, wenn sie in einer bestimmten Stimmung solche stumme Stimmen von sich geben.

Während der Jahrtausende des Baumcultus konnte es nicht ausbleiben, daß solche geheiligte Götterwohnungen dann und wann durch Blitz oder Sturm, durch Nachlässigkeit oder Schuld von Menschen beschädigt oder beschimpft wurden. In solchen Fällen suchte man immer den darin beleidigten Gott durch Sühnopfer wieder zu versöhnen.

Dies ist eine kurz zusammengedrängte Veranschaulichung des Baumcultus. Um ihn in seinen Einzelheiten kennen zu lernen, müßten wir das umfangreiche Meisterwerk Böttticher's und vielleicht noch eine Menge verschiedener Culturgeschichten genau durchlesen. Hier genügt es, nur noch auf einige charakteristische Züge aufmerksam zu machen. Da ist z. B. die bei unzähligen heiligen Bäumen und Tempeln immer wiederkehrende Schlange, die uns heutzutage noch im Laokoon mit Schauder erfüllt. Die Schlange war nämlich bei den Hellenen die Verbildlichkeit des Ortsgeistes oder des Dämon. Die Götter selbst fühlen sich oft zu schwach, sich an einzelnen Orten selbst zu schützen und empfehlen deshalb die ihnen gewidmeten Bäume ausdrücklich den immer schlangenartig dargestellten Ortsdämonen. Daraus erwuchsen mit der Zeit eine Menge heilige Orts-, Heroen- und Familienbäume. Ein sinniger Ueberrest davon ist auch uns noch geblieben. Liebende Eltern pflanzen bei der Geburt eines Kindes, dankbare Gemeinden zur Feier eines Festes, besonders eines Friedensschlusses noch mörderischem Kriege, auch noch ihren Baum, am liebsten eine Friedenslinde.

Bei der Gottheiligkeit der Bäume war es ein beinahe logisch folgender Glaube, daß dem Menschen beim Tode keine größere Seligkeit bescheert werden könne, als die Verwandlung in einen Baum. Wir erinnern uns gern solcher Zaubereien aus Ovid's Metamorphosen. Ebenso erklärlich und noch dazu sinnig ist der Glaube Alt-Japans, daß die ersten Menschen aus

Digitized by Google

Bäumen entstanden seien. Dieser Stammbaum hat auch etwas Gefälligeres als der bereits in fast allen Schulen Mode gewordene Affenabstammungsmythus. Die Griechen ließen wenigstens ihre Götter unter Bäumen und in Hainen geboren werden. Auch bei den alten Semiten gab es solche gottheilige Bäume und Büsche. Man denke an Moses und den brennenden heiligen Busch, an die Gallier und Celten mit dem durch eine Mistelstaude geheiligten Eichenbaum. Weil die Mistel auf dem vollkommensten und ehrwürdigsten aller Bäume wächst, galt dieses seltsame Gewächs selbst durch Jahrtausende hindurch und in England bis auf die heutigen zwölf Weihnachtsnächte für heilig und zauberkräftig. Während dieser zwölf Nächte, vom heiligen Weihnachts- bis zum heiligen Dreikönigsabend, die ja auch heute noch vielfach durch Träume Schicksale des ganzen neuen Jahres verkünden sollen, hängt in der Mitte englischer Gesellschaftszimmer noch oft der Mistelzweig in voller Zauberkraft auf die darunter sich erlustigende Jugend beiderlei Geschlechts, so daß jede Dame, die sich unter demselben erwischen läßt, sich unweigerlich Küsse rauben lassen und vielleicht unmerklich noch einige freiwillig hinzugeben muß.

Die heiligen Bäume und Haine, die uns noch heute in den Schriften und Dichtungen der alten Griechen und Römer mit ihren Götterfesten, Kränzen und Wohlgerüchen, ihren heiligen Mahlstätten erquicken und sich bei unseren alten Deutschen als heilige Parlaments-, Gerichts- und Rechtspflegetempel bis in spätere und in einzelnen Eichen und Dorflinden noch bis auf den heutigen Tag erhielten — sie werden hoffentlich auch wieder wohlthuend auf neueste, wenn auch nüchterne dendrologische Bestrebungen, einen gesundheitlichen und ästhetischen Baumcultus wirken.

„Was einmal war in allem Glanz und Schein,
Es regt sich hier, denn es will ewig sein."

Das Ewige in diesem Baumcultus, in dieser Ur- und Naturreligion ist die unendliche, unerschöpfliche Wahrheit, daß sich unerforschliche göttliche Kräfte in allen Körpern und Erscheinungen der Natur, noch mehr aber in dem „unendlichen Jenseits unseres Wissens" bewegen und bewähren und ewig lebendig auf uns einwirken als — „Gestaltung, Umgestaltung, des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung, belebt von Bildern jeder Creatur".

Digitized by Google

# Sebastian Bachs Clavierspiel.

Von **Louis Köhler.**

Sebastian Bach's Art, das Clavierzu spielen, wird als eine von der bis dahin bekannten ganz verschiedene bezeichnet. Offenbar hatte der Meister hierin ebenso den entscheidenden Schritt gefunden, wie in seiner ganzen musikalischen Tonsprache überhaupt. Sein Spiel verband, so berichtet man, die höchste Kunst mit der vollkommensten Natur. Bis hierher war theils die Kunst der Composition noch nicht so weit gelangt, theils war das Spiel größeren Schwierigkeiten gegenüber, wie Bach sie schuf, nicht gewachsen. Wie Bach eine neue Compositionsweise und darum neue Formen für die Virtuosität in die Welt brachte, mußte er in Geist und Technik zu seiner Zeit auch ein ganz originaler Spieler sein. Man fand, Bach spiele mit einer „Deutlichkeit", daß man gar nicht nöthig gehabt habe, auf die einzelnen Töne zu hören, sondern, daß die Aufmerksamkeit nur auf die wunderbar klar verständlichen musikalischen „Gedanken" und ihren Zusammenhang gerichtet zu werden brauchte. Man wollte damit sagen, daß Bach's Spiel so höchst geistig sei, daß man die Technik vergesse.

Man sann und beobachtete, wie Bach es beim Clavierspielen „mache". Zunächst fand man seine besondere Handstellung auffallend, in welcher alle fünf Finger über die Tasten gelegt wurden, anstatt daß der damals wenig gebrauchte Daumen vor der Claviatur herabhing; man fand auch neu, daß er im Anschlage die Finger mit besonders feiner Fühlung auf die Tasten hinab ließ und dabei sein abgemessenen Grad von Kraft und Druck anwendete; daß er ferner die Finger nach dem Niederdruck nicht gerade aufwärts hob, sondern sie auf der Taste etwas nach innen gleiten ließ*) und den Druck sofort auf den folgenden Finger zu übertragen wußte, wobei die Aufhebung des vorigen Fingers so präcis geschah, daß weder ein Ineinanderklingen der Töne, noch ein Absetzen des Klanges, sondern lautere Bindung zu hören war. Die Erfindung jenes gleitenden Anschlages zeugt von feinstem instinctiven Verständniß des Spielmechanismus! Die für den zarten Mechanismus des alten Claviers so angemessene pinselartig streichende

*) Dieser gleitende Anschlag ist mit der Bezeichnung „Bach'scher Anschlag" noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein benannt worden und zwar durch Prof. Griepenkerl sen. (Vater des Dichters Rob. G.) zu Braunschweig (der Vaterstadt d. Verf.) Der genannte alte Professor, Einer der in den dreißiger Jahren nur ganz vereinzelt zu findenden eingefleischten Bach-Spieler, hatte den „Bachschen Anschlag" durch seinen Lehrer Forkel in Göttingen, dieser ihn durch Bach's Söhne, gleichfalls zu Göttingen, überkommen.

Ich habe in den ersten dreißiger Jahren jenen Anschlag unter meinem Lehrer Andr. Sonnemann, der mit Griepenkerl verkehrte, eine lange Zeit ausschließlich üben müssen und kann nur sagen, daß derselbe auf die Fingergeschwindigkeit und Anschlag-Nüancirungsfähigkeit sehr günstigen Einfluß ausübt. Ausführlich beschrieben und gelehrt habe ich den „Bach'schen Anschlag" in meiner „Systemat. Lehrmath." B. I, 2. Aufl. S. 31, 126 u. 133 unter der Benennung Fingergelenkanschlag.



Digitized by Google

Vorderfingergleitung, wobei mehr die Fläche als die Spitze des Fingers über die Taste fährt, concentrirt die Anschlagthätigkeit in dem Finger und schließt so jene nachhelfende Handbewegung aus, welche die Tonfolge leicht absätzig und den Anschlag stößig macht, besonders dann, wenn die Hand, nach damaligem Gebrauche, oben gerundet steht, wodurch die Knöchel Neigung zum Hervorstehen bekommen und den Finger auf die Taste stauen wollen. Jene gleitende Abziehung der Fingerspitze macht den Anschlag weich und bringt die Finger unter den gleichmäßigen sanften Druck der überall locker gehaltenen Hand.

Man fand dann auch, daß sich Bach eines neuen Fingersatzes bediene, indem er beständig alle fünf Finger, ganz gegen die bisherige Regel, verwendete. Der 1. und 5. Finger wurde von Bach beliebig gebraucht, alle Finger setzten über- und untereinander, wie es die Figuration verlangte und die Fingernatur irgend zuließ; die beiden Endfinger wurden beliebig auf Obertasten, fast nie auf Untertasten, gebraucht. So vermochte Bach leicht und schön zu spielen, was Andere mit ihrem alten Fingersatze kaum holprig zu Stande bringen konnten.

So war es Bach auch möglich, die Stimmenbindung und die thematische Accentuation an jeder Stelle fein durchzuführen.

Daß Bach die Passagen, wie Forkel sagt, „glänzend, rollend und rund, als ob jeder Ton eine Perle wäre", auszuführen vermochte, war, außer der fleißigen Uebung, wohl ebenfalls seiner Handhaltung und dem natürlichen Gebrauche aller fünf Finger zuzuschreiben; nicht minder sein gesangreicher Ton, der mittels des vorhin erörterten „Bach'schen Anschlags" recht eigentlich aus dem Instrumente gezogen wurde.

Bach war sehr für gleiche Ausbildung beider Hände und ebenso auch für fleißige Uebung der von Natur schwachen Finger 3, 4, 5 in ihrer Wechselfolge; er schrieb zu dem Zwecke eigene Uebungssätze in Art der Inventionen, deren Figuren den Fingern eine vielseitige Beschäftigung bieten. Man bewunderte auch Bach, „daß er nicht nur Doppelgriffe und alles Laufwerk mit beiden Händen, sondern auch einfache und Doppeltriller mit gleicher Leichtigkeit und Feinheit auszuführen vermochte". Forkel schreibt:

„Sogar solche Sätze hatte er in seiner Gewalt, worin, während einige Finger trillern, die übrigen derselben Hand eine Melodie fortzuführen haben." Man findet derartige (heutzutage nicht selten vorkommende) Combinationen z. B. in Nr. 2. C-moll ($^{12}/_{8}$ Tact) der dreistimmigen Inventionen (auch „Symphonien" genannt); der erste und letzte Triller beschäftigt die rechten Finger 4 und 5, während zugleich die Finger 1 und 2 einige gebundene Melodietöne spielen, die linke Hand aber das thematische Hauptmotiv dazu spielt.

Außerdem kommen in anderen Stücken, auch zerstreut und kurz in einzelnen Fugen, solche Combinationen vor. Die Nothwendigkeit und der Nutzen einer Ausbildung der schwachen Finger durch tägliche, wenn auch nur wenige Minuten lange Uebung ist selbst jetzt noch Vielen ein Geheimniß oder vielmehr eine Unbequemlichkeit, von welcher man nichts wissen will.

Es ist jetzt schwer, das ganze Gewicht der Bach'schen Kunst zu begreifen, weil man sich nicht getreu in jene Zeit zurück zu versetzen vermag. Als Bach noch jung war, kannte man den vielstimmigen (polyphonen) Stil und die thematische Kunst nicht in der vollendeten Weise und in dem geistigen Phantasiezuge Bach's. In diesem Punkte ist von Bach's Vorgängern bis

Digitized by Google

zu ihm hin vielleicht ein größerer Schritt als von Haydn zu Beethoven, ohne den vermittelnd dazwischen stehenden Mozart. Zu Beethoven's Zeit war das Material im Wesentlichen fertig: man hatte gut ausgebildete Claviere und die Dur- und Moll-Tonarten als allgemeine Grundlage. In der Jugendzeit Bach's waren aber unsere Dur- und Moll-Tonarten noch nicht ausschließlich erklärtes Tonsystem; die Kirchentonarten (z. B. ein D-moll ohne B und Cis) herrschten theilweise noch, und folglich war auch die rechte Modulationskunst noch in drückenden Banden, die erst Bach's Genie löste. Dazu kam, daß von Bach's Knabenzeit bis zu seinem 18. Jahre die Claviere noch „gebunden" waren. So nannte man nämlich die leidige Einrichtung, in welcher je eine Saite für zwei Tasten galt, deren „Tangenten" an verschiedenen Stellen unterschlugen und so, wie die auf den Violinsaiten greifenden Finger, verschiedene Töne in Stufennähe angaben; z. B. die C-Saite wurde für den anschlagenden Tangenten der nebenliegenden Taste auch zum Tone Cis gebraucht, D zu Dis, F zu Fis u. s. w. Die schlimme Consequenz davon war, daß die Claviere nicht temperirt gestimmt werden und folglich auch nicht in allen Tonarten rein gespielt werden konnten. Man war auf nur wenige Tonarten wie C-, G-, F-, D-, B-dur und A-, D-, E-, G-moll ꝛc. angewiesen und diese konnten schon nicht mehr überall rein klingen, so daß man genöthigt war, das Instrument für besondere Tonarten eigens umzustimmen — was bei jener zarten und einfachen Mechanik allerdings eine viel geringere Arbeit war, als bei den starken wirbel- und saitenreichen neuen Instrumenten.

Bach soll sehr rein und unfehlbar sicher, auch mit so großer Gewandtheit vom Blatt gespielt haben, daß er sogar selbst einmal zu einem Freunde in Weimar äußerte: er glaube, es sei ihm möglich, Alles ohne Anstoß beim ersten Anblick zu spielen. Der Freund legte ihm bei Gelegenheit eines Frühstücks einst ein Stück vor, das Bach in gewohnter Art zu spielen begann, dann aber nach einigen Anstößen doch nicht fertig vom Blatt spielen zu können erklärte.

Auch Partituren spielte Bach sehr fertig und war auch im Stande, drei bis vier neben einander gelegte Einzelstimmen rasch partiturgemäß zu übersehen und zu spielen; auch die Kunst, über einem bloßen bezifferten Basse sofort ein Musikstück, oder zu einem dreistimmigen Stücke eine vierte Stimme zu improvisiren, führte Bach bei guter Laune in gesellschaftlichem Kreise gern aus. Bach soll seinen Vortrag mannigfaltig nüancirt haben, so daß man denselben mit einer „schönen freien Rede" verglich; es heißt zudem auch noch (bei Forkel), daß Bach „im Ausdrucke von Affecten stark gewesen sein soll. Obwohl dies bei einem aus innerstem Drange heraus schaffenden Meister selbstverständlich ist, hat die Ueberlieferung dieser Aussprüche doch eine besondere Bedeutung gegenüber einer neuern classischen Clavieristensecte, die Bach'sche Compositionen in gleichmäßig kräftigem Tone, höchstens mit forte und piano wechselnd, wie auch in gleichem Tempo vorgetragen wissen will — vielleicht im Hinblick darauf, daß sich in Bach's Werken vielfach gar keine Vortragsbezeichnung befand. — Daß Bach in der Nüancirung seines Vortrages zugleich maßvoll gewesen, ist gleichfalls ein überliefertes Urtheil, das aber erst in Verbindung mit jenen anderen Eigenschaften den Meister als einen wahrhaft „classischen" charakterisirt.

Bach hat die Technik seiner Kunst, trotz seines Genies, doch mit vieler Mühe und mit großem Fleißaufwande gelernt. Die Theorie war in jener



Digitized by Google

Zeit nur wenig ausgebildet und so hatten es die Lehrer wie die Schüler schwerer als jetzt. Es war noch die Zeit, wo die großen Geister sich selbst erst den Boden der Theorie urbar machen mußten. Viele sonst Begabte mögen damals vor solcher Arbeit nicht zum freien Können vorzudringen vermocht haben; was mit der Zeit an practischer Geschicklichkeit erworben war, blieb bei den Meisten theoretisch unerörtert: Die Kunst der Form war nur erst practischer Instinct und insofern Geheimniß.

Daher kam wohl auch, daß ein fertiger Componist und Spieler schon die Mannesjahre erreicht zu haben pflegte, bevor er zu bedeutenderen Thaten befähigt war; nicht nur die besondere Art der Begabung, sondern auch die vorgeschrittene Theorie war ein Grund dazu, daß in einer spätern Periode der junge Mozart schon als zartes Kind Glänzenderes leisten konnte als Bach im Jünglingsalter.

So hat Bach ohne Zweifel lange suchen müssen, bevor er zu gediegener Reife gelangte. Sehr Vieles, das er vor seinem dreißigsten Jahre geschrieben hat, verdient zum Theil nur historisches Interesse und ist verloren gegangen oder auch später in neu bearbeiteter Form in verschiedene Sammelwerke, auch in das wohltemperirte Clavier übergegangen.

Bach selber lehrte auf dem Grunde seiner festen Methode sicherer als Andere. Im Clavierunterrichte brachte er lange Zeit bei dem Studium eines guten Anschlags und bei der Egalisirung der Finger zu; er schrieb zu solchem Zwecke gewöhnlich kurze Uebungssätze für jede Hand auf und bestimmte zu derartigen Studien sechs bis zwölf Monate; ging dem Schüler die Geduld aus, so brachte er solche an sich trockene Uebungsstellen in Formen kleiner Stücke, indem er sie zu „kleinen Präludien" und „zweistimmigen Inventionen" ausarbeitete. Die Trockenheit mehrerer der letzteren (wie z. B. der Nr. 2, 3, 4, 7) ist daher aus der rein auf den Mechanismus gerichteten Intention leicht zu erklären, nicht minder aber auch ihre übende Kraft; nach diesen Vorbereitungen konnte Bach aber auch bald seine größeren Werke zu üben geben, deren Studium er durch Vorspielen anbahnte. „So muß es klingen!" pflegte er am Schlusse seines Vortrags zu dem danebenstehenden Schüler zu sagen. Dieser Gang war jedenfalls methodisch richtig und konnte wohl zu jener Zeit nicht besser sein, wo eben an vorhandenem geordneten und brauchbaren Unterrichtsmaterial wie auch an guten Beispielen noch Mangel war.

Was sonst über Bach's persönliches Wesen zu sagen ist, lautet zunächst dahin, daß er aller möglichen häuslichen und bürgerlichen Tugenden voll und besonders auch gastfreundlich war. Sein Haus war daher stets voll Besuch.

Als Künstler war er so bescheiden, daß man hätte den Glauben an seine Selbsterkenntniß aufgeben mögen. Auf die Frage, wie er zu einer so hohen Kunstfertigkeit gelangt sei, pflegte er zu antworten: „Ich habe fleißig sein müssen; wer ebenso fleißig ist, der wird es ebenso weit bringen können." Ueber geringere Werke Anderer hat man ihn nie hart urtheilen gehört, außer über mißlungene Arbeiten seiner Schüler. Bach ließ die Componisten seiner Jugend, außer Fux, später ungespielt, sie konnten ihm, dem unvergleichlich größern Musiker, nur auf die Höhe ihrer Kunst verhelfen und ihm dann zum Piedestal dienen; er selbst schuf aus sich eine bedeutendere Epoche, in welcher er von den mit ihm lebenden neueren Meistern, Händel, Caldara, Reinhard, Kaiser, Hasse, Graun, Telemann,

Digitized by Google

Zelenka, Franz Benda, jenen ersten, Händel, natürlich am höchsten hielt.

Während dieser von London dreimal zum Besuch nach Halle kam, wünschten Beide, Meister Händel wie Bach, sich gegenseitig persönlich kennen zu lernen. Um 1719 eilte Bach auf die Nachricht, Händel sei in Halle, sogleich dorthin, dieser war aber bereits wieder abgereist. Bei der zweiten Anwesenheit Händel's in Halle (zwischen 1730—40) war Bach in Leipzig krank, sandte aber schleunigst seinen ältesten Sohn Wilhelm Friedemann nach Halle, Händel zu sich einzuladen; dieser ließ aber erklären, nicht kommen zu können. Als er zum dritten Male (um 1752) nach Halle kam, war Bach bereits todt. — Es will fast scheinen, als habe Händel sich weniger zu Bach, als dieser sich zu Händel hingezogen gefühlt und als ob Händel eine Art von Scheu vor Bach gehabt hätte, die auch freilich nicht ganz unmotivirt gewesen sein würde; denn was die absolute musikalische Schaffenspotenz anbetrifft, so stand darin Bach höher als Händel.

Von jenen anderen Meistern waren Bach ebenfalls persönlich unbekannt: Fux, Caldara, Kaiser; die übrigen kannte und schätzte er; mit Telemann hatte er während seiner Jugend gern Umgang gepflogen.

Händel liegt in der Westminster-Abtei unter einem Mausoleum begraben; Bach's Grab zu Leipzig kennt Niemand.

---

## Thränen und Perlen.

### I.

Du warst so jung, so rein — ich sah zum ersten Mal
Im Kirchlein knieend Dich, im Abendstrahl. —
Das Wort des Herrn empfing Dein Kindersinn,
Und gläubig schautest auf das Kreuz Du hin.
Der Stunde Macht erweckte Thränen Dir — —
Und Deine Thränen schienen Perlen mir!

### II.

Und wieder sah ich Dich — im Kerzenlicht.
Du warst es — doch die junge Christin nicht!
Dein Auge blickte klar, doch fremd und kalt,
Es fehlte d'rin der Unschuld Allgewalt. —
Zwar glänzten auf dem Nacken Perlen Dir —
Doch Deine Perlen schienen Thränen mir! — —

Helene von Götzendorff-Grabowska.

---

Digitized by Google

# Donna Lucrecia.

Novelle von **Ernst Eckstein.**

Zu Anfang der zwanziger Jahre erlangte ich in dem Departement des Gobernacionsministers eine hervorragende Stellung, die mich endlich nach so vielfältigen Kämpfen und Entbehrungen in den Stand setzte, meine theure Estefania, die älteste Tochter der Donna Lucrecia Montes y Garcia als mein Weib heimzuführen. Um diese Zeit kam ein junger Mann von überaus vornehmem Wesen nach Madrid, der, infolge eines Zufalls bei Donna Lucrecia eingeführt, sich mit allem Eifer um Claudia, die jüngere Tochter, zu bewerben schien. Er war erst vor kurzem aus Puerto Rico eingetroffen, wo er zwei ungeheure Plantagen besaß. Sein ganzes Wesen trug den Stempel des Reichthums, der Unabhängigkeit und des Selbstbewußtseins, ohne jedoch in jene lächerliche Aufgedunsenheit des Emporkömmlings überzuspielen, die wir so häufig an unseren Landsleuten zu beobachten haben, wenn sie nach einer mehr oder minder verworrenen Laufbahn jenseits des Oceans mit Gütern gesegnet in ihre alte Heimat zurückkehren.

Don Leandro Cespedes erzählte uns oft und viel von seinen Abenteuern in Cuba, Chile und Brasilien. Er entstammte einem seit lange auf Puerto Rico ansässigem Geschlecht und hatte fast noch als Knabe in Begleitung seines Erziehers einen großen Theil von Europa durchschweift, um später im Auftrag seines Vaters das südamerikanische Festland zu bereisen. Don Alano Cespedes trieb nämlich einen ausgedehnten Handel nach den meisten südamerikanischen Häfen. Leandro, von je ein Freund von Wanderungen und Abenteuern, übernahm diese wichtige Mission um so lieber, als er wirkliches Interesse und Verständniß für unsere großen commerciellen Fragen besaß. Es begreift sich, daß jene Irrfahrten nicht ohne die mannigfachsten Erlebnisse ernster und heiterer Art verliefen. Don Leandro war denn auch unerschöpflich im Erzählen wundersamer Begegnungen, schreckhafter Fährnisse und lustiger Episoden. Die Weise seiner Schilderung war so natürlich und ungekünstelt, daß man den Jüngling schon um dieser Gabe willen liebgewann und ihm gern verzieh, wenn er sonst vielleicht durch allzukühne Schroffheit seines Urtheils verletzen mochte.

Eines Abends — es war gegen Ende des Januar — saßen wir behaglich in Donna Lucrecia's Familienzimmer und freuten uns der erquicklichen Wärme, die aus dem scheitergefüllten Kamin strömte. Von der Höhe der Sierra Guadarrama wehte ein schneidiger Nordwind, und drüben an der Fontaine der Puerta del Sol flimmerten lange, phantastische Eiszacken im unruhigen Schein der Oelflammen. Die Gesellschaft befand sich in freudigster Stimmung; nur Claudia war schweigsam und nachdenklich. Bald indeß sollte ich erfahren, daß nur der Ueberschwang des Glückes ihr die sonstige Klarheit und Regsamkeit raubte. Kaum hatten wir uns zu Tische gesetzt, als Donna Lucrecia mit freudestrahlender Feierlichkeit das Glas ergriff und

Digitized by Google

uns einlud, mit ihr auf das Wohl des neuverlobten Paares Leandro und Claudia zu trinken...

Wir hatten das natürlich vorausgesehen. Claudia war dem jungen Mann mit jener bescheidenen Innigkeit entgegengekommen, die zwar die Schranken weiblicher Schüchternheit nicht übersteigt, aber doch dem Bewerber die vollste Sicherheit giebt, daß seine Huldigungen genehm sind. Leandro seinerseits bekundete fast vom ersten Tage an eine so achtungsvolle und dabei doch so tiefe und leidenschaftliche Liebe, daß an der Redlichkeit seiner Absicht nicht zu zweifeln war. Gleichwohl dachten wir nicht, daß die Sache so weit schon gediehen sei. Unseres Wissens hatten sich Claudia und Leandro niemals allein gesprochen, da die Mutter streng auf die Beobachtung der äußeren Formen bestand, und so kam uns denn die frohe Botschaft von der Besiegelung des Herzensbundes ein wenig überraschend. Estefania, meine Gattin, machte der Schwester Vorwürfe, daß sie ihr, der treuen Gefährtin ihrer Jugend, niemals auch nur die leiseste Andeutung von dem Erwachen ihrer Neigung gegeben, während ich Donna Lucrecia schalt, die von ihrem obersten Grundsatz, demzufolge ich ihr steter und erster Vertrauter sein sollte, so plötzlich abgewichen. Die Dame erklärte uns lächelnd, das Ereigniß sei ihr selbst über den Kopf gewachsen; sie habe kaum Zeit gehabt, sich mit der neuen Sachlage zurechtzufinden, denn die jungen Leute hätten alsbald nach dem entscheidenden Augenblick die Bestätigung und Bekanntmachung ihres Bundes verlangt, und so sei denn keine Zeit übrig geblieben zu einer vertraulichen Mittheilung, wie sie sonst der eigentlichen Verlobungsfeier vorauszugehen pflege.

Die übrigen Gäste — es waren noch einige Verwandte und gute Freunde zugegen, darunter der sehr ehrwürdige Priester von Santa Maria del Carmen, — seit Jahren der Beichtvater Donna Lucrecia's und überdem ein treuer Berather des Hauses und liebenswürdiger Gesellschafter — die Gäste, sage ich, erklärten Donna Lucrecia für hinlänglich entschuldigt und stimmten freudig in die Glückwünsche ein, mit denen wir das überselige Paar begrüßten.

Als man sich nach beendeter Tafel erhob, um wieder nach dem Salon überzusiedeln, reichte Leandro seiner jungen Braut freudestrahlend den Arm und schritt stolz wie ein Sieger über die Schwelle.

„Hat man je ein schöneres Paar gesehen?“ flüsterte der Priester, indem er mir leise die Hand auf die Schulter legte.

„Apollo und Aphrodite!“ gab ich in derselben Weise zurück, denn ich wußte, daß Padre Antonio die classischen Anspielungen liebte.

„Aphrodite, ja, aber vom Sinne der Minerva beseelt! Ein kluges, geistvolles Kind, diese Claudia! Die würdige Schwester Ihrer Estefania“, fügte er mit einer artigen Verbeugung hinzu.

Man setzte sich, wie vorher, in einem weiten Halbkreise um das flackernde Kaminfeuer. Donna Lucrecia war ernst geworden. Ein paarmal nickte sie stumm vor sich hin; dann, zum Priester gewandt, der an ihrer Seite Platz genommen, sagte sie mit einem leisen Seufzer:

„So wäre denn das Glück meiner beiden Kinder nach menschlichem Hoffen gesichert, und kein Schatten würde den Glanz meiner Zukunft trüben, wenn nicht immer und immer wieder die Erinnerung hinüberschweifte in die Tage des Einst und mir ein Bild malte...“

„Nicht doch!“ unterbrach sie der Priester, „wir dürfen uns nicht die

Digitized by Google

Stunden der Freude vergällen, indem wir gegen die ewigen Rathschlüsse der Vorsehung murren! Wer weiß, Donna Lucrecia, welchen Pfad sich der Himmel ausersah, um uns zum Heile zu führen! Der Allmächtige hat Euch schwere Prüfungen auferlegt, aber jetzt vergilt er's Euch tausendfach."

Ich kannte bereits den stillen Kummer, der die edle Frau heimsuchte. Ich wußte, daß sie einst einen reizenden Knaben besessen, der, kaum vier Jahre alt, in den Fluthen des Quadalquivir elend um's Leben gekommen. Dennoch lauschte ich jedesmal, wenn das Gespräch dieses Thema berührte, mit erneuter Theilnahme, denn niemals war mir der Schmerz einer Mutter echter und würdevoller erschienen als hier, wo ein Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren nicht ausgereicht hatte, die Trauer und die Sehnsucht in Schlaf zu wiegen. Einer der Gäste, dem die näheren Umstände des schmerzlichen Ereignisses fremd waren, richtete dieserhalb mit gedämpfter Stimme eine Frage an den Priester, die jedoch von Donna Lucrecia vernommen wurde.

„Habe ich Euch nie davon gesprochen, Don Ramon?" fragte die Witwe wehmüthig lächelnd.

„Niemals, Senora!"

„So hört! — Ich glaube", wandte sie sich wie entschuldigend zum Padre Antonio, „ich komme so am ersten mit meinen Gefühlen ins Klare. Das Bild des Kindes verfolgt mich heute den ganzen Tag. Manchmal ist mir zu Muthe, als ob ich seine Stimme vernähme. Die Erzählung wird mir das Herz erleichtern."

Der Priester zuckte die Achseln.

„Wie Ihr meint, Senora", versetzte er im Ton einer halbunterdrückten Mißbilligung.

Donna Lucrecia verstand ihn.

„Nein, nein", sagte sie, des Priesters Hand ergreifend, „Ihr thut mir Unrecht, Padre Antonio. Es ist keine Auflehnung gegen die Fügung Gottes, kein Groll gegen das Schicksal, der mich durchbebt... Und überdem, bin ich es nicht unserm werthgeschätzten Freund schuldig, daß ich seiner theilnehmenden Frage die entsprechende Antwort gebe?"

„In Gottes Namen!" erwiederte Padre Antonio wohlwollend.

„Ihr wißt doch", begann jetzt Donna Lucrecia zu Don Ramon gewandt, „daß wir bis zum Tode meines unvergeßlichen Gatten — seine Seele möge im Paradiese sein — in der Nähe von Sevilla ein Landhaus bewohnten, dessen zauberhafte Umgebung mich noch jetzt mit einer Art von Heimweh erfüllt, obgleich ich in Madrid geboren und erzogen bin. Im zweiten Jahre unserer Ehe schenkte uns Gott einen Knaben, der in der heiligen Taufe den Namen Camillo empfing und im Schutze unserer Pflege herrlich emporblühte. Als das Kind etwa vier Jahre zählte, kam ein junger niederländischer Maler nach Sevilla, der von dem spanischen Consul im Haag meinem seligen Gatten empfohlen war und viel in unserm Hause verkehrte. Er hatte einen langen nordischen Namen, den wir niemals geläufig aussprechen lernten. Im gewöhnlichen Verkehr nannten wir ihn Bartolomeo, und er ließ sich die Umtaufe gern gefallen, wie er denn auch sonst ein gefälliger und überaus bescheidener Mensch war. Zu unserm kleinen Camillo faßte er eine schwärmerische Zuneigung, die das Kind herzlich erwiederte. Damals war eine Art kleiner Porträtbilder im Schwange, die auf Holz oder Metall gemalt wie Amulete getragen wurden. Auch Don Bartolomeo

Digitized by Google

gab sich hin und wieder mit dieser anmuthigen Spielerei ab, wiewohl er sich als Maler von hervorragendem Talent in der Regel auf große Compositionen aus der heiligen oder der weltlichen Geschichte verlegte. Da ihm nun Camillo als das reizendste Kind erschien, dem er jemals begegnet war, so beschloß er, den Engelskopf, wie er sich ausdrückte, in der gedachten Weise abzuconterfeien und das Bildchen dem Kinde zum Geschenk zu machen. Camillo, der für sein Alter ungewöhnlich klug und geweckt war, gerieth außer sich vor Freude und saß wie eine Bildsäule, als der Maler zur ersten Aufnahme schritt. Tags darauf war Bartolomeo durch ein leichtes Unwohlsein verhindert, in unserer Villa vorzusprechen. Hundert Mal rannte der Knabe an's Fenster und auf die Freitreppe, um nach dem ersehnten Freund auszulugen; aber Stunde um Stunde verstrich, und so war er nicht länger zu halten. Wir mußten ihm die Erlaubniß ertheilen, in Begleitung eines Dieners nach Don Bartolomeo's Atelier zu wandern, wo er denn auch mit offenen Armen bewillkommt wurde. Auch für die folgenden Tage blieb der Maler an's Zimmer gefesselt, und Camillo wiederholte sein stürmisches Verlangen von gestern. Da wir indeß wußten, daß Don Bartolomeo gerade während der letzten Zeit ernstlich beschäftigt war, so hielten wir es für geboten, dem Ansinnen des Knaben diesmal ein kategorisches Nein entgegenzusetzen; wir verharrten dabei selbst dann noch, als Camillo uns die Versicherung gab, das Bildchen werde heute vollendet werden.

Nun, wir handelten nach bestem Wissen und Wollen. Oft genug haben wir uns späterhin die entsetzlichsten Vorwürfe gemacht: mit Unrecht. Niemand konnte die traurigen Folgen jenes Verbotes voraussehen...

Camillo, von dem unbändigen Verlangen nach seinem Freunde und dem versprochenen Bildniß überwältigt, benutzte einen unbewachten Augenblick, um sich heimlich aus dem Hause zu entfernen. In der That erreichte er ungefährdet das Atelier, wo er der Aussage des Malers zufolge das vollendete Miniaturbild in Empfang nahm. An einen Irrthum oder eine Täuschung in dieser Hinsicht ist nicht zu denken, zumal ein hochgeachteter sevillanischer Caballero, der sich zufällig in Bartolomeo's Atelier befand, die Versicherung des Malers Silbe für Silbe bestätigte. Von dort aus muß das unglückliche Kind auf mannigfachen Irrwegen nach dem entgegengesetzten Ende der Stadt gewandert sein; weshalb, ob infolge einer klar bewußten Absicht oder durch Zufall, etwa aus Unkenntniß der Wege und Stege, bleibt uns räthselhaft. Zwei Tage später fand man einen Theil der Kleidungsstücke, die das Kind getragen, an einer gefährlichen Stelle des Stromes im Sande liegen. Irgend ein Anhaltspunkt über Das, was vorgefallen, ist uns niemals gegeben worden. Erst nach Monaten zog man zwei Meilen weiter gen Cadix zu die unkenntlich gewordene Leiche eines vierjährigen Kindes aus dem Wasser... Allem Anschein nach hatte der unglückliche Knabe die so plötzlich eroberte Freiheit benutzt, um hier in der schattigen Kühle ein Bad zu nehmen, wie er dies seit mehr als einem Jahre in Begleitung seines Vaters zu thun pflegte. Der Strom hatte ihn fortgerissen und die schönsten Hoffnungen, die je in dem Herzen einer glücklichen Mutter aufkeimten, unbarmherzig vernichtet."

Donna Lucrecia schwieg. Es entstand eine lange Pause. Claudia, die während der letzten Worte hinter den Stuhl der Mutter getreten war, schlang jetzt beide Arme um ihren Nacken und küßte sie auf die Stirn.

„Komm", sagte sie schmeichelnd, „laß die trüben Gedanken und freue

Digitized by Google

Dich der sonnigen Gegenwart! Hast Du jetzt nicht zwei Söhne anstatt des Einen?"

Auch Padre Antonio bemühte sich, dem Gespräch eine andere Richtung zu geben. In der That gelang es ihm, nach kurzer Frist die volle Heiterkeit und Ruhe der Gemüther wieder herzustellen; und so verlief denn der Abend ohne weitere Mißklänge.

* * *

Drei Monate später war Hochzeit. Niemals habe ich einer Feier angewohnt, die mich so tief und nachhaltig ergriffen hätte. Claudia war ein echt religiöses Gemüth: ihr frommer kindlicher Sinn goß über die ganze Ceremonie einen rosenfarbenen Schimmer der Unschuld und Innigkeit. Auch Donna Lucrecia schien mir im tiefsten Grund ihres Herzens bewegt. Sie besaß ganz das reiche und liebevolle Gemüth ihrer Tochter, wenn sie auch in kirchlichen Dingen etwas freisinniger dachte. Das stumme Gebet, das während der Einsegnung des glücklichen Paares in ersichtlicher Inbrunst von ihren kaum sich regenden Lippen glitt, bekundete mir auf's neue, wie völlig ihr Wesen in der Liebe zu ihren Kindern aufging.

Leandro und Claudia bezogen eine geräumige Wohnung unweit des königlichen Schlosses mit dem Ausblick nach der Sierra. Sie lebten still und geräuschlos; das bunte Treiben der madrileñischen Gesellschaft schien für Leandro jeden Reiz eingebüßt zu haben. Donna Lucrecia ward nicht müde, mir das Glück des jungen Paares in der sonnigsten Farbe zu schildern, und was ich selbst von diesem Glücke zu sehen bekam, schien allerdings nahezu überschwenglich. Claudia war die heiterste, liebevollste und anmuthigste Gattin, die man sich denken konnte, Leandro, der zärtlichste, ritterlichste Gemal; die Innigkeit ihres Einvernehmens ward niemals auch nur durch die leiseste Verstimmung getrübt. Ueberdem trennten sich Beide fast nur für Augenblicke, so daß es in der That schien, als ob Jedes nur in und mit dem Andern zu leben und zu athmen vermöge.

Das Glück Donna Lucrecia's erreichte den Höhepunkt, als Claudia ihr eines Tages die Enthüllung machte, daß sie sich Mutter fühle. Ich kannte die sonst so ernste und stille Frau nicht wieder. Sie lachte und weinte wie ein Kind und umschlang mich bei unserer ersten Begegnung so stürmisch, daß ich mich im Geiste Estefania's, die mir inzwischen einen Knaben geschenkt, fast ein wenig gekränkt fühlte, denn die glückliche Geburt unseres Kindes hatte nicht halb so viel Freude erregt als die Hoffnungen Claudia's.

So verstrich der Sommer in trauter Einförmigkeit. In den ersten Tagen des October überraschte mich Donna Lucrecia zu ungewohnter Stunde durch ihren Besuch. Ich saß, über meine Briefschaften gebeugt, vor dem Arbeitstisch, als sie unangemeldet ins Zimmer trat.

„Sind Sie allein?" fragte sie tonlos.

Ich fuhr empor. Der Anblick ihrer verstörten Züge erschreckte mich.

„Um Gottes willen, was ist geschehen?" forschte ich ängstlich. „Sie erbleichen, Sie schwanken..." In der That hatte es einen Augenblick den Anschein, als ob Donna Lucrecia, von der Macht ihrer Gefühle überwältigt, umsinken wollte. Ihr Antlitz bedeckte sich mit Leichenblässe... Wie besinnungslos schloß sie die Augen...

Gleich darauf schaute sie mich indessen voll an. Der unbeugsame Willen, die edle Charakterstärke, die ich so oft in ihrem Wesen bewundert

Digitized by Google

hatte, schien über alle Anwandlungen der Schwäche die Oberhand gewonnen zu haben.

„Mein Freund", sagte sie mit eisiger Ruhe. „Ich habe eine furchtbare Entdeckung gemacht. Seit drei Tagen schleppe ich mich wie eine Verzweifelnde mit dem entsetzlichen Geheimniß herum, ohne zu wissen, was ich zu thun und zu lassen habe. Es ist mir zu Muthe, als liege mein Herz im Todeskampfe und doch kann es nicht sterben, denn das Schicksal verlängert mein Weh ins Unendliche Da entsann ich mich zur rechten Zeit eines Versprechens, das ich Ihnen einst gegeben habe, ohne mir über seine volle Bedeutung klar zu sein.

Erinnern Sie sich, daß ich Sie in einer glücklichen Stunde zu meinem Vertrauten erkor? Daß ich Ihnen gelobte, Alles, was mich jemals bedrängen würde, in Ihre theilnehmende Seele auszuschütten um Ihren Rath, Ihren Beistand zu fordern? Mein Freund, schwören Sie mir, daß von Dem, was ich Ihnen jetzt enthüllen werde, nie ein Wort über Ihre Lippen kommt, sofern ich nicht die Erlaubniß ertheile. Ich will Ihren Rath, aber nicht Ihren Befehl... Es ist sehr wohl möglich, daß ich Ihrem Rath zuwider handle: alsdann betrachten Sie Alles, was ich Ihnen gesagt habe, als nicht gesprochen. Nur unter dieser Bedingung werde ich reden!"

„Ich versprach ihr, Alles geheim zu halten und bat sie flehentlich, mich nicht länger zu foltern, da ich vor ungeduldiger Angst fast von Sinnen sei.

Sie dankte mir und zog ein kleines Bild aus der Tasche, das sie mit zitternder Hand auf das Pult legte.

„Sie wissen", begann sie nach einer Weile, „daß der Gemal Claudia's ganze Kisten voll abenteuerlichen Geräthes mit sich führt, das er auf seinen Irrfahrten durch Südamerika und Europa gesammelt hat. Gegen Ende der vorigen Woche benutzte ich eine freie Stunde, um in einer dieser Kisten herumzustöbern. Sie enthielt fremdartige Waffen, seltene Steine und allerlei Schmucksachen. Eben wollte ich den Deckel ins Schloß werfen, als mir ein amuletartiger Gegenstand auffiel, den ich mit den Schmucksachen hervorgewühlt hatte. Ich nehme das zierliche Medaillon zur Hand und erkenne... das Bildniß meines Sohnes Camillo."

„Unmöglich!"

„Glauben Sie, das Auge einer Mutter sei hier des Irrthums fähig? Es ist wie ich sage. O, ich kenne diese milden, freundlichen Züge, dieses süße Lächeln um den kleinen, herzigen Mund. Unauslöschlich steht dieses Antlitz in meine Seele gegraben, und wenn seit jenem verhängnißvollen Tage Jahrtausende verflossen wären, ich würde das Bild meines Kindes wiedererkennen."

Ich nahm das Medaillon in die Hand und betrachtete es aufmerksam.

„Ein wunderbares Zusammentreffen!" sagte ich nachdenklich. „Und vermochte Ihnen Leandro keine Aufklärung zu geben, wie das Bild in seinen Besitz gekommen?"

„Leandro?" wiederholte sie, das Antlitz mit beiden Händen verhüllend, „ahnen Sie denn mein Schicksal noch immer nicht? Leandro, der Gatte Claudia's, ist kein Anderer als Camillo, mein verloren geglaubter Sohn!"

Sie brach stöhnend zusammen. Kaum meiner Sinne mächtig, trug ich sie nach der Ottomane, wo sie eine Zeit lang still vor sich hinschluchzte.

Als sie wieder die Fähigkeit der Sprache erlangt hatte, ergriff sie, noch immer am ganzen Leibe zitternd, meine Hand und fuhr fort:

Digitized by Google

„Ich habe den Tag über eine unerhörte Selbstbeherrschung geübt. Kein Zucken meiner Wimpern hat verrathen, was in mir vorging; jetzt aber bricht die Natur durch die künstlich gezogenen Schranken."

Ich versuchte sie zu beruhigen.

„Es wird schon vorübergehen", wehrte sie schmerzlich lächelnd. „Ach, mein Freund, Sie ahnen nicht, was ich gelitten habe. Wie es kam, weiß ich selber nicht, aber beim ersten Anblick dieses Bildes wußte ich Alles. Mein Camillo war nicht ertrunken, sondern auf unerklärliche Weise verloren. Er hatte im fremden Lande ein neues Leben begonnen und seine Heimat vergessen, und nun trat er, von der Allgewalt eines finstern Schicksals geführt, in das Haus seiner Angehörigen, um seine Schwester zu freien!"

„Aber wer sagt Ihnen, daß dieser Leandro..."

Sie unterbrach mich.

„Ich habe Beweise", sagte sie nachdrücklich. „Von der unsäglichen Angst meines Herzens getrieben, habe ich Leandro über sein vergangenes Leben befragt. Er ahnt natürlich nicht, was mich zu diesen Fragen veranlaßt; aber was er mir antwortete, war mehr als ausreichend. Don Alano Cespedes in Puerto Rico ist nur sein Pflegevater. Leandro befand sich bis zu seinem achten Jahre bei einer Zigeunerbande, die Uruguay und Brasilien durchstreifte. Don Alano Cespedes sah ihn bei einer Jahrmarktsvorstellung in Buenos Ayres, und da der Knabe ihm leid that, so nahm er ihn zu sich.

Leandro war dankbar. Don Alano gewann ihn von Jahr zu Jahr lieber, und so wurde der Knabe denn nach Recht und Gesetz adoptirt."

„Aber warum verschwieg er bis jetzt...?"

„Er hat sich seit lange daran gewöhnt, Don Alano als seinen rechten Vater zu betrachten; ja der Gedanke, daß die Bande der Blutsverwandtschaft bei diesem so innigen Verhältniß fehlen, berührt ihn geradezu schmerzlich, daher er denn nur auf meine ausdrückliche Frage eine Thatsache zugestand, die für ihn gar nicht vorhanden ist... Um so schwerer wiegt sie für uns. Nach Allem leidet es keinen Zweifel mehr: meine holde, liebe, unglückliche Claudia hat ihren Bruder geheirathet. Jetzt, da ich das Unerhörte weiß, begreife ich nicht, wie ich die Züge meines Camillo auch nur einen Augenblick verkennen mochte: war mir's doch stets, wenn Leandro redete, als höre ich eine geheimnißvolle Stimme aus einer fernen und doch so vertrauten Welt. Wäre ich meinem Gefühl eifriger nachgegangen, hätte ich mich nicht so ganz in das Glück der Gegenwart vertieft, so wären wir von diesem trostlosen Unheil verschont geblieben."

Ich blickte traurig zu Boden.

„Und was gedenken Sie zu thun?" fragte ich zögernd.

„Das eben will ich von Ihnen hören! Sie wissen, ich bin eine gute Christin, und Gott der Herr möge mich strafen, wenn ich jemals wissentlich Böses gethan habe, ohne es mit Seufzen und Thränen zu bereuen und nach Kräften wieder gut zu machen. Nach den Worten der Schrift ist die Verbindung zwischen dem Bruder und der Schwester ein furchtbares Verbrechen, und die Last dieses Verbrechens trifft mich, die ich darum weiß, nicht aber die ahnungslosen Kinder, die im Glück der Unschuld dahinleben. Was soll ich thun, theuerster Freund? Meine Pflicht wäre es gewesen, den Sohn, den ich unter dem Herzen getragen, zu erkennen und dem Schicksal, das uns jetzt niederschmettert, vorzubeugen. Aber wer wird darunter leiden, wenn ich jetzt den entscheidenden Schritt thue, um diesen Frevel wieder gut zu

Digitized by Google

machen? Wenn selbst Camillo mir gleichgiltig wäre, so bliebe doch Claudia; und das Glück meiner armen Claudia würde für ewig zerstört und zertrümmert sein! Sie hätte nicht nur den Verlust des Mannes zu beklagen, der ihr mehr gilt als Licht und Leben; sie würde nicht nur eine fluchbelastete Waise gebären, nein, auch der Friede ihres Herzens mit Gott wäre ein für allemal vernichtet, wenn ich den Stachel dieses entsetzlichen Bewußtseins in ihre Seele schleuderte. Sie kennen meine Claudia: glauben Sie im Ernst, dieses reine, fromme Gemüth wäre im Stande, über das Furchtbare ihres Verhängnisses hinauszukommen? Claudia, die stille, reine Dienerin des Herrn — und ein blutschänderisches Verhältniß mit ihrem Bruder! Der bloße Gedanke macht mich schaudern! Ihr unausweichliches Loos wäre der Wahnsinn; das Kind, das sie im Schooße trägt, wäre gemordet, noch ehe es das Licht der Welt erblickte; ich hätte mit einem Schlage drei Wesen, die jetzt einer glücklichen Zukunft entgegenreifen, in den Staub getreten!"

Ich war keines Wortes fähig.

„Und doch", fuhr sie nach einer Weile fort, „wenn ich schweige, begehe ich ein Verbrechen! Ich dulde, daß sich Bruder und Schwester nach wie vor in sündiger Liebe umarmen; ich weiß, daß sie frevelu, und indem ich diesen Frevel nicht hindere, begehe ich ihn selber. Die Pflicht drängt mich unausweichlich zu dem Entschluß, ein Bündniß zu sprengen, das die ewige Gerechtigkeit mit ihrem Fluche bedroht hat. Ich habe nur die Wahl, entweder unerhört grausam oder unerhört ruchlos zu sein. Die Wucht dieser Entscheidung lastet zu schwer auf meinem schwachen Gemüth, und deswegen habe ich Sie eingeweiht in die Kämpfe meines Herzens. Sie, mein Freund, sollen mir sagen, nicht was ich thun soll — eine derartige Verantwortlichkeit möchte ich wahrlich meinem Feinde nicht aufladen — nein, Sie sollen mir sagen, was Sie in der gleichen Lage thun würden, oder noch weniger, was die Pflicht im strengsten und höchsten Sinne von einem Christen in dieser Lage verlangt. Ich habe eine Pflicht gegen die Wahrheit, gegen die Tugend, aber ich habe auch eine Pflicht gegen meine unschuldigen Kinder. Welches dieser Gebote wiegt schwerer in der Wagschale des Gewissens?"

„Donna Lucrecia", sagte ich feierlich, „Ihre Mittheilungen haben mich auf's tiefste erschüttert. Darf ich in so schwierigen Dingen eine Meinung äußern, so möchte ich Sie bitten, den Kampf Ihres Herzens noch eine Weile lang durchzukämpfen. Mich dünkt, mit Gottes Hülfe soll sich das Verworrene schon lichten und die Wahrheit zu Tage treten. Ich habe ein felsenfestes Vertrauen zu Ihrer Seelengröße und Ihrer Weisheit; ich bin überzeugt, Sie werden das Richtige besser finden als irgend ein Fremder. Wenn Sie einen endgiltigen Entschluß gefaßt haben, dann lassen Sie uns noch ein letztes Mal über die Frage reden, die ich jetzt nicht zu beantworten wage, die ich nicht beantworten darf, ohne mir eine Entscheidung anzumaßen, die Ihnen allein zukommt."

„Sie haben Recht", versetzte Donna Lucrecia aufseufzend, „ich will die ewige Gnade um Beistand und Erleuchtung anflehen. Und nicht wahr, wie sich die Zukunft auch gestalten möge, Sie verlassen mich nicht, Sie entziehen mir nicht Ihre Achtung, Ihre theilnehmende Liebe?"

„Niemals, theure Mutter!" sagte ich, sie umarmend.

Mit einem Blick voll unendlicher Trauer reichte sie mir die Hand und verabschiedete sich.

* * *

Digitized by Google

Drei Tage später fand sich die Familie wieder im Hause der Donna Lucrecia zusammen wie damals bei der Verlobungsfeier Leandro's und Claudia's. Es waren genau dieselben Personen, und doch, wie Vieles hatte sich seit jenem Tage in der Tiefe unserer Seelen geändert!

Donna Lucrecia legte eine bewundernswürdige Ruhe und Gleichmüthigkeit an den Tag, sie scherzte sogar; nur die ungewöhnliche Blässe ihres Angesichts verrieth mir, wie sehr sie im Stillen leiden mußte. Das Herz blutete mir, wenn ich das junge glückliche Paar beobachtete. Die Art und Weise ihres Verkehrs hatte etwas Bezauberndes; aus jedem Blicke Claudia's leuchtete die reinste Seligkeit, der unbeschreiblichste Zauber des Friedens.

Tags darauf erschien Donna Lucrecia wieder in meinem Arbeitszimmer.

„Reden Sie!" bat ich in fiebernder Aufregung, indem ich sie, kaum meiner Sinne mächtig, zur Ottomane führte.

„Ich werde das furchtbare Geheimniß für ewig in meinem Herzen begraben", versetzte sie würdevoll; „das Bildniß habe ich bereits vernichtet. Ich begehe einen Frevel; aber sei's darum; werde ich doch allein dereinstens für diesen Frevel zu büßen haben. Wer da mit Wissen und Willen sündigt und nie daran denken kann, seine Sünde zu tilgen, der opfert die ewige Seligkeit. Ich weiß das, mein Freund, ich weiß auch, daß mich kein Ablaß der Priester von dieser Sünde loskaufen kann; aber ich will lieber verloren sein, als daß ich meine Kinder in den Abgrund der Verzweiflung stürze... Und in der tiefsten Tiefe des Herzens regt sich mir ein Etwas, das mich beinahe zu rechtfertigen scheint, Etwas, das mir zuruft: Gott, der die Liebe ist kann dich nicht ewig verdammen, denn du sündigst aus Liebe."

„Donna Lucrecia", sagte ich feierlich, „es giebt Verbrechen, die nur dem Schicksal zur Last fallen. Glauben Sie mir, ich habe Sie von Anbeginn geliebt und geachtet; aber von heute an verehre ich Sie wie eine Heilige!"

* * *

Die Ruhe, mit welcher sich Donna Lucrecia von diesem Tage ab in das Unvermeidliche schickte, war nur eine scheinbare. Innerlich von den furchtbarsten Qualen zerwühlt, siechte sie ohne Hoffnung dahin. Kein Zuspruch, keine Macht der Beredtsamkeit war im Stande, die tödtliche Wunde zu heilen. Wenige Wochen nach der Geburt von Claudia's ältestem Kinde erlag die unglückliche Frau ihrem Seelenkummer, ohne daß irgend Jemand außer mir von der wahren Ursache ihres Todes eine Ahnung hatte.

Im folgenden Jahre ward ich nach Barcelona versetzt. Leandro und Claudia, die sich jetzt in Madrid schmerzlich vereinsamt fühlten, zogen, dem Wunsche Don Alano's entsprechend, nach Puerto-Rico. Ich habe sie im Lauf der Jahre noch zweimal wieder gesehen, einmal in Barcelona und das anderemal in San Sebastian, wo wir uns ein mehrwöchentliches Rendezvous gaben. Nach einem langen und glücklichen Leben sind Beide fast gleichzeitig sanft entschlafen. Weder Leandro noch Claudia haben jemals vermuthet, daß Donna Lucrecia um ihretwillen den Tod gefunden. Dem Sohne Claudia's aber, so schwer mich die Aufgabe dünken mag, will ich das Geheimniß enthüllen. Er ist ein starker Geist, ein philosophischer Freidenker. Die Kunde wird ihn erschüttern, aber nicht zu Boden werfen. Mir aber käme es wie ein Frevel, wie eine himmelschreiende Ungerechtigkeit vor, sollte der Heroismus Donna Lucrecia's für ewig verkannt und begraben sein.

Digitized by Google

# Die deutsche Rechtschreibung und die Berliner orthographische Konferenz.

Von **Dr. Daniel Sanders**, Mitglied der Konferenz.

(Schluß.)

Von diesen für die Aussprache geltenden Regeln finden sich aber mehrfache Ausnahmen (s. die angeführten Stellen meines „Katechismus ꝛc."), zunächst, in so fern die Konsonantenverbindungen **ch, sch, sp, st** nicht verdoppelt werden und gleichmäßig nach gedehnten, wie nach geschärften Selbstlautern stehen. Wenn z. B. der Leser das Wort Bruch vor sich sieht, so kann er aus der Schreibweise an und für sich durchaus noch nicht entnehmen, ob er das Wort mit geschärftem **u** (Brúch) auszusprechen hat oder mit gedehntem (Brûch, im Sinne von Moor, Sumpfland), vgl. Küchlein, Küchelchen, welche Wörter mit geschärftem **ü** eine kleine Küche bezeichnen, mit gedehntem dagegen sowohl einen kleinen Kuchen, wie das Junge von Federvieh ꝛc.*), auch z. B. Nachbar mit geschärftem **a u**, nach mit gedehntem vor dem **ch** ꝛc. Um ferner das Wortbild Flucht richtig auszusprechen, muß der Leser schon wissen, ob hier die Konsonantenverbindung **cht** stammhaft ist und also die geschärfte Aussprache des vorangehenden **u** erheischt (in dem von fliehen stammenden Substantiv: die Flucht) oder ob nur das **ch** zum Stamm (fluchen mit gedehntem **u**) gehört, das **t** dagegen angetretner Flexionsbuchstabe ist, vgl.:

Flucht nicht auf eures Feindes Flucht!
Seid froh, wenn er nicht wiederkehrt ꝛc.

Vor **sch** finden sich gedehnt meist nur Doppellaute (vgl. z. B. Fleisch, tauschen, täuschen, getäuscht, keusch, maischen ꝛc.), doch hat z. B. auch das mundartliche fluschen (s. mein „Wörterbuch der deutschen Sprache" I, 473 a) gedehntes **u** und bei dem Imperfekt des immer mit geschärftem **a** gesprochnen waschen (vgl. er wäscht, Wäsche ꝛc.), wusch, wüsche, schwankt die Aussprache zwischen Schärfung und der richtigern Dehnung**) des vorangehenden Vokals.

Ähnlich findet sich vor **sp** gedehnt gewöhnlich nur ein Doppellaut (z. B. räuspern), während einfache Vokale hier in der Regel geschärft sind (z. B. Haspe, Häspe, Espe, lispeln, Knospe, Knöspchen, knuspern).

Dagegen findet sich vor **st** geschärfter und gedehnter Vokal, vgl. z. B. mit dem erstern: Brust, Brüste, Lust, Lüste ꝛc., dagegen mit gedehntem: Wust, wüst, Wüste ꝛc.; ähnlich z. B. auch: Rost, rosten, rösten, Kost, kosten, köstlich, mit geschärftem **o, ö**; dagegen mit gedehntem z. B.: Trost, trösten,

*) S. in meinen „Vorschägen ꝛc." II 3; 87 noch andre Beispiele solch gleich geschriebner, aber verschieden auszusprechender Wörter.

**) Vgl. die Sprachähnlichkeit von schaffen (mit geschärftem **a**), Impf.: schuf, schüfe, (mit gedehntem **u** und **ü**) u. von backen, veraltendes Impf. buk, büke.

Digitized by Google

tröſtlich, Oſtern, Öſterreich ꝛc., vgl. namentlich Oſt, öſtlich, im Hochdeutſchen gewöhnlich mit geſchärftem Vokal geſprochen, im Niederdeutſchen dagegen und zumal von den Seefahrern mit gedehntem (ſ. mein „Wörterb. d. deutſchen Spr.“ II, 483 c ff.).

Aber auch außerdem finden ſich abweichend von der Regel manche gedehnte Selbſtlaute vor einer ſtammhaften Konſonantenverbindung. Der Regel gemäß ſprechen wir z. B. mit geſchärftem Vokal vor **rt**: hart, ein harter, härten, härter ꝛc. und Karte ꝛc., Garten, Gärtner, Spart, Spartgras ꝛc. u. es iſt auch noch keine Ausnahme von der Regel, daſs wir das gedehnte **a** in ſparen auch beim Hinzutritt eines Flexions-**t** in der Ausſprache bewahren, in ſpart, ſparte (wie in ſparſt) ꝛc.; aber wohl bilden die gedehnten **a** und **ä** vor **rt** Ausnahmen in Wörtern wie: Art, Arten, artig ꝛc., Bart, Bärte, Bärtchen, bärtig ꝛc., zart, zarter, zärter, zärtlich, Zärtling ꝛc. Ein Ausländer z. B., der die Ausſprache dieſer Wörter nicht kennt, würde nach der Regel hier das **a u ä** geſchärft ſprechen. Und ſo erſcheinen z. B. auch für das Auge die Wörter ſchwarz, Harz, Quarz als reine Reime, während doch das Ohr das der Regel entſprechende geſchärfte **a** des erſten Wortes deutlich unterſcheidet von dem gedehnten der andern beiden, ſ. andere hierher gehörige Wörter in meinem „Katechismus ꝛc.“ § 34. Z 30 ff. u. S. 98, Z. 21 ff., z. B. Magd; ätſch! ätſchen ꝛc.; Vogt; Mond; Obſt; Propſt; Papſt ꝛc. und beſonders: der Barſch (mit gedehntem **a**) u. barſch (mit geſchärftem); Geburt (mit gedehntem **u**, ſchwäbiſch freilich mit geſchärftem, wie allgemein in gebürtig); auch lübſch mit gedehntem **ü** = lübiſch, lübeckiſch), dagegen hübſch (mit geſchärftem, obgleich ſeiner Abſtammung nach dem höfiſch mit gedehntem **ö** entſprechend) ꝛc.

Andrerſeits muſs hier aber auch (ſ. meinen „Katechismus ꝛc.“ S. 34) das in Norddeutſchland ſich geltend machende Streben erwähnt werden, gedehnte Vokale mehrſilbiger Wörter in einſilbigen Formen geſchärft auszuſprechen, z. B. in Grab, Gras, Tag, Weg ꝛc. trotz der allgemein gültigen Dehnung in den verlängerten Formen (nach denen die Orthographie und — unſrer Überzeugung nach — auch die gut hochdeutſche Ausſprache ſich auch für die unverlängerten zu richten hat): des Grabes, Gräber, graben ꝛc., Gräſer, Tage, Wege ꝛc.

Im Bisherigen haben wir Fälle behandelt, in welchen durch unſere übliche Rechtſchreibung die Dehnung oder Schärfung der Vokale nicht ausreichend und zur Genüge bezeichnet iſt. Andrerſeits aber findet ſich für die Dehnung da, wo ſie wirklich in der Schrift bezeichnet iſt, nicht überall die gleiche und gleichmäßige Bezeichnungsweiſe.

In den Formen z. B. (ich, er) **war**, (wir, ſie) **waren**, (ich, er) **wäre**, (wir, ſie) **wären** bezeichnet das auf das **a** oder **ä** folgende einfache **r** der Regel gemäß zur Genüge die Dehnung des Vokals (vgl. dagegen z. B. mit Doppel-**r** nach geſchärftem Vokal: Narr, Narren, Närrin ꝛc). u. ſobald man weiß, daſs in den Formen: (du) warſt, wärſt, (ihr) wart, wärt das **ſt** oder **t** hinter dem **r** nicht zum Stamm gehört, ſondern Flexion iſt, ſo iſt auch hier die Dehnung für die Ausſprache klar, während, wo das **t** zum Stamm gehört, z. B. wart der Regel nach mit geſchärftem **a** zu ſprechen iſt, vgl. z. B.: „Wart!“ ſagte er zu mir, weil ihr noch nicht da **wart** ꝛc. Nun hat man aber neben den Formen des Imperfekts von

Digitized by Google

Der treue Wächter.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der liebste Mann im Städtchen.

Digitized by Google

Digitized by Google

sein die gleichlautende des Eigenschaftwortes wahr, z. B. auch: die wahren Gründer ꝛc., des Zeitworts wahren (vgl. ge-, be-, verwahren ꝛc.), worin die Dehnung durch ein beigefügtes h bezeichnet ist, und des Substantivs: die Waaren, worin die Verdopplung des Vokals zur Dehnungsbezeichnung dient. Indem hier unsere allgemein übliche Rechtschreibung ihre Fülle oder — vom rein phonetischen Standpunkt aus — ihren Überfluss an Bezeichnungen für denselben Laut zur möglichst verdeutlichenden Sonderung des Gleichlautenden*) nach der begrifflichen Verschiedenheit benutzt, zeigt sie eben einerseits, dass sie keine reine und vollkommene Lautschrift ist, u. andrerseits, dass sie neben den Forderungen der möglichst deutlichen und bestimmten Lautbezeichnung auch dem von mir mehrerwähnten Verdeutlichungsstreben huldigt. Die sogenannte historische, d. h. nach dem Mittelhochdeutschen zurückstrebende Schule wird dagegen geltend machen, daß der in der heutigen Sprache gedehnte Laut des a in war (mittelhochd. was), Waare (mhd. ware) u. dem Verbum wahren (mittelhochd. ware von war) einer organischen Kürze entspricht, während das gedehnte a in dem Adjektiv wahr eine organische Länge ist u. daher im Mittelhochdeutschen auch als solche durch den Cirkumflex über dem â bezeichnet wird (wâr). Die reinen Phonetiker dagegen, die natürlich die Lautverhältnisse nicht der mittelhochdeutschen, sondern der heutigen Sprache berücksichtigt wissen wollen, werden doch hier mit den Historikern**) in der Verwerfung des zweiten a oder des h nach dem a zur Bezeichnung der Dehnung übereinstimmen, sich auf die Behauptung stützend, „dass, wo in der gesprochenen Rede das Ohr denselben Laut höre, auch in der Schrift für das Auge keine Unterscheidung nöthig oder selbst nur erwünscht sein dürfte." Dieser Einwurf ist jedoch hinfällig; denn der gesprochenen Rede stehen durch den Ton, die Geberde und den Zusammenhang des schneller gesprochenen Satzes, endlich selbst durch die größere Empfänglichkeit des nicht mit der Thätigkeit des Lesens beschäftigten Zuhörers eine Masse andere Verdeutlichungsmittel zu Gebote***).

Für die Übereinstimmung zwischen den reinen Phonetikern und den Historikern führen wir hier die Äußerungen Jak. Grimm's in seinem „Deutschen Wörterbuch" Bd. 1, Sp. 3 an, wo er sagt:
„Einleuchtend ist auch das überwiegende unbezeichnetlassen der dehnung allein richtig und die zweite weise [die Verdopplung des a und die Hinzufügung eines h] hätten längst verworfen werden sollen, da kam und lahm, war, haar und jahr uns völlig gleichen laut haben, um unterschiede wie war (fui) wahr (verus) wären (fuerunt) waaren (merces) wahren (servare) darf man unbesorgt sein.

Einzelne a bleiben auch vor zwei konsonanten gedehnt und unge-

*) Eine vollkommen durchgeführte Sonderung war freilich mit den zu Gebot stehenden Zeichen nicht möglich, da wahren sowohl eine Form des Adjektivs wie das Verbum sein kann.

**) Die strengen Historiker wollen hier abweichend von den Phonetikern nur einige sogenannte organische (d. h. ursprünglich lautende, doch durch den Fortfall eines darauf folgenden Vokals lautlos gewordene) h bewahren, z. B. in Ähre (mhd. âher, n), Zähre (mhd. zaher, pl. zehere), Gemahl (mhd gemahel), Stahl (mhd. stahel, aber auch schon zusammengezogen stâl) ꝛc., vgl. Andresen Orthogr. S. 23 ff.

***) Worte des Professors von Sallwürk aus einer Besprechung meines „Orthographischen Wörterbuches" in den „Deutschen Blättern für erziehlichen Unterricht", herausgegeben v Friedr. Mann 1876. S. 3.



Digitized by Google

kürzt art bart scharte, spart wart (fuistis) zart und mit eingeschaltetem h: fahrt, bejahrt, wahrt."

Die Beispiele des letzten Absatzes aber müßten nach meinem Ermessen selbst Diejenigen, welche auf das Verdeutlichungsstreben in unserer Schrift gar keine Rücksicht nehmen und nur die reine und vollkommene Lautbezeichnung auf ihre Fahne schreiben, grade von diesem ihren Standpunkt aus förmlich dazu drängen, nach Verwerfung der Dehnungsbuchstaben deutlich erkennbare Dehnungszeichen in unsere Schrift einzuführen, sei es nun der mittelhochdeutsche Cirkumflex oder der für das Schreiben bequemere Längestrich über dem Vokal (dem vielleicht als Gegensatz der Akut [´] als gelegentliches Schärfungszeichen gegenüber zu stellen wäre, s. o.).

Es ist ein offenbarer Mangel in unserer Schrift, daſs wir z. B. an dem Wortbild wart (s. o.) die richtige Aussprache nach Dehnung oder Schärfung nicht an und für sich erkennen, sondern darüber erst zu urtheilen im Stande sind, sobald wir aus dem Zusammenhang erkennen, ob das t am Schluſs stammhaft oder Flexionsbuchstabe ist (vgl. Spart mit geschärftem a = Spartgras, dagegen mit gedehntem als Form von sparen ꝛc.). Dagegen ist es schon vom rein phonetischen Standpunkt aus vollkommen gerechtfertigt, daſs unsere übliche Schreibweise von dem Adjektiv hart mit geschärftem a, wie für das Ohr, sofort auch für das Auge (durch Verdopplung des a) die Verbalform mit gedehntem a unterscheidet, z. B. in dem Satz: Der Pelz haart aus. Und hier wäre — immer noch rein vom phonetischen Standpunkt aus geurtheilt, — die Tilgung des einen a (die von diesem Standpunkt für Formen, wie: Haar, Haare, haaren vollkommen zuläſsig ist), wie die Streichung des h z. B. in Fahrt, Fährte ꝛc. offenbar eine Verschlechterung und keine Verbesserung*), wie sie allerdings vorläge, wenn man die vollständige Durchführung folgender Regeln nicht bloß beschließen, sondern auch im Volke durchsetzen könnte:

„1) Sämmtliche Dehnungsbuchstaben in unserer Schrift fallen fort, dagegen wird die Dehnung, wo sie nicht von selbst erhellt, durch einen Strich über dem Vokal bezeichnet.

2) Jeder unbezeichnete nicht-diphthongische Selbstlauter vor einer Konsonantenverbindung (wozu außer den Doppelkonsonanten auch ch, sch, sp, st zu rechnen sind) hat geschärfte Aussprache; vor einfachen Konsonanten (auch vor ß) dagegen hat er gedehnte.

3) Daher (s. 1; 2) ist über jeden gedehnt auszusprechenden nicht-diphthongischen Selbstlauter vor einer Konsonantenverbindung der Dehnungsstrich zu setzen."

Fänden diese 3 Regeln die allgemeine Zustimmung des Volks, so hätte man damit vom rein phonetischen Standpunkt aus allerdings eine sehr wesentliche Verbesserung und Vereinfachung unserer Rechtschreibung gewonnen, zumal wenn man gleichzeitig den Längenstrich u. den Akut zur gelegentlichen Hervorhebung der Tonsilbe — zugleich mit Unterscheidung ihrer Dehnung od. Schärfung — verwendete.

Man würde (um zunächst auf die in Rede stehenden Wörter zurückzukommen) an dem unbezeichneten a (od. ā) in den Wortbildern: hart, härte, wart, warten, Spart, vgl. Garten, Gärtner, Härte, härten, härter, Wärter ꝛc. die geschärfte Aussprache erkennen; dagegen die Dehnung

*) S. mein „Orthographisches Wörterbuch, p. XIV.

Digitized by Google

durch den Längestrich bezeichnen z. B. in Formen wie: Der Pelz **härt** od. **härte** aus. Ihr **wärt** fleißig, und in anderm Sinne: Ihr **wärt**, sie **wärten** den Anstand. Spärt keine Kosten! Ärt, Bärt, zärt, bärtig, zärtlich ꝛc., auch z. B.: Ihr **wärt** glücklich, wenn ir zufriden **wärt**, u. in anderer Bedeutung: die Freude **wärt** (od. **wärte**) nicht lange ꝛc., auch z. B.: er **färt**, ir **färt**, die **Färt**, **Färten**, **Färte**, **Gefärte** ꝛc., ir **fürt**, **fürt** ꝛc., vgl. auch: du **fürst** (aber mit geschärftem ü: der **Fürst**). Gebürt (aber: gebürtig) ꝛc.; ferner mit geschärftem Vocal vor dem **ch** (s. o.) z. B.: Nachbar, Stachel, Sache, sachlich, sächlich ꝛc.; stechen, sprechen, spricht ꝛc.; sprich, spricht, sich ꝛc.; Koch, Köche, kochen, kocht, Hochzeit ꝛc; Küche, Küchlein, Küchelchen (= kleine Külche), Bruch, brüchig, Spruch, Sprüche, Flucht, flüchtig ꝛc.; dagegen mit gedehntem Vokal z. B.: näch, stäch, stäche ꝛc; sich, fichen, richen ꝛc.; höch, höchlich; Küchen, Küchlein, Küchelchen, Brüch, flücht, flüchte ꝛc., vgl. ferner: Busch, Büsche ꝛc. u.: wüsch, wüsche (s. o.), auch: barsch u. Barsch, hübsch u. lübsch ꝛc.; auch (s. o.): schwarz u. Härz, Quärz; ferner: Mägd, Mägde ꝛc., trätschen ꝛc.; Vögt, Vögte; Pröpst, Pröpste, Öbst; du löbst, er löbt, löbte; Päpst, Päpste; gäbst, gäbst, ir gäbt, gäbt ꝛc., ferner auch nicht bloß mit stammhaftem **S**-Laut vor dem Flexions-**t** (s. o), z. B. ir läst, er list, köst ꝛc., dagegen mit geschärftem Vokal vor **st** (als Ligatur) z. B.: Last, List, Kost, kosten, köstlich ꝛc., aber wiederum mit gedehntem Vokal, z. B.: Trōst, trōsten, trōstlich, Östern u. s. w., auch z. B.: Prister (vgl. Geschwister ꝛc.); ferner z. B. ērst, der ērste (als Ordnungszahl) ꝛc., aber auch: du ērst, er (si, ir) ērt von eren, Ere, die des Dehnungsstriches vor dem einfachen **r** nicht bedürfen, welcher aber z. B. in entēren an seiner Stelle ist, um von den drei **e** das mittlere als die betonte gedehnte Silbe hervorzuheben, vgl. namentlich: du **entērst**, er (si, ir) entērt, er (s. o.)entērte, unterschieden von der auf der ersten geschärften Silbe betonten Formen des seemännischen Zeitworts entern: du **enterst**; der Feind **entert**, **enterte** das Schiff, wo man zur Verdeutlichung statt des ersten unbezeichneten **e** überall füglich das **e** mit dem Akut (é) setzen könnte, vgl. neben Ker, keren, nicht bloß: du kērst, er (si, ir) kērt; kērte, kērtest, kērtet ꝛc., sondern auch schon zur Hervorhebung der betont-gedehnten Silbe: der Verkēr, verkēren, wie in den Formen: des Verkērs, du verkērst, verkērt, verkērte ꝛc., da ohne Bezeichnung der Dehnung (sei es durch den Dehnungsstrich oder, wie in unserer üblichen Schreibweise, durch das Dehnungs-**h**) die Formen Verker, Verkers, verkerst, verkert, verkerte, verkertest, verkerten sich dem Auge als Reime zu Kerker, Kerkers, kerkerst, kerkert, kerkerte, kerkerten darstellen würden *), vgl. ferner: el, felen, Feler ꝛc., aber nicht bloß: fēlst fēlt, fēlte ꝛc., sondern auch z. B. Befēl, (vgl. auf der 1. Silbe betont: Schwefel), befēlen ꝛc., aber befal, beföle, befolen, wo auf den gedehnt-betonten **a**, **ö**, **o** kein Dehnungsstrich nöthig ist, dagegen wegen der auf den gedehnten Vokal folgenden Konsonantenverbindung, wie: des Befēls; ir befēlt, auch: du befälst, ir befält, du befölst, ir

*) S. mein „Orthographisches Wörterbuch" S. XIV, XV.



Digitized by Google

befölt; du befilst, er befilt und ohne diesen Grund, bloß die betonte Silbe hervorzuheben, deutlicher befil als befil ꝛc.; vgl. ferner z. B. auch: **Gebet** den Armen! Das ist besser als plappernd **Gebēt**. — **Packet** die Bücher zu einem **Packēt** zusammen! Die **Packēte**; **Trompēte**, **Drommēte** ꝛc. Eine Rumpelkutsche oder **Karrēte** ꝛc. Ferner hätte man z. B. zu schreiben, neben der **Al**, die **Ale**, **alen** (= Ale fangen), doch: des **Als**, du **ālst**, ir **ālt**, er **ālte** (vgl. mit geschärftem **a**, das Bindewort als u. die Formen des Adj.: alt, alte ꝛc.), neben Han, des **Häns** (vgl. des Hans, als Eigenname), auch z. B.: Hängefecht, da (ohne Dehnungs-Zeichen od.-Buchstaben) in Hangefecht das **ng** leicht als nasales **n** aufgefaßt werden könnte, vgl. Schwängefieber, Wängebilde, Zängeschwulst, Bängebäude ꝛc., auch z. B. Bänknotenpunkt, vgl. Banknoten, wo in der ersten Hälfte der Zusammensetzung Bank das **n** im **nk** nach dem geschärften **a** nasal ertönt ꝛc.; ferner z. B. neben wol, das Wol, doch: des **Wōls**, am **wōlsten**, **wōlfeil**, (vgl. Wolfeisen ꝛc.) Wōlleben (vgl. Wolluſt) ꝛc.; neben Lon, lonen, lönen, doch z. B.: des **Löns**, du **lönst** (vergl. sonst), **lönst**, **lönt** ꝛc.; neben Or, Ör, boren, Borer doch z. B.: des **Örs**, Örs, Örring ꝛc., du **börst** (vgl.: das Grundeis **borst**), er **bört**, **börte** (vgl. die Borte); neben Bule, bulen, doch: **bülst**, **bült**, **bülten** (vgl. der Bulten); neben kün, doch: von den **Künsten** (vgl. Künsten); neben schilen, doch: du **schīlst**, er **schīlt** (vgl. schilt), neben dinen, Diner ꝛc., doch: du **dīnst**, der Dinst (vergl. Gewinst), dīnstbar ꝛc., auch (s. o.) zur Hervorhebung der gedehnt-betonten Silbe z. B. Barbir, barbiren, Quartīr, einquartīren, regīren, Regīrung ꝛc., hantiren, glasiren, glasirt ꝛc.

Eine Umgestaltung nach den im Obigen wohl zur Genüge angedeuteten Grundsätzen würde unsrer Rechtschreibung freilich ein sehr verändertes Aussehen geben, aber, wenn das Volk sich zu einem solchen Bruch mit dem Bestehenden entschließen könnte, so wäre damit — wenigstens vom rein phonetischen Standpunkt aus — wirklich eine wesentliche Verbesserung und Vereinfachung in gründlicher Durchführung gewonnen*). Zu einem so vollständigen Bruch mit dem Bestehenden aber hat man sich in der Konferenz natürlich nicht entschließen können, da man seine Aufgabe darin erkannte und erkennen mußte, nicht eine neue Rechtschreibung zu schaffen, sondern nur die bestehende zu ordnen, zu regeln und sicher fest zu stellen. Dagegen hat, wenigstens bei der ersten Lesung, die Mehrheit der Versammlung sich für eine — nach meiner Anschauung — höchst beklagenswerthe halbe Maßregel erklärt, nämlich, ohne Einführung eines Dehnungszeichens als Ersatz, die Dehnungsbuchstaben nach **a**, **o**, **u** und deren Umlauten in den meisten (nicht in allen Fällen) zu tilgen, sie dagegen bei **e** und **i** in ihrem heutigen Bestande zu belassen. Beklagenswerth aber erscheint mir diese halbe Maßregel nach jeder Richtung **): das „rein phonetische Prinzip" ist nicht durchgeführt, dagegen das nicht zu beseitigende und in manchen Ausnahmen widerwillig anerkannte „Verdeutlichungsstreben" verkümmert und geschädigt;

*) Vgl. Zur Begründung der Schrift: Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Orthographie. Von R. v. Raumer. Berl. 1875. S. 14.

**) Vgl. meinen Aufsatz in v. Holtzendorff's „Jahrbuch für Gesetzgebung ꝛc." IV, 1, 216.

Digitized by Google

unsere Rechtschreibung ist dadurch nicht befestigt, sondern bedeutend mehr ins Schwanken gebracht; für den Schreibenden ist keine einfache, ausnahmslose Regel in Betreff der Dehnungsbezeichnung gewonnen, im Gegentheil hat er nur andere, neue Ausnahmen zu lernen und die geringe Ersparung an einzelnen Buchstaben soll und darf doch wohl kaum ins Gewicht fallen; für den Lesenden aber ist die deutliche Bezeichnung der Aussprache nach Dehnung oder Schärfung nicht besser geworden als in unserer bisherigen Schreibweise, sondern im Gegentheil viel schlechter und außerdem ist durch die vielen gleichen und ununterschiedenen Schriftbilder für Wörter, nicht bloß verschiedener Aussprache, sondern auch verschiedenen Sinns der rasche Überblick und das leichte Verständnis gehemmt und erschwert.

Zur Erläuterung brauche ich, glaub' ich, Nichts hinzuzufügen als einen Hinweis auf die erwähnten Ausnahmen.

Obgleich nach dem erwähnten Mehrheitsbeschluss das h gestrichen werden soll, z. B. in: die Fuhr, ich fuhr, Ruhr, führen, rühren ꝛc., also auch — trotz der folgenden Konsonantenverbindung in: fuhrst, fuhrt, führst [vgl. Fürst mit geschärftem ü], führt, rührst, rührt ꝛc., so soll doch das h beibehalten werden in Uhr, fem., zur Unterscheidung von Ur, masc. (= Auerochs) od. als Vorsilbe. So soll auch z. B. Mume ohne h geschrieben werden, aber doch mit h: der Ruhm, dem Ruhme, rühmen u. des Ruhms, du rühmst, er rühmte ꝛc., um den Ruhm zu unterscheiden von dem Zuckerrohrbranntwein, wofür allerdings sich die englische Schreibweise Rum (auszusprechen: römm) häufig findet, während der deutschen Aussprache des eingebürgerten Wortes mehr die Schreibweise Rumm (mit doppeltem m) entspricht*). So sollen die Dehnungsbuchstaben allerdings gestrichen werden in: der Aal, Plur.: die Aale und dem Verbum aalen [also auch — so. — z. B.: er alt, alte] u. in: die Ahle [= Schusterpfriem ꝛc.], auch in fahl, Fahlleder ꝛc., Stahl, stählen ꝛc., dagegen bestehen bleiben in: (er befahl, empfahl, stahl; Diebstahl, Diebstähle; mahlen wegen des Zusammenhangs mit: befehlen, empfehlen, stehlen, Mehl (da die Dehnungsbuchstaben beim e unangetastet bleiben sollen), wonach denn auch fernerhin geschrieben werden soll: befohlen, gestohlen ꝛc. [aber folgewidrig: unverhohlen, helen, Hel]; ich befähle od. beföhle, stöhle ꝛc.; befiehlst, befiehlt, befiehl!, stiehlst ꝛc. u. Mühle [trotz: kül, Küle, Stüle, fülen, du fülst, er wült ꝛc.] Man beachte dabei besonders, dass grade beim i die von den reinen Phonetikern so vielfach bespöttelte vierfache Weise, die Dehnung zu bezeichnen, (i, ie, ih, ieh) vollständig beibehalten wird, z. B. in wir, ihr schielt, empfiehlt ꝛc.

Der geneigte Leser begreift ohne Weiteres, dass und weshalb ich nicht bloß bei der ersten Lesung zu der den Mehrheitsbeschluss bekämpfenden Minderheit gehörte, sondern auch nach erfolgter Annahme des Beschlusses den bedingten (eventuellen) Antrag stellte, falls man bei diesem Beschlusse beharre, dann lieber gleich die Tilgung der Dehnungsbuchstaben überhaupt und als Ersatz die Einführung eines Dehnungszeichens, sei es des Cirkumflexes oder des für das Schreiben bequemeren Dehnungsstriches zu beschließen.

Bei der zweiten Lesung freilich brachten fünf Mitglieder der Mehrheit selbst den bedingten Antrag ein, falls die beschlossene Tilgung der Dehnungs-

*) S. mein „Orthograph. Wörterb." S. 119 a u. mein „Fremdwörterbuch II, 455 a.

Digitized by Google

buchstaben nach a, ä, o, ö, u, ü auf unüberwindliche Hindernisse stoße, auf die ursprüngliche Raumer'sche Vorlage zurückzugehen, welche die Dehnungsbezeichnung im Ganzen auch hier wie bei e und i, dem heutigen Schreibgebrauch gemäß beibehält.

Ich bin überzeugt, dass die zuerst von der Mehrheit beschlosne halbe — als Anschluss an das Bestehende entschieden zu weit u. als endgültiger Abschluss entschieden nicht weit genug gehende — Maßregel im Volke auf einen sehr entschiedenen, unüberwindlichen Widerstand stoßen wird und muss. Dieser wird sich dann auch wohl gegen die Tilgung des h in allen th deutscher Wörter richten, zumal im Zusammenhalt mit dem folgewidrigen Beschluss, in Fremdwörtern das phonetisch bedeutungslose h in dem th nicht zu tilgen.

Ich habe im Gefühl meiner Pflicht gegen das Gesammtvaterland im Vorstehenden meine Überzeugung offen u. rückhaltlos ausgesprochen. Die nächste Zukunft muss zeigen, ob ich mit dieser meiner Überzeugung vereinzelt dastehe, oder ob ich die große Gesammtheit des Volkes vertrete und hinter mir habe.

Inzwischen aber schließe ich mit dem alten Wort:

Dixi et salvavi animam meam.

---

## Der liebste Mann im Städtchen.

(Mit Illustration.)

In unserm Städtchen lebt ein Mann,
Den lieb ich über alle Maßen;
Daß ich ihn heimlich treffen kann,
Durcheil ich oft ein Dutzend Straßen.

Zwar geht er täglich oft vorbei
Und grüßt herauf zu dem Balkone,
Doch schüttelt er das Haupt dabei,
Wird ihm kein Dankesblick zum Lohne.

Wie klopft mein Herz, hab ich erblickt
Den uniformgeschmückten Wandrer!
Wie jauchz' ich, wenn er lächelnd nickt!
Welch' bitt're Täuschung — ist's ein Andrer.

Er nickt — er naht mit schnellem Schritt,
Verlangend reich ich ihm die Hände —
Was ich ersehnt, er bringt es mit!
Nicht geiz' ich mit der Dankesspende — —

Wer ist es, der da zaubern kann
Zu heitern Mienen die betrübten?
Briefträger ist der theure Mann
Und bringt mir Briefe vom Geliebten.

Elly Greger.

---

Digitized by Google

# Die Brüder.

Eine Erzählung aus der Gegenwart von **Adolf Rutenberg.**

## I.

In einem kleinen einfenstrigen Zimmer der dritten Etage eines Hauses in der Marienstraße zu Berlin saß zu später Abendstunde bei einer sparsam brennenden Petroleumlampe ein junger Mann, der mit großem Eifer in einem aufgeschlagen vor ihm liegenden Folianten las und dazu aus einer bis auf den Fußboden reichenden Tabakspfeife blaue Ringelwolken in die Luft blies. Es war eine markige, überkräftige Jünglingsgestalt mit schönem, ausdrucksvollen Kopf, von dem sich eine Fülle dichten, dunklen Lockenhaares über Hals und Nacken ergoß. Die Züge des Gesichts — soweit sich dieselben bei dem matten Licht des Studirlämpchens erkennen ließen — waren scharf markirt und zeigten jenen echt aristokratischen, typisch-reinen Charakter einer durch und durch edlen, von dem vollsten Bewußtsein der Menschenwürde getragenen Seele. Ihr gegenwärtiger Ausdruck war noch besonders erhöht durch den Abglanz der geistigen Thätigkeit, der sich der junge Mann mit ganzer Energie hinzugeben schien. Auf seiner stark ausgearbeiteten Stirn lag tiefer Gedankenernst. Der festgeschlossene Mund verrieth Aufopferungsfähigkeit, Ausdauer und leidenschaftlichen Wissensdurst. Es mußte dem aufmerksamen Beobachter klar werden, daß hier an einsamer Stelle der Wissenschaft eine Statt bereitet war, welche zu großen Hoffnungen berechtigte.

Und fast schien es, als würde durch die Gedankenfülle, welche das Haupt des Jünglings umstrahlte, auch die dürftige Ausstattung des Zimmers, worin er sich befand, mit einem Anhauch von Geist und Poesie beseelt. Die alten fichtenen Möbel, das Pult, worauf der schweinslederne Band lag, das stark mitgenommene Sopha mit dem wackeligen Tischchen davor, ein lebensmüder Kleiderschrank, der vielleicht bessere Zeiten gesehen hatte, ein Bett und ein kleiner Wandspiegel erglänzten in sichtloser Freude über den Fleiß ihres Studenten und der Stuhl, worauf er saß, ein längst zur Disposition reifes Familienstück von der wunderbarsten Construction, mit hoher, schmaler Lehne und breitgespreizten Beinen stieß von Zeit zu Zeit sehr vernehmliche Seufzerlaute aus, welche der Schrank mit leisem Gestöhn begleitete. Nicht reichhaltiger als das Ameublement der Stube war die Garderobe des jungen Mannes: ein dünnes, fadenscheiniges Röckchen mit viel zu kurzen Aermeln und stellenweise aufgeplatzten Nähten, eine blautuchene Hose, die manchen Sturm erlebt haben mochte, und eine bis an den Hals zugeknöpfte Weste, vortrefflich geeignet, um den objectiven Thatbestand der Leibwäschefrage in einem wohlthätigen Dunkel zu erhalten.

Noch ein dritter Umstand war es, der den Studiensinn des weisheitsbedürftigen Jünglings gewissermaßen durch den Beweis des Gegentheils illustrirte

Das schmale Stübchen, welches allerdings mit einer sogenannten Ka-

Digitized by Google

none versehen war, in der jedoch die letzte Kohle längst knisternd von der Welt Abschied genommen hatte, war so voller Kälte, und zwar voller echter rechter, frühreifer Novemberkälte, daß man sie sehr gut zu einem Eiskeller oder zum Aufenthalt für Eisbären oder Schneefüchse hätte benutzen können. Die Begeisterung des jungen Mannes schien jedoch nicht im mindesten darunter zu leiden. Die Uhr der benachbarten Dorotheenkirche verkündete die elfte Stunde. Der Sturm zog heulend durch die Straßen und rüttelte mit gewaltigem Arm an den schlecht verwahrten Fenstern, pfiff auch zuweilen mitten durch die Stube und klapperte mit dem alten, halbverrosteten Thürschloß. Die Ohren und Nerven des Studenten schienen gegen eine jede derartige Störung gefeit. Nur emsiger vertiefte er sich in seine Lectüre, Blatt auf Blatt der alten, dickleibigen Schwarte wurde langsam umgeschlagen und bei einzelnen Stellen, welche die Aufmerksamkeit des Lesers besonders fesselten, länger verweilt, um auf einem bereit gehaltenen Blättchen mit einem Bleistift die Früchte des Lesens zu sammeln.

Endlich — es mochte gegen Mitternacht sein — trat eine Pause ein. Der junge Mann erhob sich, legte einen Fidibus als Lesezeichen in den ehrwürdigen Schnicker, schloß denselben und stellte ihn neben eine Büste von Goethe, welche von der Höhe des Studirpultes mit gravitätischem Ernst auf den Zögling der Musen herabblickte. Was nun? Behufs Erledigung dieser Frage, die der junge Mann mit einem gewissen, ungeduldigen Achselzucken an sich selber stellte, wurde die inzwischen ausgegangene Pfeife auf's neue entzündet und eine viertelstündige Promenade durch den käfigartigen Raum gemacht, dessen Atmosphäre ällmälig mit jenem dichten, in der Studentensprache „Hecht" genannten Tabaksqualm bis zur Decke hinauf geschwängert war. „Auch eine Art der Luftheizung", dachte der Student. Die mit der zunehmenden Nacht empfindlicher werdende Kälte schien nachgerade auch den jugendlichen Hitzkopf die Nothwendigkeit klar zu machen, eine Aenderung der actuellen Temperaturverhältnisse herbeizuführen. Aber wie?

Mit schnellen Schritten, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, durchmaß er des Museums Raum. Er drehte sich rascher herum. Er sprang über den alten breitbeinigen Stuhl, was diesem gewiß während seines langen Lebens nicht oft passirt war. Indessen, der erwünschte Wärmegrad wollte sich nicht einstellen.

„Ich empfinde noch keine Spur von Lust, mich zu Bett zu legen. Ich schlafe ohnehin viel zu viel. Wüßte ich nur ein Mittel, mich außerhalb des Bettes warm zu erhalten! Die Lectüre des alten Thomas Sanchez hat mich in merkwürdiger Weise aufgeregt, aber warm ist mir dabei nicht geworden. Gern möchte ich den Rest der Nacht zu einer schriftlichen Ausarbeitung benutzen. Aber bei der Kälte würde mir die Feder aus der Hand fallen. Wie wäre es mit einem Glas heißen Punsches!"

Das quartier latin, auf der Nordseite der Berliner „Linden" belegen und die Hauptstraßen der sogenannten Dorotheenstadt umfassend, ist der eigentliche Sitz und Mittelpunkt der letzten Ueberreste der vor Zeiten hier stark florirenden vie de bohême. Die Jugend aller Stände, vorzüglich aber die akademische, vermischt mit der heranwachsenden Künstlerschaft und einigen emancipirten und civilisirten Marsjüngern, findet sich in den zahlreichen Cafés, auch „Kneipen" genannt, wo neben dem Gambrinus auch die Venus vulgivaga in Form von Kellnerinnen, oder der edlen Sangeskunst beflissenen Schönen verehrt wird, in der Zeit von elf bis zwölf Uhr Nachts in

Digitized by Google

freien Cirkeln zusammen, deren größter Reiz nach dem modernen Princip der Freizügigkeit in ihrer zufälligen Entstehung liegt und deren Mitgliedschaft einzig und allein durch einen competenten Humor und eine gewisse unabläßliche Biertüchtigkeit erworben wird.

In einen solchen Cirkel gerieth der junge Mann, dessen Studirleben wir soeben beobachtet haben, als er in einen halbverschossenen Pelzrock gekleidet, einen großen, schwarzen Filzhut auf dem Kopf, ein in der Nähe seiner Wohnung belegenes Bierlocal betrat und, nachdem er sich seines Hutes entledigt hatte, an einem Tisch Platz nahm, der bereits von einem halben Dutzend junger Leute besetzt war, deren Unterhaltung in jenem eigenthümlichen, humorreichen, ungezogenen und doch poesievollen Dialect geführt wurde, der unter den akademischen Bürgern als heiliges Classenvorrecht von Geschlecht zu Geschlecht forterbt. Unwillkürlich wurde der neue Ankömmling in das Gespräch mit hineingezogen. Er bewies sich bald als frei und selbstständig denkender Geist, dessen Ansichten, wenn sie auch nicht allgemeinen Beifall fanden, doch nie verfehlten, auf die jugendlich empfänglichen Gemüther einen bedeutenden Eindruck zu machen. Und wie ihm denn das Herz voll war vom Erkannten und Nichterkannten, so riß er gar bald die Unterhaltung an sich, lenkte sie auf die Ideen, die ihn gerade beschäftigten und überließ sich, da er aus seiner einsamen Zelle selten unter Menschen kam, mit ganzer Seele jenem wahrhaft berauschenden Vergnügen, welches die Macht des momentan sich entwickelnden in das Gewand der freien Rede gekleideten Gedankenaustausches gewährt. Zwei Stunden waren so verflossen, ohne daß nur Einer der die Tafelrunde bildenden Jünglinge an Aufbruch gedacht hätte. Inzwischen hatten sämmtliche übrige Gäste das Local längst verlassen. Die Kellner löschten das Gas aus und verursachten mit dem Ausspülen der leeren Biergläser, dem Zurechtrücken von Tischen und Stühlen jenen charakteristischen Kehraustumult, der, in höfliche Gastwirthssprache übersetzt, ungefähr mit einem „die Polizei, meine Herren, steht vor der Thür", identisch ist.

„Nach dem Wein die Weiber", perorirte ein schmächtiges, blondes Bürschchen, der in der Vertilgung des edlen Bierstoffes eine ganz besondere Fertigkeit bewiesen hatte.

Andere riefen beistimmend: „Laßt uns in corpore nach Anton's Tanzsalons ziehen. Eine Motion wird uns auf die starke Sitzung gut thun." Halb wider seinen Willen wurde unser in Gedanken bereits wieder auf seiner Stube befindliche Freund von dem Sturm der Andern mit fortgezogen. Das in nächster Nachbarschaft belegene Tanzlocal des „Königs Anton", wie der Berliner Witz den Besitzer wegen seiner Aehnlichkeit mit einem der regierenden Häupter Deutschlands getauft hatte, war bald erreicht. Das Corps der jungen Leute ergoß sich in geschlossenen Reihen in den hellerleuchteten Saal, zerstreute sich aber, da die Musik soeben einen Rheinländer intonirte, sehr bald in dem weiten Raum, an dessen Seitenfaçade Tische und Stühle zur Beherbergung einer zahlreichen, größtentheils aus geputzten Damen bestehenden, lachenden und scherzenden Gesellschaft aufgestellt waren. Der Tanz begann. Es war nicht der einfach bürgerliche Tanz mit seinen charakteristischen Drehungen und Wendungen, noch auch die graziöseren, höheren, ästhetischen Anforderungen entsprechende Art der sog. guten Gesellschaft. Es war ein wildes, zügelloses Durcheinander, welches, dem Hexensabbath vergleichbar, vor dem Auge des Beschauers vorüberraste, nirgends einen Ruhepunkt ge-

Digitized by Google

während, überall die Grenzen des gebildeten, anständigen Vergnügtseins weit hinter sich lassend. Dazwischen knallten die Champagnerpfropfen, der schäumende Gischt spritzte nicht selten bis in die Reihen der Tanzenden: eine bacchantische Lust schien sich der ganzen Versammlung bemächtigt zu haben. Hier und da hörte man ein freches Witzwort, das mit lautem Gelächter aufgenommen, oder mit einem noch frechern beantwortet wurde. Einer der Matadore führte das bekannte Kunststück aus, den Hut in die Höhe zu werfen und i'n mit dem Kopf wieder aufzufangen. Seine Tänzerin schien jedoch damit nicht einverstanden. Sie gab ihm einen Stoß, so daß der Hut zur Erde fiel und von einem vorübertanzenden Paar mit fortgewirbelt wurde. Es erhob sich ein wüstes Geschrei. In der Mitte des Saales bildete sich ein Knäuel, der sich aber ebenso schnell wieder auflöste. Denn die Jagd nach dem Vergnügen duldet keinen Stillstand. Der Tanz war zu Ende. Die Paare vertheilten sich im Saal. Man rastete, um Athem zu schöpfen und neue Kräfte zu sammeln zum Wiederbeginn der Raserei.

Unser philosophischer Freund hatte dem vor seinen Augen sich entwickelnden Taumel nur geringe Beachtung geschenkt. Sobald er den Saal betreten hatte, war es ihm leid geworden, daß er hierher gekommen. Ekel und Widerwillen beherrschten seine Seele: es wäre ihm unmöglich gewesen, nur einen Tropfen des süßen Getränkes zu sich zu nehmen, welches fast auf allen Tischen in den flachen, runden Gläsern schäumte und perlte und namentlich von den Damen mit sichtlichem Behagen geschlürft wurde. Auch der Anblick der letzteren, unter denen sich viele hübsche Gesichter und einige wirklich schöne Gestalten befanden, verursachte ihm nur ein Gefühl des Mitleids, des geistigen Schmerzes, den er selbst in erster Linie seiner idealischen, dem crassen Materialismus durchaus feindseligen Weltanschauung zuschrieb. Er hatte sich deswegen, als der Tanz begann, in eine der entlegensten Saalecken zurückgezogen und saß hier, den Kopf in die Hand gestützt, sich ganz dem Zug seiner excentrischen Phantasie überlassend. Niemand störte ihn. Die anderen jungen Leute, die mit ihm gekommen waren, hatten ihn, da er durchaus keine Lust bezeigte, sich am Tanzvergnügen zu betheiligen, für einen Sonderling erklärt und bekümmerten sich nicht mehr um ihn. Die ganze übrige Gesellschaft aber war viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um von einem Einzelnen, wenn er auch noch so wenig mit ihr zu harmoniren schien, auch nur die geringste Notiz zu nehmen.

So war unser Freund mitten in dem menschenerfüllten Raum bald so einsam, wie auf seiner Studirstube. Es fiel ihm ein, daß er sich vorgenommen hatte, den Rest der Nacht zum Entwurf einer schriftlichen Arbeit zu benutzen. Durch das Gespräch am Biertisch war ihm der Gegenstand noch lebendiger, für die unmittelbare Anschauung faßlicher geworden.

Als daher die Instrumente im Orchester von neuem gestimmt wurden, erhob er sich, nahm seinen Hut und wollte sich auf dem kürzesten Wege nach dem Ausgang des Saales begeben. Mit der Oertlichkeit unbekannt, gerieth er dabei in einen dunklen Corridor, welcher von den Kellnern zur Absetzung der leeren Flaschen, zerbrochener Gläser und sonstiger außer Dienst gestellter Inventarienstücke benutzt wurde. Um nicht denselben Weg zurückzumachen, öffnete er eine Seitenthür, aus welcher ein vereinzelter Lichtstrahl in den finstern Raum fiel. Er wollte die Thür, die zu einem Cabinet führte, worin ein Herr und eine Dame in zärtlicher Umarmung auf dem Sopha saßen, mit einer Entschuldigung wieder schließen, als der Herr aufsprang,

Digitized by Google

ihn bei der Hand ergriff und mit einer raschen Bewegung zum Eintritt in das Gemach nöthigte. Es war dies derselbe junge Mann, welcher vorher im Saal das Kunststück mit dem Hut gemacht hatte und der hier bei einer Flasche Champagner die Aussöhnung mit seiner Tänzerin zu feiern schien.

„Arthur", sagte er mit einer Stimme, deren rauher Klang die Gläser auf dem Tisch erzittern ließ. „Wie kommst Du hierher?" In den Zügen des also Angeredeten malte sich die peinlichste Ueberraschung: seine Lippen murmelten unverständliche Laute, seine Augen blickten mit einem seltsam abwehrenden Ausdruck im Zimmer umher. „Ewald!" flüsterte er kaum hörbar. „Wir haben nichts mit einander zu schaffen. Ein Grab steht zwischen uns. Wecken wir die Todten nicht auf."

„Ha! Ha!" klang die brutale Lache des andern. „Du meinst den Alten. Er hatte den Tod tausendmal verdient. Du wirst Dich doch nicht vor einem Gespenst fürchten! Sieh hier!" Er wendete sich zu dem Mädchen, die bisher hinter dem Rücken ihres Liebhabers sich den Blicken Arthur's entzogen hatte. „Sieh hier! Fräulein Anna von Faucquemont, wie sie sich aus Gründen des Euphemismus nennt, ist aus altem adeligen Geschlecht wie Du. Aber sie hat längst alle Standesvorurtheile im schäumenden Nectar ertränkt und ist nur noch das Weib, die Eva, die freie Gefährtin des Mannes im Garten des irdischen Paradieses." Er schlang seine Arme um ihren Hals und wollte sie auf den Mund küssen. Sie aber entzog sich mit einer geschickten Wendung seiner Umarmung, sprang auf und war, ehe er sie wieder fassen konnte, durch eine in der Tapetenwand des Zimmers befindliche Thür verschwunden. „Die Hexe!" rief er, ihr mit geballter Faust nachdrohend. „Sie muß Dich für einen von der geheimen Polizei halten. — Aber es ist gut", fügte er gleich darauf mit verändertem Ton hinzu, „daß sie fort ist. Denn was ich Dir zu sagen habe, taugt nicht für Weiberohren. Ich bin, auf welchem Weg, kann Dir gleichgiltig sein, in den Besitz einer ziemlich bedeutenden Geldsumme gelangt. Es ist genug, um uns Beiden den Weg nach dem gelobten Land jenseits des Oceans zu bahnen und dort ein Jahr lang auf dem Fuß vornehmer Cavaliere zu leben. Schlag ein, Arthur. Eine schweinslederne Professorsseele wirst Du doch nie aus Dir machen. Dazu hast Du zu viel gesundes Blut in den Adern."

Mit diesen Worten langte der wilde Mensch ein Päckchen Hundertthalerscheine aus der Rocktasche, die er dem Andern mit einem trotzig-verlegenen Lächeln entgegenhielt.

„Nimm! Du bist der Erstgeborene. Du sollst unser Kassenführer sein."

„An dem Gelde klebt Blut!" rief Arthur, die Hand seines Bruders zurückstoßend und unwillkürlich von dem ganzen gewaltigen Umfang seiner Stimme Gebrauch machend, die mehr noch als ihre äußere Erscheinung von der nahen Blutsverwandtschaft der beiden jungen Männer Zeugniß ablegte. Die Aufregung, welche bisher die Gesichtsmuskeln Ewald's in fieberhafter Spannung erhalten hatte, wich einer momentanen Erschlaffung. Sein Auge senkte sich vor dem durchbohrenden Blick seines ältern Bruders zu Boden. Seine herkulische Gestalt zitterte wie vor einem Schlage, den ein aus der Höhe herniederfahrender Racheengel gegen sie geführt. Aber die maßlose Heftigkeit seines Temperamentes empörte sich gegen das über ihn ausgesprochene Verdammungsurtheil. Zähnefletschend, ein heiseres Lachen gleich dem Gebrüll des tödtlich verwundeten Raubthiers ausstoßend, griff er nach

Digitized by Google

einem auf dem Tisch liegenden Messer und führte damit einen furchtbaren Schlag gegen die Gestalt seines Bruders. Aber er traf nur die leere Luft. Mit rascher Geistesgegenwart hatte Arthur die in seinem Rücken befindliche Thür aufgestoßen und war in den dunklen Corridor entwichen, woselbst er auf einen Kellner traf, der ihn, ohne den Tanzsaal wieder zu berühren, durch einen Nebenausgang des Locals auf die Straße geleitete.

---

„Sind Sie der Graf Arthur von Cromlan?" Mit dieser Frage wurde der junge Mann, den wir unter dem Namen „Arthur" kennen gelernt haben, als er am nächsten Morgen gegen acht Uhr aus einem unerquicklichen, von angstvollen Träumen beunruhigten Schlaf erwachte, sofort in die rauheste Wirklichkeit versetzt. Vor ihm stand ein Herr in Civilkleidung, mit vollem, stark gerötheten Gesicht, in welchem ein Paar lebhaft und scharf blickende Augen das einzig Bemerkenswerthe waren.

Arthur hatte die an ihn gestellte Frage überhört. Eine dumpfe Betäubung, eine Folge der für ihn ungewöhnlichen nächtlichen Extravaganzen, sowie der schlechten Nachtruhe, erschwerte ihm das Denken. Er mußte sich besinnen, ehe er überhaupt den Zusammenhang von gestern und heute finden konnte.

„Sie kommen gewiß in Steuerangelegenheiten, lieber Herr! Wenden Sie sich gefälligst an meine Wirthin, wenn Sie herauskommen die Thür rechter Hand!" Der Herr in Civilkleidung machte eine stumme abwehrende Bewegung und wiederholte seine Frage.

„Ja, der bin ich allerdings", antwortete Arthur, indem er sich im Bett aufrichtete. „Aber ich lege keinen Werth auf meinen Grafentitel. Ich bin simpler Student der Philosophie, an der hiesigen Universität immatriculirt und inscribirt als Arthur von Cromlan."

„Sie sind doch der Sohn des verstorbenen Grafen Stephan von Cromlan und seiner Ehefrau Sabine neé Baronesse de Norman?"

„Allerdings, allerdings, verehrter Herr", lautete die mit Begleitung eines Lächelns gegebene Antwort: „Arthur Theobald Stephan Alexander, Graf auf und zu Cromlan, Baron von Gabelenz, den 26. Januar 1850 geboren, also gegenwärtig im dreiundzwanzigsten Jahre stehend, evangelischer Religion, bisher unbestraft, Soldat gewesen, Ritter des Eisernen Kreuzes und des russischen St. Georg-Ordens."

„So verhafte ich Sie hiermit, Arthur Graf zu Cromlan, wegen dringenden Verdachts des Mordes auf Grund dieses Haftbefehls." Bei diesen Worten öffnete der Herr mit dem Vollmondsgesicht eine große Brieftasche und entnahm derselben ein zusammengelegtes Stück Papier, das er auseinanderfaltete und dem jungen Mann zum Durchlesen gab. Dieser nahm das Schriftstück und las mechanisch folgende Worte:

„Das königliche Stadtgericht befiehlt die Verhaftung des Grafen Arthur von Cromlan auf Grund des § 211 des Reichsstrafgesetzbuches: Wer vorsätzlich einen Menschen tödtet, wird, wenn er die Tödtung mit Ueberlegung ausgeführt hat, mit dem Tode bestraft."

Während der Unglückliche die letzten Worte des Haftbefehls mehrmals wiederholte, war der Ueberbringer der Hiobsbotschaft an das Fenster getreten, ohne jedoch seine scharf beobachtenden Blicke nur einen Augenblick von dem Gesicht des Beschuldigten zu verwenden. Eine furchtbare Pause trat

Digitized by Google

ein. Keiner Bewegung fähig, wie zur Bildsäule erstarrt, saß Arthur aufrecht in seinem Bett. Seine zitternden Hände hielten das Papier krampfhaft fest; seine weit aufgerissenen Augen starrten hinein, aber sein Geist war sichtlich mit anderen Dingen beschäftigt. Er rang nach einem Entschlusse, dem er doch keine Sprache verleihen wollte. Der helle Angstschweiß trat auf seine Stirn; er biß die Lippen fest aufeinander, daß das Blut hervorquoll und die Bettdecke benetzte. Dem am Fenster stehenden Criminalbeamten war keine dieser Bewegungen entgangen. Da indessen der Beschuldigte noch immer keine Miene machte aufzustehen und sich anzukleiden, so sagte er, ohne seinen Standpunkt zu verändern: „Es ist Zeit, an den Aufbruch zu denken, Herr Graf!“ Der Angeredete drehte den Kopf herum. Sein Gesicht war ruhig, der Ausdruck seiner Augen mild und vornehm. Er hatte den Kampf um Leben und Tod siegreich bestanden. „Verzeihen Sie, mein Herr“, sagte er mit einer sonoren Stimme, „ich vergaß — wie ist doch Ihr Name?“ — „Criminalcommissarius Setter“, erwiederte der Beamte mit einer leichten Verbeugung. „Ich gebe Ihnen eine Viertelstunde Zeit, sich anzukleiden und etwaige Anordnungen für die Zeit Ihrer Abwesenheit zu treffen, die, fürchte ich, eine lange sein wird.“ — „Eine ewige!“ murmelte der Unglückliche vor sich hin. „Aber noch eine Frage, Herr Criminalcommissarius! Ich habe gehört, daß nach gesetzlicher Vorschrift die eines Mordes beschuldigten Personen im Gefängniß an Ketten gelegt und ebenso in Ketten ihrem Richter vorgeführt werden. Ist dem so?“ Der Beamte nickte schweigend. Die Brust des Jünglings hob sich in schweren Athemzügen. „Und wird keine Ausnahme gemacht?“ fragte er dumpf. Die Augen der beiden Männer begegneten sich und ruhten secundenlang ineinander. Es war als ob der Criminalpolizist sich bemühte, einen Blick bis auf den Grund der Seele des jungen Mannes zu thun. „Wenn der des Mordes Beschuldigte ein vollständiges und reumüthiges Bekenntniß seiner That ablegt, so ist es dem Befinden des Richters anheimgegeben, von jener Vorschrift der Fesselung eine Ausnahme zu machen.“ — „Nun denn!“ rief mit starkem Ausdrucke der Student, „ich bekenne mich schuldig.“ Keine Miene im Gesicht des Beamten regte sich. Nur der Ausdruck von forschender Schärfe, der für seine stahlgrauen Augen so charakteristisch war, wurde geradezu schneidend, als er jedes Wort besonders betonend sagte: „Ein vollständiges Bekenntniß ist ein solches, welches alle Einzelheiten der That umfaßt und vor dem Schwurgericht abgelegt die sofortige Verurtheilung zur Folge hat.“ — „Ich bleibe bei meiner Erklärung“, wiederholte mit Bestimmtheit der Inculpat. — „Ich würde im Stande sein, Ihnen die erwähnte Erleichterung, selbst ohne richterliche Ermächtigung zu gewähren, wenn Sie mir mittheilen wollten, wie Sie die That ausgeführt haben und wo sich das geraubte Gut befindet.“ Der Angeschuldigte wechselte zum ersten Mal seine Gesichtsfarbe, er war offenbar auf die Frage des Beamten nicht vorbereitet gewesen. „Ich werde mich dem Richter gegenüber verantworten“, sagte er dann schnell. — „Wie Sie wollen. Sie haben dann jedenfalls mehr Zeit, sich die Sache noch einmal zu überlegen.“ Die feine Ironie, die in diesen Worten lag, verfehlte ihre Wirkung nicht. „Ich bin es gewesen“, rief mit wilder Geberde der Unglückliche. „Diese Versicherung muß Ihnen genügen. Ich kann Ihnen nicht alle Einzelheiten des Furchtbaren, was mit mir vorgegangen, wie an einem Rosenkranz herbeten. Habe ich doch selber kaum ein Bewußtsein davon. Im Schwindel, in blinder Wuth habe ich die That ausgeführt.

Digitized by Google

Von geraubtem Gut weiß ich nichts. Es muß verloren gegangen sein.“ Diesem Ausruf, der ebenso natürlich wie in hohem Grade merkwürdig war, setzte der Beamte die kalte Ruhe des Mißtrauens entgegen. „In einer Viertelstunde“, sagte er und entfernte sich, indem er den Schlüssel der Stubenthür abzog und zu sich steckte. Gleich darauf hörte man die regelmäßigen Schritte einer auf dem Treppenflur auf- und abwandelnden Schildwache. Noch ehe indessen die Viertelstunde verflossen war, öffnete der Graf die Thür und erklärte sich bereit, dem Haftsbefehle Folge zu leisten.

---

Es mag starke Geister geben — und es giebt deren gerade unter den verstocktesten Verbrechern eine nicht unbeträchtliche Anzahl — welche auf alle Schickungen und Wendungen des Lebens gefaßt, unter allen Umständen, und mögen dieselben so arm an Hoffnung sein, wie die letzte Stunde des zum Tode Verurtheilten, die Ruhe und Ueberlegenheit der freien Selbstbestimmung bewahren. Dennoch ist das plötzliche Herausreißen aus der gewohnten Lebensbahn, der jähe Uebergang aus der freien unendlichen Welt in die enge, vor jedem menschlichen Verkehr hermetisch verschlossenen Zelle des Untersuchungsgefangenen eine Prüfung, der selbst stählerne Nerven und ein eisenfester Wille unterliegen können. Allein in einer halbdunklen Zelle, in welche das Tageslicht nur durch eine schmale Oeffnung Zutritt erhält, auf deren nackte, mit grauer Tünche bedeckte Wände die Hand der Verzweiflung und der Rache ihr furchtbares Mene-tekel geschrieben hat, allein mit sich selbst, mit seinen Gedanken, in einer Stille, die nur von den Schlägen seines Gewissens unterbrochen wird, wird der Schuldige zum ersten Mal das Gefühl geträumter Sicherheit verlieren, der Unschuldige aber wird sich jener fürchterlich quälenden Zweifel nicht erwehren können, welche durch die Möglichkeit einer ungerechten, aus Irrthum des Richters und Bosheit des Anklägers verursachte Verurtheilung in keinem Falle ganz unberechtigt sind.

Welcher von beiden Kategorien der Graf Arthur von Cromlan angehörte, wagen wir nicht zu unterscheiden. Als er die ihm angewiesene Zelle betrat, aus der ihm ein an Galgen und Rad erinnernder Verwesungsgeruch entgegenströmte, als ferner der Schließer, mit schlecht verhehltem Respect vor der stattlichen Persönlichkeit des seiner Obhut anvertrauten Gefangenen, denselben bat, die Stiefel von den Füßen zu ziehen, und alsdann das kalte, harte Eisen sich um sein Fußgelenk legte, da ging es wie Todesahnung durch seine Seele und ein Fieberschauer ergoß ihm seinen eiskalten Strom über Nacken und Wirbel hinab. Aber mit Aufgebot all' seiner Energie überwand er diesen Anfall von Schwäche und duldete eine eingehende Körpervisitation, welcher sich jeder neu eingelieferte Gefangene zu unterwerfen hat, mit der vollkommenen Fassung eines Menschen, der über seinem Schicksal erhaben ist. „Trösten Sie sich“, sagte der Schließer, der die apathische Ruhe des Gefangenen für den Ausdruck gänzlicher Hoffnungslosigkeit hielt. „Es kann mit Ihrer Sache so schlimm nicht stehen, denn ich habe den Auftrag, Ihnen auf Verlangen Schreibmaterialien zu beliebigem Gebrauch zu verabfolgen.“ — „So bitte ich um einige Bogen behufs Ausarbeitung eines wissenschaftlichen Themas.“

Es ist bekannt, daß namentlich in größeren Gefängnissen, trotz allen Vorsichtsmaßregeln und einer fast unausgesetzten Beobachtung der einzelnen Zellen, die Correspondenz der Gefangenen untereinander eine sehr lebhafte

Digitized by Google

ist und sich keineswegs blos auf die nächste Nachbarschaft beschränkt, sondern vermöge einer elementaren Telegraphie, durch verschieden articulirtes Klopfen an die Wand die Buchstaben des A B C zu bezeichnen, durch alle Etagen des Gefangenhauses ausgedehnt wird. Auch der Graf Arthur von Cromlan wurde, nachdem der Schließer sich entfernt hatte, aus den beiden rechts und links neben der seinigen belegenen Zellen durch wiederholtes Klopfen „angerufen". Und mit der unermüdlichsten Ausdauer, welche nur zuweilen durch den Eintritt des Schließers oder die controlirende Wachsamkeit eines Aufsehers unterbrochen wurde, setzten die Klopfgeister während des ganzen Tages ihre Thätigkeit fort. Es handelte sich also vermuthlich um Weiterbeförderung irgend einer wichtigen Anfrage oder Mittheilung, von der vielleicht die Rettung oder der Untergang eines Mitgefangenen abhing und die nun, da der Bewohner einer Zwischenzelle auf die Correspondenz nicht einging, entweder ganz unterbleiben oder zu ihrem Fortgange einen Umweg machen mußte.

Arthur's ganze Thätigkeit war, nachdem ihn der Schließer mit ausreichendem Schreibmaterial versehen hatte, durch Verfassung des philosophischen Aufsatzes derartig in Anspruch genommen, daß er, obwohl er seit seiner Verhaftung weder Speise noch Trank zu sich genommen hatte, seine Mittagskost unberührt stehen ließ. Während er aber, wie nach dem Dictat einer innern Stimme, mit fliegender Hast Zeile auf Zeile niederschrieb, während sein Geist die Großmächte Raum und Zeit überwunden hatte und in jenem schönen vom Verfasser der „Kritik der reinen Vernunft" zuerst entdeckten Lande weilte, befand sich der Mann, der seine Verhaftung bewirkt hatte, in einer Gemüthsverfassung, welche man, im Vergleich mit der seines Opfers, eine peinliche und schuldbewußte hätte nennen können.

Der Criminalcommissarius Setter, ein früherer aus der Hefe des Volks hervorgegangener Polizeivigilant, war durch die Entdeckung mehrerer großer Einbruchsdiebstähle, wobei er ebensoviel Muth und Geistesgegenwart als geniale Spürkraft und Intelligenz bewiesen hatte, zu einem der berühmtesten und von der hauptstädtischen Verbrecherwelt gefürchtetsten detectives-men geworden. Unter seinen Collegen hatte sich Setter durch seine an's Fabelhafte grenzenden Erfolge eine kleine Anzahl von Bewunderern und Anhängern und eine starke Majorität von Neidern erweckt. Es hatte sich namentlich aus den Mitgliedern der alten gedienten Leute, mit dem Polizeiinspector Korn an der Spitze, eine Gegenpartei gebildet, welche der von Setter eingeführten, bis dahin arg vernachlässigten andauernden Vigilanz des Verbrecherthums sowie allen damit in Verbindung stehenden Maßregeln und Anordnungen einen stillen, aber consequenten Widerstand entgegensetzte. Setter's Stellung war dadurch eine fast isolirte geworden. Schon oft kam er bei Ausführung irgend einer Unternehmung wegen Beschaffung der nöthigen Hülfskräfte in arge Verlegenheit. Er mußte schließlich auf Heranziehung der älteren Beamten fast gänzlich verzichten und aus jüngeren Leuten, die er aus dem sehr zweifelhaften Material des arbeitslosen Proletariats der Hauptstadt recrutirte, einen eigenen ihm ergebenen Stamm von Polizeisoldaten heranbilden. Vor allen Dingen aber bedurfte er zur Befestigung seiner Stellung entschiedene und großartige Erfolge.

In dieser Hinsicht nun bot die „Affaire Cromlan", deren Verfolgung ihm von einem auswärtigen Gericht übergeben war und die für eine cause célèbre ersten Ranges galt, die denkbar günstigsten Aussichten. Durch

Digitized by Google

mehrwöchentlich eifrigst betriebene Recherchen glaubte er endlich auf die richtige Spur gelangt zu sein und war, als er infolge richterlicher Ermächtigung zur Verhaftung des Grafen Arthur von Cromlan schritt, seiner Sache so gewiß, daß er die Verurtheilung des Angeschuldigten nur noch als Frage der Zeit betrachtete. Aber schon das Benehmen desselben bei der Ueberbringung des Haftbefehls hatte seine Erwartungen in merkwürdiger Weise herabgestimmt. Auf das in so determinirter Weise erklärte Schuldbekenntniß des jungen Mannes war, so lange dasselbe nicht vor dem Richter wiederholt und auf alle Einzelheiten des ermittelten Thatbestandes ausgedehnt war, gar kein Gewicht zu legen. Im Gegentheil! Setter wäre mit dem Erfolge seiner Mission mehr zufrieden gewesen, wenn der Beschuldigte, wie die Mehrzahl seiner Schicksalsgenossen bei der Verhaftung zu thun pflegen, sich in Betheuerungen seiner Unschuld ergangen hätte oder gar mit einem fertigen Gegenbeweis hervorgetreten wäre. Daß der Graf Cromlan statt dessen nur eine Frage des persönlichen Comforts berührte und nicht die geringste Neugier verrieth zu wissen, auf welche Beweise sich die gegen ihn erhobene Anklage stützte, konnte nur die Folge eines wohlüberlegten Planes sein, zu dessen Durchführung allerdings eine mehr als gewöhnliche Selbstbeherrschung erforderlich war. Aber worin bestand dieser Plan? Welche Absicht lag ihm zu Grunde? Und welche Bedeutung war alsdann dem Schuldbekenntniß des Grafen beizumessen?

Den Tag über brachte Setter in seinem Observatorium zu. Es war dies ein über der dem Grafen von Cromlan angewiesenen Zelle belegener niedriger, schmaler und vollkommen dunkler Raum, welcher in früherer Zeit zur Aufbewahrung von Folterwerkzeugen gedient hatte. Setter hatte an einer Stelle, an welcher sich in einem Deckbalken ein Astloch befand, eine nach oben zu trichterförmig verlaufende Oeffnung anbringen und das untere Ende derselben mit einem Perspectiv versehen lassen. Von diesem Beobachtungsposten aus hatte er bereits manche wichtige Entdeckung gemacht und durch die unausgesetzte Controle der Gefangenen Resultate erzielt, von denen „die alte Schule" bis dahin keine Ahnung gehabt hatte. Bei dem Grafen Cromlan erwies sich aber auch dieser Apparat als wirkungslos. Es war sieben Uhr Abends — die Zeit des Zapfenstreichs für die Gefangenen — als Setter sich von seinem Observatorium zurückzog. Er hatte fast zehn Stunden hintereinander in der unbequemen Lage, mit dem Bauch auf der Diele, den Kopf vornübergebeugt, zugebracht, und mußte sich sagen, daß er auch nicht einen Schritt weitergekommen war, um die geheimnißvolle Atmosphäre, mit der sich der Angeklagte nach seiner Meinung umgeben hatte, zu durchdringen. Er fühlte Schmerzen in allen Theilen seines Körpers und eine Ermüdung, der er nur mit allem Aufgebot seiner Willenskraft zu widerstehen vermochte, denn er wollte wenigstens während eines Theiles der Nacht seine Beobachtungen fortsetzen. Hatte ihm doch schon manchmal der Schlaf eines Delinquenten wichtige Aufschlüsse über den Gemüthszustand desselben gegeben. Die Zwischenzeit benutzte er, um bei einem kleinen Oellämpchen die schriftlichen Aufzeichnungen des Grafen Cromlan, die ihm der Schließer hinterbracht hatte, mit jener dem eingefleischten Criminalisten eigenthümlichen zersetzenden Kritik durchzustudiren, welche in jedem geschriebenen Worte einen verborgenen Sinn wittert und jeden ausgesprochenen Gedanken sofort in sein Gegentheil verkehrt. Aber an diesem flüssigen Periodenbau einer durch und durch ideal gestimmten Jünglingsseele scheiterte selbst die Kunst des luchs-

Digitized by Google

äugigen Setter. Die Ueberschrift des Aufsatzes lautete: „Zusammenstellung von Gegenbeweisen gegen die von Schopenhauer über die Idealitätsphilosophie verhängte Interdiction." Setter vertiefte sich mit anerkennenswerthem Diensteifer in die schwungvoll charakteristische Handschrift des jungen philosophischen Grafen. Aber weder die erste noch die zweite Lesung des mehrbogigen Aufsatzes klärte ihn über die eigentliche „Absicht" des Verfassers auf oder gab ihm den wünschenswerthen Rebusschlüssel für die räthselhafte Maske, womit der Angeschuldigte sein wahres Gesicht zu verdecken suchte. Bei der dritten Lesung hielt er in der Mitte ein und warf die Blätter ärgerlich auf den Tisch. Im Unmuth glaubte er plötzlich den versteckten Sinn der philosophischen Rolle, die der junge Graf mit so vielem Anstande spielte, erkannt zu haben. Das Manöver lief offenbar auf eine Mystification der Behörde hinaus. Wie andere Angeschuldigte Geistesgestörtheit simuliren, um eine Freisprechung zu erzielen, so war hier einmal der Versuch gemacht, sich selber den Charakter einer vorgeschobenen Person beizulegen. Die Idee war jedenfalls neu und eines hocharistokratischen Verbrechers würdig. Sich in den Augen des Richters den Anschein des Opferlamms zu geben, das die ganze Schuld einer furchtbaren That willig auf sich nimmt, damit der wirklich Schuldige frei ausgehe, war, gut durchgeführt, ein unfehlbares Mittel, von den zwölf Männern des Schwurgerichts, unter denen in der Regel eine starke Minorität principiell gegen die Todesstrafe ist, ein Verdict auf Nichtschuldig zu erlangen.

Daß indessen dieser Erfolg nicht eintreten durfte, betrachtete Setter als eine Ehrensache. War es ihm gelungen den Plan des Inculpaten zu durchschauen, so mußten sich auch Mittel finden lassen der Durchführung desselben wirksam entgegenzuarbeiten. Die Hauptsache war zunächst, dem Richter den Nachweis zu führen, daß der Graf Cromlan eine genaue Kenntniß vom Thatbestande des ihm zur Last gelegten Verbrechens besaß und mit einer zweiten der Ausführung nahe stehenden Person einen sehr intimen Verkehr unterhalten hatte. In diesem Sinne entwarf Setter seinen Bericht über die von ihm in der Affaire Cromlan bereits vorgenommenen Ermittelungen und Erhebungen. Während er aber die halbe Nacht hindurch auf diese Weise in Anspruch genommen war, verlor er die Controle des unter ihm schlafenden Gefangenen, dessen regelmäßige Athemzüge in dem Observatorium deutlich vernehmbar waren, keineswegs aus den Augen. Freilich war auch diese mit doppelter Anstrengung verbundene Wachsamkeit nicht von dem geringsten Erfolg. Der Schlaf des jungen Grafen war so ruhig und fest, wie der eines neugeborenen Kindes. Kein Laut, kein halbgemurmeltes, halbgesprochenes Wort, kein unruhiges Hin- und Herwerfen des Körpers, kein schwerer Seufzer verrieth das Vorhandensein von Gewissensqualen oder Schuldbewußtsein. Setter hatte seine Arbeit nochmals unterbrochen, um mit angehaltenem Athem, das Ohr an der trichterförmigen Oeffnung, den Schläfer zu behorchen. Stets zog er sich unverrichteter Sache wieder auf seinen Platz zurück. Als die Gefängnißuhr Eins schlug, war er mit seinem Bericht fertig. Es war aber auch die höchste Zeit, an sich selbst zu denken. Die Natur machte gewaltsam ihre Recht geltend. Nur mit Mühe schleppte er sich bis an's Bett, das er am Tage zuvor hatte in sein Studiercabinet einstellen lassen. In vollen Kleidern sank er auf dasselbe nieder und war gleich darauf in einen Schlaf versunken der, was Tiefe und Festigkeit anbelangt, den Vergleich mit dem des Grafen Cromlan nicht zu scheuen brauchte.



Digitized by Google

Wir benutzen die Pause in unserer Geschichte, um den Leser mit dem Berichte des Criminalcommissarius bekannt zu machen. Derselbe lautete:

„Am 18. October 1872 fanden Arbeiter der Halle-Sorauer Eisenbahn in der hinter dem Schlosse Cromlau sich über mehrere Quadratmeilen des niederlausitzer Landes erstreckenden Nadelholzwaldung, unweit der Straße, welche vom Dorfe Cromlau nach der sog. Judenschänke, einem alten halbverfallenen Wirthshause aus der Zeit der Piastenkönige, führt, im dichten Kiefergebüsch versteckt die Leiche eines unbekannten Mannes, der der Kopf abgeschnitten war. Letzterer wurde später in einem ausgehöhlten Baumstamme entdeckt. Das Gesicht war indessen durch zahlreiche Einschnitte, in denen man anscheinend Pulver hatte explodiren lassen, vollkommen unkenntlich gemacht. Das Gehirn war ausgelaufen und die Schädelhöhle so wie die sonstigen natürlichen Oeffnungen wimmelten von Ameisen. Der Rumpf war vollständig und gut erhalten und ließ sich hieraus der Schluß ziehen, daß die That innerhalb der letzten acht Tage verübt sein mußte.

Lag Mord vor oder nur Leichenverstümmelung? Diese Frage wurde von den mit der Obduction beauftragten Aerzten im Sinne der ersten Alternative entschieden. Der Schädel des Denatus zeigte mehrere durch äußere Gewalt verursachte Brüche und Risse, welche einen Bluterguß in das Gehirn zur Folge gehabt und den Tod des Mannes herbeigeführt hatten. Diese Ansicht erhielt ihre Bestätigung durch die Auffindung eines großen spitzen Feldsteines, welcher, ungefähr fünfzig Schritt von der Leiche entfernt, auf einer offenen Waldstelle lag und auf der untern Seite mehrere noch sehr gut erkennbare Blutflecken zeigte. Ferner wurde ein zweiter kleiner runder Stein, an dem einige mit Blut vermischte Haare klebten, in einer dicht neben der Waldöffnung belegenen Bodenvertiefung entdeckt. Sonach ließ sich der objective Thatbestand ungefähr dahin zusammenfassen, daß der erste Mordversuch mittels eines Steinwurfs geschehen, und da derselbe das Opfer wahrscheinlich nur betäubt oder widerstandsunfähig gemacht hatte, zur Vollendung des Verbrechens der größere Stein benutzt worden war. Die mit der Leiche vorgenommenen Verstümmelungen hatten offenbar nur den Zweck, die Untersuchung zu erschweren und die Spur des Verbrechens zu verwischen.

In der That blieben die von dem Kreisgericht zu M . . . . ., als der zuständigen Gerichtsbehörde, vorgenommenen Ermittelungen betreffend die Persönlichkeit des Ermordeten längere Zeit erfolglos. Daß derselbe den besseren Ständen angehört hatte, bewies die in einem guten schwarzen Anzug, grauem Sommerüberzieher, braunem modernen Filzhut und Zugstiefeln aus Bachette-Leder bestehende Bekleidung der Leiche. Dagegen waren außer den in das sauber geplättete Oberhemd hineingestickten Buchstaben W. K. keine weiteren Erkennungsmerkmale vorhanden. Die von einigen Bahnarbeitern gemachten und offenbar durch die ausgesetzte Belohnung von 300 Thlr. beeinflußten Angaben waren so unbestimmt und in Einzelheiten so widersprechend, daß nicht das geringste Gewicht darauf zu legen war.

Das erste Licht kam in die Angelegenheit durch die Zeugenaussage des Inhabers der sog. Judenschänke, eines früher an der polnischen Grenze ansässig gewesenen und in mancherlei Künsten erfahrenen Schmiedemeisters, der zugleich das einträgliche Gewerbe eines Pferdemaklers betrieb, Namens Schimmak. Dieser Mann, der erst vor einigen Wochen in die lausitzer Gegend übergesiedelt war, um die ziemlich heruntergekommene Wirthschaft seines unverheirathet verstorbenen Bruders zu übernehmen, hatte, nach seiner

Digitized by Google

Aussage, am späten Abend des 7. October zwei Männer bei sich bewirthet, die, ihren Reden nach zu urtheilen, als ein paar alte Bekannte sich zufällig an demselben Tage auf der M . . . . . er Eisenbahnstation getroffen und beschlossen hatten, eine gemeinschaftliche Tour nach dem Schlosse Cromlan zu unternehmen, um gewisse Rückerinnerungen, die sich für sie an dieses Gebäude knüpften, mit einander aufzufrischen. Nach der Beschreibung, welche Schimmak von der äußern Erscheinung der beiden Männer gab, konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß der eine derselben mit dem Ermordeten identisch war. Die andere Person bezeichnete der Zeuge als einen großen kräftigen jungen Mann von auffallend schönem Wuchs und markirten Gesichtszügen mit kleinem schwarzen Schnurrbart, und kurzer aber starker und breiter Nase. Die Kleidung desselben war die eines Herrn von vornehmem Stande, wie auch sein Benehmen und der Respect, den ihm sein Begleiter bezeigte, auf ein früheres Dienstbarkeitsverhältniß des letztern schließen ließ. Das Gespräch, das Beide miteinander hatten, wurde in so leisem Tone geführt, daß es selbst dem feinen Gehör des Zeugen unverständlich blieb. Nur aus der Lebhaftigkeit, mit der Beide oft durcheinander sprachen, sowie aus der äußersten Spannung, die sich namentlich in den Gesichtszügen des jüngern Mannes ausprägte, war zu entnehmen, daß es sich um einen für den letztern höchst wichtigen Gegenstand handelte. Daß dieser den Geldpunkt nahe berührte, ging daraus hervor, daß im Verlauf der Unterhaltung der Mann im schwarzen Anzug einen länglichen Papierstreifen von blaßblauer Färbung aus der Rocktasche hervorzog mit einer mimischen Andeutung, als sei dieses sein ganzes Besitzthum, das außerdem nur für ihn Werth habe und für jeden Andern werthlos sei. Diese Meinung schien jedoch von dem jungen Mann, der das Papier einer genauen Prüfung unterwarf, nicht getheilt zu werden. Vielmehr glaubte Zeuge zu bemerken, wie die Augen desselben, als er das Papier seinem Eigenthümer zurückgab, mit einem sonderbaren feindseligen Ausdruck auf dem Gesicht des ältern haftete, und daß es ihm sichtliches Unbehagen verursachte, als Jener das Papier langsam und vorsichtig zusammenfaltete und in einer rothledernen Brieftasche unterbrachte. Auch hatte er nun keine Ruhe mehr am Orte. Vielmehr trieb er unter Vorgeben, daß sie bei längerem Verweilen unterwegs von der Nacht überrascht werden würden, zum Aufbruch. Der Kleine fügte sich nach einigem Widerstreben der Autorität des Jüngern, worüber dieser sichtlich erfreut war, dem ganz verdutzten Alten die Hand gab, ihn umarmte, seinen väterlichen Freund nannte und endlich, nachdem Letzterer die Zeche bezahlt hatte, Arm in Arm mit ihm davonging. Der Wirth war ihnen, da ihm das Benehmen des jungen Mannes — er wußte selbst nicht weshalb — verdächtig vorkam, eine Strecke Weges gefolgt, hatte aber, da es in der That stark zu dunkeln anfing, sehr bald ihre Spur verloren. Nur so viel glaubte er mit Bestimmtheit behaupten zu können, daß sie den Weg eingeschlagen hatten, an welchem zehn Tage später die verstümmelte männliche Leiche gefunden wurde.

Diese Aussage eines einzelnen Zeugen, dessen Vergangenheit noch dazu keineswegs makellos, vielmehr mit einigen Auszeichnungen criminalistischer Natur versehen war, konnte an und für sich in einem Verfahren, dessen Abschluß die Anklage vor dem Schwurgericht bilden sollte, von keiner großen Bedeutung sein. Allein sie wurde sehr erheblich erweitert und unterstützt durch ein zweites vollkommen glaubwürdiges Zeugniß, welches der Hotelwirth zum „Stern" in M . . . . ., veranlaßt durch die Schimmak'sche Perso-



Digitized by Google

nenbeschreibung des muthmaßlichen Thäters, vor Gericht ablegte. Dieses Zeugniß enthielt folgende, für die Untersuchung wichtigen Thatsachen. Zu Anfang des Monats October war eine junge Dame, Mlle. Camilla Grancy, angeblich von Paris kommend, im Gasthof zum „Stern" in M . . . . . abgestiegen und hatte durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit, die sie gegen alle Welt, Herren sowohl wie Damen, entwickelt, sehr bald die Sympathien des gesammten Hotelpersonals für sich gewonnen. Sie schien an der Stadt M . . . . ., in der übrigens Fremde nie länger zu verweilen pflegen als die absolute Nothwendigkeit gebietet, einen ganz ungewöhnlichen Gefallen zu finden. Auch die Umgegend, welche außer dem gänzlich vernachlässigten Cromlaner Schloßpark nur Ackerland und öde Haidestrecken bietet, mußten ihr ein besonderes Interesse einflößen. Denn sie war an den ersten Tagen ihres Aufenthaltes nur selten in ihrer Wohnung und streifte nach ihrer Angabe allein auf Wiesen und Aeckern umher, um Studien für die von ihr dilettantisch betriebene Kunst der Landschaftsmalerei zu machen. Als jedoch plötzlich das Wetter sich verschlechterte, der herabströmende Regen die Wege grundlos machte, mußte freilich die schöne junge Pariserin mit ihren niedlichen Schuhen und ihren langnachschleppenden Seidenkleidern zu Haus bleiben. Aber sie war nun nicht mehr allein. Allabendlich stellte sich ein junger Mann bei ihr ein, den sie dem Wirth bereits als ihren chère frère venant d'un voyage pour l'Allemange angekündigt hatte. Allein dieser chère frère war zweifelsohne ein amant passionné. Er kam regelmäßig um dieselbe Abendstunde und verweilte bis Thoresschluß, ein Mal sogar bis Mitternacht, bei seiner Angebeteten. Er wurde von dieser mit „Arthur" oder auch „mon doux Arthur" angeredet, wenn dies in Gegenwart fremder Personen geschah. Waren jedoch Beide allein, so gaben sie sich ganz andere, halbunverständliche Namen, wie solche eben nur zwischen einem heftig verliebten Pärchen gang und gäbe sind. Der Zimmerkellner Fritz, der wegen seiner guten französischen Aussprache von der Fremden besonders bevorzugt wurde, hatte, am Schlüsselloch lauschend und spionirend, ganz deutlich die Worte gehört: „Mon gros chien, je t'aime bien, mais je t'aimerais mieux encore, si je te voyais un jour entrer chez moi les mains pleines d'or et de diamants." Darauf hatten Beide gelacht, sich geküßt und sich nach einer lange andauernden zärtlichen Umarmung mit dem Versprechen getrennt, am nächsten Morgen als reiche Leute zu erwachen.

Nach dem Signalement, welches diejenigen Hotelbediensteten, die mit den beiden Fremden in Berührung gekommen waren, von der Persönlichkeit derselben abgaben, war die Dame einige zwanzig Jahre alt, von kleiner, aber voller und doch zierlichen Figur (d'une figure svelte, wie Fritz sich ausdrückte), höchst lebhaften Temperaments, blondhaarig und dunkeläugig, trug sich sehr elegant und verbreitete stets eine Atmosphäre von Veilchen und eau de mille fleurs um sich. Sie sprach das Deutsche zwar ziemlich geläufig, aber mit entschieden fremdländischem Accent. Der Herr wurde geschildert als von großer, überkräftiger Gestalt, vornehmen Gesichtsausdrucks, als ein Mann von feinen und gebietenden Manieren. Die besonderen Kennzeichen, der kleine schwarze Schnurrbart, die heftige Sprache, das determinirte Auftreten stimmten durchaus mit dem Signalement des Besuchers der Judenschänke überein. Die wichtigste Frage, ob „Arthur" auch in der Nacht vom 7. auf den 8. October seinen galanten Pflichten nachgekommen war, konnte leider von Niemand mit Sicherheit beantwortet werden, da in jener Nacht ein

Digitized by Google

Ball im Hotel stattgefunden hatte, welcher die dienstbaren Geister, einschließlich des Zimmerkellners Fritz, dermaßen in Anspruch nahm, daß Keiner Zeit hatte, sich um die beiden Liebesleute zu bekümmern. Am nächsten Morgen waren dieselben, unter Zurücklassung nicht unerheblicher Schulden, aus M . . . . . und Umgegend verschwunden. Der Wirth, der sich den Vorwurf allzugroßer Vertrauensseligkeit zu machen hatte, aber bei einer Verfolgung des industrieritterlichen Paares nur noch größern Schaden zu erleiden fürchtete, machte einen Strich unter ihre Rechnung, und durch die bald darauf ruchbar werdende Mordgeschichte war das Andenken an Mlle. Camilla und ihres chère frère vollständig in Vergessenheit gerathen. Kein Mensch dachte damals im Entferntesten an die Möglichkeit, daß ein Liebhaber, der die Nächte im Boudoir seiner Angebeteten verliebelt, zur selben Zeit seine Hände mit dem Gut und Blut eines harmlosen Wanderers beflecken könnte.

Auf diesem Standpunkt befand sich die Untersuchung, als durch eine vom M . . . . . er Untersuchungsrichter an das Polizeipräsidium zu Berlin gerichtete Depesche einer der hiesigen Commissare verlangt wurde, um durch eingehende Recherchen an Ort und Stelle wo möglich neue und sichere Indicien über die bei der Affaire „Cromlau" betheiligten Personen zu gewinnen. Der Unterzeichnete wurde mit der Ausführung dieser Mission betraut.

Durch einen Zufall wurde ihm dieselbe wesentlich erleichtert, ja fast überflüssig gemacht. Da aber die nun folgende Episode für die weitere Entwickelung der Untersuchung von ausschlaggebender Wichtigkeit sein dürfte, so sei es dem Berichterstatter vergönnt, bei Wiedergabe derselben sich der sehr eingehenden, aber durchaus wahrheitsgetreuen Schilderung zu bedienen, welche von einem dem Commissar als Reisebegleiter beigegebenen Polizeiaspiranten unter dem frischen Eindrucke des Erlebnisses niedergeschrieben worden ist.

„Unsere Koffer waren gepackt, unsere Reisekleider zurechtgelegt. Wir hatten beschlossen frühzeitig zu Bett zu gehen, da wir, unserer vorausgeschickten Schreiben gemäß, mit dem 6 Uhrzug Berlin verlassen wollten, um gegen 10 Uhr Vormittags in M . . . . . einzutreffen. Zu diesem Zweck hatte ich mich für diesen Abend bei Herrn Setter einquartirt und wir saßen bei einem Glase selbstgebrauten Grogs, eine lange Pfeife rauchend, ein Jeder in einer Ecke des langen Junggesellensophas, als nach mehrmaligem leisen Klopfen und unserm sehr energischen Hereinrufen die Stubenthür vorsichtig geöffnet und der kahle Schädel eines ältern Herrn sichtbar wurde. Erst nach nochmaliger verbindlicher Einladung des Herrn Setter trippelte eine kleine, beständig schwankende, ganz in einen großen verschossenen Winterpaletot gehüllte Gestalt in das Zimmer, in dem wir Beide sofort den jüdischen Banquier Klix, den ältern, aus der Mauerstraße wieder erkannten.

„Ich bitte sehr um Verzeihung, meine Herren", sagte das Männchen mit einer dünnen, aber scharf accentuirender Stimme. „Ich wünschte den Herr Criminalcommissarius Setter in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen." (Schluß folgt.)

Digitized by Google

# Die Rettung eines Tobsüchtigen.

Von **Franz Hirsch.**

De mortuis nil nisi vere.

Es ist eine deutsche Literaturerbsünde, die literarischen Producenten in Kategorien zu theilen. Wer nicht in diese Kategorie paßt, paßt in jene. Aber in eine muß der Mann doch gehören! Wie kann er sich unterstehen, eine Individualität für sich beanspruchen zu wollen! Oft scheint es, als laute der moderne kategorische Imperativ für die Literaturrichter so: Schreibe so, daß Du jeden Autor in eine bestimmte unumstoßbare Kategorie einzwängst. Das Prokrustesbett ist nicht so schlimm, wie es scheint. Es läßt sich aus den schriftlichen Aeußerungen des Betreffenden dies und das Kriterium irgend einer literarischen Partei schon heraustifteln. Und reichen die schriftlichen öffentlichen Aeußerungen nicht aus, so lassen sich ja die mündlichen privaten Aeußerungen, für die betreffende Kategorie zurechtgebrechselt, sehr hübsch verwerthen.

O diese literarischen Kategorien! Sie verderben dem Unbefangenen gerade so die Freude an der Literatur, wie die politischen Parteien die Freude am Staat.

Wenn aber ehrliche Leute und anerkannte Talente das Prokrusteshandwerk treiben, dann wird die Sache ernster und das Amt der literarischen Polizei beginnt.

Ein Freund sprach mir neulich von einem Artikel in der „Gegenwart", welcher Bogumil Goltz als „tobsüchtigen Pessimisten" darstellen sollte. Ich traute kaum meinen Ohren. Mein alter lieber Freund Bogumil, der eingefleischteste Optimist und lebensfreudigste Geist, den man sich denken konnte, sollte ein Pessimist sein? Welcher tiefsinnige Kopf hatte diese Erfindung gemacht?

Da standen in der „Gegenwart" zwei breite Artikel: „Ueber den Pessimismus im Stadium der Tobsucht." Der „Tobsüchtige" sollte Bogumil Goltz sein. Es war dies eine Auffassung, die alle Kenner des Goltz'schen Naturells zur Tobsucht über eine gewisse Verständnißlosigkeit bringen konnte. Dieses Attentat auf den literarischen und persönlichen Charakter eines echt weltfreudigen Geistes war nicht ein literarischer Todtschlag, den ein unverständiger Dummkopf begangen hatte, sondern ein doloser Mord, denn der Mörder gilt für einen geschmackvollen Mann, einen in Makart'schen Farben malenden renommirten Dichter, einen Geist, dem man liebevolles Eingehen und Verständniß für die Gestalt der Seele, der innersten Individualität zutrauen konnte. Er hieß Robert Hamerling und behauptete, mit Goltz drei oder vier Tage „im lebhaften persönlichen Verkehr gestanden" zu haben.

Ich habe viele Jahre lang im freundschaftlichsten persönlichen Verkehr mit Goltz gestanden — unser Wohnort und Familienverkehr war derselbe —

Digitized by Google

und ich halte es daher für meine Pflicht, die Kategoriemarke von dem Bilde des originellen Denkers zu entfernen, welche Herr Hamerling ihm aufgeklebt hat.

Hamerling benutzt offenbar den Artikel dazu, seine Ansichten über den Pessimismus oder was er dafür hält an den Mann zu bringen und da kommt ihm Goltz eben recht. Die Unterredungen mit ihm vor etwa zehn Jahren in Graz hat Herr Hamerling sauber und sorgsam in ein Tagebuch eingetragen und nachdem er das nonum prematur gewissenhaft eingehalten hat, übergiebt er sie den staunenden Gegenwartslesern, die natürlich dem Dichter, der in Rom, Münster und Griechenland so gut Bescheid weiß, auf's Wort glauben, daß Goltz ein tobsüchtiger Pessimist gewesen.

Der Grund, warum der Prokrustes von Graz so böse auf die Pessimisten ist, wie diese auf die Welt, zieht sich wie ein rother Faden durch die Artikel. Die Journalisten haben ihm nicht genug Anerkennung gespendet. Die lange Einleitung, in der von Goltz gar nicht, sondern nur von den nervösen Polterern in der Journalistik die Rede ist, sagt's ganz deutlich. Wir sehen gleich den innersten Hamerling aufgeschlossen, wenn ihm die verrätherischen Worte entschlüpfen:

„Wohin käme es, wenn der Autor die Briefe, die er in der ersten Aufwallung an boshafte und leichtfertige Recensenten schreibt, wirklich absendete, statt sie zu zerreißen, und wenn der Dichter die Epigramme, die er auf pöbelhafte und vertrackte Gesellen macht, veröffentlichte, statt sie in sein Pult zu verschließen?"

Ja, aber wohin käme es, wenn wir nach der Unterredung mit einem bedeutenden Mann dessen private vertrauliche Mittheilungen meuchlings in ein Tagebuch schreiben und sechs Jahre nach seinem Tode daraus der Welt demonstriren wollten, der Mann sei ein Fanatiker, ein Tobsüchtiger gewesen? Das geht denn doch noch über das kühnste Interviewen hinaus.

Noch deutlicher verräth sich der Sporn zu diesem Pegasusritt des Grazer Poeten in folgenden Worten:

„Glaubt man bei derartigen grotesk-nervösen Ausbrüchen Goltz'scher Kritik nicht eine Recension von Seligmann Heller oder Emil Kuh über einen modernen, ihnen mißliebigen Poeten zu lesen?"

Cherchez la femme! Hamerling hat sich sehr geärgert und zwar in Sachen einer bekannten altgriechischen Dame! Aber was würde aus der Welt, wenn jeder Poet, dessen angebetete „Aspasia" nicht viel taugt, gleich einen Artikel abschießen wollte?

Der Grundirrthum des Hamerling'schen Urtheils über Goltz liegt darin, daß er die Aeußerungsmanier des Mannes für die Ueberzeugung, die Schale für den Kern nahm.

Alle, die Goltz persönlich — aber nicht nur auf der Durchreise — gekannt haben, wußten, daß diese polternde, leidenschaftliche Art, sich zu äußern, die rauhe Form für ein wahrhaft kindlich reines und gutes Herz war. Daß Der, der „des Menschen Dasein in seinen weltewigen Zügen und Werken" geschrieben, die Welt innig liebte, daß ihn eine Daseinsfreudigkeit beseelte, welche das directe Gegentheil vom Pessimismus war, daß alle derben Scheltworte, die Goltz über Welt und Menschen zum Besten gab, nur der Ausbruch augenblicklichen Unwillens über irgend eine schiefe, unzweckmäßige Einrichtung oder einen verbohrten Menschen waren, in summa, daß er

Digitized by Google

häufig totum pro parte meinte, nur nicht umgekehrt. Ich habe Goltz nicht nur in unserer Heimat, sondern auch später in Heidelberg, Frankfurt, Berlin u. a. bei seinen Vorlesungen gesehen und mit ihm viele innerlichste Dinge durchsprochen. Er kannte mich und wußte, daß ich kein Tagebuch über seine Privatäußerungen führte. Wir haben sehr viele zarte und innerliche Themata berührt, aber niemals ist mir eine Spur von Pessimismus oder Fanatismus in seiner Aeußerung aufgefallen. Immer war es ein liebenswürdiges Herz, welches sich mitunter in sackgrobe Leinwand wickelte, aber immer doch von echtem Adel und von rührender Güte und menschlicher Theilnahme war.

Und von diesem Mann mit dem Kindesherzen, dessen Schamgefühl so fein war, daß er roth wurde und sich schüchtern ihr entwand, als ihn eine enthusiastische Schauspielerin einmal beim Kopf nahm und begeisterungsvoll abküßte, diesem Typus wohlwollender Gutmüthigkeit, dessen letzte Lebensjahre ein ununterbrochenes Opfer für Andere waren, sagt Herr Hamerling:

„Wie humoristisch hätten diese Klagen (sc. über die Wiener Speisen) aus dem Munde eines gutmüthigen Polterers geklungen! Goltz sprach sie mit dem Ernst eines düstern Fanatikers."

Eigenthümlich klingt Hamerling's Vorwurf: „Immer mehr aber entfernte der sprechende Goltz sich von dem gedruckten, den ich kannte. Er ließ sich gehen. Er zeigte sich im Negligé seiner Gedanken."

Sagte das nicht ein Dichter, könnte man glauben, es wären die Worte eines Pedanten, der auch in seinen Privatgesprächen nur redet wie gedruckt und alle seine Worte fein ausbürstet. Ich habe nun einen andern Geschmack als Herr Hamerling. Ich finde die Leute, welche in der Unterhaltung ihren Gedanken immer den Frack anziehen, lange nicht so amüsant und natürlich, wie die, welche ihre Gedanken gemüthlich im Negligé einhergehen lassen. Es giebt jedoch Leute, deren Gedanken im gut gebürsteten Frack sich viel besser ausnehmen als im Negligé, wo manches künstlich Gemachte sich nicht verbergen läßt.

Befremdlich und etwas unwahrscheinlich — warum soll ein Tagebuch nicht auch einmal irren — klingen die Angaben über die Goltz'schen Renommagen. Ein Renommist war Goltz nie und daß er „einige Mal auf der Festung gesessen", erfahren die Freunde Goltz's jetzt wohl zum ersten Mal durch Hamerling's Tagebuch.

„Doch Brutus sagt's, ein ehrenwerther Mann."

„Ist es erlaubt, den Inhalt eines mündlichen Verkehrs der Oeffentlichkeit preiszugeben?" fragt Hamerling und antwortet: „Ein ehrlicher Mensch darf es. Gewissenhafteste Treue — und nur diese — kann solchen Mittheilungen Werth und Berechtigung verleihen." Dies urkundlich seine (Hamerling's) Worte. Eine Illustration dazu bietet die einige Absätze später folgende Stelle:

„Mit etwas mehr Achtung sprach er von Hamann, den er persönlich gekannt hatte."

Ich besitze zwar selbst das Exemplar von Hamann's Werken, welches Goltz benutzt und mir dedicirt hatte, jedoch habe ich niemals von einer persönlichen Bekanntschaft Goltz's mit dem „Magus im Norden" vernommen. Es mag das freilich daran liegen, daß Hamann bereits 1788 gestorben und

Digitized by Google

Goltz 1801 geboren ist, somit also selbst erst jetzt im Olymp etwas von seiner persönlichen Bekanntschaft mit Hamann erfahren dürfte.

„Doch Brutus sagt's, ein ehrenwerther Mann."

Wie ist so etwas in einem ernsthaften Aufsatz eines renommirten Dichters möglich?

Es giebt nur eine einzige Erklärung, welche freilich auf die „gewissenhafte Treue" eines gewissen Tagebuches ein eigenthümliches Licht wirft. Goltz kann nämlich von Hamann's persönlicher Bekanntschaft insofern gesprochen haben, als er der Schüler des spätern Rectors Hamann in Gumbinnen, eines Neffen des berühmten Hamann, gewesen ist. Daß der Dichter der „Aspasia" nicht wußte, wann der berühmte Hamann gestorben ist, ist sehr entschuldbar. Die Griechen des Perikles sind ihm geläufiger als die sterilen norddeutschen Literaturgrößen.

Wenn bei solcher Nonchalance in der Literaturchronologie Hamerling sich über Goltz's Aeußerung verwundert: Es sei zum wahnsinnig werden, daß es Leute giebt, die Schiller für einen Dichter halten! Wenn man die Goethe'schen Lieder für Poesie hält, was sie wirklich sind, wie ist es möglich, auch „Zu Aachen in seiner Kaiserpracht" oder „Zu Dionys dem Tyrannen schlich" für Poesie zu halten? Das ist nichts als Phrase, Pathos, Spiel mit poetischen Formen" — so ist das kein Wunder. Daß die romantische Schule, Schlegel in seinen „Vorlesungen über dramatische Kunst' voran, noch viel härter über Schiller geschrieben, daß Vilmar und neuerdings der feinsinnige Kenner des Dramas, Joseph Bayer, ähnlich geurtheilt, was thut's? Herr Hamerling stellt sich hier auf den empörten Laienstandpunkt, dem jedes Rütteln an der Schiller'schen Unfehlbarkeit als Profanation erscheint. Es ist denn doch der uralte Zwiespalt zwischen Empfindung und Reflexion, der hier berührt wird und in dessen Geschichte die Namen Schiller und Goethe nur zwei Phasen, zwei Parolen der Entwickelung sind. Die große Goethegemeinde, zu der ich mich auch bekenne, wird mich verstehen.

Daß sich Hamerling auch über Goltz's Aeußerung über Lessing: „Ein klarer Kopf aus Seelenlosigkeit" empört, wird jetzt begreiflich. Das Urtheil über Lessing ist einseitig und ungerecht. Wir wissen's jetzt besser, wie stark und tief Lessing's Empfinden war. Aber Goltz hat es hier offenbar nicht mit Lessing, sondern mit dem Aufklärungsrationalismus zu thun, für dessen Typus er irrthümlich (notabene im Privatgespräch und von Hamerling aus dem Zusammenhang gerissen) Lessing hält, der allerdings ein Kind seiner rationalistischen Zeit war, aber doch auch ein tiefsinniger Pantheist nicht nur im Reimarus'schen, sondern im spinozistischen Sinne war.

Aber wer war denn dieser originelle Kauz, dieser Bogumil Goltz, der kein tobsüchtiger Pessimist sein soll, eigentlich? Ich will die Umrisse seines Lebens ganz fixiren. Als der merkwürdige Mann am 11. November 1870 mitten unter den heftigsten Kriegsstürmen dahinschied, war keine rechte Zeit, um ihn zu würdigen.

Bogumil Goltz war ein Mann, der Denen, die Druckbares und Maculatur zu scheiden im Stande sind, bekannt, und Denen, die sich für die feinen Untersuchungen der menschlichen Seele interessiren, geläufig war. Jene kannten den originellen Mann meist aus seinen Wandervorlesungen, diese schätzten ihn mehr nach seinen Schriften. Er war kein Schriftgelehrter im Sinne ästhetisirender Culturgeschichtschreiber.

Digitized by Google

Er war weder Ethnograph noch Tourist, weder Philosoph noch Feuilletonist: er war Alles von Allem und weniger, denn er war Autodidact und seinem Wissen fehlte die unverrückbare Basis eines deutschen Abiturientenexamens, trotzdem er studirt hatte: er war Alles von Allem und mehr, denn er war ein unclassificirbares Individuum — er war eine Natur, und wenn der Unterschied, den er selbst einmal gemacht hat, gelten soll, so war er ein Mensch und eine ganze Schaar von literarischen Namen sind gegen ihn nur — Leute.

Er war ein Mensch und glaubte nichts Menschliches sich fern. Sein Leben liegt offen da. Der Sohn eines höhern preußischen Justizbeamten, hat er seinem Vater, von dem er nicht nur die Statur und des Lebens ernstes Führen, sondern auch die Frohnatur geerbt zu haben scheint — von seiner Mutter, deren Liebling er nicht gewesen ist, spricht er wenig — die Grundzüge des Naturells zu verdanken. Wie er diesen altpreußischen Charakter aus der Beamtenschule Friedrich's des Großen im „Buch der Kindheit" schildert, hat er damit den Typus jener Gattung und die Andeutung seines eigenen Wesens gegeben.

Jenes ergötzliche Kinderidyll in Warschau, der Hauptstadt der damaligen Provinz Südpreußen, mußte aber sehr bald der Schule des Lebens und des literarischen ABC weichen, die er in Altpreußen durchmachen sollte. Die ersten literarischen Eindrücke rühren von jener Zeit her, der er im „Jugendleben, einem westpreußischen Idyll, schriftstellerischen Ausdruck gegeben hat. Diese Schulerziehung kam trotz regelmäßigen Gymnasiumsbesuchs zu keinem rechten Abschluß und wurde bald aufgegeben, um einer landwirthschaftlichen Ausbildung zu weichen, von der uns der humoristische Autor leider kein „Ut mine Stromtid" hinterlassen hat. Dann ging's — der literarische Stolz bäumte sich auf — plötzlich auf die Breslauer Universität, als ein Student mit einer Frau Studentin, denn Goltz hatte sich inzwischen mit seiner Jugendliebe, einem Fräulein von Blumberg, verheirathet. Den jovialen Mann von seiner Breslauer Studentenzeit erzählen zu hören, wo die Commilitonen sich der für ihn aus der Heimat gesandten Wurst- und Schinkenberge erfreuten, während die Gattin die Honneurs machte, das ist immer ein besonderes Vergnügen für mich gewesen.

Von Breslau aus übernahm Goltz ein kleines Landgut bei Thorn, das er bald aufgab, siedelte dann nach Gollub, wo er polnisches Judenbasein an der Quelle studiren konnte, und zuletzt nach Thorn über, wohin damals eine angenehme und anregende Geselligkeit, von der auch Feldmarschall Roon, der damals als Commandeur des 33. Regiments in Thorn garnisonirte, erzählen kann, den in Gollub fast verbauerten sechsundvierzigjährigen Mann lockte.

Von Thorn aus datirt Goltz's literarischer Ruf, den er durch Reisen durch ganz Europa und Nordafrika und durch die in späteren Jahren begonnenen Wandervorträge zu erweitern wußte. Von Thorn ist er nie wieder dauernd fortgegangen, so oft er auch jüngere Freunde um Rath fragte, wo er sich wohl niederlassen und zur Ruhe setzen solle.

Es sind Jahre vergangen, seit ich Goltz nicht wieder gesehen. Das letzte Mal traf ich ihn in Berlin, in einem Mittelhotel in der Nähe der Neuen Friedrichsstraße im Herbst 1867.

Er las damals in der Singakademie, hatte sehr viel Zuhörer und sah angegriffen aus. Ich war auf der Durchreise nach Leipzig und es freute ihn

Digitized by Google

sehr, seinen jungen Freund und Landsmann zu finden. Das erste Wort, mit dem er mich empfing, war ein kraftvolles Scheltwort; nicht über mich, sondern über Berlin. Dann polterte er weiter, ging allmälig in einen herzlichen Ton über und lachte mit mir so urkräftig, daß das kleine Gemach erdröhnte. Wer diese große, markige Gestalt mit den breiten Schultern, klaren blauen Augen, der hohen Stirn und den buschigen Brauen durch das Zimmer schreiten sah, im rührendsten Negligé mit den Händen wie ein Heldenvater gesticulirend, diese Stimme markerschütternd posaunen hörte, der vergißt die Originalität dieser Erscheinung nicht! Wie oft habe ich den Alten so gesehen! In unserer Heimat, wo der Prophet mehr galt, als es gewöhnlich im Vaterlande der Fall zu sein pflegt, war Goltz der Schrecken der Hausfrauen und das Ergötzen der Männer gewesen. Irgendwo in einem der besseren Häuser ist Gesellschaft. Man ist in großer Conversation oder man langweilt sich zu Tode, da poltert es die Treppe herauf und eine bärbeißige Stimme ertönt. „Das ist Goltz", heißt es. Alle Gesichter verändern sich. Die Hausfrau ist entsetzt, sie kann das Schreien nicht vertragen, der Mann aber freut sich, daß die Gesellschaft sich jetzt besser unterhalten wird. Ein „geistreicher" Herr ist entrüstet, daß er nun nicht mehr allein das Wort führen kann, denn Goltz redet ihn todt. Goltz tritt ein und setzt sich. Wie ein Jupiter thront er auf seinem Stuhl und seine Augen zucken unter den buschigen Brauen Blitze. Ist er schlecht gelaunt, so sagt er Jedem etwas Verbindliches in mürrischem Ton; ist er bei guter Laune, so wählt er sich irgend ein Object aus der Versammlung, meinetwegen die Theetasse oder den neuen Kleidbesatz der Frau vom Hause, um daran eine Rede über Gott und Welt, Liebe und Ehe, kurz über Alles und noch etwas zu knüpfen, immer im Fortissimo — das Piano seiner gedämpften Rede klingt nach wie ungedämpfter Trommelschall. Es giebt Goltzgläubige und Goltzketzer in der Versammlung; die ersteren hängen an seinem Munde, die letzteren schütteln den Kopf, wenn Jupiter tonans zu donnern anfängt. Jupiter blitzt, donnert, läßt die Sonne scheinen und regnen, führt uns auf dem Mantel der Phantasie über Meer und Land, zu den Sphinxen des Nillandes und den großen Dächern Algeriens, zu den kleinen Füßen der Polinnen und dem untadelhaften Teint der Engländerinnen, zu der Würdigung nordischer Küche und der Nothwendigkeit, in italienischen Gasthöfen Insectenpulver bei sich zu führen: von Allem weiß Goltz zu erzählen. Von Dem, was er geschrieben und vorgelesen hat, wissen sehr Viele, wie er erzählt hat, sehr Wenige zu sagen. Wenn Goltz in Arabien geboren worden, er wäre einer der berühmtesten Volkserzähler des Orients geworden, von denen uns die vorderasiatischen Geschichten erzählen. Dieses köstliche Erzählertalent, dieses reiche und tiefe Gemüth in der rauhen Schale, sie sind nicht mehr und die Winde, die von der sarmatischen Ebene kommen, gehen über den Hügel, der sich über einem echt deutschen Herzen wölbt; der uns das Leben der Völker voll und warm geschildert; der lebensfreudige Mann mit der Kinderseele ist nun eine Hand voll Staub und das ist der Humor davon, wie Pistol sagt.

Mit der Aufzählung der Schriften von Bogumil Goltz hat man dieser merkwürdigen Natur gegenüber wenig gethan. Noch weniger hat man erreicht, wenn man die Eigenart Goltz's aus der Erbschaft seiner Landsleute Hippel und Hamann abzuleiten versucht. Auch die Personification provinziell preußischen Wesens, die man in dem Autor des „Buches der Kindheit" zu erblicken geglaubt hat, reicht nicht aus: es war weder der rationalistische

Digitized by Google

ostpreußische, noch der phantasievolle, ein wenig mit polnischem Wesen versetzte westpreußische Typus in ihm. Die Provinz ist vorherrschend liberal, obwohl ackerbauend; Goltz war eine durchweg conservative Natur. Die Demokratie des Märzjahres war ihm ein Greuel. Er sah in den conservativen Bestrebungen einen festen Hort der Ordnung und der Kunst, die ihm vor Allem am Herzen lag: in den demokratischen Bewegungen rohe Anarchie, die Herrschaft der Phrase über die Zweckmäßigkeit, die Unterdrückung und Ignorirung aller redenden und bildenden Kunst. Er stellte sich den Liberalismus unserer Tage etwa wie einen grünen Jungen vor, der in einem Schnittwaarengeschäft angestellt ist, nie die Cigarre aus dem Munde nimmt, über König, Religion und Staat raisonnirt, die Revolution und den Communismus für sehr wünschenswerth erachtet und im Uebrigen eine unüberwindliche Abneigung gegen zweierlei Tuch und öftern Gebrauch der Seife hat. Goltz erinnerte in dieser Anschauung an einen schlesischen Schriftsteller, an Karl von Holtei.

Goltz ist nicht nur ein Schriftsteller, er ist ein Poet gewesen, ohne daß er es selbst vielleicht gewußt hat. Zum Beweis bedarf es nur des Hinblicks auf sein erstes und bestes Werk: jenes goldene „Buch der Kindheit", das wie ein Frühlingstraum durch unsere entgöttlichten und ermüdeten Seelen zieht und in seiner einfachen Wahrheit die gewissenhafteste Physiologie des Kinderlebens darstellt. Wohl selten hat ein begabterer Landschafter über das alte Wunderland des Nil den Pinsel geführt als „der Kleinstädter in Egypten". Man braucht über Egypten nur das zweite Buch des Herodot zu lesen und dann jene Kleinstädterreisen und man wird das alte Fabelland in Vergangenheit und Gegenwart nicht klarer vor Augen haben können. Mögen unserm Autor die Frauen ob seiner „Naturgeschichte" zürnen. Hier ist die Stärke seines Humors, der wie ein schön geschliffener Brillant in allen Farben funkelt, mag er nun über Frauenraison und Caprice oder über Frauengeiz und Knauserei, oder über die Verstellungskunst des schönen Geschlechts plaudern; oder mag er uns an anderer Stelle jene köstlichen Genrebilder vom Pündeljuden, von dem reisenden Komödianten und dem Puppenspiel im Dorfkruge, vom Sopha für zehn Thaler, vom kosakischen Eßkünstler, von der polnischen Edelmannswirthschaft, vom jüdischen Factor, Trödler, Geschäftsphilosophen, Briefsteller malen, Genrebilder niederländischer Schule, die aber oft gesunde Augen verlangen, wenn die etwas grellen Farben nicht auf den ersten Anblick wehthun sollen. Daß in diesen Schilderungen Goltz's Neigung zum Fremdwort und zum bombastischen Ausdruck vielen Lesern den Genuß seiner Schriften verkümmert, sei nicht verschwiegen.

Mit den Wandervorlesungen, in denen er Extracte aus seinen Schriften gab und die ihm besonders in Wien und Berlin ehrenvollsten Erfolg verschafften, hat Goltz erst spät angefangen. Als ihm bei dem Bankerott eines Berliner Verlegers eine namhafte Summe verloren ging, kam er auf die Idee jener Vorträge, um sich dadurch ein kleines Capital zu schaffen, dessen Verwendung er in uneigennützigster Weise nur zum kleinsten Theil für sich selbst bestimmte. Er hat, wie er mir oft versichert, seinen Zweck erreicht, aber unter den mühevollsten, beschwerlichsten Umständen. Bei Wind und Wetter, im kältesten nordischen Winter, ist der alte Mann ununterbrochen unterwegs gewesen, ohne sich den geringsten Comfort zu gönnen. Möglich, daß er sich auf diesen anstrengenden Reisen den Keim zu seiner letzten Krankheit geholt hat. Er hinterließ eine trauernde Witwe und außer einer

Digitized by Google

Nichte, die er adoptirt hatte, keine Kinder. Es war ihm nicht vergönnt, die seinen Beobachtungen des „Buches der Kindheit" an eigenem Blut zu erproben.

In des „Menschen Dasein" findet sich die für Goltz's Wesen charakteristische Stelle: „Eine Weltverbesserung muß nothwendig eine Herzensverbesserung sein von außen; von der Staats- und Gesetzesform allein kommt das Heil der Welt nimmermehr." In diesem Sinn, so viel an ihm war, hat Bogumil Goltz redlich an der Weltverbesserung mitgearbeitet.

Und diese echt optimistische Individualität, die die ganze Welt, wie Spinoza will, sub specie aeternitatis sah, die, wie jener lebenskundigste aller Philosophen mahnte, die Handlungen der Menschen weder belachen noch beweinen, noch verfluchen, sondern einfach verstehen (Spinoza sagt: intelligere) wollte, ein unbewußter (Goltz wußte von Spinoza so wenig, wie er von Schopenhauer hielt), aber practischer, weltliebender Spinozist — diesen Mann nennt ein, wie man meinen sollte, herzenskundiger Dichter einen tobsüchtigen Pessimisten!

Das Schönste aber ist, daß Herr Hamerling zugiebt, Goltz sei eigentlich gar kein Pessimist gewesen, sondern hauptsächlich nur die Kritiker, welche sein (Hamerling's) neuestes Opus (wie zwischen den Zeil für en zu lesen) ein pessimum halten.

Hören wir folgende Aeußerungen Hamerling's:

„Eine eigentlich pessimistische Aeußerung über das Weltganze war aus seinem (Goltz's) Munde eine Seltenheit." Und weiter: „Seine (Goltz's), der Abstraction unfähige, durchaus nicht speculative Natur blieb stecken im Concreten" ꝛc. Concrete Naturen aber, Herr Hamerling, sind fast nie Pessimisten.

Wozu also der Lärm?

In der Nacht darauf, als ich dies niedergeschrieben, hatte ich einen curiosen Traum. Ich sah Bogumil Goltz, wie er in einem olympischen Schlafrock auf mich zuschritt, mir mit seinen unvergeßlichen blauen Augen schalkhaft zuwinkte und mich anröhnte: „Wissen Sie, was die achte Todsünde ist? Wenn einem gelernten Poeten überall der empörte Schulmeister vorguckt. Grüßen Sie mir Herrn Hamerling! Er soll hinter meinem Rücken sein „Tagebuch" weiterschreiben." Sprach's, drehte sich in der Richtung nach Graz energisch um und verschwand, gerade als oben im Olymp zum Abendbrod geläutet wurde

Als ich aufwachte, war mir sehr weh im Magen. Ich hatte ja Tags vorher den „Pessimismus im Stadium der Tobsucht" gelesen. Eine unbekannte Hand aber hatte an den Rand des Artikels geschrieben: „si tacuisses."

Digitized by Google

# Aus der Gesellschaft.

## Berlin.

Das gesellschaftliche Leben und Treiben entfaltete sich diesmal in überraschend großartiger Weise auf dem ersten Renntage in Hoppegarten. Die vergangenen Jahre hatten diesen Nachahmungen englischer Wettrennen wenig Erfolg gebracht; es geht in dem sonst so hastigen Berlin jede Neuerung sehr langsam voran. Endlich scheint nun aber die Blüthezeit für Hoppegarten herangerückt zu sein. Eine unabsehbare Menschenmenge versammelte sich an den Barrièren und auf den Tribünen entstand ein förmliches Gedränge der schönen Welt.

Die neuen sommerlichen Moden wurden mit einer Eleganz zur Schau getragen, wie sie sich kaum zur Kaiserzeit in Paris auf den Rennbahnen oder im Bois de Boulogne entfaltete. Wir werden bald in Berlin dahin kommen, die Toiletten für Hoppegarten als maßgebend der Damenwelt vorzuführen. Vielleicht gewähren Sie diesen Schilderungen künftig ein Plätzchen in Ihren „Modeberichten".

Diesmal theile ich Ihnen nur ein Toilettenanecdötchen mit. Ein Engländer wurde gefragt, ob er die Berliner Damen schön fände, worauf er erwiederte: „They are not pretty, but very nicely back tighed" (sie sind nicht hübsch, aber sehr gut nach hinten gebunden).

Die glücklichen Besitzer schöner Pferde waren: Fürst Hohenlohe, Graf Arnim, Graf Sierstorpff, Herr von Kramm, Herr von Kramsta und die Herren Espenschied und Effenberg.

Am Schlußrennen betheiligten sich Herr von Falkenhausen, Graf Eulenburg, Lieutenant von Kramsta, Lieutenant Leistner und Graf Schlippenbach; Letzterer stürzte gefährlich, nahm jedoch glücklicherweise keinen Schaden, aber sein berühmter Renner „Höher Peter" wird wohl nie wieder als „Steeplechaser" auftreten können.*)

Die Leitung der Rennen hatte wieder der Herzog von Ratibor persönlich übernommen. Als Schiedsrichter fungirten die Herren von Below, von Oertzen, von Prillwitz, von Rauch und Graf Wilamowitz-Möllendorff; als deren Stellvertreter die Herren Julius Espenschied, von Kardorff-Wabnitz, von Landsberg-Steinfurt, von Kramm-Rhode und von Tschirschki.

Die ungünstige entfernte Lage unseres „Rasens" — turf — Hoppegarten genannt, schon lange ehe der jetzige Zweck darauf verfolgt wurde, als hätte der Volksmund ihn geahnt, hat bisher der Entwickelung des Rennvereins sehr geschadet, aber augenblicklich sind die Verbindungsbahnen schon förderlich und später wird die Stadtbahn alle Entfernungen beseitigen.

*) Doch! „Höher Peter" hat sich am Steeple-Chase des Leipziger Rennens vom 14. Mai lebhaft betheiligt. Die Redaction.

Digitized by Google

Die Pferde von „guter Familie“ mit tadellosem Stammbaum hier namhaft zu machen, würde unsern Raum überschreiten. Doch sei noch bemerkt, daß der Privatstall des Herrn Espenschied diesmal bessere Resultate geliefert hatte, als das berühmte Graditzer Gestüt.

Die anderen öffentlichen Vergnügungen, an denen die gute Gesellschaft jetzt gern sich betheiligt, ehe sie in die Bäder oder auf's Land geht, haben einen neuen Zuwachs erhalten durch die Skating-Ring-Bahnen. Man weiß, daß dieselben in London und Wien vom high life besucht werden und folgt diesem Beispiel, obwohl es ein gefährliches Vergnügen ist. Ungeübte können mit diesen neuen Rollschlittschuhen schlimmere Unfälle haben als mit den alten Eisschuhen. Es ist schon vorgeschlagen worden, die Balletfiguranten, welche im Propheten die Schlittschuhscene ausführen, als Lehrmeister bei dem Skating-Ring anzuwenden.

In der Flora zu Charlottenburg ist dies künstliche Eisvergnügen von besonderm Reiz, weil die hohen, herrlichen Bäume und die bunten Blumenteppiche des schönen Gartens einen erquicklichen Contrast bilden, aber es ist noch ein zweiter Skat-Ringing mitten in der Stadt errichtet an der Ecke der Friedrich Wilhelm- und Rauchstraße, wo voraussichtlich das Vergnügen sehr heiß und staubig ausfallen wird. Eis ohne Kälte, wie es auf diesen künstlichen Bahnen liegt, kann für den Sommer nichts Reizendes haben, doch ist es möglich, daß der Skating-Ring auf die Dauer sich in der guten Gesellschaft einbürgert, weil dadurch eine leichtere Vermittelung des geselligen Verkehrs angebahnt wird. Die junge Welt soll es wie einen Sommerball betrachten, wo Aufforderungen zum Wettlauf wie zu einem Tanze ergehen können. Ob die Speculation der Unternehmer lohnend sein wird, scheint jedoch noch sehr zweifelhaft. Der kleine Raum an der Rauchstraße, kaum einige 1000 Quadratruthen, muß mit 11,000 Mark Pachtgeld jährlich bezahlt werden; hierzu rechne man die Kosten der Anlagen und die Thatsache, daß kein echter Berliner mehr als 50 Pfennige Eintrittsgeld auf die Dauer entrichten mag!

Der Besuch der königlichen Theater ist augenblicklich ganz besonders lebhaft, weil Herr von Hülsen die Humanität hatte, ermäßigte Preise für die Sommerzeit eintreten zu lassen. Die gute Gesellschaft ist nicht immer reich, manche höhere Beamtenfamilie kann sich erst jetzt den Genuß gestatten, die Leistungen unserer Hofbühne zu sehen Es werden sogar große Opern, wie die Afrikanerin, und glänzende Ballets, wie Madeleine, zu billigen Preisen aufgeführt. Die Fremdenloge, der vornehmste Platz, kostet nur 3 Mark und die Prosceniumsloge, der angenehmste Platz, sogar nur 2 Mark.

Bisher waren stets erhöhte Preise angesetzt, weil Clara Ziegler damit geehrt werden mußte. Die große Tragödin hat als Penthesilea in Kleist's berühmtem Trauerspiel, vollendet als Furie wie als Grazie, ihren höchsten Triumph gefeiert. Ihre Amazonenkönigin wurde so überlaut applaudirt, daß man wehmüthig wünschte, das Echo davon möchte bis an das einsame Grab im märkischen Sande schallen, wo der Dichter dieses Hymnus der Leidenschaften sich einst freudlos und hoffnungslos den Tod gab. Wie langsam reift der deutsche Dichterruhm; erst nach mehr als sechzig Jahren werden Kleist's dramatische Arbeiten vollständig anerkannt!

Das Meininger Hoftheater, welches soeben wieder in unserer Friedrich-Wilhelmstadt spielt, hat ebenfalls in dieser Saison ein Stück von Heinrich von Kleist, Das Käthchen von Heilbronn, als pièce de résistance gewählt. Voriges Jahr war es die Hermannsschlacht. Die zahlreichen Verehrer der

Digitized by Google

Meininger schmeicheln sich mit der Hoffnung, daß ihnen von diesen auch eine Tragödie unseres Dichter-Prinzen, der unter dem Namen „Conrad" schreibt, diesmal vorgeführt würde. Seine Elfriede von Monte Salerno ist bereits im vorigen Winter mit großer Sensation über die Bühne gegangen und soeben hat Clara Ziegler zweimal seine Phädra zur Anschauung gebracht. Letzteres Stück ist besonders bewundernswerth durch seine reiche Originalität. Der Zuschauer wird davon in jeder Scene neu überrascht. Bisher war man der Meinung, daß Racine den Stoff erschöpft habe, aber man muß sich überzeugen, daß Prinz Georg der Antike treuer und darum weniger modern als Racine ist, dessen Phädra eigentlich nur die Mutter aller modernen französischen Ehebrecherinnen war.

Die schöne Composition vom Hofkapellmeister Taubert erhöht die Wirkung unserer deutschen Phädratragödie außerordentlich; dieselbe wurde wegen der Großartigkeit ihrer Decorationen wie sonst Antigone im Opernhause gegeben und bildete weitaus die glanzvollste Vorstellung dieses Jahres. Auch Kaiserin Augusta war zugegen und bewies lebhafte Theilnahme an der Dichtung ihres hohen Verwandten; die Kaiserin liebt sonst das Theater nicht, ihr ernster Sinn wird selten davon angesprochen.

Unter den zahlreichen Musikaufführungen war das Meisterwerk von Adalbert Goldschmidt „Die sieben Todsünden", wahrhaft epochemachend. Nach der gleichnamigen Dichtung von Hamerling ist ein sinnreicher, hochpoetischer Text zusammengestellt, der die Musik trägt, erläutert und verklärt. Die Chöre und das Orchester sind von großartigem Schwung und Feuer beseelt. Harfe und Orgel wirken besonders gefühlserregend; die Solistinnen, obwohl reich an Schönheiten, haben jedoch einen Anklang an die Zukunftsmusik, die Kehlen der Gegenwart reichen nicht aus dafür! Die prachtvollen Reichshallen mit ihren weitgespannten Schwibbogen und ihrer schönen Orgel waren ein sehr passendes Local für die Aufführung, die weiten Räume waren dicht gedrängt voll von Notabilitäten der Kunst und der Gesellschaft.

Unter den Hochzeiten im high life ist die Vermälung des Grafen Archimbald von Talleyrand mit der ältesten Tochter des französischen Botschafters, Vicomte von Gontaut-Biron, jedenfalls die glänzendste. Der Bräutigam übergab seiner Braut unter anderen Geschenken auch den berühmten Familienschmuck, den die schöne Herzogin von Sagan, seine Großmutter, getragen hat und der nach ihr der Dorotheenschmuck genannt worden ist.

Eine andere Vermälung, die viel Aufsehen macht, findet binnen kurzem auf dem Rittergute Mahlsdorf statt, wo die Erbtochter Constanze von Goldacker sich dem Grafen Hans von Beust verbinden wird. Einige Verlobungen stehen noch in Aussicht, doch sollen aus Courtoisie für die Damen nur die Namen der Herren genannt werden. Graf Redern, der frühere Generalintendant, einer unserer reichsten Magnaten, dessen geistige Frische die Zahl seiner Jahre übersteigt, ist als ein sehr willkommener Freier aufgetreten, und Graf Dohna-Mallwitz wird demnächst eine junge bürgerliche Witwe heimführen, die seinen Stammbaum reich vergolden kann.

Der Abschied von Aristarchi Bey wird eine fühlbare Lücke in der höhern Gesellschaft hervorbringen. Er war ein liebenswürdiger Kunstfreund und seine Gemalin, eine Tochter des verstorbenen Ministers von Bonin, zeichnete sich durch ihr einfaches, natürliches Benehmen aus. Es machte einen wehmüthigen Eindruck, die prächtigen Räume, wo man so manche gemüthliche

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Eduard von Hartmann.

Digitized by Google

Digitized by Google

Stunde verlebt und so manchen Blick auf die glänzendsten Seiten der großen Welt geworfen hat, alles Schmuckes beraubt zu sehen und den Auctionshammer unbarmherzig über den wohlbekannten Gegenständen schwingen zu hören. Diplomatische Ursachen, aber nicht politische, rufen den edlen Bey zurück; letzterer Titel bedeutet eigentlich „Graf". Frau von Aristarchi geht nicht mit nach der Türkei, sondern bleibt vorläufig in Biebrich, wo sie eine Villa besitzt. Die jüngere Schwester der Frau von Aristarchi ist an den bekannten Dichter und Mitarbeiter des „Salon" Baron Warburg in Dresden verheirathet.

Der Nachfolger Aristarchi's soll kein Christ wie dieser sein, sondern ein echter Muselmann, der keine unverschleierte Dame achten kann und wahrscheinlich einen Harem mitbringt. H. v. N

## Wien.

Die italienische Stagione ist vorbei und ihre Helden und Heldinnen sind nach allen Richtungen geflogen, um anderwärts wieder neue Lorbeeren und neue Honorare zu ernten. Die Patti ist nach London, um in Covent Garden zum so und so vielten Male als Rosine ihren Vormund zu narren oder als Traviata sich zu Tode zu husten; die Lucca ist auf Gut Goldenberg bei Rapperswyl, um an den Ufern des Zürcher Sees sich Ruhe und Erholung zu gönnen, die Heilbronn ist nach Paris, um sich bei Worce eine Serie neuer Roben zu bestellen, Herr Strozzi ist nach Padua und die Herren Capoul, Zucchini, Nicolini sind mit dem kleinen Arditi, ihrem Maestro di capella, über den Canal geschwommen, um dort die Saison durch zu singen. Und in unser Opernhaus sind wieder die deutschen Sänger, die einheimischen Sängerinnen eingezogen und werfen sich stolz in die Brust und werfen die Frage auf: Wer ist Euch denn mehr, *sie* oder *wir*? Wessen Repertoire, wessen künstlerische Leistungen gewähren Euch denn größern Genuß, tiefere Befriedigung, das *ihre* oder das *unsere*? ... Bei einer allgemeinen Abstimmung würde sich eine große Meinungszersplitterung ergeben, denn so groß auch das Gebiet ist, das sich die neue musikalisch-dramatische Schule in Wien bereits erworben, so zählt doch die Hauptstadt, das Centrum jenes Reiches, zu dem ja bis vor noch gar nicht so langer Zeit zwei italienische Provinzen gehörten, so zählt doch Wien, für welches einstige Führer der welschen Richtung — Rossini, Bellini und Donizetti — mit Vorliebe Opern componirten, eine große Anzahl solcher Parteigänger, denen der bel canto Alles ist und die für einen correct ausgeführten Triller, für ein tadelloses mezza voce und eine gleichmäßig ausgeführte chromatische Scala jeden geistigen Gehalt eines dramatischen Werkes willig hingeben. Und der Director eines Operninstitutes, der sehr Vieles bieten muß, um Jedem etwas zu bringen, darf solche Neigungen auch cultiviren; nur muß er dann in denselben consequent sein und nicht hin und her laviren und der ganzen Sache die charakteristische Pointe abbrechen. Das Repertoire muß aus specifisch italienischen Opern zusammengesetzt sein, aus solchen Partituren, die von welschen und nur von welschen Kehlen gesungen werden können, die von dem Sänger und der Sängerin auch jenes Temperament verlangen, das man bei Deutschen niemals antrifft. Ich zähle zu diesen Partituren z. B. Semiramide, l'Assedio di Corinthe, l'Italiani in Algeri, I Puritani und in der Opera buffa



Digitized by Google

Il barbiere di Seviglia, l'Elisir d'amore, Don Pasquale und vielleicht auch Crispino e la Comare. Statt dieser und verwandter Opern hat man jedoch für das Programm der eben erloschenen Stagione Werke gewählt, die großentheils keine Gesangsspecialität voraussetzen und von den heimischen deutschen Künstlern gerade so gut, wenn nicht besser interpretirt werden als von jenen, für die man die Preise des Hofoperntheaters um das Doppelte erhöhte. Darin lag das Hauptübel des zweimonatlichen Cyclus und es ist aller Grund zur Annahme vorhanden, daß diese Capitalsünde von den Abonnenten nicht so rasch vergessen sein wird. Mit Ausnahme von vier Opern — Barbier, Don Pasquale, Trovatore und Traviata — hat man nur französische Componisten gehört und darüber herrscht gegenwärtig, da der Vorhang bereits definitiv gefallen ist, kein Zweifel mehr, daß diese französisch-italianisirten Werke, wie Hugenotten, Mignon, Faust, Fra Diavolo und (die in allen Stilarten schillernde) Aida im Ganzen und Großen im ständigen Wiener Repertoire einer einheitlichern und künstlerischern Durchführung sich erfreuen, als es durch die immerhin zusammengelesene Truppe der Fall war. Und so kosmopolitisch, ich möchte fast sagen so charakterlos das Programm der vierzig „italienischen Nächte" war, so grundverschieden und mannigfaltig ist die Abstammung und Heimat der singenden Heroen und Heroinen, die vor mehreren Tagen ihre Koffer gepackt. Adelina Patti ist eigentlich Spanierin, Pauline Lucca Deutsche, Maria Heilbronn Holländerin und Louise Cary Amerikanerin; die einzige Italienerin, die auf dem Programm stand, war Signora Mariani, und die ist ausgeblieben. Und die Sänger? Capoul Franzose, Jamet, Franzose, Padilla, Spanier, Nicolini Franzose (heißt Nichols) und Strozzi, Franzose und Vollblut-Pariser. Der richtige Name dieses letztern ganz ausgezeichneten Bassocantante lautet Stoiker; sein Großvater nämlich war ein guter Deutscher und Stuttgart war seine Heimat. Von diesem vollbärtigen und blonden Basse mit dem von Gesundheit strotzendem Gesichte kann man also sagen, daß seine Abstammung deutsch, sein Geburtsort französisch, sein Name italienisch und sein Aussehen englisch sei. Ich habe bei diesem anscheinend geringfügigen Curiosum hauptsächlich deswegen etwas länger verweilt, weil ja die Genealogie der meisten Operncelebritäten unserer Zeit ähnliche Stammbäume aufweisen und Vieles sich italienisch nennt, was französisch oder noch öfter gut deutsch ist. Zucchini ist das einzige Mitglied der Merelli'schen Truppe, dessen Wiege und Schule auf Italien hinweist. Einer detaillirenden Kritik der einzelnen Sterne muß ich mich enthalten, dazu ist hier nicht der Raum, ich beschränke mich daher auf einige kleine Schlaglichter. Da ist vor Allem Adelina Patti. Die kleine schlanke Frau mit dem scharf geschnittenen Profil und den großen Augen und der universellen Liebenswürdigkeit bleibt ewig jung wie ihre Stimme. Als Sängerin steht sie hors de ligne und es kannnichts mit dieser unfehlbaren Reinheit, dieser reinen Unfehlbarkeit verglichen werden. Die Patti hat ein kleines Genre, aber in diesem Genre ist sie groß. Hier und da wird die Diva jedoch von dem Ehrgeiz angewandelt, die ihr von der Natur gesteckten Grenzmarken zu überschreiten und Streifzüge in den Rayon der hochtragischen Oper zu wagen, dann ist auch sofort die Zurückweisung da. Als Rosine, als Norina und Dinorah erntet sie stets die ungetheiltesten Triumphe, als Valentine blieb in Wien der Erfolg aus. Nichtsdestoweniger hält die Patti gerade diese Rolle für ihre bedeutendste. Diese Verkennung der eigensten Natur theilen ja mit der Diva so viele

Digitized by Google

Halbgötter und Halbgöttinnen! — Pauline Lucca hat seit den letzten Tagen ihrer Berliner Alleinherrschaft an Tiefe des dramatischen Ausdrucks, an Intensität der leidenschaftlichen Accente zugenommen, dagegen hat die Stimme in den höheren Registern etwas verloren. Der geistige Fond ist stärker, das mechanische Instrument schwächer geworden. Als Leonore (Trovatore), Valentine und Aida feierte die Künstlerin große, unbestrittene und sogar sieghafte Triumphe. Fräulein Maria Heilbronn wird dort überall Triumphe feiern, wo man mit offenen Augen im Theater sitzt. Die Provenienz ihres hiesigen Succesfes hat vieles mit den Erfolgen einer anmuthigen prima ballerina gemein; wenn Andere mit ihrem Gesange erobern, bezauberte Fräulein Heilbronn durch ihr graziöses Lächeln, womit jedoch nicht geleugnet werden soll, daß die junge Holländerin mit den orientalischen Zügen und den Pariser Allüren eine gute Schule, eine ziemlich ernste Stimmgymnastik durchgemacht habe. — Louise Cary hat mit ihrem zwischen dem Contraalt und Mezzosopran unbestimmt flatternden Organ und ihrer nicht sehr weit vorgeschrittenen Gesangskunst sich keine Position zu schaffen gewußt. Sie blieb das Aschenbrödel der Stagione. — Die Herren seien summarisch abgethan. Victor Capoul, das frühere Schooßkind der Pariser opera comique, ist ein Meister der kleinen Phrase, ein liebenswürdiger musikalischer Causeur, leider fehlt ihm nur zu dieser Causerie sehr oft die nöthige Stimme. Herr Nicolini, der italienische Theodor Wachtel, legt das ganze Schwergewicht seines künstlerischen Bewußtseins auf das hohe C, und um diesen vergoldeten Ton bei passenden, oft auch bei unpassenden Gelegenheiten mit Eclat hervorzubringen, darf die ganze übrige Phrase, darf die „Form in Stücke gehen". Er arbeitet stets in Explosionen. Herr Jamet, der charakterisirende Basso, ist von nicht unbedeutender Gestaltungskraft, aber sehr begrenzten Mitteln. Herr Strozzi, der erste Basso cantante, hatte viel Stimme und viel Behagen. Herr Padilla (Gatte der Desirée Artôt) ist ein echtester Zögling der guten und alten italienischen Schule und Herr Zucchini der unsterbliche Buffo — der Mann hat seine hohen Sechzig und macht die Welt mit seinen Tollheiten noch immer verrückt. Die „Italiener" sind nicht abgezogen, ohne wenigstens eines ihrer Capitalversprechen zu halten und eine Novität zu bringen, und über diese Novität: La Mirella (Mireille) von Gounod muß es mir noch gestattet sein einige Worte zu sagen.

Das Libretto zu dieser Dorfgeschichte aus der Provence, das M. Carré nach dem Idyll von Mistral „Mireïo" gearbeitet, ist kein sehr glückliches und dessen Umrisse sind rasch erzählt. Die Heldin, ein fünfzehnjähriges Mädchen aus Arles — die Handlung spielt auf der wüsten Ebene la Crau zwischen den Rhonemündungen und in dem nicht weit davon gelegenen Wallfahrtsort les Saintes Maries — liebt einen armen Teufel, den Korbflechter Vincent, und verschmäht — wo findet man noch viele solche Beispiele? — den reichen Stierbändiger Ourrias. Dieser aber haßt darob seinen Nebenbuhler und verwundet ihn auch tödtlich. Der Mörder ertrinkt in der Rhone, Vincent erlangt seine Gesundheit, aber Mireille stirbt an dem Sonnenstich, den sie sich auf der Procession nach dem obengenannten Wallfahrtsorte zugezogen, um vor dem Gnadenbilde die Rettung ihres Herzallerliebsten Vincent zu erbitten. Seit dem Tod durch Blüthengift, den Scribe für die unglückliche Selica erfand, ist das der originellste Operntod — der Tod durch den Sonnenstich. Die Partitur, welche nun Gounod zu diesem fatalen Buche geliefert, läßt in einzelnen Wendungen, Phrasen und Cadenzen wohl den Stil des „Faust"



Digitized by Google

erkennen, der Geist aber und der reiche Quell der Erfindung, der aus dieser Oper und auch noch aus der schwächern „Romeo und Julie" sprudelt, scheint in Mireille fast gänzlich versiegt zu sein und nur wenige Nummern sind aufzuzählen, die einigen Anspruch machen können, besonders hervorgehoben zu werden. Zu diesen gehört das Lied, das unmittelbar nachdem der Vorhang zum ersten Male in die Höhe geht, die versammelten Dorfmädchen bei der Maulbeerernte anstimmen.

Das dritte Stück der neunzehn Nummern zählenden Partitur ist jener funkelnde Walzer, der mit dem Schmuckwalzer Gretchen's und dem Walzer Julien's jene Trios von Dreivierteltacten bildet, die der Componist eigens für die Miolan-Carvalho geschrieben. Dieser Mireille-Walzer nun, der in der Wiederholung des Hauptthemas in koketten Terzensprüngen sich bewegt, gab der Patti Gelegenheit, ein blendendes musikalisches Feuerwerk abzubrennen und das Publicum wollte die Raketen noch einmal sehen — respective hören. Im zweiten Acte ist's ein provençalischer Wechselgesang zwischen Mireille und ihrem Bräutigam, der auf kurze Momente fesselt, und ein stürmisches Finale. Der dritte Act jedoch gleicht wieder der Ebene, auf welcher er spielt, ist öde, ausgetrocknet und leblos, und so war es kein Wunder, daß die Oper fallen mußte, trotzdem Adelina Patti ihre ganze Kunst, ihre ganze Kraft daran gewandt hatte, dieselbe zu stützen. Auch in Wien wurde aus dem Pariser Succès d'estime vom Jahre 1864 ein wohlconditionirtes fiasco d'estime.

Im Burgtheater hat Hofrath und seit neuester Zeit Baron von Dingelstedt zum zweiten Male die Shakespeare-Wochen riskirt und zwischen dem 23. und 30. April die sieben englischen Königshistorien in fast ununterbrochener Reihenfolge aufführen lassen; mit dem sechsten Heinrich trat eine kleine Unterbrechung ein. Aber siehe, so wächst ein Theaterpublicum mit der Erziehung, die es genießt! Während im vergangenen Jahre das Unternehmen anfangs finanziell nicht recht vorwärts wollte, waren dieses Mal sämmtliche Plätze des Hauses schon wenige Tage nach der Publication der classischen Woche genommen und in feste Hände übergegangen. Im Stadttheater wirft Laube eine Novität nach der andern in die Oeffentlichkeit und experimentirt dazwischen mit pikanten Gastspielen. Nachdem die Geistinger ihren toilettenreichen Cyclus, aus welchem namentlich die „Demi-monde" und die Camelien-dame am fascinirendsten wirken, absolvirt hatte, kam das nach Juchtenparfüm duftende Sittenbild von Peter Newsky-Dumas, „Die Danischeffs", zur Aufführung; die russische Familie mußte aber bald wieder ausziehen, da das Publicum keinen sonderlichen Gefallen an ihnen fand, und es wurde dafür zwei kleinen Sachen Raum geschaffen: einem „Lustspiel' von dem Norweger Björnstjerne Björnson, das bei aller feinsinnigen Empfindung denn doch insofern verfehlt ist, als es die gegentheilige Wirkung erzielt, die es beabsichtigt, den Augen Thränen des Schmerzes, statt Thränen des Lachens erpreßt. Das tief poetische und äußerst traurige Lustspiel heißt „Die Neuvermälten". Nach diesem dramatischen Experiment kam „Der Seelenretter' von Hedwig Dohm an die Reihe. Das Ding ist in seiner einactigen Fassung recht drollig und hilft der Langweile und auch dem Mißmuthe über gute dreiviertel Stunde hinweg; was man bei der heiklen und wenig delicaten Blüette nur ein wenig bedauern könnte, das ist ihre Abstammung, daß sie nämlich eine Dame geschrieben. Die anderen zwei Privattheater, das Karltheater in der Leopoldstadt und das Theater an der Wien interessiren mit

Digitized by Google

ihren Ausstattungsstücken, mit ihren Reisen in den Mond zunächst die reifere Jugend. Die Erwachsenen sind für derlei Feerien und Zauberkünste der Maschinen bereits abgestumpft.

Ich kann von den Theatern nicht scheiden ohne noch einer ganz besondern Novität zu gedenken, die wohl in der nächsten Zeit noch sehr viel besprochen werden, die noch gar viele kritische Federn in Bewegung setzen wird. Der Prachtbau am Opernring nämlich, das k. k. Hof-Opernhaus, hat in den letzten Tagen seine beiden Pegasusse bekommen. Mit dem ersten Paare seiner geflügelten Pferde, die bald nach der Eröffnung des Hauses — das sind jetzt sieben Jahre — auf die Vorsprünge der Eckpfeiler gestellt wurden, hatte man bekanntlich kein Glück. Die scheußlichen Ungethüme wurden bald zum allgemeinen Gelächter und schleunigst nahm man sie wieder herunter und ein guter Stern führte sie über's Meer und verpflanzte sie an den Eingang des Nationalparks von Philadelphia. Die neuen Pegasusse von Hähnel, zu deren Aufzug und Aufstellung über fünf Wochen vergingen, sind einer ganz originellen und seltsamen Auffassung entsprungen. Ein jedes der geflügelten Pferde — nebenbei bemerkt befinden sich die Flügel durchaus nicht in jener Anspannung, aus der man die fliegende Thätigkeit, gewissermaßen die in die Luft gerichtete Sprungkraft schließen könnte — trägt einen Reiter und in allem Rechte ist es gesagt und geschrieben, einen veritablen Reiter. Die Figur ist schön gedacht und schön modellirt, die da auf dem Rücken des broncenen Rosses sitzt, allein finde sich wer da wolle in die Vorstellung hinein, daß der Pegasus im ruhigsten Tempo seinen Mann oder seine Dame in die Welt hinausträgt! Mancher Pegasus hat seinen verwegenen Reiter schon in den Staub geworfen, die geflügelten Rosse des Operntheaters werden sich eines solchen frevelnden Uebermuthes nicht schuldig machen, das sieht man ihrem gesetzten Wesen an.

Im Künstlerhause herrscht wieder einmal reges Leben und die Besucher geben sich abwechselnd die Thür in die Hand. Die vor kurzem eröffnete siebente große Jahresausstellung bietet nämlich eine große Auswahl ganz trefflicher neuer Sachen, und wenn man auch just nicht behaupten kann, daß die Großheit der Charakter dieser Exposition ist, so muß man doch zugeben, daß durch die Reihen dieser vielen Gemälde der Zug einer gewissen künstlerischen Freudigkeit geht, was um so mehr zu bewundern ist, als ja auch Palette und Pinsel unter den heutigen überall darniederliegenden Verhältnissen leiden. Wo keine Wohlhabenheit, kein Reichthum, da findet auch die Staffelei nur schwer einen sichern Punkt sich aufzustellen. Heinrich von Angeli, der durch die Gunst der Höfe von Wien, Berlin, Petersburg und London rasch zur Specialität emporgestiegene Porträtist, hat selbstverständlich auch hierher einige durch kernigen Realismus hervorstechende Bilder gebracht, von denen namentlich das eines englischen Lords in schottischem Costüme die Augen der Besucher ganz besonders auf sich zieht. Franz Defregger brachte zwei größere Genres: Der Zitherspieler und Des Jägers Heimkehr, von denen das erstere bereits vom Kaiser für dessen Privatgalerie angekauft ist. Das stille Glück der Alpe, die Poesie der hohen Sennhütte und die abgelegenen Jägerhäuser, das sind die Sphären, die Defregger mit einer seltenen, mit einer unvergleichlichen Meisterschaft zu behandeln versteht. Hans Makart hat seine Freunde und Gegner, von denen man zur Stunde noch nicht so recht genau weiß, auf welcher Seite die Majorität zu finden ist, von seiner egyptischen Fahrt vorläufig mit zwei Sachen überrascht: mit einer

Digitized by Google

„Truthahnverkäuferin" und einer „Egyptischen Tänzerin". Ich sage ausdrücklich „überrascht", denn in diesen zwei Bildern ist der Künstler in der Farbe nicht mehr so trunken und legt sich auch in der Zeichnung gewisse Gesetze auf. Einige Kunsthistoriker, die sich jetzt schon mit der Asche des Künstlers und mit seiner Biographie beschäftigen, wollen von diesen exotischen Bildern und von denjenigen an, die sich noch in der Mappe befinden, den Beginn der Abklärungsperiode erblicken. Ein meist bewundertes Juwel der Ausstellung ist das Aquarell die „Kürbisverkäufer aus Chioggia" von Ludwig Passini, sowie das figurenreiche und ausnehmend belebte Oelgemälde von Alois Schönn, „Mercato vecchio in Florenz".

Die neue belletristische Wochenschrift, die mit preßfreundlicher Subvention contra Gartenlaube begründet wurde, „Die Heimat", hat bereits das halbe Dutzend ihrer Nummern überschritten, ohne es jedoch noch zu irgend einer selbstständigern Lebensthätigkeit gebracht zu haben. Um das junge und zarte Wesen zum Gehen zu bringen, wurden unmittelbar vor dessen Erscheinen und mit der Probenummer 600,000 Prospecte und Einladungen in Wien und in den Provinzen herumgesandt, welche die Bestimmung hatten, den kleinen Beamten, den Notar und den Lehrer auf das patriotische Unternehmen aufmerksam zu machen, d. h. ihn zur Pränumeration einzuladen. Aber die keinenfalls neue, doch energisch angewandte Methode scheint bis heute noch nicht recht verfangen zu wollen. Die Heimat druckt nicht viel über 2000 und scheint sich auf die engste Heimat beschränken zu wollen. Die Subvention ist eben bei einem solchen Unternehmen nicht Alles, „auf das Geheimniß kommt es an" (wie Madame l'Archiduc singt), auf das Geheimniß, wie man durch eigene Kraft, durch eigenen Geist auf die eigenen Füße zu stehen kommt und sich einer großen Concurrenzaufgabe gewachsen zeigt.

Unsere aristokratische Welt hat unter sehr vielen Neigungen namentlich zwei, die, wenn sie sich vereinen, stets sehr erfreuliche Resultate erzielen. Diese Neigungen sind: Wohlthun und Theaterspielen. Es soll hier nicht untersucht werden, welche von diesen zwei Neigungen mehr vorherrscht, und ob es die Freuden der Gutthaten sind oder die Wonnen der Coulissen, die den Kreisen unseres high life von Zeit zu Zeit den Sporn und die Anregung zu theatralischen Vorstellungen geben — genug, diese theatralischen Abende, diese lebenden Bilder realisiren sich und bringen den Armen bedeutende Summen. Solche Aristokratenvorstellungen sind in Wien seit den letzten zwölf Jahren ganz besonders in Schwung gerathen und stets haben dieselben in die ganze Gesellschaft eine gewisse Bewegung gebracht und der oft von Langeweile und Monotonie erfüllten Salonatmosphäre neue Nahrung zugeführt. Die Salons der fürstlichen Palais Schwarzenberg und Auersperg, des Grafen Beust und des Barons Todesco sind in neuerer Zeit zu wiederholten Malen im Namen der Humanität zu Bühnen umgestaltet worden und in den jüngsten Tagen hat man zu dem schmucken Theater am Schottenring seine Zuflucht genommen, um an zwei Abenden und zu Gunsten der Ueberschwemmten Komödien aufzuführen und malerische Gruppen zu bilden. Gegen einhundertundfünfzig Herren und Damen aus den vornehmsten und ältesten Geschlechtern des österreichischen, böhmischen, polnischen und ungarischen Adels hatten sich auf jener Bühne zusammengefunden und man war dieses Mal so sorgfältig in der Zusammensetzung der Truppe gewesen, daß auf dem Theaterzettel fast gar kein bürgerlicher Name und nur vier jüdische Namen vertreten waren. Um in diesen Kreis mit sieben-, neun-

Digitized by Google

und mehrfach gezackten Kronen hineinzugelangen, bedurfte es für Denjenigen oder Diejenige, die à tout prix bei der jeden lieben neuen Morgen in Journalen genannten und gepriesenen Gesellschaft sein wollte, aber nicht so recht hineingehörte, großer Anstrengungen. Aber der Ehrgeiz hat schon Niedriggeborene auf die Höhen der Throne gebracht, warum soll er nicht die Tochter eines vor etlichen Jahren erst geritterten Bankiers in die Reihen Derer poussiren, deren Vorfahren vielleicht in den Kreuzzügen, gewiß aber schon im Dreißigjährigen Kriege oft genannt wurden? Und so las man denn zwischen den fürstlichen Namen Schwarzenberg, Lichtenstein, Esterhazy, Hohenlohe, Batthyany, Rohan und Metternich und den gräflichen der Kinsky, Kolonitz, Szapary und Apponyi einträchtig auch die jüdischen der von Oppenheimer, von Wertheimstein, von Gompertz und von Popper. Und was von ähnlichen Namen das hohe Ziel nicht erreichte und nicht mitthun durfte, davon schweigt die Geschichte nicht, aber sie ist nur discret. Den künstlerischen Mittelpunkt der humanitär-patriotischen Abende nahm die Fürstin Pauline Metternich, Gattin des Fürsten Richard Metternich und Tochter des durch seine tollen Reiterstückchen einst in der Sportswelt wie im gemeinen Volke noch immer berühmten Grafen Sandor ein. Die Fürstin, die einst am Hofe Napoleon's äußerst gern gesehen war und dort namentlich mit dem chargirten Vortrage von Liedern der Pariser Théresa Alles in Verwunderung zu setzen wußte, hat ein ganz besonderes, zur Zeichnung von Volkscharakteren entschiedenes, ja hervorragendes Talent, während sie sich in den Figuren „am Kamin" etwas beengt fühlt. Die Odeurs der Wiese, des Feldes und sagen wir auch Kühe, des Stalles haben für ihre dramatische Begabung weit stärkere Reize als der Parfüm des Salons und des Boudoirs. Die Accente der gedämpften, durch die Convenienz gleichsam niedergehaltenen Conversation sind ihr nicht so geläufig wie die Naturlaute einer jodelnden Sennerin, die ihrem Senner mit Ungeduld entgegenjauchzt. Die zwei Abende nahmen einen sehr fröhlichen und festlichen Verlauf und nur der gerade damals erfolgte Tod der Gemalin des französischen Gesandten, der Gräfin Vogué, brachte die gute Stimmung einigermaßen in Déroute und ließ bei der Wiederholung die vier Logen der französischen Gesandtschaft leer.

Nun aber ist die ermüdende, abspannende und abstumpfende Saison gänzlich geschlossen und dicht vor den Musentempeln der Stadt, der Ringstraße und der Vorstädte erhebt sich eine neue, große, gewaltige Scenerie, und die Welt, undankbar wie sie eben ist, wendet sich von den Vergnügungen des Parquets ab und stürzt sich in die grüne, in die blühende, in die lachende Natur. Und der Ausstattungsstücke, die man hier sieht, und der Kehlen, die man hier hört, wird diese von An- und Aufregungen abgehetzte Welt denn doch nicht so bald müde und dabei giebt es kein abonnement suspendu, keine Vormerkungen und keine Agiotage. Großmüthiger Director! Figaro.

---

## Dessau.

„Was kann aus Nazareth Gutes kommen?" — werden Sie beim Anblick dieser Ueberschrift ausrufen; — aber seitdem wir durch die neueste Volkszählung zu unserer eigenen Ueberraschung erfahren haben, daß unsere Residenz fast 20,000 Seelen, wenn auch nicht gerade Köpfe zählt, rechnen wir uns zu den „Großstädtern" und ich muß mich beeilen, der Weltstadtaspi-

Digitized by Google

rantin im Kranze Ihrer Städtebilder neben Berlin und Wien schleunigst einen Platz zu verschaffen

Ja, in der That hat es den Anschein, als wollte Dessau sich im Fluge nicht allein den Ruf, sondern auch das Ansehen einer Weltstadt erringen. Wer vor etwa fünf Jahren unsere Stadt verlassen hat und sich jetzt bei der Ankunft vom Bahnhofe durch den schnell emporgeschossenen Stadttheil seinem Hotel zuwendet, würde sie schwerlich wiedererkennen, die alte Backsteinmauer-umgürtete, die damals ihr Erweiterungssystem lediglich in einer einzelnen monotonen Häuserreihe an der Köthenschen Straße vor dem Askanischen Thore zu haben schien. Was der alte Wiener einst von Berlin sagte, das kann man heutzutage von Dessau erzählen: „Jetzt sollt Ihr's nun sehen, 's hat a Schnürleibl an." Und wie prächtig ihm das neue Schnürleibl sitzt! Es hat der ganzen langgestreckten Gestalt, deren unbiegsames Rückgrat einst die menschenleere Cavalierstraße bildete, erst die nöthige Rundung und Fülle, namentlich aber auch den vornehmen Anstrich verliehen. Zunächst begrüßt den Ankommenden, der durch die neue Kaiserstraße der Stadt zuwandelt, dort das großartige Kriegerdenkmal — und das ist recht so; denn auch unser kleines Anhalt hat der großen Sache des deutschen Vaterlandes so manches theure und blutige Opfer gebracht. Die Namen seiner gefallenen Helden schmücken die Ehrentafeln, welche das stilvolle Denkmal im Halbkreise umgeben. Wenige Schritte weiter und wir stehen vor einem zweiten, freilich etwas kostspieligern und auch weniger erhebenden Monumente architektonischer Natur. Es ist das neue Behördenhaus, welches seine Entstehung der wunderlichen Verschwendung eines sonst sehr sparsamen Ministers verdankt.

Es war ein curioser Gedanke eines Duodezstaatsministers, alle Verwaltungsbehörden seines „Reiches" dort in einem Gebäude um sich zu versammeln, so daß er mit dem Klingelzug auf der einen Seite seines Studirzimmers die Organe des Landtags, mit dem auf der andern Seite die ganze hohe Landesregierung, mit einem dritten die Finanzdirection und mit einem vierten wer weiß was noch für eine Behörde alarmiren und citiren konnte. Man verwendete die für unser Ländchen ungeheure Summe von anderthalb Millionen Mark auf die wunderliche Idee, jährlich einige armselige Botengehalte zu ersparen. Dabei hatte der sonst wirklich schlicht und einfach lebende Mann für sich und seine Gemalin eine so ungeheure Anzahl von Zimmern und Sälen reserviren und einrichten lassen, daß sein Nachfolger, ein an manchem deutschen Fürstenhofe verwöhnter Cavalier, es zu seiner ersten Bitte machte, mehr als die Hälfte dieser unentgeltlichen Wohnungslast wieder abtreten zu dürfen, da die Ausstattung all' dieser luxuriösen Räume weit den Ausgabeetat eines anhaltischen Haus- und Staatsministers überschreiten dürfte, selbst wenn die sämmtlichen weiten Repräsentationsräume — wie dies auch geschehen ist — auf Staatskosten ausgestattet würden. Dieser kostspieligen Centralisationsidee und noch einem andern, etwas scharfgesalzenen Geschäfte, das der baulustige Minister mit einem hiesigen Kaufmanne abgeschlossen, der jahrelang mit der Excellenz allabendlich unverdrossen, aber mit bestem Erfolge „Schafkopf" *) gespielt hatte, fiel der für Anhalt bisher allmächtige Mann, der übrigens sonst sehr vortreffliche Eigenschaften und

*) Zur Vermeidung etwaiger Mißverständnisse diene hier die Bemerkung, daß „Schafkopf" ein in unserm Ländchen sehr beliebtes und frequentirtes Kartenspiel ist.

Digitized by Google

eine ganz ungewöhnliche Arbeitskraft und Menschenkenntniß besaß, so daß wir ihn für vacante Ministerposten auseinandersetzungslustiger Kleinstaaten auf Grund eigener Erfahrungen aus voller Ueberzeugung empfehlen können.

Wenn man unser Ländchen oft das Land der Mittelmäßigkeit und der Hasen genannt hat, so scheinen die letzteren in neuester Zeit sich erheblich vermindert, die erstere aber bedenklich vermehrt zu haben. Die Stadt, welche einen Moses Mendelssohn geboren hat und nun schon seit zehn Jahren daran arbeitet, eine Gedenktafel für sein Geburtshaus fertig zu bringen — die Stadt, in welcher ein Friedrich Schneider ein halbes Jahrhundert seinen Tactirstab schwang und sein „Weltgericht" schuf, ist musikalisch sehr heruntergekommen und nährt sich fast nur noch von den Erinnerungen einer großen Vergangenheit. Auch die Poesie, welche in Mathisson und Wilhelm Müller einst hier holde Blüthen trieb, hat in unseren Mauern heutzutage keinen Vertreter mehr und in der Gelehrtenwelt sieht es fast ebenso „namenlos" traurig aus. Was für diese unsere Stadt „Großes geboren", das glänzt infolge besonders weiser Maßregeln, welche jeden Anhaltiner, der etwa ein Talent zu verrathen wagte, entweder von der Unfähigkeit unterdrücken oder vom Auslande „wegberufen" lassen, am exotischen Gelehrtenhimmel, wie Max Müller, der Sohn des obenerwähnten Dichters der Griechenlieder, ein Gelehrter in der vergleichenden Sprachwissenschaft, um dessen Besitz sich jüngst erst wieder vier Culturstaaten: Deutschland, Oesterreich, Italien und England stritten, der aber nun auch ferner in Oxford als der größte Sanskritale der Welt bleiben und wirken wird. Auch den gediegenen Forscher englischer Literaturquellen, den bewährten Dr. Carl Elze, eine Zierde unseres Gymnasiums, ließ man ruhig ziehen, als die Universität Halle ihm neuerdings einen ihrer Lehrstühle anbot. Dem umsichtigen Leiter des weimarischen Hoftheaters, der die großherzogliche Bühne dort trotz der Ungunst der Zeiten auf einer ihrer großen Vergangenheit würdigen Höhe zu erhalten verstand zog man einst, als eine unserm Hofe auf verschiedene Weise nahestehende Persönlichkeit unbedingt die erste Anwartschaft auf die Intendanz unseres Hoftheaters hatte, einen in der Bühnenwelt unerfahrenen Fremden vor, welcher am Hofe des Fürsten von Hohenzollern zu Düsseldorf früher einmal der gefährlichen Kunst des Liebhabertheaterspiels obgelegen hatte und aus derselben dilettantischen Tonart nun auch unser Hoftheater schon seit einer längern Reihe von Jahren regiert. Es ist ganz selbstverständlich, daß das einst so blühende Kunstinstitut durch diese Unsicherheit in der Leitung, welche das Mittelmäßige nicht auszubilden und das Gute nicht festzuhalten versteht, von Jahr zu Jahr mehr von seinem künstlerischen Glanze verliert und sich hinsichtlich seiner Leistungen bereits längst auf dem Niveau der kleineren Provinzialbühnen befindet. Dies ist umsomehr zu bedauern, weil das Theater eigentlich nicht nur unserer Stadt, sondern der Bevölkerung des ganzen Landes, welche ihm von nah und fern mittels besonderer Extrazüge zuströmt, angehört, und es bleibt nur zu bewundern, daß die Fremden nicht müde werden, allwöchentlich sich durch diese zweifelhaften Kunstgenüsse noch herbeilocken zu lassen; — denn wenn man nach solch' einer Fremdenvorstellung im Dunkel unserer Bahnhofslaternen während des letzten Winters an dem zur Abfahrt bereit stehenden Eisenbahnzuge entlang wanderte, machte es in der That einen höchst komischen Eindruck, die Stimmen der Enttäuschung und Unzufriedenheit in den verschiedensten Tonarten zu vernehmen. Noch mehr

Digitized by Google

aber als die Geduld des Publicums, ist diejenige unseres Herzogs zu bewundern, der unverdrossen jedes Jahr eine Summe von ungefähr 180,000 Mark als Zuschuß aus seinen Privatmitteln gewährt, somit jeden Besuch seines Hoftheaters mit mehr als 2000 Mark Eintrittsgeld bezahlt und dabei noch sehen muß, wie das Kunstinstitut mit jedem Jahre theurer in seinen Anforderungen und schlechter in seinen Leistungen wird. Man glaubt in dieser Wahrnehmung den Grund zu der für die nächste Saison erfolgten Herberufung eines auswärtigen artistischen Leiters suchen zu müssen; denn einmal wird es ja doch dem verehrten Herzog klar werden, wie der Dilettantismus in allen Künsten die doch für höhere Zwecke so dringend nöthigen Mittel vergeudet.

Der hohe Herr braucht nur die seinem Residenzschlosse angeklebte Copie von einem Stückchen des Heidelberger Otto-Heinrichbaues anzusehen, welchen der Volkswitz hier das „Vorlegeschlößchen" getauft hat, weil es sich vor dem weiten schlichten und schmucklosen Schloßbau wie ein buntes, verschnörkeltes Vorlegeschlößchen aus der Renaissancezeit an einer einfachen modernen Thorfläche ausnimmt. Die Spitze dieses wunderlichen Vorbaues krönt ein vergoldetes Männlein in einer unaussprechlich sonderbaren Stellung, das aus seiner Höhe in der That komisch wie eine Nippestischfigur wirkt. Der Vorbau hatte den Zweck, eine verdeckte Rampe zu ersetzen, die bei feierlichen Auffahrten u. s. w. in der That ein fühlbares Schloßbedürfniß war; — der Kutscher, welcher den herzoglichen Staatswagen „mit Sechsen vom Bocke" zu fahren hat, soll aber sein Bedenken geäußert haben, ob auf dem beengten Platze vor dem Schlosse Raum genug vorhanden sein werde, daß die sechsspännigen Carossen daselbst den nöthigen Bogen gewinnen und unter die kostbare Rampe gelenkt werden könnten.

Doch schon zu viel von den Steinen; reden wir nun auch noch ein wenig von den Menschen unserer Stadt. Im Allgemeinen zeichnet sich unsere Bevölkerung, und namentlich die weibliche, durch stattliche Figuren und ansprechende Gesichtszüge aus und der ihr von den wendischen Vorfahren noch anhaftende etwas kokette und gefallsüchtige Zug steht den Schönen hier zu Lande ebenso nett an, als er bei den Häßlichen lächerlich wirkt. Das gesellschaftliche Leben an sich hat aber dennoch — trotz aller Toilettenkünste und Modeladennachhülfe — keinen rechten Fluß mehr hier. Der Hof giebt nur selten Veranlassung zu größeren Divertissements, ja, man sagt sogar, daß seine schönste Blüthe, die reizende Prinzessin Elisabeth, eine so bedenkliche Abneigung gegen alle weltlichen Freuden und höfischen Vergnügungen, dagegen aber ein so inniges Vertiefen in die Stille der Einsamkeit und in die Lehren des Mysticismus gezeigt habe, daß unser von solchem hyperpietistischen Hange durchaus nicht angekränkelte Herzog zum rechten Mittel gegriffen und die Dame, welche auf das jugendliche Gemüth seiner Tochter einen so sonderbar stimmenden Einfluß ausübte, ohne weiteres vom Hofe entfernt haben soll. Auch in anderen Kreisen sieht es nicht besser aus. Die letzte unvergeßliche Repräsentantin unseres Salonwesens verschied in der Gattin des als Shakespearebearbeiter bekannten Geheimen Commerzienrath Oechelhäuser in den ersten Frühlingstagen dieses Jahres. Sie war hier der gefeierte Mittelpunkt aller künstlerischen Kreise, die an ihr eine unersetzliche und verständnißreiche Freundin und Gönnerin verloren; denn sie gehörte zu den wenigen Frauen, welche die schöne Kunst verstanden, nie alt und nie langweilig zu werden. In der That hat sie auch den Zauber ewiger Jugend

Digitized by Google

mit sich in das frühe Grab genommen. Wenigen Frauen blüht hier ein so reiches Gedenken und so manchem Jünger der Musen blutet wohl das Herz, wenn er vor den Hallen, welche nur Freude und Glück zu kennen schienen, nun die neidischen, gelbseidenen Vorhänge herabgelassen sieht. Aber trotz dieser ernsten Bresche, die der Tod in unsere Gesellschaftskreise geschossen hat, giebt es doch noch manches Bemerkenswerthe hier — es ist nur schade, daß es leider von keinem Menschen bemerkt wird. Ich gedenke Sie aber nächstens einmal wieder zu einer kleinen Observationstour einzuladen und dann nicht nur „Draußen" mit Ihnen zu bleiben, sondern gemeinschaftlich das Bemerkenswerthe „chez soi" aufzusuchen. Also auf Wiedersehen!

v. S.

# Ungethan.

Von **H. W. Longfellow.** Deutsch von **Claire von Glümer.**

Schaffe wie Du kannst und magst,
Etwas bleibet ungethan;
Etwas blickt, wenn Du erwachst,
Mit dem Morgenroth Dich an.

Wartend stand's am Lager Dir,
Steigt die Treppe jetzt empor,
Bittet, droht an Deiner Thür,
Harrt an Deines Hofes Thor.

Harrt und gönnt Dir keine Rast,
Harrt und läßt Dich nimmermehr —
Jedes Haus wird durch die Last
Dieses Gastes doppelt schwer.

Bis zuletzt der Bürde kaum
Deine Kraft noch trotzen kann,
Und Du fühlst Dich, wie im Traum,
Fast erdrückt vom schweren Bann.

Und so stehst Du Jahr auf Jahr,
Wie, nach alter Sage Spruch,
Jene Nordlands-Zwergenschaar,
Die des Himmels Wölbung trug.

Digitized by Google

# Die Debatte.

Ein deutsches Mädchen erwiedert der deutschen Frau, welche sich im „Salon" neulich so energisch gegen die Leichenverbrennung aussprach, folgende Dichterworte aus Drummor's „Requiem" (XXII. Gesang):

„Des Scheidens Angstruf ist von meinem Munde
Verbannt, und längst zerrissen das Gewebe
Der trügerischen Träume, doch ich bebe,
O, Mutter Erde! vor der letzten Stunde.
Ich bin geknickt in meinem letzten Stolze,
Weil Du zurück verlangst, was Dir entsprossen,
Weil Du den Keim, der langsam aufgeschossen,
Langsam verderben läßt in faulem Holze;
Weil Du die kalte Form in lose Fetzen
Zerlegst, den welken Körper, keusch verhüllt,
Weil Zorn und Scham, weil Grausen mich erfüllt
Vor eines Grabes Ekel und Entsetzen,
Und weil ich — o, des namenlosen Jammers! —
An Jene denke, die man fortgetragen,
Als, nach den Donnerschlägen eines Hammers,
Sie dennoch reglos auf den Spänen lagen,
Und endlich aus der Ohnmacht sich erhuben,
Nachdem die Stricke schon emporgeflogen,
Nachdem der Schaufeln Arbeit schon vollzogen,
Und dann die Nägel in die Särge gruben. —
Ich will nicht weiter sinnen. — Sei zerstört,
Bild der Verzweiflung! kehre niemals wieder —
Ich lege Pinsel und Palette nieder,
Wenn mein Gedanke Dich herauf beschwört.
Entweiche, grauenhafter Gast, vor dessen
Gorgonenantlitz meine Pulse stocken;
Verschlinge, Grab! die hingeworfenen Brocken
Nur dann, wenn sie von Fäulniß angefressen. —
Es wäre besser, himmelan zu lodern,
Gereinigt und getilgt durch Feuerbrände,
Statt, eingesperrt in eines Sarges Wände,
In feuchter Erde langsam zu vermodern. —
Gemildert wird des Scheidens Bitterkeit,
Der Hinterbliebnen Schmerz, wenn Ueberreste
Der Menschen in dem ew'gen Schöpfungsfeste
Verbrennen, von der Erde Last befreit.
Es mag die Nachwelt ihre Todten taufen
Wie sich's allein gebührt, im Flammenbade,
Denn eines reinen Glaubens letzte Gnade
Ist nicht das Grab, es ist der Scheiterhaufen."

A. S. in D.

Geehrter Herr Redacteur! Ihre im siebenten Heft des „Salon" dargelegten Ansichten über die Veröffentlichung gewisser Stellen des Bismarck'schen Briefwechsels theilend, erlaube ich mir jene Bemerkungen dadurch zu vervollständigen, daß die beregten „Bismarckbriefe" einen Band der „Ausgaben der Bücherfreunde" (Velhagen und Klasing in Bielefeld und Leipzig) bilden, welche laut dem Prospect nur „classische Werke der deutschen Literatur" enthalten soll. Die Bismarckbriefe in weißem Pergamentband mit Golddruckdecken zum Preise von 10 Mark bilden den ersten Band des Unternehmens. Ihnen folgen als zweiter Band Martin Luther's kleinere Schriften. Bismarck's Privatbriefe als classisches Werk der

Digitized by Google

deutschen Literatur bezeichnet, Bismarck mit Luther in gleiche Linie gestellt — mich dünkt bei aller Verehrung des großen Staatsmannes, der Byzantinismus könne kaum weiter gehen! Dazu kommt jetzt noch eine „Bismarckhymne", eine Bismarckstatue*) u. s. w. Carlyle hätte trotz aller Individualitätsbegeisterung in seiner „hero worship" wohl kaum dieser Form von „Heldenverehrung" zugestimmt, welche ebenso maßlos ist — oder hätten wir etwa bei Stein's Lebzeiten oder nach seinem Tode eine gleiche Verhimmelung und Kritiklosigkeit bemerkt — wie die blinde Subjectivität auf politischem Gebiete.

Hamburg, im Mai 76. Dr. G. Richter.

---

# Randglossen zur Zeitgeschichte.

**In Marbach** hat am 9. Mai Vormittags die Enthüllung des Schillerstandbildes unter zahlreicher Betheiligung, namentlich aus Stuttgart (darunter der Kammerpräsident von Hölder mit vielen Abgeordneten) und aus Ludwigsburg, stattgefunden. Als Ehrengäste waren anwesend: der Kammerherr Frhr. v. Gleichen-Rußwurm aus Weimar, Enkel Schiller's, die Witwe des Oberförsters v. Schiller aus Stuttgart, Schwiegertochter Schillers, und deren Sohn, der pensionirte kaiserl. österr. Major Frhr. v. Schiller, Schiller's Enkel und einziger noch lebender directer Nachkomme im Mannsstamme. Wie sehr aber unsere gesammte deutsche Tagespresse von der „Deutschen Times", der Wiener Neuen freien Presse, abhängig ist, das bewies der von einer Menge Blätter der Neuen freien Presse, die die erste ausführliche Beschreibung der Feier gebracht hatte, nachgedruckte Irrthum, der Festredner bei der Enthüllung sei Professor Vischer, der bekannte Aesthetiker gewesen. Der Irrthum hätte nicht vorfallen können, wenn die Herren Redacteure sich hätten erinnern wollen, daß der Matador deutscher Aesthetik F. Th. (Friedrich Theodor) und nicht, wie in der Neuen fr. Pr. angegeben, J. G. Vischer heißt. Dem großen Weltblatt kann schon, zumal in einem Telegramm, ein kleiner Namenslapsus passiren, allein der blinde mechanische Abklatsch in der deutschen Presse ist denn doch befremdlich. Wer war denn aber der Festredner? Kein Anderer als unser bekannter Mitarbeiter, der sinnige, empfindungszarte Lyriker J. G. Fischer, der allerdings auch Professor ist.

**Fanny Lear,** recte Fanny Levy, machte neuerdings wieder so viel von sich reden, daß wir ihr Porträt, welches wir in der treffenden und charakteristischen Auffassung Constantin's von Grimm einer der letzten Nummern des „Puck" entnehmen, nicht länger verheimlichen können, denn wie Schiller vorausahnend sagt:

„Einer Dirne schön Gesicht
Muß allgemein sein wie's Sonnenlicht."

Indessen scheint hier mehr die Allgemeinheit als die Schönheit die Anwendung auf die ehrenwerthe Dame zu verdienen, welche es nun einmal auf die nahen Verwandten gekrönter Häupter abgesehen hat und die überhaupt eine große Stärke in der Krönung ihr huldvoll zugeneigter Häupter besitzen soll. Ihr allerletzter Roman, unter den die unhöfliche Polizei der Ewigen Stadt ihr „Finis" gesetzt hat, spielt in Rom. Fanny Lear sehnte sich nach all' den Mühseligkeiten ihrer forcirten und nicht ganz freiwilligen Reise nach Ruhe. Keine glänzenden Equipagen, keine Racepferde, keine Livreebedienten. Nur während des Carnevals zeichnete sie sich aus. Während des Corso stand sie auf ihrem Balcon in auffallendster Toilette und warf Bouquets, die sie vorher küßte, auf Personen, die ihr auffielen und gefielen. Die hohe Polizei aber bedeutete ihr, daß derartiges Minnespiel in einer modernen Weltstadt nicht ganz am Orte sei, und Fanny zog sich zurück, die Situation im Ganzen etwas langweilig findend. Da nahte der Retter, und zwar diesmal kein Geringerer als Victor Emanuel's leiblicher Sohn — der Graf v. Mirafiori. Der junge Graf fand die Amerikanerin sehr anziehend und Durchlaucht war eben im Begriff, der Nachfolger des armen verbannten russischen Prinzen zu werden, als die gestrenge

*) Es ist doch wohl nur der Denkstein in Kissingen gemeint? Die Red.

Digitized by Google

Frau Mama dem Tändeln energisch ein Ende machte. Eines Morgens ward der junge Anbeter plötzlich nach Florenz beordert, wo ihn eine recht eindringliche Gardinenpredigt seiner jungen Gattin auf das freundlichste empfing. In Rom erschien dagegen bei dem gefährlichen Wandersterne ein eleganter Cavalier, welcher der „Signora" Blackwood Namens der hohen Polizei die zwar höfliche, aber sehr

energische Aufforderung unterbreitete, gefälligst mit dem Eilzuge des nächsten Tages Stadt und Land zu verlassen. Fanny war empört über die ihr gestellte Zumuthung; wollte man sie denn überall ausweisen? Sie eilte zu dem gerade Tags zuvor ernannten Minister Nicotera, doch auch hier empfing sie den sehr höflichen, sehr bedauernden, aber sehr entschiedenen Bescheid, abreisen zu müssen. Sie bat, drohte;

Digitized by Google

man bedauerte noch einmal, zuckte mit den Achseln, ließ sich schließlich herbei — ihr die Hotelrechnung und das Eisenbahnbillet zu bezahlen, strich indeß von dem Ausweisungsbefehle nicht ein Jota. Am andern Morgen bestiegen Fanny Lear und ein Commissär in Civil einen Fiaker und fuhren still zur Bahn. Nachdem dem Gesetze Genüge gethan, dankte Fanny ihrem Cicerone ganz gerührt „für die verhältnißmäßig gute Behandlung". „Man ist hier" — meinte sie — „doch liebenswürdiger als in Frankreich, hier bedient man sich wenigstens nicht der Gensdarmen, um „Damen" auszuweisen!" Sprach's und dampfte ab, und zwar gegen — München. Es geht Sie egal Alles, nur muß man's gewohne werden, sagt der gute Leipziger.

**Ein Mitarbeiter des Salon als türkischer Sultan.** Bereits vor Monaten verlautete es, in den Kreisen der türkischen Bevölkerung Konstantinopels trüge man sich mit dem Plane, den Sultan Abdul Aziz, dessen Verschwendungssucht und Unfähigkeit die Schuld an der gegenwärtigen trostlosen Lage der Türkei zugeschrieben wird, zu entthronen und seinen Neffen, den präsumtiven Thronfolger Murad Efendi, mit dem Schwerte der Khalifen zu umgürten. Es hieß sogar, die türkische Polizei sei einer diesbezüglichen, weit verzweigten Verschwörung auf die Spur gekommen. Palastrevolutionen gehören in der türkischen Geschichte nicht zu den Seltenheiten, und so dürfte man nicht sehr überrascht sein, wenn der Telegraph eines Tages von einem gewaltsamen Regierungswechsel in Konstantinopel zu melden wüßte. Zur Beruhigung der literarischen Welt können wir unseren Lesern versichern, daß besagter Murad Efendi nicht der Verfasser des „Weiblichen Narciß" ist.

**Man liest in deutschen Zeitungen:** „Bei jedem Aufenthalte der Königin Victoria von Großbritannien in Deutschland fällt es auf, daß dieselbe den Besuch in Berlin vermeidet. Die Königin hat ihre Tochter, die deutsche Kronprinzessin, noch nicht in ihrer neuen Heimat aufgesucht, sondern während der achtzehn Jahre, die dieselbe in Deutschland verlebt hat, stets nur ihre Besuche empfangen, sei es in England, sei es auf deutschem Boden — doch fern von Berlin. Diese Abneigung der Königin gegen Berlin soll ihren Grund in einem Vorfall haben, der bei einem Besuch der Königin Victoria vor vielen Jahren am Hofe des Königs Friedrich Wilhelm IV. stattgefunden hat. Der Gemal der Königin war damals noch einfach Prinz Albert und wurde von der Berliner Ceremonie bei Tafel als ein solcher placirt, nicht als Gemal der königlichen Gastin. Die Folge davon war die officielle Ernennung Prinz Albert's zum „Prinz-Gemal", aber auch den Berliner Hof hat die gekränkte Königin nicht wieder besucht. So oft auch in den letzten Jahren das Gerücht auftauchte, die Königin werde nach Berlin kommen, bewahrheitet hat es sich nie, und auch in diesem Jahre sind Kaiser Wilhelm und der Kronprinz nach Coburg, der Heimat ihres verstorbenen Gemals, gereist, um dort die Königin Victoria zu begrüßen."

So steht es zu lesen. Es giebt viel Dinge am Hofe und auf Erden, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt, Horatio! Geh' in ein Hofmarschallamt, Ophelia!

**Mozart's Werke** sollen jetzt in einer kritischen Gesammtausgabe im Verlage von Breitkopf und Härtel in Leipzig erscheinen. „Was auch von begeisterten Verehrern für Mozart's Ruhm unternommen sein mag, in seinen Werken hat er selbst ihn fest und unerschütterlich begründet"; diesem Ausspruch des heimgegangenen Biographen Mozart's, Otto Jahn, hat der opferfreudige Sammler seiner Werke, Ludwig Ritter von Köchel, den andern hinzugefügt: „daß Mozart nach seinem Tode kein würdigeres Denkmal finden könne, als durch eine sorgfältige Gesammtausgabe seiner Werke". Dieses schönsten Denkmals entbehrt der große Meister, so vielfach er bei seinem Leben und nach seinem Tode gefeiert wurde, bis heute — 84 Jahre nach seinem Ableben. Ungeachtet sein Name und eine große Anzahl seiner Werke überall genannt werden, ist der volle Umfang seiner Productivität, die sämmtliche Zweige der Vocal- und Instrumentalmusik umfaßte, kaum bekannt; von den 626 Nummern, welche ein von Breitkopf und Härtel mitgetheiltes sorgsam geordnetes Verzeichniß seiner Werke aufweist, wurde der dritte Theil, weit über 200 Nummern, niemals veröffentlicht, die wirklich veröffentlichten aber vielfach mangelhaft, mit unterschobenen vermischt, von den verschiedensten Verlegern in den verschiedensten Formen herausgegeben. Zu Redacteuren des hochverdienstlichen Werkes sind die ersten Namen der Musikwelt berufen, und diesmal nicht nur berufen, auch auserwählt. Rietz, Reinecke, Brahms, Joachim, Nottebohm, Rudorff, Spitta, L. von Köchel sind für das Werk gewonnen worden. Der Subscriptionspreis wird circa

Digitized by Google

1000 Mark betragen. Zunächst wird das Werk in Partiturgestalt ausgegeben, doch behält sich die Verlagshandlung vor, später auch die Stimmen zu veröffentlichen.

Bereits hat die „Internationale Mozartstiftung in Salzburg" auf einen von ihren Vorstandsmitgliedern Graf Lamberg, Baron Sterneck und Dr. Berggruen gemeinschaftlich gestellten Antrag beschlossen, unter Aufbietung aller ihrer Kräfte und Verbindungen das Unternehmen zu fördern und unter ihrem Namen eine Sammlung zum Zwecke einer namhaften Subvention der Mozart-Ausgabe einzuleiten, auch selbst zu derselben vorläufig 3000 Mark beizusteuern. Ein Centralcomité in Wien, dem auch Dr Ludwig Ritter von Köchel angehört, wird die Sammlung in die Hand nehmen. Sicherlich ist es keine vergebliche Erwartung, daß die tausend und abertausend Verehrer des Meisters, welche seinem Genius so viele Stunden heitern, erhebenden, weihevollen Genusses verdanken, sich vereinigen werden, durch freudige Spenden für das literarisch-musikalische Monument des großen Meisters ihren Dank abzustatten, sich selbst aber gleichzeitig einen bleibenden köstlichen Schatz zu erwerben.

Und wie verhält sich der deutsche und der österreichische Staat zu diesem Mozartmonument? Hat er keine Beisteuer dafür? Muß in Deutschland jeder Verleger auf eigenes Risico solche Kolossalwerke unternehmen, während in Frankreich der Staat einen jährlichen Subventionsfonds von 2,500,000 Francs für nationale literarisch-künstlerische Zwecke nicht allein besitzt, sondern auch rührig in Anwendung bringt, wie unzählige Prachtwerke, die nominell im Verlage von Firmin Didot und Michel Levy erschienen sind, beweisen? Könnte Richard Wagner nicht den Ertrag einer Vorstellung für das Unternehmen bewilligen, wenn er groß dächte? Warum das Alles nicht? Gebt Antwort, ihr ewigen Sterne! Und ein Narr wartet in Deutschland auf Antwort, während ein höhnischer Franzose kichert: „Ihr wollt ein großes Reich sein und habt auch nicht für einen Sou nationalen chic!"

---

# Kleine Salonplaudereien.

**Das Porträt Eduard's von Hartmann** theilen wir heute unseren Lesern mit, damit sie den berühmten Philosophen des „Unbewußten", den geistvoll scharfsinnigen Kritiker des Mitgefühls (siehe dieses und das vorige Salonheft) auch von Angesicht kennen lernen. Hartmann's Leben steht noch in voller Blüthe. Der gefeierte Denker ist erst 34 Jahre alt. Das Werk, welches ihn mit einem Schlage berühmt und zum ersten Philosophen der Gegenwart machte, die „Philosophie des Unbewußten", ließ Hartmann mit 27 Jahren erscheinen. Daß die meisterhafte „Kritik der Illusionen", welche ein Glanzpunkt jenes Werkes ist, eine hoffentlich stark frequentirte Filiale in den Artikeln über die ethische Bedeutung von Mitgefühl und Liebe (welche letzteren wir demnächst abdrucken werden) errichtet hat, wird den Kennern des „Unbewußten" nicht entgangen sein. Denn Hartmann

„Ist nicht klug nur und verständig,
Auch die Liebe kennt er wohl"

wie seine Drama „Tristan und Isolde" und „David und Bathseba" (letzteres Gegenstand des bekannten Streites mit Alfred Meißner) beweisen.

**Das Meininger Hoftheater** bringt während seines diesmaligen Gastspiels folgende Stücke zur Aufführung: „Das Käthchen von Heilbronn", „Der Erbförster" (von Otto Ludwig), „Wilhelm Tell", „Die Kronprätendenten" (Novität des berühmten norwegischen Dichters Ibsen), „Macbeth". An Reprisen sind das im vergangenen Jahre so beliebt gewordene Fragment: „Esther", sowie Molière's Lustspiel: „Die gelehrten Frauen" und „Die Bluthochzeit" in Aussicht genommen.

---

Digitized by Google

# Neueste Moden.

## Nr. 1. Talma.

Von schwarzem Caschmir, mit einem Einsatz von Caschmirapplication umgeben, welcher sich von einem Filettüllgrund oder Grectüllgrund vortheilhaft abhebt. Der Einsatz ist mit einem Schrägstreifen eingefaßt, welcher den Kopf zu einer hübschen Wollenguipüre bildet. Ein breite Faille schleife mit langen Enden garnirt den Rücken.

Nr. 1. Talma.

## Nr. 2 und 3. Puppe zur Aufbewahrung von Nähutensilien.

Eine Puppe mit Porzellankopf und Händen ist mit einem Kleidchen aus rosa Seidenstoff bekleidet, welches, wie unsere Abb. 6 veranschaulicht, hinten drapirt ist. Dieser Puff dient als Behälter eines Garnröllchens; man läßt den Faden etwas hängen, damit man nach Belieben davon abwickeln kann. An der rechten Seite bildet der Behälter für die Reihnadel, der mit Fischgrätenstich in weißer Seide benäht ist, zugleich einen Besatz für das Kleid, ebenso die Scheerentasche an



Digitized by Google

der linken Seite und die beiden Nadeltaschen auf der Vorderbahn, die Abb. 7 veranschaulichen. Am rechten Arm trägt die Puppe ein kleines weißes Körbchen mit dem Fingerhut. Der Gürtel ist mit Fischgrätenstich weiß benäht, die Aermel, Taille und der untere Rand des Kleides sind in Zäckchen ausgeschlagen.

## Nr. 4. Gehäkelter Stern mit Spitzenbändchen.

Zu dem den Anfang bildenden Kreuz in der Mitte werden gehäkelt: ein einfacher Stich, ein Halbstäbchen, 3 Stbch., 2 Doppelstbch., 1 Picot; dann wird zurückgegangen und von neuem angefangen mit: 2 Doppelstbch. (wobei das Eckpicot nicht zu übersehen), 3 einf. Stbch., 1 Halbstbch. und 1 einf. Stich; dies bildet den

Nr. 2 und 3. Puppe zur Aufbewahrung von Nähutensilien. (Vorder- und Seitenansicht.)

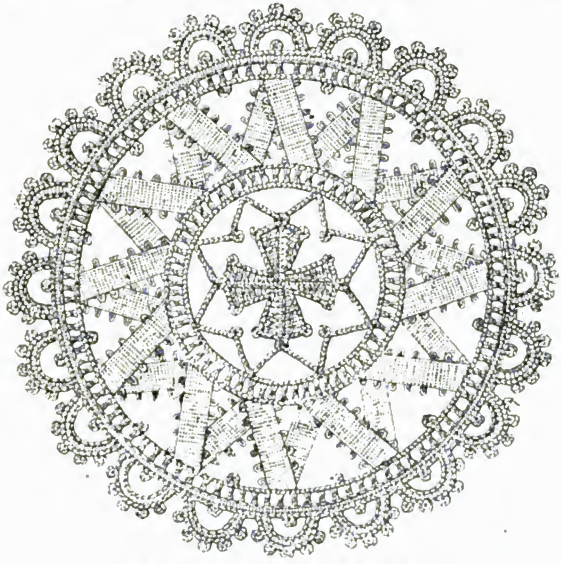
ersten Arm des Kreuzes; selbstverständlich wird bei den übrigen dreien das gleiche Verfahren befolgt. Der das Kreuz einschließende Zackenkranz besteht, wie aus der Abbild. zu ersehen, aus Kettchen und Picot; die Spitzen des Zackenkranzes geben der in gleicher Weise zu arbeitenden Tour, aus abwechselnd 1 Luftm., 1 Stbch. bestehend, den Anhalt. Auf der äußern Reihe der letztern werden die Spitzen des Spitzenbändchenkreises mit der äußern Reihe der innern und der innern Reihe der äußern Tour mit der Häkelnadel zusammengenommen. Um möglichste Regelmäßigkeit zu erreichen, ist das Bändchen vor dem Zusammennehmen in die geeignete Lage zu brechen. Ueber das Spitzenbändchen kommt wieder eine Luftmaschentour mit Picots, dann eine Tour aus abwechselnd 1 Luftm., 1 Stbchm., darauf eine Tour fester Maschen (je 5 Maschen und 1 Picot), dann die Bogentour aus je 7

Digitized by Google

Luftm. bestehend, die schließlich durch je 11 durch Picots getrennte Maschen umhäkelt werden.

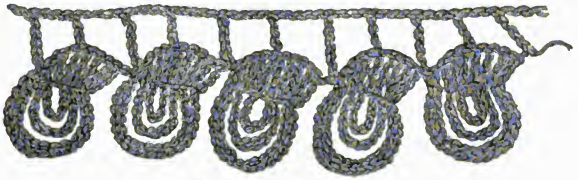
## Nr 5. Gehäkelte Spitze.

Diese Spitze aus starker Baumwolle gearbeitet eignet sich vorzüglich zur Garnitur von stärkeren Negligésachen. Man beginnt die Spitze mit * 11 Luftm., häkelt da



Nr. 4. Gehäkelter Stern mit Spitzenbändchen.

hinein 9 Stbch. und zwar derartig gehäkelt, daß man stets, wie bei der tunesischen Häkelarbeit, die letzte Masche auf der Nadel behält, so daß man also, nachdem alle 9 Stbch. fertig sind, man von allen noch die letzte auf der Nadel hat, mit der ersten Masche 10 Maschen auf der Nadel; nun zieht man den Faden durch sämmtliche



Nr. 5. Gehäkelte Spitze.

10 Maschen hindurch und arbeitet in das erste Stbch. 1 feste M., so daß die 9 Stbch. eine kleine Musche bilden. Arbeitet nun 7 Luftm. und schlingt die 7 Luftm. mittels einer festen Masche unter der vorigen festen Masche an, häkelt 9 Luftm. und befestigt dieselben mittels fester M. am letzten Stbch. Arbeitet 12 Luftm. und schlingt diese mittels fester Masche unter der festen Masche, mit welcher man die 7 Luftm. angeschlagen hat, fest. Nun wendet man die Arbeit und häkelt 2 feste Maschen

auf die 12 Luftm. des letzten Bogens vom * wiederholt. Als Fuß der Spitze häkelt man noch auf jedes Mittelstäbchen der Muschel * 1 Stbch., 3 Luftm., 1 Doppelstbch. in die letzte der 11 Luftm., 3 Luftm. vom * wiederholt.

## Nr. 6 und 7. Hausanzüge für Mädchen von 8 bis 10 Jahren.

Nr. 6. Rock von Caschmir mit einem Stoffstreifen garnirt. Taille mit rundem Schooß und Ellbogenärmeln. Kleine, vorn abgerundete Schürze von Nansouk und mit einer kleinen englischen Stickerei verziert.

Nr. 6 und 7. Hausanzüge für Mädchen von 8 bis 10 Jahren.

Nr. 7. Polonaise von Popeline, mit einem kleinen Plissé garnirt. Glatte, in gleicher Weise garnirte Aermel. Schürze von Madapolam, am viereckigen Brustausschnitt gekräuft und mit einer kleinen englischen Stickerei besetzt.

## Nr. 8 und 9. Promenadenanzug für Mädchen von 10 bis 12 Jahren.

Nr. 8. Kurzer Rock von Popeline; viereckige Tunica, auf der Seite und hinten mittels Bandschleifen gerafft und mit einem kleinen Stoffvolant umrandet. Taille

Digitized by Google

mit knapp anliegendem Schooß und ebenso wie die Tunica mit einem kleinen Volant um die Schöße und die Revers garnirt.

Nr. 9. Glatter Rock von schwarzem Sammet. Polonaise von Caschmir, auf der Rückseite mittels Sammetschleifen gerafft. Gekräuste Tasche an der Seite. Glatte Aermel mit Fransen besetzt.

## Nr. 10. Spitzenconfection.

Diese Confection von Wollenspitze ist anliegend und schmiegt sich an die Taille

Nr. 8 und 9. Promenadenanzuge für Mädchen von 10 bis 12 Jahren.

gleich einer verkürzten Polonaise. Aermel fehlen gänzlich. — Maronfarbener Strohhut, der Rand mit Sammet eingefaßt, mit Guirlande von wilden Rosen als Diadem; auf der Calotte Strauß von maronfarbenen Federn und Rosen.

## Nr. 11. Mantelet von Wollenspitze.

Die Form ist zwar einfach, doch elegant; es bildet auf der Rückseite gleichsam einen Shawl und vorn ein Fischü, wo es graziös geknüpft wird; über dem languet-

Digitized by Google

tirten Rande eine den Wellenlinien desselben folgende Spitze. — Belgischer Strohhut mit hochaufgebogenen Rändern, unterhalb derselben Guirlande von Erdbeerblüthen; um die Calotte Guirlande von maronfarbenem Band.

## Nr. 12. Paletot aus schwarzem Doppelcaschmir.

Der Stoff hierzu ist Doppelcaschmir, im Rücken sich der Taille anschmiegend,

Nr. 10. Spitzenconfection.

Nr. 11. Mantelet von Wollenspitze.

nach vorn sich graziös verlängernd und etwas spitz zulaufend. Die Garnirung über dem untern Rande besteht aus einem fontachirten Einsatz mit Caschmirapplication auf Tüll, als Einfassung dient eine kleine Seidenguipüre.

## Nr. 13. Paletot aus Phantasietuch.

Als Stoff für diese Confection wird Phantasietuch gewählt; die Form ist à la

Digitized by Google

Louis XV. und mit einer Soutacheſtickerei Ton auf Ton verziert. Der Rand iſt mit runden Zacken feſtonnirt, die auf maronfarbene Zacken geſetzt ſind.

## Nr. 14. Behälter zu engliſchem Pflaſter.

Der kleine Behälter iſt aus zwei gleich großen weißen Papiercannevasſtücken hergeſtellt, die oben, unten und an einer Seite mit Vorderſtichen von grüner oder nach Belieben blauer, rother ꝛc. Seide zuſammengenäht ſind, an der andern

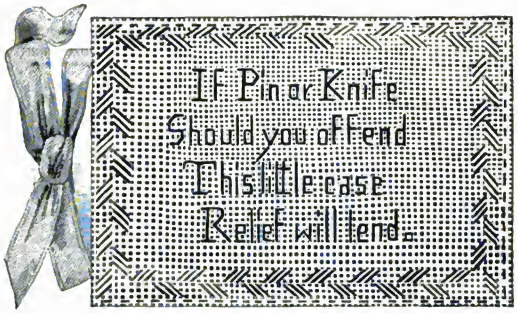
Nr. 13 Paletot aus Phantaſietuch

Nr. 12. Paletot aus ſchwarzem Doppeltcaſchmir.

Seite bleibt es offen und iſt mit einer farbigen Bandſchleife zu verzieren. Loſe Stiche bilden, wie Abb. zeigt, rings um den Behälter eine Bordüre. Außerdem ſind auf die eine Seite unſeres Modells die engliſchen Worte: „If pin or knife should you offend, this little case relief will lend" ebenfalls mit grüner Seide gezeichnet, und auf der andern Seite: „Oh may you never feel a wound, too deep for me to mend". Will man ſtatt deſſen lieber eine deutſche Deviſe zeichnen, ſo kann man für die eine Seite dieſe Worte: „Ich heile alle Wunden, nur die

Digitized by Google

des Herzens nicht" und für die andere Seite: „Rufst Du mich, so komme ich, beeile mich und heile Dich."




Nr. 14. Behälter zu englischem Pflaster.

## Nr. 15. Wännchen zu Fadenendchen ꝛc. (Holzmalerei).

Das Wännchen, welches unsere Abb. in Originalgröße darstellt, ziert eine bunte

Nr. 15. Wännchen zu Fadenendchen ꝛc. (Holzmalerei).

Guirlande in der so beliebten Holzmalerei. Nachdem die Guirlande gemalt, läßt man das Wännchen lackiren.

---

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ludwig Richter im Atelier.

Digitized by Google

Digitized by Google

# Der Salon.

## Gräfin Anna.

Novelle von **Carl Weiß.**

### I.

Während meines Aufenthaltes in Lemberg lernte ich daselbst einen Mann kennen, dessen wahrhaft seltene geistige Begabung meine Aufmerksamkeit in hohem Grade fesselte. Wir traten bald in nähere Beziehungen zu einander und es entwickelte sich zwischen uns ein freundschaftlicher Verkehr, der für mich stets eine der liebsten und leider auch infolge des jähen Abschlusses, den er fand, eine der trübsten Erinnerungen meines Lebens bilden wird.

Graf Marcel von L. . . . war ein schöner Mann, der prächtige Typus eines echten Mazuren; auf einer großen, kräftig gebauten Gestalt saß ein Kopf, dessen schöne Züge das Gepräge geistigen Adels trugen, und besonders seine Augen — große, dunkle Poetenaugen — waren es, die ihm meine herzlichste Zuneigung schon bei unserer ersten Begegnung gewannen.

Seine Gattin — eine Deutsche von Geburt, die ich erst später und nur durch ein Ungefähr kennen lernte, denn Graf Marcel machte kein Haus in Lemberg und hielt sich überhaupt, sowie auch ich, nur einen Winter über dort auf. — Gräfin Anna war eine hohe, schlanke Frau mit edlen, blassen Zügen und prachtvollen goldblonden Haaren, die ihren Kopf einem Kranze gleich schmückten. Man sprach viel von ihr, sie sollte ein intimes Verhältniß mit einem jungen Maler unterhalten haben, dann wieder mit einem Poeten, einem Ulanenofficier — und so weiter, genug an dem: die Fama hatte sich der stillen, stolzen, kühlblonden Frau nach ihrer Art bemächtigt und man kennt diese Art.

Im engen Cirkel, am Kaminfeuer, wenn das Zwielicht in das halbdunkle Gemach lugt und der Wiederschein des knisternden Holzfeuers tanzende Lichter auf Teppiche und Tapeten wirft, da wird ein Wort hingeworfen, oft unabsichtlich, meist jeder, selbst der leisesten Begründung entbehrend.

Auf das Wort folgt eine Frage, ein Lächeln, ein stummes Achselzucken und die „Geschichte" ist fertig, sie geht von Ohr zu Ohr, von Mund zu Mund durch alle Salons der Gesellschaft, immer weitere Kreise berühren ihre Wellen, bis eine neue Sturzwelle, eine neue „Geschichte" sie überholt.

Marcel sprach hierüber oft mit mir; er schien nicht zu ahnen, daß auch seine Frau von dem Geschwätze der Gesellschaft in so arger Weise



Digitized by Google

berührt werde und mir selbst waren all' die Gerüchte in so unbestimmter leerer Form zu Ohren gekommen, daß ich es unter seiner, wie auch unter der Würde der Gräfin hielt, hierüber auch nur ein Wort zu verlieren. Auch fühlte ich keine Berufung in mir, der neuerdings erst von französischen Possendichtern in derbster Weise aufgeworfenen Frage: Soll man es sagen? neuerliche Beachtung zu weihen.

Meine Bekanntschaft mit Graf Marcel ging allmälig in eine herzliche, ja sogar innige Freundschaft über. Er weihte mich in seine Verhältnisse ein, erholte sich meinen Rath in manchen ernsten Fragen, ich lernte seine Wünsche, Pläne und Hoffnungen, ja schließlich sogar seine literarischen Versuche kennen, die von einem bedeutenden Talente, umfassenden Kenntnissen und einem hohen, wahrhaft edlen Geiste Zeugniß ablegten, aber nur ein Thema blieb vollständig unberührt zwischen uns, nur ein einziger Name kam nie über seine Lippen — Alles, was seine Gemalin auch nur im Entferntesten berühren konnte, war aus unseren Gesprächen verbannt. Und doch schien mir aus mancher seiner Bemerkungen über die Frauen, und gerade aus der sichtlichen Sorgfalt, mit der er jedem Gespräche, das auch nur zur Erwähnung seiner Frau führen konnte, eine jähe Wendung gab, auf das Deutlichste hervorzugehen, daß ihn diese Frau fast unablässig beschäftige, doch nicht in freudiger Weise; es mußte eine Wolke über dieser Ehe liegen, die mir vorerst räthselhaft blieb, um so räthselhafter, als zwei allerliebste Kinder, ein Knabe und ein Mädchen — Beide mit den klugen, leuchtenden Augen des Vaters — diese Ehe verschönten.

Als ich ihn einst frug, ob die beiden schönen Kinder, die ich mit der Gräfin auf der Promenade gesehen hatte und die mir im gleichen Alter zu stehen schienen, auch wirklich Zwillinge seien, antwortete er ein kurzes „Nein!", drehte seinen Schnurrbart, wie er stets that, wenn er übler Laune war, und begann an den Fensterscheiben zu trommeln. Beim Fortgehen reichte er mir die Hand und sagte mit dem ihm eigenthümlichen, wirklich bezaubernden Lächeln:

„Nicht wahr, Sie sind mir nicht böse, bester Freund? Sie verzeihen die brüske Art, mit der ich vorhin das Gespräch abbrach? — Vielleicht werde ich Ihnen später einmal erklären können, was Ihnen jetzt unerklärlich scheinen muß. Bitte, seien Sie mir nicht böse!"

Und so sprachen wir nicht mehr darüber.

Der Winter war indessen langsam vorübergegangen, in den Straßen schmolz der Schnee und die Märzsonne begann hier und da den grauen Winternebel zu durchdringen. In wenigen Wochen sollte ich Lemberg verlassen und auch Graf Marcel rüstete zur Abreise. Er war in der letzten Zeit auffallend zerstreut, oft übellaunig, oft wieder überschwänglich in seinen Freundschaftsbeweisen und überhaupt von ganz seltsamem Wesen. Ein schwerer Kummer schien seine Seele zu belasten.

Eines Abends trat er zu ungewohnt später Stunde in mein Zimmer, warf sich, ohne ein Wort zu sprechen, auf's Sopha, drückte sein Ge-

Digitized by Google

sicht in beide Hände und blieb so eine Weile liegen. Ich versuchte ihn aufzurichten und frug ihn theilnehmend, was ihm begegnet sei — umsonst, er machte nur eine abwehrende Handbewegung, schüttelte den Kopf und sank in sein dumpfes Hinbrüten zurück.

Nach längerer Zeit schien er endlich seiner Erregung Herr geworden zu sein.

„Nun ist Alles aus!“ sprach er tonlos, mehr vor sich hin, als zu mir und starrte wieder stumm auf den Boden.

„Was ist aus?“ frug ich, wahrhaft erschüttert von der Veränderung, die über seinem sonst so schönen Gesichte, einem verheerenden Sturme gleich, hinweggezogen war. Seine Züge erschienen krampfhaft verzerrt, die Augen aus ihren Höhlen getreten und stark geröthet, Bart und Haar waren zerzaust, auch seine Kleidung vernachlässigt, die stolze Gestalt schien gebrochen, ihres innern Haltes beraubt und zusammengeknickt — es war ein Anblick zum Erbarmen!

„Nun ist Alles aus“, wiederholte er, ohne meine Frage gehört zu haben; „sie geht, sie verachtet mich, denn sie liebt mich nicht! Die ganze Stadt habe ich abgelaufen, wie ein dem Tollhaus Entsprungener, und nun komme ich zu Ihnen, retten Sie mich, wenn Sie ferner mein Freund heißen wollen — retten Sie mich! Halten Sie die Spröde zurück, mit Bitten, mit List oder Gewalt, mir gilt es gleich, aber lassen Sie sie nicht fort, denn ich fühle es, ich werde wahnsinnig, wenn sie ihre Drohung wahr macht — — ich liebe sie, ja, ja und tausendmal ja, ich liebe sie, ich bete sie an, sie muß wieder mein sein, sie darf nicht gehen und doch, doch . . . Anna, Anna!“

Die letzten Worte schrie er aufspringend und breitete seine Arme in's Leere aus, als wolle er eine Erscheinung an sein Herz schließen, dann stammelte er wieder einige unzusammenhängende Worte und sank auf's Sopha zurück.

Ich war erstarrt. War dies der stolze, lebensmuthige Graf Marcel, der hier vor mir lag, einem irrenden, unglücklich liebenden Knaben gleich?

Rathlos stand ich vor dem Rathlosen, stumm die endliche Lösung des Räthsels erwartend.

Nach einer Weile sah er wieder auf. In seinen Augen standen jetzt Thränen.

„Sie werden mich verachten“, sagte er leise mit wehmüthiger Stimme, „aber thun Sie es nicht, seien Sie nicht vorschnell in Ihrem Urtheile! Sie werden mich für nervös und überspannt halten, meine Thränen unmännlich schelten, aber —“, fügte er heiser hinzu, indem er meine Hand erfaßte und heftig preßte, „ich liebe meine Frau, ich liebe sie mit all' der Leidenschaft, deren ein Mann fähig sein kann und sie — sie verachtet mich, sie geht von mir!“

„Gräfin Anna?“ stieß ich überrascht hervor.

„Gräfin Anna!“ wiederholte er mit unnachahmlicher Bitterkeit im



Digitized by Google

Tone, „und diese „Gräfin Anna“ hat ein Recht, mich zu verlassen; das ist's, worüber ich wahnsinnig werden möchte!“

Er schwieg ermattet und lehnte sich mit geschlossenen Augen auf's Sopha zurück. Dann sprang er plötzlich auf, riß mich in seine Arme, küßte mich nach polnischer Art auf beide Achseln und war aus dem Zimmer verschwunden, ehe ich eine weitere Frage an ihn stellen konnte.

Drei Tage vergingen, ohne daß ich Marcel wieder sah. In seiner Wohnung hatte ich ihn nie besucht, da wir uns nur stets bei mir oder an dritten Orten trafen und so entschloß ich mich auch jetzt nicht, ihn aufzusuchen. Ich weiß, daß ich damit Unrecht that, ich hätte jede falsche Scheu überwinden, ihn aufsuchen und mir vielleicht so die Möglichkeit schaffen sollen, ihn zu beruhigen, allein ich verschob es eben von Stunde zu Stunde, bis es zu spät war.

Am dritten Tage sah ich Gräfin Anna vor den Stadtanlagen mit den beiden Kindern langsam auf- und niederschreiten. Einem raschen Impulse folgend, näherte ich mich ihr, um — ich wußte selbst nicht was zu erfragen.

Sie sah mich auf sich zutreten und blickte mir mit ihren großen hellblauen Augen so hochmüthig kalt entgegen, daß mir das Wort auf der Zunge erstarb und ich, mich stumm verneigend, vorüberging.

Die Art, wie sie meinen Gruß kaum merklich erwiederte, war unnachahmlich, abweisend und doch von einer bezaubernden Grazie.

Am andern Morgen, Nacht und Dämmerung lagen noch im Kampf, ward ich plötzlich aus dem Schlaf geschellt und wenige Minuten später brachte man mir einen Brief, den ein Diener soeben für mich abgegeben hatte.

Er warte auf Antwort, hieß es.

Ich riß das Couvert herab und fand einen Zettel darin, der folgende Worte, von sichtlich zitternder Hand geschrieben, enthielt:

„Mein Herr!

Marcel liegt schwer verwundet und spricht in seinen Fieberphantasien stets von Ihnen, als seinem einzigen Freund, darum bitte ich Sie ihn zu besuchen, aber rasch, denn ich weiß nicht wie viel Stunden Marcel noch zu leben hat.“

„Verzeihen Sie meine Dreistigkeit, denn ich kenne Sie nicht, aber wenn Sie Marcel's Freund sind, so bin ich sicher, keine Fehlbitte gethan zu haben. Anna L . . .“

„P. S. Marcel ruft eben wieder Ihren Namen, kommen Sie bald!“

Ich sprang aus dem Bett, warf mich rasch in die Kleider und folgte dem harrenden Diener nach dem Hause des Grafen, das seitab von der Stadt nahe der Grodecker Straße lag. Regen und Schnee kämpften in der Luft und ein eisiger Wind pfiff durch die leeren Straßen. Mich fröstelte, ich hüllte mich fester in meinen Pelz und schritt so rasch voran, daß der Diener mir nur keuchend zur Seite bleiben konnte.

In einer Viertelstunde, die mir endlos dünkte, bogen wir in die Allee ein, die zu Marcel's Hause führte und langten endlich vor dem

Digitized by Google

Thore an. Es war verschlossen, doch mein Begleiter trug den Schlüssel bei sich, er öffnete vorsichtig und wir traten ein.

Verstörte, halbverschlafene Gesichter kamen uns auf der Treppe entgegen und huschten an uns vorüber, ohne uns auch nur eines Blickes zu würdigen; oben im Vorsaal lud mich mein Begleiter mit einer höflichen Handbewegung ein, in einen kleinen Salon zu treten, schloß dann die Thür hinter mir wieder behutsam und ließ mich allein.

Wenige Augenblicke darauf trat die Gräfin zu mir ein. Sie war im Nachtkleid, über das sie nur in Eile einen Schlafrock geworfen hatte, die prachtvollen blonden Flechten schien sie unter ein Häubchen haben zwingen wollen, doch fielen sie fesselos über Nacken und Schultern herab.

„Ich danke Ihnen, mein Herr", sagte sie einfach und bot mir ihre kleine, weiße Hand, die ich ehrfurchtsvoll an meine Lippen führte. „Marcel scheint etwas besser zu sein, doch weiß ich es nicht so ganz genau, der Arzt hat etwas verschrieben und ist wieder fortgegangen, nun bin ich allein mit ihm. Wollen Sie zu ihm gehen?"

Ich bejahte es.

„So kommen Sie." Sie hüllte sich fester in ihren Schlafrock und führte mich in ein Schlafzimmer, dessen Fenster dicht verhängt waren; es schien mir das Boudoir der Gräfin zu sein. Von der Decke herab hing eine Ampel, die ein rosiges Licht durch das Gemach verbreitete. In der Ecke stand ein Bett, auf dessen schwellendem Lager Marcel mit verbundenem Arm lag. Seine Wangen waren geröthet, jedoch die Lippen blaß; ich beugte mich über ihn, indeß sich Gräfin Anna in der entgegengesetzten Ecke des Zimmers mit dem Vorbereiten kühlender Binden beschäftigte.

Jetzt schlug Marcel die Augen auf. Er schien mich anfangs nicht zu erkennen, doch klärte sich allmälig sein verglaster Blick und der schwache Versuch eines Lächelns glitt über seine schlaffen Züge. Dann wurde er unruhig und schien etwas sprechen zu wollen. Ich beugte mich noch tiefer über ihn, so daß mein Mund fast den seinen berührte und bemühte mich, die Worte, die er mehr hauchte als sprach, zu verstehen.

„Ist sie fort?" murmelte er.

Ich sah mich um, er konnte nur Gräfin Anna gemeint haben; sie hatte uns unbemerkt allein gelassen.

Als ich ihm bejahend zunickte, zog er mich näher zu sich und flüsterte mit allem Aufgebot seiner Kräfte:

„Sie liebt mich doch! Sagen Sie ihr, die Wunde schmerzt nicht", und damit sank er zurück und schloß ermattet die Augen. Im ersten Augenblick hielt ich ihn für todt, doch merkte ich bald an dem, wenn auch schwachen Heben und Senken seiner Brust, daß er noch lebte.

Was war hier vorgegangen? Offenbar ein Duell, doch mit wem... weshalb? Ich vermochte nicht zu rathen, da mir jeder, auch der geringste Anhaltpunkt hierzu fehlte.

Nachdem ich noch eine Weile vor dem Kranken gesessen und seinen

Digitized by Google

unruhigen Schlummer beobachtet hatte, trat Gräfin Anna wieder leise in's Zimmer und mit ihr der Arzt. Mit einem stillen Kopfnicken begrüßte mich dieser, indem er mich gleichzeitig bat, ihn mit dem Kranken allein zu lassen. So folgte ich denn der Gräfin in ein anstoßendes Gemach, einen kleinen Empfangssalon.

Der Morgen war unterdessen vollends angebrochen, grau und trübe sah er zum Fenster herein, indeß ein feiner gleichmäßiger Regen eintönig an die Scheiben schlug.

Gräfin Anna schmiegte sich in die Ecke des kleinen Sophas, das zwischen hohen Epheuranken stand, und drückte ihr Taschentuch vor die Augen, doch hörte ich sie nicht schluchzen, stumm saß sie da, fast als ob sie schlafe. Plötzlich stand sie auf und trat auf mich zu, der ich mich still in eine Fensternische zurückgezogen hatte.

„Verzeihen Sie, mein Herr, es kam mit einem Mal so über mich!" sagte sie, indem sie mit der einen Hand ihren Schlafrock unter dem Kinn fest zusammenzog und mit der andern die widerspenstigen Haarflechten aus der Stirn strich, dann schlich sie an die Thür des Krankenzimmers und horchte. Mit leisem Kopfschütteln trat sie wieder zu mir zurück.

„Sie lieben ihn ja auch", sagte sie mit zitternder Stimme; „nicht wahr, er wird nicht sterben?!

„Mein Gott, ich habe ihn ja nicht tödten wollen!" stieß sie dann plötzlich schluchzend hervor, wandte sich rasch ab, trat an's Fenster und drückte die erhitzte Stirn an die kalten Scheiben.

Die Thür öffnete sich und der Arzt trat ein. „Er schläft und wird vor Mittag kaum erwachen", sagte er leise. „Sorgen Sie, Frau Gräfin, daß die kühlenden Binden stets rechtzeitig erneuert werden, doch vermeiden Sie jedes unnöthige Geräusch, das seinen Schlummer stören könnte. Sie, mein Herr", wandte er sich an mich, „bitte ich vorerst das Krankenzimmer nicht zu betreten, bis ich wiederkomme!"

Da ich am andern Morgen hatte Lemberg verlassen wollen, welchen Plan ich nun allerdings sofort aufgab, so empfahl ich mich rasch, um wegen der nunmehrigen Verzögerung meiner Abreise die nöthigen Aufträge zu ertheilen. Ich würde in höchstens einer Stunde wieder zurück sein, sagte ich der Gräfin und hoffte es auch bestimmt so. Doch kam es anders. Zu Hause angelangt fand ich eine telegraphische Nachricht vor, die mich sofort nach Wien berief, wo meine Mutter plötzlich erkrankt war. Der Zug ging in einer halben Stunde ab, ich hatte also kaum noch Zeit wenige aufklärende Zeilen an die Gräfin zu senden und traf eben rechtzeitig auf dem Bahnhof ein, um den Courierzug nach Wien benutzen zu können. Während der Fahrt ging Alles wie toll durch meinen Kopf. Marcel, seine geheimnißvolle Verwundung, Gräfin Anna mit ihrem Ausruf: „Ich habe ihn ja nicht tödten wollen!" die Erkrankung meiner Mutter . . . Alles das war so unvermittelt und plötzlich auf mich eingestürmt, daß ich der Anspannung aller Kräfte bedurfte, um meine Gedanken allmälig wieder ein wenig sammeln zu können.

In Wien angelangt, traf ich meine Mutter wenn auch nicht in

Digitized by Google

gefahrdrohendem Zustande, so doch von einer langwierigen Krankheit befallen, die sie der aufmerksamsten Pflege bedürftig machte.

Wochen vergingen, meine Briefe an die Gräfin wie an Marcel blieben unbeantwortet, wie auch all' meine Bemühungen vergeblich blieben, etwas über die ferneren Schicksale der Familie L . . . zu erfahren.

Marcel und Anna waren und blieben vorerst für mich verschollen.

* * *

So war manches Jahr dahingegangen.

Eines Abends — ich lebte seit längerer Zeit wieder in Wien — schlenderte ich eben über die Ringstraße, dem Eingang des Stadtparkes zu, wo ich einige Freunde zu treffen hoffte, als ich mich plötzlich an beiden Schultern erfaßt und herumgedreht fühlte, indeß mir Jemand schluchzend um den Hals fiel. Es war Marcel.

Doch nicht derselbe Marcel, den ich in Lemberg kennen gelernt hatte. Eine abgezehrte Gestalt, um deren Schultern und Glieder die Kleider in beängstigender Weise schlotterten, stand er jetzt vor mir, die Wangen eingefallen und hektisch geröthet, der Blick starr und doch unstät, die ganze Erscheinung vernachlässigt, fast Mitleid erregend.

Er mochte es an meiner Begrüßung erkennen, wie sehr mich die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, überrascht und ergriffen hatte.

„Sie wundern sich über mein schlechtes Aussehen", sagte er plötzlich mit einem trockenen, heisern Lachen, das sofort durch einen heftigen Hustenanfall unterbrochen wurde; „ich bin nicht ganz gesund, doch auch nicht ganz so schlimm als man glauben möchte, nur dieser Husten ist es, der mich peinigt! Die Aerzte wollen mich wieder nach Nizza schicken, aber ich langweile mich dort so unsäglich! Ach, wie glücklich bin ich, Sie wiedergefunden zu haben; nun wollen wir aber beisammen bleiben! Sind Sie beständig in Wien? Sie müssen mich natürlich besuchen, ich wohne in der Schellinggasse, dort, sehen Sie das Haus mit dem runden Erker? Wenn der Portier Ihnen sagen sollte, daß ich nicht zu Hause sei, und das wird er, denn er hat strengsten Auftrag es jedem Besucher zu sagen, so nennen Sie ihm nur Ihren Namen, ich werde für Sie specielle Ordre geben! Und nun wollen wir unser Wiedersehen feiern, kommen Sie, wir müssen eine Flasche Sect aussticheu . . ."

Dabei schob er seinen Arm etwas zitternd unter den meinen und zog mich mit sich fort.

Sein ganzes Wesen machte einen fast unheimlichen Eindruck auf mich. Gegen seine ehemalige Gewohnheit sprach er in einem fort, dabei von einem Gegenstand zum andern abspringend, oft so unvermittelt, ja erzwungen, daß es mir fast schien, als spräche er nur darum so ununterbrochen, damit er einer gefürchteten Frage vorbeuge; dabei ward seine Rede von Zeit zu Zeit durch jenes trockene, heisere Lachen unterbrochen, dem stets ein krampfhafter Hustenanfall folgte.

Digitized by Google

Von Gräfin Anna sprach er nichts, auch von seinen Kindern nicht.

Bei seinem Hause angelangt, stiegen wir rasch die breite Treppe empor, oben öffnete uns ein Diener und Marcel führte mich in ein reizend eingerichtetes Garçonzimmer, nahm mir selbst Hut und Rock ab, die er dann dem Diener übergab, dem er einige Worte zuflüsterte, worauf sich dieser entfernte.

Ich warf mich in einen Fauteuil und beobachtete Marcel, der unruhig hin- und herwanderte, nach Art zerstreuter Leute an den Ofen trat, der kalt war — es war im Juni — und mit einem verlegenen Lächeln zu mir sagte: „Finden Sie es nicht kalt in diesem Zimmer?“ Dann rieb er sich die Hände und knöpfte seinen Rock zu. „Mich fröstelt!“ setzte er wie entschuldigend hinzu.

„Sie müssen krank sein, Marcel!“ sagte ich, indem ich aufstand und auf ihn zutrat.

„O nein!“ erwiederte er lächelnd, „nicht mehr als sonst. Ich bin eben nur nicht ganz gesund, das ist Alles! Aber es geht vorüber, ich weiß es! O, mein Körper erträgt viel, fragen Sie nur den Thadeusz, wir haben viel Reisen gemacht, haben Nächte durchfahren, von Neapel nach Rügen, von London nach Madeira, von Paris nach Warschau, ja, fragen Sie ihn nur!“

Thadeusz, der Diener, trat im selben Augenblick mit Lichtern ein. Nun mit einem Mal erkannte ich ihn auch wieder, es war derselbe Diener, der mir an jenem kalten Dämmermorgen das Billet der Gräfin Anna überbracht und mich sodann nach Marcel's Hause geführt hatte. Auch er erkannte mich wieder und grüßte mich respectvoll, doch sprach er kein Wort.

Marcel fing seinen Blick auf. „Sie kennen Thadeusz?“ frug er mich erstaunt, doch setzte er sofort hastig hinzu: „Ach ja, ich weiß, ich weiß . . . es ist gut, Du kannst gehen, Thadeusz, besorge jetzt, was ich Dir sagte.“

Dann trat er zum Fenster und starrte hinaus. „Finden Sie meine Wohnung nicht reizend?“ sagte er plötzlich sich zu mir wendend, „so still, so einsam und doch im Centrum der Stadt!“

„Sie bewohnen das ganze Haus?“ frug ich zurück.

„O nein, nein! Nur dies Zimmer, dann hier mein Schlafzimmer“ — er wies mit dem Finger nach der Thür — „dort ein kleiner Empfangssalon und rückwärts das Dienerzimmer, es ist mehr als ich brauche, denn ich sehe keine Gesellschaft bei mir wie ich Ihnen sagte!“

„Und Gräfin Anna?“ entfuhr es mir unwillkürlich. Marcel zerrte an seinem langen, ergrauten Schnurrbart und bückte sich tief über ein Album, in dem er eifrig blätterte.

„Sie ist nicht hier“, sagte er endlich leise. „Doch lassen wir das“, fuhr er aufschauend fort, „ich will Ihnen später Alles erzählen, später . . . später! Jetzt kann ich es nicht!“

Dann griff er nach einer Cigarrette, zündete sie an, warf sie aber sogleich wieder fort, ging einige Mal im Zimmer auf und ab und trat

Digitized by Google

dann auf mich zu, indem er beide Hände auf meine Schultern legte und mir zum ersten Mal, seit wir uns wiedergesehen hatten, voll in die Augen blickte.

„Sie sind der einzige Mensch, dem ich diese Geschichte erzählen kann", sagte er mit feierlicher Stimme, „es ist eine traurige Geschichte, das werden Sie mir wohl schon vom Gesicht abgelesen haben . . . Doch zuvor wollen wir trinken und noch einmal guter Dinge sein!" setzte er plötzlich wieder in seiner unstäten Weise hinzu, indem er sich mit der Hand über Augen und Stirn fuhr. Dann lachte er wieder und bekam seinen beängstigenden Hustenanfall.

„Ich bin ein unglücklicher Mensch", sagte er schmerzlich lächelnd, „ich darf nicht lachen! Mir hat es der Arzt verboten. Was sagen Sie, das einzige, das den Menschen vom Thier unterscheidet, das Lachen, ist mir versagt! Ich lache aber doch zuweilen, denn ich fürchte es ganz zu verlernen. Das müßte doch ein trauriges Leben sein", setzte er sinnend hinzu, „in dem es kein Lachen gäbe, kein frohes, herzliches, kindlich heiteres Lachen! Es heißt, auch die Engel lachen nicht, das glaube ich nicht! Nur schlechte Menschen haben kein Lachen oder kranke wie ich! Und Engel sollten nicht lachen können! Ah bah, das gäbe mir ein trauriges Paradies! Ich meinestheils werde herzhaft lachen, wenn ich einmal in den Himmel kommen sollte und wäre es auch nur um den schönen Brauch des Lachens in den Himmel einzuführen!"

So plauderte er fort, bis Thadeusz mit dem Wein kam, auch ein Imbiß stand wie hervorgezaubert plötzlich vor uns.

Marcel selbst rückte ein Tischchen zurecht, Thadeusz stellte zwei bequeme niedere Lehnstühle vor dasselbe, dann entfernte er sich und Marcel lud mich in heiter ceremoniöser Weise ein, für heute mit seinem bescheidenen pot au feu vorlieb zu nehmen.

Wir aßen und schwatzten von der fröhlichern Vergangenheit, Marcel frug mich nach meinen Plänen und Hoffnungen, besprach mit mir die neuesten literarischen Ereignisse, kurz, er ward fast wieder der alte Marcel, dessen liebenswürdiges Geplauder mich bei unserer ersten Begegnung so sehr gefesselt hatte.

Nach dem Souper erschien Thadeusz wieder, räumte ab und brachte den sorgsam frappirten Champagner, dann ließ er uns mit einer stummen Verbeugung allein.

Marcel rückte einige Mal unruhig mit dem Lehnstuhl hin und her, wir tranken das erste Glas schweigend; dann füllte er die Gläser zum zweiten Mal, drückte sich tief in den Lehnstuhl und begann mit erzwungen fester Stimme zu erzählen.

## II.

„Ich muß etwas weit ausholen, denn die Geschichte meiner Jugend, deren Bild ich Ihnen in flüchtigen Zügen entrollen will, mag Ihnen als Erklärung dienen für manchen der schweren Fehler und Irrthümer, die ich später beging; die innigen Beziehungen zwischen der verfehlten Er-

Digitized by Google

ziehung, die mir wurde und meinem verfehlten Leben sind mir jetzt, seit ich ruhigen Auges auf dasselbe zurückblicken lernte, erst so recht klar geworden.

Mein Vater war einer jener leichtlebigen, liebenswürdigen Cavaliere, die Sie ja Gelegenheit hatten während Ihres Aufenthaltes in Polen kennen zu lernen. Er hatte im österreichischen Heer gedient, als Major quittirt und meine Mutter, eine Deutsche von Geburt, geheirathet; meine Mutter sagte: „aus Liebe!“ er selbst, wenn er heiter war: „aus Langeweile und Ueberdruß des Garçonlebens!“ ich glaube, es wird von Beidem etwas die Ursache gewesen sein.

In meinen ersten Kinderjahren sah ich ihn nur selten und selbst dann nie allein. Ich lebte mit meiner Mutter auf unserm Schloß, dessen Namen unsere Familie auch führt, während mein Vater den Winter theils in Lemberg und Warschau, theils in Paris zubrachte, im Sommer in einem der deutschen Bäder lebte und nur zur Jagdzeit nach Hause kam, wohin er sich jedoch stets eine Anzahl Gäste mitbrachte, die denn auch immer gleich der wilden Jagd in unser stilles, friedliches Schloß einfielen und nach kurzer Zeit ebenso lärmend als sie gekommen waren wieder verschwanden.

Mein Vater mit ihnen. In der ersten Zeit weinte meine Mutter stets tagelang, wenn der Vater mit seinen Gästen abzog, mit den Jahren schien sie sich jedoch daran zu gewöhnen, denn ich sah sie nach des Vaters Abreise niemals mehr weinen — vielleicht schämte sie sich vor ihrem Kinde und weinte heimlich des Nachts. So wuchs ich heran, stets nur von Frauen umgeben, denn die männlichen Diener des Schlosses konnten wohl nicht als meine Gesellschafter betrachtet werden und Monsieur Lavincourt, mein Hofmeister, konnte wieder kaum als Mann, oder doch höchstens nur als Carricatur eines solchen gelten; er war ein dürres, kleines Männchen mit einer großen, spitzen Nase und kleinen zwinkernden Aeuglein, dem ich schon, als ich das zehnte Jahr noch kaum erreicht hatte, hinter seine Schliche kam, er war nämlich naschhaft wie eine Katze und trank dabei auch gern etwas zu viel von dem vorzüglichen Anisette, den unser Verwalter braute. So gab es für mich Niemanden, den ich fürchtete und nur meine Mutter, die ich liebte, die mich dafür aber auch auf das Gründlichste verzog. Die gute Frau! All' der Schatz von Liebe, den sie ihrem Gatten so gern geweiht hätte, wäre er nur bei ihr geblieben, übertrug sie nun auf mich, ich mochte thun was ich wollte: still sitzen und studiren, oder auf ungesatteltem Pferd durch Wiesen und Felder galoppiren, mit des Vaters Jagdflinten den nahen Wald durchstreifen, die Mägde schlagen, mich betrinken . . . Alles, Alles, was ich auch that, war in ihren Augen wohlgethan, für jeden meiner tollen übermüthigen Streiche wußte sie eine Beschönigung, nie kam ein Wort des Tadels über ihre Lippen, ja ich glaube ich hätte morden können, sie hätte auch dafür ein Wort der Entschuldigung gefunden! Nur *eines* durfte ich nicht! Wenn ich von Reisen durch die Welt sprach, wie es Knaben pflegen, dann füllten sich ihre Augen mit großen Thränen, und mir um den Hals

Digitized by Google

fallend bat sie mich schluchzend nicht von ihr zu gehen! Ich war ja ihr Alles! All' ihre Träume von glücklicher Zukunft woben sich um mich, den Sohn, die Stütze ihres herannahenden Alters, und der Gedanke, daß auch ich sie verlassen könnte, wie ihr Mann sie verlassen hatte, war die einzige Wolke an dem Horizont ihres Glücks.

Als ich das sechzehnte Jahr erreicht hatte, trat ein großes Ereigniß auf unserm Schloß ein: mein Vater kehrte mitten im Sommer und allein nach Hause zurück! Aber seltsamer Weise war meine Mutter nicht allzu erfreut von dieser plötzlichen Rückkehr meines Vaters, sie hat mir später einmal gestanden, sie fürchtete, er wolle mich ihr entführen!

Mit des Vaters Ankunft begann ein neues Leben für mich. Fast unabläßig war ich an seiner Seite und horchte den oft nur allzu pikanten Erzählungen seiner Abenteuer in jener großen Welt, die mir so unendlich fern zu liegen schien, und deren einziges Echo meines Vaters Mund mir war.

Ich habe damals manches Urtheil über Welt und Menschen von ihm eingesogen, dessen ich mich später, selbst durch eigene Erfahrung des Gegentheiles, kaum ganz erwehren konnte. Und doch liebte ich meinen Vater nicht eigentlich — ich bewunderte — oder besser gesagt, ich staunte ihn an wie Kinder pflegen, mit offenem Munde, und heftete mich darum auch, seinem Schatten gleich, an seine Fersen.

Meine Mutter schmerzte es sichtlich tief, daß ich sie seinetwillen so ganz vernachläßigte, doch ihn belustigte ihr Schmerz und er spöttelte in seiner Art über die stummen vorwurfsvollen Blicke, die sie ihm oft zusandte, wenn wir des Abends im kleinen Salon saßen, sie allein in einer Ecke, eine Stickerei in der Hand, an der sie jedoch nie arbeitete, mein Vater und ich vor dem Kamin, in ein Gespräch über die Pariser Oper oder die Damen von Baden-Baden vertieft. Einmal bemerkte mein Vater eine Thräne in ihrem Auge, als sie endlich aufstand und uns gute Nacht bot, lachend faßte er mich an den Schultern und schob mich mit dem Ausruf: „Da hast Du Dein Zicklein!" der Mutter in die Arme. Mich ärgerte das Wort, unsanft stieß ich meine Mutter zurück und setzte mich trotzig zu dem Vater an den Kamin, denn ich wollte um alle Schätze der Welt nicht als Mutterssöhnchen gelten.

Meine Mutter sah mich groß und starr an, dann drückte sie ihr Tuch vor die Augen und verließ den Salon.

Der Vater lachte, mir aber war elend zu Muthe; ich glaube in jenem Augenblick habe ich meinen Vater gehaßt! Von einer unwiderstehlichen Erregung erfaßt, sprang ich auf und lief der Mutter nach; sie saß in ihrem Schlafzimmer und weinte, doch lachte sie bald unter ihren Thränen, als ich ihre Knie umfing und sie um Verzeihung bat. Weinend und lachend zugleich strich sie mir die Haare aus der Stirn und küßte mich immer wieder.

Sie liebte mich so grenzenlos!

In ähnlicher Weise wiederholten sich solche Scenen, nur daß ich meine Mutter immer seltener um Verzeihung bat, denn mein Vater

Digitized by Google

spottete, wenn er erfuhr, daß ich wieder bei der Mutter gewesen oder gar „geweint" hatte!

„Du wirst nie ein rechter Cavalier werden", pflegte er dann zu sagen, „Du mußt hinaus in die Welt, nach Paris, in die Hochschule junger Leute, die den rechten chic erlernen wollen! Sieh Dich nur einmal selbst an: ist das ein Gang, eine Haltung, eine Sprache für einen Grafen L . . .? Ah bah, die Weiber können eben nur wieder Weiber erziehen! Du bist mir so ein sauberes Weibererziehungsresultat!" Aber fort ließ er mich ebensowenig als meine Mutter, wie sehr ich ihn auch darum bat; er hatte sich eben auch schon an mich gewöhnt.

Als ich das zwanzigste Lebensjahr erreicht hatte, starb mein Vater plötzlich und ich ward nach dem Wunsch meines Oheims, der zu meinem Vormund ernannt war, die lästigen Geschäfte jedoch nicht gern auf sich nehmen mochte, mündig gesprochen.

Nun mußte ich doch in die Welt hinaus! Nach vielen Kämpfen und unter tausend Thränen entließ mich meine Mutter und ich zog — eingedenk der Lehren meines Vaters — vorerst nach Paris, der „Hochschule junger Leute von Welt!"

Das Leben, das ich dort führte, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu schildern. Fahren, Reiten, Spielen, Wetten und Zechen bildeten meine Hauptbeschäftigung, dabei unterhielt ich selbstverständlich das für ein Mitglied des Jockeyclubs unerläßliche Verhältniß mit einer kleinen Tänzerin der Großen Oper, kurz, ich lebte in Allem so, daß mein Vater — hätte er mich sehen können — mir das ihm so schmeichelhaft dünkende Prädicat eines jungen Mannes „von Welt" wohl kaum hätte versagen können.

Von meiner Mutter erhielt ich allwöchentlich Nachricht; sie hatte Schloß L . . . verlassen, wo es ihr nach meiner Abreise zu einsam geworden war, und sich zu ihrem Bruder nach Deutschland begeben; ein wenig Heimweh mochte sie auch zu dem Entschluß bewogen haben.

Nach einem Duell, das ich mehr der Mode, als meiner Tänzerin wegen mit einem italienischen Grafen im Bois de Boulogne bestand — wobei wir uns gegenseitig mit wahrhaft komischem Ernst die Haut ritzten, um uns mit noch drolligerer Feierlichkeit versöhnt die Hände zu schütteln — verließ ich Paris, die kleine Aurelie meinem glücklichern Gegner überlassend.

Nach mehreren Jahren ziel- und planlosen Wankens durch England, Schottland, Italien und Spanien, erreichte mich in Barcelona ein Brief meiner Mutter, die mir schrieb, daß sie krank sei und mich, obwohl ihr Zustand kein gefahrdrohender genannt werden könne, denn doch in ihrer Nähe wissen möchte, auch wünschte sie, daß ich meine Verwandten in Deutschland kennen lerne — und so fort.

Ich war des Umherirrens müde. Rasch entschlossen machte ich darum in Barcelona Kehrt und eilte nach Deutschland, in der übrigens wenig trostreichen Ueberzeugung, daß ich mich dort wo möglich noch gründlicher langweilen würde, als in Spanien.

Digitized by Google

Sie staunen über dieses Wort? Glauben Sie mir, ich staunte später selbst über die Erziehungsresultate, die mein Vater an mir erzielt hatte.

Ich war ein Fant geworden, einer von jenen Modegecken, wie sie zu Hunderten durch die Salons aller Gesellschaften laufen, stets ermüdet, Alles und doch Nichts wissend, träge und indolent Alles bespöttelnd — das Zerrbild eines Mannes. Nein, lachen Sie nicht, ich war so!

Meine Mutter war überselig, als sie mich wieder in ihre Arme schließen konnte. Ich war in ihren Augen schöner, männlicher, liebenswürdiger geworden, kurz, ihre Zärtlichkeit riß sie oft zu Ausbrüchen der Bewunderung hin, die mir in Gesellschaft von Fremden — und das waren mir meine deutschen Verwandten ausnahmslos — endlich peinlich wurden. Sie konnte stundenlang mir gegenüber sitzen und mir unverwandt in die Augen sehen, dabei sank ihr die Arbeit, die sie in den Händen hatte, in den Schooß und helle Freudenthränen rannen über ihre Wangen herab.

Onkel Hubert, bei dem wir auf Schloß Wartenberg zu Gaste waren, secundirte meiner Mutter nach Kräften; er war kinderlos und so übertrug denn auch er all' seine Liebe auf den hoffnungsvollen Neffen, den voraussichtlichen Erben seiner Güter. Er fand Alles gleich ausgezeichnet und unnachahmlich an mir: Gang, Haltung, Sprache; er setzte eben ehrlich fort, was meine Mutter schon seit meiner frühesten Kindheit begonnen hatte. Ein einfacher, schlichter Landedelmann, waren ihm die Sitten der großen Welt stets fremd geblieben und eine gewisse Formengewandtheit, die ich meinem Aufenthalte in Paris zu danken hatte, verblüffte ihn derart, daß er die innere Hohlheit, die sich darunter doch nur schlecht verbarg, nicht erkannte und wohl auch nicht erkennen konnte.

Ich langweilte mich bald auf Schloß Wartenberg und suchte wieder fortzukommen — wohin wußte ich selbst nicht — allein bei dem ersten Worte, das ich hierüber gegen meine Mutter fallen ließ, ward sie so erschreckend bleich und sichtlich erregt, daß ich meinen Entschluß vorläufig aufgeben mußte. Trotzdem ich von da ab nie wieder ein Wort hierüber sprach, verlor meine Mutter doch zusehends ihre Heiterkeit und oft sah ich ihren Blick sorgenvoll und ängstlich an mir haften, wenn sie sich von mir unbemerkt wähnte.

Eines Tages — ich stand eben am Fenster und sah ärgerlich in die vom Regen umdüsterte Landschaft hinaus — fühlte ich mich plötzlich an der Schulter berührt und mich umwendend gewahrte ich meine Mutter, die mir lächelnd mit dem Finger drohte. Zum ersten Male, seit jener Stunde, in der ich ihr von meiner beabsichtigten Abreise gesprochen hatte, zeigten ihre Züge wieder die volle, ruhige Heiterkeit.

„So in trüben Gedanken?" frug sie jetzt, „möchtest wohl wieder fort aus dem langweiligen Hause? Warte nur, wir haben ein Mittel gefunden, Dich an uns zu fesseln!"

„Ja, bei Gott, das haben wir!" rief der Onkel, der hinter uns stand und lachte laut und dröhnend, wie es seine Art war.

Digitized by Google

„Wir haben es herausgebracht, warum Du fortwollteſt und am Ende wohl noch willſt", fuhr ſie fort, „Du langweilſt Dich hier allein mit uns alten Leuten!"

Ich lachte etwas gezwungen.

„Nun, genire Dich nicht, Marcel!" meinte der Onkel gutmüthig, „ſag' nur gerade heraus: Ja!"

„Und dagegen haben wir für Abhilfe geſorgt", ſchloß meine Mutter zuverſichtlich, und mir um den Hals fallend flüſterte ſie mir in's Ohr: „Warte nur bis morgen!"

„Bis morgen?" frug ich erſtaunt.

„Ja, ja, bis morgen!" wiederholte der Onkel laut lachend und blinzelte mir möglichſt ſchlau zu.

Ich lachte nun auch und der Abend verging unter Scherzen und Lachen und unausgeſetzten Anſpielungen des Onkels auf die mir morgen bevorſtehende Ueberraſchung.

Da ich ſah, daß meine Mutter nicht wenig ſtolz auf ihren Einfall war, ſo that ich ihr den Gefallen, mich recht neugierig anzuſtellen und ſie ward wirklich überglücklich, ja, ſie trank ſogar Wein — auf den frohen morgigen Tag, einen Toaſt, den der Onkel unter fortwährendem liſtigen Augenblinzeln ausbrachte, und in den auch ich, wohl oder übel, einſtimmen mußte.

Als meine Mutter ſich zur Ruhe begeben hatte und auch ich mein Zimmer aufſuchen wollte, hielt mich der Onkel zurück und drückte mich lachend in den Stuhl nieder.

„Weißt Du", ſagte er, vertraulich an mich heranrückend, „die Frauen können nun einmal nicht ſchweigen, ich hätte Dir nie ein Wort von der ganzen Ueberraſchung geſagt, aber ſie brachte es eben nicht fertig zu ſchweigen und ſich die Freude ganz bis morgen aufzuſparen, wenn der Wagen vorfährt und Du neugierig am Fenſter ſtehſt, oder noch beſſer, als galanter Weltmann ſelbſt hinabgehſt, die ſchöne Couſine Anna zu empfangen . . . ja, ich hätte Dir kein Wort von alledem geſagt, aber morgen, das wäre dann erſt die rechte Ueberraſchung geweſen, na, die Weiber, ſie können aber nicht ſchweigen, was will man thun?"

So plauderte er fort, bis die Pendule über dem Kamin Mitternacht zeigte, dann wünſchte er mir lachend ſüße Träume und ließ mich allein.

Das alſo war die Ueberraſchung! Meine gute Mutter hatte ihren Plan gar nicht ſo übel ausgeheckt. Tage, Wochen, vielleicht Monate über im ſteten, unausweichlichen Verkehre mit dieſer „Couſine Anna", gab es je eine verlockendere Gelegenheit, aus Langeweile zu einer Tändelei überzugehen, und von da bis zu einem feſten Verſprechen, zu einer Heirath, wie weit iſt da wohl noch, und gar in der Phantaſie einer Mutter, die den Sohn durch ſolch' eine Heirath an ſich, an das Haus zu feſſeln hofft?

Der nächſte Tag zog endlich ein und mit ihm auch die viel beſprochene Couſine Anna.

Digitized by Google

Ich war einigermaßen enttäuscht, als ich sie sah: ein unentwickeltes Mädchen von etwa siebzehn Jahren, mit eckigen Formen und eckigem Wesen, ein Ding, kaum dem Pensionate entlaufen, an dem nichts schön war, als die goldblonden, wirklich prächtigen Haarflechten, die sie jedoch möglichst ungeschickt und unvortheilhaft um den Kopf genestelt trug.

Ich konnte nur mit Mühe mein Lachen verbergen, als ich die ängstlichen Blicke sah, mit denen meine Mutter den Eindruck beobachtete, den ihre „Ueberraschung" auf mich machte.

Onkel Hubert hingegen bemühte sich mit dergleichen Beobachtungen nicht, er war vollkommen selig in der Ueberzeugung, daß sein Plan gar nicht mißlingen könne und ging händereibend und still vergnügt vor sich hinlachend im Salon auf und ab, nur von Zeit zu Zeit der Cousine, die gesenkten Hauptes neben meiner Mutter saß, das Köpfchen in die Höhe richtend.

Mich dauerte eigentlich das arme Mädchen. So viel mir meine Mutter und Onkel Hubert später mittheilten, war sie eine Waise, die Tochter eines unserer entferntesten Verwandten und vollständig vermögenslos. Was hatte sie vom Leben, von der Zukunft zu erwarten? Ein armes und, wie mir schien, nicht gerade schönes adeliges Fräulein, dem es die starren Sitten der Gesellschaft nicht einmal gestatteten, sich durch Unterricht oder der Hände Arbeit das Brod zu verdienen, ein Wesen, das dazu verurtheilt war, sein ganzes Leben hindurch von der Gnade seiner reicheren Verwandten zu leben oder im besten, günstigsten Falle eine Freistelle in einem der Damenstifte des Landes zu erhalten!

Ich weiß nicht, wie mir der Gedanke kam, als ich wenige Tage nach ihrer Ankunft mit Onkel Hubert über die wenig trostreiche Zukunft der armen Kleinen sprach, aber er fuhr mir eben so durch den Sinn und ich sprach ihn aus. Onkel Hubert sah mich erst überrascht an, dann drückte er mir aufgeregt die Hand, fuhr sich mehrmals durch die struppigen grauen Haare, wie Einer, der einen großen Entschluß faßt und sagte endlich tief aufathmend:

„Ja, Du hast Recht — so will ich es machen. Daß doch unser Einer nicht selbst auf einen so klugen Einfall geräth."

Ich hatte ihm den Vorschlag gemacht, Anna als seine Erbin zu zu erklären, da ich ja doch auf den von meinen Gütern in Galizien und Podolien so weit getrennten Besitz gern verzichte und sie hierdurch jeder Sorge um die Zukunft enthoben sei, sowie auch ihre Stellung im Hause damit eine weit freiere und wohl auch weniger demüthigende würde.

Meine Mutter war so gerührt, als ihr der Onkel meinen Plan mittheilte, daß ich ihr das Versprechen abnehmen mußte, Anna nie zu sagen, daß ich selbst auf das Erbe zu ihren Gunsten verzichtet habe, die Arme hätte sonst vom frühen Morgen bis zum späten Abend die überschwenglichen Lobeserhebungen meines Edelmuthes von der guten Mutter hören müssen, was das ohnedies scheue und zurückhaltende Mädchen noch mehr hätte verschüchtern müssen.

Nach dieser Einleitung wird es Sie überraschen, wenn ich Ihnen

Digitized by Google

sage, daß sich nach und nach eine Art Verhältniß zwischen mir und Anna heranbildete. Und doch war es so. Ich weiß selbst nicht, wie es kam — trotz der eifrigen Bemühungen meiner Mutter und Onkel Hubert's, deren wenig verdeckte Schachzüge uns einander näher zu bringen gewiß das Möglichste des Gegentheils hervorriefen — allein Anna war eben ein eigenartiges Mädchen, und die Sonderart ihres ganzen Wesens war es wohl auch zum meisten Theil, die mein Interesse für sie erweckte.

Was mir — durch Zufall — von den Büchern, die sie las, in die Hände kam, zeigte von einem wirklich geläuterten und natürlichen Geschmack der Wahl, der mir angenehm auffiel, mich aber doch eigentlich nicht überraschte. Das einsilbige stille Wesen des Mädchens hatte mich längst ein um so reger entwickeltes geistiges Leben in dieser unscheinbaren Hülle vermuthen lassen, ich hatte bisher — meine Mutter ausgenommen — fast nur mit Frauen verkehrt, deren glänzende Hülle einen meist werthlosen, oft faulen innern Kern barg, die ernste, sittliche Hoheit, wie sie mir in Anna zum ersten Male entgegentrat, muthete mich ganz seltsam an, ich fühlte etwas wie Achtung vor dem kleinen unscheinbaren Mädchen, ich war nicht mehr versucht, über Anna's linkisches Wesen zu lachen, ja, allmälig gewöhnte ich mich sogar an den eigenthümlichen Ton, den sie mir gegenüber stets anschlug und der allerdings nicht eben geeignet war, eine Annäherung zwischen uns Beiden zu beschleunigen.

Anna sprach mich nämlich nie an, nie eröffnete sie ein Gespräch zwischen uns, doch antwortete sie stets freundlich auf meine Fragen, sprach wohl auch dann, wenn ich mich zu ihr setzte oder mit ihr durch den Garten ging, über jedes Thema, das ich anschlug, doch nicht ohne manchmal in ihrer eigenen ruhigen Weise zu sagen:

„Ja, sehen Sie, das verstehe ich eben nicht!"

Und dann fiel hierüber auch keine Silbe weiter von ihren Lippen.

Dabei hob oder senkte sie nie den Ton ihrer Stimme, nie veränderte sich auch nur für einen Augenblick der Ausdruck ihres Gesichtes; wenn sie die Augen aufschlug, so geschah dies nie rasch und plötzlich, sondern stets langsam und ohne Bezug auf das eben Gesprochene; wenn wir verschiedener Meinung waren, so hörte sie still, mit etwas gesenktem Kopfe, und mich dabei ruhig und voll ansehend, meinen Ausführungen zu, um sie dann — und zwar oft mit einem Aufgebote von Logik zu bekämpfen, das mich in hellstes Erstaunen setzte. Und doch athmete Alles, was sie sprach, einen echt weiblichen Sinn, sie drückte ihre Ansichten nie verletzend und geradezu widersprechend aus, oder wie es Frauen sonst wohl lieben, in möglichst grellen Paradoxen, sondern stets ausgleichend, versöhnend. Oft geschah es auch, daß sie meinen Behauptungen erst am andern Tage oder sogar nach mehreren Wochen mit den Beweisen des Gegentheils oder deren Unrichtigkeit entgegentrat und mit ihrem freundlichen Lächeln wie entschuldigend hinzusetzte: „Ich mußte erst darüber nachlesen!"

Ich hatte sie einst scherzend „der kleine Professor" genannt und Mutter und Onkel, die von meinem Witze selbstverständlich entzückt wa-

Digitized by Google

ren, ließen es sich von diesem Augenblicke an nicht mehr nehmen, Anna gleichfalls so zu nennen.

Sie hörte es ruhig an und lächelte freundlich. Mich verdroß endlich dies ewig gleichmäßige Lächeln, ja, ich war kindisch genug, mir allen Ernstes vorzunehmen, sie einmal recht tüchtig zu ärgern, nur um zu erfahren, wie ihr Gesicht im Zorne aussehe. — Doch that ich es nicht.

Eines Abends lud sie der Onkel feierlich ein, mit ihm des andern Tages nach der ziemlich nahen Residenz zu fahren.

„Wenn Sie es wünschen, so bin ich gewiß mit vielem Vergnügen bereit!“ erwiederte sie, und der Onkel begann in seiner derb-komischen Weise ihr all' die Genüsse der Residenz zu schildern, die ihr bisher noch fremd seien und mit denen er sie als galanter Cicerone bekannt machen wolle.

„Wie lange gedenkst Du auszubleiben?“ frug ich ihn so obenhin.

„Vielleicht eine Woche, vielleicht auch länger, je nachdem es uns dort gefällt!“ war die Antwort.

Ich sah in diesem Augenblicke zufällig in den großen Spiegel, der mir gerade gegenüber hing, und gewahrte den ängstlich beobachtenden Blick meiner Mutter auf mich gerichtet. Sie wollte wohl den Eindruck erforschen, den Anna's voraussichtliche Abwesenheit auf mich machte. Um ihr gefällig zu sein, sagte ich, daß ich mich gern der Partie angeschlossen hätte, aber doch die gute Mutter nicht ganz allein lassen könnte.

„O, meinetwegen brauchst Du auf die Fahrt gewiß nicht zu verzichten!“ rief die Mutter sofort lebhaft, „ich bleibe nicht allein — ich habe Babette!“

„Die alte, halbtaube Babette — wo denkst Du hin? Nicht wahr, Anna“, wandte ich mich an diese, „wir können nicht Alle fort?“

Ich hatte mich nicht getäuscht, sie unterstützte meine Ansicht in ihrer ruhigen überzeugenden Weise, wofür ihr übrigens diesmal meine Mutter wenig Dank zu wissen schien, und am andern Morgen fuhr sie mit Onkel Hubert nach der Residenz.

Erst als sie fort war, empfand ich, daß ich mich seit ihrer Ankunft auf Schloß Wartenberg eigentlich nicht mehr gelangweilt hatte, denn nun — langweilte ich mich wieder und war herzlich froh, als endlich der Tag kam, an dem wir Anna und Onkel Hubert zurückerwarten durften. Der Verkehr mit dem klugen, stillen Mädchen war mir fast schon zum Bedürfniß geworden und darum mag auch meine Begrüßung, als sie endlich ankamen, eine etwas zu herzliche gewesen sein. Anna schien auch sichtlich davon überrascht, denn sie war nicht so ruhig als sonst, ja, ich glaubte sogar eine ihr sonst fremde Befangenheit in ihrem Wesen zu bemerken, die sie den ganzen Abend über nicht völlig überwand.

Sie sprach gegen ihre sonstige Gewohnheit viel und eifrig, doch stets nur mit der Mutter und dem Onkel, so daß es fast schien, als fürchte sie, von mir angesprochen zu werden und mir antworten zu müssen. Ich gestehe, daß ihr Benehmen, so unmerklich auch diese Absicht er-



Digitized by Google

schien, mich doch verletzte. Ich stand ärgerlich auf und verließ unter dem Vorwande heftiger Kopfschmerzen den Salon, um in den Park hinab zu gehen.

„Da hast Du Narr", sagte ich grollend zu mir selbst, „Dich nun eine ganze Woche über auf ihre Rückkehr gefreut, ohne es Dir selbst recht gestehen zu wollen und nun ist sie da und thut, als ob es Alles auf der Welt gäbe, nur keinen Marcel! Ist das kleine Ding schon so stolz geworden? — Ah bah!"

Ich zündete mir eine Cigarrette an, verpaffte sie und blickte den Ringeln des Rauches nach. Als die Cigarrette zu Ende war, lachte ich über mich selbst und meinen kindischen Zorn und suchte den Salon wieder auf.

Er war leer, Alle schienen sich bereits zur Ruhe begeben zu haben, die Lichter waren ausgelöscht, doch war es hell im Zimmer, denn der Mond sah voll durch die hohen Scheiben herein und goß sein mildes Licht bis in die entfernteste Ecke des Salons.

Ich öffnete ein Fenster und athmete die frische, kühlende Abendluft. Da war es mir, als vernehme ich ein Geräusch hinter mir, es schienen Schritte zu sein, die sich dem Salon näherten, ein Diener mochte noch etwas hier zu ordnen oder für morgen vorzubereiten haben.

Unwillig ob dieser Störung wollte ich eben das Fenster schließen und auf mein Zimmer gehen, da öffnete sich schon die Thür und — Anna erschien in derselben. Als sie mich erblickte, blieb sie einen Augenblick zögernd auf der Schwelle stehen, dann nickte sie und trat ein.

„Sie hier?" rief ich verwundert, „was führt Sie jetzt noch hierher?"

„Ich habe die Tante nach ihrem Zimmer begleitet, um ihr das neue Spitzenhäubchen zu probiren, das der Onkel aus der Residenz mitbrachte und suche nun eben mein Zimmer wieder auf. Gute Nacht, Cousin!"

Und damit ging sie weiter.

„Anna!" rief ich, „Sie sind heute so anders als sonst, fast unfreundlich, was haben Sie gegen mich?"

Sie blieb stehen und kehrte mir ihr Gesicht zu, das der Mond voll beleuchtete.

„Gegen Sie?" frug sie zurück, „gewiß, das kann Ihnen nur so scheinen, zum mindesten bin ich mir dessen nicht bewußt."

„Doch!" fuhr ich dringender fort, „Sie vermieden es den ganzen Abend über auch nur ein Wort an mich zu richten, ja, Sie wissen sogar mich zu verhindern, daß ich mit Ihnen spreche, Sie sind unruhiger als sonst — selbst jetzt, Ihre Lippen zucken und Ihre Wangen sind geröthet, noch einmal, Anna, was haben Sie?"

Sie trat ein paar Schritte näher an mich heran und sagte in ihrer ruhigen Weise:

„Der Onkel fuhr in der Residenz mit mir zum Notar, wo er sein

Digitized by Google

Testament umänderte . . »zu meinen Gunsten! Und nun werden Sie wohl auch begreifen, warum ich das erste Wort an Sie so schwer finden kann. Sie haben noch nie danken müssen, Marcel, das ist nicht leicht, glauben Sie es mir!"

„Pfui, Anna!" rief ich, „das war ein häßliches Wort, das gar nicht zu Ihrer stillen, ruhigen Art paßt. Es liegt wohl auch etwas Egoismus darin, wenn Onkel Hubert Sie als seine Erbin eingesetzt hat, er will Sie dadurch an sich fesseln, will sich eine zarte, liebenswürdige Pflegerin für künftige Tage sichern und was giebt er Ihnen dafür auch, das er selbst vermißte? Eigentlich nichts! Denn er giebt Ihnen seinen Besitz eben erst von dem Augenblicke an, da er ihn selbst nicht mehr genießen kann; das Geschenk eines Erbes ist kein Opfer, das anzunehmen wir uns bedenken müssen!"

„Und Sie?"

Ich sah sie überrascht und fragend an.

„Ich wollte dies seltsame Geschenk nicht annehmen", fuhr sie, meinen fragenden Blick erwiedernd fort, „ich konnte es ja auch nicht — Ihretwegen; da sagte mir der Onkel lachend, ich solle mir doch darob keine Sorgen machen, der Gedanke dieser Aenderung stamme ja nur von Ihnen her, das Geschenk erhalte ich also von Ihnen, von Ihnen allein! Und nun sehen Sie mich geängstigt, gedrückt von einer Wohlthat, die . . . ach seien Sie mir nicht böse um meine Unbefangenheit, mir ist so eigen zu Muthe, morgen, ja morgen werde ich ruhig genug sein, Ihnen Dank zu sagen, heute kann ich es nicht! Gute Nacht — lassen Sie mich!" — und damit war sie verschwunden.

Ich starrte ihr überrascht nach. Was war das für ein seltsames Wesen, das nicht danken mochte, das ein Geschenk wie das Erbe Wartenberg's fast mehr verletzte als erfreute? Und doch ließ der zitternde Ton der letzten Worte eine Erregung ahnen, deren Grund tiefer zu suchen sein mußte als in einem sich aufbäumenden Mädchenstolze! Ich erfuhr vorerst die Lösung des Räthsels nicht. Anna war am andern Tage wieder so ruhig wie sonst, sie dankte mir auch in schlichten Worten, so einfach und herzlich, daß ich wahrlich nicht wußte, was ich ihr erwiedern sollte.

Meine Spaziergänge mit ihr nahmen jedoch plötzlich ein Ende, da meine Mutter jäh erkrankte und Anna kaum des Nachts einige Stunden von ihrem Krankenbette wich.

Wir saßen dort stundenlang zusammen, ja hart an einander gerückt, da die gute arme Mutter nicht ruhig einschlief, wenn ich nicht ihre Hand in der meinen ruhen ließ, und doch auch wieder Anna's Pflege nicht missen konnte. Diese war wirklich rührend in ihrer Sorgfalt um die Kranke, ich habe nie eine zartere aufmerksamere Pflegerin gesehen! Ihre kleinen weißen Hände waren in unaufhörlicher, doch vollständig geräuschloser Bewegung, ihr Gang war unhörbar, ihre Berührung vorsichtig und kaum fühlbar, ja selbst ihre Stimme schien weniger sonor als sonst, obwohl sie nicht flüsterte, wie es gewöhnlich in Krankenzimmern



Digitized by Google

gehalten wird, eine Rücksicht, die den Kranken meist mehr ängstigt als schont. Diese Stunden am Leidenslager meiner Mutter unter dem Banne der gemeinsamen Sorge und Angst um die theure Kranke waren für unsere Zukunft entscheidend. Als meine Mutter wieder genesen war und den ersten Gang durch die Blumenanlagen des Parks glücklich gewagt hatte, versuchte ich es, Anna zu danken, doch ich vermochte es nicht; was über meine Lippen kam, waren Worte, schaale leere Worte, kaum dem Sinne nach verwandt mit Dem, was mein Herz so übervoll empfand.

Allein Anna hat wohl in meinen Augen gelesen, wofür ich den rechten Ausdruck nicht finden konnte, sie schüttelte leise den Kopf und reichte mir mit einem warmen Blicke ihre Hand, die ich — zum ersten Male — an meine Lippen führte. Sie zog die Hand rasch zurück und ich glaubte eine flüchtige Röthe auf ihren Wangen zu erblicken. Wir standen am Fenster des kleinen Salons und sahen eine Weile stumm in die Landschaft hinaus. Die Gipfel der Berge, die den Horizont vor uns begrenzten, färbten sich roth, der Himmel flammte drüben im Westen glühend auf und die Strahlen der niedergehenden Sonne blitzten schräg durch die dunklen Wolken zu uns herüber, doch bald ward ihr Gold bleicher und fahler, das flammende Roth der Bergkuppen verschwamm allmälig in ein dunkles Violet, die Wipfel der Bäume unter uns im Parke neigten sich rauschend gegen einander, ein heftiger Windstoß fegte über die Landschaft und die blasse Scheibe des Mondes trat auf Augenblicke voll aus den vorüberjagenden Wolken hervor.

Anna schauderte leicht zusammen, schloß das Fenster und trat an's Clavier. Sie liebte es, in der Dämmerung dort zu sitzen und ihre schmalen Finger wie herrenlos über die Tasten gleiten zu lassen. Diesmal that sie das nicht, voll und kräftig griff sie mit dem ihr eigenen wohltönenden Anschlage in die Tasten und ließ die appassionata in ihrer märchenhaften Schöne an mir vorüberrauschen, dabei senkte sie den Kopf so tief, als wolle sie selbst untertauchen in der Fluth der Töne, die sie heraufbeschworen!

Plötzlich erhellte ein Blitz das halbdunkle Gemach und Anna brach ihr Spiel ab.

„Das Gewitter ist näher als ich dachte," sagte sie, langsam den Flügel schließend, stand auf und warf einen prüfenden Blick nach dem dunklen Himmel.

Ich weiß nicht, wie es gerade in dem Augenblicke über mich kam, aber mir war so feierlich und überselig zu Muthe, als stünde ich in der Kirche und blickte gläubig zur holden Gnadenmutter auf. Ich trat ganz nahe an Anna heran und sagte, ihre kleine weiche Hand ergreifend, mehr jener mir selbst unerklärlichen Empfindung als einem wahren Gefühle folgend:

„Anna — ich liebe Dich!"

Sie schrak jäh zusammen und trat fast heftig zurück, indeß ihre Hand aus der meinen glitt, dabei starrte sie mich mit weit geöffneten

Digitized by Google

Augen an, ihre Hände fuhren tastend nach den pochenden Schläfen, doch ihre Lippen blieben stumm, kein Wort, kein Ausruf entschlüpfte diesem kleinen Munde.

Was ich ihr weiter sagte, als ich die Willenlose sanft an mich heranzog und leise meinen Arm um ihren Nacken schlang — ich weiß es nicht, doch die Worte entströmten ungeprüft und ungewählt meinem Munde, und ich sah, wie sich allmälig der starre Blick der großen Augen durch Thränen verdunkelte, wie die krampfhaft geschlossenen Lippen leise zu zucken begannen, bis endlich der Bann, der über dem zitternden Mädchen zu liegen schien, jählings wich und sie mit dem auffauchzenden Rufe: „Marcel — Du — — Du!“ schluchzend in meine Arme sank und trunken Kuß um Kuß mit mir tauschte.

War dies in höchster Erregung zitternde Wesen, das glühend und leidenschaftlich in meinen Armen und an meinem Halse hing, war dies meine kalte, scheue Cousine Anna, mit dem ernsten Gesicht und den klar blickenden Augen? War's möglich, daß ich dies Mädchen so ganz verkennen konnte?

Welch' eine Hingebung, welch' eine Innigkeit strahlte mir jetzt aus ihren Blicken entgegen! Ich erschrak vor dieser jähen Leidenschaft, ja ich bebte zurück vor der Gluth der Empfindungen, die ich, selbst nicht wollend, in dem sonst so stillen Mädchen heraufbeschworen hatte und die nun fesselllos, hochaufflackernd über uns Beiden zusammenschlug!

## III.

Ich hatte erwartet, daß Anna am andern Morgen wieder in ihre stille scheue Art zurückfallen und mich mit schamhaftem Erröthen begrüßen würde, wie es sonst wohl Mädchen pflegen, allein sie schien nun einmal in Allem und Jedem ganz anders zu sein, als all' die Mädchen und Frauen, die meinen Lebenspfad bisher gekreuzt hatten.

Ihr ganzes Wesen war verändert, die scheue Zurückhaltung, das ernste Abwägen der Worte war verschwunden, mit sanft gerötheten Wangen und leuchtenden Blicken eilte sie im Parke auf mich zu, als ich des Morgens hinabkam, schmückte mich mit einer eben gebrochenen, halbaufgeblühten Rose und bot mir ihren frischen Mund zum Kusse. Dann hing sie sich an meinen Arm und schritt froh plaudernd mit mir durch die Kieswege des Parkes, oder besser gesagt, ich mit ihr, denn mich hatte dieser jähe Wechsel in ihrem Wesen so verblüfft, daß ich kaum Worte fand, auf ihre tausend im tändelnden Tone hingeworfenen Fragen zu antworten und mich fast willenlos von ihrer übersprudelnden Laune mitreißen ließ.

Plötzlich blieb sie stehen und sah mich halb ernst, halb lachend an.

„Ich glaube, Marcel, ich gefalle Dir nicht!“ sagte sie, und in dem Tone, in dem sie diese Worte sprach, zitterte etwas wie eine leise Mahnung an ihre frühere Art hindurch.

Ich sah sie überrascht an. Noch lachte ihr Mund und die kleinen weißen Zähne leuchteten dabei durch die halbgeöffneten Lippen, aber ihr

Digitized by Google

Blick widersprach dem lächelnden Munde, ich fühlte ihn sorgenvoll gespannt, ja ängstlich auf mich gerichtet — was wollte ich thun? Ich hatte nicht den Muth, das „Ja", das sich mir unwillkürlich auf die Zunge drängte, auszusprechen, ich beugte mich über sie und schloß ihre Lippen mit einem Kusse.

Da schlang sie ihren Arm um meinen Nacken und flüsterte mir in's Ohr:

„Sei mir nicht böse, wenn ich Dich mit thörichten Fragen quäle, ich kann's ja nicht glauben, nicht für wirklich nehmen, daß Du mich liebst! Freilich, so wie ich Dich liebe, liebst Du mich nicht! Aber das verlange ich auch nicht, Du weißt ja auch gar nicht, wie grenzenlos ich Dich liebe.... ist es mir selbst doch erst seit gestern klar geworden!"

Dabei fühlte ich das Pochen ihres Herzens an meiner Brust und ihr Blick senkte sich tief in den meinen.

So fand uns der Onkel, der mit einem lustigen „So ist's recht, Kinder!" herantrat und uns gerührt segnete.

Die gute Mutter wußte sich vor Freude gar nicht zu fassen, sie lachte und weinte zu gleicher Zeit und war so aufgeregt, daß wir fast einen Rückfall in ihre kaum überstandene Krankheit befürchteten.

Onkel Hubert ließ es sich nicht nehmen, das ganze Schloß zur Feier unserer Hochzeit innen und außen neu verschönern zu lassen, obwohl ich ihm wiederholt versicherte, ich würde mit Anna vorerst nach meinem Heimatschlosse reisen, um ihr unsern ganzen Besitz zu zeigen, doch das half nichts, und so entwickelte sich denn bald auf Schloß Wartenberg ein höchst reges, doch nicht allzu gemüthliches Leben.

Allerlei Geschäftsleute kamen und gingen, in den Zimmern wie auf den Gängen hallte es wieder von dem Klopfen und Hämmern all' der Arbeiter, die der Onkel aus der Residenz hatte kommen lassen; auf hohen Leitern saßen und ritten Maler, die pausbackige Engel und riesige Bouquets auf Decken und Wände zauberten, und dabei schwatzten, lachten und sangen diese Leute tagsüber mit einer Ungenirtheit, die Onkel Hubert belustigte, mich aber völlig nervös machte.

Während des Tages war Anna fast stets mit der Mutter und den aus Paris und Wien verschriebenen Kleiderkünstlerinnen eingeschlossen, nur des Abends suchte sie mich im Parke auf und plauderte eine Stunde mit mir — das heißt, sie saß an meiner Seite und sprach, während ich still ihrem Geplauder zuhörte.

Endlich verließ all' das lärmende Volk das Schloß und der für unsere Hochzeit bestimmte Tag rückte heran.

Zwei Tage vorher sagte mir meine Mutter, sie habe für Anna ein allerliebstes Kammermädchen verschrieben, es sei Jozefa, die Tochter unseres Verwalters auf Schloß L. Sie war noch ein Kind gewesen, als ich das Schloß verlassen hatte und ich war darum nicht wenig überrascht, als sie ankam: ein reizendes dunkeläugiges Mädchen mit dichten blauschwarzen Flechten und jugendlich schwellenden Formen. Sie stand just neben Anna, als ich in's Zimmer trat und sie erblickte; der

Digitized by Google

Vergleich zwischen beiden Mädchen, der sich mir unwillkürlich aufdrang, fiel eben nicht zu Gunsten Anna's aus, die blonde schmächtige Gestalt der Letztern stach ziemlich unvortheilhaft von der reizenden Formenfülle Jozefa's ab. Allein ich fühlte dies mehr als ich es dachte und achtete weiter nicht darauf.

Endlich brach der Hochzeitsmorgen an.

Als ich meine Toilette beendet hatte, trat ich in den Salon und sah lange in den Park hinab, der nun öde und unwirthlich unter mir lag, denn es war mittlerweile Herbst geworden, die Bäume ragten kahl zum Himmel empor und die dürren gelben Blätter hüpften gespensterhaft am Boden umher.

Ein banges Vorgefühl beschlich mich bei diesem trüben Anblicke. Ich wagte mir es kaum selbst zu gestehen; doch wollte ich mein Herz ernst und ehrlich befragen, ob es der nahenden Stunde der Vereinigung mit Anna so freudig und überselig entgegenschlage, wie ich es einst von solchem Augenblicke erträumt hatte, so fühlte ich, daß es Nein sagen würde — — und in solcher Stunde senkte sich diese Erkenntniß doppelt bedrückend auf meine Stimmung, die dadurch eine wenig bräutliche wurde.

Ich trat vom Fenster zurück und erschrak über meine fahle Gesichtsfarbe, als ich mich zufällig im Spiegel erblickte. Unwillig warf ich mich in einen Fauteuil und starrte, den Kopf in beide Hände gestützt, trübe vor mich hin.

Da hörte ich plötzlich im Nebenzimmer meinen Namen nennen. Ich horchte auf — es war Thadeusz, mein Kammerdiener, der eben sprach, die zweite Stimme, die eines Mädchens, erkannte ich anfänglich nicht, doch da sie polnisch sprach, mußte es wohl die der kleinen Jozefa sein, wer hätte sich auch sonst hier auf dem deutschen Schlosse mit meinem Kammerdiener in polnischer Sprache unterhalten sollen?

„Sie kennen die Verhältnisse hier noch zu wenig, meine Liebe!" sagte Thadeusz eben mit der ihm eigenen komischen Feierlichkeit, „es ist und bleibt doch eine wunderliche Heirath, die der junge Herr Graf eingeht, er ist reich, sie ist arm, er ist hübsch —"

„Ja, das ist wahr!" unterbrach ihn hier Jozefa, „er ist ein sehr schöner Mann, ich habe mein Lebtag keinen so schönen Mann gesehen und der Daniel zu Hause, der doch zehn Jahre beim Militair gedient und gewiß beinahe so viel gesehen hat und weiß als der hochwürdigste Herr Pfarrer selbst — der sagt auch: nicht einmal der Prinz in Wien ist so schön, als unser Graf Marcel!"

„Nun ja", fuhr Thadeusz fort, „ich sagte es ja, er ist hübsch, und sie ist es nicht! —"

Mehr konnte ich nicht hören, denn die beiden Stimmen entfernten sich eben von der Thür.

„Das dumme Volk!" murrte ich erst voll Zorn, dann schien mir das Geschwätz recht komisch und ich wollte recht herzlich darüber lachen, — allein ich vermochte es nicht und als im selben Augenblicke Anna im

Digitized by Google

bräutlichen Schmucke in den Salon trat, da verfolgte es mich unaufhörlich, wie uns an schwülen Gewittertagen zudringliche Stechfliegen umsummen und wir uns ihrer nicht zu erwehren vermögen — dies geringschätzende: — „und sie ist es nicht!

Wie unzweideutig sich doch oft solch' ein Bedientenvolk zu äußern erfrecht!

Anna sah übrigens im einfachen Brautkleide mit den Orangenblüthen in den vollen, goldig glänzenden Flechten wirklich ganz hübsch aus, doch trug sie den Brautschmuck nicht, den ich aus Florenz hatte für sie kommen lassen.

„Bedarf ich denn so sehr eines Schmuckes?" hatte sie mich lächelnd gefragt; doch ließ ihr die Schelmerei nicht sonderlich, ihr Gesicht war zu ernst für solche Possen, die andere Mädchen oft ganz niedlich kleiden.

Die Trauung war vorüber, wir hatten unter den Thränen und Segenswünschen meiner Mutter und unter den derben Späßen des Onkels, der darunter nur schlecht seine Rührung zu verbergen sich bemühte, endlich Abschied genommen und fuhren vorerst der Residenz zu, von wo aus wir unsere Fahrt nach Schloß L. fortsetzten. Niemand begleitete uns als Thadeusz und Jozefa.

Unterwegs erkrankte Anna plötzlich und nur mit größter Mühe und Sorgfalt gelang es uns Schloß L. zu erreichen, bevor ihr Unwohlsein eine bedenklichere Wendung genommen hatte. Allein kaum auf dem Schlosse angelangt, warf sie ein heftiges Fieber auf's Krankenlager, auf das es sie wochenlang bannte, und so brachte ich die Flitterwochen unserer Ehe als Krankenwärter zu.

Anna war nicht hübsch als Kranke, ihr ohnedies bleiches Gesicht war meist fahl, der Glanz ihrer Augen ermattet und selbst ihre Formen schienen eckiger, ihr sonst goldig schimmerndes Haar weniger glänzend als sonst."

* * *

Marcel brach hier plötzlich ab, fuhr sich mit der Hand mehrmals über die Augen und stand auf. Dann trat er an's Fenster, blickte einige Augenblicke stumm hinaus, wandte sich wieder zurück und begann, ohne mich anzublicken, im Zimmer auf und nieder zu gehen.

„Für Das, was nun folgt", fuhr er mit rauher klingender Stimme in seiner Erzählung fort, „werden Sie kaltblütiger Deutscher kaum eine Erklärung finden können, schwebt es mir selbst doch oft nur einem bösen Traume gleich vor.

Eines Abends — der Arzt hatte uns eben verlassen, ohne ein bestimmtes Wort des Trostes auszusprechen, saß ich an Anna's Bett und blickte, in trübe Gedanken versunken, vor mich hin, da lächelte sie mit einem Male traurig und sagte, meine Hand ergreifend, leise:

„Armer Marcel!"

Mich übermannte es, ich stand auf und ging hinaus, erst in den Park hinab, dann weiter, immer weiter über Felder und Wiesen, ziellos

Digitized by Google

stürmte ich fort, als wollte und könnte ich mir selbst entfliehen. Erst als mir die Haare wirr über das Gesicht niederfielen, merkte ich, daß ich barhaupt davongelaufen war, langsam kehrte ich zurück, mich fröstelte, denn wir standen im Spätherbst und ein rauher Wind fegte eisig über die Ebene hinweg.

Im Schlosse traf ich in dem dunklen Corridor, der die beiden Schloßflügel verbindet, eine Thür nur angelehnt, so daß ein breiter Lichtstrom vor meine Füße fiel, als ich vorbei wollte, um nach Anna zu sehen. Unwillkürlich blickte ich in das Zimmer hinein und sah Jozefa, die halbentkleidet sich eben die langen Flechten ihres reichen blauschwarzen Haares löste und dabei ein Bild unverwandt betrachtete, das vor ihr an der sonst kahlen Wand hing; ihren Blicken folgend, erkannte ich das Bild — es stellte mich als Knaben von etwa sechzehn Jahren dar. Wie war Jozefa zu dem Bilde gekommen? Ich stieß die Thür auf und trat ein. — — — — — —

Am andern Morgen erklärte der Arzt, Anna werde nun rasch gesunden, doch wäre ein Aufenthalt hier auf dem Schlosse während des rauhen galizischen Winters nicht rathsam, weshalb er Italien oder Südtyrol hierzu vorschlage.

Wirklich vergingen auch kaum zwei Wochen, als wir uns bereits auf dem Wege nach Italien befanden. Nur Thadeusz begleitete uns diesmal; der Verwalter bat mich, Jozefa auf dem Schlosse zurück zu lassen, da sie in den letzten Tagen oft kränkelte. In Venedig nahmen wir eine italienische Zofe an.

Mit dem Beginn des Frühjahrs kehrten wir heim und bald darauf starb meine gute Mutter, die eben erst wieder zu uns nach Schloß L. übersiedelt war, um sich unseres jungen Eheglücks zu freuen, wie sie lächelnd gesagt hatte.

Sie hatte sich so viel von der Freude Enkelkinder auf ihren Knieen zu schaukeln versprochen und nun entriß sie uns so früh — ach nur zu früh! — der Tod.

Im Sommer gab Anna einem Knaben das Leben, demselben hübschen Jungen mit den großen dunklen Augen, den Sie in Lemberg auf der Promenade sahen. Wir nannten ihn Hubert, dem Onkel zu Ehren, und Anna ward wirklich schön als junge Mutter, so schön, daß ich mich in ihrem Besitze glücklich zu fühlen begann.... Da trat ein Ereigniß ein, das mein und Anna's Glück für immer vernichten sollte.

Mehrere Wochen waren seit der Geburt unseres kleinen Hubert verstrichen, als ich eines Abends, von dem Gute eines befreundeten Nachbars heimreitend, mein Schloß, das sonst stets zu so später Stunde längst in tiefer Ruhe lag, noch erleuchtet und mehrere Gestalten im tiefen Schatten des Hofes hin und her huschend fand. Ich rief eine derselben an, es war der Verwalter. „Was giebt es?“ frug ich erschreckt; „ist meine Frau erkrankt?“

„O nein“, erwiederte er kalt, „nur meine Jozefa.“

„Was ist's mit ihr?“

Digitized by Google

„Sie ist todt.“ — Und damit ging der Alte.

Sie war sein einziges Kind.

Ich wollte ihn zurückrufen, ihn fragen.... doch nein, mir lag es plötzlich wie ein Alp auf der Brust; die Nacht kam mir in den Sinn, da ich ihre Stube offen und sie halb entkleidet vor meinem Bilde gefunden hatte; — arme, arme Jozefa! Was war's, das mich plötzlich einem eisigen Schaudern gleich überlief? Ich hatte so lange nicht mehr dieser einen Nacht gedacht, denn Jozefa wohnte nicht mehr im Schlosse, sondern drüben im Verwalterhause, bei ihrem Vater, dem querköpfigen Alten — — und nun mit einem Male . . .! Ich holte tief Athem, sprang vom Pferde und eilte die Treppen hinauf... war ich niedrig genug, mich dieses jähen Todes zu freuen?! Ich mußte hinauf, dem kleinen Hubert noch einen Kuß auf die reine Stirn zu drücken, der Anblick des friedlich schlummernden Kindes sollte mir meine Fassung wiedergeben.

In seinem Zimmer traf ich Anna, die vor dem Fenster stand und in die Nacht hinausstarrte; bei dem Geräusch, das mein Eintreten verursachte, drehte sie sich um und wandte ihr Gesicht, vom Schimmer der Lampe voll beleuchtet, mir zu. Es war erschreckend bleich, die Augen schienen vom Weinen geröthet.

„Was ist Dir“? rief ich erschreckt.

Aus dem Nebenzimmer klang es wie das Gewimmer eines neugeborenen Kindes herüber.

„Jozefa starb vor einer Stunde in meinen Armen!“ erwiederte Anna langsam und mich bewegungslos anstarrend — sie starb, nachdem sie dem Kinde, dessen Wimmern Du eben hörtest, das Leben gegeben hatte. In ihrem letzten Augenblicke nannte sie mir unter Thränen der Reue den Namen des Vaters ihres Kindes. Ich glaube Dir ihn nicht erst wiederholen zu müssen!“

Ich fuhr betäubt zurück..... „Jozefa!“ — — —

Anna holte tief Athem, als sie meine Erregung sah und fuhr dann mit ruhiger Stimme fort:

„Du wirst wohl jetzt auf eine Scene gefaßt sein, nach der ich schwaches liebendes Weib Dir endlich vergeben würde, oder auch daß ich das Band zerreiße, das uns Beide aneinander kettet, und mit meinem Kinde einen Gatten fliehe, dem das Weib in der Gattin wie in der Magd gleich gilt, da es ihm doch nicht mehr als ein Mittel zur Befriedigung seiner Lust ist — aber wenn Du dies erwartest, so hast Du Dich getäuscht! Ich gestehe, daß ich im ersten Augenblick auch nur daran dachte, Dich und Dein Haus sofort für immer zu verlassen, allein bald besann ich mich eines Andern! Ich möchte nicht von Dir scheiden, denn mir ist die Liebe, die ich Dir weihte, seit ich Dich sah, mehr als ein Vorwand, dem Sinnesreiz zu genügen, mir ist sie Alles! Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft tauchen in ihr unter und sind ja nur durch sie — ich hätte nie geliebt, könnte ich anders denken! — — Du hast das Weib in mir beleidigt und hierfür giebt es keine Sühne, kein Vergeben, so lange ein Athemzug in mir ist, aber die Gattin, die

Digitized by Google

Mutter Deines Kindes, steht so hoch über dem Wesen, mit dem Du sie betrogst, daß ich mich selbst erniedrigen würde, wollte ich mich darob in der Erfüllung meiner Pflichten beirren lassen!

Und so wollen wir denn ruhig neben einander fortleben, Marcel, kein Vorwurf über das Geschehene soll jemals meinen Lippen entschlüpfen, ja ich will mehr thun, ich will die arme, schuldlose Waise, die da drinnen dem Leben entgegenweint, zu mir nehmen, ich will Deinem Kinde eine Mutter zu sein versuchen, aber — merke es wohl, Marcel — wir werden künftighin neben einander und nicht mit einander leben, wage es niemals, mich wieder berühren zu wollen, denn mir ekelt vor Deiner Umarmung, und der erste Versuch, Dich mir zu nähern, würde auch dies letzte Band zwischen uns unwiderruflich zerreißen und uns für immer — bedenke es wohl — für immer trennen! Und nun gute Nacht, Marcel — es ist spät, schlaf wohl!"

Damit wandte sie sich dem Fenster zu, drückte die Stirn an die Scheiben und starrte wieder in die trübe Nacht hinaus.

Ich war sprachlos, doch nicht Beschämung war es, was mich der Fassung beraubt hatte, es war — staunen Sie, verachten Sie mich, ich vermag es nicht zu beschönigen — es war Bewunderung der wahrhaft königlichen Würde, mit der Anna mir gegenüber stand!

Was für ein Weib! Welch' ein Wahnwitziger war ich gewesen, den wahren Werth dieser Frau so ganz zu verkennen, daß es erst eines solchen Augenblickes bedurft hatte, ihn mir in seiner ganzen, entzückenden Fülle zu zeigen.

Zum zweiten Male überraschte mich Anna durch eine plötzliche, gewaltsame Veränderung, die ihr ganzes Wesen mit einem einzigen Rucke so vollständig umgestaltete, daß ich mich zweifelnd fragen mußte, ob dies denn auch möglich, ob es wahr und nicht etwa nur ein Gebilde meiner überreizten Phantasie sei.

Wie schön sie mir mit einem Male erschien! Nichts mehr von der scheuen Ungelenkheit der schmächtigen, einsilbigen Cousine Anna, wie sie mir zuerst auf Schloß Wartenberg entgegengetreten war: mit blassen Wangen, eckigen Formen und überhängend dahinschleichend gleich einer Kranken, die das Licht der Sonne kaum zu ertragen vermag! Anna war ein blühendes Weib geworden, eine junonische Gestalt, mit unbewußter und darum unnachahmlicher Grazie in allen ihren Bewegungen, eine herrliche Erscheinung, deren berauschender Reiz durch das ruhige, fast bewegungslose Köpfchen mit dem feingeschnittenen Gesicht und den großen, so kalt und abweisend blickenden Augen nur noch hinreißender und unwiderstehlicher ward — ich starrte sie an, entzückt, verwirrt, meiner selbst nicht mächtig!

„Wie schön Du bist!" rief ich trunken, da tönte das Wimmern des Kindes aus dem Nebenzimmer herüber, die Thür öffnete sich und die Wärterin trat mit — Jozefa's Kind ein.

Anna drehte sich um und sah mir voll und lächelnd in's Gesicht. Ihren Zorn, ihre Entrüstung, ja ihre Vorwürfe hätte ich mich zu ent-

Digitized by Google

waffnen unterfangen, diesem Lächeln gegenüber brach all' mein Halt zusammen, ich floh aus dem Zimmer, mein einsames Lager aufsuchend, auf dem ich mich ruhelos umherwarf, bis mich der erste Strahl der Morgensonne erlöste.

## IV.

Beim Frühstückstische war Anna unbefangen, freundlich, ja sogar aufgeräumter als sonst. Wir gingen in den Park hinab, sie schritt plaudernd neben mir her, doch hing sie sich nicht an meinen Arm wie sonst.

Der Verwalter trat auf uns zu und bat in kurzen, dürren Worten um seine Entlassung.

„Weshalb?" frug ich peinlich überrascht.

„Weil ich keine Freude mehr am Schaffen habe, seit mir die Jozefa die Schande angethan hat!" war seine mürrisch hervorgestoßene Antwort. Dabei stand er trotzig vor mir und hatte nicht einmal die Mütze abgezogen, er, der sonst nicht mehr als der erste meiner Knechte gewesen war! Wußte er . . .? Ich hatte nicht den Muth, ihn ob seines trotzigen Wesens zur Rede zu stellen, auch zurückhalten mochte ich ihn nicht, ich bot ihm einen Ruhegehalt an, da er schon zu Lebzeiten meines Vaters im Dienste unserer Familie gestanden hatte.

Er schlug das Ruhegehalt aus und ging flüchtig grüßend seiner Wege. Anna war großmüthig genug, sich in den Anblick eines Springbrunnens zu vertiefen, den ich erst jüngst hatte errichten lassen, dann schützte sie einen Auftrag vor, den sie in Betreff Hubert's zu ertheilen habe und eilte in's Haus zurück.

Ich blieb in einer Stimmung zurück, die jeder Beschreibung spottet.

Abends zog der Verwalter fort, ich hatte ihm einen Wagen bis zur nächsten Eisenbahnstation anbieten lassen, auch den schlug er aus und ging, sein kleines Bündel an einem Stocke befestigt über die Achsel geworfen, mit dem Einbruche der Dämmerung ohne Gruß und ohne sich umzuwenden davon.

Anna und ich standen eben am Fenster, als er durch die Allee von wilden Kirschbäumen, die von der Straße zu unserm Hause abbiegt, ruhig dahinschritt.

Es war ein herrlicher warmer Abend. Alles um uns her war still, nur die Grillen zirpten im Grase und aus dem nahen Walde tönte das Klopfen des Spechts herüber. Ueber uns leuchteten die Sterne, weit drüben, jenseits der Berge, die den Horizont umschlossen, wetterleuchtete es.

„Anna!" rief ich und versuchte ihre Hand zu erfassen, was mir jedoch nicht gelang, „laß diese fremde, Deinem herzlichen Wesen aufgedrungene Art fallen, sie muß Dir selbst zur unerträglichen Last werden und so kann es ja doch nicht zwischen uns bleiben!"

Sie sah mich kalt an.

Digitized by Google

„Du hast die Wahl!“ sagte sie ruhig, „ich werde mich Dir gewiß nicht aufzwingen wollen!“ und damit verließ sie das Fenster, trat in ihr Zimmer und ich hörte den Schlüssel umdrehen.

So lebten wir denn weiter in der einmal begonnenen Weise.

Um diese Zeit kam Graf Roman, unser Gutsnachbar und entfernt meiner Familie verwandt, nach einem längern Aufenthalte in Rom und Paris auf seine Güter zurück. Er besuchte uns häufig und beschäftigte sich in ziemlich auffallender Weise mit meiner Frau.

Anna war liebenswürdig gegen ihn, doch — ich gestehe es — nicht mehr, als ihre Pflicht als Hausfrau dies gebot; sie begleitete ihn am Clavier, wenn er sang und er hatte eine schöne Stimme; sie ritt mit ihm spazieren, ließ sich von ihm über den See rudern, der die Grenze unserer Besitzungen bildete — und ich? Ich hörte zu, wenn sie musicirten, ritt neben ihnen durch Wald und Feld, saß im Kahne, wenn Roman ruderte und das Alles schweigend, in einer dumpfen Verdrossenheit, die sich übermächtig über mein ganzes Sein und Denken gesenkt hatte.

Endlich ertrug ich dies Spiel nicht länger. Ich ersuchte meine Frau, den Verkehr mit Roman auf das Unabweislichste zu beschränken und sie that es ohne Widerrede, ja selbst ohne Frage. Sie empfing ihn mit etwas weniger Befriedigung als sonst, frug ihn beim Fortgehen nicht, wenn er wieder käme, kurz, sie gab ihm, wenn auch mit aller gesellschaftlichen Feinheit, so doch in einer Weise, die er nicht mißdeuten konnte, zu verstehen, daß ihr seine Besuche nicht allzu angenehm wären. Er kam auch nicht wieder.

Nun ward es wieder still auf unserm einsamen Schloß; Anna machte mir keine Vorwürfe, doch sah ich, daß die Eintönigkeit unseres Lebens sie endlich ermüdete. Allein ich wollte Schloß L . . . nicht verlassen, hoffte ich doch thörichter Weise eben durch diese Ermüdung Anna's Trotz endlich zu beugen.

Eine mich selbst demüthigende Hoffnung, nicht wahr? Aber doch eine Hoffnung, genug für mich, sie fieberhaft festzuhalten!

Ich verschrieb mir Bücher aller Art und in allen Sprachen und begann, um die langsam dahinschleichende Zeit zu tödten, mich in das Studium der alten und neuen Philosophen zu vertiefen. Doch war nicht mein ganzer Sinn bei den Büchern; was ich in jener Zeit in mir aufnahm, glich der flüchtigen Mahlzeit, die der Wanderer stehend und ohne den Blick von dem Ziele seiner Wanderung abzuwenden, in einem Wirthshause an der Heerstraße einnimmt, ohne Wahl, ohne Beachtung, ohne Genuß, ich las und arbeitete scheinbar mit dem größten Eifer, doch wahres Interesse konnte in mir nur erwecken, was ich auf Anna und mein tolles Verhältniß zu ihr anwenden zu können glaubte, denn ich war in meine Gattin — die es doch kaum mehr als dem Namen nach war — verliebt! Nicht wie ein girrender Knabe, der einen Schatten, der die Liebe liebt, nein, wie ein Mann, der sein ganzes Wollen und Denken, sein vollstes heiligstes Empfinden einem Weibe weiht und dafür auch ganze, rückhaltlose Gegenliebe fordert — ja fordert! Denn ich hatte nie

Digitized by Google

betteln gelernt und Anna's abweisende, unnahbare Kälte entfachte meine tolle Liebesgluth nur noch ungezügelter. Es gab Augenblicke, in denen ich meiner selbst nicht mächtig war; die wahnwitzigsten Pläne, Anna's Liebe wieder zu gewinnen oder zu erzwingen — mir galt das in solchen Augenblicken gleich — schwirrten durch meinen fieberglühenden Kopf, ich eilte zu ihr, wollte sie stürmisch an meine Brust ziehen und . . . und wenn ich zu ihr kam, da saß sie ruhig, meist etwas müde lächelnd und spielte mit den Kindern (denn sie hatte Wort gehalten und erzog Jozefa's Mädchen, als wäre es ihr eigenes Kind). Wo waren all' meine Pläne, meine Hoffnungen, meine Siegestrunkenheit!

Ich Narr des Glücks! Verzeihen Sie mir das abgebrauchte Wort, allein ich finde keinen bessern, bezeichnendern Ausdruck hierfür in meinem wüsten Kopfe! So lange ich meine Frau besaß, liebte ich sie nicht, jetzt da ich sie liebte — besaß ich sie nicht mehr!

Was habe ich in jenem einzigen, endlosen Jahre nicht Alles begonnen, um es unvollendet wieder fallen zu lassen; ich rüstete mich zu weiten Reisen und trat sie mit fieberhafter Hast auch an . . . ich hoffte Alles von einem herzlichen Abschied. Allein als es dazu kam, reichte mir Anna freundlich lächelnd die Hand, um sie mir wieder ebenso kühl lächelnd zu entziehen . . . o mich fröstelt bei der Erinnerung an dieses starre, ewig gleiche Lächeln.

Und als ich fort war, hoffte ich wieder Alles von dem Wiedersehen. Nach wenigen Tagen übermannte es mich, ich kehrte zurück — und fand? dasselbe freundliche Lächeln zum Willkomm wie zum Abschiede, nirgends ein Halt für meine Hoffnungen, kein Wort, kein Blick, an dem sie sich hätten neu emporranken können.

Und doch! O die Hoffnung ist ja ein Kind der Liebe und läßt nicht von der Mutter! — in meinem Herzen sprach eine Stimme: sie liebt Dich doch! Wäre sie sonst bei Dir geblieben? Sie leidet unter ihrem Worte so schwer wie Du selbst und ist doch zu stolz, es zu brechen, suche ein Mittel, ihr über diese Klippe hinweg zu helfen, suche ihr den Weg zu bahnen, der zu Dir herüberführt — und sie wird ihn betreten, denn sie liebt Dich, sie liebt Dich!

Und so brütete ich denn die Tage hin, das Mittel suchend, das mir Anna's Liebe wiedergewinnen sollte.

Sie unterdrücken ein Lächeln? Bei Gott mir war es heiliger Ernst um den Gedanken!

Eines Tages stellte sich mir ein junger deutscher Maler vor, der in den Karpathen Studien machte und — mit Empfehlungen mehrerer meiner besten Freunde versehen — meine Gastfreundschaft für einige Wochen ansprach, da er Schloß L . . . als eine Art Hauptquartier erwählt hatte. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

# Die „Meininger" und ihr Berliner Gastspiel.

Vor Jahren schon war in Berliner Theaterkreisen des Oefteren davon die Rede, daß in der kleinen, an den freundlichen Ufern der Werra in engem Thale sich ausbreitenden Hauptstadt des Herzogthums Sachsen-Meiningen mit ihren kaum mehr denn achttausend braven Bürgern ein deutscher Fürst residire, welcher sich mit seltener Kunstbegeisterung und seltenem Kunstverständniß der Pflege seines Theaters widme und seine Bestrebungen von künstlerischen Erfolgen belohnt sehe, wie sie kaum eine andere Bühne zuvor erzielt habe. Albert Lindner, den der Herzog nach Meiningen geladen hatte, um ihm Gelegenheit zu geben, einer dortigen Aufführung der „Bluthochzeit" beizuwohnen, wußte nicht genug von der glänzenden, bis in die unscheinbarsten Details hinein mit minutiöser Sorgfalt und unter strenger Beobachtung der historischen Treue ausgeführten Inscenirung seiner Dichtung zu erzählen, und Karl Frenzel wies ab und zu in Berichten, welche einem bei Fachkritikern nicht so ganz leicht zu erweckenden Enthusiasmus entströmten, auf das kleine Hoftheater zu Meiningen als auf ein Institut hin, welches bezüglich der geist- und liebevollen Behandlung des recitirenden Schauspiels seines Gleichen nicht habe.

Es soll zunächst ein materielles Motiv gewesen sein, welches zu einem Gesammtgastspiel der Mitglieder dieses Meiningenschen Hoftheaters auf der Winterbühne des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters zu Berlin, das in seinen inneren Räumen zu den freundlichsten und zierlichsten unter den Kunststätten der deutschen Reichshauptstadt gehört, die Veranlassung gab. Die Kosten der Unterhaltung des Meiningenschen Theaters überstiegen um ein Beträchtliches den für sie ausgesetzten Etat, und es kam auf den Versuch an, das bereits nicht unerhebliche Deficit durch den Ertrag eines Gastspiels zu decken. Jenem Motive mochte sich der Wunsch des Herzogs vereinen, seine künstlerischen Bestrebungen dem Urtheil weiterer Kreise zu unterbreiten und die Berechtigung der von ihm bethätigten Grundsätze an dem gewonnenen Resultate zu prüfen.

Niemals ist in Berlin ein Gastspiel so bescheiden und ohne Marktschreierei entrirt worden, wie das erste der Meiningenschen Hoftheatergesellschaft im Jahre 1874. Noch bei seiner Abreise nach der Villa Carlotta am Comer See, woselbst der Herzog während des Berliner Aufenthalts seiner Gesellschaft verweilte, schärfte er den Schauspielern das Verbot ein, ihrerseits eine Notiz in Bezug auf ihn, das Theater oder sie selbst den Zeitungen zu übermitteln. Nie ist ein ungerechterer Vorwurf erhoben worden, als der einer „wohlorganisirten Reclame", welche das erste Gastspiel der „Meininger" — wie der Volksmund sie nennt — begleitet habe, während sich allerdings nicht leugnen läßt, daß ihre Regie bei dem jetzigen dritten Gastspiel in dieser Beziehung nicht ganz mit der gleichen Vorsicht wie früher zu Werke geht.

Digitized by Google

Das Berliner Publicum kam den Gästen mit jener abwartenden und anscheinend fast indifferenten Haltung entgegen, mit welcher neuen, prunklos sich einführenden Erscheinungen gegenüberzutreten ihm eigen ist. Aber zwei oder drei Vorstellungen des „Julius Cäsar", mit welchem die Gäste debutirten, reichten hin, um dem Gastspiel nicht sowohl in der Theaterwelt, als in allen gesellschaftlichen Kreisen der Metropole des deutschen Reichs und weit über dieselbe hinaus eine sensationelle Bedeutung zu geben.

Die Meininger haben im Jahre 1874 außer dem „Julius Cäsar" Minding's „Papst Sixtus V.", Shakespeare's „Was Ihr wollt", Albert Lindner's „Bluthochzeit", Björnstjerne Björnson's „Zwischen den Schlachten", Molière's „eingebildeten Kranken" und Shakespeare's „Kaufmann von Venedig", im Jahre 1875 Heinrich von Kleist's „Hermannsschlacht", Grillparzer's Fragment: „Esther", Molière's „Gelehrte Frauen" und Schiller's „Fiesco", im Jahre 1876 Kleist's „Käthchen von Heilbronn", Otto Ludwig's „Erbförster" und Schiller's „Wilhelm Tell" zur Aufführung gebracht, während ein Schauspiel des norwegischen Dichters Henrik Ibsen: „Die Kronprätendenten" und Shakespeare's „Macbeth" für den gegenwärtigen Gastspielcyklus noch in Aussicht gestellt sind *).

Das Princip, welches sich in den Vorstellungen des Meiningenschen Hoftheaters offenbart, wurzelt in dem Bestreben, ein Bühnenstück nach allen Seiten hin, in Bezug auf die einzelnen Haupt- und Nebenrollen, das Ensemble, die Decorationen, Costüme und Requisiten, die scenischen Einrichtungen und Arrangements möglichst vollkommen, wahrheitsgetreu und harmonisch zu veranschaulichen. Glaßbrenner gab dieser Art von Inscenesetzung die zutreffende Bezeichnung einer Inscenedichtung. Es ist der Sinn für das Schöne, der sie in die Erscheinung ruft und ein Princip adelt, welches um so willkommener zu heißen ist, je schlimmer es bisher um die Pflege des recitirenden Schauspiels namentlich an den norddeutschen Hoftheatern bestellt war.

Zunächst ist der decorativen Ausstattung zu gedenken, welche nicht sowohl durch ihre Pracht, als dadurch eigenthümlich ist, daß bei der Herstellung der Oertlichkeit, in welcher eine Action sich vollzieht, nach allen Seiten hin auf das Richtige und Zweckentsprechende Rücksicht genommen wird. Handelt es sich um einen historischen Schauplatz, so sind meist die Decorationen entweder nach geschichtlichen Gemälden gefertigt, wie der Gerichtssaal im vierten Act des „Kaufmanns von Venedig", oder nach Zeichnungen, die an Ort und Stelle entworfen wurden, wie die Ansichten des Capitols und des Forums im „Julius Cäsar". Den Hauptvorzug in der Art der Meiningenschen Ausstattung bildet die unvergleichliche Anschaulichkeit der Scenerie, die uns ein klares Bild der einzelnen Situationen wie des ganzen Zeitcharakters eines Schaustückes giebt und durch welche das Verständniß der Vorgänge selber wesentlich gefördert wird. Welch eine lebendige Vorstellung gewinnt man im „Cäsar" von dem alten republikanischen Rom, in Minding's „Papst Sixtus V." von dem Rom der Päpste! Im „Kaufmann von Venedig" sieht man sich in die winkeligen, von Canälen durchschnittenen Gassen Venedigs mit ihren schmalen, hohen, mit Bogen und Terrassen geschmückten

*) Dieser Artikel ist Mitte Mai d. J. geschrieben.

Digitized by Google

Häusern versetzt, während sich zuletzt in dem vom Mondschein märchenhaft erhellten Park zu Belmont mit Portia's Schloß, einer Copie der herzoglichen Villa Carlotta am Comer See, ein reizvolles Landschaftsbild darbietet. In Lindner's „Bluthochzeit" öffnen sich die alterthümlichen Gemächer des Louvre in Paris mit ihren Gobelintapeten, ihren Renaissancemöbeln und großen Spiegeln, ihren Sculpturen und wunderlichen Heiligenbildern. Bei dem Anblick der mit feinstem Geschmack decorirten oder mit allem Comfort der Häuslichkeit ausgestatteten Zimmer glaubt man sich nicht mehr einer Bühne gegenüber zu befinden. Wie behaglich-gemüthlich sieht es in Molière's „Le malade imaginaire" in Argan's Krankenstube aus: Zur Linken nach dem Hintergrunde zu das Himmelbett mit dem grünen Bettschirm, dazu die Commode mit allerhand Medicinflaschen, im Vordergrund der eingebildete Kranke, in den gepolsterten Lehnsessel hingestreckt, bis über die Ohren in Kissen eingehüllt, ihm zur Seite ein Tischchen mit einer Klingel und verschiedenen Arzeneien. Man vergißt, daß die Illusion hinter der Leinwand aufhört und nimmt den Schein für die Wirklichkeit. Die scenische Einrichtung in Shakespeare's „Was Ihr wollt" zeigt das Haus Olivien's durch eine Treppe mit dem Garten verbunden, wodurch eine wirksame örtliche Concentration der Handlung erreicht wird, die sich zum Theil auf jener Treppe selbst zwischen den Ein- und Ausgehenden abspielt. Im „Käthchen von Heilbronn" sehen wir in Wahrheit ein echtes romantisches Ritterschauspiel sich vor uns entfalten und fühlen uns in eine Welt versetzt, deren Traditionen märchenhaft in die Gegenwart hineinragen. Vornehmlich sei auch der decorativen Ausstattung des „Wilhelm Tell" gedacht. Schiller, der noch, während er am „Tell" arbeitete, ein ziemlich detaillirtes Scenarium entwarf, mag schwerlich geahnt haben, daß sich eine Bühne finden werde, auf der seinen Intentionen und keineswegs geringen Anforderungen mit solcher künstlerischen Sorgfalt, mit solchem Aufwand von Mitteln und mit so getreuer Wiedergabe des Localcharakteristischen würde entsprochen werden. Gleich die erste Scene giebt ein frisches Bild des Großen, Kühnen, Gefährlichen der Schweizergebirge. Sahen wir den See rasend werden und die Wellen an den Gipfeln der Berge vorüberjagen, so begreifen wir, was es bedeuten will, wenn Tell trotz Sturmesnöthen die Fahrt versucht, um den flüchtigen Baumgarten zu retten. Der düstern Scenerie folgt ein freundliches Idyll. Stauffacher's Haus, von wohlgezimmertem Holze weitläufig und glänzend erbaut, prangend im Schmuck zahlreicher Wappenbilder, gastlich an der Landstraße gelegen, zeigt uns den behaglichen Wohlstand des reichen Landmanns, dem der Landvoigt grollt, weil er ihn beneidet. Die erste Scene beim Freiherrn von Attinghausen, für welche Schiller einen gothischen Saal vorschreibt, ist nicht ohne guten Grund in den Schloßhof verlegt. Hier nimmt es sich natürlicher aus, wenn die Knechte mit ihren Rechen und Sensen den greisen Freiherrn umstehen, welcher mit ihnen den Frühtrunk theilt. In der Rütliscene wird kein Zuschauer unergriffen bleiben bei dem Anblick der Eidgenossen, wie sie angesichts des Purpurglanzes, in welchem die Bergspitzen erglühen, den Schwur der Treue leisten. Von trefflicher Anschaulichkeit ist die „hohle Gasse bei Küßnacht". Während bei den üblichen Tell-Vorstellungen meist nur in tiefem Hintergrunde so etwas wie ein Felsensteg wahrzunehmen ist, die Scene selbst aber sich auf der glatten Vorderfläche der Bühne abzuspielen pflegt, ist hier der Hohlweg, der sich hinten zwischen Felsen verliert, bis an den Rand der Bühne geführt und dem Landvoigt, wenn Armgart



Digitized by Google

sich ihm an der Stelle, wo der Pfad sich umbiegt, mit ihren Kindern zu Füßen wirft, ist thatsächlich der Weg versperrt. Vortheilhaft ist die vorletzte und letzte Scene des Stücks (bei Schiller: Tell's Hausflur und Thalgrund vor Tell's Wohnung) zu einer verbunden. Störend wäre hier ein Decorationswechsel, störender noch die magische Gardine, welche, wie es noch heute sogar auf größeren Bühnen geschieht, nach Beendigung des Dialogs zwischen Tell und Parricida im Hintergrunde aufgezogen wird, woselbst dann ein wohlarrangirtes, gewöhnlich recht hölzernes Massenbild sichtbar wird. Wie anders, wie anschaulich, wie lebensvoll bei den Meiningern! Zeigte die erste Scene des dritten Actes die innere Seite des Tell'schen Wohngebäudes nach dem Hofe zu, so zeigt die Schlußscene die Außenseite des Hauses. Der Hintergrund führt in's Freie, zur Linken liegt der Forst. Schon von fern her vernimmt man die Stimmen der nahenden Menge, und kaum hat der Schwabenherzog die Scene verlassen, so strömen theils von hinten her aus dem Thal, theils seitwärts aus dem Forst die jubelnden Landleute mit reichem Fahnenschmucke herbei. Bezeichnend für die Meiningenschen Principien ist die Ausstattung von Otto Ludwig's „Erbförster“. Ein bescheiden eingerichtetes Wohnzimmer in der Försterei, ein eleganteres im Schlosse des Gutsherrn, eine Schänke und eine Waldschlucht bilden die Scenerie; Alles ist schlicht, einfach, ohne Pomp und Ueberladung, aber jedes und auch das kleinste Requisit in diesen Zimmern und dieser Schänke ist originell und charakteristisch. Uebrigens wird die Wirkung der scenischen und decorativen Schönheiten nicht selten durch die geringen Dimensionen der Bühne des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters beeinträchtigt, der es namentlich an der nöthigen Tiefe fehlt, während sie in der Breite mit der Bühne des Meiningenschen Hoftheaters ziemlich übereinstimmt. Das Perspektivische, in dem die Decorationskunst einen guten Theil ihrer Wirkungen zu suchen hat, kann hier nicht recht zur Geltung gelangen.

In den nach alten Bildern oder nach dem berühmten Werk des Professors Weiß gefertigten Costümen, wie in den Requisiten zeigt sich neben dem Glanz und der Splendidität eine nach Möglichkeit genaue Beobachtung der historischen Richtigkeit. So wird der Archäolog bei der Ausstattung der Cäsar-Tragödie von der Vase in Cäsar's Palast bis zu dem Trinkbecher des Brutus nichts Wesentliches auszusetzen haben. Die bekannten Naivetäten, die Thurmuhren, die schweißigen Pelzmützen der römischen Plebs, die Trommeln der Legionen sind vermieden: es trägt Alles den echten Stempel des cäsarischen Roms. Bei der Wahl der Costüme und der auf sie verwendeten Sorgfalt kommt die für das Stück selber größere oder geringere Wichtigkeit der Person nicht in Betracht. Man achte nur auf die Costüme z. B. der beiden Gerichtsdiener in „Was Ihr wollt“ oder im „Wilhelm Tell“ der beiden Söldner, welche den Hut zu bewachen haben, und vergleiche sie mit denen der Schauspieler, welche an anderen Bühnen das Amt der Genannten zu verwalten haben.

Mit wärmstem Lobe ist weiterhin des vorzüglichen Ineinanderspiels der Mitglieder des Meiningenschen Hoftheaters zu gedenken. Jeder Einzelne, von den Hauptdarstellern bis zu den Vertretern der kleinsten Rollen, ist mit einem Ernst und einem Eifer seiner Aufgabe hingegeben, aus denen jene Präcision des Ensembles resultirt, durch welche wesentlich der volle Genuß eines scenisch reich gegliederten dramatischen Kunstwerks bedingt ist. Das Einstudiren der unscheinbarsten Nebenrollen, die man gewohnt ist sonst

Digitized by Google

so entsetzlich vernachlässigt zu sehen, wie das Arrangement und die Ausführung der Massenscenen wird seitens der Regie mit unermüdlicher Energie und verständnißvollem Eingehen auf den jedesmaligen Charakter der Situation betrieben. Die Scenen im „Julius Cäsar“ auf dem Forum beim Lupercalienfeste, in der Curia des Pompejus bei der Ermordung Cäsar's ꝛc., des Volkstumults bei der Leichenrede des Marc Anton, dann im „Papst Sixtus“ der Krawall und die Procession vor der Engelsburg, die Scenen vor der Sixtinischen Kapelle geben bunte und charakteristische Bilder bewegten und frischpulsirenden Volkslebens. In den Soldatenscenen auf dem Schlachtfelde von Philippi, bei der Darstellung der Papstwahl im Conclave mit ihren glänzenden Farben und Lichteffecten, in der Gerichtssitzung im „Kaufmann von Venedig“ wird Erstaunliches erreicht. Ein Glanzstück effectvoller Scenerie ist die „Bartholomäusnacht“, die Schlußscene des dritten Actes in Lindner's Tragödie: Zur Rechten in dem im reichsten Renaissancestil geschmückten Saal des Louvre die Königin, bei der historischen Schachpartie mit dem Cardinal begriffen, zur Linken der Hofstaat in verschiedenen Gruppen, zu den Füßen der Mediceerin die um Barmherzigkeit flehende Margot. Jetzt wird der im Hintergrund befindliche Vorhang zurückgezogen. Man blickt hinaus auf das brennende Paris. Der König in seiner Wuth und Verzweiflung betritt den Altan und feuert auf die vorübersliehenden Hugenotten hinab. Die Feuersäulen steigen auf und die Gewehrsalven mischen sich mit den Wehklagen der Sterbenden und den frommen Klängen des Luther'schen: „Ein' feste Burg ist unser Gott“ zu einem schaurigen Concert. Wahrlich ein Schauspiel in des Wortes eigenster Bedeutung! Immer ist das Streben der Meininger dahin gerichtet, im Geiste der Dichtung und aus dem Geiste der Dichtung heraus zu gestalten. In der „Hermannsschlacht“ zieht das Römerheer nicht in wohlabgemessenem Paradeschritt über den Platz an der Ortslinde in Teutoburg, sondern mit Sack und Pack, sichtlich ermüdet vom langen Marsch, ohne Beobachtung strenger Disciplin, mit den Zeichen der Freude endlich in's Quartier zu gelangen. In der Scene mit der entehrten Cherusterin wird nicht lustig darauf losgeschrieen, sondern sie wird im Flüsterton gespielt, denn „die Luft hat Ohren“. Am Schluß des vierten Acts steht das Cheruskerheer nicht regungslos bei den letzten Klängen des Bardenchors da, als handle es sich um ein friedliches Vergnügungsconcert im Freien, sondern die Schaaren werden von der Kampfbegeisterung übermannt und beim Fallen des Vorhangs ist der Zuschauer Zeuge ihres Aufbruchs gegen den Feind. Im ersten Act des „Fiesco“, dessen Schauplatz in der Meiningenschen Einrichtung aus dem „Saal“ in den „Orangenhof vor dem Fieski'schen Palaste“ verlegt ist, empfängt man wirklich den Eindruck eines Maskenfestes, das der erwachende Tag seinem Ende entgegenführt. Durch das matte Dämmerlicht, welches die Bühne spärlich erhellt, wird das düstere Colorit der unheimlichen Scenen dieses Acts, der Scene mit dem betrunkenen Gianettino, des Zwiegesprächs zwischen Fiesco und Julia, der Begegnung Fiesco's mit den maskirten drei Republikanern, des von dem Mohren versuchten Attentats auf den Grafen, gehoben. Die Volksscene im zweiten Act, wie lebendig und wirkungsvoll stellt sie sich dar! Das Ungestüm der Handwerker in Fiesco's Palast, das Murmeln der Volksmenge, welches von der Straße hereintönt, wie prägt es den Charakter der Situation aus! Welch ein Bild dann im fünften Act, wenn das anfangs geschlossene Thomasthor krachend zusammenbricht und sich die Aussicht in die



Digitized by Google

Bucht öffnet, in der Fiesco den Tod fand! Nicht auf halbleerer Bühne und bei hellem Fackelschein, sondern im mitternächtigen Dunkel und mitten in einem wild daherstürmenden Volkshaufen erscheint Leonore mit Gianettino's Busch und Scharlachmantel, so daß Fiesco eben nur die Kleidung des Todfeindes erkennt und ohne Besinnen die Gestalt niederstößt. Welch Leben und Treiben entfaltet im „Tell" auf dem Platze bei Altdorf die Scene! Wie sie arbeiten, den Kalk, den Mörtel zufahren, die Steine herbeischleppen, denn der Tyrann, wenn er zur Stelle kommt, will das Werk gewachsen finden! Wie sie murren bei der höhnischen Zurede des Frohnvoigts! Wie sie spotten über den Zweck der Feste Uri, die schon so weit gediehen ist, daß die Form des Ganzen erkennbar ist! Wie dann unter Trommelschlag der Hut auf hoher Stange herbeigebracht wird, ein prächtiger rother Fürstenhut mit schmucken Pfauenfedern und goldenen Troddeln, wie sich Männer, Frauen und Kinder um den Ausrufer schaaren und seine Verkündigung mit Hohnlachen begleiten! So erhält jede Situation durch ihre decorative Ausschmückung und scenische Einrichtung eine Anschaulichkeit, welche die Frucht eifrigen Studiums und tiefen Verständnisses der darzustellenden Dichtung ist.

Es ist erklärlich, daß der Enthusiasmus, welcher sich anfangs bei den Vorstellungen der Gäste kundgab und in der Meiningenschen Methode das Ideal dessen erreicht sah, was auf der Bühne zu erstreben sei, in einer Opposition reagirte, welche kurzen Proceß machte und jene Vorstellungen mit Allem, was darin und daran ist, als verfehlte zurückwies. Es entspannen sich in Berliner und selbst in auswärtigen Blättern über das Für und Wider lebhafte Debatten, bei denen es an Vergleichungspunkten mit dem Berliner Hoftheater nicht fehlte, auf welches zunächst alle Blicke gerichtet waren. Herr v. Hülsen selbst ließ seine Stimme vernehmen, indem er in einem offenen Briefe sich nicht ganz sine ira et studio über die Leistungen der Meininger äußerte. Mochte sich der überschwengliche Enthusiasmus der Einen vornehmlich aus dem Reiz der Neuheit erklären, der sie angesichts der bisher gewohnten Theaterverhältnisse frappirte, so die übertriebene Opposition der Andern aus der Lust an der Opposition oder wohl auch aus „dem Trieb, den eigenen Herd zu schützen", aus dem Bestreben, das Berliner Hoftheater den Triumphen der Neulinge gegenüber in Schutz zu nehmen. Der Sache konnten die Einen nicht nützen, die Anderen nicht schaden. Inzwischen haben sich die Gegensätze allmälig ausgeglichen, die Gemüther sind ruhiger, Lob und Tadel gemäßigter, Vertheidigung und Angriff, jene weniger exaltirt und diese weniger schroff geworden. Man ist auf beiden Seiten mehr und mehr zu der Ueberzeugung gelangt, daß auch hier, wie bei allen Dingen, die Wahrheit mitten zwischen den Extremen liegt.

Der Ernst und die Sorgfalt, mit welchen das Meiningensche Theater geleitet wird, stehen außerhalb aller Discussion. Nicht minder die Genialität seines fürstlichen Regisseurs, welcher thatsächlich die Seele dieser Leitung bildet. Der Herzog pflegt selber die Zeichnungen zu entwerfen, nach welchen die Decorationen angefertigt werden. Er selber entscheidet über die scenischen Arrangements und wohnt in der Regel den Hauptproben persönlich bei. Mit tiefgehender Sachkenntniß folgt er dem Spiele der Schauspieler. Den „Argau" im Vordergrunde der Bühne beobachtet er mit ebenso scharfem Blicke als den Bedienten, der hinten an der Thür postirt ist. Dem Statisten, der in einer stummen, oder dem Acteur, der in einer winzigen

Digitized by Google

Rolle seine Sache gut gemacht hat, spricht er in gleicher Weise seine Zufriedenheit aus, als er sie dem ersten Charakterdarsteller für eine wohlgelungene Glanzscene kundgiebt. Er fordert von den Mitgliedern der Gesellschaft eine unbedingte Liebe zur Sache. Er steht nicht an, einen für ein erstes Fach engagirten Schauspieler, wenn es dem Interesse des Ganzen förderlich ist, die kleinste Rolle zu übergeben, und scheut sich nicht, fünf und mehr Abendstunden unter seiner eigenen Leitung seine „Leute" einen einzigen Act proben zu lassen, bis sie ihn zu seiner Befriedigung spielen. In dem Oberregisseur Chronegk, der auch die Berliner Gastspiele geleitet hat, steht eine gewandte und energische Kraft ihm zur Seite.

Die Opposition richtete sich auf drei Punkte: auf das Uebergewicht der Comparserien, auf den zu weit getriebenen Realismus der Inscenirung und auf die angebliche Mittelmäßigkeit der schauspielerischen Leistungen.

In der That machte sich bisweilen in den Vorstellungen der Meininger ein „Zuviel" bemerkbar. Unter dem furchtbaren Tumult, dem fanatischen Gebahren der Statisten in den Volksscenen des „Cäsar" mußte die Hingabe des Zuschauers an den Inhalt der Dichtung selber beeinträchtigt werden. Bei der Veranschaulichung der Bartholomäusnacht bedurfte es nicht des unaufhörlichen Pulverdampfs, welcher Bühne und Auditorium dermaßen anfüllte, daß die Acteure heiser wurden und sich unter den Zuschauern sämmtliche Schnupftücher in Bewegung setzten. Das Publicum will die Schrecken der „Bluthochzeit" wohl sehen, aber nicht theilen. Wenn ferner in Björnson's Schauspiel: „Zwischen den Schlachten" am Schlusse des Stücks, wo nichts Anderes mehr zu erwarten ist als das Fallen des Vorhangs, von außen an die Hütte, in der sich die Handlung vollzogen hat, Feuer gelegt und dies durch so dicken, aus dem Podium aufsteigenden Qualm veranschaulicht wird, daß man schließlich kaum noch die Contouren der auf der Bühne befindlichen Darsteller erkennen kann, so ist das eine Extravaganz, durch welche die Regie ihren Gegnern die Waffen selbst in die Hand giebt. Im zweiten Act des „Fiesco" ist es zwecklos, das Gemurmel der Volksmenge hinter der Bühne auch dann noch fortdauern zu lassen, wenn die Scene selbst längst vorüber ist und der Vorhang sich bereits wieder gehoben hat, damit die Hauptdarsteller dem Hervorruf des Publicums Folge leisten. Fiesco's Zimmer mit der herrlichen Aussicht auf Genua, das Meer und die Alpen ist unnöthig mit kostbaren Requisiten, Möbeln und Malereien überladen, so daß das Auge des Zuschauers unstät umherschweift. In der Gebirgsscene des zweiten Acts vom „Käthchen von Heilbronn" verursacht der Apparat, durch den das Unwetter, der strömende Regen sichtbarlichst veranschaulicht wird, einen Lärm, der uns zwingt, unsere ganze Gehörkraft aufzubieten, um nebenher auch die Hauptsache, den Kleist'schen Text, zu vernehmen. Allein, wo ein solches „Zuviel" in Ausstattungsdingen oder in Ensemblescenen stört, läßt es sich von der Kritik bemängeln und von der Regie beseitigen, wie denn thatsächlich einige der oben gerügten Uebelstände bei den Wiederholungen der betreffenden Stücke abgestellt waren. Daß durch eine im Allgemeinen so wirkungsvolle und anschauliche Decorirung und Inscenirung die Aufmerksamkeit des Zuschauers lediglich auf das Beiwerk gelenkt wurde, mag in der ersten Zeit des Gastspiels der Meininger bei Vielen das Neue und Unerhörte der Erscheinung verschuldet haben, ist aber kein Grund, die Methode selbst zu verwerfen. Ich im Gegentheil meine, daß diese Art der Ausstattung wesentlich dazu beiträgt, auch den geistigen Genuß der Dichtung,

Digitized by Google

dessen Rahmen sie bildet, zu erhöhen. Die Phantasie wird angeregt, der Zuschauer sieht sich hineinversetzt in die Zeit, in welcher eine Action vor sich geht, die Situationen treten ihm frischer, lebendiger und bestimmter entgegen. Wolle Niemand behaupten, daß eine solche Ausstattung überflüssig sei, weil die „große Menge" kein Verständniß für dieselbe habe! Das Bedürfniß der Menge kann für den künstlerischen Standpunkt nicht maßgebend sein. Und wer selbst aus dieser Menge sollte nicht an Verständniß z. B. für die Cäsar-Tragödie gewinnen, wenn er auf der Bühne in mächtigen, großen Zügen das römische Volksleben entfaltet sieht, in welchem die ganze Action, Cäsar's Triumph und Fall, ihre Wurzeln hat?

Insofern sich das Princip der Meiningenschen Regie auf eine möglichst realistische Art der Inscenirung erstreckt, hat die Opposition ein leichtes Spiel. Der Realismus läßt sich auf der Bühne nicht so weit treiben, daß Alles und Jedes, was auf derselben vorgeht, der Wirklichkeit entsprechen könnte. Nicht im Großen und nicht im Kleinen. Handelt es sich um die Veranschaulichung einer Volksversammlung oder gar einer Schlacht, so bleibt die Bühne darauf beschränkt, Großes durch Kleines nachzuahmen und das erhabene Bild der Wirklichkeit andeutungsweise wiederzuspiegeln. Die Grenzen sind hier schwer zu bestimmen, das Mögliche wird geleistet, wenn der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen glücklich vermieden wird. Aber warum soll die Bühne nicht mit soviel Mitteln operiren, als ihr irgend geboten sind? Und weiterhin, wenn es ein Ding der Unmöglichkeit ist, daß jedes einzelne Costüm und jedes einzelne Requisit, sei es in einem ältern oder modernen, in einem historischen oder socialen Schauspiel, von unbedingter Richtigkeit ist, warum soll die Bühne deshalb das Streben nach Richtigkeit und historischer Treue überhaupt fallen lassen? Ob ein Messer oder ein Löffel in Wirklichkeit vor sechs oder acht Jahrhunderten anders ausgesehen hat, thut gar nichts zur Sache, und die als Consequenz des Meiningenschen Systems aufgestellte Behauptung, daß die Darsteller, wenn ein Gewitter imiirt wird, nun auch in Wahrheit naß werden müssen, kann doch nur scherzhaft gemeint sein. Man darf nicht vergessen, daß die Kunst, auch die der Bühne, eine Welt des schönen Scheins ist. Das Princip der historischen Richtigkeit bei Ausstattung eines Bühnenwerkes kann man beobachten, ohne es ängstlich in die letzten Consequenzen hinein zu verfolgen. Daß die Meininger auch in dieser Beziehung hier und dort zu weit gehen, soll nicht verschwiegen werden. Ein Beispiel möge genügen: Bei ihrer Darstellung des „Kaufmanns von Venedig" erscheinen in der Gerichtsscene Porzia und Nerissa zwar verkleidet, aber mit gänzlich unverändertem Gesicht. Warum? Weil in Venedig damals das Gesetz verbot, daß die Rechtsgelehrten einen Bart tragen durften. Hier hätte ein ganz unwesentlicher Verstoß gegen die „historische Richtigkeit" zu Gunsten der größern Wahrscheinlichkeit der Situation ruhig begangen werden sollen. Um dem Zuschauer nicht jede Illusion unmöglich zu machen, ist eine, wenn auch nur durch ein kleines Schnurrbärtchen hergestellte Veränderung der Gesichter Porzia's und Nerissa's nothwendig. Anderenfalls werden die späteren Worte Bassanio's: „Wart ihr der Doctor und ich kannt' euch nicht?" und Graziano's: „Wart ihr der Schreiber, der mich krönen soll?" geradezu widersinnig und dem Humor der Erkennungsscene ist die Spitze abgebrochen.

Wie nun müßte es um das Meiningensche Hoftheater bestellt sein, wenn sich zu einer so schönen und künstlerischen Gewandung der Bühnenwerke ein

Digitized by Google

Personal gesellte, welches durchweg oder auch nur überwiegend aus Kräften ersten Ranges bestände? Aber wo überhaupt giebt es ein solches Personal? Weder in Berlin, noch sonst wo. Das Gros der Schauspieler ist immer und überall Mittelgut und immer nur einige Wenige werden aus ihm hervorragen. Um so höher wird ein nach Maßgabe der Verhältnisse aus meist bescheidenen Kräften bestehendes Bühnenpersonal zu schätzen sein, wenn es sich zu einem Ensemble heranbildet, in welchem Jeder sich gern und willig dem Ganzen unterordnet, in welchem Begeisterung und Opferfreudigkeit eine schöne Harmonie der Gesammtleistung erzielen, nicht aber Einzelnes hervorragt, während Vieles durch Mangel an Verständniß oder gutem Willen, durch nachlässige Behandlung geringfügiger Aufgaben oder prätentiöses Sichhervordrängen verdorben wird. Vom praktischen Gesichtspunkt aus betrachtet ist es übrigens nicht mehr wie natürlich, wenn z. B. der „Herzog Orsino" bei den Meiningern in der Hand eines Schauspielers, der ein Jahresgehalt von vielleicht achthundert Thalern bezieht, nicht ganz so gut aufgehoben ist, wie dieselbe Rolle etwa am Berliner Hoftheater in der Hand eines ersten Liebhabers, der über Tausende jährlicher Gage verfügt. Aber auch die Meininger, deren jetziges Berliner Gastspiel gleich dem ersten in ihrem Ehrenmitgliede, Ludwig Barnay, dem Darsteller des „Antonius", des „Tell" und des „Macbeth" eine Stütze hat, besitzen Kräfte, die jedem größern Hoftheater zur Zierde gereichen würden. Frau v. Moser-Sparner ist eine hochgebildete, vielseitige Künstlerin, Hellmuth-Bräm in allen seinen Leistungen von bedeutender Wirkung. Der noch junge Nesper ist ein begabter und strebsamer Schauspieler von männlich schöner Erscheinung und Weilenbeck ist heute noch ein guter Charakterspieler, obwohl er seit Jahren erblindet ist. Sein „Papst Sixtus V." ist eine stilvolle Darstellung und sein „Argan" in Auffassung und Durchführung eine unübertreffliche Lustspielfigur.

Das Streben nach Natürlichkeit führt die Meiningenschen Schauspieler bisweilen zu Uebertreibungen. Hieraus mag sich die bei fast allen Mitgliedern der Gesellschaft wahrnehmbare Neigung zu übermäßigem Schreien bei effectvollen Stellen erklären. Daß es nicht immer im künstlerischen Sinne vortheilhaft ist, die Naturwahrheit in dem Grade auf der Bühne walten zu lassen, wie es die Art der Meininger ist, zeigte sich im „Erbförster", in dessen grausigsten Scenen die Darsteller verschärfend statt mildernd, ausmalend statt andeutend verfuhren, und mehr noch in „Wilhelm Tell". Der Realismus der Meininger stimmt nicht zu dem Schwung der Schiller'schen Verse. Die Sprache eines Tell, eines Stauffacher, eines Melchthal ist nicht die Sprache gewöhnlicher Bauern. Die Dichtung bewegt sich in einer idealisirten Welt und die Darstellung muß sich in Einklang mit derselben zu bringen suchen. Am wenigsten geglückt in rein schauspielerischer Beziehung war bisher die Aufführung des „Kaufmanns von Venedig", welcher für jede einzelne Rolle das Vollmaß einer künstlerischen Kraft erfordert, dagegen haben die Meininger eine Vorstellung in ihren drei Gastspiel-Cyklen aufzuweisen, welcher bedingungslos das Prädicat einer vorzüglichen und musterhaften gebührt: Molière's „eingebildeten Kranken".

Was an den Vorstellungen des Meiningenschen Hoftheaters nachahmungswerth ist, liegt nicht in einem einzelnen Vorzug, liegt vielmehr in dem Geiste, welcher sie schafft und belebt. So wenig man ihnen gerecht

Digitized by Google

wird, wenn man nichts weiter in ihnen erkennt, als die ephemere Bedeutung einer Curiosität, welche der persönlichen Liebhaberei eines deutschen Fürsten ihr Dasein verdanke, und so übertrieben es sein mag, ohne weiteres von ihnen eine durchgreifende Reform des deutschen Schauspiels zu erwarten, so ist es doch unter allen Umständen ein Glück, daß sie aus der abgeschlossenen Sphäre ihrer Heimat herausgetreten sind. Sie haben einen Anstoß zum Bessern gegeben, der sich nicht mehr hinwegdisputiren läßt. Sie haben dem Publicum über unsere in unverantwortlichem Schlendrian hinfaulenden Theaterverhältnisse die Augen geöffnet. Die Anforderungen an die künstlerische Behandlung des Schauspiels haben sich gesteigert, die Folgen sind schon jetzt nicht ausgeblieben und werden auch ferner nicht ausbleiben. Die Hoftheater, besonders die norddeutschen, werden nicht mehr umhin können, sich einer weniger dürftigen Ausstattung und eines weniger lückenhaften Ensembles zu befleißigen. Das Schauspiel wird mehr und mehr aus seiner bisherigen Aschenbrödelstellung hervortreten, und dies veranlaßt zu haben, wird in den Annalen der Theatergeschichte als das Verdienst der „Meininger“ zu verzeichnen sein.

Max Remy.

Digitized by Google

# Die Renovation der Albrechtsburg zu Meißen.

Es mag August dem Starken einen schweren Kampf gekostet haben, die stolze Burg seiner Ahnen für Zwecke der Industrie zu profaniren. Hätte nicht in erster Linie die Absicht vorgelegen, die Erfindung Böttcher's geheim zu halten und sie als Monopol auszunutzen, der König-Kurfürst würde wohl nie zugegeben haben, daß der herrlich gelegene Bergpalast von den Essen der Brennöfen umqualmt, daß die Bankett- und Prunksäle für Thonknetere und unsaubere Töpferhandthierungen geöffnet würden.

Jetzt erst, nachdem die letzten Spuren der Porzellanmanufactur auf der Albrechtsburg zu Meißen vertilgt sind, wird der Kunstfreund belehrt, daß das Bergschloß an der Triebisch und Elbe zu den schönsten Monumenten der Profan-Gothik im ganzen deutschen Vaterlande zählt und daß die sächsischen Kammern, indem sie zur Wiederherstellung namhafte Summen bewilligten, sich um ganz Deutschland wohlverdient gemacht haben.

Fast ein Jahrzehnt hat der Restaurationsbau in Anspruch genommen, den in anderthalb Jahrhunderten (1710—1863) entstandenen Schaden zu repariren. Die nüchterne Industrie kennt keine Schonung der erhabenen Kunst und darf sie nicht kennen; Wandmalereien, Stuck- und Sculpturen mußten weichen, wenn Regale für Porzellangefäße aufgeschlagen wurden; es war ja eine Art vdn Vandalismus zur Pflicht geworden, wer von den neuen Insassen der Burg hätte sich da noch der alten erinnern sollen? Wo Albrecht des Beherzten jugendliche Gemalin, des böhmischen Königs Podiebad Tochter, einst zur Harfe gesungen, schnurrte jetzt ein Töpferdrehbret und ein stachelbärtiger Former summte zur Arbeit einen Gassenhauer. Wo Karl V. seine Feldherren empfing und die Ordre de Bataille für Mühlberg festsetzte, buck man Heldenfiguren aus Thon und schickte sie in's Feuer, um sie fester zu machen. Wo in schweren silbernen Humpen einst ein feuriger Wein bepanzerten und geharnischten Rittern credenzt worden, schuf man zierliche Tassen zum Thee für fein ästhetische befrackte Herren!

Es waren denn auch vom Gewichte des Rohstoffs und der Producte die massiven eichenen Fußböden total durchgebogen, vom täglichen Verkehr vieler Hunderte von Arbeitern die Steintreppen zur halben Stufenbreite ausgeschliffen. Herr Oberlandbaumeister Hänel hat überall neue Böden gelegt und die Treppen neu vorgeschuht. Dann sind die Wände neu gepliestert, alle Thüren erneut, alle Spuren eines langen Mißbrauchs und Verfalls vertilgt. Der Beschauer, wenn er die Säle durchschreitet, empfängt wieder den imposanten Eindruck erhabener Größe, zumal wenn er, durch die hohen Fenster in's Elbthal hinausschauend, die wunderbar schöne Lage des Schlosses wahrnimmt.

Im Schlosse sind sieben große Säle, zwanzig Zimmer und vierzehn Kammern. Wir betreten, über die kunstvolle steinerne Wendeltreppe zur ersten Etage aufsteigend, zuerst den Kirchsaal, so genannt, weil sich ehedem hier eine dem Evangelisten Johannes gewidmete Kapelle befand. Von drei

Digitized by Google

Pfeilern getragen und von ebensoviel Fenstern beleuchtet, hat der Saal vier größere Wandflächen, deren Ausschmückung dem Historienmaler A. Dietrich übertragen ist. Seine Compositionen stellen die bedeutsamsten Ereignisse aus der Vorgeschichte des Schlosses dar: die Züchtigung der räuberischen Slaven durch die Deutschen, die Begründung der Burg Meißen durch Heinrich den Finkler, die von Weibern unterstützte Vertheidigung der Burg gegen die Polen (1015) und den Einzug Conrad's des Großen, mit welchem das Haus Wettin die Markgrafschaft und das Castell erhielt.

Den anstoßenden großen Bankettsaal werden E. Oehme und A. Diethe auszuschmücken übernehmen. Ersterer malt in drei großen Bildern die Geschichte des Prinzenraubes durch Kunz von Kauffungen: die Entführung aus dem Schlosse Altenburg, die Befreiung des Prinzen Albrecht und die durch den Köhler vollzogene Züchtigung des Kunz, endlich die Rückkehr der wieder vereinigten Brüder. A. Diethe malt das Turnier zu Pirna 1459, wo der sechzehnjährige Albrecht Sieger war, und Kaiser Friedrich III. belehnt die Brüder Albrecht und Ernst im Jahre 1465 zu Eger.

Außer den Wandgemälden bekommt der große Tafelsaal noch einen besondern Schmuck durch sieben polychromisch verzierte Sandsteinstatuen, darstellend Heinrich den Finkler, Konrad den Großen, Heinrich den Erlauchten, Friedrich den Streitbaren, Albrecht den Beherzten, Georg den Bärtigen und Kurfürst Johann Georg II. — von den Bildhauern Breymann, Dietz, Henze, Härtel, Hultzsch, Rösch und Echtermayer.

Im nächstgelegenen kleinen Bankettsaal sind fast nur kleine Wandflächen, die mit architektonischen, resp. landschaftlichen Darstellungen geschmückt werden; die einzige größere Stelle soll die Verlobung Albrecht's mit der böhmischen Königstochter Sidonie, gemalt von Professor Heinrich Hofmann, ausfüllen. Der Landschaftsmaler Friedrich Preller jun. malt Schloß Grimma, Schloß Eger, Albrecht's Lieblingsresidenz Tharand und den Dom zu Emden in Ostfriesland, worin sein Herz begraben liegt.

In den sogenannten Kurfürstenzimmern, zwei großen Gemächern des rechten Flügels, wird eine Reihe Historienbilder von Professor J. Scholz die Wände zieren: Albrecht beim Ueberfalle von Neuß am Niederrhein; Ertheilung des Ritterschlags am heiligen Grabe; Albrecht dringt in das Schloß zu Regau in Ungarn; Eroberung der Stadt Archot in Flandern. Aus seinem häuslichen Leben kommt nun noch eine an's Komische streifende Scene: Auf Anstiften Kaiser Maximilians wird dem Herzog Albrecht von zwei Damen bei Tafel der Bart abgeschnitten, den er sich bis zur Unterwerfung Flanderns wollte wachsen lassen.

Damit ist das erste der beiden Gemächer erledigt; vier Bilder im zweiten stellen dar: Albrecht's Einzug als Sieger in Harlem; die Eroberung von Sluys; die Westfriesen tragen Albrecht die Regentschaft ihrer Provinz an, und Albrecht entsetzt die belagerte Stadt Franecker.

Wenn wir uns nun zur zweiten, ganz anders eingetheilten Etage begeben, machen wir alsbald die Wahrnehmung, daß hier nur ein Theil der Räume sich für artistischen Schmuck eignet und hat demgemäß eine Auswahl der geeignetsten stattfinden müssen.

Die über dem kleinen Bankettsaal gelegene Wappenstube bekommt die Ansichten der sächsischen Stammburgen Wartburg, Wettin, Meißen und Landsberg durch den Hofmaler Choulant.

Das fünfeckige Gemach des zweiten Stockes bekommt ein Bild von dem

Digitized by Google

Historienmaler Gey, darstellend eine Scene aus dem Leben des sächsischen Landesvaters, Kurfürsten August.

Ein drittes großes Gemach hat nach der Tradition eine specielle historische Bedeutung; in demselben soll die Berathung der vom Kurfürsten Moritz berufenen Theologen, worunter Melanchthon, Cruciger und Georg Major, über die Annahme des Augsburger Interims, im Jahre 1548 stattgehabt haben. Der Maler H. Marschall hat an der Darstellung dieses Conventes eine schwierige Aufgabe übernommen. Auch ein noch nicht näher bestimmtes Gegenstück fällt dem bewährten Meister zu.

Während wir seither ausschließlich dem sächsischen Lande angehörende Künstler nannten, ist der Maler des nun folgenden Raumes ein Münchener. A. Spieß wird hier die Errichtung der Fürstenschule im Kloster zu St. Afra und den Einzug der Leipziger Studenten in Meißen, 1547, darstellen.

Um den Cyklus der historischen Erinnerungen zu schließen, hat man angeordnet, daß auch der Porzellanerfinder Böttcher seine Stelle in den Wandgemälden finden solle. Er wird in einer Scene inmitten seiner alchymistischen Arbeiten, in einer zweiten aber dargestellt, wie er auf der Albrechtsburg den Besuch August des Starken empfängt. Beide Bilder malt Paul Kießling.

Im Burghofe, zwischen dem Schlosse und dem gothischen Dom, der aus Kriegsstürmen und Feuersbrünsten mehrfach erstanden in seinen narbenvollen Zügen die alten Zeiten unseren Tagen vorhält, wird sich die Bronzestatue Herzog Albrechts des Beherzten, vom Bildhauer Hermann Hultzsch ausgeführt, erheben, gegenüber einer crenelirten Mauer, welche den Schloßhof schließen und mit einem Wehrgange versehen werden soll.

In diesem Sommer wird die Malergilde von Dresden sich in Meißen ansiedeln und collegialisch an die Arbeit gehen. Die Ausführung sämmtlicher Bilder geschieht in Wachsfarben.

Vom grassirenden Materialismus ab den Sinn des Volkes dem Idealen zuzuwenden, ist die Aufgabe aller Kunst. Wie nothwendig ein solcher Aufschwung eben jetzt, nach dem Bankerott der modernen Glücksjagd, geworden, ist einleuchtend. Daß Fürst und Land in Sachsen seit alter Zeit dem Schönen huldigten, ist bekannt; daß sie in unseren Tagen sich so großartig opulent für die Künste erwiesen und zwei große Werke, das Dresdener Hoftheater und die Albrechtsburg, zugleich ausführen lassen, verdient hohe Anerkennung im ganzen deutschen Vaterland. W. Kaulen.

Digitized by Google

# Die Brüder.

Eine Erzählung aus der Gegenwart von **Adolf Rutenberg.**

(Schluß.)

Herr Setter, dem die Affaire Cromlau mehr als alles Andere am Herzen lag, suchte durch einige höflich betonte Redensarten Herrn Klix, dem ältern, begreiflich zu machen, daß er gut daran thun würde sich sobald wie möglich wieder zu entfernen und zu einer gelegenern Zeit wiederzukommen. Aber mit echt jüdischer Zähigkeit widerstand der gebrechliche alte Mann allen directen und indirecten Aufforderungen, setzte sich mit ganz erschöpfter Miene auf einen Stuhl und rief ein über das andere Mal im jammervollsten Tone: „Ich bin beraubt; ich bin überfallen! Am hellen lichten Tage! In meinem eigenen Comptoir! Sie müssen mir helfen! Zehntausend Thaler ist keine Kleinigkeit. Es ist eine Schande, daß so etwas in Berlin geschehen kann. In der Stadt der Intelligenz." Alle diese Klagen, die Herr Klix in seiner jüdelnd-emphatischen Manier vorbrachte, hatten Setter's festen Entschluß, den Bankier mit seinem Verlangen an einen Collegen zu verweisen, nicht wankend machen können, wenn der Letztere nicht mit einem plötzlichen Besinnen einen Gegenstand hervorgebracht hätte, in dem selbst meine wenig geübten Augen jenen länglichen Papierstreifen von blaßblauer Färbung zu erkennen glaubten, den der Zeuge Schimmak im Besitz des unbekannten Mannes im schwarzen Anzuge gesehen hatte.

„Dieses Papier", begann Klix, in einen geschäftsmäßigen Ton übergehend, „ist ein von uns ausgestellter sog. Dispositionsschein über 10,000 Thaler Preußisch Courant. Ich sage absichtlich „sogenannter". Denn die eigentlichen Dispositionsscheine, welche indessen aus dem Verkehr so ziemlich verschwunden sind, lauten auf eine bestimmte Person und dürfen daher auch nur an diese oder ihre legitimirten Besitznachfolger bezahlt werden. Die heutige Usance hat sich für die Papiere auf den Inhaber entschieden, und so ist denn auch in diesem Scheine über 10,000 Thaler ein bestimmter Empfänger nicht angegeben. Vielmehr ist das Bankhaus, das denselben emittirt hat, verpflichtet, die verschriebene Capitalsumme an jeden verfügungsfähigen Besitzer, der seine Identität glaubhaft nachzuweisen vermag, auszuzahlen.— Heut morgen", fuhr der Erzähler nach einer kurzen Pause in etwas lebhafterer Weise fort, „wir hatten kaum unser Comptoir geöffnet — meldete sich eine junge, sehr elegant gekleidete Dame an unserer Kasse, legte diesen Schein vor und verlangte dessen sofortige Realisirung. Obwohl wir erst nach einer vierzehntägigen Kündigung zur Zahlung verpflichtet sind, so würden wir, da die Dame übrigens im Besitze durchaus zuverlässiger Legitimationspapiere war, das Geld unbedenklich gegeben haben, wenn nicht mein Bruder" — hier wurde die Erzählung des Bankiers durch einen heftigen Hustenanfall desselben unterbrochen. Dabei gerieth die ganze Constitution des kleinen schwächlichen Mannes in eine solche Aufregung, daß volle fünf Minuten ver-

Digitized by Google

gingen, ehe er mit Hülfe des Commissars sich soweit erholt hatte, daß er fortfahren konnte zu sprechen: „Sie verzeihen, meine Herren", sagte er in sichtlich niedergedrückter Stimmung, „es ist ein altes Familienübel. Die schlechte Luft in unserm Comptoir — Sie wissen ja, wir wohnen noch in dem alten kleinen Hause, in welchem wir vor vierzig Jahren unser Geschäft begründeten — das zunehmende Alter, die Kriegsjahre zählen doppelt und ich habe deren viele mitgemacht —"

„Ich bitte Sie, verehrter Herr Klix", unterbrach Herr Setter den Redefluß des Alten, dessen Ende nicht abzusehen war, „schonen Sie Ihre angegriffene Gesundheit. Wir können die Angelegenheit, von der ich schon gerüchtweise einige Kenntniß besitze, am besten in der Art erledigen, daß Sie auf die wenigen Fragen, die ich noch zur Aufklärung der Sache zu thun habe, mir nach Ihrer Bequemlichkeit Antwort geben. Zunächst also der Hauptpunkt: wer ist der ursprüngliche Besitznehmer jener 10,000 Thalernote?"

„Verzeihen Sie, Herr Commissar", fiel Klix mit einem devoten Lächeln ein, noch ehe Setter seine Frage vollständig ausgesprochen hatte. „Verzeihen Sie, daß ich gerade über diesen Punkt Stillschweigen beobachte. Es ist unsere Geschäftsmaxime — und ich glaube, daß es eine gute Maxime ist; sie stammt noch von meinem seligen Vater her — die Geldangelegenheiten unserer Clienten mit der strengsten und ausschließlichsten Discretion zu behandeln. Damit Sie jedoch sehen, daß es nicht Beschränktheit, sondern nur Gewissenhaftigkeit ist, was mir den Mund verschließt, will ich Ihnen einige Andeutungen über die Persönlichkeit des Deponenten machen, die vielleicht für Ihren Zweck genügen werden. Der Mann, der mir persönlich die 10,000 Thaler in guten preußischen Staatsschuldscheinen anvertraute, war — ich sage absichtlich war, denn ich weiß nicht, ob er noch am Leben ist — ein gewöhnlicher Berliner Dienstmann. Wir hatten ihn öfters auf der Straße in der Nähe unseres Comptoirs bemerkt, und da er einen anständigen, fast möchte ich sagen vornehmen Eindruck machte, als ob er früher bessere Zeiten gesehen, ihn öfters mit der Ausführung kleiner Aufträge betraut, wobei er uns mit der strengsten Pünktlichkeit und musterhafter Rechtlichkeit bediente. Mehrfach hatten wir versucht, ihn über sein vergangenes Leben auszuforschen. Da es ihm aber offenbar unangenehm war, dieses Thema berührt zu sehen, so standen wir schließlich von unserm Vorhaben ab und begnügten uns mit der Versicherung, die er uns lächelnd zu geben pflegte, daß er weder einen Mord noch einen Hochverrath auf seinem Gewissen habe und mit der Strafjustiz noch niemals in Conflict gerathen sei. Fast wären wir indessen in unseren günstigen Vorurtheilen für den geheimnißvollen Dienstmann wankend geworden, als derselbe eines Tages — es wird ungefähr drei Wochen her sein — sehr eilfertig in unser Comptoir trat und mit kurzen Worten an mich das Ersuchen stellte, ein Depot von 10,000 Thalern von ihm anzunehmen. Es sei dies sein aus früheren Arbeitsjahren erspartes Vermögen, das er, da er eine längere Reise antreten müsse, gern an einem sichern Ort untergebracht haben möchte. Ich hatte anfangs die Absicht, dem mir mehr und mehr verdächtig vorkommenden Manne sein Verlangen abzuschlagen. Allein mein Bruder, der ihn als seinen speciellen Protegé betrachtete, tadelte mich wegen meines ungerechtfertigten Mißtrauens, und da der Mann sich nunmehr durch die allergünstigsten Zeugnisse legitimirte und auch vollkommen sichere Documente über den Erwerb des Geldes vorlegte, so stellten wir ihm diesen

Digitized by Google

Dispositionsschein aus und wünschten ihm im Uebrigen Glück zu seiner Reise."

Ein neuer Hustenanfall hemmte die mit einer gewissen Hastigkeit extemporirte Erzählung des kleinen Mannes. Herr Setter hatte längst darauf gewartet, eine Bemerkung, die ihm auf den Lippen schwebte, einschalten zu können. Ehe daher der Bankier sich zu neuer Redseligkeit erholen konnte, ließ er ein möglichst frappantes Spiegelbild des ermordeten Unbekannten im schwarzen Anzuge vor den erstaunten Augen seines Zuhörers entstehen. Und ohne die Versicherung desselben, daß das Bild getroffen sei, abzuwarten, fügte er mit dem ganzen Aplomb seiner energischen Persönlichkeit hinzu:

„Und jetzt, Herr Klix, ist der Moment gekommen, wo Ihre Discretion, die ich übrigens vollkommen zu würdigen weiß, zu einem öffentlichen Unrecht wird, wo Sie selbst erkennen werden, daß es höhere Pflichten giebt, als die des Geschäftsmannes und Vermögensverwalters. Der Mann, dessen Vermögen Sie mit einer solchen Gewissenhaftigkeit gegen anscheinend unbefugte Eingriffe geschützt haben, wandelt nicht mehr unter den Lebenden; er ist das Opfer eines bisher unentdeckten Verbrechens geworden, bei nächtlicher Wanderung auf abgelegenem Waldwege überfallen, ermordet und beraubt worden. Der Schein, den Sie in Händen haben, ist mit Blut befleckt."

Der Commissar hatte die letzten Worte absichtlich mit lauter, fast schreiender Stimme gesprochen. Die Wirkung auf den kleinen furchtsamen Bankier war eine geradezu niederschmetternde. Er sank vollständig in sich zusammen, hustete dann mehrmals so heftig, daß seine Augen weit aus ihren Höhlen hervortraten und nannte endlich, als ob er vor seinem Tode noch eine Generalbeichte ablegen wollte, mit heiserer Stimme den Namen „Krause".

„Also wahrscheinlich Wilhelm Krause", sagte Herr Setter, den Namen in sein Notizbuch schreibend.

„Ja wohl, ja wohl. Wilhelm oder Friedrich Wilhelm Krause", wiederholte mehrmals Herr Klix, noch immer nach Athem ringend. „So steht es in unseren Büchern. Also todt, erschlagen, beraubt! Wie ich, wie wir, mein armer Bruder und ich!"

Wieder sank er in sich zusammen. Seine Kräfte schienen in der That vollständig erschöpft zu sein. Dennoch hielt er den bläulichen Papierstreifen so fest in seinen zitternden Händen, daß bei einem Versuch, den Herr Setter machte, sich desselben zu bemächtigen, das Papier beinahe mitten durchgerissen wäre. Endlich gelang es uns, mit Hülfe eines Glases steifen Grog, den genickten Alten wieder etwas aufzurichten. Er erzählte nun sofort weiter, daß, als sie eben dabei gewesen wären, die Legitimationspapiere der Dame zu prüfen, ein großer junger Mann in den Laden getreten sei, sich auf seinen, des Bankiers jüngern Bruder gestürzt, denselben durch einen Schlag auf den Kopf betäubt und ihm ein Päckchen mit hundert Hundertthalerscheinen, welche der Dame gezahlt werden sollten, entrissen habe. Sodann habe er sich noch der sämmtlichen auf dem Zahltisch liegenden Papiere bemächtigt und sei, eine teuflische Lache aufschlagend, davongefahren wie der Gottseibeiuns.

„Und die elegante junge Dame?" fragte Herr Setter.

„Mein Gott!" seufzte der Bankier. „Sie war ebenso wie ich einer Ohnmacht nahe, mehr todt als lebendig, und konnte sich nur mit äußerster Anstrengung auf den Beinen halten. Trotzdem reichte sie mir ihr Riechfläschchen und gelang es mir, meinen armen Bruder, der in Krämpfen auf dem

Digitized by Google

Fußboden lag, wieder soweit zu sich zu bringen, daß er das Bett aufsuchen konnte, das er noch nicht wieder verlassen hat. Helfen Sie mir, verehrtester Herr Commissar, den Räuber festzunehmen. Er kann noch nicht weit sein."

Herr Setter lachte. „Der ist längst über alle Berge. Mit 10,000 Thalern kann man in zwölf Stunden die halbe Welt umsegeln."

Der Bankier streckte mit dem Ausdrucke der vollendetsten Verzweiflung die Hände zur Zimmerdecke empor und rief ein Mal über das andere: „Der Gott Israel's erbarme sich unser!"

„Wenn Sie mir nur wenigstens ein zuverlässiges Signalement des Räubers geben könnten!"

Herr Klix wurde nachdenklich, faßte in die Tasche seines Ueberziehers und holte daraus eine Photographie hervor, die er Herrn Setter überreichte. Es war das Bild eines jungen Mannes in Cabinetsformat, von dem Berliner Photographen Haase aufgenommen. Auf der Rückseite fand sich mit zierlicher Damenhandschrift der Name „Mr. le comte Arthur de Cromlan".

„Unser Diener hat beim Reinigen des Geschäftslocals die Photographie unter dem Ladentisch gefunden. Meine Augen sind zwar schwach und mein armer Kopf wirbelt mir noch jetzt, wenn ich an die grausame Geschichte denke. Aber, bei meiner Seele, einen heiligen Eid will ich schwören, wenn die Photographie nicht dem räuberischen Menschen gehört. Er hat sich zwar den großen Bart abschneiden lassen, aber seine gräßlichen Augen und sein großer zähnefletschender Mund sind unverkennbar. Ich beschwöre es mit tausend Eiden."

In der That zeigte das Bildniß dieselben Züge, die uns schon aus der Schilderung des Wirthes zur Judenschänke und des M . . . er Hoteliers zur Genüge bekannt waren.

„Schön! schön!" beruhigte Herr Setter den aufgeregten Klix. „Ihn also hätten wir ziemlich sicher. Aber sie, die Dame mit dem Riechfläschchen, wie kommen wir der auf die Spur?"

Dem Bankier schien diese Ideenverbindung unverständlich. „O, Herr Commissarius", protestirte er. „Vermengen Sie das gute, liebe Fräulein nicht mit jenem schlechten Menschen. Sie ist eine Samariterin. Sie hat mir auch den Schein gelassen, obgleich der Verlust doch nur mich trifft und sie nun gar keine Sicherheit gegen mich in Händen hat."

„Aber, bester Herr Klix", rief nun in Eifer gerathend der Commissar. „Machen Sie doch nur die Augen auf. Es ist ja handgreiflich, daß Herr und Dame an einem Strang gezogen haben. Und fürwahr! Ich habe Lust anzunehmen, daß sie die abgefeimtere Betrügerin ist, daß ohne ihr Zuthun Herr Krause heut' noch am Leben und Sie noch im Besitz Ihrer 10,000 Thaler wären!"

So sonnenklar für den Eingeweihten dieser Zusammenhang sich darstellte, so viel Mühe kostete es, das unerklärliche Vorurtheil, welches in der Brust des Herrn Klix Platz gegriffen hatte, zu durchbrechen. Weiter als bis zu einer stummen Einwilligung war er nicht zu bringen. Jedoch mußte er zugeben, daß die Photographie mindestens ebenso gut der Dame, wie ihrem muthmaßlichen Begleiter und Complicen entfallen sein konnte.

„Ach! meine Herren", rief er aus, indem er uns unter mannigfachen Seufzern und Beschwörungen endlich den blauen Papierstreifen aushändigte. „Was für eine Welt. Eine so feine, elegante Person! Wie eine Prinzessin!

Digitized by Google

Ach, und welcher Duft von Patchouli und eau de mille fleurs. Mein Comptoir ist noch ganz voll davon."

Eine solche Naivetät eines jüdischen Geldmannes war uns noch nicht vorgekommen. Die Hexe schien ihn — wer weiß durch welche Mittel — vollständig bezaubert zu haben.

„Sie können nun ruhig schlafen, Herr Klix", tröstete Setter den Davongehenden. „Wir sind dem saubern Pärchen bereits auf der Spur und werden sie hoffentlich bald hinter Schloß und Riegel haben."

„Aber vergessen Sie die 10,000 Thaler nicht."

Soweit der Bericht eines durchaus zuverlässigen Gehülfen, dem ich nichts hinzuzufügen habe.

Die nun folgende Nacht verbrachte ich schlaflos. Es stand für mich fest, daß wir in dem Grafen Arthur von Cromlan und seiner Geliebten, der Mademoiselle Camilla Granez, die beiden Schuldigen der „Affaire Cromlan" entdeckt hatten. Die Photographie war der Letztern entfallen, als sie ihr Riechfläschchen herauszog, um den Herrn Klix wieder auf die Beine zu bringen; die Notiz auf der Rückseite der Karte war von ihrer Hand. Die Rollenvertheilung konnte ebenfalls keinem erheblichen Bedenken unterliegen. Sie hatte den Plan gemacht — darauf deuteten schon die wenigen Worte, die der Kellner Fritz als bloße Scherzworte aufgefaßt hatte — er hatte die Ausführung besorgt. Beide aber hatten durchaus im Einverständniß gehandelt und es war anzunehmen, daß sie auch gemeinschaftlich ihre Beute in Sicherheit bringen würden. Jetzt war mir auch klar, wo die schöne Camilla während ihres M . . . er Aufenthalts sich die ersten Rendezvous mit ihrem Geliebten gegeben hatte. Offenbar hatte das alte Cromlaner Schloß noch irgend ein leidlich wohlerhaltenes Gemach, wo Beide in Ungestörtheit den Freuden der Liebe sich hingeben konnten. Erst nachdem sie einigermaßen sicher geworden waren, hatten sie dem bequemeren Hotel den Vorzug gegeben, von dem Grundsatze ausgehend: „sine Baccho et Cerere friget Venus." Nur ein Punkt blieb unaufgeklärt: das Incognito des Grafen. Wie war es möglich, daß eine so auffallende Persönlichkeit in einer Gegend, in der er doch seine Kindheit und erste Jugend verbracht haben mußte, von Niemand erkannt worden war. Der einzige Umstand, daß der Graf sich den früher getragenen Vollbart hatte abnehmen lassen, schien mir für einen Mörder und Räuber keine genügende Sicherheitsmaßregel. Auf der andern Seite aber kam in Betracht, daß der Wirth der Judenschänke, der Einzige, der ihn in Gesellschaft seines Opfers gesehen hatte, erst seit kurzer Zeit in der Gegend war und daß er bei seinen Besuchen im Hotel zum „Stern" die Vorsicht gebraucht hatte, stets in der Dunkelstunde zu kommen. Ferner aber fehlten noch alle und jede Notizen über das Vorleben des Ermordeten. Daß frühere Beziehungen desselben zu der gräflichen Familie bestanden hatten, war auf die Beobachtung Schimmak's angezeigt. Aber wie kam der Dienstmann Friedrich Wilhelm Krause in den Besitz von 10,000 Thalern? Und warum wurde er Dienstmann, da er von den Zinsen seines Capitals ganz bequem und sorgenfrei hätte leben können? Welchen Zweck hatte ferner die Reise in die Cromlaner Gegend? War die Begegnung zwischen dem Mörder und seinem Opfer wirklich nur eine zufällige oder lag eine Verabredung zu Grunde?

Zur Lösung dieser und ähnlicher Fragen bedurfte es einer umfassenden Thätigkeit, bei der man mit Rücksicht auf den gefährlichen Charakter des uns

Digitized by Google

gegenüberstehenden Gaunerpaares mit äußerster Umsicht und Energie verfahren mußte. Auch bedurften die vorhandenen Beweise immerhin noch der Bestätigung, um einen gerichtlichen Haftbefehl gegen den Grafen und seine Mitschuldige zu erlangen. Ich beschloß daher, die Reise nach M . . . und Umgegend allein zu unternehmen und inzwischen meinem Gehülfen die Auffindung und Ueberwachung der beiden Verbrechensgenossen zu überlassen. Zu diesem Zweck ließ ich sofort bei meiner Ankunft in M . . . einen Abdruck der in meinen Händen befindlichen Photographie anfertigen und schickte dieselbe nach Berlin mit dem Auftrage, sie zu vervielfältigen und unter die Vigilanten der engern Polizeibezirke zu vertheilen.

Von den Resultaten, die mir der Aufenthalt in M..... gewährte, erwähne ich nur obenhin, daß die Photographie von Schimmak mit absoluter Bestimmtheit, freilich exclusive Vollbart, von den übrigen Interessenten, namentlich vom Kellner Fritz, nur mit Wahrscheinlichkeit recognoscirt wurde. Meine Haupttätigkeit richtete ich auf eine genaue Localbesichtigung des Schlosses Cromlan und des dazu gehörigen Parkes. Beide, Gebäude und Baumgarten, sind nur noch Ruinen, tragen aber die unzweideutigsten Spuren des frühern großartigen Luxus, der hier mit Natur und Kunst getrieben wurde, noch jetzt deutlich zur Schau. In der ersten Etage des Schlosses befinden sich einige Zimmer, welche durch Zusammentragen der noch brauchbaren Möbel aus den übrigen Gemächern in bewohnbaren Zustand gesetzt sind und in der That bis vor wenigen Wochen bewohnt zu sein schienen. Der einzige Fund von Erheblichkeit, den ich einer achtundvierzigstündigen fast unausgesetzten Durchsuchung dieser und der anderen weitläufigen Schloßruinen verdanke, ist eine zweite Photographie, darstellend eine weibliche Figur in halbparadiesischem Zustande, ungefähr in der Stellung, wie sich unsere Cancantänzerinnen dem Publicum zu präsentiren pflegen. Sollte dies unsere Donna Camilla sein? Die Photographie lag unter einem alten steinernen, von Moos überwachsenen Sarkophag, der unter den Lärchenbäumen des Parkes steht. Jedenfalls ein etwas frostiger Aufbewahrungsort für das Bild der Geliebten. Die Hotelbediensteten zum „Stern", denen ich die Photographie zeigte, schüttelten sämmtlich den Kopf. Aber man bedenke: das auffällige Costüm und daß die Photographie nur das Profil der Dame zeigte, ein Umstand, der die Erkennbarkeit außerordentlich erschwert.

Die Anteriora des Dienstmanns Friedrich Wilhelm Krause betreffend, bin ich auf die dürftigen Notizen angewiesen, die ich dem schwerhörigen, fast stumpfsinnigen, zu einem Zeugniß vor Gericht unfähigen alten Schloßcastellan entrissen habe, dem einzigen lebendigen Wesen, das mir, außer zahlreichen Mäusen und Ratten, in den weiten Hallen der Schloßburg begegnete. Krause ist der langjährige Leibjäger, Kammerdiener, Secretär und Reisebegleiter des am 18. October 1871 in seinem achtzigsten Lebensjahre, wie es heißt, durch einen Unglücksfall auf der Jagd um's Leben gekommenen Grafen Stephan von Cromlan gewesen und soll für seine treuen und aufopfernden Dienste, unter denen der alte Castellan auch eine fabelhafte Lebensrettung bei einer Tigerjagd in Ostindien aufzählte, im Testamente des Grafen mit einer ansehnlichen Summe bedacht gewesen sein. Ob ihm diese Summe von dem Grafen Arthur, als dem alleinigen Erben von Schloß Cromlan, ausgezahlt worden ist, muß ich vorläufig unentschieden lassen. Jedoch muß nach meinem Dafürhalten schon beim Tode des Grafen Stephan der Bankerott der Cromlan'schen Güter ein eminenter und tiefeingreifender



Digitized by Google

gewesen sein. Abgesehen von dem Zustande völliger Verwahrlosung, in welcher sich die Schloßwirthschaft selbst befindet und der nicht erst seit einem Jahre datiren kann, befinden sich bei den Grundacten des Kreisgerichts zu M....., soweit sich dieselben auf die adeligen Güter der Umgegend beziehen, zahlreiche Parcellirungsverträge, durch welche der alte Graf schon vor Jahr und Tag den umfassenden Grundbesitz seines Geschlechts verschleudert und seinen Erben wahrscheinlich nichts hinterlassen hat, als das kleine überschuldete Stammgut, welches gegenwärtig von einem Consortium agnatischer Anwärter verwaltet wird. Daß diese letzteren einem Mann wie Krause, der in ihren Augen der ärgste Mithelfer und Beförderer des Cromlan'schen Ruins gewesen ist, die relativ erhebliche Summe von 10,000 Thlr. sollen ausgezahlt haben, erscheint mir noch unglaublicher, als daß Graf Arthur jemals in Besitz einer solchen Summe gewesen ist. Dieser hat vielmehr, aus dem Kriege gegen Frankreich als Halbinvalide zurückkehrend, den größten Theil des vorhandenen Nachlaßinventariums an einen jüdischen Mann, einen sog. Antiquitätenhändler, für einen Schleuderpreis verkauft und ist mit dem Erlöse auf Nimmerwiedersehen verschwunden. So wenigstens lautete die traditionelle Mittheilung, die mir, außer von dem alten Castellan, auch von dem Gerichtsschützen des Dorfes Cromlan, Namens Meerschank und einigen anderen Dorfeingesessenen gemacht wurde.

Kein vernünftiger Mensch wird mich sicherlich eines übertriebenen Sanguinismus beschuldigen, wenn ich die vorliegenden Indicien für hinreichend erachtete, um bei dem Untersuchungsrichter in M..... die gerichtliche Verhaftung des Grafen Arthur von Cromlan und Mlle. Camilla Granez wegen Raubmordes, Raubes und Theilnahme an diesen Verbrechen zu beantragen. Allein zu meinem nicht geringen Erstaunen stieß ich auf den hartnäckigsten Widerstand

„Es ist Wahnsinn!" rief der Kreisrichter D., ein junger, übrigens höchst intelligenter Mann, der die bisherige Untersuchung mit ebensoviel practischer Umsicht als unnachgiebiger Consequenz geführt hatte. „Es ist Wahnsinn, anzunehmen, daß der Graf Arthur von Cromlan, der einen Feldzug gegen Frankreich bei dem Regiment Gardefüsiliere mitgemacht und Wunder von Tapferkeit und Aufopferungsfähigkeit verrichtet hat, auf offener Straße einen einzelnen Mann soll überfallen, ermordet und beraubt haben. Ganz abgesehen von der Leichenverstümmelung, die einen wahrhaft cannibalischen Charakter voraussetzt. Der Graf ist ein guter Bekannter von mir, sein jetziger Aufenthalt mir sehr wohl bekannt. Aber ich werde mich hüten, Ihnen denselben zu verrathen. Denn ich erkläre Ihnen rundweg, daß ich den Haftbefehl nicht unterschreibe."

Ich bat, mir einen speciellen Ablehnungsgrund anzugeben, da ich den allgemeinen Charaktereigenschaften einer Person die gesetzliche Concludenz, einen sehr bestimmten und wohlbegründeten Verdacht zu widerlegen, absprechen müßte.

„Einen Grund wollen Sie", rief in immer größere Hitze gerathend der Herr D. „Ich sage Ihnen ja, daß die Sache psychologisch unmöglich ist. Der Graf Arthur von Cromlan gehört zu der leider sehr geringen Zahl von Ausnahmemenschen, die mit einem so eindringlichen Streben nach dem Idealen begabt sind, daß sie vollständig unfähig sind, das Treiben der im crassesten Realismus befangenen Majorität der Erdenbewohner auch nur zu

Digitized by Google

begreifen. Ich sage Ihnen, mein Herr Commissar, daß wir Beide den Mord des Kammerdieners eher begangen haben könnten als der Graf."

Ich verzichte auf weitere Wiedergabe dieser unliebsamen und unfruchtbaren Erörterung, die leicht einen ernsthaften Charakter hätte annehmen können, wenn mir nicht zur rechten Zeit von Berlin die telegraphische Nachricht zugekommen wäre, daß der Graf Arthur von Cromlan als Student der Philosophie sich in Berlin aufhielte und in seiner Wohnung in der Marienstraße von einigen zuverlässigen Vigilanten observirt werde. Sonach schien der im Entstehen begriffene Conflict am besten durch eine Abgabe der Untersuchung an das Stadtgericht zu Berlin beigelegt werden zu können; was denn auch auf Instanz des Oberstaatsanwalts mit aller zulässigen Schnelligkeit in's Werk gesetzt wurde.

Der Herr Kreisrichter D. freilich schien mit einer derartigen Erledigung des kritischen Incidenzpunktes nicht im entferntesten einverstanden. Er soll, wie ich höre, in der ersten Aufwallung ein Entlassungsgesuch eingereicht haben. Vielleicht wird er eines Tages die Ueberzeugung gewinnen, daß die Leidenschaften der Menschen anderen Gesetzen gehorchen als denen, die wir in dem sichtbaren Charakter ausgedrückt finden.

Jedenfalls ist der vorhandene Thatbestand mehr als genügend, um den Grafen Cromlan in gerechtem Verdacht der ihm zur Last gelegten Verbrechen zu haben. Dieser Verdacht wird durch die nachträglichen Ermittlungen, welche ergeben haben, daß der Graf seit einem Jahre das Leben eines fleißigen und soliden, nur der Wissenschaft lebenden Studenten führt und sich keinerlei Extravaganzen hat zu Schulden kommen lassen, nach meiner Ansicht in keiner Beziehung erschüttert. Die Fälle, daß Personen sich Jahre lang mit dem Plane zur Ausführung eines Verbrechens getragen und bis zu dem günstigen Zeitpunkte ein völlig vorwurfsfreies, ja sittenstrenges Leben geführt haben, sind in der Criminaljustiz zwar selten; aber man hat die Erfahrung bestätigt gefunden, daß eine lange verhaltene Leidenschaft nur mit um so größerer Gewalt hervorbricht, und daß aus Heuchlern stets die schlimmsten Verbrecher werden.

Eine andere und letzte Frage ist die nach dem Motiv. Streng genommen gehört dieselbe allerdings weder zu polizeilicher noch juristischer Competenz; sie kann nur vor einem höhern Forum entschieden werden. Aber es ist nicht zu leugnen, daß gerade das rein menschliche Interesse sich mit Vorliebe der moralischen Qualität einer Handlung zuwendet und stets in erster Linie nach ihrem psychologischen Ursprung fragt. Obgleich ich nun in dieser Hinsicht die optimistischen oder vielmehr phantastischen Deductionen des Herrn Kreisrichter D. keineswegs unterschreibe, so nehme ich doch gleichfalls an, daß bloße Gewinnsucht nicht die alleinige, auch keineswegs die Haupttriebfeder des Grafen gewesen ist, soweit es sich um den Krause'schen Mord handelt. Beim Raube, besonders bei dem Ueberfalle des Bankiers Klix, mag allerdings die Geldgier in Verbindung mit dem sirenenhaften Lächeln der Mlle. Camilla für den jungen Mann das hauptsächlichste Motiv gewesen sein. Allein der Mord des Dieners Krause beruht entschieden auf einem tiefern Motiv. Die Aufklärung desselben muß indessen der gerichtlichen Untersuchung vorbehalten bleiben."

---

Leider sind wir nicht im Stande, bei Fortsetzung unserer Erzählung unmittelbar an den Bericht des Criminalcommissars Setter anzuknüpfen. Wir



Digitized by Google

müssen sogar den geneigten Leser bitten, von einer Wiedergabe des [illegible] der Untersuchungsacten gänzlich abzusehen, da uns nur sehr vereinzelte [illegible] der letzteren zu Gesicht gekommen sind und bei öffentlicher Verhandlung [illegible] dem Schwurgericht, welche zu Ende Januar 1873 stattfand, keine Th[illegible] sachen zu Cognition brachte, die uns nicht bereits aus dem Setter'schen Ber[illegible] bekannt wären. Soweit uns jedoch die Liebenswürdigkeit des Herrn Sett[illegible] über die für letztere wichtigen Momente der Untersuchung informirt hat, können wir constatiren, daß der Untersuchungsrichter des Stadtgerichts, weit davon entfernt, von vorn herein die Ueberzeugung des Commissars von der Thäterschaft des Grafen Arthur und der bisher nicht ermittelten Mlle. Camilla zu theilen, mehr als einmal die ernste Absicht hatte, das Verfahren bis auf weiteres einzustellen und den Angeschuldigten auf freien Fuß zu setzen. Wie Setter behauptet, war dies lediglich eine Folge der Intriguen und Machinationen seiner neidischen Collegen, welche ihm den Sieg in der Affaire Cromlan streitig machen wollten und daher in Form von anonymen Eingaben bei Gericht, Zeitungsartikeln, Bittschriften angeblicher Verwandten des Grafen die Ueberzeugung der Richter und die öffentliche Meinung in ihrem Sinne umzustimmen suchten. Es wurde namentlich hervorgehoben, daß man einen falschen Grafen Cromlan verhaftet habe, daß der richtige längst in Sicherheit sei und in einer Stadt des amerikanischen Westens in Gemeinschaft mit seiner Maitresse die Früchte seines doppelten Verbrechens genieße. Ja, man ging sogar soweit, den Angeschuldigten für einen armen blödsinnigen Menschen zu erklären, den ein gewisser ehrgeiziger Polizist, der durchaus Polizeirath werden wolle, als willenloses Werkzeug zu seinen schändlichen Zwecken mißbrauche. Allein mit dieser groben, der Wahrheit geradezu in's Gesicht schlagenden Verläumdung trat eine entschiedene Wendung zu Gunsten des arg verleumdeten Setter ein. Einige bei der Verbreitung des Schmähartikels betheiligte Unterbeamte der Polizeibehörde wurden zur Verantwortung gezogen und legten ein einmüthiges Bekenntniß ab. Das ganze Intriguengespinnst wurde aufgedeckt und es fanden zahlreiche Entlassungen und einige Versetzungen statt, welche ebensoviele neue Ernennungen zur Folge hatten, bei denen Setter die Genugthuung erfuhr, daß die aus seiner Schule hervorgegangenen Polizeisoldaten vorzüglich berücksichtigt wurden. Gegen den Polizeiinspector Korn wurde vom Staatsanwalt eine Anklage wegen falscher Beschuldigung erhoben.

Allein das Haupthinderniß, an dem sich die Untersuchung gegen den Grafen Cromlan accrochirte, war, auch nach dem Aufhören der feindlichen Gegenwirkungen, keineswegs als beseitigt zu betrachten. Der Angeschuldigte blieb zwar nach wie vor dabei, sich „im Umfange des vorliegenden Thatbestandes" für schuldig zu bekennen. Aber ein tiefes, eingehendes, die einzelnen Momente des Sachverhältnisses umfassendes Geständniß war von ihm nicht zu erlangen. Und den Raubanfall des Bankiers Klix leugnete er gänzlich, sowie er auch zu einer Mlle. Camilla Granez niemals in irgend einem Verhältniß gestanden haben wollte. Aber gerade durch dieses theilweise Eingestehen und theilweise Bestreiten machte er sich endlich auch in den Augen des Untersuchungsrichters in einem solche Grade verdächtig, daß, nachdem der hinter der Mitschuldigen erlassene Steckbrief während drei Monate kein Resultat ergeben hatte, die Anklage erhoben und das Wesentliche der Sache vor das Berliner Schwurgericht verwiesen wurde.

Digitized by Google

Noch ein zweiter unberufener Anwalt, diesmal aber von befreundeter Seite, erhob sich, ehe die Sache in ihr letztes Stadium überging, für den Angeklagten. So lange die Voruntersuchung noch nicht beendet war, hatte der Kreisrichter D. zu M ..... die Hoffnung nicht aufgegeben, daß auch sein College in Berlin sehr bald die Wahnsinns-Idee, daß Graf Arthur von Cromlan einen Menschen umgebracht haben sollte, zur seinigen machen würde. Als jedoch die „Affaire Cromlan" Schwurgerichtsangelegenheit geworden war, mithin die gerechte Befürchtung nahe lag, daß aus dem Wahnsinn Ernst werden würde, war der Kreisrichter D. öffentlich mit der Behauptung aufgetreten, daß ein Bruder des Grafen Cromlan existiren müßte und daß dieser allein — wenn überhaupt ein Graf Cromlan den Dienstmann Krause ermordet haben sollte — die That vollbracht haben könnte. Obwohl diese Behauptung der Beweise vollständig entbehrte, so konnte sie doch, da sie den frühern Untersuchungsrichter zu seinem Urheber hatte, vom Staatsanwalt unmöglich ignorirt werden. Auch gab der Angeklagte auf Befragen zu, daß er allerdings einen Zwillingsbruder, Namens Ewald, gehabt habe, daß dieser indessen aus dem Kriege gegen Frankreich, bei dem er sich als Mitglied des Corps der freiwilligen Krankenpfleger angeschlossen habe, nicht zurückgekehrt sei und auch nichts weiter von sich habe hören lassen. — Diese Angabe wurde auch dadurch bestätigt, daß man in den amtlichen Listen einen Grafen Ewald von Cromlan unter den Vermißten aufgeführt fand. Da aber jede weiteren Indicien fehlten, um den angeregten Verdacht weiter zu verfolgen, vielmehr der Angeklagte trotz der wiederholten Protestationen, womit sein Freund D. in den Zeitungen Propaganda für seine Unschuld machte, bei seinem Geständniß verharrte, so wurde dieser Incidenzpunkt seitens der untersuchenden Behörde für erledigt erachtet und tauchte nur noch ein Mal bei der öffentlichen Schwurgerichtsverhandlung wieder auf, ohne indessen bei Richtern oder Geschworenen einen nachhaltigen Eindruck zu hinterlassen. Nur ein Mann, der unter den Zeugen der Anklage der Verhandlung beiwohnte, derselben mit der lebhaftesten Theilnahme folgte, schien durch die Zuversicht, womit der gleichfalls erschienene Kreisrichter D. sein altes Dogma aufrecht erhielt, zu einem sehr entschiedenen Nachdenken angeregt zu werden. Freilich kannte dieser eine Mann die innere Natur der Affaire Cromlan genauer als irgend einer der Anwesenden, vielleicht mit einziger Ausnahme des Angeklagten; denn dieser Mann war der Criminalcommissar Setter. Nachdem daher das Todesurtheil von dem Vorsitzenden mit einer Stimme verkündet war, der man eine mehr als gewöhnliche Gemüthserregung deutlich anhörte, nachdem auch der Angeklagte, der während des ganzen Actes seine geradezu heldenmüthige Fassung keinen Augenblick verlassen hatte, unter ausdrucksvollem Schweigen des zahlreich versammelten Publicums aus dem Saale geführt worden war, faßte Setter den Kreisrichter D. unter den Arm und führte denselben trotz lebhaften Widerstrebens nach einem in der Nähe belegenen Wirthshause, wo der unverheirathete Polizeimann seine Mittagsmahlzeit einzunehmen pflegte. Dort entspann sich zwischen den beiden Männern alsbald ein ziemlich heftiger Streit über die möglichen Ursachen und Gründe eines im vorliegenden Falle allerdings mit Willen des Angeklagten begangenen Justizmords.

„Ganz abgesehen davon", verfocht Setter seinen Standpunkt, „daß wir noch nicht einmal wissen, ob ein zweiter Graf Cromlan noch lebt, ja mit ziemlicher Sicherheit das Gegentheil annehmen können, erscheint mir aus

Digitized by Google

meinen Gründen der Gegenbeweis gegen die Schuld des halbtodten halblebendigen Grafen bereits geführt. Der eine dieser Gründe, daß nämlich der Vorname des Mannes, der das Hotel zum „Stern" besucht hat, Arthur, nicht Ewald lautete, ist, wie ich Ihnen von vornherein zugeben will, ziemlich schwach. Denn für einen Kopf von der Feinheit und Stärke des unbekannten Grafen — wir wollen ihn zur Vermeidung von Weitläufigkeiten einmal so nennen — war die Namensunterschiebung ein vorzügliches Mittel zur Verdunkelung des Thatbestandes. Auch auf die Recognition der Photographie durch Schimmak lege ich kein großes Gewicht. Aber — hier hielt Setter einen Augenblick inne, um den Kreisrichter die ganze Tragweite seines Arguments empfinden zu lassen — bedenken Sie, daß die Photographie des Grafen Arthur im Besitze jener Camilla gewesen ist, die, wie wohl kein vernünftiger Mensch mehr bezweifelt, als die eigentliche intellectuelle Urheberin der Verbrechen betrachtet werden muß."

Der Kreisrichter hatte darauf nur mit einem Achselzucken erwiedert. Im Uebrigen, fügte er hinzu, sei die Frage, ob ein anderer Schuldiger vorhanden, nach Fällung des Urtheils von keinem erheblichen Belang. Das Aeußerste, was man erreichen könne, sei die völlige Begnadigung des Verurtheilten. Jedoch müsse er bezweifeln, ob ein solcher Erfolg von dem Grafen Arthur gewünscht werde. Die Rehabilitation desselben in socialer Beziehung sei unmöglich. Denn dazu würde die Wiederaufnahme der Sache nothwendig sein, und dieser stehe das Gesetz entgegen.

Es wurde, da sich noch andere Juristen dazu fanden, mancherlei über den Fall hin- und hergesprochen. Einer machte sogar den Vorschlag bei dem Reichstag um Erlaß eines Specialgesetzes zu petitioniren, daß unter gewissen Bedingungen selbst durch eine rechtskräftige Verurtheilung ein erneuertes Vergehen in derselben Sache nicht ausgeschlossen sei. Allein die Debatte verlief sich bald in theoretische Spitzfindigkeiten und Klügeleien, welche weder dem Geschmacke des Kreisrichters D. noch den Absichten Setter's entsprachen.

Jedoch die nähere Bekanntschaft war gemacht und Setter bemühte sich eifrigst, dieselbe aufrecht zu erhalten. Eine innere Stimme war in ihm erwacht, welche ihm keine Ruhe mehr ließ. Er suchte den Kreisrichter D. nochmals in M ..... auf, er revidirte auf's neue alle die Winkel und Ecken des cromlaner Schlosses und Parkes, die er schon ein Mal mit mikroskopischer Genauigkeit in Augenschein genommen hatte. Er befragte wiederholentlich sämmtlich Personen, von denen er auch nicht den geringsten Aufschluß über die räthselhafte Vorgeschichte des gräflich Cromlau'schen Geschlechts erwarten konnte. Allein, mit einer einzigen Ausnahme, waren seine Bemühungen resultatlos. Und diese einzige Ausnahme, der alte taube Castellan, war für eine Wiederaufnahme der Sache eher von hindernder als fördernder Bedeutung. Jedoch bot sie wenigstens eine Handhabe für fernere Entdeckungen. Der Alte nämlich, der selber aus einer armen adeligen Familie stammte, die mit dem Cromlan'schen Hause in entfernt verwandtschaftlicher Beziehung stand, hatte vor Jahr und Tag, um sich die drückende Bürde des Alters in etwas zu erleichtern, eine seiner Nichten, ein junges lebenslustiges Ding von damals siebzehn Jahren, zu sich in seine Schloßbehausung genommen. Diesem Nichtchen, welches nach einem unter den Papieren des Alten aufgefundenen Taufschein den französischen Namen Anne-Marie de Faucquemont führte, hatte das Klosterdasein an der Seite des griesgrämlichen Schloßhüters nicht länger gefallen, als bis sich ihr andere, bessere Aussichten eröffneten, über

Digitized by Google

deren Beschaffenheit Setter, auch ohne authentische Nachrichten aus den gräflichen Archiven, seine eigenen Gedanken hatte. Das Frl. von Faucquemont war offenbar identisch mit der verdächtigen Camilla Granez. Ungelöst blieb endlich immer noch die Frage: wie kam Friedrich Wilhelm Krause in den Besitz von zehntausend Thaler?

## II.

Es giebt Menschen, die eigentlich immer unterwegs, immer auf der Reise sind, denen nur wohl ist, wenn sie ankommen oder abfahren können, und die krank werden, wenn sie an einem Orte länger verbleiben müssen, als der große Reisearzt Bädeker vorschreibt. Ich habe hierbei keineswegs die gewöhnlichen Geschäftsreisenden im Sinne, denen das Reisen gerade so sehr zur Gewohnheit geworden ist, wie anderen Leuten das Zuhausebleiben; noch auch meine ich jene periodischen Touristen, welche reisen, um die Welt zu sehen oder die Mode mitzumachen oder der Gesundheit wegen oder aus sonst einem practischen Grunde, der in neunundneunzig Fällen unter Hunderten mit häuslicher Langeweile identisch ist. Ich spreche hier von den Temperaments-Reisenden, von jenen ruhelosen Geistern, für welche die Wanderschaft Lebensbedürfniß ist, und die, wenn sie körperlich nicht mehr von der Stelle können, eine Landkarte oder eine Reisebeschreibung zur Hand nehmen und nun auf den Hügeln der Phantasie alltäglich ihre Route machen und Abends so ermüdet einschlafen, als wären sie von irgend einer Postchaise oder einem schlechtfedernden Eisenbahnwagen stundenlang hin- und hergeschüttelt worden.

Zu dieser Art von Reisenden schien eine junge Dame zu gehören, welche an einem der letzten Februartage des Jahres 1873 Abends gegen 7 Uhr die Kellner des Hotels „Drexel" zu Frankfurt a. M. in Bewegung setzte, indem sie, ohne sich im Geringsten um ihr Gepäck zu bekümmern, dem Bahnhofs-omnibus entstiegen gleich einer Königin die Reihen der befrackten Hotelbediensteten durchschreitend, von dem Oberkellner ein Zimmer in der ersten Etage, nach vorn heraus belegen, verlangte. Ohne die zustimmende Erklärung abzuwarten stieg sie die breite, mit Topfgewächsen decorirte Treppe des stattlichen Hauses hinan, gefolgt von einem der jüngeren Hotelariels und dem unter der Last eines großen schwarzen Koffers und einer ziemlich umfangreichen Reisetasche seufzenden weißgeschürzten Hausknecht. „Par ici madame" sagte der gewandte junge Mann, als die Reisende, auf dem Treppenflur angelangt, einen fragenden Blick auf ihn richtete. Eine Zimmerthür öffnete sich und noch ehe die Dame vollständig eingetreten war, verbreitete der auf dem Sophatisch stehende dreiarmige Leuchter eine wohlthuende Helle in dem angenehm durchwärmten Gemach. Das Reisetemperament der schönen Fremden befand sich auch sofort in Harmonie mit ihrer Umgebung. Schon beim Eintreten hatte sie sich ihres eleganten, mit Pelz gefütterten Sammetjaquets entledigt. Mit einem einzigen Bick musterte sie das ihr angewiesene intérieur, einen zweiten gönnte sie dem an der Thür ihrer Befehle harrenden Jacques, der die in gebrochenem Deutsch gegebene Bestellung einer Tasse Thee mit einer Verbeugung entgegennahm und sich geräuschlos entfernte.

Unsere elegante Touristin bewies sich trotz ihrer Jugend als eine Reisekünstlerin ersten Ranges. Noch ehe der dienstfertige Garçon mit dem Servirbret in der Thür erschien, hatte sie ihre Reisekleidung vollständig abgestreift und sich in einen jener bequemen Hausröcke gehüllt, welche als eine wahrhaft geniale Erfindung der Neuzeit das frühere übliche steife Hauskleid der

Digitized by Google

Damen verdrängt haben. Mit dem ganzen Bewußtsein eines Menschen, der seine Zeit gut angewendet, warf sie sich in einen der rothplüschenen Fauteuils, zündete eine Cigarrette an und folgte mit ihren Augen und Gedanken den bläulichen, zur Zimmerdecke emporsteigenden Tabakswölkchen. Ebenso gedankenlos oder gedankenvoll nahm sie den Thee ein, den der leise auftretende Jacques mit vieler Geschicklichkeit servirt hatte. Die vorhandene Anzahl von Butterschnitten verzehrte sie, ohne, wie das sonst wohl ihre Art war, über die Güte der Butter oder die Schmackhaftigkeit des kalten Bratens nur ein einziges Wörtchen zu verlieren. Als Jacques zum zweiten Mal kam, fand er die Fremde wieder in der vorigen Stellung: den Kopf in die Sesselehne zurückgeworfen, die Beine übereinandergeschlagen, die brennende Cigarrette in der Hand. „Und haben Madame sonst noch etwas zu befehlen?"—„Hélas!" seufzte die Schöne und musterte den wohlfrisirten Jüngling mit einem leichtfertigen Lächeln. „Meine Bottinen drücken mich sehr. Befreien Sie mich von denselben!" Und ohne die verlegene Miene des guten Jungen, der mit dem Theebret in der Hand nicht wußte, wo er hin sollte, im geringsten zu beachten, streckte sie ihm eines ihrer elegant chaussirten Füßchen entgegen, so daß die Spitze desselben die vom Theebret herabhängende Serviette berührte. „Soll ich vielleicht das Stubenmädchen bestellen?" fragte Jacques, mit merkwürdiger Zähigkeit das deutsche Moralprincip herauskehrend. „Nein!" lächelten die munteren Lippen der Französin. „Ich ersuche Sie selbst um diesen kleinen Dienst. Aber beeilen Sie sich. Ich kann den Fuß doch nicht beständig in der Schwebe halten." Den Blick, den ihm die junge Dame dabei zusandte, schien Jacques' Verständniß endlich erregt zu haben. Klirrend glitt das Theebret auf den Tisch und Jacques' Kniegelenk auf den Teppich, wo er die ihm zugemuthete Operation mit der ihm angeborenen Geschicklichkeit und zur vollkommenen Zufriedenheit seiner Patientin schnell und glücklich vollzog. „So!" rief sie erleichtert und lehnte sich wieder in den Fauteuil zurück. „Und nun meine Hausschuhe. Sie stehen dort an der Toilette. — So! Ich danke Ihnen, mein Freund. — Das Frühstück wünsche ich nicht vor zehn Uhr." Nach einem schamhaften Erröthen, verursacht durch einen zweiten langen Blick aus den dunklen Augen der sonderbaren, aber jedenfalls sehr liebenswürdigen Dame entfernte sich der glückliche Marqueur.

Wie lange die Schöne noch in ihrer nachdenklichen Lage verharrt und wie viele selbstfabricirte Cigarretten sie noch aufgeraucht hat, wollen wir, um unsere Erzählung nicht länger aufzuhalten, unerwähnt lassen. Dagegen beeilen wir uns, ihr am nächsten Vormittag wieder zu begegneu, wo wir sie frisch und blühend nach wohldurchschlafener Nacht an dem großen Wandspiegel bei einer der wichtigsten weiblichen Beschäftigungen: der Toilette, antreffen. Diesmal war Jacques mit dem Kaffeeservice nicht zum Bleiben genöthigt; vielmehr war ihm auf seine galante Anfrage der Wunsch nach einem geschickten Kammermädchen ausgesprochen worden. Und das Werk derselben war kein geringes. Da war zunächst das schöne aschblonde Haar der jungen Dame nach dem neuesten System der Haarphilosophie in möglichst kunstvollen Verschlingungen um den Kopf zu legen, auch eine Art Quaste oder Haarbeutel daran zu hängen, die pendelnd sich bis auf den schönen blendend weißen Nacken erstreckte. Trotz der Blüthenfrische ihrer Haut, welche die Zofe nicht umhin konnte zu bewundern, so wie trotz der in's Schwärzliche spielenden Färbung ihrer schöngezeichneten Augenbrauen bediente sich die reizende Unbekannte in ziemlich ausgiebiger Weise des Schminktöpfchens, des Tuschnäpf-

Digitized by Google

chens, der Estompe und aller jener kleinen, aber sicher wirkenden Mittel, womit die weibliche Koketterie das Werk der Natur künstlerisch zu idealisiren bestrebt ist. Daß sie aber aus diesen Dingen kein Geheimniß machte und während die Zofe lächelnd dabei stand, derselben Anweisung ertheilte, wie man die Farbetöne aufzusetzen, den Incarnat zu erhöhen oder abzuschwächen und schließlich über das ganze Bild den Schimmer der Natürlichkeit zu verbreiten habe, und daß sie Alles unter munteren Scherzreden als etwas Selbstverständliches vollzog, damit bekundete sie auf das Klarste ihren leichtlebigen esprit gaulois. So wurde denn auch das Mädchen, das sich anfangs etwas ungeschickt angestellt hatte, durch die graziöse Vielgeschäftigkeit der jungen Dame zu einer größern Lebendigkeit angeregt. Und die übrige Toilette war in verhältnißmäßig kurzer Zeit vollendet. Trotzdem fehlte derselben nichts an jenem Charakter der provocirenden Eleganz, der sich jedoch, ohne in's Uebertriebene zu fallen, auf dem ziemlich umfangreichen Gebiete des malerisch Zulässigen mit vielem Anstande bewegte. Ueber der dunkelseidenen Robe, welche vorn glatt anliegend sich hinten gleich einem gefüllten Ballon aufbauschte und in einer fächerartig ausgebreiteten Schleppe endigte, trug die Schöne einen jener geschmackvollen halb mantel- halb jackenartigen Ueberwürfe, welche, mit mancherlei Troddeln und Schnüren verziert, doch der freien Entfaltung eleganter Formen und Linien zur günstigsten Folie dienen. Der nicht zu winzige ziemlich breitkrämpige Hut, mit einer schwungvollen Feder garnirt, gab dem kleinen feinumrissenen Kopf ein fast zu ernsthaftes Ansehen, während der kokette nur das obere Profil bedeckende Schleier eine gute contrastirende Wirkung that.

„So", sagte sie, und nahm aus einem Kästchen ein Paar Handschuh, welche einen lieblichen Wohlgeruch verbreiteten, und die sie, fast ohne hinzusehen, über ihre schlanken Finger streifte. „Was haben wir nur für Wetter, Juliette?"

„O, Madame können ganz unbesorgt sein. Der heutige Tag wird sehr schön werden."

Kaum hatte die Zofe diese Worte gesagt, als ein großer junger Mann, mit dem Hut auf dem Kopf, hereintrat und die elegante Fremde mit einem leichten Kopfnicken begrüßte. Die äußere Erscheinung des Eingetretenen war ebenfalls den Vorschriften des neuesten Modejournals entsprechend: tief ausgeschnittener Hemdkragen, Weste mit einem Knopf, verschwindend kleine Cravatte, nach unten erweiterte Pantalons und Rockärmel, hoher und schmalkrämpiger schwarzer Filzhut. Das Lächeln, das wie ein Sonnenschein auf der Figur der Schönen ruhte, war beim Erscheinen des jungen Mannes einem finstern drohenden Ausdruck gewichen, so drohend, wie er dem lebenslustigen Temperament nur immer möglich war. Ihre Nasenflügel geriethen in eine krampfhaft zitternde Bewegung; die Pupillen ihrer dunklen Augen erweiterten sich und ihre Haltung nahm den Charakter geselliger Unnahbarkeit an. Trotzdem verharrte sie in einem erwartungsvollen Stillschweigen. Sie ließ es auch ruhig geschehen, daß die Zofe, auf einen Wink des Fremden, sich aus dem Zimmer entfernte.

„Was hat das Alles zu bedeuten, theure Camilla?"

„Ich bin nicht Ihre theure Camilla; sondern heiße Mlle. Anne-Marie Sabine de Faucquemont. Ich begreife auch nicht, wie Sie es wagen können, nach dem letzten entscheidenden Bruche ohne Anmeldung, mit dem Hut auf dem Kopf, bei mir einzutreten."

Digitized by Google

Der junge Mann entblößte sein Haupt, wobei ein flüchtiges Lächeln seine scharf markirten Züge blitzartig erleuchtete.

„Ich komme auch nicht", sagte er, „um Frieden zu stiften, oder ein Pardon von Ihnen zu erbitten. Ich kenne Ihre Absichten in dieser Beziehung zu gut, um mir von der Rolle eines demüthigen Supplicanten irgend welche Einwirkung auf Ihren herrschbegierigen Sinn zu entsprechen. Sie wollten mich als Mittel und Werkzeug zur Erreichung gewisser Zwecke benutzen und, sobald sie den gewünschten Erfolg erzielt, den guten Freund zu den Uebrigen legen. — Leider, oder vielmehr glücklicherweise, sind dem guten Freund noch zu rechter Zeit die Augen aufgegangen und er hat das Heft, das er sich mit dem Einsatze seiner Ehre, ja seines Lebens errungen, in Händen behalten."

Die Schöne hatte diese Apostrophe mit angehört, ohne ihren Standpunkt im mindesten zu verändern. Jetzt aber, wo der junge Mann mit affectirter Gleichgiltigkeit einen Sessel zur Hand nahm, seinen Hut auf den Tisch legte und Miene machte, sich mit möglichster Bequemlichkeit bei ihr niederzulassen, hielt sie den Sturm, der in ihrem Innern tobte, nicht länger zurück.

„Wenn Sie sich nicht sofort aus diesem Zimmer entfernen", sagte sie, indem sie die an der Wand hängende Klingelschnur berührte, „so läute ich das ganze Hotelpersonal zusammen, und binnen einer halben Stunde weiß die ganze Stadt, welches Ungeheuer sie in ihren Mauern beherbergt."

„Schön, schön", lautete die mit ausgesprochenem Phlegma gegebene Antwort. „Sie erlauben jedoch, daß ich mich inzwischen ein wenig ausruhe. Ich habe heut' schon einen weiten Weg gemacht und werde vielleicht, hoffentlich in Ihrer liebenswürdigen Gesellschaft, einen noch weitern zurücklegen müssen."

Die Sicherheit seines Benehmens verfehlte ihre Wirkung nicht. Die Dame ließ den schon erhobenen Arm sinken. Ihre Mienen drückten Unschlüssigkeit und Besorgniß aus. Sie warf einen fragenden Blick auf ihren unbequemen Gast, der es sich inzwischen in einem Lehnsessel bequem gemacht und eine Cigarre angezündet hatte.

„Wer wie wir", fuhr er in seinen angenommenen impertinenten Tone fort, „durch gemeinschaftlichen Genuß verbotener Früchte auf Leben und Tod aneinander gekettet ist, dem steht es schlecht an, seinen Partner in so unfreundlicher Weise zu behandeln, wie Sie eben mit mir gethan haben, beste Cilly. Und doch hast Du keinen Grund, Dich über mich zu beklagen. Bin ich nicht allen Deinen Wünschen auf das bereitwilligste entgegengekommen? Habe ich mich nicht stets wie ein Liebhaber ohne Furcht und Tadel aufgeführt? Und habe ich Dich jemals mit eifersüchtigen Grillen geplagt? Einen bessern Kameraden findest Du auf der Welt nicht, soweit die Sonne scheint."

„Einen Kameraden?" brauste die Schöne auf. „Ich will keinen Mörder und Räuber zum Freund! Weder zum Freund noch zum Liebhaber. Es könnte ihm eines schönen Tages einfallen, den Schlaf seiner Geliebten zu einem ewigen zu machen oder seiner Freundin ein Pülverchen in die Suppe zu mischen. —"

Wie von einem tödtlichen Schlangenbiß getroffen fuhr der junge Mann in die Höhe. Seine Augen funkelten wild. Der Ausdruck von Grausamkeit, der seinen Zügen eigenthümlich war, verzerrte und steigerte sich in wahrhaft gräßlicher Weise. Mit jener blitzartigen Schnelligkeit, die wir von ihm von der Begegnung mit seinem Bruder her kennen, griff er in die Tasche seines kurzen Ueberziehers, aus der ein Dolchmesser zur Erscheinung kam. Aber noch ehe die junge Dame, die zur Klingelschnur gestürzt war, ihr Vorhaben

Digitized by Google

ausführen konnte, hatte ihr Liebhaber das Messer von sich geworfen und sie selber mit seinen gewaltigen Armen von hinten derartig umstrickt, daß sie, zu jedem Widerstreben unfähig, nur einen halbunterdrückten Hülfeschrei ausstoßen konnte, der indessen ungehört auf dem menschenleeren Corridor verhallte. Der Riese hob sie, deren Kräfte durch die eiserne Umschlingung vollständig gebrochen schienen, mit leichter Mühe in die Höhe und legte sie, als wäre sie ein krankes Kind, auf dem Sopha nieder. Sie hatte die Augen weit geöffnet, aber sie sah ihn nicht an, sondern blickte mit dem starren Ausdruck der Geistesabwesenheit zur Decke empor. Einige Minuten vergingen, während denen beide in lautloser Spannung verharrten. Man hörte nur die schweren keuchenden Athemzüge des jungen Mannes und den eintönigen Pendelschlag der im Zimmer befindlichen Stutzuhr.

„Cilly", klang seine heisere Stimme dicht an ihrem Ohr. „Warum den Dämon in mir zum furchtbaren Ausbruch reizen? — Du weißt doch recht gut, daß ich keiner gemeinen Schandthat fähig bin. Was ich gethan habe, habe ich aus wahnsinniger Liebe gethan. Du hattest den Wunsch, einmal auf recht großem Fuße zu leben und mit vollen Händen im Gelde wühlen zu können. Mit Deiner teuflischen Schönheit hast Du mein Blut in siedende Wallung versetzt, hast alte Rachegedanken in meinem Busen auf's neue aufgeregt und nun willst Du mich eines gemeinen Meuchelmordes bezüchtigen?"

Dem Tone, in welchem diese Worte gesprochen wurden, war es deutlich anzuhören, wie schwer die Anklage seiner Geliebten auf der Seele des jungen Mannes lastete. Dazu hatte der Ausdruck seines Gesichts sich völlig verändert. Die steilrechten Falten seiner Stirn waren verschwunden, eine gewisse Weichmüthigkeit sprach sich in den erschlafften Mundwinkeln aus. Nur die nervöse Spannung, womit seine Augen jede Bewegung der vor ihm liegenden Gestalt verfolgten, behauptete sich unausgesetzt auf seinem Gesicht.

„Ewald", sagte sie, und richtete sich ein wenig in die Höhe, wobei sie es jedoch noch immer vermied ihn anzusehen. „Daß ich keinen Antheil habe an Ihren ruchlosen Thaten, brauche ich Ihnen nicht erst auseinanderzusetzen. Was Sie aber von Ihrer Liebe und einem alten Rachegelüst gesprochen haben, geht mich nichts an. Hätte ich eine Ahnung davon gehabt, wie Sie in den Besitz des elenden Papiersetzens gekommen sind, ich hätte Ihnen längst den Laufpaß gegeben. Denn ich erkläre Ihnen nochmals: mit einem Mörder will und kann ich keine Gemeinschaft haben, der Gewalt jedoch muß ich weichen. Sobald ich aber wieder im Besitz meiner Freiheit bin — und ich werde mir dieselbe zu verschaffen wissen, darauf können Sie sich verlassen — gehe ich auf das Gericht und erzähle den Leuten die Geschichte, mit der Sie mir auf unserer letzten gemeinschaftlichen Eisenbahnfahrt die Zeit zu vertreiben gedachten. Wir werden dann sehen, ob man mich als Mitschuldige verhaften oder als Zeugin auf freiem Fuß lassen wird."

Der junge Mann schien nur auf den Schluß dieser ziemlich tonlos gesprochenen Rede gewartet zu haben, um mit seiner frühern Energie die Herrschaft über die Situation in die Hand zu nehmen. Er hatte sich aufgerichtet und indem er einige Schritte durch's Zimmer machte, wobei er das auf dem Fußboden liegende Dolchmesser aufhob, entfaltete er ein Zeitungsblatt, schickte die Bemerkung voraus, daß das Datum der mitzutheilenden Nachricht acht Tage alt sei und las Folgendes:

Digitized by Google

„Der wegen Mordes und Raubmordes an dem Dienstmann Krause, sowie wegen Raubes, verübt gegen den Bankier Klix, zum Tode verurtheilte Graf Arthur von Cromlan ist von seiner Majestät dem Könige zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt worden. Dem Criminalcommissarius Setter, welcher seiner Zeit die Recherchen am Orte der That geleitet hat und dessen umsichtiger Thätigkeit die Ueberführung und Geständigmachung eines der gefährlichsten Verbrecher zu verdanken ist, ist der Amtscharakter eines Polizeiraths verliehen worden."

Der Graf Ewald von Cromlan las diese Nachricht, wie man eine beliebige Nachricht mitzutheilen pflegt, die, ohne persönliches Interesse zu erregen, doch einen gewissen objectiv bedeutenden Charakter hat. Oder las eigentlich nicht, sondern er recitirte aus dem Gedächtniß. Denn während er scheinbar in das in seiner Hand befindliche Blatt hineinsah, waren seine Augen in Wirklichkeit auf das bleiche Gesicht der auf dem Sopha liegenden Gestalt gerichtet. Und diese Gestalt, die, als er zu lesen anhob, nicht das geringste Zeichen von Theilnahme verrieth, wurde, als der Name Arthur von Cromlan an ihr Ohr schlug, mit plötzlicher Vehemenz in die Höhe gerissen und starrte immer noch mit demselben gespensterhaften Ausdruck, der sie seit der Messerkatastrophe nicht verlassen hatte, in das Gesicht des Lesenden.

„Dein Bruder?!" Erst mit dieser Frage, die sich, von einem langgezogenen Seufzer begleitet, aus ihrer Brust herauswand, löste sich die Erstarrung Cilly's. Ein Flammenblick aus ihren dunklen Augen leckte hinüber zu der steinernen Maske, aus deren tönendem Munde die furchtbaren Worte erklungen waren.

„Dein Bruder?! Dein leiblicher Bruder?! Mit Dir zur selben Stunde geboren, aus demselben Mutterleibe entsprossen, mit demselben Mutterlächeln begrüßt und behütet?"

„Nun ja", erwiederte unwillig der Andere. „Mein Bruder. Mein Zwillingsbruder sogar, wenn Du willst. Mein älterer Zwilling, denn er hat die Augen eine halbe Stunde früher aufgeschlagen als ich. Aber wozu jetzt das Gewinsel? Er hat sich sein Schicksal selbst gemacht; er wollte nicht anders. Statt im Kerker zu sitzen, könnte er jetzt mit mir auf dem freien Boden des gelobten Landes den Büffel jagen und den Damen des Westens die Cour machen."

„Und Du wußtest um seine Gefangenschaft?" fuhr sie in ihrer Erregung fort, die durch den kalten Ton Ewald's nur noch gesteigert wurde. „Du hast nichts gethan, um ihn zu befreien? Hast Dich nicht selbst dem Gericht überliefert, um die ganze Strafe auf Deinen Nacken zu nehmen?"

Ein teuflisches Grinsen verzerrte auf einen Augenblick die Züge Ewald's, die gleich darauf wieder ihre steinerne Ruhe annahmen.

„Brudermörder!" schrie außer sich das junge Mädchen, indem sie sich ganz dicht vor ihn hinstellte, so daß ihr schnaubender Athem sein Gesicht überströmte. Bei diesem Aufschrei, der gleich dem Ruf der Rachefurie durch das Gemach klang und sich in den angrenzenden Räumlichkeiten fortzupflanzen schien, erzitterte die eisenfeste Gestalt. Die gesunde Röthe der Gesichtsfarbe wich einer aschbleichen Färbung. Die Furcht nistete in seinem Nacken und beugte ihn vielleicht zum ersten Mal unter einer Last, der selbst diese stählerne Kraft nicht gewachsen war.

„Cilly!" klang es wie ein Röcheln aus der schwer arbeitenden Brust, „ich bin ein Unseliger. Aber ich liebe Dich. Meine Liebe zwang mich,

Digitized by Google

selbst meinen Bruder elend werden zu lassen. Ja, ich hätte es, glaube ich, können ruhig mit ansehen, wie er dem Beil des Henkers zum Opfer gefallen wäre. Nur um Dich nicht zu verlieren. Ich weiß es, es klingt fast wie Wahnsinn, aber es ist die reine Wahrheit. Mit diesen meinen Händen würde ich Dich erwürgen, wenn ich wüßte. —"

„Daß ich Dich nur aus dépit genommen habe, daß mein ganzes Herz noch heut' ihm gehört, obwohl ich ihn seit jenem unseligen Tage mit keinem Blick mehr gesehen habe. Ja", rief sie mit einer Leidenschaft, vor der selbst die mit Geißelhieben aufgepeitschte Mordlust der drohend vor ihr aufgerichteten Riesengestalt wie im Anblick eines furchtbaren Naturphänomens zusammenzuckte: „Ich liebe ihn mehr als jemals. Vergeblich habe ich versucht im ekten Sinnestaumel mitten unter dem Auswurf des Menschengeschlechts diese reine Flamme in meinem Busen zu ersticken. Wenn ich schon dachte, sie sei erstorben, so brach sie plötzlich mit erneuter Heftigkeit zu einer Zeit hervor, wenn ich es am wenigsten erwartete. Unwillkürlich nahmen meine Gedanken den Weg zu ihm. Nur das schwache, elende Ebenbild Deines Bruders war es, das mir das Leben an Deiner Seite einigermaßen erträglich machen konnte. Aber ich zerreiße diese Bande! Ich gehe von nun an meinen eigenen Weg und ich bin gewiß, daß er den Deinigen nie mehr berühren wird!"

Mit diesen Worten wollte sie an ihm vorüber nach der Thür zu, da sein brütendes Stillschweigen, welches sie während des Ergusses ihrer Leidenschaft kaum wahrgenommen hatte, anfing ihr eine wirkliche Furcht einzujagen.

„Keinen Schritt weiter!" brüllte er, den Boden mit den Füßen stampfend, wie die Kampfstiere in der Arena. Nunmehr bereute sie, daß sie den Wüthenden bis zum Aeußersten gereizt hatte. Es war ihr unmöglich, die Füße zu bewegen; sein bloßer Anblick, seine mordfunkelnden Augen, seine knirschenden Zähne, selbst die Stirn, die plötzlich tief gefurcht erschien, wie das Schlachtfeld der Leidenschaften, kamen ihr so furchtbar vor, daß sie, ihrer Sinne kaum mächtig, auf die Knie sank und mit flehender Stimme bat, sie am Leben zu lassen, sie wolle auch in Allem thun, wie er es haben wollte. „Es ist zu spät", grollte er dumpf, indem er seine rechte Faust wie einen Schmiedehammer über ihrem Haupte schwang. „Es ist zu spät, mein Liebchen. Schade, daß sie nicht auch Deinen Galan heut' in die andere Welt befördert haben. Sonst könntet Ihr —"

Er vollendete nicht. Ehe er zum tödtlichen Stoß ausholen konnte, wurde sein Arm von hinten gepackt und mit überlegener Kraft derartig herumgedreht, daß er das Gleichgewicht verlor und zu Boden gefallen wäre, wenn er sich nicht mit der linken Hand fest auf eine Sesselleine gestützt hätte, und zwar so fest, daß die Lehne zerbrach und der Ringende rücklings auf das Polster zu sitzen kam. Aber gleichzeitig hatte er auch mit einem gewaltigen Ruck seinen rechten Arm freigemacht, sprang dann vom Sessel auf und wandte sich gegen seinen neuen Gegner. Dieser, der hinter seinem Rücken eingetreten war, war ein etwas mittelgroßer, untersetzter Mann, dessen lebhaft geröthetes Vollmondsgesicht als unzweideutigster Beweis seiner Abstammung aus dem Lande der Philister oder Pfahlbürger hätte gelten können, wenn nicht ein paar superlativische Augen, welche diamantenhaft hinter den Gläsern einer goldenen Brille hervorfunkelten, lebhaften Protest dagegen erhoben hätten. Trotz der wüthenden Geberde, womit der Graf von Cromlan seine Absicht bekundete, über den Neueingetretenen herzufallen, und trotz-

Digitized by Google

dem derselbe die Uebermacht des Gegners nach der erhaltenen Probe unmöglich verkennen konnte, blieb er auf seinem Platze, den er, nachdem seine Intervention den ersten wünschenswerthen Erfolg gehabt, so gewählt hatte, daß er dem Grafen im eigentlichen Sinne den Rückzug abschnitt. Aber diese äußerlich bewahrte Ruhe war nur eine scheinbare. In der That befand sich der Herr mit der goldenen Brille in einer Aufreizung, welche derjenigen des ihm gegenüberstehenden jungen Mannes mindestens gleichkam, wenn sie auch friedlicherer Natur war. Und der Polizeirath Setter, als welchen wir unsern deus ex machina dem geneigten Leser wohl nicht erst vorzustellen brauchen, hatte in der That Ursache aufgeregt zu sein. Denn er fand hier nicht nur, was er suchte: das Fräulein Anne-Marie de Faucquemont, auch genannt Camilla Granez, sondern er fand auch, oder glaubte doch zu finden, einen Mann, den er noch am Tage zuvor im Stadtvogteigefängnisse zu Berlin wohlverwahrt hinter Schloß und Riegel und, wie immer, vertieft in philosophische Studien beobachtet hatte. „Wie kommen Sie denn aber hierher, Herr Graf?“ Diese Frage, so naheliegend sie sein mochte, war unter den obwaltenden Umständen entschieden verfehlt. Der rasende Mensch, dessen Hand schon nach dem Messer zuckte, hatte plötzlich seine ganze Geistesgegenwart wiedererlangt. „Sie irren, mein Herr“, sagte er mit kalter Höflichkeit, „wenn Sie mir den Grafentitel beilegen. Ich bin ein einfacher Handlungsreisender, dessen Name Sie unmöglich interessiren kann. Und was ich mit dieser Dame auszumachen habe, dürfte Sie noch weniger angehen. Sie erlauben daher —“ — „Gestatten Sie mir, mein Herr“, fiel der Polizeirath mit galanter Verbeugung ein, „daß ich mich Ihnen vorstelle: Procurist Müller vom Bankhause Klix in Berlin. Ich komme im Auftrage meiner Principale, um in einer delicaten Angelegenheit mir eine Unterredung unter vier Augen auszubitten —“. — „Aber ich wiederhole, mein Herr, daß Sie sich in der Person irren. Ich bin weder ein Graf, noch habe ich jemals Verbindungen mit dem Bankhause Klix gehabt. Ich ersuche Sie daher auf das dringendste —“. — „Vielleicht erinnert sich die Dame jener fatalen Geschichte vom October vorigen Jahres“, spann der unermüdliche Setter, sich an die Schöne wendend, den angefangenen Faden weiter.

Cilly, welche während des heftigen Wortwechsels der Männer sich langsam vom Boden aufgerichtet hatte, stand vollkommen theilnahmlos da und schien die an sie gerichtete Frage gänzlich überhört zu haben. Als Setter dieselbe wiederholte, wendete sie mechanisch den Kopf herum, ihre Lippen bewegten sich und es kamen auch einige Laute heraus — die halb wie ein Dank für den Fremden, halb wie eine Bejahung seiner Frage klangen. Dem Grafen schien endlich die Geduld zu verlassen. Er ergriff seinen Hut, bemächtigte sich mit einem „Kommen Sie, Madame, man erwartet uns“, des Armes seiner Maitresse, schob mit einem einzigen Druck seiner Faust den Polizeirath bei Seite und war im nächsten Augenblick hinter der Portière verschwunden, welche das Zimmer von dem daran grenzenden Schlafcabinet schied. Das letztere hatte wie das Wohnzimmer einen besondern Ausgang auf den Corridor des Hotels. Warum aber der Graf diesen Ausgang vorzog, bedarf kaum einer weitern Erklärung. Eines Gegners hatte er sich vor der Hand entledigt. Wie viele derselben noch im Hinterhalte lagen und welches überhaupt die Absicht des sogenannten Procuristen Müller war, vermochte er allerdings mit völliger Gewißheit nicht zu übersehen. So viel war ihm jedoch aus den erstaunten Mienen des soi-disant Herrn Müller

Digitized by Google

klar geworden, daß dessen ursprüngliche Absicht weniger seiner Person, als der seiner unfreiwilligen Begleiterin galt. Es kam ihm daher hauptsächlich darauf an, die Letztere vor einer Wiedererkennungsscene mit einem gewissen kleinen Herrn zu schützen, den sein scharfer Jägerblick hinter der breiten Müller'schen Figur auf dem Corridor entdeckt zu haben glaubte. Mit der Rechten hatte er das zarte Handgelenk Cilly's, die willenlos seiner Führung folgte, wie mit einer eisernen Klammer umspannt; seine Linke hatte er für alle Fälle, wie er mit einem zweideutigen Lächeln seinem Opfer zuraunte, mit dem Dolchmesser bewaffnet. So näherte er sich auf den Fußspitzen der Ausgangsthür, die er nach secundenlangem Horchen vorsichtig öffnete. Im selben Augenblick aber wurde die Thür von außen aufgestoßen und eine Gestalt, welche die des Grafen fast noch um halbe Kopflänge überragte, tauchte aus dem Dunkel des Corridors auf, augenscheinlich in der Absicht, die Passage gleich dem Engpaß von Thermopylä zu vertheidigen. Es war einer der beiden Polizeisoldaten Setter's, welche dieser nebst dem Bankier Klix dem ältern auf dem Corridor zurückgelassen hatte, mit der Anweisung, einen jeden Fluchtversuch aus dem Zimmer durch sofortige Verhaftung der betreffenden Person unter allen Umständen zu verhindern. Die Anweisung lautete, rein gesagt, auf jeden der im Zimmer Befindlichen. Denn man wußte vorher nicht recht genau, mit wem man es zu thun haben würde. Und die Vorsichtsmaßregel erwies sich als zweckgemäß. Denn der Graf, immer in der Annahme, daß es sich nur um die Festnahme Camilla's handelte, versuchte, als er die Passage gesperrt fand, mit dem riesigen Polizisten zu unterhandeln. Es entspann sich ein kurzes heftiges Platzgefecht. In demselben Augenblick jedoch hörte man aus dem Zimmer, in welchem der Polizeirath zurückgeblieben war, einen gellenden Pfiff. Der Graf erhielt einen Stoß vor die Brust, der ihn in das Cabinet zurückwarf. Jedoch gelang es ihm, den Fuß zwischen die Thür zu klemmen und so die Schließung derselben zu verhindern. An ein Entrinnen war indessen nicht mehr zu denken. Die Portière wurde zurückgeschlagen und hinter derselben erschien der Procurist Müller in Begleitung des zweiten Polizeisoldaten, der auf den Ruf der Nothpfeife von seinem Posten auf der untern Treppe herbeigeeilt war. „Ergeben Sie sich, mein Herr." Der von allen Seiten umstellte Verbrecher ließ seine Beute zu Boden gleiten. Einen Augenblick schien es, als sänne er auf eine letzte furchtbare That. Er beugte sich über den zu seinen Füßen ausgestreckten Körper; aber die noch vor einer halben Stunde im wildesten Lebensmuthe funkelnden Augen starrten mit erloschenem Ausdruck in die leere Luft. Die bleichen Lippen bewegten sich nicht. Die Hand, die er ergriff, fiel schlaff, leblos auf die Brust zurück. Er richtete sich auf und trat einen Schritt zurück. Von beiden Seiten drangen seine Verfolger in das Gemach. Zwei derselben warfen sich auf ihn, ergriffen seine Arme und machten einen Versuch, die mitgebrachten Fesseln so um die Hände zu schlingen. Da raffte sich der Löwe zu einem letzten verzweifelten Widerstande auf. Den Rücken gegen die Wand stemmend, theilte er mit Händen und Füßen derartig energische Stöße aus, daß der Raum um ihn her frei wurde. Das Messer mit der Rechten hoch in der Luft schwingend und mit der Linken seine Brust entblößend, hielt er mehr durch die Gewalt, als durch die Waffe seine Angreifer von sich fern.

„Ja, ich bin es", rief er, jeden einzelnen der Anwesenden mit seinen Blicken durchbohrend. „Ich bin es, der den Elenden umgebracht hat, um dessentwillen Ihr meinen Bruder zum Tode verurtheilt habt. Und ich rühme

Digitized by Google

mich dieser That. Ich habe einen giftigen Wurm todtgetreten, der das Glück einer ganzen Familie langsam auf der Folterbank hingemordet hat; der sich noch in der letzten Stunde zwischen Vater und Sohn drängte, um den Samen der Zwietracht bis in die Ewigkeit zu streuen. Was er mir raubte, habe ich ihm wieder entrissen. Da er das Geld ohne das Leben nicht geben wollte, so nahm ich ihm beides. Aber ich habe ihn nicht hinterrücks überfallen. Mit diesen meinen nackten Händen habe ich ihn im offenen ehrlichen Ringkampfe erwürgt. Ich habe mir Gerechtigkeit verschafft. Ich konnte nicht anders. Ich habe Qualen erduldet, die nur Gott kennt, der mir vergeben wird. Und nun, wo ist Eure Gerechtigkeit? Ist sie nur dazu da, den Armen, der im furchtbaren Kampf um's Dasein ein Mal ausgleitet, noch tiefer zurückzustoßen und ihn zum Elenden zu machen, da er bisher nur ein Unglücklicher war? Oder ist ein Schwert nur scharf, wo es gilt, den Schein zur Wahrheit zu erheben an dem Unschuldigen, der sich nicht vertheidigen kann oder will, die Spitzfindigkeit Eurer Perrückengelehrsamkeit zu erproben? Wer war denn hier der Schuldige? Der Jüngling, dessen reine Seele so erhaben selbst über dem Verdachte einer Ruchlosigkeit stand, daß ein Blinder es hätte sehen müssen oder sein Verfolger, der dem öffentlichen Interesse zu dienen vorgab, während er nur seinem eigenen Ehrgeiz fröhnte? Ha! Ha! Ihr seid zu feige, um der Wahrheit in das schreckliche Antlitz zu sehen; aber Ihr seid klug genug, der Verblendung den Schein der Wahrheit zu geben. Fluch über Euer ganzes Geschlecht!"

Schauerlich klangen diese laut gesprochenen Worte auf dem Corridor so wie in den benachbarten Räumen wieder, so daß die Kellner und Gäste des Hotels, deren Neugierde durch seltsame Gerüchte längst erregt waren, entsetzt herbeigestürzt kamen und Zeugen des letzten Actes wurden. Mit sicherer Hand traf der Graf die Stelle, wo das Leben des Menschen im raschesten Wirbel kreist. Ohne einen Laut von sich zu geben, brach er neben dem Körper des schönen Geschöpfes zusammen, dessen Kleider er im Fallen mit seinem Herzblut überströmte.

Der Polizeirath Setter, der einzige der Anwesenden, der dem im Laufe weniger Minuten zur Entwickelung gekommenen Drama gegenüber seine völlige Kaltblütigkeit bewahrt hatte, übergab den Revolver, den er im entscheidenden Augenblick hervorgezogen hatte, einem seiner Untergebenen und ordnete zunächst die Fortschaffung der weiblichen Leiche an. „Sie ist nur ohnmächtig, Herr Polizeirath. Sie bewegt sich. Sie schlägt die Augen auf", sagten die Männer, welche den Körper in das Nebenzimmer trugen. „Nun Gott sei Dank! so ist Hoffnung vorhanden, doch noch die endliche Lösung der so räthselhaften Affaire Cromlan zu erhalten." Mit diesen Worten war Setter an die Leiche des Grafen getreten. Das Gesicht war bereits mit Todtenblässe überzogen, aber der letzte Kampf des gigantischen Menschen spiegelte sich noch auf den gräßlich verzerrten Zügen.

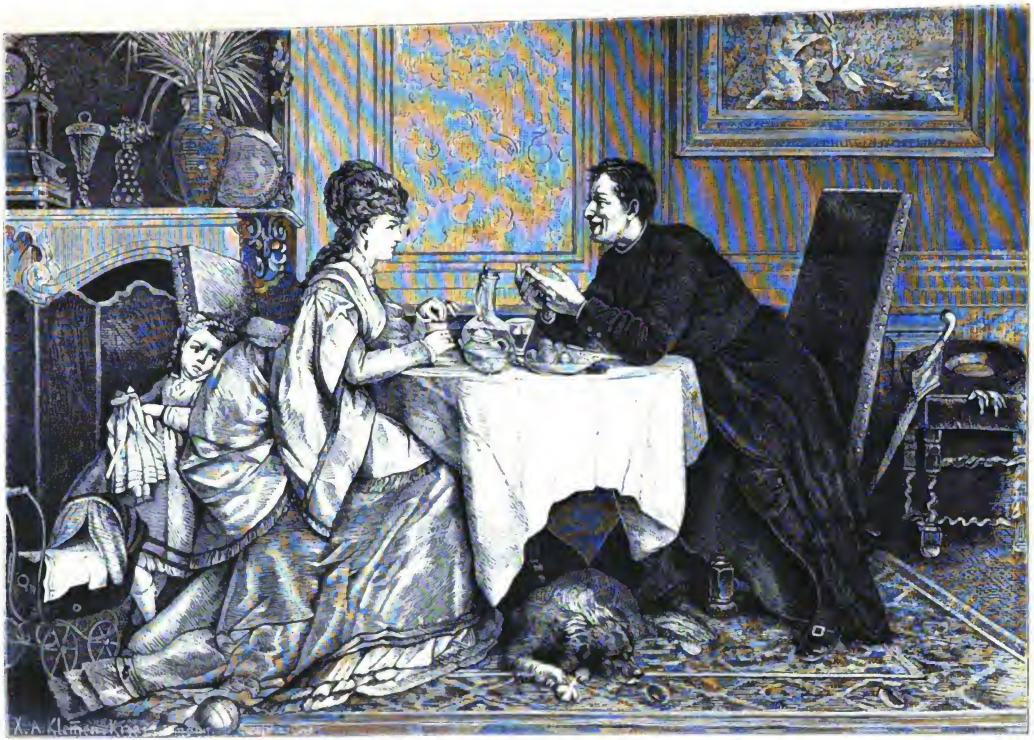
## III.

### Kurzes nachträgliches Geständniß des Grafen Arthur von Cromlan. Geschrieben am Tage nach seiner Freilassung.

Um die ungeheure That, deren sich mein verstorbener Bruder schuldig gemacht hat, einigermaßen zu erklären, sind einige Vorbemerkungen über unsere Jugendgeschichte nothwendig.

Digitized by Google

Digitized by Google



Frühstücksbeichte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Wir sind Beide an demselben Tage zu Paris geboren, wo sich unser Vater, seiner Frau, einer geborenen Französin, zu Liebe, damals aufhielt. Unsere Mutter starb jedoch bald nach unserer Geburt. Der Vater kehrte nach Deutschland auf seine niederlausitzischen Besitzungen zurück und überließ uns der Pflege einer elsässer Amme und der Obhut eines Jesuiten, des Paters Eusebius. Dieser war es auch, der uns nach zurückgelegtem sechsten Lebensjahre den ersten Unterricht ertheilte. Er wollte allem Anschein nach zwei den Interessen der katholischen Kirche blind ergebene Fanatiker aus uns erziehen. Es ist ihm das weder bei meinem Bruder Ewald, noch bei mir gelungen. Er konnte nur so viel durchsetzen, daß mein Vater, der selber streng-orthodoxen Principien huldigte, darein willigte, meinen Bruder, als den jüngern von uns Beiden, für den geistlichen Stand zu bestimmen. Ohne die heftigsten Auftritte, verbunden mit Drohungen, Mißhandlungen und Einkerkerungen ließ sich eine solche Bestimmung allerdings nicht durchführen. Das leidenschaftliche Temperament meines Bruders, der mit dreizehn Jahren bereits im vollen Besitz seiner Körperkräfte war, wehrte und stemmte sich mit aller ihm zu Gebote stehenden Naturwildheit gegen die lebenslängliche Vergrabung seiner geistigen Freiheit. Sein Ideal war die Militärcarrière. Die überlegene List und Ränkesucht des Pfaffen trugen indessen den Sieg davon. Mit verbissenem Grimm, ein vernichtendes Lächeln auf dem bleichen Antlitz, ließ mein Bruder sich in die „lange Robe" stecken und wanderte gen Rom, um seinen gesunden Menschenverstand in die spanischen Stiefel der Jesuitenlogik einschnüren zu lassen. Ich selber, der ich eine entschiedene Neigung zur juristischen Wissenschaft hatte, wurde zur Soldatenlaufbahn verurtheilt und bezog die Berliner Cadettenschule. Alles eine Folge der ausgezeichneten Rathschläge, womit Pater Eusebius dem Grafen Stephan zu jeder Stunde des Tages in den Ohren lag.

Die Zwischenzeit zwischen meinem Eintritt in das Cadettencorps und der Erlangung der Lieutenantsepauletten wurde von dem genannten geistlichen Herrn dazu benutzt, die Seele eines armen Vaters, der wegen einiger Jugendsünden nicht ganz gewissensfrei in die Zukunft blicken mochte, ungefähr in derselben Weise mit Beschlag zu belegen, wie der Thäter eines Verbrechens von dem Gewissen eines Mitschuldigen Besitz ergreift. Denn ohne ein Verbrechen war die Loslösung des Vaterherzens von seinen Kindern nicht möglich. Zu einer solchen That aber gehörte die ganze jesuitische Schlauheit und raffinirte Herzlosigkeit eines Pater Eusebius. Er wußte es durchzusetzen, daß mein Vater nicht nur mir, der ich mir keiner Schuld oder Ungehorsams bewußt war, den Besuch auf Schloß Cromlan bis nach erlangtem Officierspatent kategorisch untersagte, sondern auch seine Absicht, die gräflich Cromlan'schen Besitzungen zu einem Majorat umzugestalten — eine Absicht, die mit einem unserer verstorbenen Mutter gegebenen Gelübde zusammenhing — definitiv aufgab und den größten Theil seines kolossalen Grundbesitzes schenkungsweise an milde Stiftungen überließ.

Mit welcher impertinenten, wahrhaft teuflischen Berechnung der würdige Zögling des heiligen Loyola dabei zu Werke ging, und wie er es überhaupt ermöglicht hatte, aus dem Willen meines Vaters ein nach jeder beliebigen Richtung lenksames Werkzeug zu machen, wurde mir erst viel später klar, als ich einer längst vollendeten Thatsache gegenüberstand und selbst die Neigung, an den von meinem Vater getroffenen Vermögensfestsetzungen etwas zu ändern, vollständig verloren hatte. Als ich kurz vor Ausbruch des Krieges



Digitized by Google

gegen Frankreich im Juli 1870 zum ersten Mal nach einer sechsjährigen Abwesenheit, ja fast kann ich sagen: überhaupt zum ersten Mal — mein Aufenthalt in früherer Jugendzeit hatte nur wenige Wochen gedauert — das Stammschloß meines Vaters betrat, kam mir auf der Schwelle zu dem großen, im siebenjährigen Kriege von den Ziethenschen Husaren arg verwüsteten Ahnensaale eine junge Dame entgegen, deren blendende Schönheit, gehoben von einer sehr eleganten Toilette, nicht verfehlte, den tiefsten Eindruck auf mein jugendlich empfängliches Gemüth zu machen. Ich mußte mich sehr zusammennehmen, um nicht sofort durch irgend eine Thorheit oder ein unbedachtes Wort meine Existenz auf Schloß Cromlan zu einer fragwürdigen zu machen. Anne-Marie de Faucquemont, oder wie sie mit ihrem richtigen Namen heißt, Camilla Granez, war das uneheliche Kind eines Pariser Nähmädchens, einer entfernten Verwandten unseres Schloßcastellans. Durch welche Motive der Letztere bestimmt war, das damals in üppigster Jugendblüthe stehende junge Mädchen zu sich zu nehmen, und welche Bewegungsgründe für die verführerisch-schöne Pariserin vorlagen, den Aufenthalt in ihrer lebenslustigen Vaterstadt mit dem einsamen Schloß an der Straße zu vertauschen, ist mir noch heute ein ungelöstes Räthsel. Sie war da, sie ging und kam, wie und wann sie wollte, sie war mit aller Welt bekannt und vertraut, wurde von Allen, den Pater Eusebius nicht ausgenommen, wie eine kleine Göttin behandelt und ließ sich diese Verehrung mit der Würde und Gelassenheit der angestammten Herrin von Cromlan gefallen. Am wunderlichsten war ihr Verhältniß zu meinem Vater. Dieser, der in der Zwischenzeit sehr gealtert und nur noch der Schatten seines frühern Selbst war, hatte sich gegen die übrigen Schloßbewohner, das Beamten- und Dienstpersonal, eine despotische, kurzbefehlende Manier angewöhnt, die übrigens ganz und gar nicht in seinem Charakter lag. Gegen Camilla oder Cilly, wie er sie nannte, suchte er, so lange ich zugegen war, einen väterlich wohlwollenden Ton anzuschlagen, dem man es doch anhören konnte, daß er nicht der richtige war. Am wenigsten Eindruck machte er auf die übermüthige kleine Französin, die dem Alten, gerade wenn er im besten Zuge war, lachend in die Rede fiel, ihm den Mund zuhielt und sonstigen Schabernack mit ihm trieb. Je mehr dann aber der Graf sich in ein gewisses ernsthaftes Pathos hineinredete, desto toller und ausgelassener trieb es die Dirne, die damit auf das Ueberzeugendste bewies, daß sie ihrem Beruf, Schloßherrin von Cromlan zu werden, im vollsten Sinne des Wortes gewachsen sei. Gegen mich selber war ihr Benehmen das wunderlichste. Bald war sie freundlich, zuvorkommend, ja ich möchte sagen hingebend und liebevoll, dann aber wieder aufbrausend, abstoßend und auf alle Weise die Widersprache herausfordernd. Ich kann nicht sagen, daß ihr Wesen mir sympathisch gewesen wäre. Aber daß der erste Eindruck, den sie auf mich gemacht hatte, von Tag zu Tag sich steigerte und sich in wirkliche Leidenschaft zu verwandeln drohte, darüber war — selbst ohne die zischelnde Warnungsbeflissenheit des Paters Eusebius — eine Selbsttäuschung kaum möglich. Ein Glück für mich, daß im selben Augenblick, als ich einen gewaltigen dummen Streich zu machen im Begriff stand, gerade die Kriegsdrommete erklang. Ein kurzer Abschied, einige Thränen in Cilly's großen schwarzen Augen — que dieu vous protège et donnez-moi de vos nouvelles le plut tôt possible — ich mußte mich abwenden, um meiner selbst Herr zu bleiben. Acht Tage später stand ich im Pulverdampf bei Wörth, wurde verwundet und bei den Johannitern

Digitized by Google

untergebracht. Dort, in einem Feldlazareth, traf ich meinen Bruder. Derselbe hatte, ohne Wissen seiner Obern, die Kutte ausgezogen und war nach Frankreich geeilt, wo er sich in eine Krankenpflegerabtheilung der Johanniter aufnehmen ließ. Unser Zusammensein war ein kurzes. Meine Wunde war nur leicht. Nach wenigen Tagen konnte ich als geheilt meiner Truppe nacheilen, die inzwischen in Parforcemärschen auf Sedan zurückte. Den Rest des Krieges bis tief in den Frieden hinein war ich fortwährend bei meinem Regiment. Aber die Liebe zu dem Soldatenstande, die in jenen glorreichen Zeiten in manchem sonst friedlich gesinnten Jünglingsherzen erwacht sein mag, wollte sich bei mir nicht einfinden. Nur selbstständiger hatte sich mein Charakter entwickelt, und meine Neigung zu einem der Wissenschaft gewidmeten Leben trat stärker als je hervor. Ich war fest entschlossen, derselben keinen Widerstand entgegenzusetzen. Ohne meinen Vater zu fragen, nahm ich meinen Abschied, der mir auch, da infolge meiner Verwundung eine geringe Lähmung des linken Armes zurückgeblieben war, ohne Bedenken ertheilt wurde. Im October 1871 traf ich wieder auf Schloß Cromlau ein.

Ich kam gerade zur rechten Zeit, oder vielmehr: die Dinge schienen auf mich gewartet zu haben, um eins der furchtbarsten Familiendramen zu entwickeln, deren sich die Annalen unserer ritterbürtigen Geschlechter rühmen können. Noch ehe ich das große Familienzimmer betrat, hörte ich ein Schreien und Toben in demselben, das unheilverkündend über den langen Corridor bis auf den Hausflur schallte und das ganze Haus zu erfüllen schien. Als ich näher kam, erkannte ich die Stimme meines Vaters, der in der furchtbarsten Aufregung die gröbsten Schimpfworte wie: „ehrloser Bube! Verräther! Schande Deines Geschlechts“ über Jemand ausschüttete. Schnell entschlossen öffnete ich, um vielleicht eine Gewaltthat zu verhindern. Markerschütternd war der Anblick, der sich mir bot. Mein Bruder, dem die Kleider halbzerrissen vom Leibe hingen, stand da wie zur Bildsäule erstarrt, mit einem Gesicht, an dem nichts lebendig schien als die Augen. Diese aber waren mit dem Ausdruck des unversöhnlichsten Hasses auf den Alten gerichtet, der, vollkommen aus der Fassung gebracht, noch immer fortfuhr, mit Faustschlägen und Fußtritten, die an Ewald's steingewordenem Körper machtlos abprallten, seinem Zorne Luft zu machen. Im Hintergrunde des Zimmers, das Gesicht halb zum Fenster gewendet, stand Fräulein Granez. Was während der nun folgenden zehn Minuten gethan oder gesprochen wurde, vermag ich im Zusammenhange nicht zu erzählen. Ich weiß nur, daß ich Cilly in meinen Armen hielt, daß ihre glühenden Lippen den meinen begegneten und daß ein furchtbarer Aufschrei uns auseinanderriß. Ich sehe meinen Vater mit wuthentstelltem Antlitz, den gezückten Degen in der Faust, auf mich losstürzen. Ich sehe, wie mein Bruder sich zwischen uns wirft, dem Alten den Degen entreißt und — ich verliere auf einen Augenblick die Besinnung. Ein Augenblick, der für unser Leben entscheidend wurde. Als ich mich aus der momentanen Betäubung wieder aufgerafft habe, liegt mein Vater, in seinem Blute schwimmend, am Boden und über ihn gebeugt steht Ewald, die dampfende Klinge noch in der Rechten.

So endete der erste Act des Dramas. Was meinen Bruder zu der furchtbaren That getrieben, ist, soweit es nicht aus dem bisher Erzählten hervorgeht, mit wenigen Worten gesagt. Er war, nachdem er vollständig mit seiner geistlichen Carrière gebrochen, kurze Zeit vor mir in Cromlau eingetroffen, um vom Alten die zu einer Auswanderung nach Amerika erforder-



Digitized by Google

lichen Gelder zu erhalten. Er dachte durch diese landesübliche Generalquittung mit der Vergangenheit Verzeihung für den Bruch seines Fahneneides zu erhalten. Er fand den Vater jedoch unzugänglicher als jemals. Bitten, Beschwörungen, schließlich Drohungen wegen gesetzwidriger Schmälerung im Erbtheil — nichts wollte verfangen. Der Alte wurde von Tag zu Tag unnahbarer und grenzenloser in seinen Wuthausbrüchen. Den schlimmsten Streich aber spielte dem armen Ewald sein eigenes Herz oder, wenn man will, die Koketterie der schönen Camilla. Mit einem einzigen Feuerblick ihrer dämonischen Augen hatte sie aus dem trotzig-wilden Jüngling ein gefügiges Werkzeug ihrer Launen gemacht. Wenigstens schien es so. Ewald kämpfte in diesen Tagen einen furchtbaren Kampf. Auf der einen Seite die schmachvolle Behandlung, die ihm alltäglich von dem alten Grafen zutheil wurde, auf der andern Seite die leuchtende Gestalt der schönen Camilla, die in ihm eine an Raserei grenzende Leidenschaft entzündet hatte. So verging kein Tag, keine Stunde, wo seine Seele nicht über einem Abgrunde schwebte, aus welchem ihm das Wort: „Vatermord" mit dem Hohngelächter der Hölle entgegenschallte. Endlich, am Tage meiner Ankunft, hatte das Schicksal seinen letzten Trumpf ausgespielt. Ewald belauschte zufällig ein Gespräch zwischen dem Pater Eusebius und jenem bei der „Affaire Cromlan" die Hauptrolle spielenden Friedrich Wilhelm Krause, dem langjährigen Kammerdiener und leider nur zu vertrauten Genossen unseres Vaters. Es war davon die Rede, daß man ein Mittel finden müsse, um den unbequemen Gesellen auf die schleunigste und am wenigsten Aufsehen erregende Manier loszuwerden. Daß mit dem „unbequemen Gesellen" Niemand anders als er selbst gemeint war, konnte dem Lauscher schon um deswegen nicht zweifelhaft sein, weil gleich darauf auch meiner, als des stillern und darum gefährlichern Zwillingsbruders, Erwähnung geschah. Das Ende des Gesprächs verlief in jener charakteristischen Flüstersprache, welche bei Spießgesellen von der Art des Paters Eusebius und des Dieners Krause Einigkeit in bösen Anschlägen bedeutet. Ewald, dessen Stellung unter der Schloßeinwohnerschaft eine vollkommen isolirte war, und der — vielleicht nicht mit Unrecht — einen nächtlichen Ueberfall befürchtete, sah nur ein Mittel der Rettung: schleunige Flucht, Entführung der Geliebten. Er hatte eine Unterredung mit Camilla, die ihn gelassen anhörte und ihn dann bat, mit einem förmlichen Heirathsantrage vor dem alten Grafen aufzutreten. Ewald, den die Leidenschaft gänzlich verblendete, folgte dem Rathe der Circe, und die Folge hiervon war dann wieder jener Auftritt, bei dem mir selber das traurige Loos zutheil wurde, die schuldig-unschuldige Ursache einer in der blinden Noth des Augenblicks verübten Gewaltthat zu sein, die wohl selbst vor dem Forum der irdischen Gerichtsbarkeit straffrei erklärt worden wäre. Was mir bei dem furchtbaren Auftritt das Unerklärlichste blieb, die Wuth, welche den Arm meines Vaters gegen mich bewaffnete, kam gleich darauf bei einer Art von Erbregulirung zur Erörterung, bei welcher sich außer den Augenzeugen der blutigen Katastrophe auch der Pater Eusebius betheiligte. Mein Vater hatte der schönen Nichte seines Castellans seine Hand und den Rest seines Vermögens angeboten, war aber mit seinem Antrage ad calendas graecas verwiesen. Seitdem hatte der Verdacht, daß Cilly heimlich mit mir verlobt sei, in seiner Seele Wurzel gefaßt und er fand die Bestätigung desselben in dem herzlichen Empfange, der mir zutheil wurde. Uebrigens legte der in allen Sätteln gerechte und auf alle Fälle

Digitized by Google

vorbereitete Jesuit die unanfechtbarsten Urkunden vor, aus deren oberflächlichen Einsicht sich soviel mit Gewißheit ergab, daß der beste Theil unseres Vatererbes in dem für die Verdauung ungerechten Gutes bekanntlich ausgezeichnet organisirten Magen der alleinseligmachenden Kirche wohlaufgehoben war. Dem mit grinsender Freundlichkeit gemachten Anerbieten des Paters, uns bei der Regelung der unangenehmen Angelegenheit mit Rath und That zur Hand zu gehen, setzte ich ein eisiges Stillschweigen entgegen. Unter gleisnerischer Betheuerung seines Mitleids nahm er seinen Abschied.

Was den zweiten Ehrenmann, den Diener Krause betrifft, so habe ich zu erwähnen vergessen, daß derselbe ein unmittelbarer Augenzeuge der blutigen Katastrophe gewesen war. Dicht hinter mir hatte er das Familienzimmer betreten und zeigte nach geschehener That eine so tragische, von tiefstem Seelenschmerz gefolterte Physiognomie, daß ich mich anfangs täuschen ließ. Nachdem aber der Pater seinen Abtritt genommen hatte, meldete sich Krause, sprach von pecuniären Verlusten, die er im Dienste unseres Vaters gehabt, von dem Versprechen einer Altersversorgung, die ihm Letzterer gegeben, und warf endlich wie zufällig die Frage auf, ob eine Anzeige des Vorfalls bei Gericht gemacht werden sollte. Bei dieser Frage, welche die Absicht des Biedermannes zu deutlich durchblicken ließ, wurde mein Bruder, der bis dahin im dumpfen Stillschweigen dagesessen hatte, von jäher Zorneswuth erfaßt. „Du Schurke!“ rief er, dem Elenden mit geballter Faust drohend. „Du hast Deinen Raub bereits in Sicherheit gebracht. Du solltest froh sein, daß man Deine verpestete Seele nicht zum Teufel schickt.“ Mit einem kalten Lächeln, das er dem Jesuitenpater abgelernt haben mochte, erwiederte Krause, daß er mit einem Vatermörder über Recht und Unrecht nicht streiten könne. Ich mußte meine ganze Autorität aufbieten, um eine zweite Blutthat zu verhindern, wobei freilich schon damals die traurige Gewißheit in mir aufstieg, daß mein Bruder nach dem alten Sprichwort der Corsicaner: „wer sich nicht rächt, heiligt sich nicht“, seiner Zeit den einmal gefaßten Vorsatz wieder aufnehmen würde. Gegen Ausstellung eines nach drei Monaten fälligen Wechsels über 10,000 Thlr. gab Krause seine Versicherung auf Ehrenwort, über die Dinge, deren Augenzeuge er gewesen, gegen Jedermann zu schweigen und außerdem überall die Nachricht zu verbreiten, daß der alte Graf plötzlich am Schlagfluß verschieden sei. Daß Krause dieses Versprechen gewissenhaft erfüllt hat, war sicherlich nicht allein, ja nicht einmal dem Besitze des Wechsels zuzuschreiben. Vielmehr hatte er, gleich dem Pater Eusebius, das größte eigene Interesse daran, daß die Einmischung der Gerichte, die, wenn sie einmal erfolgte, auch auf gewisse dunkle Stellen der zum größten Theil von Krause besorgten Verwaltung der Privatkasse des Grafen Stephan ausgedehnt worden wäre, von den inneren Zuständen des Schlosses Cromlan möglichst fern gehalten würde.

Leider mußten wir behufs Beschaffung der 10,000 Thlr. die Beihülfe Camilla's annehmen, die sie uns selber anbot. Sie besaß — unter welchem Titel, blieb unerörtert — eine sehr respectable Sammlung kostbarer Brillanten und Schmuckgegenstände. Sie stellte uns dieselben zur Disposition. Wenn noch eine Masche an dem Netze gefehlt hätte, in welchem die schlaue Pariserin meinen Bruder gefangen hielt, so war sie mit jenem Zuge scheinbaren Edelmuths in den vollkommenen Besitz seines sterblichen und unsterblichen Theils gelangt. Er gehörte ihr von nun an mit Leib und Seele.

Digitized by Google

Die Brillanten wurden übrigens nur versetzt. Ich habe sie später mit Aufopferung des ganzen mir verbliebenen väterlichen Erbgutes eingelöst.

Hiermit hat die Rechtfertigung der That meines Bruders ihr letztes Wort gesprochen. Daß er meine warnende Stimme mißachtete und sich, einem gefesselten Sklaven gleich, dem Willen eines Weibes übergab, war seine Schuld. Mit ihrem Egoismus, ihrer Sucht nach Abenteuern, der sich bald zügellose Verschwendung zugesellte, bildete sie das verderbliche Princip im Schicksal meines Bruders.

---

## Frühstücksbeichte.

(Siehe die gleichnamige Illustration.)

Und wie sich das so fügt im Menschenleben,
Zum Ziele kommt man plaudernd Schritt für Schritt;
Ein Fluch ist's nur und ein Verhängniß eben,
Steckt einer dann im geistigen Habit.

Die Frühstücksbeichte scheint indeß platonisch,
Denn drüber eingeschlafen ist der Hund;
Nur manchmal blitzt des Paters Aug' dämonisch,
Spricht er vom Seelenheil, von Liebe und — — —

Warum nicht mit der Schönheit sollt' er's halten?
Im Tod bekannte Sanct Dominicus:
„Nur ungern Beicht gehört hab' ich die Alten,
Die Jungen hören war mir Hochgenuß."

Sie nennt ihn heute noch den „geist'gen Vater",
Die Hölle hat ihn erst bei einem Haar.
Doch flüstert morgen sie: „Mein lieber Frater",
Holt ihn — wer weiß — der Teufel ganz und gar!

O. B.

---

Digitized by Google

# Der Maler der deutschen Gemüthswelt.

(Mit dem Porträt Ludwig Richter.)

Die Deutschen haben einen Richter schon einmal zu einem ihrer gefeierten Lieblinge unter den Dichtern erhoben und ähnlich wie Jean Paul Richter der Dichter des Gemüths zu nennen ist, so hat Ludwig Richter das Recht, der Maler des Gemüths zu heißen. Keiner hat wie er die deutsche Volksseele in ihrem zartesten, geheimsten Wirken, in den Regungen des Familienlebens, der Liebe und des religiösen Gefühls mit Stift und Pinsel hinzuzaubern gewußt. Allverständlich sind die Gebilde des Meisters für Den, dessen Herz und Sinn nicht todt sind: Tausende hat seine Künstlerphantasie erfreut, Tausende gerührt und wie über der trüben Sorge des Alltagslebens von einer freundlichen Vorsehung die Kunst mit ihren erquickenden Freuden wie ein heilender Balsam des wunden Herzens schwebt, so hat Richter's Künstlerhand mit dem göttlichen Vorrecht der Kunst manches thränenerfüllte Auge, manchen Verdrossenen lächeln gemacht.

Unsere Illustration führt den Beschauer in Ludwig Richters Atelier. Die treu blickende, hohe Gestalt des bejahrten Meisters schaut sinnig her, als dächte sie über ein neues Schaffenswerk nach. Unsichtbar dem profanen Auge, aber lebendig für den Künstler, tanzen die Geister, die der Meister rief und die er nun nicht los wird, um ihn her. Die kleinen Hauskobolde aus seinen gemüthlichen Familienscenen führen mit seinen immer wiederkehrenden klugen Hündchen und Kätzchen eine lustige Polka aus, rundliche Kinderbeinchen springen darein, selbst die Staffelei wird belebt und zeigt, daß sie nicht so hölzern ist, wie man von ihr glauben sollte. Sie schreitet gravitätisch mit hohen Stelzbeinen durch das Zimmer und kommt sich sehr wichtig vor. Liebliche Mädchengestalten, zart und derb, schweben herein, die des Meisters Hand wiedergeschaffen: Hebel's Wiese, des Feldbergs liebliche Tochter, Goethe's verständig blickende Dorothea und in ihrem Gefolge eine Menge schalkhafter Mädchen ohne Namen. Sinnend lächelnd wiegt der Schöpfer dieser beweglichen Phantasiewelt sein Haupt und läßt die Keime neuer Gestaltungen im denksamen Hirn aufblühen. Denn gleich wie Meister Wolfgang, dem Olympier, ist es ihm Bedürfniß, Alles, was seine Seele bewegt, beunruhigt oder erfreut, in ein Bild, ein Gleichniß zu verwandeln; nur daß er dazu keine Verse abzuzählen, sondern nur die Farben zu mischen braucht.

Das Leben unseres Künstlers war anfangs Grau in Grau gemalt. Am 28. September 1803 in Dresden geboren, wurde er nach einer sorgenvollen Jugend früh zur Landschaftsmalerei hingeführt, ein Beruf, der noch durch ein mehrjähriges italienisches Reisestipendium, das Richter von 1823 bis 1826 benutzte, bestärkt ward. Italienische und deutsche Landschaften sind seit dieser Zeit reichlich aus Richter's Pinsel geflossen. Aber immer guckt aus diesen Landschaften, die den Künstler berühmt gemacht und ihm die

Digitized by Google

Vorstandsstelle des Ateliers für Landschaftsmalerei an der Dresdener Akademie geschafft haben, die Neigung, durch Verwerthung der Menschengestalt die Natur sinnig zu ergänzen. Wie es der Zug der neueren Landschafter ist (und die historische Landschaft gehört hierher), das Genre mit der Landschaft zu verknüpfen, so deuten Richter's belebte Naturstücke schon früh auf den Trieb des Künstlers, das Menschliche dem Vegetativen zu coordiniren. Viele solcher Figurenlandschaften, wie z. B. „Genoveva in der Waldhöhle", „Der Brautzug im Frühling", sind in seine späteren, von Gaber in Holz geschnittenen Sammelwerke übergegangen.

Die eigentliche Popularität und allgemeine Beliebtheit, deren sich Richter's Genie zu erfreuen hat, verdankt es den Illustrationswerken zu Dichtungen oder den selbstständigen Zeichnungen, die in Holzschnitten eine der gediegensten Zierden deutscher Büchertische bilden. Wer kennt nicht sein „Beschauliches und Erbauliches", seine Illustrationen zu Hebel's Alemannischen Gedichten in Robert Reinick's Uebertragung, sein Goethe-Album und vor Allem seine „Für's Haus" betitelten illustrirten Vier Jahreszeiten, die er selbst im Vorwort dazu als seine Haupt- und Lieblingsarbeit bezeichnete. Auch in Scherer's deutschen Volksliedern rührt ein Drittel der Illustrationen von seiner Hand her.

Anspruchslos wie des Künstlers Wesen sollen auch diese Bilder sein, aber gerade darum in ihrer rührend ergötzlichen Naivetät wirken sie so zauberisch, so überaus anheimelnd auf das deutsche Gemüth. Ich glaube, durch Nichts könnte dem deutschen Auswanderer auf den Prairien des Westens oder den Diamantenfeldern von Australien so das Heimweh erweckt werden, als durch diese specifisch deutsch gefühlten Bilder, die wie ein Frühlingshauch der verlorenen Heimat in den ermüdeten, arbeitsgebeugten Sinn wehen. Das einheitlichste dieser Werke, „Für's Haus", erfüllt wie alle anderen die Aufgabe, die der Künstler sich im Vorwort gestellt: „Ein Werk in's liebe deutsche Haus zu bringen, welches im Spiegel der Kunst Jedem zeigt, was Jeder einmal erlebte: der Jugend Gegenwärtiges und Zukünftiges, dem Alter die Jugendheimat. Gelingt es nun, das Leben in Bildern schlicht und treu, aber mit warmer Freude an den Gegenständen wiederzugeben, so wird ja wohl in manchem der Beschauenden der innere Poet geweckt werden, daß er ausdeutend und ergänzend schaffe mit eigener Phantasie."

Es ist reizend, zu sehen, welche Gestalten das Schooskind des Zeus, die Phantasie, in Richter's Gebilden hervorzaubert. Vor Allem hat unser Malerpoet vom heiligen Lucas, dem Patron der Künstler, ein Patent auf die Reproduction der Kinder- und Thierwelt erhalten. Ihm ist der Unschuldreiz, der in dem Leben der Kinderwelt, diesem Nachklang der Paradiesesfreuden, liegt, aufgethan, wie dem Alibaba die Schätze der Sesamshöhle. Die rundlichen Glieder, die schelmischen Augen seiner Kinder hat Oscar Pletsch wohl erreicht, nicht aber die Poesie der Gruppirung und der Situation. Ein Kinderconcert und ein Kindercarneval, Kinder im Bade und auf dem Kirschbaum, wie Richter in seinen allbekannten Bildern, schafft ihm Keiner nach. Selbst das große Leid der Kleinen, das noch immer klein genug ist, findet seinen köstlichen Humor. Nicht allein Rothkäppchen und Hänsel und Gretel, die Helden der beliebtesten Kindermärchen, mischen Schalkhaftigkeit mit dem Wolfs- und Hexenschreck, auch die wehmüthig komischen Bilder: „Weine nicht, Helmchen!" wo die gutmüthige Schwester dem frierenden Brüderchen die Thränen abwischt, und der „Christmarkt in Dresden" (zwei

Digitized by Google

arme Kinder, die ihre Pflaumenmännchen und Schäfchen nicht losgeworden sind und „Ausverkauf wegen Geschäftsaufgabe" anzeigen), sind jedem Beschauer, vor Allem aber wohl dem weichen Mutterherzen unvergeßlich.

An die Kinder lehnt sich der Hund, das treue Hausthier, überall. Er fühlt Alles mit. er bellt vor Freude, läßt Ohren und Schnauze hängen, je nachdem der Gemüthsthermometer seiner kleinen Herren beschaffen. Und das Kätzchen schnurrt, der Vogel im Bauer singt, die Gluckhenne pickt mit ihren Küchlein die Brosamen auf; die vierbeinige Welt ist immer in Verbindung mit der zweibeinigen.

Naiv und doch echt poetisch deutet Richter Naturvorgänge an. Wenn es regnet, gießen die Engel aus Gießkannen vom Himmel Wasser herunter, im Herbst wandert der Wandervogel mit Ränzel und Stab auf dem Rücken aus, der Käfer, der die Blume besucht, stellt sich als Cavalier in Frack und Halsbinde vor, der Abendstern ist ein kleiner müder Junge, der von seiner Mutter, der Sonne, an der Hand geführt wird.

Richter's Volksscenen, Bauerntänze, Weinlesen und Liebesgeständnisse, wo die Mädchen bei gesunder Frische und Fülle der Glieder meist Kindergesichter haben, sind durch und durch poetisch. Auch die Trauer ist anspruchslos ergreifend vertreten. Die Beiden, die gestorben und verdorben sind, die zwei Königskinder, die nicht zu einander kommen konnten, weil „das Wasser war viel zu tief", die Eltern am Grabe des todten Kindes, das aus einer lichten Wolke lächelnd auf die Weinenden herabblickt — alles Das rührt tief. Nicht minder das „Dämmerstündchen". Sonst saß er, wie das Bild oben zeigt, mit dem geliebten jungen Weibe vergnügt am traulichen Feuer, das Haar blond, den Hund zu seinen Füßen; jetzt zeigt ihn die untere Illustration allein, mit grauem Haar vor ödem Kamin. Wo ist sein Glück geblieben? Verweht wie die Funken im ausgebrannten Kamin. Allein! Allein!

Es ist etwas von Dürer in Richter's Art. Wenn er des Heilands Geburt, Epiphanias und die Auferstehung illustrirt und ehrliche deutsche Bauern, deutsche Hirten den Heiland begrüßen läßt; wenn die heiligen drei Könige eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den gemüthlichen Bürgern seiner altdeutschen Städtescenen haben und die Kinder, Katzen und Hunde uns aus anderen Richter'schen Bildern schon ganz genau bekannt sind, so gemahnt uns das an des alten Meisters Uebersetzung der heiligen Geschichte in das Costüm seiner Zeit.

Wir schließen dieses kurze Erinnerungswort an den Meister, dem die Sonne der Kunst hell geleuchtet hat und der deutsch gedacht und geschaffen hat, wie selten Einer, mit Schiller's „Kunstregel", die Richter in seinem „Sommer" gar sinnig illustrirt hat, dem goldenen Wort: Und die Sonne Homer's, siehe sie scheinet auch uns! Auch unseren Künstlern, wie unseren Dichtern möge die Poesie der Heimat werther und schaffenswürdiger sein, als die Reproduction der Antike. Und wer es wagen will, deutsch und national zu sein unter den Künstlern, dem lacht das Beispiel Ludwig Richter's, des Malers der deutschen Gemüthswelt!

Franz Hirsch.

Digitized by Google

# Die Heldin der Mode.

Novelle von **Adolf Oppenheim.**

## I.

Im Gebirge, jenseits eines breiten Stromes, auf einer ziemlich entwaldeten hohen Bergseite, steht ein massives, in Hufeisenform errichtetes Gebäude. Es ist Schloß Bernthal, das seine beiden Seitenflügel nach der Thalseite wie ein paar Fühlhörner ausstreckt. Von der Platform, im Westen des Schlosses gelegen, kann man bei heiterm Wetter stundenweit in das Land hineinblicken. Einen Sonnenaufgang und einen Sonnenuntergang von der Platform oder Zinne des Schlosses aus zu sehen, gehört zu den herrlichsten Naturvergnügungen. Bei Sonnenuntergang verschmelzen die fernen Gipfel der Berge in einem undeutlichen lilafarbenen Nebel, blos ihre Ränder bleiben durch eine sanfte Goldfarbe markirt.

Vor alten Zeiten war das Schloß ein Klostergebäude und der mittlere Theil des Schlosses zeigt noch deutliche Spuren der ehemaligen Bestimmung des Gebäudes. Die Zimmer in diesem Theil des Gebäudes sind niedrig und düster, werden daher wenig benutzt. Nur der große Saal ist imposant und die alte Sculptur in demselben sehenswerth. Die beiden Seitenflügel sind unter den Großeltern der jetzigen Besitzerin hinzugefügt worden und höchst geschmackvoll gebaut.

In dem reichausgestatteten Parloir, dessen Einrichtung die ganze Fülle jenes Comforts zeigte, der einer alten reichen Dame als unerläßliches Lebensbedürfniß gilt, saßen die Stiftsdame Gräfin Bernthal und der Gatte ihres Enkelkindes, Graf Wolfgang. Die Gräfin Bernthal war eine Frau nahe an siebzig Jahre, mit grauweißen, glattgekämmten Haaren. Ihr Antlitz trug echt aristokratischen Schnitt; ihr trotz des Alters noch immer lebhaft bewegliches Auge, ihre leichtgekrümmte Nase, der strenge Zug um den Mund gaben ihr etwas Ueberlegenes, das Jedem imponirte. Einstens war die Gräfin Bernthal eine vielgenannte, um ihren Geist und ihre Schönheit vielbeneidete Dame. Die schönen Zeiten ihrer Jugend hatte die Gräfin am Hofe verlebt, als ihr erster Gatte, Graf Warren, sie heimführte. Auf so viel Glück der fröhlichen Jugend folgten schlimme, harte Zeiten. Der Graf war ein Roué und schoß sich, als Vermögen und Ehre im Spiel dahingegangen, eine Kugel durch den Kopf. Dann hatte das Schicksal ihr noch einmal wohlgewollt, sie heirathete einen entfernten Verwandten, den nicht sehr reich begüterten Grafen Bernthal, und lebte glücklich mit dem, was ihr von den Trümmern aus dem großen Schiffbruch geblieben war — bis Graf Bernthal plötzlich starb. Er war auf der Jagd verunglückt. Die Gräfin verheirathete ihre einzige Tochter erster Ehe und zog sich nach Schloß Bernthal zurück. Die Gräfin flößte auf den ersten Blick Ehrfurcht ein; unter ihren Runzeln sah man noch — besonders wenn sie erregt war — Spuren ihrer einstigen Schönheit.

Digitized by Google

Ihr gegenüber saß Graf Wolfgang, ein Mann mit schönem, regelmäßigem Gesicht, dichtem Schnurr- und Backenbart und in natürliche Locken sich kräuselndem, dunklem Haar.

„Sie bitten mich um eine Unterredung und wollen doch nicht mit der Sprache heraus? Was soll das heißen?" „Fühlen Sie sich unglücklich?"

„Großmama!"

„Sie wollen es nicht gestehen? Sie haben Recht, das Leid in sich zu verschließen, daß es Niemand sieht, ich habe es mein ganzes Leben so gehalten, deshalb war ich stets beneidet und doch war mein Inneres ein mit Blumen verhülltes Grab. Aber ich sorgte auch dafür, daß Niemand mein Leid *ahnt* — ich lachte, blickte heiter in die Welt, während mein Herz vor Kummer brach. Sie, mein lieber Wolfgang, haben diese Kunst sich nicht eigen gemacht. Ihr Leid steht, wenn auch der Mund darüber schweigt, deutlich an Ihrer Stirn geschrieben."

Wolfgang ergriff die Hand der alten Frau und drückte einen Kuß darauf. „Ach, Großmutter, wenn Sie wüßten, was auf der Brust wie eine Last mir liegt!"

„So, so! Macht Leonie Ihnen Kummer?"

Wolfgang antwortete nicht, aber er sah die Gräfin mit einem Blicke an, in welchem ein Theil der Geschichte seines Leidens lag.

„Dacht' ich's doch! Ja, ja, es ist der Mutter Blut!" Die alte Frau brach das Gespräch plötzlich ab und starrte vor sich hin. Nach einer Pause fuhr sie wie erschreckt aus einem schweren Traum auf, griff mit ihrer zitternden Hand nach der Stirn und fragte Wolfgang: „Wovon sprach ich? Ach ich entsinne mich, von meinem Enkelkinde."

„Als Sie mir Leonie gaben, da sagten Sie mir: „Sie sind der Gatte, der für mein Enkelkind paßt; ihr leichter Sinn wird zerschellen an dem Ernst ihres Mannes!"

„Ja, ja, so sagte ich. Sie sind ein braver Mann, Wolfgang, den nicht nur ich, sondern auch die Welt achtet und schätzt!" Die Gräfin hatte Wolfgang's Hand ergriffen. „Ich hoffte, Leonie's Leichtsinn würde mir weniger Sorge machen. Ich wußte, daß Sie sie lieben — "

„Ja, ich liebte sie und liebe sie noch mit jeder Faser meines Herzens und dies mag auch der Grund gewesen sein, weshalb ich nicht die Festigkeit besaß, sie von jenen Fehlern, welche Ihnen Furcht einflößten, zu heilen."

„Und Ihr Kind?"

„Leonie betet es an. Sie bewacht den Athem, wenn es schläft, sie ist mit einem Wort: Mutter. Aber dies ist nur zuweilen der Fall und wie es Tage und Nächte giebt, wo sie nicht das Kind von ihrer Seite läßt, so giebt es wieder Tage — Wochen, wo sie Henriette kaum fünf Minuten sieht."

„Das Blut der Mutter!" sagte die Greisin halblaut und begann wieder vor sich hinzublicken. Und abermals nach einer Pause fragte sie, wie aus einem Traum erwachend: „Wovon sprach ich doch? Daß mein Gedächtniß so sehr abgenommen. Wolfgang! Ja, ja, wenn Schnee unser Haupt bedeckt, schrumpft das Gedächtniß zusammen. Wovon sprachen wir also?"

„Von Henriette, Großmama! Ich — "

„Ah, ich entsinne mich, von Henriette und Leonie!" Die Stimme der Greisin klang bewegt. „Von Leonie! Sie ist das Abbild der Mutter — sie liebt ihre Diamanten — die Bälle — aber das Herz erkaltet."

Digitized by Google

„Großmama!“ rief Wolfgang erschreckt.

„Ah, ich greife an die Wunde! Wußte ich doch, daß Ihr Herz noch mehr des Kummers birgt — den Sie der alten Frau verbergen wollen. Wenn ich auch entfernt von der Residenz lebe und meine Zeit mit dem schwatzhaften Solms, der mir zur Gesellschaft von seinem Gute herüberkommt und Alles nach seiner eigenen Methode berichtet, verlebe, so bleibt mir doch nichts verborgen. Sehen Sie, Wolfgang, wenn ein Leben voll Qual und Sorge hinter uns liegt, wenn uns Mißtrauen und Zweifel für Alles erfaßt, so muß man wie Cäsar sein Haupt verhüllen und den Tod erwarten. Es giebt nichts Süßes mehr für uns. Man liest in Aller Herzen, man erräth die Ursache aller Dinge, man genießt nicht einmal des Vortheils der Täuschung. Man steht so zu sagen außerhalb der Schöpfung — ist von Allem getrennt. Sie wollen mir verbergen, was ich errathen, als Ihr vor einigen Tagen plötzlich zum Besuch nach Bernthal kamt. Sie sind unglücklich, weil Leonie ihre Diamanten, ihren Putz mehr liebt —“

„Als mich“, warf Wolfgang bitter ein.

„So *glauben* Sie. Allein ich sage Ihnen, Leonie hat einen leichten Sinn, aber ihr Herz ist gut. Ihr Leben dreht sich bei all' ihrem Leichtsinn um eine empfundene Zuneigung ihres Herzens wie um eine einzige Achse herum und diese einzige Zuneigung bildet Gatte und Kind. Glauben Sie mir, ich kenne die Welt und das menschliche Herz besser wie Sie!“

„Und doch sage ich, Sie kennen Leonie nicht! Ihr Herz gleicht leider jenen perennirenden stets bereiten Pflanzen, sich an alles Umgebende zu schmiegen und sich mit Banden daran zu knüpfen, die man in den nächsten Tagen wieder oft gewaltsam zerreißen muß. Es ist bei ihrem Herzen ein Laster der Natur und so lange dieses Laster nicht mit der Wurzel ausgerottet wird, so lange wird es fortwuchern.“

„Wolfgang!“

„Sie verlangten Offenheit, Großmama — ich gebe sie Ihnen jetzt. Ich, der ich Leonie geliebt hatte, wie man es nur bei einem Engel kann, indem ich sie mit einer heiligen Ehrerbietung umgab; ich, der sie angebetet und jeden ihrer Gedanken im voraus errieth und verwirklichte — hatte nicht die Kraft, ihr das Laster der Natur, das sie Zerstreuungen und Vergnügungen nennt, aus dem Herzen zu reißen und —“, Wolfgang unterbrach sich mit einiger Bestürzung in der Leidenschaftlichkeit seiner Rede.

„Und? Warum stocken Sie, Wolfgang?“

„Deshalb bin ich gesonnen, der Sache ein Ende zu machen.“

„Wolfgang!“

„Ich werde einem Eclat aus dem Wege gehen — ich werde *verreisen*!“ Wolfgang hatte diese Worte mit tiefer Bewegung gesprochen, er konnte den auf ihm haftenden durchdringenden Blick der Großmutter nicht ertragen und wendete sich rasch ab.

„Sie wollen *verreisen*?“ fragte die Gräfin, indem sie die Augen Wolfgang's suchte, mit eigenthümlicher Betonung.

„Ja.“

„Und wohin?“

„Ich — ich habe mich über das Ziel noch nicht schlüssig gemacht.“

„So. Und wird die Reise lange währen?“

„Hm — ich weiß es noch nicht.“ Eine dunkle Röthe schoß über Wolfgang's Wangen als die Gräfin diese Frage an ihn richtete. Es hatte ihm

Digitized by Google

offenbar Mühe gekostet, diese Last von seiner Brust abzuwälzen. Bald hatte er jedoch seine Ruhe wieder und fuhr fort: „Ich bat Sie deshalb um diese Unterredung. Wenn ich abwesend bin, ist Leonie Herrin ihres Willens, ihrer Handlungen."

„Und ich sage Ihnen, Wolfgang, Sie werden bleiben!" rief die Greisin ihn unterbrechend in festem und sicherm Tone.

„Ich reise. Soll ich meine Ehre, meinen Namen und Ruf an den Bettel hängen? Mein Herz ist gefoltert von den entsetzlichsten Qualen, welche je ein Mensch empfinden kann. Wenn ich durch die Straßen gehe, glaube ich, die Leute deuten mit Fingern nach mir. Wenn ich in eine Gesellschaft trete, glaube ich Aller Augen auf mich gerichtet; ich höre das Flüstern, höre es deutlich, wie sich meine Feinde in die Ohren raunen: „Sehen Sie, das ist der betrogene Ehemann!" O nein, nein, Großmama! Mein ehrlicher Name, mein guter Ruf geht mir über Alles — hören Sie, über Alles!"

„Guter Ruf! Was heißt Ruf? Heute wird ein Mann von Rang in den Himmel gehoben, heute gilt eine Frau für eine Heilige, und morgen singen die Straßenjungen Gassenhauer auf Beide! Die öffentliche Meinung, die Ihnen so hoch gilt, lieber Wolfgang, um was dreht sie sich heutzutage? Nur noch um den Mammon; sie huldigt dem Erfolg und verhöhnt den Besiegten. Glauben Sie, die Ehre unseres Hauses liegt mir nicht gerade so am Herzen, wie Ihnen? Und weil sie mir am Herzen liegt, deshalb will ich, daß Sie bleiben. Ich will nicht, daß man die Ehre unseres Hauses wie eine Waare feil zum Markte trägt, will nicht, daß man über einen Mann spotte, dessen Ehrenhaftigkeit und Charakterstärke als Leuchte dienen könnte, den nicht der Zufall der Geburt über die Menge erhob, sondern jene Hoheit des Geistes, jene Unwandelbarkeit des Charakters, welche den Menschen zum wahren Menschen, zum echten Aristokraten stempelt."

Wolfgang sah die greise Dame ruhig an und indem er ihre Hand ergriff antwortete er: „Ich sage Ihnen, Großmama, ich muß auf längere Zeit verreisen. Doch wir sprechen später noch darüber. Ich will nach Henriette sehen, ich habe ihr heute noch nicht den Morgenkuß gegeben; das Kind wird böse sein, wenn es seinen Papa so lange nicht sieht", Wolfgang lächelte, „ich will's mit dieser kleinen Dame nicht verderben, Großmama, und eile zu ihr." Raschen Schrittes, den Blick der greisen Dame ängstlich vermeidend, eilt Wolfgang aus dem Salon.

Die greise Stiftsdame blickte Wolfgang lange nach, dann sah sie wieder gedankenvoll vor sich hin. „Es ist das Blut der Mutter, meiner Tochter", murmelte sie. „Meine Tochter! Wie zärtlich hob Dein Vater Dich aus den weichen Kissen, schaukelte Dich in seinen Armen, freute sich an dem Glanze Deiner braunen Augen! Wie stand ich, Deine Mutter, dabei und schaute stolz auf Dich herab. Der letzte Sprößling warst Du eines stolzen Geschlechts und verheißungsvoller als der Glanz unseres Hauses blühte die zarte Blume Deiner Schönheit empor." Die Gräfin stützte ihren Kopf auf ihre rechte Hand und sah sinnend hinaus in die anmuthige Landschaft. Die Gräfin war weich und wehmüthig gestimmt. Sie trocknete sich, indem sie eine Weile hinausgeblickt, die nassen Augen. Bilder der Vergangenheit tauchten auf und sie kamen ihr wie vergilbte Blätter vor, die abgefallen waren im Herbste ihres Lebens. Sie dachte an jene Zeit, als ihre Tochter den süßen Namen „Mutter" lallen konnte, an jene Zeit als sie den ersten Unterricht erhielt, confirmirt und dann zum ersten Mal eingeführt wurde ein

Digitized by Google

die Welt des Glanzes und der — Lüge. „O, Thörin, die ich war", murmelte die greise Frau, „ich hatte mein Glück in meine Tochter gesetzt. Ich fand Gefallen an den Launen meines Kindes. Was schön, was bemerkbar macht, war ihr Glück; sie hatte ihre Freude in der Bewunderung der Menge gefunden und diese Freude war das Unglück ihres und meines Lebens. Die Triumphe der Salons galten ihr mehr als das Glück ihrer Familie!" Ein anderes Bild tauchte in ihrer Erinnerung auf — es war der Hochzeitstag ihres Kindes. Schöner, unvergeßlicher Tag einer Mutter; schöner, unvergeßlicher Augenblick, als sie mit dem Segen des Priesters vor dem Altar in Gedanken auch ihren Segen auf das Haupt ihres Kindes fallen ließ!

Blanche liebte ihren Gatten, aber diese Liebe vertrocknete unter dem Hauche der Zeit. O, es war nur eine kurze, kurze Spanne Zeit! Als Blanche sich bald darauf Mutter fühlte, wie gewährte es ihr Freude; aber Blanche konnte sich nicht darein finden, der Gedanke, daß dies ihre Taille verderben und ihr jenen jugendlichen Anschein rauben würde, der sie vor Fremden für ein unverheirathetes Mädchen erscheinen ließ, betrübte sie. Aber noch mehr ihre Mutter, als sie den leichten Sinn der Tochter auch in dem heiligsten Gefühle entdeckte.

„Mein Gott", rief sie oft, „sie hat ein Herz von Stein!" Sie wollte verzweifeln; da kam der Tag heran, an welchem Blanche einer Tochter das Leben schenkte, und als sie sah, mit welcher Liebe und Leidenschaft Blanche ihr Kind an das Herz drückte, wie sie Niemandem die Sorge anvertrauen wollte, ihre kleine Leonie zu nähren, wie ängstlich sie das kleine Wesen bewachte, da sagte sie: „Nein, nein, ich täusche mich, ihr Herz ist gut."

Eines Tages saß Blanche an dem Spiegel, da entdeckte sie, daß ihre Züge blaß und leidend geworden; sie weinte darüber und übergab die kleine Leonie gemietheten Händen.

Der Winter kam und Blanche erschien wieder auf den Festen und vergaß, daß sie — Mutter war. Arme Leonie! Welch' böser Dämon hauchte Deiner Mutter wohl den Gedanken ein, mit Dir zu fliehen? Warum riß sie auch Dich heraus aus dem Hort der Vaterarme, als sie die Heimat verließ, um mit dem Freunde ihres Gatten zu fliehen?

Der Vater sah sich verlassen und allein. Der Schmerz brach wohl sein Herz, sein Haupt vermochte er nicht zu beugen. Stolz wie immer zeigten sich die festen Züge seines Angesichts; nur die weißen Haare, die so früh sich mit den schwarzen mengten, gaben Zeugniß von dem tiefen Schmerze, den er schweigend in der Brust verschloß. Sein treuloses Weib konnte er vergessen, doch nimmermehr sein Kind. Ein treuer Diener unternahm es, den Aufenthaltsort desselben auszuforschen, doch eh' er wieder heimgekehrt, trat der Tod vor des Vaters Augen und in schlimmen Mutterhänden blieb sein Kind zurück; doch wo? Der treue Diener folgte den unsicheren Spuren lange vergeblich, endlich fand er das Kind — zu spät — der Vater war todt. Und in die Arme der Großmutter legte er die kleine Leonie.

Die greise Frau stand jetzt auf, ging einige Male im Gemach auf und nieder, dann öffnete sie ihren Secretär und holte aus einem geheimen Fach ein Portefeuille. Sie blätterte darin; dann nahm sie einen Brief heraus und öffnete ihn. Als sie den vergilbten Brief überlas, fielen einige Thränen auf denselben nieder. Wie viele Thränen mögen wohl schon auf dies Blatt gefallen sein? Sie las:

„Theure Mama! Diese Zeilen sind die letzten, die ich schreibe; wenn

Digitized by Google

Du sie erhältst bin ich nicht mehr. Ich sterbe. Die Ursache meines Todes ist die gewonnene Ueberzeugung, daß für mich das fernere Leben nur ein Unglück wäre. Sie vermögen nicht zu bemessen, was ich gelitten habe. Ich weiß nicht, ob ein Schatten von Entschuldigung für meine Sünde in der Geschichte meiner Leiden liegt — ich habe gebüßt. Verzeihen Sie mir! Vielleicht habe ich durch meine Reue und Buße die Verzeihung des Todten erlangt, Desjenigen, auf dessen Haupt ich im Leben Schmach geladen, dessen Herz ich gebrochen. Küssen Sie meine Leonie für mich und bewahren Sie sie vor dem Unglück ihrer Mutter und sagen Sie meinem Kinde niemals, welch' unglückliche Mutter ihr gelebt! Leben Sie wohl, fluchen Sie mir nicht und denken Sie meiner in Frieden.

Blanche."

Blanche ruht auf dem so schön gelegenen Friedhofe in Nizza. Im Todtenschein hieß es, Blanche sei an einer Herzkrankheit gestorben.

Nachdem die Stiftsdame den Brief gelesen und ihn langsam, ruhig wieder in seine vorigen Falten gelegt hatte, setzte sie sich auf ihr Sopha und blieb, starr die Wände betrachtend, eine Weile, dann stand sie auf und sagte seufzend: „Daß doch die Zeit den Schmerz um ein verlorenes Gut, das uns theuer war, nicht mindert. Aber die Augen auf, Cornelia, Du darfst den Kopf nicht verlieren! Das Blut der Mutter rollt in Leonie's Adern, rette sie vom Abgrund! Niemand darf meine Schwäche ahnen, denn nur der Starke kann handeln — und ich will handeln."

## II.

Die Gräfin war so weit in ihren Betrachtungen gekommen, als sie durch den Eintritt einer Person gestört wurde. Die Gräfin ging sogleich auf den Eintretenden zu und rief: „Ei, sieh da, Herr von Solms! Schon zurück von der Reise? Und davon erfahre ich nichts?"

Da Herr von Solms eine bedeutende Rolle in unserer Erzählung spielt, so wollen wir denselben etwas näher betrachten. Herr von Solms war von mittelgroßer Statur, hatte ein wenig gebückte Haltung und weiße, spärliche Haare; seine ganze Erscheinung war die eines Menschen, welcher das Leben von der Lichtseite betrachtet. In seinem Leben lag die ausgesprochenste Menschenliebe; in seinem Blick Milde und auf seinem rosigen Angesicht strahlte ein fortwährendes Lächeln kindlicher Seelenruhe. Bei Allen, die ihn kannten, stand Herr von Solms in großer Gunst; obschon sich eigentlich Niemand erinnern konnte, daß er seinen Mitmenschen jemals von irgend einem wesentlichen Nutzen war, ebensowenig konnte man sich erinnern, daß der alte Solms jemals bei einem menschlichen Wesen durch Beleidigung Anstoß erregt hätte. Herr von Solms war in seiner Art ein Sonderling. Er lebte nach einer von ihm erfundenen Methode, sprach nach seiner eigenen und zwar seiner umständlichen, breit angelegten Methode, kurz Alles, was er that, geschah nach Methode. Herr von Solms war zugleich einer jener Menschen, welche das Unglück haben, stets auf die Lachmuskeln ihrer Umgebung ohne Absicht großen Einfluß zu üben, ein Unglück, das Herrn von Solms von Jugend auf verfolgte, weshalb er sich nie entschließen konnte eine Frau zu nehmen, trotzdem er die Frauen liebte. „Ich liebe die Frauen", pflegte er oft zu sagen, „und könnte es nicht über mich gewinnen, einer Dame etwas abzuschlagen; aber ich fürchte sie!"

Er hatte den Sohn seines in Armuth verstorbenen Bruders zu sich ge-

Digitized by Google

nommen und mit diesem lebte er auf seinem Gute, eine kleine halbe Stunde von Bernthal. Täglich kam er auf's Schloß, um mit der Stiftsdame Schach oder Whist zu spielen und nach seiner Methode zu plaudern.

Mit sichtbarem Behagen hielt Herr von Solms die Finger der Gräfin in seiner kleinen weißen Hand länger fest, als dies wohl sonst gebräuchlich ist. Nochmals hieß die greise Frau ihren Gast willkommen und bot ihm ein Fauteuil an ihrer Seite an. „Und nun erzählen Sie mir, mein alter Freund, wie es Ihnen auf Ihrer Reise und in der Residenz erging, ob Sie meine Aufträge richtig ausgeführt."

Solms gab sich Mühe, ein betrübtes Gesicht zu machen, welche Mühe indeß von der Gräfin mit einem Lächeln belohnt wurde.

„Sie kennen ja, theure Freundin, mein altes Unglück."

„Das wäre?"

„Daß ich das Malheur habe, immer überall entweder zu spät oder zur unrechten Zeit zu kommen und ausgelacht zu werden. Dieses Unglück stammt aus meiner frühesten Jugendzeit, ja, ich möchte behaupten, daß ich zu spät zur Welt kam. Von da ab bis zu meinem medicinischen Studium sowie noch jetzt, wo ich von dem Ertrage meines kleinen Gutes Bolzberg als Ihr Nachbar lebe, hat mich mein Malheur nicht verlassen."

Die Gräfin reichte ihm die Hand. „Sie sind mein treuer, alter Freund, den ich noch lieber hätte, wenn er sich seine abscheulichen Methoden abgewöhnen wollte. Nun aber sagen Sie mir das Resultat Ihrer Reise."

„Ich kam zu spät."

„Wie?"

„Ich traf den Grafen Wolfgang nicht mehr in der Residenz."

„Sehr natürlich, weil er sich mit Frau und Kind seit drei Tagen hier befindet."

„Ich machte nämlich einen kleinen Umweg über Kintram, um meinen alten Freund, den Grafen Zattwitz, zu besuchen; ich traf ihn nicht. Es war dies das vierte Mal, daß ich ihn vergebens aufsuchte. Seine Frau lachte, bat mich aber ihn zu erwarten, bis er von der Jagdpartie zurückkäme. Ich verweilte nun mehrere Tage bei meinem Freunde. Aber sofort nach meiner Ankunft in der Residenz zog ich Erkundigungen über die bewußte Angelegenheit ein."

„Nun, und was haben Sie erfahren? Ist Alles so, wie mir meine alte Freundin Clotilde mitgetheilt?"

„Unsere Freundin Clotilde hat leider die Wahrheit geschrieben", antwortete Solms seufzend. Die jungen Leute führen eine unglückliche Ehe und man spricht gar Allerlei von Leonie."

„Was spricht man?" rief die Gräfin mit erregter Stimme.

„Hm — hm — ich weiß nicht ob — in wie fern —"

„Was spricht man von meiner Enkelin? Reden Sie offen, Solms, wenn wir Freunde bleiben wollen."

„Nun, zuerst bespricht man ihren Hang zur Verschwendung und die grenzenlose Nachsicht ihres Gatten. Leonie sendet sogar ihre Wäsche zum Waschen nach Paris. Und da jeder Brunnen versiegen muß, wenn unaufhörlich daraus geschöpft wird, so glaubt man —", Solms stockte plötzlich.

„Was glaubt man?"

„Daß — daß Graf Wolfgang dem Ruin nahe sei."

Die Gräfin sank in einen Stuhl und murmelte:

Digitized by Google

„Dem Ruin! — Ja, ja, ich ahnte es.“ Es entstand eine Pause und Solms, welcher die Gräfin genau kannte, beeilte sich nicht, den Gedankengang seiner Freundin zu stören; er trat an's Fenster und blickte hinaus. Ungefähr zehn Minuten lang stand er so, und da die Gräfin noch keine Miene machte, das Wort an ihn zu richten, so wollte er sich eben leise entfernen, als sie, wie aus einem Traume aufgeschreckt, ihn starr ansah. „Nun-Solms?“

„Meine theure Freundin!“

„Wovon sprachen wir vorhin?“

„Von Leonie.“

„Von Leonie, ja, richtig. Art läßt nicht von Art, mein lieber Solms; auch die Mutter brachte ihren Gatten durch Verschwendung an den Bettelstab und hat ihm das Herz gebrochen. Komme mir Einer nochmals mit einer Klostererziehung! Sehen Sie, Solms, das sind die Resultate. — Doch, Sie haben mir nicht Alles erzählt; ich sehe es Ihnen an. Wälzen Sie die Lawine von Ihrem Herzen; — o, fürchten Sie nichts, ich fühle mich stark genug. Was haben Sie noch erfahren?“

„Ein andermal, theure Freundin.“

„Nein, nein, nein, Solms, ich will Alles wissen!“

„Nun — man nennt Leonie allgemein „die Heldin der Mode“ und sagt, daß sie den Zweck ihres Lebens blos in sinnlichen Vergnügungen sucht und — findet. Ihr Salon gehört zu den besuchtesten — in der Nähe der schönen Leonie strahlt Wonne und Seligkeit. Früher glaubte man, daß Leonie keinen ihrer Anbeter bevorzuge, was eben bei einem solchen Charakter auffallend erschien und auf die Umgebung einen erhöhten Reiz ausübte. In neuerer Zeit erschien jedoch ein Baron Capri in ihrem Salon und ihn nennt die Welt jetzt als bevorzugten Ritter der schönen Leonie. Auch die plötzliche Abreise des Grafen Wolfgang und Leonie's aus der Residenz bringt man mit dem Baron Capri in Verbindung.“

Das Gespräch wurde jetzt durch den eintretenden Diener unterbrochen.

„Was willst Du, Wilm?“ sagte die Gräfin, sich zu dem Eintretenden wendend.

„Verzeihung, wenn ich stören sollte, aber —“

„Was hast Du? Sahst Du den Grafen?“

„Eben seinetwegen komme ich hierher. Vor einer halben Stunde kamen zwei schwarzgekleidete Herren, mit welchen sich der Herr Graf in sein Zimmer einschloß. Kurze Zeit darauf verließen sie das Zimmer. Der Herr Graf schloß es ab und übergab mir den Schlüssel mit den Worten, das Zimmer erst nach einer Stunde zu betreten und den in seinem Secretär befindlichen Brief an die Adresse zu bestellen. Sodann eilte der Herr Graf in das Zimmer der kleinen Henriette — umarmte das Kind, küßte es und dabei traten ihm die Thränen in die Augen. Und als das Kind rief: „Papa, kommst Du wieder?“ da wandte er sich ab und sagte mit thränenerstickter Stimme: „Ich komme!“ und sich mit Gewalt von dem weinenden Kinde losreißend, eilte er mit den beiden Herren fort aus dem Schlosse.

Eben kam der Reitknecht des Herrn Grafen aus Dorf Bernthal und sagte: der Herr Graf sei mit den beiden Herren, von welchen der Eine ein kleines Kästchen trug, gegen Sinten zu gefahren. Der Reitknecht sprach so Allerlei und meinte, daß er vernommen, daß Herr Baron Capri gestern plötzlich angekommen und im Dorf Bernthal übernachtet habe; er sei heute



Digitized by Google

Morgen mit der Frau Gräfin ausgeritten und es habe, als Herr Graf Wolfgang von der Jagd kam und den Baron Capri getroffen, eine Scene gesetzt. Nichts Gutes ahnend, eilte ich in das Zimmer des Grafen und ich fand diesen Brief."

Die Gräfin hatte den alten Diener während seiner Erzählung angestarrt, sie schien keines Wortes mächtig. Mechanisch nahm sie den Brief, welchen ihr Wilm reichte.

Der Diener entfernte sich auf einen Wink Solms.

„Lesen Sie, lieber Freund", hauchte die greise Frau.

Solms las: „Ich schlage mich heute; hoffe und glaube aus diesem Kampfe nicht als Sieger hervorzugehen. Ich vertraue Ihnen ein Kleinod, das mir neben meinem Weibe das Theuerste auf Erden war. Hätten Sie es — seien Sie meiner Henriette Mutter — Alles."

Solms hatte einen Blick auf die Gräfin geworfen und unterbrach sich.

Die Gräfin war in den Lehnstuhl gesunken und saß einer Leiche gleich da. Sie wollte jetzt sprechen, aber das Wort stockte ihr auf den Lippen.

„Mein Gott! Theure Freundin, Sie sind krank."

Die Gräfin schüttelte mit dem Kopf und deutete mit der Hand nach ihrem Flacon. Solms reichte es ihr rasch. Nachdem sie das Riechsalz eingeathmet, faßte sie sich wieder.

„O, Sie sind krank, meine Theure!"

„Krank? Wer sagt das? Kennen Sie mich so wenig, Solms, daß Sie glauben, ich könnte eine Schwäche in einem Augenblick zeigen, wo Handeln noththut? Lesen Sie zu Ende."

„Der Brief ist zu Ende."

„So! Wie weit ist es nach Sinten?"

„Dem Fahrweg nach rechnet man gewöhnlich bis zum Gehölz, also knapp vor Sinten, eine gute Stunde; querfeldein kann ein Reiter den Weg jedoch in einer kleinen halben Stunde zurücklegen."

„Lassen Sie Ihr bestes Pferd satteln, Solms, und reiten Sie zum Gehölz."

Solms sah die Gräfin starr an, und in diesem Moment glaubte er, der Schreck habe den Verstand seiner alten Freundin geraubt. „Ich soll reiten? Aber meine —"

„Ich kann doch nicht nach Sinten reiten, um das Duell zu verhindern; könnt' ich es, weiß Gott, ich säße schon längst im Sattel. Oder glauben Sie, daß ich Wilm hinsenden soll?"

„Aber ich habe in zwanzig Jahren kein Pferd bestiegen, theure Freundin, und wäre mein Neffe nicht — ich hielt kein Reitpferd im Stall."

„Sie wollen also das Duell nicht verhindern? Sie wollen mich vor Verzweiflung vor Ihren Augen sterben sehen?"

Solms ergriff die Hand der Gräfin. „Nein, das sollen Sie nicht. So schwer es mir ankommt, so werde ich reiten und — und wenn mich das Pferd zum Kampfplatz schleifen soll. Ich bringe unsern Wolfgang wieder." Solms eilte fort.

Als die Gräfin allein war, wollte sie zu ihrem Schreibtische gehen, um daselbst einige Briefe zu schreiben, allein die infolge der Aufregung eingetretene Schwäche hinderte sie, und nur mühsam konnte sie sich zum Tisch schleppen, auf welchem ein Glas mit Wasser stand. Sie tauchte ihr Tuch in das Glas, benetzte ihr Gesicht mit kaltem Wasser und athmete sodann wieder

Digitized by Google

das Riechsalz ein. „Haltet aus, ihr müden Glieder", murmelte sie, „haltet nur noch heute aus. Ist das eine Zeit! Sind das Menschen! Muß ich das noch erleben! — Das Blut der Mutter regt sich!" — Sie läutete, Wilm trat ein.

„Wilm, wo ist mein Enkelkind, die Frau Gräfin?"

„Sie hat sich mit ihrer Kammerfrau eingeschlossen —"

„So, so. Und Henriette?"

„Das Kind spielt mit der Gouvernante; es war so schwer zu beruhigen, als der Herr Graf das Schloß verlassen."

„Weiß meine Enkelin etwas von Dem, was Du mir vorhin erzähltest?"

„Die Frau Gräfin ist seit einer Stunde mit ihrer Toilette beschäftigt und mit der Kammerfrau eingeschlossen; es sind ihr daher alle Vorgänge im Schlosse im Verlauf dieser Zeit unbekannt."

„Es ist gut. Ich lasse die Frau Gräfin bitten, sich einen Augenblick her zu mir zu bemühen."

Wilm wollte sich entfernen, die Stiftsdame rief ihn zurück.

„Wilm! Wie lange bist Du bei mir in meinem Hause?"

„Es werden wohl an die dreißig Jahre sein."

„Eine lange Zeit, Wilm, wir sind Beide alt geworden. — Wie viel Kinder hast Du, Wilm?"

„Zwei Söhne und eine Tochter. Es sind wackere Kinder. Meine Söhne, die sich im letzten Kriege ausgezeichnet haben, betreiben zusammen ein Schreinerhandwerk, und meine Tochter hat einen gar braven Mann bekommen."

„Ja, ja, ich entsinne mich. Sage, Wilm, was würdest Du thun, wenn Deine Tochter oder Dein Sohn mißrathen wäre?"

„Ei nun, das kommt darauf an. Wir *armen* Leute bringen auf ganz andere Weise unsere Kinder zur Raison. — Es kommt eben darauf an."

Wilm entfernte sich.

„Es ist gut. Rufe meine Enkelin."

„Die Reichen! Wenn ich das Wort nur nicht immer hören müßte. Mit Neid und Eifersucht wird dies Wort oft ausgesprochen, als wenn wir die Welt vor den Armen voraus hätten. Scheint uns die Sonne anders als den Armen? Kommen wir anders in die Welt und gehen wir anders von hinnen als der Arme? O wie gern tauschte ich mit dem ärmlichsten Bauernweibe; wie gern gäbe ich allen meinen Reichthum hin, könnte ich mir dadurch Zufriedenheit und Gesundheit erwerben". Als die Gräfin so weit in ihrem Selbstgespräch gekommen war, hörte man draußen eine frische, klare Stimme singen. „Leonie — sie singt, während ihr Gatte vielleicht in diesem Augenblick nicht mehr unter den Lebenden ist. Still, Herz, halt an dich. Ich will doch sehen, ob hier keine Rettung möglich und ob ihr Herz wirklich so erkaltet ist. Prüfen will ich sie und dann —"

## III.

In diesem Moment trat Leonie ein. Man nannte Leonie „*die Heldin der Mode*". In der That harmonirte dieser Name vollständig mit ihrer ganzen Erscheinung. Eine jugendlich geschmeidige Figur, edle, fast griechische Umrisse, zarte Färbung, offene aufgeschlagene, herrliche Augen, lichtbraun, wie das nach der neuesten Mode frisirte Haar. Vollkommen schöne Hände



Digitized by Google

und Füße. Mit einem Wort, das entzückende Bild von Grazie und Lieblichkeit. Leonie's Anzug war ein wahres Wunder des Fleißes und der Kunstfertigkeit nach dem neuesten Journal.

Leonie eilte auf die Gräfin zu und sie umarmend rief sie: „Guten Tag, Großmama! Sie haben mich zu sprechen gewünscht?"

„Ja, mein Kind, ich wünschte mit Dir zu sprechen."

„Aber, Großmama!" rief Leonie, die Hände zusammenschlagend, „wie häßlich ziehen Sie die Augenbrauen heute wieder zusammen. Brrr! Das kleidet Sie häßlich, Großmama! Fort mit den garstigen Runzeln! So. Haben Sie ein schlechtes Buch gelesen? Sie schweigen? Ach, ich sehe, daß ich nicht der Arzt bin, der Ihre üblen Gedanken zu verscheuchen im Stande ist. Nun, ich werde Ihnen gleich Henriette schicken, die wird Ihnen mit ihrem Geplapper bald die Falten aus der Stirn glätten. Ich will eben zu ihr hinüber; es drängt mich, heute Henriette zu umarmen."

„Heute nur? Umarmst Du Henriette nicht alle Tage?"

„Seit acht Tagen durfte sie als Strafe nicht zu mir kommen. Denken Sie sich, Großmama, ich bekomme vor einigen Tagen eine neue Toilette aus Paris — ein Meisterstück der Phantasie und Kunst — sie war nach meinen Angaben verfertigt worden; eine Toilette, in welcher ich sicherlich Aufsehen erregt haben würde. — Drei Stunden lang hatte ich mich mit meiner Kammerfrau eingeschlossen, um dies Wunderwerk in das gehörige Licht zu bringen, und eben wollte ich mich entfernen, um der Gräfin Prisca meinen Besuch abzustatten — da springt Henriette, aus dem Garten kommend, auf mich zu und ehe ich's mich versah, war meine ganze Robe nicht allein zerdrückt, sondern auch beschmutzt. — Ich mußte umkehren —"

„Und Dein Kind brachte Dich um einige neidische Blicke der Gräfin Prisca. So, so, so! Und deshalb gönntest Du Deinem Kinde acht Tage lang nicht den Anblick der Mutter?"

Leonie wurde gereizt. „Sollte ich etwa ihre Ausgelassenheit nicht bestrafen?"

„Nein, nein, durchaus nicht! Aber verzeihe mir die Bemerkung, mein Kind, ich dachte in dem Momente nur wie es früher war. Ich verlebte eben meine Jugend inmitten einer andern Generation. Jetzt ist es eben anders; jetzt sind die Frauen nicht Mütter mehr — geben ihre Kinder nach der Geburt in fremde Hände und überlassen es gemietheten Personen, dem Kinde Glauben und Sitte beizubringen. Jetzt wird das Ideale von der Gemeinheit verhöhnt, die rohe Wirklichkeit sitzt auf dem Throne — und welche Wirklichkeit! Das Laster allein wird idealisirt, die Sittenlosigkeit verherrlicht; die Misère des gemeinen Lebens, die Verirrungen, die Wunden der Gesellschaft werden aufgedeckt und nur der Gegensatz — der Arzt zu all' dem Elend wird verbannt; die Jugend wird lächerlich gemacht — das Kind darf nicht mehr Kind sein."

Leonie hörte die ganze Rede mit sichtlichem Unmuthe zu. Sie saß auf der Chaise longue und spielte mit dem Tuche, welches den Tisch bedeckte. „Henriette war eben unartig und ich bestrafte sie dadurch, daß ich ihr verbot, zu mir zu kommen."

„Und was sagt Wolfgang dazu?" warf die Stiftsdame ein.

„O, wenn es nach meinem Herrn Gemal ginge, müßte ich Henriette den ganzen Tag auf den Knieen schaukeln und mich, wie eine Nonne im Kloster, in meinen vier Pfählen versperren. — Ich aber will mein Leben

Digitized by Google

genießen, so lange ich jung bin. Ich will die Freude in vollen Zügen schlürfen!"

„So! Und weißt Du, was man sich seit einigen Wochen in der Residenz von Deinem Gatten erzählt?"

Leonie blickte erstaunt auf. „Von Wolfgang? Hm, was kann man sich erzählen! Sollte mein tugendreicher, sittenpredigender Herr Gemal etwa gar —"

Ein strafender Blick der Großmutter machte Leonie verstummen. „Man erzählt sich, daß Graf Wolfgang dem Ruin nahe ist."

„Aber, Großmama, glaubst auch Du an dieses Schreckgebilde, welches mir Wolfgang so oft citirt — so oft ich nämlich einen neuen Schmuck oder eine neue Toilette erhalte?"

„Ich glaube daran; denn nicht von Wolfgang habe ich diese Nachricht — sondern aus sehr verläßlicher Quelle. Ich ließ in der Residenz Erkundigungen einziehen und habe erfahren, daß das Gerücht auf Wahrheit beruht; ja noch mehr, man erzählt, daß, nachdem Wolfgang seinen Verpflichtungen nachgekommen sein wird, ihm nichts bleiben wird als der — Bettelstab."

Die Miene Leonie's zeigte in diesem Augenblick ein Gemisch von Ungläubigkeit und Bestürzung.

„Und weißt Du, wem man die Ursache an dem Ruin Deines Gatten zuschreibt?" fuhr die alte Frau erhobenen Tones fort.

„Nun?"

„Dir, „der Heldin der Mode" — wie man Dich allgemein nennt."

Leonie zuckte zusammen und stand unmuthig auf.

„Die Welt spricht viel."

„Sie spricht nicht allein, sie bricht auch über Dich den Stab, über Dich, die Du einen ehrenfesten, rechtschaffenen Mann zum Bettler gemacht, die Du das Familienglück — das Glück der Gattin und Mutter mit Füßen getreten."

„Familienglück? Glück! Was Sie, Großmama, eben Glück der Gattin nennen!?"

„Du sprichst das Wort in so geringschätzendem Tone?! So frage ich Dich: Sahst Du nie auf Deinem Wege ein Bild aus dem Leben — eine freudestrahlende Gruppe, bestehend aus einem jungen Weibe, an seiner Hand ein Kind lustig dahintrippelnd, auf welches die Mutter mit innigem Entzücken schaut und das sein Gesichtchen halb in die Falten ihres Rockes verbirgt; oder eine ältere Frau mit schon gebleichten Haaren, die sich stolz und überglücklich auf die kräftigen Arme ihres erwachsenen Sohnes stützt? Wenn Du sie gesehen, ohne daß Dein Herz lauter gepocht, ohne daß Deine Seele von jener heiligen, süßen Hoffnung erquickt war, gegen welche kein anderes Glück der Welt einen Werth behält — dann, Leonie, bist Du kein Weib — dann hast Du kein Herz, dann verdienst Du solch reiches Glück in der That nicht."

„Ich trage nicht die Schuld an Wolfgang's Ruin, wenn es auch die Welt behauptet. Wolfgang ließ sich in letzterer Zeit in gewagte Speculationen ein, o, ich weiß es sehr genau. Herr v. Capri theilte mir erst vor einigen Tagen mit, daß Wolfgang viel auf der Börse verloren."

„Herr v. Capri! Ach, so nennt sich ja — wenn ich recht berichtet bin — der Galan „der Heldin der Mode"!"

„Großmutter!"

„Warum erröthest Du? Du bist eine schöne Frau, wirst bewun-

Digitized by Google

dert und ich sehe nichts Auffälliges darin, wenn auch Herr v. Capri als Sclave zu Deinen Füßen liegt. Oder sollte es mehr als bloße Bewunderung sein, die Herr v. Capri Deiner Schönheit zollt? Hättest Du einen andern Grund zu erröthen, wenn Du diesen Namen nennen hörst?"

Es war als flamme plötzlich das ganze Antlitz Leonie's auf, als die greise Frau im eindringlichsten Tone diese Worte sprach. Bis an die Wurzel des braunen Haares waren Stirn und Schläfe mit Purpur bedeckt. Das Herz schien in gewaltsamer Erregung zu sein. „Sie haben, wie es scheint, heute die Absicht, mich zu kränken und wollen mich Ihre böse Laune fühlen lassen; ich will dem aus dem Wege gehen." Leonie hatte diese Worte in größter Erregung gesprochen und machte Miene sich zu entfernen.

„Du bleibst, Leonie! Du erröthetest vorhin als ich sagte, Herr v. Capri wäre der Galan „der Heldin der Mode". Du warst unwillig, als ich sagte, daß sich die Welt erzählt, daß Du den Ruin Deines Gatten verschuldet. Was thust Du, wenn ich Dir sage, daß Du auch seine Mörderin bist?"

Die Gräfin hatte den Brief Wolfgang's hervorgezogen und reichte ihn ihrer Großtochter. Leonie warf einen Blick in das verhängnißvolle Schreiben. Erbleichend blickte Leonie die Stiftsdame an.

„Wolfgang will sich schlagen um meinetwillen? Nein, nein, Großmama, Sie wollen mich nur auf die Probe stellen, Sie wollen mich prüfen; zwei Männer sich tödten um meinetwillen! Nein, nein, es ist nicht möglich, es kann nicht wahr sein, Großmama!"

„Ich wollte, es wäre nicht die Wahrheit! Vor einer Stunde verließ Wolfgang mit seinen beiden Secundanten das Haus — und jetzt —"

Sie konnte den Satz nicht vollenden, denn in demselben Augenblick hörte man Geräusch im Schloßhof und Wilm, bleich wie der Tod, stürzte herein.

„Um Gotteswillen! Was giebt es, Wilm?" rief die Gräfin erschreckt.

„Der Herr Graf Wolfgang —"

„Nun?"

„Herr v. Solms und die beiden Secundanten brachten ihn eben."

Leonie war ans Fenster getreten — ein herzzerreißender Schrei folgte Wilm's Worten und Leonie sank bewußtlos am Fenster nieder. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zum bessern Verständniß wollen wir einen kleinen Blick in die Vergangenheit werfen.

Die Welt behauptete: Leonie's Liebe sei dem kalt berechnenden Verstande als Opfer gefallen — dies war durchaus nicht der Fall. Wolfgang war einer jener Männer, welche den Becher des Genusses bis an den Rand gefüllt an ihre Lippen gesetzt und halbgeleert. Er verbrachte den größten Theil seines Lebens im Paradiese sinnlicher Genüsse; seine Leidenschaften und Neigungen drängten ihn in den früheren Jahren nach diesem Pfade, auf welchem er viele Blumen pflückte — aber auch viele Herzen brach. Er war der Held aller Salons und er glaubte es selbst nicht, daß auch für ihn die Zeit kommen würde, in welcher das Herz zu sprechen beginnt. Sie kam! —

Als Leonie zum erstenmal in die große Welt eingeführt wurde und in Gesellschaften erschien, sah sie Wolfgang und sein Herz begann zu flüstern wie

Digitized by Google

der Bach, wenn der Frühling die schlummernde Natur zum neuen Leben weckt — immer lauter, immer lauter wurde es in seinem Herzen, es pochte — pochte — und es ward ihm klar, daß er zum erstenmal eine wahrhafte Liebe zu Leonie empfinde. Wolfgang liebte Leonie von der Stunde an, in der er ihr zum erstenmal begegnete. Leonie gewährte es Freude, dies Geständniß zu hören, und nachdem die Gräfin Bernthal eingewilligt, ward Leonie seine Gattin.

Am Abend der Verlobung fand Leonie in ihrem Schlafgemach — das außer ihrer Kammerfrau Niemand betrat — folgendes Schreiben: „Sie sind im Begriff, das Dasein zweier Menschenleben zu vernichten. Dem Mann, dem Sie Ihre Hand reichen wollen, habe ich geliebt mit aller Zärtlichkeit, aller Treue — allem Wahnsinn eines Frauenherzens — und Wolfgang hat auch mich geliebt — und verrathen! Wenn Sie nicht zurücktreten und den Untreuen durch Ihre Hand belohnen, krönen Sie den Verrath und tödten sich und mich, denn Wolfgang liebt Sie nicht — kann Sie nicht lieben und ich fordere einst Ihr Leben als Ersatz für ein verlorenes Menschenglück."

Obwohl das Schreiben keine Unterschrift trug, mit offenbar verstellter Hand geschrieben war und Niemand sich erklären konnte, wie es in das Zimmer Leonie's kam, so wirkten diese Zeilen dennoch wie ein Feuerbrand in dem jungen Herzen. — Der anbrechende Morgen fand Leonie noch weinend in ihrem Zimmer. Sie war fest entschlossen, Wolfgang nicht wieder zu sehen und sie machte in der That einen Tag lang den Versuch; allein Leonie liebte Wolfgang und am nächsten Tage vertraute sie ihren Schmerz Großmama an. Die Stiftsdame las das anonyme Schreiben und lächelte.

„Nun, was sagen Sie, Großmama?" rief Leonie erregt.

„Glaubst Du, mein Kind, daß uns Frauen die Männer als Engel vom Himmel kommen? Mit der Vergangenheit des Herzens eines Mannes muß man nie rechten; sie sei dem Weibe ein verschlossenes Buch und sie hüte sich, dieses mit Gewalt zu öffnen. Ich weiß, mein Kind, daß Wolfgang Dich liebt — treu und innig liebt, daß er mit der Vergangenheit gebrochen; sie sei Dir daher ein verschlossenes Buch und dieser Brief mit seiner lächerlichen Drohung gehört in dies Buch. Beschwere Dein Herz nicht damit, rechte mit der Gegenwart und diese ist, daß Wolfgang Dich liebt."

Indem Leonie ihre Augen auf die Thür warf, stieß sie plötzlich einen Schrei aus. — Es war Wolfgang, der eben eingetreten war und in dessen Armen sie jetzt lag. — Unter seiner Zärtlichkeit, seinen Versicherungen der Liebe war bald jenes anonyme Schreiben vergessen, und auf den Rath der Stiftsdame sprach Leonie mit Wolfgang nie darüber.

Nach der Trauung ging Wolfgang mit Leonie auf Reisen. Nach etwa vier Monaten kehrte er mit seiner jungen Gattin in die Heimat zurück und allem Anschein nach so glänzend und glücklich, als man ein junges Weib kurze Zeit nach ihrer Vermälung sehen konnte. Wolfgang hatte sein Haus völlig neu decoriren und Alles nach dem Geschmack Leonie's einrichten lassen. Leonie war überglücklich, als sie all' die Herrlichkeiten — diesen Luxus sah. Wolfgang stand in einer Ecke und weidete sich an dem Entzücken seines jungen Weibes. Leonie wandte sich lächelnd zu ihm und mit Thränen in den Augen rief sie: „Wie gut Du bist, Wolfgang! Wie soll ich Dir danken?"

„Wenn Du glücklich bist, bin ich belohnt!"

Digitized by Google

Nach einem zärtlichen Kuß begann sie, wie ein Kind sein Spielzeug, Alles in seinen Einzelheiten zu betrachten.

Das Eheleben begann und es währte glücklich einige Zeit. Wolfgang hielt sein Haus ängstlich verschlossen; er sah nur wenige Leute bei sich. Dies ging wohl eine kurze Zeit, allein das Leben hat auch Pflichten, und da Wolfgang eine Stellung in der Welt einnahm, so mußte er mit der Zeit auch Gesellschaften bei sich empfangen.

Eines Tages erschien in seinem Hause die Gräfin Priska mit ihrem Gatten, Graf Hohenems, ein bekanntes Mitglied des Herrenhauses, welchem auch Wolfgang angehörte. — Man erzählte sich, daß die Gräfin Priska einst Wolfgang nahe gestanden — ja, man wollte von intimen Beziehungen wissen und meinte, sie habe aus Verdruß nach Wolfgang's Verheirathung ihre Hand ihrem jetzigen Gatten gereicht. Wolfgang konnte dem Grafen Hohenems, welcher auch zugleich sein Gutsnachbar war, sein Haus nicht verschließen. Mit dem Eintritt der Gräfin Priska in Wolfgang's Haus schwand jedoch aus demselben das — Glück der Ehe.

„So ist es also wirklich wahr, meine Theure", sagte die Gräfin Priska bei ihrem ersten Besuche, „daß Sie ein stilles Leben führen wie eine Nonne, daß Sie auf alle Ansprüche Ihres Alters verzichten? Sie besuchen wirklich keine Bälle, kein Theater, keine Concerte?"

„Ich tanzte seit meiner Verheirathung zweimal", erwiederte Leonie.

„Zweimal in einem Zeitraume von zwei Jahren! Also jedes Jahr einmal! Ach! Und die Oper? Sie besuchen auch die Oper nicht?"

„Ich war dreimal im Theater."

„Dreimal im Theater während zwei Jahren! Man muß es hören, um es zu glauben, meine Theure. Ist dies ein Leben für eine junge hübsche Frau? Hoffentlich geben Sie öfters Soiréen?"

„Alle Monate sehen wir einige Verwandte und Freunde meines Gatten bei uns."

„Ist das die ganze Entschädigung für so viele Entbehrungen? Ich kenne diese Gesellschaften aus meinem Ehestand. — Arme, arme Leonie!"

„Bedauern Sie mich nicht, theure Freundin", rief Leonie. „Wolfgang hat das beste Herz der Welt, seine Herzlichkeit, seine Hingebung ist unerschöpflich. Es giebt in der ganzen Welt keine von ihrem Manne aufmerksamer behandelte Frau. Ich weiß, daß Wolfgang mich liebt, daß er außer meiner Tochter nichts auf der Welt liebt als mich — und da ich weder auf meine einjährige Tochter noch sonst Jemanden eifersüchtig bin, fühle ich mich vollkommen glücklich, so lange mir der Himmel ihn gesund erhält."

„Ach, das ist ja recht schön, recht löblich! Aber ist das der Dank eines Mannes für das Familienglück, welches er seiner Frau zu danken hat — daß er diese wie eine Klosterfrau gefangen hält?"

Gräfin Priska war Leonie's böser Engel. Unter den freundschaftlichsten Worten stahl sie ihr den Glauben an Wolfgang's Liebe aus ihrem Herzen; Stück für Stück entkleidete sie die Seele des armen jungen Weibes, ihre Liebe zum Heim — zu Gatten und Kind. Und Leonie wurde dieses Diebstahls kaum gewahr, denn es war eine sehr geschickte Hand, welche den Kranz häuslicher Freuden entblätterte; die Stimme der Versucherin war voll Melodie und klang schön und lieblich in ihr Ohr. Gräfin Priska war die

Digitized by Google

reiche Erbin einer reichbegüterten polnischen Familie, die von ihrer Mutter — einer wunderschönen Polin — außer der Schönheit und dem Reichthum jenes unheimliche Feuer des Blutes erbte, welches gleich der Sonne erwärmt und — versengt. Ihre Empfindungen steigerten sich zu jener fieberhaften Leidenschaft, die im Wahnsinnstaumel der Liebe Alles opfert, aber auch Alles fordert. Sie liebte einst — wie wir bereits erzählt — den Grafen Wolfgang; damals, als er noch in der Armee eine Stellung bekleidete. Ihre Liebe glich dem Aufschäumen einer stürmischen See. Graf Wolfgang verschmähte sie und Priska heirathete den Grafen Hohenems. Ihre Ehe war höchst unglücklich und mit Neid betrachtete sie Leonie's Glück an der Seite ihres Wolfgang. Die in ihren Hoffnungen betrogene Priska suchte ihr Herz anderweitig zu beschäftigen. Das im Grunde ihres Herzens noch übrig gebliebene Gefühl für Wolfgang verwandelte sich beim Anblick seines Glückes in den Armen einer Andern in Eifersucht; tödtlicher Haß trat an Stelle verrathener Liebe. Die Wunderwerke der Welt, der Glaube an Liebe, waren in Priska's Augen erloschen, und von Allem mit Ekel erfüllt, fing sie an, ihrem betrogenen Herzen Nahrung zu geben — es gewährte ihr Vergnügen, Diejenigen leiden zu sehen, die sie für die Urheber ihres Unglücks hielt, und sie schien es sich zum Grundsatz gemacht zu haben, das häusliche Glück des Grafen Wolfgang zu zerstören. Sie wollte für die Augenblicke, die Wolfgang ihr geraubt, sein Lebensglück als Ersatz haben. Wolfgang hatte Priska's Herz auf's tiefste verletzt. Er hatte sie verlassen in einer Stunde, wo die Liebe eines edlen Mannes dem Frauenherzen doppelt nothtut, wo die Jugend und Schönheit die Frauen noch kurze Zeit mit ihrem blendenden Glanze schmückt, dann aber, von Amoretten umgaukelt, sie trübe und einsam als entthronte Königinnen zurückläßt. Daß sie die Gattin eines Mannes wurde, den sie nicht geliebt, niemals lieben konnte, geschah aus Egoismus. Der Name ihres Gatten war der Deckmantel, unter welchem sie, ohne Verdacht zu erregen, ihre Rache vollführen konnte.

Priska zerstörte die Liebe Leonie's zu ihrem Gatten nicht unsanft, o nein, sie hob mit ihr die edlen Eigenschaften Wolfgang's hervor. Nur schloß sie ihre Lobsprüche immer mit einem Seufzer: daß er trotz seiner edlen Eigenschaften dennoch egoistisch sei und in seinem Egoismus Leonie wie eine Klosterfrau halte.

Leonie ihrerseits hörte anfangs Priska's Seufzer nicht; nach und nach fanden jedoch ihre Worte einen Wiederhall in Leonie's Herzen und die kleine, sanfte Leonie begann Wolfgang öfter als je zu bitten, der Gesellschaft die Pforten seines Hauses zu öffnen. Oefter als es Wolfgang genehm war, suchte Priska die Gesellschaft Leonie's, und bald war auch diese ein beinahe täglicher Gast im Hause der Gräfin Priska. Im Hause der Gräfin sah Leonie zum erstenmal den Baron Capri, einen Mann, welcher einst reich begütert gewesen und durch seinen Leichtsinn den größten Theil seines Vermögens verloren.

Baron Capri war ein schöner Mann, lebte wie ein solcher, welcher das Leben und seine Reize kennt und kleidete sich mit Eleganz und Geschmack. Und diese Eigenschaften mögen Einfluß auf die Gemüther in den Kreisen, in welchen er sich bewegte, ausgeübt haben, denn seine Schönheit und die übrigen Eigenschaften trugen einen hervorragend angenehmen und einschmeichelnden Charakter an sich.

Baron Capri war mit Leonie öfter im Hause der Gräfin Priska zu-

Digitized by Google

sammengetroffen und so theilnahmlos und hohl auch sonst sein Herz schien, so hatte Leonie's Schönheit und Liebreiz doch Eindruck auf ihn gemacht — Baron Capri liebte Leonie. Es kam bald die Zeit, wo Baron Capri eifersüchtig auf Diejenigen wurde, die sich Leonie nahten, daß es ihn glücklich machte, wenn sie ihn mit ihrem Fächer berührte oder sie ihm die Hand reichte und er gestand seiner Freundin Priska diese Liebe zu Leonie.

Und Priska? Sie ermunterte ihn.

„Aber", sagte Priska einst, „wenn Graf Wolfgang eine Ahnung hat! Er ist argwöhnisch."

„Bah! Glauben Sie, daß ich den argwöhnischen Gemal fürchte? Kümmert's mich, daß Leonie verheirathet ist? Der Dichter hat Recht, wenn er sagt: „Der Fehltritt einer Frau entehrt nur Denjenigen, der darunter leidet, und nicht Den, der Vortheil daraus zieht!" So hat es die menschliche Gesellschaft gewollt; sie hat dem Glauben die Aufsicht über die Sitten entrissen, um dieselben den Tribunalen der Strafpolizei unterzuordnen. Der Ehebruch ist nur noch eine mit einer Taxe belegte Contrebande, wie der Tabak, und man kann mit dem Gesetz in der Hand einen Gemal um seine Ehre betrügen. Das ist gut und dieses Gesetz ist uns bequem. Was würden Sie thun, wenn Ihnen ein Mann den Eingang zum Paradiese versperrte? Sie würden ihn durch des Weibes angeborene List zu entfernen suchen, oder — ihn tödten! Und Leonie ist ein Weib, in dessen Armen selbst die Sünde zur Seligkeit wird!"

Graf Wolfgang seinerseits fühlte deutlich, wie Priska das Herz Leonie's immer mehr und mehr umstridte, mit welcher dämonischen Gewalt sie sie an sich zog; er fühlte deutlich, wie Leonie sich bewußtlos hinreißen ließ, wie sie von Tag zu Tag mehr Leidenschaften fröhnte, die sie früher nie gekannt. Wolfgang fühlte da mit jedem Tage sich mehr die Bande lösen, die Leonie's Herz an das seines Kindes gefesselt hielten. Oft und oft versuchte er es, den Bann zu lösen, dem Leonie verfallen schien; oft und oft hatte er es versucht, über Leonie's Wesen sich zu beklagen, dann aber weinte sie, sprach sanfte Worte und für einen Moment kehrte das alte Wesen in Leonie wieder zurück, sie fühlte sich der dämonischen Zaubergewalt Priska's entrückt, liebend umklammerte sie ihren Gatten und drückte ihr Kind an die Mutterbrust. Und Wolfgang, der Hoffnung leicht zugänglich, glaubte an ihre Umkehr — an ihre Liebe. Einige Tage darauf mußte er immer wieder fühlen, daß seine Hoffnung trügerisch gewesen.

Leonie, welche früher keinen ihrer Verehrer und Anbeter bevorzugte, begünstigte in letzterer Zeit auffallend jenen Baron Capri. Und Leonie, durch die Gräfin Priska ermuthigt, fand es schließlich ganz natürlich, daß eine Frau, welche in der großen Welt eine Stellung einnehmen will, neben ihrem Gatten auch zahlreiche Verehrer haben müsse. Ja, weit entfernt, Gewissensbisse zu empfinden, betrachtete sie sich vielmehr als ein Opfer des Egoismus ihres Gatten, welcher sie so lange der Gesellschaft entzogen; sie erwarb sich denn auch mit Hülfe der Gräfin Priska bald einen Namen in der Gesellschaft und zwar durch einen gewissen übertriebenen Luxus, durch die Sucht, Neues, Pikantes in Toilette und Luxusgegenständen zu erfinden. Und in der That entwickelte Leonie darin eine erstaunliche Phantasie, und man nannte sie allgemein „die Heldin der Mode". Man bewunderte Leonie und dies schmeichelte ihrer Eitelkeit. Frauen, welche die Worte: „häusliches

Glück" nie verstanden, nie gekannt, beteten Leonie's Untreue, die sie „erhabenen Muth" ihrem Gatten gegenüber nannten, wie etwas Heiliges an.

Andere Frauen, welche im sinnlichen Genuß ihre Lebensaufgabe finden, erklärten es für eine engelreiche Resignation, für ein edles Opfer, welches sie auf den Altar der „Mode" niederlegte, daß Leonie, trotzdem daß sie Gattin und Mutter war, so viel Zeit gewann, Neues im Reiche der Mode zu ersinnen.

Wolfgang faßte endlich, um dem Gerede der Menschen zu entgehen und Leonie der dämonischen Gewalt Prisla's zu entreißen, den Entschluß, für einige Zeit die Residenz zu verlassen und nach Schloß Bernthal überzusiedeln.

Es war zu spät.

Kaum zwei Tage nach Wolfgang's Ankunft in Bernthal fand sich auch Baron Capri daselbst ein und es kam zu der bereits von uns erwähnten Katastrophe — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Man hatte den Grafen Wolfgang in sein Zimmer zu Bett gebracht. Solms, Wilm, die Großmutter und Leonie waren im Salon. Wolfgang schien eingeschlummert, sein Antlitz war bleich und unverzerrt, ohne fast jeden Ausdruck von Leiden. Nur von Zeit zu Zeit stöhnte er auf, dann verzog sich sein Gesicht, um schon nach einigen Augenblicken den vorigen Ausdruck anzunehmen. Solms gebot die höchste Ruhe und nur mit Mühe konnte er seine alte Freundin und Leonie aus dem Gemach entfernen. Wilm und Solms blieben allein bei dem Kranken.

Nachdem die Großmutter gegen Abend sich entfernt hatte, kehrte Leonie in das Zimmer des Kranken zurück. Solms stand noch immer an Wolfgang's Bett. Er beborchte sein unregelmäßiges Athemholen, hob einige Male seinen Kopf in die Höhe, der jedoch träge zurückfiel.

„Doctor, verhehlen Sie mir nichts!" redete Leonie den Arzt an. „Wie ist der Zustand meines Gatten?"

Solms zog die Schultern in die Höhe.

„O bitte, reden Sie!"

„Nun denn, Frau Gräfin, wenn Sie die Wahrheit hören wollen, will ich sie Ihnen nicht verhehlen. Ich sandte meinen Neffen um einen Beistand nach Sinten und habe die Wunde, so gut es ging, nach regelrechter Methode verbunden — aber die Kugel sitzt tief und hat edle Theile verletzt. Es steht daher schlimm — sehr schlimm. Sehen Sie, das kommt —"

Leonie sank schluchzend in den Stuhl.

Solms schien Mitleid mit ihr zu haben, denn er unterdrückte den angefangenen Satz und beruhigte sie. „Die Wissenschaft vermag viel — wenn sie auch nicht den verlöschenden Lebensodem zu halten vermag. Man soll die Hoffnung nie verlieren! — Hätte mich nur mein altes Malheur nicht abermals verfolgt — ich würde sicherlich das Duell verhindert haben — so aber kam ich leider zu spät. Ich kam nur noch zur rechten Zeit, den Grafen zu verbinden — da sie nicht einmal einen Arzt zum Duell zugezogen." — Solms schwieg plötzlich, nachdem er einen Blick auf die weinende Baronin geworfen und zu Wilm sich wendend, sagte er: „Ich eile, mir selbst ein Instrument und die nöthigen Arzeneien zu holen. Bringen Sie indeß die Gräfin fort, sie scheint außer Stande, den Todeskampf mit zu erleben, den ich bei dem armen Wolfgang voraussehe." Solms entfernte sich und die

Digitized by Google

Gräfin blieb mit Wilm allein. Der alte Diener hatte einen Versuch gemacht, die Gräfin zu bitten, das Krankenzimmer zu verlassen, allein Leonie erklärte entschieden, daß sie allein bei ihrem Gatten wachen wolle. Wilm, welcher Einrede erheben wollte, wurde kurz abgefertigt und seufzend ging er, um von Stunde zu Stunde wiederzukommen und nach dem Kranken zu sehen. Er ging zu seiner Herrin, welche plötzlich erkrankte, daß man sie aus dem Krankenzimmer Wolfgang's, in welches sie trotz des ärztlichen Verbotes zurückgekehrt war — in ihr Bett hatte tragen müssen.

„Daß gerade jetzt die Kräfte mich verlassen!" sagte sie seufzend.

Leonie war allein. Das flackernde Licht der Lampe beleuchtete die angstverzerrten Züge der Frau, die starr und bewegungslos wie ein Steinbild inmitten des kahlen Gemachs saß und die Bewegungen des Kranken beobachtete — und ein Wort von seinen Lippen erwartete. Sie weinte. — Oefter schien es ihr, als ob Wolfgang's Lippen sich bewegten und einige Worte stammelten. Dann eilte sie schnell herbei, beugte sich zu ihm hinab und rief ihn, aber er gab nie eine Antwort. Ein Sturm von verzweifelten Gefühlen wogte in der Brust Leonie's. Ihre Phantasie malte seltsame Bilder. Wenn Wolfgang stürbe? Sie schauderte bei dem Gedanken, denn sie war es ja, um derentwillen er in den Tod ging. Es war ihr als triebe sie in Sturmesnacht auf dem Meere dahin, die Wogen schlugen über ihrem Haupt zusammen. Alles, Alles um sie her verloren. Nichts war ihr geblieben und in dumpfer Verzweiflung starrte sie vor sich hin.

Mitternacht war längst vorüber und noch immer saß Leonie stumm brütend da. Sie merkte es nicht, daß die Thür hinter ihr leise geöffnet wurde und Herr v. Solms mit Wilm eintrat. Leonie war todtenbleich; das braune Haar war wirr zurückgestrichen und die Hände hielt sie krampfhaft auf die von Reue und Gram durchwühlte Brust.

Solms trat leise auf sie zu und sagte: „Muth! Muth!"

Es schien Leben in Leonie's Gestalt zu kommen; die stumme Verzweiflung löste sich in einem wilden, leidenschaftlichen Schluchzen auf. „Doctor, retten Sie ihn!" rief sie schluchzend. „Ich will sühnen, was ich gethan, denn jetzt, jetzt erst fühle ich, wie sehr ich ihn liebe. Ich war eine eitle Thörin, eine Närrin — verblendet vom Schein. Er — er war so gut, so nachsichtig und ich —"

Solms war an das Bett des Kranken getreten und versuchte es, ihm eine von den mitgebrachten Arzeneien einzuflößen. „Ich fürchte, mein Neffe Fritz kommt mit dem Doctor zu spät aus Sinten", sagte er leise zu Wilm.

In diesem Augenblick bewegte sich Wolfgang. Leonie eilte hinzu. Leise, kaum hörbar, flüsterte er: „Wasser!" Leonie eilte rasch zum Tisch, goß Wasser in eines der Gläser und näherte sich damit ihrem Gatten. Einen Moment schlug Wolfgang die Augen auf und als er Leonie mit dem Glase an seiner Seite bemerkte, wies er sie mit einer energischen Geberde zurück. Verzweiflungsvoll sank Leonie mit dem Ausruf in den Stuhl: „O, mein Gott, Du strafst mich hart!"

Die Bewegung Wolfgang's hatte einen entsetzlichen Fall hervorgerufen Der Schmerz schien sein Innerstes zu durchwühlen, seine Augen waren offen und stierten Solms an, ohne ihn zu erkennen, sein ungleichmäßiger Athem blieb auf einige Augenblicke ganz aus.

Angstvoll schrie der alte Diener auf: „Herr Doctor, der Graf stirbt!"

Digitized by Google

Mit einem Aufschrei stürzte Leonie sich auf das Bett des Kranken.

„Um des Himmelswillen, Madame, gehen Sie fort! Dieser Anblick tödtet Sie!“ rief Solms, indem er sich bemühte, Leonie vom Bette zu entfernen.

„Lassen Sie mich!“ rief Leonie, und sich über Wolfgang beugend, rief sie: „Wolfgang! Wolfgang! höre mich!“

Noch einmal hob der Kranke mühsam seine Hand und wies Leonie zurück. Es war als wäre auf einen Moment seine ganze Besinnung wiedergekehrt, denn er blickte suchend im Zimmer umher. Eine schwache Röthe stieg ihm in die Wangen, dann flüsterte er leise: „Henriette — Mutter — Hen —“ Mit dem Namen seines Kindes auf den Lippen sank Wolfgang zurück. Seine Augen schlossen sich, sein Mund hatte keine Klage — keine Worte mehr — er war todt.

Leonie warf sich auf die Kniee, nahm die kalte Hand ihres Gatten in ihre Hände und betete. So inbrünstig war wohl noch nie ein Gebet verrichtet worden als dieses. So aufrichtig war wohl noch keine Reue als die Leonies. „O, mein Gott! Wie kann ich sühnen, was ich gethan!“

Man mußte Leonie mit Gewalt von der Leiche entfernen, und als sie dennoch darauf bestand, in der Nähe des Todten zu bleiben, stellte sich die greise Stiftsdame, welche trotz Abmahnens des Arztes vom Krankenlager an das Sterbebett Wolfgang's geeilt war, vor die Leiche und rief ihrer Enkelin zu: „Entweihe diesen geheiligten Ort nicht durch Deine Gegenwart, denn Du bist seine Mörderin!“

Mit einem gellenden Aufschrei sank Leonie zu Boden. — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Nach der Bestattung des Grafen Wolfgang in der Familiengruft ging die Gräfin Bernthal, auf Anrathen des Arztes, nach Tirol, um ihre geschwächte Gesundheit zu stärken.

Als Leonie nach langer Krankheit genesen und Sehnsucht trug, ihr Kind zu umarmen, da theilte ihr Solms auf schonende Weise mit, daß es sich unter der Obhut der Gräfin Bernthal befände.

„Ich verstehe“, sagte Leonie mit bitterm Lächeln, „Großmama will Henriette vor einer Krankheit bewahren, deshalb nahm sie der Mutter das Kind. Die Strafe ist hart, aber ich habe sie verdient.“

Um diese Zeit erhielt Leonie folgende Zeilen, welche man später in ihrem Zimmer fand: „Madame! Als Sie sich mit Graf Wolfgang verlobt, schrieb ich Ihnen, daß Sie ein Unrecht begehen, wenn Sie den Verrath durch Ihre Hand krönen. Ich beschwor — bat Sie, zurückzutreten — Wolfgang wäre zu mir zurückgekehrt — Sie thaten es nicht. Ich schwor, daß ich für die Augenblicke, die Sie mir geraubt, Ihr Leben als Ersatz fordern würde — da Sie meine Warnung nicht gehört. Wissen Sie, was Wolfgang mir gewesen? Fassen Sie die Wonne des Himmels und der Erde, die ganze Seligkeit, von welcher Jugend und Liebe träumen, in ein einziges Wort zusammen — es ist arm gegen meine Erfindung! Und Sie, Madame, Sie raubten mir Glück — Leben — Alles! — Ich habe meinen Schwur gehalten; Sie haben verloren — woran Ihr Leben hing!

Gräfin Priska v. Hohenems.“

Wenige Tage darauf war Leonie aus Schloß Bernthal verschwunden. Sie war Nachmittags ausgegangen und trug einen schwarzen Strohhut und ein einfach schwarzes Kleid — sie kehrte nicht mehr zurück.

Digitized by Google

Der alte Wilm, welcher im Schlosse zurückgeblieben war, benachrichtigte sofort Herrn v. Solms von dem Vorfall und dieser setzte sogleich Alles in Bewegung, um eine Spur Leonie's zu finden. Er brachte heraus, daß sie feldein gegangen und auf der nächsten Bahnstation gesehen wurde. Sofort bestieg er sein Pferd — das zweitemal seit zwanzig Jahren und ritt nach der nächsten Station. Aber sein altes Malheur verfolgte ihn abermals — er kam zu spät. Leonie war eine Stunde vorher nach Belgien abgereist.

Solms ruhte jedoch in seinen Nachforschungen nicht und nach langem, ermüdendem Umherirren entdeckte er, daß die verschwundene „Gräfin nach der Mode" in einem Kloster drei Meilen von Brüssel sich befinde, wo sie als Pensionärin Aufnahme gefunden. Dann erst setzte er seine alte Freundin von dem Vorfall in Kenntniß.

Die greise Stiftsdame kehrte bald darauf mit Henriette nach Schloß Bernthal zurück und als Herr v. Solms ihr aus dem Wagen half und sie begrüßte, sagte sie wehmüthig: „Was haben wir noch erleben müssen, Solms!"

„Es sind die Wellen des Lebens, theure Freundin. Die Sturmfluth, die über uns hereinbricht, sie geht vorüber und gestärkt gehen wir aus den Tagen der Noth hervor und freuen uns mit dem jungen Leben an der gütigen Natur."

— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Vor kurzer Zeit erregte in Wien eine Dame in gewissen Kreisen Aufsehen und machte viel von sich reden. Man erzählte sich in den Salons, daß eine Angehörige der Aristokratie ihre Memoiren veröffentlichte und im Buchhandel erscheinen ließ. Die Memoiren enthielten Scenen aus der vornehmen Welt, geschrieben mit einer in Gift getauchten Feder. Die böse Welt behauptete ferner, daß die Verfasserin diese Schrift aus Neid verfaßt, um gewisse Personen aus der vornehmen Welt zu compromittiren. Auf dem Buche selbst stand der Name: „Theobald Ems" als Verfasser angegeben — in Wahrheit war es die verwitwete Gräfin Priska v. Hohenems, welche durch ihr abenteuerliches Leben, namentlich in den Modebädern, sich einen gewissen Namen erworben. Das Buch wurde von der Kritik und der Lesewelt mit seltener Einstimmigkeit verurtheilt — es fristete ein Eintagsleben und ist bereits, sowie die Verfasserin selbst — verschollen.

Digitized by Google

# Das literarische Parlament.

Bei Eröffnung des Parlaments deutscher Dichter und Gelehrten ist das Haus vollständig im Parlaments-Salon versammelt. Nach einem stillen Gebet zum „heiligen Geist", dem Schutzpatron deutscher Dichter und Denker, wird die erste Sitzung eröffnet. Am Ministertische erschienen die Herren Freiherr von Dingelstedt, Minister des Aeußerlichen, Auerbach, Minister für die literarische Landwirthschaft nach Schwarzwälder Dorfmanier, Temme, Minister für das Criminalunwesen, und Wilhelm Jordan, Regierungscommissar für Alliterarische Angelegenheiten. Unter den zahlreich mit Gänse- und Stahlfeder bekleideten Abgeordneten bemerkt man viele hervorragende Größen beiderlei Geschlechts, die sich in harmlosem Gespräch vor der Eröffnung der Sitzung ergehen. Oscar Jacoby klopft Johann von Redwitz gemüthlich auf das Wappen, Johannes von Treitschke fragt Heinrich Scherr, wie man am lautesten Geschichte schreiben kann, Eduard Meißner und Alfred von Hartmann vergeben sich — obwohl deutsche Dichter sonst nichts als Manuscripte zu vergeben pflegen — ihre beiderseitigen Bathsebatragödien, Rudolf Freytag und Gustav Gottschall tauschen die Geheimnisse ihrer Hofräthe taxfrei aus, Oscar Lindau und Paul Blumenthal trinken in einem Seidel „Rücksichtslosigkeit und einem Schnitt Ungezogenheiten" Schmollis, wobei der Kleinere den Größern wie gewöhnlich mit Etwas begießt, mehrere deutsche Kritiker, die zugleich gegen die Musen Attentate verüben, gründen in aller Eile Versicherungen auf Gegenseitigkeit, während Daniel Eckstein und Ernst Spitzer sich nicht mehr gegenseitig aufzulegen versprechen. Auch Sacher-Masoch versammelt sich trotz der furchtbaren Hitze in einem Pelz, welchem einst Fräulein Gallmeyer gewünscht hatte: „Daß Du die Motten kriegst", und trägt eine Notiz aus der Revue de Demimonde in der Hand, welche er verschiedenen Redacteuren zum Selbstkostenpreise anbietet. Fräulein Marlitt, welche für Oesterreich eine verbotene Frucht geworden ist und darum zum ersten Male für eine reizende Erscheinung erklärt wird, ist darüber so gerührt, daß sie mit der einen Hand einen Roman „In den Apartements der Commerzienräthin" schreibt und die andere Herrn Keil zu dem Vorschlage bietet, ihr zu Ehren Marlittfaßsäulen errichten zu lassen, ohne dabei ihr Honorar von 300 Mark pro Bogen aufschlagen zu wollen. Kurz, Alles befindet sich in bester Laune, als in dieselbe die Bombe der Präsidentenwahl des Parlaments verstimmend einschlägt.

Der Alterspräsident Karl von Holtei meldet sich zuerst bei sich zum Worte und erhält es auch.

Abgeordneter von Holtei: Meine Herren! Schier achtzig Jahre bin ich alt! (Bravo! Hierbleiben! Zulage kriegen!) Hab' manchen Sturm erlebt. (Stürmischer Beifall. Der Abgeordnete Julius Sturm-Köstritz kommt sich mit einmal viel jünger vor). Aber das können Sie einem alten Vagabunden und Eselsfresser glauben, daß ich glaube, Sie glauben selbst nicht daran, daß ein deutscher Dichter mit sich, geschweige denn mit seinen Collegen einig werden kann. Was nun den Präsidenten unseres Parlaments betrifft, so bin ich neugierig, wen Sie wählen werden. Haben Sie gewählt, so will ich gern der Stadt eine Geschichte erzählen, wie man Präsident wird. Aber fordere Niemand sein Schicksal zu hören! Denn er wird eine Stellung haben, um die ich ihn nicht beneide. Die Republik der Dichter und Denker ist noch schwerer zu regieren, als die französische und, was schlimmer ist,

Digitized by Google

meine Herren — nehmen Sie's mir, einem Greis, der sich nicht zu helfen weiß, nicht übel — in Beziehung auf Ehrenämter und dergleichen sind wir deutsches Federvieh alle aus Neidenburg. (Gemurmel des Unwillens.) Nichts für ungut. Aber ich meine, wir sollten einen Präsidenten wählen, der unparteiisch die Discussion leitet und Bürgschaften für seine Gerechtigkeitsliebe gegeben hat.

Ein Abgeordneter, dessen Name ihm selbst zur Zeit unbekannt ist: Gut! Wir wählen und setzen den Alten ab, wenn er uns nicht mehr gefällt.

Abgeordneter von Holtei: Das konnte nur ein Buchhändler sprechen, der immer nur das Alte absetzen will. Nun, meine Herren, wollen Sie einen Mann, der zu allen Zeiten auf Anstand und Würde gehalten hat, so wählen Sie Karl Frenzel!

Abgeordneter Lindau: Er ist gegen ältere Damen — das kann meine Tante Therese bezeugen — sehr galant und anständig, indessen Molière sagt —

Minister des Aeußerlichen, Freiherr von Dingelstedt: Ich bemerke, daß die literarische Regierung die Domaine Molière des Abgeordneten Lindau nur bedingungsweise anerkennt, daß sie jedoch nicht dulden wird, wenn der Abgeordnete Lindau auch das Anrecht auf Beaumarchais sich zueignet. Wenn ich hier zu befehlen hätte — und es thut mir in allen Fällen leid, wo ich es nicht habe — würde ich meinen Freund Carrière aus München zum Präsidenten vorschlagen. Er versteht übrigens die Shakespearehistorien trefflich zu ertragen.

Abgeordneter Carrière: Meine Herren, vom ästhetischen Standpunkt —

Abgeordneter Lindau: Das ist gar kein Standpunkt. Schon der kunstverständige Bankier L., mein Freund auf Distance, behauptet: Wie heißt ästhetisch? Eßtisch kenn' ich und Theetisch kenn' ich auch. Aber Eßtheetisch heißt ein Unsinn." Und was Sie betrifft, lieber Carrière, so habe ich Sie ja gemacht. (Heiterkeit.)

Abgeordneter von Holtei: Ja, meine Herren, wenn wir so fortfahren stehen zu bleiben, werden wir der Spott unserer Zuschauer. Wir müssen zum Entschluß kommen.

Abgeordneter Sacher-Masoch: Ich schlage als Aesthetiker des Häßlichen vor, eine Dame zu wählen, die alle Monate abwechselt. Peitschen und Cigaretten müssen natürlich gratis verabreicht werden. Kein Vergnügen ohne Damen. (Allgemeiner Beifall. Am Ministertisch wird geschmunzelt.)

Ein Abgeordneter: Die Männer müssen den Frauen unter die Arme greifen. (Allgemeine Zustimmung). Die Frau ist frei geboren, ist frei, und wär' sie in gold'nen Ketten geboren! (Bravo.)

Ein anderer Abgeordneter als persönliche Bemerkung: Er hat die seinige versetzt.

Abgeordneter Euripides Misoginski: Ich stimme gegen die Damen. Wir können ja in unserm Parlament ein Herrenhaus und ein Damenhaus errichten, damit für Herren und für Damen gesorgt ist. Aber zu Präsidentinnen möchte ich die Damen nicht berufen sehen. Sie würden gleich Alles an die große Glocke bringen und ich glaube, der verehrte Zauberer vom Geist wird mir beistimmen, daß man im Hinblick auf Fräulein Ludmilla Assing mit Graf Thorane leicht zu einem literarischen Misogyne kommen kann. Nur wer in endlosen Romanen Margelitten hat, wer in Lewaldungen, wo man vor Bäumen des dürren Verstandes nicht den Wald der Phantasie

Digitized by Google

sieht, verirrt war, wer in einem theatralischen Hedwigsdrohm Seelenrettung suchte und nur Künstelei statt Kunst fand,

„Wer nie die langen Winternächte
Auf seinem Bette gähnend las,
Kennt nichts von diesem furchtbaren Geschlechte."

Setzen wir als Präsidenten zwei Damen ein, die leider nicht dichten: die Gerechtigkeit und die Wahrheit. Die werden uns am besten leiten. (Allseitige Zustimmung.)

Die Gerechtigkeit, welche nicht blind, sondern in neuester Zeit etwas kurzsichtig geworden ist, tritt sogleich ihr Präsidentenamt an.

Nunmehr theilen sich die Abgeordneten in Fractionen. Die conservative Fraction bilden die Abgeordneten von Holtei, Geibel, von Puttlitz, von Redwitz, Theodor Fontane, Victor von Strauß, Julius Sturm, Feodor Wehl, Ernst Wichert; die freimoralische Fraction constituirt sich aus den Abgeordneten: Auerbach, Eckstein, Grosse, Gutzkow, Hamerling, Heyse, Hopfen, Gottfried Keller, Kinkel, Kompert, Laube, Lindau, Hans Marbach, Spielhagen, Wilbrandt; die politisch-literarische Fraction bilden die Abgeordneten: Anastasius Grün (Ehrenmitglied), Glasbrenner, Johann Jakoby, Meißner, von Treitschke; die theatralische: Bauernfeld, Brachvogel, Mosenthal, von Moser, Lindner, Joseph Lang-Weilen; die historische: Dahn, Freytag, Gottschall; die akademisch-urgemüthliche: Scheffel und Eichrodt; die lormoyant-ungemüthliche: Hieronymus Lorm; die Fraction der literarischen Ungezogenheit: Einziges Mitglied: Oscar Blumenthal.

Auf der Tagesordnung für die erste beschließende Sitzung des literarischen Parlaments stehen verschiedene Anträge und Amendements, unter denen wir folgende hervorheben:

Antrag Karl Braun-Wiesbaden: Das literarische Parlament wolle beschließen: die Hippokrene auf Wein einzurichten und hierzu eine Sachverständigenprüfungscommission unverzüglich nach dem Helikon abzusenden.

Antrag Egmont Hadlich, Stuhr und Genossen: Das Parlament wolle beschließen: die von Paul Lindau bewohnte Lindenstraße in Berlin in Lindaustraße umzutaufen. (Dem Berliner Magistrat auf's drückendste an das literarische Gewissen gelegt.)

Anfrage mehrerer Redacteure an die Regierung: Ist die Bestattungsfrage auch gegenüber von unbrauchbaren Manuscripten eine brennende? Und ist zu dieser Verbrennung ein Siemens'scher Ofen erforderlich oder thut es jeder andere Redactionsofen auch, vorausgesetzt, daß der Wassergehalt der Verbrennungsobjecte kein zu großer ist?

Anfrage mehrerer dramatischer Autoren an die Regierung Ist es geboten, theatralische Erfolgsversicherungsgesellschaften auf literarische Staatskosten zu begründen und stehende Claqueurbataillone zu errichten? (Dem noch zu ernennenden Minister für öffentliche Handarbeiten warm empfohlen.)

Antrag mehrerer gemißhandelter Autoren an die Regierung, eine Steuer der Wahrheit zu errichten. (Von den meisten Zeitungsredactionen als unnützer Steuerzwang bekämpft.)

Ueber die nächste Parlamentssitzung erfährt der Wißbegierige Näheres im nächsten Heft des „Salon". Das Entrée auf die Zuschauertribüne des literarischen Parlaments ist im Preise des „Salon" mit einbegriffen.



Digitized by Google

# Fatme und Jussuf.

Jussuf hieß der hochentzückte
Von Fatimen's Reiz berückte
Neidenswürdige Galan,
Den des Vaters Handel brachte,
Liebe aber weilen machte
Hier im goldnen Ispahan.
Witwe war sie; doch wir wissen,
Daß auch Witwen ungern missen
Eines Freundes Rath und Theilnahm'.
Und so lüftet sie den Schleier
Schüchtern erst, dann kühn dem Freier,
Der vom fernen Stambul kam.
Hei! das war ein Sinnberauschen,
Wuchernd Kuß um Küsse tauschen,
Seligleben Mund an Mund. —
„Aber sag' mir, Holde, Süße,
Wirst Du treu sein?" — „Zweifler büße,
Löst' sich jemals solch ein Bund?"
Und sie küßte, wenn er neckte. —
Doch aus ihren Armen schreckte
Ihn zu bald des Vaters Brief,
Der besorgt um Gut und Waaren
Nach den heimatlichen Laren
Unsern Jussuf rückberief.
Wer vermöcht' sich fähig wähnen,
Zu beschreiben ihre Thränen?
Meine Feder ist zu schwach,
Solchen Jammers Bild zu malen,
Euch zu schildern solche Qualen,
Solche „Weh" und solche „Ach".
„Trockne", sprach er, „Deine Zähre,
Wisse, daß ich wiederkehre
Schneller als der Bote reist;
Eh' der Mond zum dritten Male
Seines Lichtes volle Schale
Nieder auf die Erde geußt,
Lad' ich Gut auf die Kameele
Meines Vaters, und zur Seele
Meines Lebens geht's im Flug,
Ungeduld besteigt die Bügel
Heißes Sehnen liegt im Zügel
Und die Liebe treibt den Zug." —
„O, Dein Lieben wird erblassen,
Nein, ich kann nicht von Dir lassen,
Nein, Du darfst nicht fort von hier." —
„Liebchen, stand es doch geschrieben,
Und geschrieben steht's, mein Lieben,
Meine Seele bleibt bei Dir! " —

Digitized by Google

„Wer es glaubte!“ — „Laß mich ſchwören.“ —
„Halt! Soll mich ein Schwur bethören?“ —
„Nun, Geliebte, dies zum Pfand.“
Ruck! und Blut entſtrömt der Wunde
Und ein Zahn entfällt dem Munde,
Fällt in ihre weiße Hand! —
Roh dünkt Euch ein ſolches Zeichen,
Denen Locken und dergleichen
Als ein Liebespfand genügt;
Doch bedenkt, wir ſind in Ländern,
Wo man oft zu Liebespfändern
Naſen, Ohren, Köpfe fügt.
Und die Monde wachſen, ſchwinden,
Eh' wir unſern Helden finden,
'S war im dritten Vollmondlicht,
Wieder an dem trauten Oertchen,
Vor dem wohlbekannten Pförtchen,
„Fatme! Oeffne — Hörſt Du nicht?“
So wie an der Trennung Abend,
Haucht die ſüße Nachtluft labend,
Wogt um's Haus ein Blüthenmeer,
Und wie damals duften Roſen,
Die Bülbüls mit Sang umkoſen
Traut wie damals um ihn her.
„Großer Allah! Wer nur wagt es?“ —
„Täubchen, ich, Dein Juſſuf ſagt es,
Oeffne ihm, der wiederkehrt,
Der getreu Dir iſt geblieben,
Wandellos in ſeinem Lieben,
Den die Gluth nach Dir verzehrt.“ —
„Frechling, Frevler! Soll ich rufen,
Daß von meiner Schwelle Stufen,
Man den Friedensſtörer ſchafft?
Was will Juſſuf und wen ſucht er,
Wer iſt Juſſuf? Ein Verruchter,
Haft gebührt ihm, Kerkerhaft.“ —
„Fatme, Huldin! Was bethört Dich?
'S iſt Dein Juſſuf; er beſchwört Dich,
Sieh' nur recht, es iſt kein Dieb,
Kehr' zurück aus meinem Lande,
Ließ Dir meinen Zahn zum Pfande,
O beſinn' Dich, ſüßes Lieb!“ —
Leere Worte, Spreu im Winde!
Und ſie öffnet eine Spinde,
Langt ein Käſtchen draus hervor.
„Zähne, weiß ich, ſind da drinnen,
Doch — ich kann mich nicht entſinnen,
Such' den Deinen, eitler Thor!“

Murad Effendi.



Digitized by Google

# Aus der Gesellschaft.

## Berlin.

Die Jubelfeier unseres vielgefeierten Theaterintendanten, Excellenz von Hülsen, hat so großartige Dimensionen angenommen, daß sie als das Hauptereigniß des Berliner Gesellschaftslebens unsern Bericht in erster Linie beschäftigen muß; wir verzichten jedoch von vornherein auf eine Rivalität mit den Zeitungen und ziehen es vor, nur eigene Wahrnehmungen mitzutheilen. Daß im Drange der Zerstreuungen und Eindrücke eines so vielbewegten Tages hin und wieder einige Einzelheiten übersehen wurden, sollte gleich vorausgesetzt und entschuldigt werden.

Schon vor fünf Jahren ward eine Feier für die zwanzigjährige Amtsdauer des Theaterintendanten angeordnet und vor zwei Jahren beging er seine silberne Hochzeit. Er war also in der Uebung von Jubelfesten und wird es hoffentlich noch lange bleiben.

Am Tage vorher begannen bereits die Glückwünschenden und die Telegramme theilweise sich einzustellen. Aber am 1. Juni ward der Jubilar vollkommen überschüttet mit Festtagsfreuden, der Kaiser hatte schon in der Morgenfrühe sein lebensgroßes Bild, gemalt von P. Bülow, nebst einem eigenhändigen Brief übersenden lassen; die Kaiserin schenkte eine silberne Etagère mit Medaillonbildern der beiden Majestäten.

Die Spenden und Scenen am Familientische — Herr von Hülsen ist ein sehr glücklicher Hausvater — entziehen sich in ihrer pietätvollen Weihe natürlicherweise jeder Besprechung.

Der eigentliche officielle Theil des Festes begann um elf Uhr; der Concertsaal des Opernhauses war in eine Blumenhalle mit Estraden verwandelt, die Deputationen und die Theatermitglieder bildeten einen weiten Halbkreis um die erhöhten Sessel der Familie Hülsen. Unter den Klängen eines Festliedes — Musik von Radecke, Worte von Julius Rodenberg — wurde der jugendfrische Jubilar zu seinem Platze geführt. Director Hein hielt in kurzen, prägnanten Worten eine Ansprache, worin er besonders auf den Umstand hinwies, daß noch niemals ein Theaterintendant so lange seiner schweren Stellung sich gewidmet hat wie Herr von Hülsen, daß er mit Stolz auf die Erfolge zurückblicken könne, die seine Ausdauer und verständnißreiche Leitung der Bühne errungen haben.

Dieser Ansprache folgten die Huldigungsadressen der Theater von Hannover, Kassel und Wiesbaden, welche bekanntlich ebenfalls der Fürsorge und Oberleitung des Herrn von Hülsen sich erfreuen; in derselben Weise folgten die Hoftheaterintendanten von Wien, München, Dresden und Karlsruhe. Auch die Berliner Privatbühnendirigenten waren sämmtlich erschienen, um ihre Glückwünsche darzubringen. Die Stadttheater von Leipzig und Hamburg hatten ebenfalls Vertreter hingesendet. Herr von Hülsen beantwortete durch eine kurze, charakteristische Rede die vielen Ansprachen und sagte fast

Digitized by Google

jedem Einzelnen noch einige Dankesworte. Dem vorherrschend ernsten Ton von Rede und Gegenrede wußte der urkomische Helmerding einen heitern Klang zu geben, ebenso vertrat Herr Weiß den Komus, indem er bei seiner Ansprache in ergötzlichster Weise das ominöse „Steckenbleiben" nachahmte.

Der bleibende Theil des Festmorgens besteht aber in den sinnreichen, prachtvollen Geschenken, welche dem Jubilar dargebracht wurden; es wird kaum möglich sein, sie alle namhaft zu machen, nur die Haupteindrücke wollen wir wiedergeben.

Ein riesenhaftes Album mit Deckeln von getriebenem Silber, die Photographien des ganzen Theaterpersonals enthaltend, lag in einem Glaskasten zur Schau. Eine Girandole mit dreizehn Lichtarmen und einer Blumenschaale von drei Schwänen getragen; der Silberwerth allein beträgt 600 Mark, die Zeichnung ist von dem Oberhofbaurath Molthar. Die Geschenkgeber sind die Mitglieder des Theaters zu Hannover. Aus Wiesbaden sandten dieselben eine silberne Traubenschaale aus der Silberwaarenfabrik der Gebrüder Schleißner zu Hanau kunstvollendet hergestellt. Aus Kassel wurde ein silberner Tafelaufsatz dargebracht in Form des berühmten Wahrzeichens dieser schönen Stadt: des Octogons mit dem Herkules auf Wilhelmshöhe.

Eine Deputation des Bühnenvereins: Herr von Perfall, Herr von Putlitz, Herr Tempeltey und Herr von Loën überbrachte ein ganz besonders sinnreiches Geschenk, einen silbernen Tafelaufsatz, der in Form eines Segelschiffes eine Bowle darstellt. Reiche Vergoldung und echte Emaille bilden die Wappenschilder und Embleme. Als Steuermann ist Herr von Hülsen dargestellt, wie er das Theaterfahrzeug mit fester Hand seit fünfundzwanzig Jahren lenkte. Die silbernen Wellen, auf denen das Schiff sich schaukelt, sind zugleich Schalen für die grünen Römergläser, die so kunstreich gruppirt sind, daß sie an die klare grüne Fluth des Rheins erinnern. Aus Straßburg kam ein Album vom Theaterpersonal, den Münster in Mosaik von Perlmutter darstellend. Das Leipziger Stadttheater sandte ein Wandgemälde in kostbarem Rahmen, welches die Abbildungen aller existirenden Theater enthält. Die vier Primadonnen der Oper, Mallinger, Hauck, Lehmann und Grossi, haben einen kostbaren Teppich *selbst* gestickt, worin ihr Name von den Titeln der Werke umgeben ist, in welchen sie mitgewirkt haben. Fräulein Ziegler hat einen massiv silbernen Lorbeerkranz auf einem hellblauen Atlaskissen gespendet; das Hülsen'sche Wappen in Goldstickerei und ein breites gemaltes Band machen die Gabe noch werthvoller. Ein originelles und gewiß *sehr geschmackvolles* Geschenk sendete die Besitzerin der Conditoreien in den königlichen Theatern, Frau Reibedanz, deren Familie seit 1786 diesen Geschäftszweig cultivirt, einen riesigen *Baumkuchen*, der abwechselnd mit frischen und silbernen Lorbeerzweigen verziert ist. Der Aufsatz wird durch ein Denkmal gebildet, dessen Postament an den vier Seitenflächen die Abbildung des ältesten und des jetzigen Opern- und Schauspielhauses zeigen. Die vier Ecken sind mit den Büsten des Kaiser Wilhelm, Friedrich Wilhelm IV., Friedrich Wilhelm III. und Friedrich des Großen geziert. Das Ganze wird vom preußischen Adler gekrönt, der im Schnabel ein Wappenschild trägt, auf welchem das Antritts- und Jubiläumsjahr des Herrn von Hülsen verzeichnet ist.

Das Festmahl in dem größten Saal des neurestaurirten Hotel Kaiserhof bildete den gemüthlichen Schluß der Feier; es war ein buntes, belebtes Bild, diese große Gesellschaft von zweihundertfünfzig Personen! Anzusehen

Digitized by Google

und anzuhören gab es des Guten und Schönen genug. Wie bei einem Gastmahl auf den Gemälden des Paul Veronese leuchteten die schönen Theaterdamen in Sammet und Seide; die geistvollen Männerköpfe konnten dagegen an ein Gastmahl des Plato erinnern, ebenso die Trinksprüche, die man zu hören bekam.

Baron von Dingelstedt — den wir beiläufig noch beim Beginn seiner Laufbahn als kurhessischen Gymnasiallehrer in Rinteln gekannt haben — brachte einen sehr galanten und humoristischen Toast auf die belletristische Gemalin des Jubilars aus, deren schönes ernstes Gesicht dadurch zuerst für ein Lächeln gewonnen wurde — des Tages Last war schwer für sie gewesen durch eine Reihe von zwar freudigen, aber immerhin erschütternden Empfindungen.

Der älteste Sohn des Jubilars, Lieutenant und Adjutant im Kaiser-Alexander-Grenadier-Regiment, sprach den Dank der Familie für die Ovationen und ihre Darbringer aus, indem er sein Recht dazu als älteste „Hülsenfrucht" documentirte und zugleich andeutete, daß er sein fünfundzwanzigjähriges Lebensjubiläum in diesen Tagen zu begehen hoffe. Herr von Hülsen hatte nämlich fast gleichzeitig mit dem Amt des Theaterintendanten auch das Vateramt übernommen. Seine Gemalin, eine geborene Gräfin Häseler, damals kaum achtzehnjährig, ist eine hochbegabte Dichterin.

Eine Nachfeier fand noch am folgenden Tage durch ein solennes Diner im Hause des Jubilars statt; dort waren auch in einem besondern Saale die Geschenke zu einer kleinen Ausstellung vereinigt, welche sogar, wie wir hören, für das Publicum geöffnet sein wird.

Die diesjährige große Frühjahrsparade hat bei dem herrlichsten Kaiserwetter auf dem Tempelhofer Felde stattgefunden. Die vielen anwesenden Fürstlichkeiten machen diese Parade stets zu einem besonders glänzenden Schauspiel. Der Großfürst Wladimir mit seiner jungen reizenden Gemalin erregte namentlich die allgemeine Aufmerksamkeit. Der erlauchte Schwiegervater desselben, Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, schien sehr befriedigt von dem glücklichen Aussehen des jungen Ehepaares. Kaiser Wilhelm ließ demselben zu Ehren mehrere Familiendiners und verschiedene Festvorstellungen im Theater stattfinden. Außer der großen Parade war auch in Potsdam eine Aufstellung der Garde-Cavallerieregimenter und das alte berühmte „Schrippenfest", eine soldatische Bewirthung im Freien, an die sich Abends Freitheater für die Mannschaften schließt.

Unsere vornehme Gesellschaft liebt es, bei solchen Gelegenheiten die Nachbarresidenz zu besuchen, in der sie so viele verwandte Elemente findet, daß sie gewissermaßen einen Kreis mit ihr bildet. Die Winterbälle in Berlin und die Sommerfahrten in Potsdam zu genießen, ist allerdings ein angenehmes Doppelvergnügen. Namentlich kann der Blumencorso in den prächtigen Alleen Potsdams wohl für den Höhepunkt der Sommerfahrten gelten. Der Kaiser liebt es sogar, daran theilzunehmen und wirft mit fester Hand schöne Bouquets in die Wagen der Damen. Die jungen Prinzessinnen, welche jetzt in der ländlichen Stille von Glienicke weilen, kommen meistens zu Pferde zum Corso und haben ihre Blumenvorräthe in zierlichen Körben am Sattel befestigt. Die Toiletten sind in Potsdam viel eleganter als in Berlin; die Damen zeigen sich gleichsam ungezwungener, naiver in ihrem Bestreben, sich zu putzen. Sie erfinden zuweilen wildromantische Toiletten oder auch eine poetische Blumensprache, wie Ottilie von Goethe einst

Digitized by Google

in Weimar mit ihren Anzügen auszudrücken liebte. So sahen wir eine lebendige Fliederblüthe, eine blaßlila Toilette, eine andere in der zarten Farbe eines Rosenblattes — Schwertlilie, Feldblümchen und Vergißmeinnicht fehlten auch nicht. Letztere beiden bescheidensten Kinder Flora's sind sogar augenblicklich die beliebtesten Modeblumen. Da die vornehmen Damen nicht aussteigen, konnten wir nicht beurtheilen, ob sich die Schleppe noch immer ihrer Gunst erfreut, die in neuester Zeit so mißliebig geworden ist und allerdings nicht zur Sommerfrische, sondern nur in den Salon, nicht auf die staubige Promenade gehört.

Bei dem neuesten Modevergnügen, dem Rollschuhlauf, skating-rink, ist die Schleppe ganz besonders verdammenswürdig, weil sie Gefahr bringt und alle Anmuthsbewegungen unmöglich macht. Hoffentlich wird die Eitelkeit, diese Tyrannin der Damenwelt, die ja zuerst die Schleppe erfunden hat, jetzt bald allmächtig dagegen zu Felde ziehen. Der Rollschuhlauf ist übrigens wesentlich auch ein Eitelkeitsvergnügen, denn alle körperlichen Vorzüge werden dadurch zur Geltung gebracht. Nicht nur ein schöner Fuß wird noch viel mehr wie beim Schlittschuhlauf hervorgehoben auf dem zierlichen Cothurn mit vier Räderchen, sondern auch die Anmuth der Haltung, die Formenschönheit der ganzen Gestalt zeigt sich bei diesem Wettlauf. Man wird dabei an die olympischen Spiele erinnert und manche Atalanta wirft ihre goldenen Zauber dort aus.

Bis jetzt hat sich im Berliner Skating-Rink hauptsächlich die vornehme Welt hervorgethan; jeden Tag von 1 bis 3 Uhr versammelt sie sich daselbst und die Contretänze, welche dort getanzt oder vielmehr gerollt werden, ziehen ein großes Zuschauerpublicum herbei. Eine ganze Wagenburg von Droschken hält gewöhnlich vor dem Etablissement, deren Insassen auf die Bänke steigen, um besser sehen zu können. Im Innern sind übrigens sehr bequeme Sitzplätze angebracht, wo man für den geringen Eintrittspreis von 50 Pfennige Alles übersehen kann. Die Benutzung der Bahn nebst Rollschuhen ist begreiflicherweise nicht ganz so wohlfeil. Doch ist für Abonnenten eine Preisermäßigung eingetreten. Am angenehmsten gestaltet sich der Aufenthalt im Skating-Rink gegen Abend, wo die Bahn und das ganze Gebäude prachtvoll erleuchtet sind. Mond und Sterne schimmern bei dem magischen Gaslicht ganz märchenhaft und die flüchtigen Fußes dahineilenden Damen in ihren hellen duftigen Sommertoiletten führen wahre Elfenreigen auf. Dazu wirkt die gute Musik und das gute Restaurant noch belebend auf Herz und Magen. Die gesellige Anregung ist überhaupt im Skating-Rink viel größer als in jedem andern Gartenconcert; wenn man eben einer Dame beim Laufen die Hand gereicht hat, bekommt man Lust und Muth, die begonnene Unterhaltung am Kaffeetisch oder bei einer Schale Eis fortzusetzen. Die Verlobungen, die auf den Winterbällen nicht zu Stande kamen, werden sich unfehlbar beim Sommerlaufen vollziehen lassen. Eine ist bereits durch Karten angezeigt worden: Fräulein Marianne von Wallenberg und Herr Graf Alfred zu Dohna haben sich soeben verlobt. Die anderen Aus- und Absichten dürfen wir noch nicht veröffentlichen. Die Zahl unserer Erbtöchter ist kürzlich noch um einige sehr liebenswürdige vermehrt worden: Fräulein von Boyen hat ihre Tante mütterlicherseits, die Herzogin von Azarenza in Sagan, als Universalerbin beerbt und Comtesse Alexandra von Blankensee ist in der großen Welt aufgetreten, oder had come out, wie die Engländer viel passender das erste Erscheinen einer jungen Dame bezeichnen.

Digitized by Google

Der Berliner Skating-Rink-Ecke der Rauchstraße und der Neuen Friedrich-Wilhelmsstraße, also im schönsten Theil des Thiergartens belegen, erfreut sich übrigens des Protectorats unseres Skatingclubs, der ganz nach englischer Manier sich constituirt hat. Die Herzöge von Mecklenburg, von Ratibor, von Ujest und von Sagan stehen an der Spitze, unter den Mitgliedern zählt man zwei Prinzen Reuß, einen Prinzen Hohenzollern, die Fürsten Lobkowitz, Handjery, Pleß, Putbus, die Grafen Douglas, Hohenthal, Einsiedel, Lehndorf, Gröben, Arnim, Stirum, Dohna, Döhnhoff, Redern, Chapski u. s. w. Auch Damen können Mitglieder und Patroninnen, ladies patronesses, sein. Frau von Prillwitz und Frau von Wallenberg gehören zu letzteren.

Für die Pferderennen in Hoppegarten hat sich ein ähnlicher Club schon seit längerer Zeit gebildet, der genau aus denselben Namen besteht.

Diesen Interessen und Vergnügungen zu Ehren bleibt die vornehme Welt in diesem Jahre ganz besonders lange in Berlin beisammen. Die Reize des Thiergartens, durch die andauernde Frühlingskälte zurückgehalten, haben sich jetzt so reich entfaltet, daß man allerdings Landleben und Bäder noch entbehren kann. Die Luiseninsel liegt wie ein riesenhafter Vergißmeinnichtkranz mit entzückender Himmelsbläue unter den rosenfarbenen Blüthen des Rothdorns, der besonders gut gedeiht in unserm wasserreichen Thiergarten. Das Beste darin ist jedoch die Rasenpflege, das Auge labt sich in erquickender Weise bei einem Spaziergang und auch die Nase leidet nicht mehr, wie es ehemals im Thiergarten der Fall war. Das bessere Gefälle hat dem übelriechenden Stillstand des Wassers ein Ende gemacht und die fortschreitende Canalisation vermindert die bösen Zuflüsse. Wären nur die Gräben, der grüne und der Canal, ehemals Schafgraben, zu entwässern, dann würde Berlin eine wahrhaft schöne gesunde Stadt werden. Aber jetzt leiden die zwei Villenstraßen Königin-Augusta und Schöneberger Ufer noch immer in empfindlichster Weise unter den Ausdünstungen verdorbenen Wassers. Hoffentlich wird endlich Abhülfe kommen, wenn das Project einer Niederlegung der Schloßfreiheitsspelunken sich verwirklicht und damit eine gründliche Umänderung der Wasserläufe eintritt. Die Schloßfreiheit ist eine Entstellung des stolzesten Stadttheils von Berlin, sie versteckt nicht allein die Schönheit des Schlosses mit ihren hohen, häßlichen Häusern, sondern sie präsentirt dieselben auch von ihrer Rückseite in wahrhaft lächerlicher spelunkenhafter Gestalt dem Opernplatz. Häuser sollten, wie Menschen, stets darauf eingerichtet sein, auch von hinten gut auszusehen, denn man weiß ja nie vorher ob nicht plötzlich eine Hauptstraße an ihrer Kehrseite entsteht. Wenn an der Schloßfreiheit statt der Häuser ein einstöckiger Colonnadenbau mit hübschen Läden errichtet würde, könnte der Kostenpunkt bedeutend vermindert werden, und dieser ist es doch allein, der Staats- und Stadthaushalt abhält wie Hausmann einst in Paris vorzugehen. Kaiser Wilhelm betrachtet die Beseitigung der Schloßfreiheit als seinen Lieblingswunsch; möchte er ihm doch nur recht bald in Erfüllung gehn!

Als Novität glänzt jetzt das Schauspiel des Dichters Ibsen bei den Meiningern: Die Kronprätendenten. Der schwedische Autor ist nebst dem Uebersetzer Adolf Strodtmann hier anwesend. Er ist kein Jüngling mehr, aber die Arbeit scheint doch eine Jünglingsarbeit zu sein. Es sind hochpoetische und pittoreske Scenen darin enthalten, aber keine Einheit und keine Klarheit. Eigentlich ist das Schauspiel nur ein Cyclus von historischen Bildern ohne Zusammenhang.

Digitized by Google

Die Darstellung war meisterhaft, Herr Nesper als König Hakon, Herr Hellmuth-Brähms als Kronprätendent, Herr Teller als Bischof Nicholas und Herr Rinald als zweiter Kronprätendent, sowie Fräulein Pauli als junge Nordlandskönigin wirkten hinreißend. Die Ausstattung übertraf Alles, was in dieser Hinsicht schon Großes geleistet wurde. Dennoch können wir dem Stück kein langes Leben prophezeien. Strodtmann's Uebersetzung ließ nichts zu wünschen übrig; seine Theilnahme für die Darstellung bewies, daß er das Stück gleichsam wie eine eigene Arbeit betrachtete. Er ist eine jugendkräftige Gestalt, obwohl schon graues Haar in seinen vollen Locken zu bemerken sind. Er erregte viel Interesse in der Gesellschaft durch seine stattliche Erscheinung, die zu seinem abenteuerreichen Leben und zu seinen frischen Dichtungen vollkommen passend gefunden wurde. Die Berliner Gesellschaft ist stets sehr günstig für Celebritäten gestimmt und so wurden die beiden Verfasser der Kronprätendenten auch reichlich mit Ovationen bedacht.

Im Residenztheater ist jetzt Fräulein Geistinger als Schauspielerin, nicht mehr als Sängerin aufgetreten. Die schöne Delia-Claar hatte als Messalina bisher der berühmten Wolter siegreiche Concurrenz gemacht.

H. v. N.

---

## Wien.

Wenn in London die Season mit all ihrer parlamentarischen, socialen, theatralischen und pedantischen Geschäftigkeit beginnt, beschließt man in Wien die Saison regelmäßig mit dem letzten Rennen, d. i. mit dem Rennen der Pfingsttage.

Bis zu diesem Tage bleibt Alles da, nun aber werden die Koffer gepackt und werden die Bahnhöfe aufgesucht; die bürgerliche Welt flüchtet auf die eigenen oder gemietheten Villen, die Aristokratie zieht sich auf ihre Schlösser zurück und die Stadt sammt aller ihrer architektonischen Pracht, sammt allen ihren socialen Reizen wird zum „trou perdu". Die Bewohner aller Großstädte haben den Drang zur freien Natur mit einander gemein — nichts natürlicher als dies — keine Metropole der Welt geberdet sich aber so ungeduldig „hinauszukommen" wie gerade Wien. Diese Ungeduld jedoch, sofort nach Ostern schon die bergenden Häuser der Stadt mit den luftigen, oft wohl mit allem möglichen Comfort ausgestatteten, öfter aber noch sehr primitiven Villen und Chalets zu vertauschen, haben Viele heuer im wunderschönen Mai, wo alle Knospen zurückspriessen und die Quecksilbersäule unter Null zu sinken beliebte, gar theuer mit Zähneklappern und Erkältung bezahlen müssen ..... Die Freuden des glatten Parquets sind also bis auf weiteres vergessen, die süßen Geheimnisse der Salons und Boudoirs warten auf strengste Bewahrung, und die faden Kaminintriguen harren mit Ruhe und Ausdauer auf den Moment, da sie weiter gesponnen werden können zur Vereinigung und zum Bruch der Herzen. Auch die Liebeskämpfe und die Liebeshändel verlangen ihren Waffenstillstand und die geeignetste Zeit hierfür ist einzig und allein der Sommer, der die nervöse und so leicht erregbare Welt der Großstadt in eine Ferne auseinander rückt, aus welcher weder der belebende Blick eines glühenden Auges, noch die tödtliche Kugel eines blitzenden Revolvers mehr treffen..... Für die Kreise des high life hat sich noch kurz vor dem Moment, da die Welt die schwellenden Teppiche Smyrnas und Persiens mit dem schwellenden Rasen der hei-

Digitized by Google

matlichen Scholle vertauscht, noch rasch ein Ereigniß vollzogen, das, obgleich ganz intimster Natur, denn doch viel verfolgt und viel besprochen wurde. Baron Albert v. Rothschild ist von seiner Hochzeitsreise aus Spanien heimgekehrt und hat seine junge Frau, Bettina v. Rothschild, die Tochter des Pariser Alphons v. Rothschild, in die Wiener Kreise eingeführt. Wie viele Millionen sich hier wieder einmal in die Arme gefallen sind und sich umschlungen haben, kann ich so genau nicht angeben; ich bin für diese Aufgabe zu wenig Arithmetiker, und wenn ich über sieben Stellen hinaus operiren soll, passiren mir regelmäßig kleine Malheurs; auch ist es mir bei dieser Geldangelegenheit nicht darum zu thun, den Auszug aus der Bilanz zu reproduciren, die sich aus der Herzensverbindung von Paris und Wien ergiebt. Was ich will, das ist, den Eindruck zu fixiren, den das Auftreten der jungen Milliardentochter und Milliardenfrau auf die hiesige Gesellschaft gemacht. Nun, um es kurzweg zu sagen, dieser Eindruck war ein — erschreckender. Schaudern Sie nicht zusammen, liebenswürdigste Leserinnen, ich habe keine brutale Unart vor und will Niemanden Ihres Geschlechts beleidigen ..... Frau Bettina v. Rothschild, die junge siebzehnjährige Baronesse, trug ihr schönes kastanienbraunes Haar schlicht zurückgekämmt und kein Brillantstern funkelte darinnen. Die Robe, hoch geschlossen, entbehrte jedes flitterhaften Aufputzes und weder im Ohr noch auf der Brust flimmerte es von edlem und blitzendem Gestein — kurz, der ganze Habitus der Dame aus der Fremde war so ganz und gar von jedwedem frou-frou entfernt, daß sich die ganze verkrachte und auch noch nicht verkrachte Wiener Frauenwelt in den hintersten Fond ihrer Logen — denn im Opernhause machte die junge Baronin ihr erstes Debut — zurückzog und daß eine besonders schnippische Zunge die Bemerkung entschlüpfen ließ: „Nun ja, für eine Lehrerin paßt diese puritanische Einfachheit ganz vortrefflich. (Bekanntlich hat Bettina v. Rothschild noch als Mädchen das Lehrerinexamen gemacht.) Fern sei es von mir, zu behaupten, daß es für die Luxusindustrie von Nutzen ist, wenn Jene, die Millionen und Milliarden zur Disposition haben, sich in Leinen- und Barège kleiden, allein eine vernünftige Reaction gegen den maßlosen Luxus der Damentoilette wäre in unserer so sehr reducirten Zeit denn doch von Nutzen und diese vernünftige Reaction wird und kann, so sehr sich auch manche dagegen sträuben, nicht ausbleiben.

Die Theater, die immer und immer wieder als Pulsschlag des literarischen, ja nicht selten auch des politischen Lebens gelten können, haben ihre jüngste Thätigkeit in gar verschiedener Weise manifestirt. Das Hofburgtheater hat sich nach der anstrengenden Shakespearewoche ein wenig auf die Seite gelegt, um einen leichten Schlummer zu thun. Seine wichtigste That bestand in der aufrichtigen und sehr dicken Thräne, die es Herrn Dr. August Förster, dem nunmehrigen Director des Leipziger Stadttheaters, in Form eines allerdings wohlverdienten und vom ganzen gebildeten Wien sanctionirten Dankschreibens nachgeweint und in der liebevollen und unausgesetzten Pflege, die es dem — „Veilchenfresser" angedeihen ließ. Die Thräne war gerecht, der „Veilchenfresser" macht immer volle Häuser — somit können weder die Idealisten noch die Materialisten dem Herrn Baron v. Dingelstedt den Tribut der Anerkennung versagen. — Doch wäre es ungerecht, nicht auch jener Novität zu gedenken, die am Abend des 27. Mai über die Breter der kaiserlich königlichen Hofbühne am Michaelerplatz ging. Nicht ungerecht gegen den Director oder den Verfasser, sondern ungerecht gegen

Digitized by Google

die Principien, gegen das literarische und gesellschaftliche Anstandsgefühl. Die Novität heißt: „Die Wege des Glücks“ und ist von Adolf Wilbrandt, dem Dichter der Arria und Messalina. Der Dichter greift in seinem „Lustspiel“ ins volle Schwindlerleben einer halbvergangenen Zeit — das kann man ihm nicht zum Vorwurf machen; er geißelt die Epoche, in welcher jeder Lump, der eine Million besaß, auch als Millionär gelten wollte — auch solches kann der dramatischen Feder nicht verübelt werden. Daß er aber einen Proceß zum Vorwurf nahm, der noch sehr frisch in der Actualität steht, daß er die ganze Geschichte Ofenheim copirte und die Institution des Schwurgerichtes in nicht zu billigender Weise verächtlich machte, daß er endlich die gesammte Wiener Journalistik in nicht mißzuverstehender, cynischer Weise angriff, das konnte dem Dichter selbst jener Kreis nicht verzeihen, der Anti-Ofenheim war und noch ist und daß sich endlich das Burgtheater dazu hergab, der recht saloppen Arbeit ein Asyl zu öffnen, wird man diesem Burgtheater, man mag welch immer für einer Partei angehören, sobald nicht vergessen.

Das Stadttheater, diese phantastische Rivalin der Hofbühne, ist im Mai auf Reisen gegangen. Director Laube, von der Mission erfüllt, die deutsche Cultur nach Osten zu tragen, ist mit allen seinen Liebhabern und Liebhaberinnen, mit seinen Intriguanten und Anstandsdamen, mit seinen Heldenvätern und „komischen Alten“, mit Coulissen und Costümen und dramatischen Generalstäblern nach Pest gezogen, um dort, getreu seiner deutschen Mission, die „Danischeffs“ und die „Demi-monde“ zu geben. Den Theaterfreunden von Budapest gefiel das Deutschthum des jüngeren Dumas und man lief zu den culturellen Komödien und füllte die Häuser, wovon sich aber die Theaterfreunde von Wien beirren lassen werden, der Leistungsfähigkeit der Stadttheatertruppe im Allgemeinen und nach wie vor denn doch nur ein sehr bedingtes Maß von Anerkennung entgegenzubringen. Aber dem „Jungdeutschen“, dem alten Knaben Heinrich Laube muß man es lassen, daß er, der es so gut verstanden hat, Jahrzehnte hindurch Principien zu reiten — mit ebensoviel Verve als Grazie in die Arme der reisenden Speculation sich zu werfen wußte. — Auf der Bühne der Leopoldstadt, im Carltheater herrscht schon seit Wochen Josephine Gallmayer, und die tolle Burleske, die O. F. Berg für die „fesche“, eigentlich besser verzogene Pepi geschrieben, „Die Weiber, wie sie nicht sein sollen“, zieht allabendlich eine Menge Solcher in das genannte Theater, die eben lachen, lachen und wieder lachen wollen. Und daß es unser Localsatiriker Berg in Gemeinschaft mit seiner geradezu classischen Interpretin Gallmayer eben verstand, in heutigen Tagen dem so verdrossenen Publicum helles Lachen abzuzwingen, gehört in die Reihe der merkwürdigsten Wunderthaten, hinter welchen wohl der Feuermann Capitän Ahlström verschwinden muß, der in der „Neuen Welt“ und im Prater mitten in brennende Scheiterhaufen sich hineinstellt und dem da drinnen so wohl zu sein scheint, wie dem Fischlein im Wasser.

Die Hofoper hat, nachdem sie ihr Haus von der italienischen Occupation entsetzt und die Wälschen in alle Weltgegenden geschickt, ihre regulären Vorstellungen mit dem „Don Juan“ wieder aufgenommen. Aber es hat fast den Anschein, als wollte die Direction jene gewisse fiebernde Hast, mit der jeder Ausnahmszustand verbunden zu sein pflegt, zur Permanenz erheben und dadurch dem Repertoire und der ganzen Lebensentfaltung des Instituts eine, wenn auch wahl- und kritiklose, so doch lucrative Abwechslung ver-

Digitized by Google

schaffen. Kaum waren die Italiener zu einem Thor hinausgewandert, so kam zum zweiten ein anderer Italiener herein, und zwar Maestro Verdi mit seinem Hernani. Man wollte offenbar dem Publicum zeigen, daß das einheimische Personal, namentlich aber Frau Wilt und Herr Müller, den Wettkampf nicht zu scheuen hätten, und in der That sind die Unseren nicht unterlegen, aber ein künstlerischer Gewinn ist durch solches Wettschreien nicht erzielt worden. Auber's bescheidenes und fast überlebtes Singspiel „Des Teufels Antheil" war in dem Riesenhause ungefähr von demselben Eindruck, den ein modernes Proverbe in einer alten römischen Arena machen würde. Der Gäste hatte das Institut drei, und zwar drei Damen: Fräulein Börs vom Hoftheater in Schwerin, Fräulein v. Bretfeld vom Stadttheater in Hamburg und Fräulein Adele Grantzow von der Hofbühne in Berlin. Fräulein Börs trat an drei Abenden, im „Robert" (Alice), in der „Zauberflöte" (Pamina), im „Freischütz" (Agathe) auf und sang sich mit jeder dieser drei Rollen tiefer in die — Ungunst des Publicums hinein. Am letzten Abend wußte das Publicum seiner Neugierde Zügel anzulegen und hielt sich mit weiser Vorsicht vom Opernplatze fern. Fräulein v. Bretfeld begann ihr Gastspiel mit dem „Gretchen" und setzte es als „Elsa" und „Carlo Broschi" (part du diable) fort. Fräulein Eleonore Bretfeld hat auf unserm heißen Theaterboden entschiedenes Glück gehabt und gewiß nicht unverdient. Ihre Stimme gehört nicht zu den sensationellen, ihre Gesangskunst weist mehr auf die deutsche, als auf die italienische Schule hin und für die hohe musikalische Tragik ist sie ihrem ganzen inneren und fast möchte ich behaupten, auch äußerm Wesen nach etwas soubrettenhaft; was ihre Leistungen aber so sehr angenehm macht, das ist das Einfache und Liebliche im Vortrage, die correcte Gesangsweise und der sympathische jungfräuliche Timbre der Stimme. Fräul. Bretfeld geht den starken Effecten stets aus dem Wege, daher ist sie in ihren Effecten nur — stark. Fräulein Grantzow endlich hielt, was ihr Ruf versprochen, sie entzückte schon am ersten Abend als „Gisela" in dem alten gleichnamigen Ballet, zu dem bekanntlich Adam, der Componist des „Postillons", eine allerliebste Musik geschrieben, die Wiener Balletgourmets und forderte auch das übrige Publicum, die Laien im Reiche der Tricots und des ewigen Lächelns, zu lebhaftesten Beifallsbezeugungen heraus. Die Grantzow ist eben nicht nur Technikerin par excellence, sie weiß nicht nur die erstaunlichste Bravour und Ausdauer im sogenannten Spitzenpas zu entwickeln, sie hält sich auch in jeder Bewegung, in jeder Pose in den strengsten Linien der Anmuth und Schönheit und ist überdies sehr reich an mimischen Ausdrucksmitteln. Das sachverständige Auge der einst so gefeierten Fanny Elsler, die dem ersten Debut ihrer jüngern Kunstcollegin beiwohnte, schwamm in Entzücken und die Habitués der ersten Bänke gestanden laut und offen, daß sie seit der Couqui keinen so vergnügten, reinen und künstlerisch beseelten Abend genossen hätten, und doch, wie viele Ballerinen waren seither erschienen, Stern an Stern, wer zählet ihre Namen? Die Salvioni und Beretta, die Mauri und Sangalli, die Stefanska und die Linda! Was an dem Braunschweiger Kind, der Grantzow, hier besonders gefällt, ist, daß sie in solchen Balletten tanzt, die nicht, wie es so die modernste Taglionischablone dictirt, ihren Werth in den Maschinerien, in Versenkungen und Apotheosen suchen, vielmehr in der getanzten Poesie.

In Bezug auf die Novitäten der nächsten Wintersaison ist es bereits eine ausgemachte Sache, daß Wagner's „Tristan und Isolde", dann die

Digitized by Google

„Walkyre" auf's Repertoire kommen. Nun braucht man auch einige etwas weniger schwere Artikel — Sancta Cäcilia verzeihe mir diesen frivolen Ausdruck — und da kramt und blättert man denn in neuen und neuesten Partituren herum, ohne zu einem definitiven Schlusse gelangen zu können. Es liegen vor 1) der „Bergkönig" von dem Schweden Hallström (hat wenig Chancen), 2) die „Melusine" von dem Hamburger Gramann (genießt starker Fürsprache), 3) „Das goldene Kreuz" von dem Wiener Ignaz Brüll (ist zu klein gehalten für das große Haus) und endlich 4) der „Dimitri" von dem Pariser Fonciéres (hat günstige Aussichten). Der Componist vom „goldenen Kreuz", ermuthigt von dem Erfolg, den diese Oper sich bereits in Berlin und Dresden errungen, hat sein Auge sofort auf ein zweites Sujet gelenkt und der Blick ist auf Bauernfeld's „Landfrieden" gefallen, und da überall, wo ein Libretto gesucht wird, schnell der Mosenthal sich einstellt, hat es diese gewandte Firma auch bereitwilligst übernommen, rasch und bis zur Lieferzeit ein Libretto prompteſt zu schneidern.

Im Theater an der Wien hat sich die „Reise in den Mond" wacker abgespielt und rasch folgte dieser kühnen Unternehmung eine andere: „Die Reise um Wien in 80 Stunden". Wir kommen also aus den Expeditionen gar nicht heraus. Die Reise um Wien, in der deutschen Metropole als „Reise um Berlin" über hundert Mal gegeben und dann für hier localisirt, kann bei uns kaum die silberne Hochzeit feiern. Das Ding ist eben gar zu albern und langweilig..... Fräulein Meinhardt von der Friedrich-Wilhelmstadt führte sich in der Wiener Reise als präsumtive Nachfolgerin der Geistinger ein. Aber solche Thronbesteigungen haben ihr Bedenkliches. Die erste norddeutsche Soubrette ist hübsch, macht einen eleganten Eindruck und weiß auch zu singen, aber was ihr abgeht — das ist jene gewisse Verve, jener Elan, den einmal die Operette gar nicht mehr entbehren kann. Nehmt der modernen und bereits so ausgenutzten Operette die Keckheit, so hat sie aufgehört genießbar zu sein.

Und nun noch ein kleines Wort über eine große Revolution, über jene Revolution nämlich, die sich in unserer Mitte und im Bereiche des Clavierbaues vollzogen hat. Bekanntlich gehörte das Pedalsystem unseres Claviers von jeher zu den schwachen Seiten, zu den schwarzen Punkten dieses Instruments und instinctiv waren die Bemühungen vieler Musiker darauf gerichtet, in dieses unglückliche System einen Fortschritt zu bringen. Und worin konnte dieser Fortschritt denn bestehen? Das ist in zwei Worten gesagt. Das Fortepedal erstreckt sich, einmal in Anwendung gebracht, über das ganze Reich der Saiten, über die ganze Breite des Claviers, und es liegt in der Natur der Mechanik, daß durch Emporheben des Dämpfers alle Saiten zu gleicher Zeit in Mitleidenschaft gezogen erscheinen, d. h. allen Tönen die möglichst starke und andauernde Klangwirkung verliehen wird. Welches Chaos dann bei längerm und nicht ganz gewandtem Gebrauch des Fortepedals entsteht, davon weiß so mancher Concertbesucher und so manches Opfer des Familiendilettantismus zu erzählen. Die Aufgabe des Clavierbauers spitzte sich nun, nachdem bereits so Vieles für die Verstärkung und Verschönerung der Resonanz geschehen, dahin zu, ein Pedal zu erfinden, welches nur eine partielle Wirkung haben, sich nur auf jenen Ton, auf jenen Accord erstrecken sollte, den allein man eben verstärkt haben will. Und diese Erfindung hat vor kurzem der hiesige Hof- und Kammer-Clavierfabrikant Herr Friedrich Ehrbar unanfechtbarer Weise zuwege gebracht. Herr Ehr-

Digitized by Google

bar gab seinem Apparat den Namen „Prolongement“ und diese Bezeichnung ist bereits auch in allen jenen Kreisen populär geworden, die sich für die Sache interessiren. Das Prolongementpedal, dessen Anwendung kinderleicht ist und von jedem Kinde auch in raschester Zeit behandelt werden kann, findet die hinreichende Erklärung schon in seinem Namen. Es prolongirt, es verlängert den Ton und zwar, wie schon angedeutet, jenen oder jene, die man länger fortklingen lassen will. Ein Tritt auf's Pedal und die Saiten, die man auf der Claviatur angeschlagen, ertönen und klingen kräftig fort, ein zweiter Tritt und die Töne verstummen. Die Effecte, die durch diese Manipulation erzielt werden können, sind nicht nur mannigfaltigster, sie sind zauberhaftester Natur, das ganze Genre der malenden Composition hat eine kolossale Erweiterung erfahren und für den Vortrag der älteren Clavier-compositionen ist dem Spiel ein ganz neues Feld der Nuancirung eröffnet worden. Ein Modell des Claviers mit dem Prolongementsmodell hat der Fabrikant zur kunstgewerblichen Ausstellung von München gesandt, und hier wird die neue Errungenschaft zweifelsohne vielfach discutirt, vielleicht auch angefochten werden. Davon wird sich das Publicum nicht beirren lassen; es wird die Resultate der genialen Erfindung gerade so zäh festhalten, wie das Prolongement die Töne festhält, die es gewählt. Von höchst praktischer Bedeutung ist es wohl, daß das neue Kunstpedal, das Prolongement, an jedem ältern Instrumente angebracht werden kann. Dadurch wird Niemand, der an der Neuerung participiren will, wenigstens nicht gezwungen, sein liebgewonnenes Instrument zur Thür hinausschieben, um sich von demselben auf ewig trennen zu müssen. Das Clavier hat sich im Laufe der Jahre in unseren Wohnungen ein verbrieftes Bürgerrecht erworben und dieses Privilegium wird glücklicherweise durch das revolutionäre Prolongement nicht einmal angegriffen, geschweige denn verletzt.

Figaro.

---

Digitized by Google

# Die Debatte.

**Eine minutiöse Berichtigung.** In einem liebenswürdigen Zuschreiben an uns berichtigt Björnson einen Uebersetzungslapsus seiner Novelle „Capitän Mansana". Wir heben aus dem Schreiben des gefeierten Norwegers die betreffende Stelle hervor. Der Dichter schreibt:

„Mein prächtiger Uebersetzer hat die Gewohnheit (wie alle Uebersetzer; auch die minder prächtigen) des Bessermachens, so hat der meinige in Capitän Mansana mich sagen lassen:

„Als die Pferde losgelassen wurden, zeigte sich die Gefahr sogleich; die Thiere standen auf den Hinterbeinen, das eine wollte hinaus, das andere hinein; die Fahrt durch den Thorweg währte sicher über eine Viertelstunde."

Ich habe „über eine Minute" geschrieben."

---

# Randglossen zur Zeitgeschichte.

**Portofreiheit für Journalisten.** Eine Galanterie gegen die Presse ist seitens des Mikado den japanischen Preßangehörigen erwiesen, indem er verordnet hat, daß die Journalisten vollständige Portofreiheit durch ganz Japan für alle Sendungen genießen sollen, die zu machen sie in ihrem Interesse halten. Gelänge es ihnen auch, die beschränkenden Preßgesetze abzuschütteln, so müßten sie zu den begünstigtsten Männern der Presse gerechnet werden.

Glückliche Japanesen! Stephan hilf!

**Murad Effendi** ist Sultan; unsere neuliche Andeutung hat sich erfüllt. Inzwischen ist auch Sultan Abdul-Aziz angeblich ein Selbstmörder geworden. Dienstbare Hände haben den neuen Sultan wohl von dieser Last befreit. Wir können von Glück sagen, daß der „Salon" nicht in die orientalische Frage verwickelt ist. Wenigstens wurde der Redacteur nicht zu den Berliner Conferenzen hinzugezogen, wahrscheinlich infolge einiger unliebsamen Bemerkungen über Bismarck in den letzten Heften.

**Italienische Selbstbeherrschung.** Vor einiger Zeit machte Fanfulla in Rom den Vorschlag, daß die Autoren von Bühnenstücken nach der Aufführung ihres Stückes nicht mehr vor die Rampe gerufen werden sollen. Dieser Vorschlag ward dann von den anderen italienischen Blättern besprochen, von denen einige für, andere gegen ihn waren. Wie nun jetzt aus Neapel gemeldet wird, hat der dortige Schriftsteller- und Schauspielerclub „Carlo Goldoni" beschlossen, den Vorschlag Fanfulla's zu acceptiren und die Autoren von Bühnenstücken aufzufordern, freiwillig auf die Ehre, vor die Rampe gerufen zu werden, zu verzichten.

Das ist wieder so eine fremde Einrichtung, die wir ehrlichen Deutschen nicht brauchen können.

Der Bühnendichter, der auf einen Hervorruf nicht erschiene, soll noch gefunden werden — in Deutschland, wo man ja bekanntlich bescheidener ist, als anderswo.

**Wieder der alte Goethe.** Der Bildhauer Schaper hat die Skizze seines für Berlin bestimmten Goethemonuments einer wesentlichen Umarbeitung unterworfen, die sich in dem jetzt vollendeten Modell als eine Verbesserung und Vervollkommnung des schönen Werkes ausprägt. Goethe ist stehend aufgefaßt, in reifem Mannesalter mit jenen imposanten Zügen, die schon an den alten Jupiter von Weimar erinnern. Das Auge, noch jugendlich leuchtend, ist in die Ferne gerichtet, die linke Hand ist an die Hüfte gestützt, über den Arm fließt rückwärts der zurückgeschlagene Mantel nieder. Die Rechte, leicht herniederhängend, hält eine Rolle. Die Tracht unter dem Mantel ist Kniehose, Frack und Hemdkrause. Den Sockel der Statue schmücken drei Gruppen: die dramatische Muse, eine hoheitsvolle,

Digitized by Google

matronenhafte Gestalt, an deren Schulter sich der Genius mit der gesenkten Fackel und dem Lorbeerkranze lehnt; die Wissenschaft, eine reife, blühende Frau, die in den Büchern forscht, während ihr der Genius die Leuchte hält; die Lyrik, ein blühendes Weib, in leichten Gewändern, neben ihr der Liebesgott mit Pfeilen und Rosen. Als Inschrift trägt das Denkmal nur das Wort „Goethe".

Das ist ja Alles sehr hübsch und auch geschmackvoll, allein der jugendliche Goethe, der Goethe der ersten Weimarischen Zeit, der nicht nur bereits „Werther" und „Götz" geschaffen, sondern auch Egmont, Iphigenie und Tasso dichtete, sowie den Faust dachte und seinen Anfang dichtete, der Goethe im dritten Decennium seines Lebens, wie ihn die bekannte Trippel'sche Büste zeigt, der schöne Apollo mit dem Dichtergemüth, warum kann dieser noch immer nicht zur monumentalen Gestaltung gelangen statt des etwas philiströsen Herrn Geheimraths? Möchten doch unsere Bildhauer nicht immer blindlings der Tradition folgen! Der verschönte Schiller und der verhäßlichte Goethe das sind die Ueberlieferungen unserer monumentalen Plastik.

---

## Kleine Salonplaudereien.

**Ostracismus.** „Ein Gericht Scherben, aufgetragen von Heinrich Dorn" nennt sich ein treffliches, viele gute Gedanken und originellen Witz enthaltendes Buch, das im Verlage von B. Behr (E. Bock) in Berlin erschienen ist. Die Feder Dorn's, der den apollinischen Segen nicht nur als Musiker, sondern auch als Schriftsteller empfangen hat, zeichnet hier wiederum liebenswürdige musikalisch-kritische und biographische Charakterbilder. Besonders gern beschäftigt sich Dorn mit seinem intimsten Gegner Richard Wagner, dem er zwei eingehende Artikel: „Die Meistersinger von Nürnberg" und „Bayreuth" widmet, welcher letztere Aufsatz im Hinblick auf die bevorstehende Sommerfrische für Nibelungenkranke in Bayreuth besonders zeitgemäß sein dürfte. Wie Dorn's innerstes Wesen auf Ehrlichkeit und Wahrheit — Eigenschaften, denen man in der biographischen Literatur immer seltener begegnet — begründet ist, so sagt er auch Wagner viele Wahrheiten, aber auch ein wenig zu subjective Herbheiten. Wagner ist kein Aristides und Dorn nicht der attische Landmann, von dem Plutarch die hübsche Ostracismusanecdote erzählt. Aber da Wagner nicht der „gerechte" Aristides gegen Andere ist, muß er es sich auch gefallen lassen, daß man nicht immer gerecht gegen ihn ist. An feinfühligen Beobachtungen über Wagner's Art fehlt es bei dem musikalischen und poetischen Rhadamanth Wagners nicht, wie denn Dorn's unerbittliche, mit prächtigem Humor durchgeführte Wagnerkritik das Grünlichste ist, was gegen Wagner gedruckt worden ist. Indessen wird sich die ungetheilte Zustimmung des Lesers den liebenswürdigen fesselnden Feuilletons über zwei alte Herren (Friedrich Wieck und König Johann von Sachsen), sowie den Artikel „in memoriam" (der über Theodor Formes und Hoffmann von Fallersleben handelt) zuwenden. Hier sprudelt die lebendige plastische Charakterisirungskraft Dorn's wie ein frischer, erquickender Quell und auch das liebliche Elbdorf Loschwitz, in dem Dorn seine Sommerfrische verlebt, erhält eine ansprechende Skizze, welche nicht nur für die Autochthonen interessant ist, sondern auch viele Streiflichter auf interessante Eigenthümlichkeiten berühmter Kunstgrößen wirft. Die charaktervolle Energie des Verfassers zeigt sich besonders in der kleinen Skizze „Kirchliche Disharmonie mit weltlicher Instrumentation", in welchem die sonst conservativ beanlagte Natur Dorn's der protestantische Orthodoxie in ihrem Eifern gegen Sydow scharf zusetzt. In Summa, es ist ein anregendes, geistvolles Büchlein voll scharfer Beobachtung und vielen neuen Gedanken, das uns dieser „Ostracismus" bietet.

---

Digitized by Google

# Neueste Moden.

## Nr. 1 bis 5. Beschreibung des Modekupfers.

Nr. 1. Promenadenanzug für den Herbst. Schwarzer, halbanliegender Paletot aus Doppelcaschmir mit leichter Seide gefüttert. Schmale schwarze Seiden-

Nr. 6. Capote von elfenbeinfarbener Faille.

borten in dicht gedrängten Reihen aufgesetzt, bilden breite Streifen-Garnitur auf dem knapp anliegenden Schooß, den Aermeln, dem Kragen und Revers, sowie auch vorn herunter. Umschlagkragen mit Revers. Aumonière aus Caschmir mit spitzen, mit



Digitized by Google

seidenen Knöpfen besetzten Klappen und Garnitur von seidener Borte und breiten Seidenbandschleifen, die sich am Aermel wiederholen; der Gürtel der Aumonière ist aus Caschmir-Doppelblende angefertigt und mit einer Borte in der Mitte besetzt; ein fein gefältelter Plissévolant aus schwarzer Faille umgiebt den Rand des Paletotschooßes. — Anzug aus grauem Caschmir. Glatter, vorn fußfreier, kurzer Rock mit Schleppe. Lange, hinten wenig gerafft, das Kleid beinah verhüllende Tunica, am Rande mit einem hohen Plissé aus gleichfarbiger, grauer Barège garnirt, dem als Kopf eine breite Caschmirblende dient, die mit schmalen Spangen aus grauem Barège gestreift ist. Lange Küraßtaille mit rundem Schooß, vorn durch Knöpfe geschlossen. Ellbogenärmel mit hohen Revers, die, wie auch der Schooßrand der Taille, dieselbe Garnitur wie die Tunica erhalten. Hut aus schwarzem Filz mit

Nr. 7. Weißer Strohhut mit vorn aufgebogenem Rand.

Echarpe aus crêmefarbener Seide schwarzen Federn und unter dem Schirm vorn mit einem Diadem von gelben Theerosen ohne Blätterwerk garnirt.

Nr. 2. Besuchs- und Soiréetoilette aus crêmefarbenem Caschmir und crêmefarbener Faille. Den vorn fußfreien Rock aus crêmefarbener Faille mit Schleppe garniren 3 Plissé-Volants, wovon der oberste mit Kopf; dreifache Cascadenschlingen aus crêmefarbenem Failleband sind in abwechselnden Zwischenräumen auf die Volants gesetzt. Da der moderne Schnitt der Kleider, sehr knapp anliegend, keine voluminösen Unterkleider verträgt, so wird die Schleppe jetzt mit Mullvolants, die nach Belieben einfach, glatt, oder reich garnirt sein können, gefüttert. Die lange, das Kleid verhüllende Tunica aus crêmefarbenem Caschmir ist hinten offen und unter Cascadenschleifen 2 Mal gerafft. Eine reiche Gitterstaue, sowie 3 Reihen

Digitized by Google

glatt aufgesetzter Bänder in crême-farbener Seide garniren ringsum und hinten bis zum Schooß der Taille die Tunica, welche hinten 2 ungleich geraffte und auch ungleich zugeschnittene übereinanderfallende Enden hat. Die lange Kürafttaille aus Caschmir mit glattem Schooß hat als einzige Garnitur einen Einsatz aus crêmefarbener Faille. Die herzförmig ausgeschnittene Taille ist hinten, zugeknöpft und vorn herunter übereinstimmend mit der Tunica, mit 3 Reihen kleiner crêmefarbener Failleknöpfe garnirt. Der Stehkragen aus Caschmir ist mit crêmefarbener Faille passepoilirt und gefüttert und bildet vorn längs des Ausschnittes einen Umschlagkragen. Ein gefaltetes Fischü aus crêmefarbenem crêpe de Chine mit seidenen Gitterfransen garnirt, ist unter dem Revers an der Brust mit crêmefarbener Bandschleife befestigt. Die engen Ellbogenärmel sind aus feinen crêmefarbenen

Nr. 8. Weißer Strohhut mit großen Rändern.

Faille-Plisséfalten gebildet. Der Aufschlag ist aus einem dreifachen Revers aus Caschmir mit Faille passepoilirt und gefüttert hergestellt. Die crêmefarbene Bandschleife im Haar dient zum Befestigen der spanischen Spitzenmantille auf dem Kopf.

Nr. 3. Promenadentoilette aus kupferfarbenem Wollenstoff und dergl. Faille. Den fußfreien Rock aus Faille mit Schleppe garnirt am Rande ein hoher gezogener Volant mit breitem Saum, dem eine schmale, gefaltete Rüsche mit einem äußerst fein gefalteten Plissévolant als Kopf dient. Die lange, das Kleid verhüllende Tunica aus Wollenstoff mit Shawlenden, in ersichtlicher Weise drapirt, ist mit Wollenstoffblenden und Wollenstoffvorstoß, sowie feinem Failleplissé garnirt. Die Tasche aus Failleplissé, Wollenblenden und getollter Faillerüsche ist nach hinten an der Seite placirt. Die lange Kürafttaille aus Wollenstoff ist vorn durch Knöpfe geschlossen und mit westenartigem Einsatz aus Faille, sowie zu beiden Seiten der Weste



Digitized by Google

mit Blenden und Plissés garnirt. Umgelegter Stehkragen mit Wollenstoff gefüttert. Enger Ellbogenärmel mit Revers in Triangelform, das, übereinstimmend mit dem Anzug mit Blenden und Plissés garnirt ist. Breite Faille-Bandschleifen in der Farbe des Kleides fallen hinten auf die Tunica. Eine kurze, im Schnitt sehr enge, kleine Rotonde aus Wollenstoff mit Faille gefüttertem Umschlagkragen und Garnitur von Blenden und Plissés, sowie eine Capote aus Faille in der Farbe des Kleides vervollständigen den Anzug.

Nr. 4. Promenadentoilette aus grauem Caschmir und Faille. Vorn fußfreier Rock aus Faille mit Schleppe, am Saum mit einem feinen Plissévolant garnirt, über das ein hoher, ausgebogter, wenig froncirter Volant fällt. Glatte

Nr. 9. Hut von englischem Stroh.

Tunica aus Caschmir, hinten offen und mit spitzen Shawlenden, die hinten ziemlich tief verschlungen auf die Schleppe fallen. Große Seitentasche in ersichtlicher Weise mit grauen Failleschleifen, sowie, übereinstimmend mit dem Rande der Tunica, mit mehreren Reihen dicht gedrängter schwarzer, schmaler Seidenborte garnirt. — Kürafttaille aus grauem Wollenstoff, vorn durch Haften geschlossen und mit Stehkragen mit Revers versehen. Erstere und letztere sind mit grauer Faille gefüttert und schließen an der Brust mit einer grauen Faillebandschleife ab. — Die Tunica ist in die Kürafttaille eingehakt und der Ansatz durch eine dreimal gefaltete Caschmirdraperie verdeckt, die mit einer reichen, grauseidenen Franse, mit schwarzen Kugelfransen dazwischen, abschließt. Aus der Draperie fallen hinten mächtig breite schwarze Faillebandschlingen und Enden auf das Kleid. Im Rücken und vorn herunter

Digitized by Google

je ein breiter Streifen durch ſchwarze Borten gebildet. Enger Ellbogenärmel mit hohem Revers. — Hut aus ſchwarzem Crep mit grauen Federn, grauen Faillédraperien und einem bunten Vogel garnirt. — Schwarzer Entoucas.

Nr. 5. Kinder-Anzug aus crêmefarbenem Caſchmir. Glattes, kurzes Kleidchen aus Caſchmir. Hohe Weſte aus Caſchmir, vorn durch crêmeſeidene Knöpfe geſchloſſen und ringsum mit crêmefarbener ſeidener Borte beſetzt. Der hinten anliegende Paletot aus Caſchmir mit breitem Umſchlagkragen iſt am Halſe unter

Nr. 10. Capote von citrongelber façonirter Gaze.

einer kupferfarbenen Faillebandſchleife geſchloſſen und fällt vorn gerade und auseinander. Die Garnitur beſteht aus ſeidenen Borten und Knöpfen, die vorn herunter à la Mousquetaire aufgeſetzt ſind. Die Ellbogenärmel haben übereinſtimmende Garnitur. Kupferfarbene Faillebandbüſchel von verſchiedenen Breiten fallen aus den Aermeln und hinten in der Mitte unter dem Paletot hervor.

Hut Bébé aus Caſchmir mit kupferfarbener Faille gefüttert und eingefaßt und mit dergl. Bandſchleifen, ſowie crêmefarbener Feder garnirt. — Stiefelchen aus naturfarbenem oder ſchwarzem Ziegenleder.

Digitized by Google

## Nr. 6 bis 12. Sommerhüte.

Nr. 6. Capote von elfenbeinfarbener Faille, mit emporgebogenem, mit schwarzem Sammet gefütterten Rande. Auf das Haar fällt ein Tüllplissé herab. Krone von Maiblümchen und Tuffen von Pomponrosen.

Nr. 7. Weißer Strohhut mitvorn aufgebogenem Rand, welcher mit blaßblauer gefältelter Faille gefüttert ist; auf einer blaßblauen Faillewindung erhebt sich ein Bouquet von Kornblumen und Margarethenblumen; gleiches, mit Failleschleifen gemischtes Bouquet auf der Passe.

Nr. 8. Weißer Strohhut mit großen, mit schwarzem Sammet gefütterten Rändern, zur linken Seite mehr aufgebogen, umrankt mit einer dicken, aus Haidekraut und Kornblumen bestehenden Guirlande, zur Linken unter dem Hut ein Ro-

Nr. 11. Strohhutcapote mit Passe.

senbouquet; Schleife von strohgelbem façonirten Band.

Nr. 9. Hut von feinem englischen Stroh mit großen Rändern garnirt, mit strohfarbenen Blumen und rothen Rosen.

Nr. 10. Capote von citronengelber façonirter Gaze, mit Faillebavolet; der aufgebogene Rand ist mit blauer gefältelter Faille gefüttert. Bouquets von Kukuksblumen und blauen Federn.

Nr. 11. Strohhutcapote mit Passe, weichem, wenig gefältelten Fond von blaßrother Faille. Die Falten werden auf der Rückseite mittels einer vergoldeten und ciselirten Agraffe vereinigt und gehalten: der Fond selbst geht in ein Bavolet aus.

Nr. 12. Maronfarbener Strohhut mit aufgebogenem Rand, unter diesem eine Windung von crêmefarbener Faille und maronfarbenem Sammet mit einer Thee-

Digitized by Google

rose; weicher Fond von crêmefarbener Faille; eine maronfarbene und eine crêmefarbene Feder.

## Nr. 13 bis 16. Sonnenschirme und Entoucas.

Nr. 13. Entoucas von schwarzem Sergé mit glänzend-blauer Unterseite, Ebenholzstab.

Nr. 12. Maronfarbener Strohhut mit aufgebogenem Rand.

Nr. 14. Stocksonnenschirm von écru Sicilienne, garnirt mit einer hohen Franse mit hellem gegitterten Kopf.

Nr. 15. Sonnenschirm von schwarzer Faille, garnirt mit einem Volant von crêmefarbener Guipüre; Stab von Lorbeerbaum.

Nr. 16. Entoucas von resedagrünem Sergé; Rohrstab mit ciselirtem Silbergriff.

## Nr. 17. Brauttoilette.

Brauttoilette aus weißem Atlas. Rock mit großer Schleppe von 180 Centm. Länge. Polonaise-Küraß, hinten zum Knöpfen und ringsum von einer schönen venetianischen Spitze umgeben. Den Ansatz der Spitze deckt hinten eine Atlasschärpe

Digitized by Google

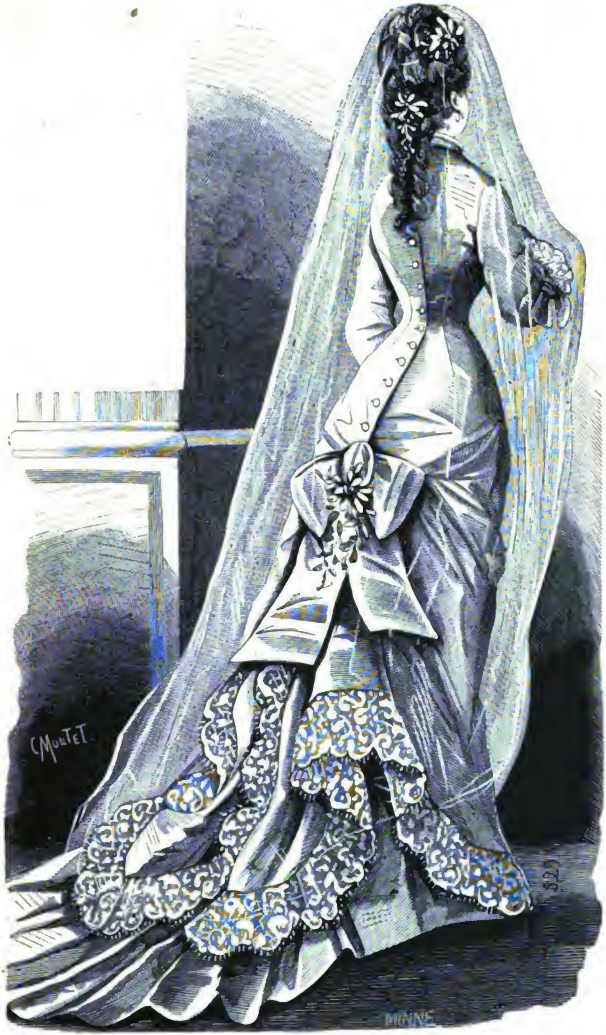
mit einem Bouquet von Orangenblüthen. Großer Schleier von Illusionstüll. Bouquet von Orangenblüthen an der Seite.

Nr. 13 bis 16. Sonnenschirme und Entoucas.

## Nr. 18 u. 19. Griechisches Käpsel.

In den auf den Stickrahmen gespannten Streifen von schwarzem Sammet mit vorgezeichnetem Dessin werden die vier zum Ganzen gehörenden Bouquets mit halbgedrehter Seide von drei verschiedenen Havannüancen im Hochstich gestickt. Der

Digitized by Google




Nr. 17. Brauttoilette.

Digitized by Google

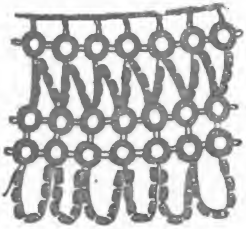
in breiter Bogenwindung um die Bouquets sich hinziehende Rand ist in Seidenschnur von mittlerer Havananüance, das Gitterwerk in den Ovalen im Lanzettstich und die sie verbindenden Rosetten im Knötchenstich ausgeführt. Das Dessin in Seidenschnur ist mit dem des Streifens übereinstimmend. Wo der Streifen an den Deckel angesetzt wird, muß er der Verengerung wegen ein wenig zusammengezogen werden, so daß sich kleine regelmäßige Puffen bilden. Auf der Mitte des Deckels wird ein Knopf von havanafarbener und schwarzer Passementerie befestigt,

Nr. 18. Griechisches Käpsel.

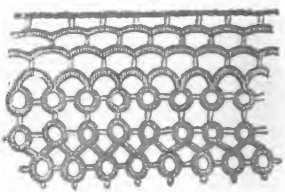
von welchem eine hübsche Quaste nach hinten herabhängt (s. die Vollansicht Nr. 26). Das Innere wird mit wattirtem und gesteppten schwarzen Atlas gefüttert. Zum Schweißleder wird ein Streifen schwarzer Maroquin genommen.

## Nr. 20 und 21. Zwei Spitzen aus Frivolitäten.

Man beginnt die erstere der Spitzen mit einem kleinen Zwischensatz von sich gegenüberliegenden und durch Josephinenknötchen getrennten Oesen, zu jeder Oese



Nr. 20. Spitze.

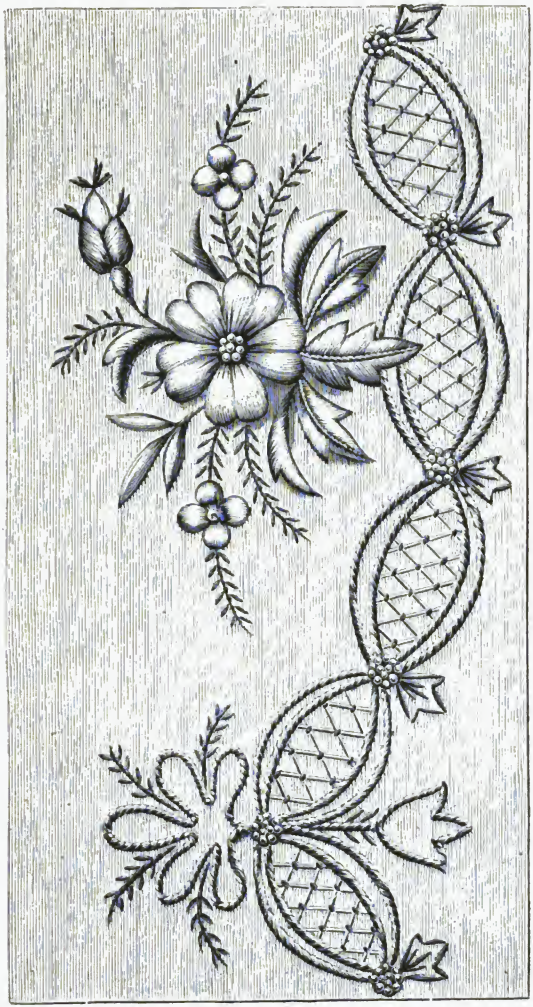


Nr. 21. Spitze.

arbeitet man 3, durch je drei Doppelknoten getrennte Picots, zu jedem Josephinenknoten 8 Schlußknoten, alsdann arbeitet man mit doppeltem Faden und zwar schürzt man stets die Oesen mit dem Schürz-, die Bogen mit dem Hülfsfaden, die Oesen sind wie die ersteren; zu jedem Bogen schürzt man 10 durch ein Picot getrennte Doppelknoten; als Fuß häkelt man noch 5 Luftm., 1 feste Masche u. s. w. Die

Digitized by Google

zweite Spitze iſt nur mit einem Faden geſchürzt und beſteht aus eben ſolch großen Oeſen als die vorige, welche aber durch je 3 Joſephinenknoten getrennt ſind, nun ar-



Nr. 19. Deſſin zum griechiſchen Käpſel.

beitet man wieder Oeſen auf der obern Seite, ſchürzt aber auf der untern Schlingen von je 7 Joſephinenknoten, als Fuß arbeitet man 3 Lſtm. 1 Stbch. ꝛc.

## Nr. 22, 24. 26 und 27. Moderne Cravatten.

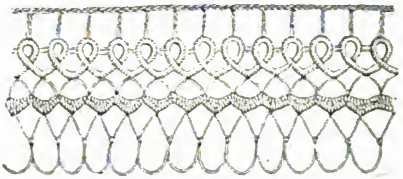
Nr. 22. Cravatte aus weißem Foulard mit crêmefarbenem Spitzenzwischensatz und Stickerei in Seide in derselben Nüance.

Nr. 24. Cravatte aus crêmefarbenem Foulard mit breiten Enden von Brügger Spitzen.

Nr. 22. Cravatte aus weißem Foulard.

Nr. 26. Cravattenschleife aus Foulard mit crêmefarbenen Rändern, die Mitte und Spitzen in roth und blauem Schottisch.

Nr. 27. Cravattenschleife aus crêmefarbenem und rothem Foulard.



Nr. 23. Spitze aus Gabelborten.

## Nr. 23. Spitze aus Gabelborten mit Frivolitäten und Filet zur Verzierung von Lingerien und dergl.

Das Gabelbörtchen häkelt man an einer Seite mit ganz kurzen, an der andern mit recht langen Oesen. An die langen Oesen filirt man als untern Abschluß eine einfache Tour über einen mittelstarken Filetstab. An die kleinen Oesen arbeitet man Frivolitäten als obern Abschluß mit zwei *, 4 Doppelknoten angeschlungen an eine

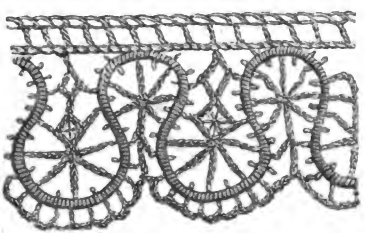
Digitized by Google

Oese der Gabelborten und noch 4 Doppelknoten; dann mit einem Faden 1 Oese, 4 Doppelknoten, 1 Picot, 4 Doppelknoten, 1 Picot, 4 Doppelknoten, 1 Picot und noch 4 Doppelknoten und zieht die Oese zusammen, dann wendet man die Arbeit und vom * wiederholt. Zum bessern Annähen häkelt man oben noch eine Tour, bestehend aus 1 Stäbchen, 2 Luftm.

Nr. 24. Cravatte aus crêmefarbenem Foulard.

## Nr. 25. Gehäkelte Spitze aus schwarzwollener Mignardise und schwarzer Mohairwolle zur Verzierung von Kleidern, Schürzen ꝛc.

Mit Hülfe der sehr deutlichen Abbildung läßt sich diese Spitze in bekannter Weise leicht arbeiten und bedarf es hierzu wohl keiner weitern Beschreibung.



Nr. 25. Gehäkelte Spitze.

## Nr. 28. Gehäkelte Spitze.

Man beginnt diese Spitze, indem man Gabelborten in der erforderlichen Länge und zwar mit 7 festen Maschen in der Mitte häkelt, wodurch die Börtchen besonders wirkungsvoll erscheinen, nachdem die Gabelbörtchen fertig, häkelt man die beiden Borten von der hintern Seite zusammen, indem man stets 3 Luftm. arbei-

Digitized by Google

tet und mit einer festen Masche je 2 Oesen der bei den Borten verbindet. Als Fuß der Spitze arbeite man je 3 Luftm., 1 feste M. in eine Oese der Borte. Zum untern Rand der Spitze arbeite man nun noch 4 Touren und zwar 1. Tour: * 1 feste M. in eine Oese der Borte, 7 Luftm. vom * wiederholt. 2. Tour: *

Nr. 26. Cravattenschleife.

Nr. 27. Cravattenschleife.

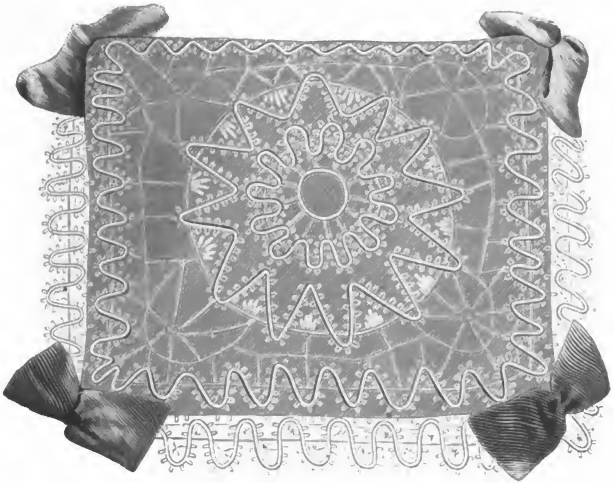
1 feste M. in die Mittelm. des nächsten Bogens der vorigen Tour 7 Luftm. vom * wiederholt. 3. Tour: wie die erste Tour. 4. Tour: Man häkelt um jeden Luftm.-Bogen der vor. Tour 1 feste M., 10 Stbch., 1 feste M. u. s. f.

Nr. 28. Gehäkelte Spitze.

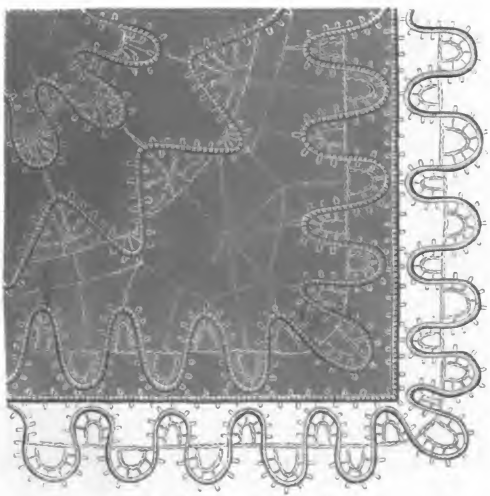
## Nr. 29 und 30. Toilettekissen mit Dessin.

Ein Kissen aus grüner Seide ist mit einem darüber gespannten Deckchen aus feiner weißer Mignardise durch Spitzenstiche verbunden, verziert. Nr. 13 giebt ein Viertel dieses Deckchens in Originalgröße. Man muß das Dessin bausen, auf farbigen Glanz heften und die Mignardise den Contouren aufnähen, alsdann sind mit Spitzenzwirn die Spitzenstiche im Innern der Contouren auszuführen.

Digitized by Google



Nr. 29. Toilettekiſſen.

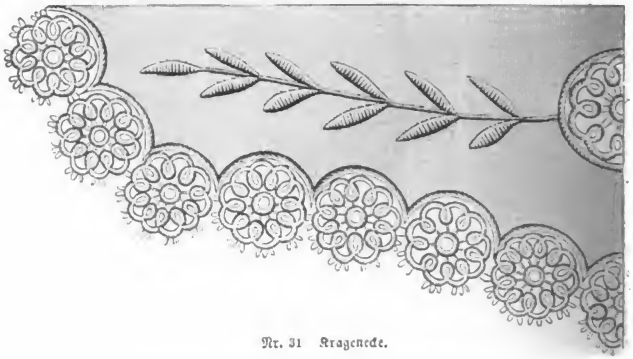


Nr. 30. Deſſin zu Nr. 29.

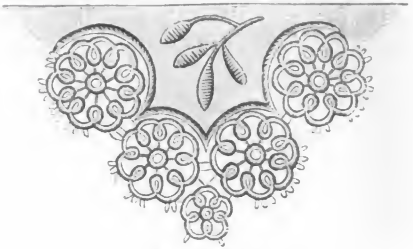
Digitized by Google

## Nr. 31 und 32. Kragenecke und Manschette, Frivolitäten und Weißstickerei auf feiner Leinwand.

Nachdem man die Frivolitäten fertig und in ersichtlicher Weise der Leinwand aufgeheftet hat, languettirt man zunächst dieselben mit feiner Stickbaumwolle dem Stoff ein und stickt alsdann die Blätterzweige; zum Halstheil des Kragens fertigt man ebenfalls Frivolitätenrosetten und näht diese nebst den Ecken an ein doppeltes Stoffbündchen, welches man noch durch ein kleines Chemisett vervollständigen kann.



Nr. 31 Kragenecke.



Nr. 32. Manschette.

Jede Rosette beginnt mit einem Mittelringe von je 10 durch je 2 Doppelknoten getrennte Picots, diesem Mittelringe schließen sich 10 Ringe mit Außenbogen an, welche man mit 2 Fäden arbeitet, und zwar arbeitet man zunächst den Ring mit dem Schürzfaden (bestehend aus 10 doppelt und in der Mitte an ein Picot des Mittelringes umgeschlungen) alsdann den Bogen mit dem Hülfsfaden, bestehend aus 3, je durch 2 Doppelknoten getrennte Picots.

Je nach der Größe der Rosetten hat man in ersichtlicher Weise den Mittelring größer oder kleiner zu machen.

---

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

*5 Kinderanzug*

*1 Promenade*

Digitized by Google

Digitized by Google

In einem münchener Bräuhaus.

Nach einem Originalgemälde von C. Syraudolph.

Digitized by Google

# Der Salon.

## Hella Jasmund.

Novelle von **Sophie Junghans.**

Das Wetter konnte für die nahende Ernte nicht besser sein: der Himmel war wolkenlos und die Hitze dennoch mäßig, denn ein leichter andauernder Ostwind kühlte die Luft und ließ Befürchtungen vor Gewittern gar nicht aufkommen.

Herr Jasmund blickte aus einem Fenster des Brennereigebäudes gleichgiltig über seine Felder hin; das Getreide stand so gut wie selten, aber es war schon auf den Halm verkauft; mochte der Hagel drein schlagen, ihn brauchte das nicht zu kümmern. Durch die Räume der Brennerei schritt er jetzt langsam dem Eingang zu, hier und da noch mechanisch nach dem Rechten sehend; wenn dies Alles nächstens auf Antrag der Gläubiger abgeschätzt würde, so merkte man vielleicht, daß er hier seine Sache doch nicht so ganz übel verstanden habe, daß die Geschichte im Zuge hätte bleiben müssen, wenn nicht — bah — mochten sie denken, was sie wollten! Sobald einer zu Grunde geht, sind die Leute nicht lange verlegen um eine Ursache dafür.

Er schlenderte jetzt quer über den weiten Hof, dem Wohnhause zu, ein langer, breitschulteriger Mann, dem das buschige blonde Haar zu ergrauen begann. Die großen, früher gewiß gefälligen Züge des bartlosen Gesichts waren schlaff, die Augenlider schwer und die blauen Augen nicht die eines nüchternen aufmerkenden Mannes. An seinem Gange sah man, daß er, um den Eindruck zu machen, dessen seine Gestalt fähig war, eigentlich auf ein Pferd gehöre.

Im Wohnzimmer angekommen, warf er seinen Hut auf einen Tisch nahe der Thür, ließ sich schwer in den Armstuhl nieder und fragte, ohne die Frau, welche am Fenster saß, noch angesehen zu haben, kurz ab: „Wo ist Hella?"

„Wer kann wissen, wo die steckt", gab sie, nicht eben freundlich, zurück. Da er nicht wieder sprach, begann sie nach einer Weile in dem Gewohnheitstone des wirkungslosen Vorwurfs:

„Wo ist Hella? Das ist die ewige Frage, wenn Du Dich einmal hier im Zimmer blicken lässest. Und dann thust Du gerade, als wäre Niemand da, mit dem Du reden könntest, sobald das Mädchen nicht bei der Hand ist."

„Das mag sein; ich wüßte nicht, was ich mit Dir reden sollte", sagte der Ehemann. Die Frau fuhr fort, ohne diese letzten Worte zu beachten: „Und ich sitze den lieben langen Tag hier allein. . . . Ulrike, die steckt auf ihrem Zimmer und Hella treibt sich draußen herum; da ist denn Gustav auch nicht zu halten, der doch sonst stundenlang bei uns sitzen und uns vorlesen konnte" . . .

„Laß die Kinder; kein Wunder, wenn es ihnen draußen besser gefällt, als hier im Hause", sagte Herr Jasmund dumpf. „Mir geht es wohl auch



Digitized by Google

so, daß ich hinaus möchte", fuhr er vor sich hinmurmelnd fort, „aber das müßte weiter hinweg sein, als zwischen diesen Unglücksfeldern und Wiesen herum, diesen verfluchten Aeckern, auf denen mir nichts wie Unsegen gewachsen ist. — Die Welt ist ja groß — aber überall braucht man Geld — o!" stöhnte er, indem er sich dröhnend tief in den Stuhl zurückwarf und die Faust gegen die Stirn drückte.

„Du bist jetzt immer in einer schrecklichen Stimmung", bemerkte Frau Jasmund verdrießlich. „Ich kann nicht sagen, wie müde ich das Alles bin. Habe ich nicht schon vor Jahren zu Dir gesprochen, Du solltest das Gut aufgeben und in die Stadt ziehen! Dann brauchten die Mädchen nicht in die theure Pension; wir konnten sie bei uns behalten, während sie in die Schule gingen; wir hätten im Theater abonnirt, und das wäre lange nicht so theuer gewesen als es jetzt wird, wenn wir einmal ein schönes Stück sehen wollen und hineinfahren und die Nacht über dort bleiben müssen. Aber Du hast nicht auf mich gehört; immer etwas Neues noch mußte angefangen werden; die Ziegelhütte zu der Brennerei, dann die Schneidemühle . . . jetzt weiß man nicht, ob man auf einer Fabrik wohnt oder auf einem Gute, und es ist eine Schande, wie mir der schwarze Staub aus den Schornsteinen bis in den Grasgarten auf die Wäsche fliegt, wenn der Wind von dort kommt —"

Sie stockte, denn Herr Jasmund war rasch aufgestanden. „Beruhige Dich; Deine nächste Wäsche wird wahrscheinlich nicht mehr durch den Rauch aus meinen Schornsteinen incommodirt werden, dafür ist gesorgt", sagte er, indem er nach seinem Hut griff und das Zimmer verließ. Aber seine Frau, die einmal ins Reden gekommen war, mußte Jemanden haben, gegen den sie ihre Unzufriedenheit ferner Luft machen konnte. So ungern sie ihren bequemen Stuhl verließ, sie stand jetzt auf und schob die ziemlich beleibte Gestalt nach der Thür; sie wollte sich der unerhörten Mühe unterziehen, ihre älteste Tochter Ulrike in deren Zimmer im Oberstock aufzusuchen, um noch ein wenig über ihren Gatten klagen und schelten zu können.

Ulriken's großes Schlafzimmer, in dem sie sich viel aufhielt, war eins der hübschesten im Hause. Sie hatte es der Mutter abgeschmeichelt und dann nach und nach allerlei Vergünstigungen in der Ausstattung desselben durchgesetzt, denn Ulrike verstand für sich zu sorgen, das war in der Familie bekannt. Der große ovale Spiegel auf dem in Falten blumigen Stoffes gehüllten Ankleidetisch war ein werthvolles Erbstück, sowie die alterthümlichen Armleuchter daneben; Teppiche und Sessel, Bilder und Blumenvasen, das Alles hatte nach und nach aus den verschiedenen Richtungen seinen Weg in das Lieblingsgemach der verwöhnten Schönen gefunden.

Ulrike stand vor dem Spiegel und probirte eine neue Frisur. Sie hatte dichtes glänzend dunkles Haar, aber seine Fülle genügte den Anforderungen nicht, welche die letzte Mode an eine Coiffüre stellte; ein langer künstlicher Zopf lag auf dem Tische unter dem Spiegel; Ulrike hatte ihn auf eine neue Art anzustecken versucht und noch nicht damit zurecht kommen können. Ermüdet und übellaunig ließ sie die Arme sinken, gerade als die Mutter, von der sie noch keine Notiz genommen hatte, sich ihr gegenüber setzte. Dem nächsten Versuch, der besser ausfiel, sah Frau Jasmund mit Interesse zu, ehe sie das Gespräch begann.

Ulrike strich mit den kleinen weißen Händen noch hier und da zufrieden über den künstlichen Haarbau und reckte den Hals vor dem Spiegel wie

Digitized by Google

ein Täubchen hin und her, um möglichst von allen Seiten eine Ansicht des Kopfes zu gewinnen.

„Sehr hübsch", sagte Frau Jasmund in ihrem gewöhnlichen Klageton, „sehr hübsch. Dannenberg hat durchgesetzt, was immer sein Bestreben gewesen ist; er bekommt die eleganteste Frau der Provinz. Aber Du kannst doch auch froh sein, daß Du so weit versorgt bist, Ulrike, und aus dieser Misère hier herauskommst."

Ulrike warf den hübschen, schon etwas vollen Mund ein wenig auf, während sie sich noch immer im Spiegel musterte. „So weit versorgt? Wie meinst Du das, Mama?"

„Nun, Du bist öffentlich mit Dannenberg verlobt; wir denken daran den Tag für die Hochzeit festzusetzen . . ."

„Ach — die Hochzeit —", sagte das Fräulein gedehnt. „Dannenberg ist ein recht liebenswürdiger Mensch, aber . . ."

„Wie — was? aber?" — fragte Frau Jasmund besorgt. „Du meinst doch nicht, er werde zurücktreten?"

„Er!" — Ulrike lachte hell auf. „Er nicht, aber ich — ich wollte, ich hätte mich nicht so früh gebunden, Mama . . . es war eine Thorheit, Du hättest mir nicht zureden sollen. Man hat nun einmal Niemanden, der Einem gut zu rathen versteht", fügte sie schmollend hinzu.

„Kind, Kind, Du weißt wahrhaftig nicht, was Du redest!" rief Frau Jasmund, energischer als sie bisher gesprochen hatte.

„Nicht? Du vergißt auch immer, was ich Dir erzähle, Mama", sagte das Fräulein ungeduldig. Habe ich Dir nicht berichtet, daß Walter von Stein auf dem letzten Casinoballe einen um den andern Tanz mit mir getanzt hat! Der reiche Stein von Klüzow!"

„Nun? und —"

„Nun?" wiederholte Ulrike verwundert. „Ist das nicht sehr auffallend? Und er ist gar nicht der einzige. Geldern und Lieutenant von Zetwitz haben sich darum gestritten, wer mich nach Hause fahren sollte, weil Papa mit dem Wagen natürlich wieder nicht vorhanden war. Sie wurden so hitzig, daß es eine wahre Komödie war; es fehlte nicht viel und sie hätten sich schießen müssen."

Frau Jasmund zuckte die Achseln. „Wahrhaftig, ich begreife Dich nicht, Ulrike", sagte sie kalt. „Du bist doch sonst nicht gerade auf den Kopf gefallen, besonders wo es sich um Dich und Deinen Vortheil handelt. Giebst Du Dich denn wirklich nur einen Augenblick lang dem Wahn hin, einer von diesen jungen Herren wolle Dich heirathen, Dich, Ulrike Jasmund, die Tochter des Herrn Jasmund auf Dahlen, von der man weiß, daß sie recht viel braucht", fügte sie leiser hinzu, „und vielleicht über kurz oder lang weniger als Nichts haben wird?"

Ulrike sah verstimmt aus. „Ach, Mama, diese unheilverkündende Sprache führt Ihr schon seit Jahren", sagte sie mit einem Versuche, den leichten Ton festzuhalten. „Ich bin das gewohnt, es läßt mich kalt. Ich glaube, das ist die Art aller Gutsbesitzer, gleich von einem drohenden Ruin zu sprechen, wenn die Kartoffeln einmal nicht gerathen. Und schließlich geht immer Alles ruhig weiter. Uebrigens begreife ich auch nicht, was Ihr jetzt vorhabt. Die Ernte soll ja, wie ich überall höre, eine vortreffliche werden."

Frau Jasmund schüttelte den Kopf. „Ich fürchte, das hilft uns nichts



Digitized by Google

mehr", sagte sie. „Wie es eigentlich steht, erfährt ja Unsereins nicht; Du weißt, Dein Vater geht seine eigenen Wege und nimmt keinen Rath an. Dafür mag er aber auch sehen, wer sich um ihn kümmert, wenn er erst einmal drin sitzt bis an den Hals. Auf Dir, Ulrikchen, ruht meine ganze Hoffnung; ich bitte Dich nun um Gotteswillen, verscherze Dir jetzt nicht muthwillig Dein Glück. Wenn Du Dannenberg noch lange hinziehst, so erfährt er, wie es eigentlich mit uns steht und dann läßt er Dich sitzen. Und ich hatte es mir so angenehm gedacht, zu Euch ziehen zu können", fügte sie weinerlich hinzu, „endlich fort aus all' diesem Unheil. Gewiß, das hätte sich machen lassen; ich wäre auf Besuch zu Euch gekommen, aber Dein Vater und Hella hätten lange warten können, bis sie mich wieder gesehen haben würden. Die beiden Starrköpfe! Sie gehören zusammen, ich bin es lange müde, dazwischen zu stecken."

„Aber was ist denn eigentlich geschehen, Mama?" fragte Ulrike.

„Geschehen? Es geschieht schon seit drei Jahren Vielerlei, was nicht geschehen sollte. Die Sucht Deines Vaters, lange Schornsteine auf dem Gute zu haben, die ist's, die uns ruinirt hat."

„Ruinirt!" schrie Ulrike auf. Sie war plötzlich verwandelt; sie warf sich in einen Sessel, preßte das Battisttuch gegen die Augen, schluchzte und jammerte und schleuderte dazwischen die heftigsten Anklagen gegen ihre ganze Familie und jedes einzelne Glied derselben. Sie waren alle gefühllose Egoisten, die sich gegen das Glück ihres Lebens verschworen hatten! Man nehme keine Rücksicht auf sie, hatte nie Rücksicht auf sie genommen! Und jetzt sollte sie in das Unglück mit hineingezogen werden, sich ihre ganze schöne Zukunft zerstören lassen! Aber sie wollte nicht — sie sprang auf, trat mechanisch wieder vor den Spiegel und tupfte mit dem Taschentuch über die vom Weinen geröthete Stirn und wischte sorgfältig die Thränen ab. — Sie wollte sich lossagen von der ganzen Familie; was war sie einem solchen Vater schuldig?

„Aber was willst Du denn thun, Ulrikchen?" fragte die Mutter hilflos.

„Thun? Ich will — ich — ich weiß es nicht! O, es ist schändlich!" und von Neuem flossen die Thränen des gänzlich fassungslosen Mädchens. Nach einer Weile erhob sie sich und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen. „Wo willst Du hin?" fragte die Mutter.

„Zum Papa. Er soll um jeden Preis verhüten, daß Dannenberg von unserer Lage erfährt. Er erwartet ja kein Vermögen bei mir, aber dies — dies . . ."

„Bleib, ich bitte Dich. Du würdest, wenn Du dem Vater eine Scene machtest, gewiß nur Unheil anrichten. Von Dem, was ich oder Du sagen, thut er ja immer das Gegentheil."

Ulrike ballte in hülflosem Zorn die Hände und stampfte mit dem kleinen Fuße. „Wenn Dannenberg sich zurückzöge, der Scandal!" Und dann malte sie die Vortheile der vorhin so kaltsinnig betrachteten Verbindung in den glänzendsten Farben aus.

„Was kann ich thun! Hilf mir, Mama! sage Etwas — Du kannst nichts als klagen!" rief sie zuletzt bitterböse.

„Am besten, Du steckst Dich hinter Hella", meinte die Mutter nach einigem Sinnen; „ihr thut der Vater den Willen, wenn er es irgend vermag. Und sie ist gutmüthig, das muß man ihr lassen, und hat Dir die glän-

Digitized by Google

zende Partie nie beneidet, obwohl Dannenberg ein ganz anderer Mensch ist als der gute Gustav." —

Um diese Zeit etwa kam auf dem staubigen Fuhrwege, der zu dem Gute führte, ein Mädchen angeritten. Sie sah sehr erhitzt aus und das Pferd nicht minder; offenbar hatte sie das Thier vor kurzem erst in eine ruhige Gangart fallen lassen. Noch hob und senkte sich ihre Brust rasch und das blonde, vom Ritt arg derangirte Haar klebte an der feuchten Stirn. Aber als sie jetzt in den Hof kam und nebenbei an ihrem Wege zu den Ställen eine unordentliche Anhäufung von leeren Fäßchen und Brettern gewahrte, da konnte sie nicht widerstehen, sie trieb das Pferd zurück und nahm dann das nicht unbeträchtliche Hinderniß mit vollkommener Sicherheit und in wahrhaft prächtiger Haltung.

Während sie dem edlen Pferde lobend und schmeichelnd den Hals klopfte, war aus einer Thür nahebei ein junger Herr an ihren Steigbügel getreten. Er sah ihr bewundernd in das erglühte Gesicht, aber er schüttelte den Kopf. „Du hast wieder getollt, Hella, und wie leicht hättest Du eben stürzen können! So oft habe ich Dich schon gebeten, mäßig zu reiten; wenn Du es mir doch zu Gefallen thun wolltest."

Sie zuckte ungeduldig mit den Schultern und schien an ihm vorbei zu wollen. Aber sie besann sich anders. „Meist geht das, was ich Dir zu Gefallen thun soll, gegen meine innerste Natur . . . , wie mag das sein, Gustav?" sagte sie und sah von ihrem hohen Sitz herab auf ihn nieder.

„Ja, wie mag das sein!" seufzte er, die Hand auf dem Halse des Pferdes, und blickte ein wenig schmachtend in das gleichmüthige Gesicht seiner Angebeteten. „Es ist schlimm, Hella . . ."

„Für mich ist's — etwas langweilig. Wo warst Du eben?"

„Im Comptoir auf der Sägemühle. Der neue Lehrling versteht nicht viel . . . ich habe ihm geholfen."

„Du kannst doch Alles", versetzte sie spöttisch. Sie hatte den kleinen alten Strohhut abgenommen und sich die Stirn gewischt; jetzt stülpte sie ihn wieder auf. „Und nun laß mich passiren."

„Willst Du nicht hier absteigen?"

„Nein —"

Sie ritt langsam dem Eingang der Ställe zu; Gustav war ihr gefolgt, um sie herabzuheben. Hella lenkte das Thier wie gewöhnlich nach der Hauswand hin, einer Steinbank zu, wo sie abzusteigen pflegte; heute aber wollte der Braune, in einer unbegreiflichen Laune, nicht so nahe an die Mauer, wie es seine Herrin von ihm verlangte; er warf den Kopf zurück, sie trieb, schmeichelte und drohte vergebens. Das dauerte eine ganze Weile; keins von Beiden gab nach. Hella hatte eben, ermüdet, eine Pause in ihren Anstrengungen gemacht, als eine Stimme neben ihr sagte:

„Das dürfen Sie ihm nicht hingehen lassen, Fräulein; erlauben Sie mir . . ."

Eine kräftige Faust griff in den Zügelring des Pferdes, wendete ihm den Kopf und führte es trotz seines ärgerlichen Schnaubens gerade so weit, wie Hella es gewollt hatte. Sie glitt rasch herab und sah über den Rücken des Braunen in das Gesicht eines großen jungen Mannes, der jetzt ein wenig nachlässig den Strohhut vor ihr lüftete. Verwirrt grüßte sie wieder und führte ihr Pferd in den Stall; kein Reitknecht da, der es ihr abnehmen konnte; was mochte der Fremde denken!

Digitized by Google

Als sie nach einer Weile wieder heraustrat, stand derselbe auf der andern Seite des Hofes neben Gustav. Beide sahen nach ihr; es war deutlich, daß sie von ihr sprachen. Jetzt nahm er den Hut ab; die weiße Stirn über dem gebräunten Gesicht leuchtete bis zu ihr hin; ärgerlich raffte sie ihr Reitkleid zusammen und schritt, von seinen Blicken verfolgt, über den Hof und in das Haus.

Dem Wohnzimmer in der Lage entsprechend, auf der andern Seite des Flurs, befand sich die Eßstube. Dort war jetzt sicher Niemand; sie ging hinein und stellte sich an die ferne, den Fenstern gegenüber liegende Wand. Von dort aus schaute sie in den Hof.

Der Fremde schlenderte, die Hände in den Taschen seiner Beinkleider, mit Gustav umher. Wer mochte er sein? Ein Gast des Vaters? Nein; er war für einen Besucher zu nachlässig gekleidet; gewiß war er in Geschäften hier. Für die arme Hella, welche von den Verlegenheiten ihres Vaters mehr erfuhr, als Mutter oder Schwester, hatten diese Worte längst einen schrecklichen Klang. Aber ein Gläubiger konnte dieser junge Herr nicht wohl sein; er sah aus wie ein adeliger Gutsbesitzer, trotz dem verstaubten Jagdrock und den schmutzigen Stulpenstiefeln; vielleicht dachte er daran, das Gut zu kaufen . . ach, und machte mit dem zurückgekommenen Besitzer und seiner Familie nicht viel Umstände.

Warum stand sie noch immer, das Hütchen in der schlaff herabhängenden Hand und starrte in den Hof, erröthend und sich gegen die Wand drückend, wenn der Blick des Fremden, der sie unmöglich sehen konnte, zufällig die Fenster des Zimmers streifte. Sie wartete, um immer noch einmal den Anblick seiner Züge zu erhaschen, denn diese waren von außerordentlicher Schönheit; classisch, wie die einer griechischen Bildsäule, wie Hella sofort gesehen haben würde, wenn sie gebildeter gewesen wäre; dabei männlich und von einem ganz eigenen, schwer zu beschreibenden Reiz, der wohl hauptsächlich in den Linien des Mundes lag.

Jetzt tönten Schritte auf der Hausflur. Das war der Vater, er mußte durch die Hinterthür, welche aus dem Garten in das Haus führte, gekommen sein. Er trat in das Wohnzimmer, Hella riß sich los von ihrem Beobachterposten und ging ihm nach.

„Herr Jasmund begrüßte seine jüngste Tochter zärtlich . . . Ich habe Dich vermißt, mein Kind", sagte er; „Du bist zu Pferde fortgewesen, wie ich sehe."

„Ja, Papa."

„War Gustav mit Dir?"

„Nein. Es dauert allemal so lange, bis er gerüstet ist, so daß mir während dem Warten die Lust vergeht. Und dann ist er so vorsichtig, so ängstlich besorgt — um mich natürlich; denn für seine Person hat er ungefähr so viel Courage wie Andere auch."

Herr Jasmund lächelte schwach. „Gut, daß Du ihm die wenigstens läßt. Du mußt nicht hart gegen Gustav sein, mein Kind. Er meint es sehr treu mit Dir."

Hella antwortete nicht. Vater und Tochter waren Arm in Arm durch das Zimmer gegangen; jetzt standen sie dem Fenster gegenüber. Da durchfuhr eine Bewegung, wie von einem plötzlichen Schrecken, die Gestalt des Mannes, so daß Hella rasch und ängstlich ihm ins Gesicht blickte. Er sah

Digitized by Google

ſtarr in den Hof hinaus. „Alle Teufel, was iſt das?“ ſtieß er dabei zwiſchen den Zähnen hervor.

Hella folgte der Richtung ſeiner Augen, wendete aber den Blick wieder ab. „Ja, Papa, wer iſt der Herr? Ich ſah ihn vorhin ſchon und konnte nicht begreifen —“

Sie brach ab, denn es war offenbar, daß ihr Vater ſie nicht hörte.

Jasmund ſtierte auf den noch immer nachläſſig draußen herumſchlendernden Apoll in Jagdſtiefeln, als traue er ſeinen Augen nicht; als derſelbe jetzt mit Guſtav vor dem Brennereigebäude ſtehen blieb, prüfend dann in die Höhe ſchaute und Beide angelegentlich zu ſprechen ſchienen, murmelte er einen Fluch vor ſich hin: „Der Hund — kommt, als wäre ich gar nicht in der Welt und taxirt mir die Häuſer über dem Kopfe! Alle Knochen möchte ich ihm zerſchlagen, dem übermüthigen Flegel. Aber ich muß hinaus .. ich will ihm doch .. Laß mich, Hella.“

Hella hatte ſich an den Arm ihres Vaters geklammert. „Warte noch einen Augenblick, Papa... Du biſt ſo böſe; wer iſt der Herr eigentlich und was will er?“

„Ja, was will er? Was hat er ſchon heute hier zu ſuchen?“ — Eine Pauſe, in welcher Hella ihren Vater fragend anſah, bis dieſer, ſich zuſammennehmend, ſagte: „Es iſt ein Herr von Lockhorſt, Hella, der Neffe des alten Lockhorſt auf Buchendorf, der, wie Du weißt, viel Geld auf dieſem Gute ſtehen hat. Dieſer junge Herr iſt vor einigen Wochen aus Preußen herüber gekommen; er iſt der Erbe ſeines Onkels, rückt in deſſen Anſprüche ein... begreifſt Du nun, Kind, daß mir das Geſicht hier auf dem Hofe keine Freude macht.“

„Aber, Papa, der alte Herr von Lockhorſt kommt faſt nie hierher, er wird Dich nicht um das Geld drängen . . .“

Herr Jasmund lachte bitter. „Das würde auch eine verlorene Mühe ſein. Baar Geld iſt hier nicht zu holen, das wiſſen ſie; deshalb laſſen ſie mich hier ſitzen und aus den Fingern ſaugen, was die Geſchichte nur ſo von Tag zu Tage im Gange erhält, ſo lange es irgend geht.“

Er blickte wieder durch das Fenſter; der Fremde war nicht mehr zu ſehen. „Wie, er wäre fort, ohne den Verſuch gemacht zu haben, mich zu ſprechen... ſonderbar, bei Gott...“

„Vielleicht hat er nachgefragt und man hat ihm geſagt, Du ſeieſt nicht zu Hauſe, Papa.“

„Ach, Hella...“ Herr Jasmund ſtützte ſich ſchwer auf die Schulter ſeiner Tochter, die ihm an ſtattlicher Höhe ähnlich war. „Hella, mein Kind — Du hältſt zu Deinem Vater ... er verdient es nicht, er iſt ein ſchlechter Kerl, Hella... widerſprich den Leuten nicht, die Du das ſagen hörſt..., ſie haben Recht, ganz Recht.“

„Lieber Papa...“ Hella zog die Hand ihres Vaters an die Lippen. Sie hatte ſchon öfter in Augenblicken gänzlicher Entmuthigung bittere Selbſtanklagen von ihm gehört, die ihr, wie das in ſolchen Fällen zu gehen pflegt, wenig Eindruck machten. Sie hielt im Gegentheil den Vater, wenn er ſich ſo ſelber demüthigte, erſt recht für einen der beſten Menſchen. Was ihn jetzt, beim Anblick des jungen Mannes, in eine ſolche Erregung verſetzt hatte, begriff ſie nicht recht; ihr Vater hatte nichts erzählt von ſeinem erſten Zuſammentreffen mit dem „ſchönen Lockhorſt“ und den Vorfällen, die ſich daran geknüpft. Es war in der Stadt, im Hotel „zur Krone“ geweſen. Dort

Digitized by Google

war Herr von Lockhorst vor einigen Tagen in einen ausgewählten Kreis von Herren, Rittergutsbesitzern der Umgegend, eingeführt worden, zu dem auch Herr Jasmund gehörte. Es wurde da hoch gespielt; Hella's Vater hatte im Ganzen Glück; die Herren unter sich standen nicht an zu sagen, daß ihn die Ergebnisse solcher Sitzungen im Hinterzimmer der „Krone" über Wasser hielten. Fortuna aber erwies sich an jenem Abend als echtes Weib; sie wendete sich sofort mit aller Entschiedenheit dem kecken jungen Ankömmling zu und ließ ihren alten Günstling schnöde im Stich. Herr Jasmund verlor mehrere hundert Thaler an den jungen Lockhorst und blieb fast um die ganze Höhe der Summe in seiner Schuld. Er hatte sich bisher vergebens bemüht, das Geld, über dessen Rückzahlung übrigens Lockhorst jedes Abkommen leichthin zurückgewiesen hatte, irgendwo bei Juden oder Christen aufzutreiben; gut, daß er die Scherze nicht hören konnte, welche in der Gesellschaft der Eingeweihten umliefen, darüber, daß Herr von Lockhorst eigentlich an jenem Abend sein eigener Gläubiger geworden sei.

Vater und Tochter standen noch zusammen; das Haupt des großen Mannes war schwer auf Hella's Schulter gesunken und sie streichelte nur immerfort schweigend seine Hand, als genüge das vollkommen, um ihm darzuthun, daß sie von allen seinen Selbstanklagen kein Wort glaube. Da schreckten Beide heftig auf: eine wohlklingende kräftige Stimme hatte gesagt: „Bitte um Entschuldigung, wenn ich störe —", und nun, da sie aufblickte, stand der junge Mann von draußen in der Thür, die Klinke in der einen und den Strohhut in der andern Hand, und betrachtete etwas spöttisch die Gruppe vor ihm.

„Ich wünschte Herrn Jasmund zu sprechen und man hatte mich hierher gewiesen, ich bitte nochmals um Entschuldigung", fuhr er fort. Herr Jasmund hatte sich inzwischen gesammelt und ging ihm entgegen. „Treten Sie ein, Herr von Lockhorst — oder besser, Sie kommen mit in mein Zimmer, wir sind da ungestörter. Sie besuchen mich doch jedenfalls in Geschäften", fügte er in besonderm Tone hinzu.

„Hm — nicht gerade — wenigstens hat das durchaus keine Eile und darf mich nicht um das Vergnügen bringen, die Bekanntschaft Ihres Fräulein Tochter zu machen, die ich hier ja wohl vor mir sehe. Wollen Sie mich nicht vorstellen?"

Herr Jasmund vollzog die Vorstellung mit der Bereitwilligkeit eines übellaunigen Bären, der junge Herr aber nahm von seiner Art und Weise keine Notiz; er hatte die leuchtenden Augen mit dreister Bewunderung auf die schlanke Gestalt in dem langen Reitkleid geheftet und schien Lust zu haben, noch ein wenig zu plaudern.

„Das jüngste Fräulein Tochter? Also nicht die Braut des Herrn Dannenberg? — Ich hatte vorhin das Vergnügen, Sie als sehr kühne Reiterin zu bewundern, mein gnädiges Fräulein. Ich kenne keine Dame, die Ihnen das Stückchen, welches ich Sie executiren sah, nachthun würde."

„O, das war nichts; ich bin auf dem Pferde zu Hause; ich reite schon von Kind auf", sagte Hella verlegen.

„Wirklich? Ich würde mich glücklich schätzen, wenn Sie mir erlauben wollten, Sie zuweilen auf Ihren Spazierritten zu begleiten. Sie sind gewiß mit der Gegend hier, in der ich mich heimisch machen soll, sehr genau bekannt."

„O ja. Aber — entschuldigen Sie — ich glaube, die Mama ruft"...,

Digitized by Google

sagte Hella, die gesehen hatte, wie ihres Vaters Gesicht sich immer mehr verdunkelte, und suchte an ihm vorbei durch die Thür zu kommen.

„Ach — Sie haben ein sehr feines Gehör", sagte er lächelnd und machte ihr mit einer Verbeugung Platz. „Auf Wiedersehen, gnädiges Fräulein . . ."

„Kommen Sie, Herr von Lockhorst; ich denke wir beendigen diese Unterredung zwischen Thür und Angel", brach jetzt Jasmund los. „Ich habe ein Zimmer, in dem wir, von den Damen des Hauses nicht unterbrochen, unsere Geschäfte besprechen können."

„Wie Sie wünschen. Bitte — ich folge", sagte der junge Herr kaltblütig.

Hella stand hinter dem Vorhang ihres Zimmerchens im zweiten Stock und wartete geduldig, bis er nach einer halben Stunde etwa im Hofe sichtbar wurde, und, begleitet von ihrem Vater, dem Ausgang zuschritt. Sie bemerkte jetzt, daß er sein Pferd im Vorhaus der Brennerei gelassen hatte; ein Arbeiter führte ihm den sehr eleganten Fuchs von dort zu. Vom Pferde herab reichte er ihrem Vater die Hand, dann trabte er davon.

Rasch warf Hella jetzt erst das Reitkleid ab, zog sich um und eilte dann dem Vater entgegen. Sie hing sich an seinen Arm, wie sie immer zu thun pflegte; er schritt mit ihr dem Garten zu, sprach über die Obstbäume und schien heiterer, als er seit einigen Tagen gewesen war. Später fragte er sie, was für ein Reiterstückchen sie denn heute eigentlich ausgeführt habe und dann lächelte er vor sich hin. „Ja, das war etwas für den Lockhorst; er reitet selber wie der Satan. Es ist doch kein ganz übler Bursche . . . es läßt sich vernünftig mit ihm reden, und gutmüthiger als der Alte, sein Onkel, scheint er auch zu sein. Da kommt Gustav . . ., wie er dem wohl gefallen haben mag."

Hella warf die Lippen auf . . . Gustav der Philosoph, Gustav der Studirte, der Schwarzkünstler, und wie sie ihn Alles nannten! Er verstand gewiß Vielerlei und war in Allem, was mit Büchern und Gelehrsamkeit zusammenhing, eine Autorität, aber um seine Meinung über einen flotten Cavalier mußte man ihn nicht fragen; was hätte der Blinde von der Farbe wissen sollen!

Gustav war in den Garten getreten und reichte Hella eine Rose, die er im Vorbeigehen gepflückt hatte. „Der junge Lockhorst — ja, er stellte sich mir vor; ein auffallend hübscher Mensch", sagte er jetzt beiläufig auf eine Bemerkung Jasmund's. Hella schloß vor Aerger die Faust fest um den Rosenstiel und stach sich die Dornen in die Finger . . . „Und er scheint auch kein ganz ebenso großer Hohlkopf zu sein, wie diese anderen Centauren hier — er hat wenigstens einige gesunde Notionen über den Betrieb der Brennerei . . ."

„So? wie kamet Ihr darauf?" fragte Jasmund mißtrauisch.

„Nun, er sah sich die Gebäude an. Weißt Du, Onkel . . . ich glaube, dieser „schöne Lockhorst", so nennen sie ihn ja wohl, versteht sich auf Alles, was ihm die Taschen füllen kann, genau ebenso gut wie der Alte", bemerkte Gustav mit seiner weisesten Miene, die Hella in diesem Augenblick ganz unausstehlich vorkam.

„Wirklich? . . . Ihr scheint Euch ja in den paar Minuten sehr genau kennen gelernt zu haben", sagte Jasmund unsicher. „Gustav muß doch seinen Ruf als Menschenkenner bewähren, Papa", fiel hier Hella rasch ein. „Er ist so viel klüger als alle anderen Leute, daß er über den Charakter eines Jeden,

Digitized by Google

der ihm begegnet, nach der ersten Viertelstunde im Klaren ist und dann seine Meinungen auf Flaschen ziehen und zupfropfen kann, um zu jeder Zeit im Gespräch damit aufwarten zu können."

Gustav sah das junge Mädchen ernst an, betroffen über die Bitterkeit ihres Tones, welcher von dem der zwischen ihnen so häufigen Neckereien ganz verschieden war.

„Habe ich über diesen uns bisher fremden Herrn zu rasch ein übrigens unmaßgebliches Urtheil gefällt, wie es doch scheint, da Du mich so entschieden damit abweisen zu müssen glaubst, so will ich dasselbe einstweilen zurücknehmen", sagte er. „Du hast Geschäfte mit ihm, lieber Onkel? Da kann ich freilich nur sehr wünschen, daß ich mich geirrt haben möge."

Jasmund nickte zerstreut. „Ich habe noch auf meinem Zimmer zu thun", sagte er, den Garten verlassend. „Wenn es Zeit zum Abendessen ist, kannst Du an meine Thür klopfen, Hella."

Hella wäre gern auch ins Haus gegangen, aber sie wußte, daß sie Gustav damit kränken würde, und da sie es ein wenig bereute, eben sehr unartig gegen ihn gewesen zu sein, zwang sie sich zum Bleiben. So gingen sie neben einander den Kiesweg zurück; sie sah in Gedanken vor sich nieder; daß seine Blicke an ihrem Gesicht hingen, fühlte sie gar nicht.

Gustav liebte Hella schon seit Jahren. Er widmete ihr ein Gefühl, welches, wie man sagt, in unserer Zeit bei jungen Männern immer seltener wird; sie füllte seine Seele aus, sie war immer in seinen Gedanken, auf sie hatte sein ganzes inneres Leben nach und nach zu beziehen sich gewöhnt. Es lag nun freilich mit in seinen äußeren Verhältnissen, daß er den Luxus einer solchen geistigen Passion sich gestatten konnte. Er war unabhängiger, unbeschäftigter als andere junge Männer, die sich in der Welt vorwärts bringen oder in der Wissenschaft durcharbeiten müssen und der Liebe nur ihre Mußestunden widmen können. Von seinem Vater hatte er ein Vermögen geerbt, welches sich, da seine Mutter sich wieder verheirathet hatte, schon jetzt ganz in seinen Händen befand. Und er besaß keinen Ehrgeiz, keinen besonders lebhaften Thätigkeitstrieb, er war beschaulicher, grübelnder Natur, ein Charakter, der sich in diesen Jahrzehnten eigentlich verspätet fand. Er hatte ein Triennium auf Universitäten zugebracht, aber kein Examen als Abschluß dieser Lehrzeit gemacht; er beschäftigte sich mit Philosophie und hatte doch — und das ist wohl der beste Beweis dafür, daß er ein seltsamer, unmoderner Mensch war — niemals eine Zeile geschrieben, geschweige denn drucken lassen. Jetzt lebte er seit Monaten als eine Art Volontär auf dem Gute Jasmund's, denn er stellte in Aussicht, daß er wohl früher oder später Landwirth zu werden sich entschließen könnte. Nebenbei beschäftigte er sich in einem Raume der Brennerei mit chemischen Versuchen, und Jasmund, einer der hoffnungsreichsten Menschen, fand es im Stillen gar nicht unwahrscheinlich, daß ihm einmal eine Entdeckung gelingen könnte, die sie Beide zu Millionären machen würde. Seine Bekanntschaft mit Hella und seine Schwärmerei für sie datirte aus den frühen Kinderjahren Beider; er war der Familie Jasmund weitläufig verwandt und hatte als Knabe stets die Ferien auf Dahlen zugebracht.

„Bist Du mir böse, Gustav?" fragte endlich Hella, rasch den Kopf hebend.

„Nein, Hella", sagte er warm und faßte ihre Hand.

„Du hättest oft Ursache dazu. Ich bin — o — ich weiß selber nicht

Digitized by Google

wie. Manchmal kommt es über mich, daß ich Etwas reden oder thun muß, ich mag wollen oder nicht — als hätte ein böser Geist sein Spiel mit mir."

„Gräme Dich doch nicht über Dein Naturell. Mir gefällst Du gerade wie Du bist mit Deiner raschen ehrlichen Hitze — ich möchte Dich gar nicht anders haben."

„So hast Du immer gesprochen, Gustav, schon als ich noch ein kleines Mädchen war, zum Papa. Aber es wäre doch schlimm, wenn man alle Kinder in dieser Weise aufwachsen lassen wollte — da wäre ja von Erziehung gar nicht mehr die Rede."

„Pah, diese Erziehung . . ., man versteht gewöhnlich darunter nur ein Einengen, versuchtes Verkrüppeln der Natur, oberflächliches Biegen in künstliche Schranken; den eigentlich innersten Menschen bildet ja trotz aller sogenannten Erziehung doch nur der Zufall, die Reihe der durch den gewaltigen Zusammenhang des ganzen Weltlebens bedingten Einwirkungen von Außen. Die Erziehung sollte sich kein anderes Ziel setzen, als den Menschen vollständig auszubilden und seinem Willen die Kraft und die Richtung zu geben, das Physische, wo es noth thut, zu zügeln, im Ganzen aber nur vernünftig zu leiten, in schöner Freiheit sich entwickeln zu lassen. Für das geistige Material der in einem gesunden Kopfe munter kreisenden Gedanken sorgt schon die Atmosphäre des Jahrhunderts, in dem wir uns befinden."

Er sprach noch eine Weile in dieser Weise fort, seine schönen, nur noch nicht in der Wirklichkeit geprüften Theorien entwickelnd; aber Hella hörte ihn längst nicht mehr. „Wenn er nur dociren kann", dachte sie halb verächtlich, „so ist er schon zufrieden." Er gewann gar nichts bei ihr durch seine weitgehende Duldung, seinen Respect „vor der Persönlichkeit als solche"; eine kräftige, ja gewaltige Natur, die andere nur in sehr beschränktem Maße neben sich gelten ließ, wäre ihr viel verständlicher und — viel sympathischer gewesen. Sie hatte sich im Gehen mit ihrem Haarnetz zu schaffen gemacht; dasselbe war noch vom Ritt her in Unordnung. Jetzt hielt sie es in der Hand und schüttelte das dichte blonde Haar herunter, daß es ihr um die Schultern flog, vielleicht ganz ohne den Hintergedanken: ob er wohl in seinem gelehrten Discurs durch irgend Etwas in der Welt irre zu machen ist? — Sie standen am Ende des Pfades, er hielt endlich inne; vielleicht zuerst die augenscheinliche Unaufmerksamkeit in ihrem Gesicht bemerkend. Dann aber fiel ihm auch das wehende Gelock auf. „Kriemhild" — sagte er und wagte es, eine der kräftig blonden, unten röthlich schimmernden Spitzen zwischen die Finger zu nehmen, aber mit einer so bedächtigen, rücksichtsvollen Miene, daß sie ärgerlich den Kopf herumwarf und sich ihm so entzog.

„Du hast mich noch nie um eine Locke gebeten, Gustav", sagte sie nach einer Weile, denn es ließ ihr doch keine Ruhe, sie mußte es sich immer wieder fühlbar machen, was sie über ihn vermochte.

„Eine Locke?" Jetzt verschlang er mit einem Blick wirklich leidenschaftlicher Innigkeit ihre ganze Gestalt. „Nein, Hella; an solchen Abschlagszahlungen ist mir nichts gelegen... ich warte lieber — Du weißt, was das Ziel, die Hoffnung meines Lebens ist."

Sie wußte es und sie schwieg; kein Wort, das ihn zurückgewiesen, ihn ernstlich entmuthigt hätte, denn schließlich konnte sich Hella ein Leben ohne die treue Verehrung, den stets gegenwärtigen Dienst und die nachsichtige Bewunderung Gustav's für sie nicht recht denken.

Digitized by Google

Auf dem Gute ging von jetzt ab für eine Weile Alles ruhig seinen Gang, etwa wie Ulrike vorhergesagt hatte. An einem Nachmittag saß sie mit der Mutter und Hella im Wohnzimmer; der Tag ihrer Hochzeit war inzwischen festgesetzt worden und stand schon nahe bevor. Sie hatte fleißig gestickt, natürlich an irgend einem Gegenstande ihrer Ausstattung; denn Ulrike legte nie die Hand an eine Arbeit, die sich nicht auf ihre Person bezog. Jetzt ließ sie die Hände sinken und sah nach der mit einem Buche vor sich hinträumenden jüngern Schwester hinüber.

„Reitest Du heute nicht, Hella?“ fragte sie.

„Nein“, war die kurze Antwort. Ulrike wechselte einen Blick mit ihrer Mutter; nach einer Weile begann diese: „Der Vater scheint doch jetzt wieder besserer Laune zu sein, als vor einiger Zeit; gewiß hatte er zu schwarz gesehen und merkt jetzt, daß die Dinge nicht so ganz schlimm standen, wie er meinte. Ein rechtes Glück für uns, denn er ist so rücksichtslos, er nimmt sich nicht im mindesten zusammen, wenn er verstimmt ist, und hätte es auch Deinetwegen nicht gethan, Ulrike. Das wäre dann eine lustige Hochzeit geworden. — Wir müssen übrigens nun auch an die Liste zu den Einladungen gehen.“

„Ja“. Ulrike suchte Stift und Papier aus ihrem Arbeitskästchen hervor. „Laß uns gleich anfangen, Mama. Da kann Hella auch ihre Stimme abgeben; es ist ohnehin etwas Seltenes, daß sie einmal ruhig bei uns sitzt.“

„Es ist mir ungeheuer gleichgiltig, wen Ihr einladet“, sagte Hella und ließ die Blicke wie müde über den leeren Hof und weiterhin nach der Straße schweifen.

„Das konnte ich mir freilich denken. Es wäre auch wunderbar gewesen, wenn Du einiges Interesse an den Angelegenheiten Deiner Schwester gezeigt hättest“, bemerkte Ulrike darauf.

„Kommt, Kinder!“ sagte Frau Jasmund begütigend. „Wir wollen die Namen aufschreiben; wenn wir Jemand Wichtiges vergessen, so merkt es Hella gewiß und hilft nach . . .“

„Das glaub' ich kaum“, meinte diese trocken.

Das Register wurde begonnen und schritt anfangs rasch vorwärts. Dann kamen die zweifelhafteren Fälle und es gab mancherlei Erörterungen, an denen sich Hella, anscheinend in ihr Buch vertieft, mit keiner Silbe betheiligte.

„Die Odenstein's? Wir wollen sie lieber weglassen, Mama“, sagte Ulrike langsam. „Wir werden es nicht umgehen können, den jungen Lockhorst zu bitten, da er bei seinem Onkel wohnt . . .“

„Nun, und was hat das mit Odenstein's zu thun?“ fragte die Mutter und öffnete die verschwimmenden Augen etwas weiter.

Ulrike schoß einen Blick nach ihrer Schwester hin, die noch immer mit ruhiger Miene in ihr Buch schaute. Es entging dem schlauen Mädchen nicht, daß sie längst kein Blatt mehr umwendete.

„Man sagt, Helene Odenstein gebe sich die größte Mühe um ihn. Ich habe keine Lust, das mit anzusehen; sie soll nicht sagen können, daß sie auf meiner Hochzeit „die Sache ins Reine gebracht habe“, wie sie sich in ihrer feinen Weise wahrscheinlich ausdrücken würde. Sie ist mir zu unausstehlich“, fügte Fräulein Ulrike liebevoll hinzu

„Was mag Herr von Lockhorst jetzt so oft mit Eurem Vater zu verhan-

Digitized by Google

deln haben?" bemerkte hier Frau Jasmund. „Ich habe ihn in den letzten Tagen mehrmals hier im Hofe gesehen. Daß er nicht ins Haus kommt und sich uns vorstellen läßt! Er muß nicht allzuviel Lebensart haben!"

„Hella hat ihn, glaube ich, einmal gesprochen, als er den Papa aufsuchte", sagte Ulrike harmlos. „Wie gefiel er Dir, Hella? ist er wirklich so bezaubernd?"

„Ich habe damals kaum drei Worte mit ihm gewechselt", antwortete Hella ausweichend.

„Und das war das einzige Mal, daß er Dir in den Weg gekommen ist?"

„Er ist mir, als ich mit dem Pferde draußen war, begegnet und ein Stück mit mir geritten", erwiederte Hella, der es außerordentlich schwer wurde, eine Unwahrheit zu sagen. Hier war sie so weit gegangen, sich undeutlich auszudrücken; man konnte aus ihrer Wendung nicht entnehmen, ob eine oder mehrere solcher Begegnungen stattgefunden hatten.

„Er verdreht ja aller Welt die Köpfe; er ist aber auch wunderschön", sagte Ulrike. Hella fand es nicht nöthig, hierauf zu erwiedern. „Ich glaube, Hella, er hat es auf Dich abgesehen mit seinen häufigen Besuchen hier", fuhr Ulrike kaltblütig fort. Hella wurde glühend roth, aber sie suchte noch einen Anschein der Gleichgiltigkeit zu bewahren. „Meinst Du? — Was Du nicht Alles entdeckst", entgegnete sie ruhig.

Die Mutter war aufmerksam geworden. „Ach", sagte sie in ihrem gewöhnlichen Klageton, „Hella sollte ein solches Glück haben! Das machst Du mir nicht weiß. Und wenn sie's hätte, sie würde es wahrscheinlich verscherzen durch ihren Eigensinn und ihr Sprödethun! Mich wundert manchmal, daß dem guten Gustav die Geduld noch nicht gerissen ist; am Ende wird sie Gott danken müssen und einen Knix machen, wenn der sie nimmt."

Hella's Gefühl war gegen derartige Reden abgestumpft; sie war eine stolz angelegte Natur, aber die Erbärmlichkeiten, unter denen sie aufgewachsen war, hatten nach und nach zu viele Fühlfäden des reizbaren Stolzes gelähmt. Sie schwieg und nahm ihr Buch wieder auf.

Die Liste war bis auf weiteres geschlossen und Frau Jasmund hatte das Zimmer verlassen. Auch Ulrike war nachdenklich geworden. „Was ich vorhin sagte, war keineswegs eine bloße Neckerei, Hella", begann sie nach einer Weile, „ich habe meine Beobachtungen gemacht."

„Es ist mir wirklich gleichgiltig, ob Du im Ernst gesprochen hast, oder zu scherzen beliebtest", sagte Hella.

„Ich wollte, Du ließest endlich diesen hochtrabenden Ton mir gegenüber bei Seite", rief Ulrike ungeduldig. „Ich weiß gar nicht, wo Du damit hinauswillst. Lockhorst geht Dir zu Gefallen; er hat Dir alle Tage draußen zu begegnen gewußt. Er ist wahrhaftig kein Mensch, dessen Aufmerksamkeiten man nur so ignoriren könnte. Warum willst Du Dich nicht mir anvertrauen, Deiner Schwester?"

Hella seufzte. Sie fühlte zuweilen, ach, so sehnsüchtig das Bedürfniß, Alles, was sie drückte, am Halse einer Frau, einer Freundin, auszuweinen; sie empfand es bitter, daß weder die Mutter noch die Schwester ihr diese Freundin sein konnte. Gingen diese Augenblicke auch immer in trotziges Selbstgenügen über, sie kamen wieder; Hella fühlte sich oft furchtbar allein. Jetzt sagte sie etwas weicher:

Digitized by Google

„Du hast immer mit Deinen eigenen Angelegenheiten so viel zu thun, Ulrike. Und was hätte ich Dir vertrauen sollen…“

Sie stockte; Ulrike sah sie gespannt an. „Hat er Dir gesagt, daß — daß er Dich liebt, Hella?“

Hella warf stolz den Kopf zurück. „Wenn er das gewagt hätte! Aber ich hoffe, ich würde ihm zu entgegnen gewußt haben, wie er es verdiente.“

„Du darfst aber nicht zu schroff, zu stolz ihm gegenüber sein, Hella, schon um des Vaters willen. Man weiß, daß Papa oft in Verlegenheit ist; ich glaube, der ältere Herr von Lockhorst hat ihm öfters ausgeholfen, wir sind der Familie verpflichtet.“ Sie hatte sehr eifrig, ja ängstlich gesprochen.

„Was geht das mich an?“ sagte Hella bitter.

„Wie kannst Du so sprechen, Hella! Ich bitte Dich, denke an Dich, wenn Du an mich nicht denken willst. Wenn Du diesen hochfahrenden Menschen in Deiner Weise schlecht behandelst, jetzt gerade, und er wird dessen überdrüssig… Du kannst uns Alle unglücklich machen.“

„Wenn er mich beleidigt, so werde ich mich wehren“, sagte Hella finster.

„Du bist entsetzlich eigensinnig“, klagte Ulrike; beide Schwestern schienen bei diesem Gespräche ganz bestimmte Thatsachen im Auge zu haben, die aber nicht ausgesprochen wurden. „Als ob man einen Mann, auch den dreistesten, nicht eine Weile hinhalten könnte zwischen Nachgeben und Abweisen. Thue es um meinetwillen, Hella… es wäre mir entsetzlich, wenn jetzt über Papas Verhältnisse zu viel geredet würde, und das geschieht gewiß, sobald etwa Herr von Lockhorst seine bisherige Rücksicht gegen uns fallen ließe. Ich bin so nahe am Ziele, soll ich jetzt noch scheitern? Auch Du würdest einen Halt haben, wenn ich Dannenberg's Frau wäre.“

Hella verzog ein wenig verächtlich die Lippen. „Du gelangst gewiß in den Hafen, Ulrike; wenn nicht auf diese Weise, dann auf eine andere. Uebrigens schreibst Du dieser meiner zufälligen Bekanntschaft mit Herrn von Lockhorst viel zu viel Wichtigkeit zu.“

„Gleichviel. Versprich mir, Hella, daß Du nicht unfreundlich, kalt, unbegreiflich gegen ihn sein willst, wenn er wieder kommt —“

„Er wird so bald nicht wieder kommen, denk' ich“, sagte Hella. In diesem Augenblick stieß Ulrike einen halblauten Ruf aus: Herr von Lockhorst kam eben raschen Schrittes über den Hof auf das Haus zu. Hella fuhr von ihrem Sitz in die Höhe, gluthübergossen; sie war im Begriff, das Zimmer durch eine innere Thür zu verlassen, als schon, auf den Hereinruf Ulrikens, der junge Mann auf der Schwelle erschien. Er fragte nach Herrn Jasmund; selber verwirrt, schien er kaum zu wissen, was er redete; er sah nur Hella; die Beiden standen Auge in Auge. Aber nur wenige Secunden lang, dann entkam das Mädchen, nach einer flüchtigen Verbeugung, durch die Thür, der sie nahe gestanden hatte.

Das Gesicht des Mannes verdunkelte sich auffallend, er kniff die Lippen zusammen und die schwarzblauen Augen sprühten. Auch Ulrike hatte sich jetzt erhoben, sie trat mit leichtem Lächeln auf den unceremoniösen Besucher zu. „Es scheint, als habe ich Ihr Fräulein Schwester erschreckt; ist es ihre Gewohnheit, so beim Anblick jedes Gastes, der ihr nicht genehm kommt, die Flucht zu ergreifen?“ fragte er.

„Entschuldigen Sie Hella; sie ist, fürchte ich, zu sehr gewöhnt, ihren

Digitized by Google

kleinen Launen nachzugeben", sagte Ulrike im geschmeidigsten Ton. „Diesmal war ihr Wesen allerdings ein wenig auffallend; wenn Sie einander nicht so sehr kurze Zeit erst kennten, so würde ich darauf schwören, Sie hätten schon einmal Streit mit ihr gehabt."

Er sah sie forschend an, indem er auf dem Stuhl in ihrer Nähe den sie ihm bot Platz nahm. Seine Miene schien zu sagen: „Kann ich mir vielleicht bei Dir die langen Umwege sparen? Wirst Du mich rasch verstehen? Und die Antwort, welche er sich aus ihren Augen entnahm, mochte eine günstige sein. Die Beiden sprachen bald mit einander wie alte Bekannte. Ulrike klagte, daß Hella so wechselnder Stimmung sei, bald übermüthig, dann wieder stumm und niedergeschlagen; besonders in den letzten Tagen sei sie umhergegangen wie im Traum. Nun war es deutlich, daß sie Alles wußte: Herr von Lockhorst hielt nicht länger zurück, er gestand, daß er das Fräulein im höchsten Grade bewundere.

Die Unterredung war ziemlich lang; als er schon im Begriff war, sich zu verabschieden, sagte Herr von Lockhorst: „Noch Eins, in welcher Qualität hält sich, wenn ich fragen darf, dieser unsträfliche „Vetter Gustav" hier bei Ihnen auf?"

„Er ist als Volontär auf dem Gute."

Das schöne Gesicht verzog sich zu einem etwas höhnischen Lächeln. „Ich bezweifle keinen Augenblick, daß er seine landwirthschaftlichen Kenntnisse in der Musterwirthschaft Ihres Herrn Vaters um ein Beträchtliches vermehren wird; sollte das aber der einzige Zweck seines Aufenthalts sein? Ich würde es dankbar anerkennen, wenn Sie aufrichtig antworten wollten, mein Fräulein", fügte er mit Beziehung hinzu.

Ulrike bedachte sich, ehe sie sprach. „Gustav ist allerdings um Hella's willen hier", entgegnete sie endlich, „aber ich glaube nicht, daß Sie ihn zu fürchten brauchen. — Sie wollten den Papa sprechen; soll ich nachsehen, ob er zurückgekehrt ist?"

„Bemühen Sie sich nicht", sagte er leichthin, „ich komme in den nächsten Tagen wieder."

Hella war inzwischen aus der Hinterthür des Hauses in den Garten geschlüpft; sie gewann rasch den andern Ausgang desselben und betrat einen schmalen Pfad, der bald mitten durch Wiesen, bald an dichten Hecken hin und endlich in den Buchenwald führte. Oft sah sie nach dem Hause zurück, ob man sie von den Fenstern desselben auch nicht beobachte. Warum sie floh, wußte sie selber kaum; unter der ersten großen Buche am Waldrand setzte sie sich endlich nieder, lehnte sich an den glatten reinlichen Stamm, umfaßte die Knie mit den gefalteten Händen und schaute träumend vor sich hin. Sie malte sich die Begegnung eben aus und erröthete bei dem bloßen Gedanken daran; es wurde ihr heiß, so daß sie aufsprang; in leidenschaftlicher Unruhe ging sie ein paar Schritte weiter und dann blieb sie plötzlich vor einem noch jungen, schlanken Stamme stehen, warf die Arme darum und preßte sich dagegen, das Gesicht daran drückend, so daß die rauhe Borke ein ganzes Muster auf der Wange zurückließ.

Seufzend ließ sie endlich die Arme sinken und ging weiter, über das kurze Moos unter den tanzenden Lichtern des Buchenwaldes hin, auf dessen Schönheit sie nicht im mindesten Acht hatte. Sie befand sich in einer Allee, die, wundervoll überwölbt, in schnurgerader Richtung fortlief. In ziemlicher Entfernung sah sie, als sie einmal aufschaute, eine Männergestalt auf sich zu-

Digitized by Google

kommen. Ihr erster Impuls dabei war wieder der zur Flucht; aber was sie gedacht hatte, konnte gar nicht sein, so blickte sie denn schärfer hin und erkannte Gustav. Ob er auch sie schon gesehen hatte? Um sich bemerklich zu machen, zog sie ihr Taschentuch hervor und ließ es in der Luft wehen.

Nun kam er rasch näher; die Freude über die Begegnung war ihm anzusehen. Er war auf einem weit entfernten Weizenstück bei den Arbeitern gewesen, die schon anfingen zu schneiden. „Bist Du sehr müde?“ fragte Hella.

„Nun, es läßt sich ertragen; warum?“

„Komm ein Stückchen mit mir; ich mag noch nicht nach Hause.“

„Gern. Allzuviel dürfen wir uns aber nicht mehr wagen; die fremden Arbeiter auf den Domänen drüben haben wieder Scandal angefangen, wie ich höre. Sie ziehen in Schaaren umher, von einem Krug zum andern; ich möchte ihnen mit Dir nicht begegnen.“

Hella schenkte den tumultuirenden Arbeitern augenscheinlich keinen Gedanken. Sie hatte Gustav's Arm angenommen; er freute sich über die Vertraulichkeit, die sie ihm seit einiger Zeit hatte entbehren lassen. Aber sie blieb schweigsam, bis er sagte: „Ich sah den jungen Lockhorst die Chaussee von Buchendorf herkommen; er war doch wieder bei Deinem Vater?“

„Er war bei uns im Hause und fragte nach dem Papa.“

„Hat er ihn gesprochen?“

„Ich weiß es nicht; ich bin fortgegangen, als er kam.“

„Das freut mich, Hella; je weiter Du fort bist, wenn er ins Haus zu Euch kommt, desto besser ist's.“

Sie erröthete ärgerlich, entzog ihm ihren Arm, um sich das Hütchen zu binden und ging dann neben ihm, ohne von seiner Führung weiter Gebrauch zu machen. „Welcher Art mögen die Geschäfte sein, welche er jetzt so häufig mit dem Vater abzumachen hat?“ sagte sie nach einer Weile.

Gustav seufzte. „Dein Vater hat Dir so manches nicht verhehlt; so weißt Du auch, daß dem ältern Lockhorst Dahlen eigentlich mehr gehört, als Euch. Ich würde mich nicht wundern, wenn er anfing, bei der Verwaltung des Gutes hier und da mitreden zu wollen.“

Gustav hatte eine recht rücksichtslose Art, die Dinge auszusprechen; er dachte gar nicht daran, Hella's Gefühle zu schonen. „Ich wüßte nicht, warum in diesem Falle der junge Herr von Lockhorst statt seines Onkels kommen sollte; vielleicht täuschest Du Dich doch über den Zweck seiner Besuche“, sagte sie kühl.

Er sah sie an. „Kann sein; ich will es hoffen. Ich habe mich gefreut, zu sehen, wie sehr wenig Notiz Du von diesen Besuchen nimmst. Freilich hätte ich auch nichts anderes erwarten sollen; Du bist nicht in so grobe Garne zu locken, wie Andere.“

Gustav erschrak vor dem Blick, mit dem ihn Hella ansah.

„Ich verstehe Dich nicht“, sagte sie eiskalt. „Uebrigens sprichst Du von Herrn von Lockhorst, den Du kaum kennst, bei jeder Gelegenheit in einer Weise, die Dich mehr herabsetzt als ihn. Wenn er mir Aufmerksamkeiten zu erweisen für gut findet, so würde ich Dich, glaube ich, nicht fragen, ob ich sie annehmen dürfte.“

„Hella!“ rief Gustav schmerzlich. „Wie Du mir um jeder leichten Ursache willen wehe thust. Was kann Dir jener Mensch sein? Nichts, weniger als nichts. Er mag, ich gebe es zu, durch sein kühles Selbstbewußtsein im ersten Augenblick imponiren, aber dieser Eindruck hält nicht vor; man

Digitized by Google

merkt zu bald die Rohheit, welche sich über manche Schranke nur deshalb hinwegsetzt, weil sich längst das Gefühl für die Existenz dieser Schranken der Sitte abgestumpft hat. Und könnt Ihr, könnt Ihr anders als Euch tief verletzt fühlen durch den Blick und den Ton dieses Menschen, dem keine Frau heilig ist, der seine elenden Erfahrungen, die er im Umgange mit Dirnen gemacht hat, als Maßstab an Euch Alle legt? Du, Hella, kannst es nicht, das weiß ich." — Da sie schwieg, fuhr er ruhiger fort: „Wenn es Ulrike wäre, und sie auf sein Aeußeres hin für ihn zu schwören beliebt, würde ich mich vielleicht nicht wundern; ein solcher langbeiniger Athlet mag sie entzücken. Mir ist, ich muß es gestehen, sogar die besondere Art seiner Schönheit zuwider. Dieses Statuengesicht, diese wohlgeformten, vollen Züge erinnern mich an nichts als an alle schlimmsten Laster des Alterthums."

Armer Gustav! Er ahnte nicht, daß Hella seine schmächtige Gestalt schon unzählige Mal mit der prächtigen Höhe dieses Athleten im Geist halbverächtlich verglichen hatte, daß, wenn sie den Blick über seine einfache Physiognomie streifen ließ, sich immer wieder ein wunderbares Antlitz dazwischen drängte, in dem, wie Gustav nicht übel bemerkt hatte, die zügellosen Genüsse eines vergangenen schönern, aber schlimmen Weltalters in verlockenden Zügen aufzuleben schienen. Nicht daß Hella solche classische Reminiscenzen dabei gehabt hätte, aber eine bestrickende Macht hatte die Form und der Ausdruck jenes Angesichts über sie gewonnen.

Jetzt nahm sie sich zusammen. „Wozu sich über Herrn von Lockhorst ereifern?" sagte sie ablenkend; „was geht er uns eigentlich an?"

„Du hast Recht; weshalb gerathe ich so in die Hitze? Aber Du hattest mich herausgefordert, Hella; Du hast manchmal Deine Freude daran, mich zu verletzen. Wozu Deine Macht auf diese Weise geltend machen, Deine Macht über mich, die ich Dir nicht bestreite. Wie sollte ich auch ... Du bist die kräftigere Natur von uns Beiden."

Hella wendete sich ab; es zuckte verächtlich um den stolzen Mund.

Die Beiden hatten, ohne im Gespräch darauf zu achten, den Wald hinter sich gelassen. Der schmale Feldweg führte jetzt zwischen Weideland hin; deutlich vernahm man das Gurgeln und Rauschen des kräftigen Baches, der weiterhin Jasmund's Sägemühle trieb, und der kaum hundert Schritte rechts von den Beiden an dieser Stelle in eine Art Schlucht sich gewühlt hatte und in nicht unbeträchtlicher Tiefe zwischen steil abfallenden, gestrüppbewachsenen Wänden hinfloß. Hella und Gustav waren wieder eine Weile schweigend, Jedes seinen eigenen Gedanken nachhängend, weiter gegangen, als das Mädchen plötzlich stehen blieb. „Was war das?" sagte sie aufhorchend. Ein wüster Lärm, das dumpfe Getöse vieler Stimmen drang eben jetzt, vom Winde getragen, an ihr Ohr. Auch Gustav hörte es. Ha, das ist eine von den Banden dieser betrunkenen Kerle; was gäbe ich jetzt darum, wenn wir nicht so weit gegangen wären. Hoffentlich ziehen sie auf der Chaussee drüben hin und werden uns nicht gewahr. Laß uns eilen, daß wir wieder in den Wald kommen, Hella."

„Nein, nein! wenn sie uns im Walde überholten, wo es jetzt schon dämmert! Ich glaube, sie sind auf diesem Wege, und am besten wäre es vielleicht, wenn wir die Chaussee zu erreichen suchten. Dort gehen immer Leute und wenn sie wirklich da an uns vorüber kämen, würden sie uns wohl gar nicht beachten."

Gustav wendete sich unentschlossen um, da wurde ganz in der Nähe,



Digitized by Google

oben aus einer Senkung des welligen Terrains auftauchend, ein Trupp der lärmenden Bursche sichtbar. Sie befanden sich wirklich auf dem Feldwege und kamen rasch näher; es blieb nun nichts übrig, als ruhig weiter zu gehen. „Dort drüben bei dem einzelnen Baum biegen wir nach der Chaussee ab; dort läuft ein Pfad", sagte Hella, entschlossen vorwärts schreitend.

Das Geschrei, Lachen und Toben von zwanzig bis dreißig halbbetrunkenen, gegen die Gutsherren erbitterten Arbeiter im Rücken zu haben, war kein angenehmes Gefühl. Gustav ging unwillkürlich rascher und rascher, bis Hella mahnte: „Nicht zu schnell, Gustav; es darf nicht aussehen, als ob wir vor ihnen fortliefen; das würde sie nur reizen."

„Es ist Deinetwegen, Hella. Sie sind nicht bei Sinnen; wenn sie sich einfallen ließen, Dich insultiren zu wollen, was könnte ich gegen so Viele thun!"

Die Rotte hatte die beiden Spaziergänger längst bemerkt und einzelne Rufe, Pfeifen und Lachen wurden immer lauter. „Was sagen sie?" fragte Hella mit unterdrückter Stimme.

„Der Henker verstehe das Gebrüll — es ist kein Deutsch; die Kerle sind zum größten Theile Schweden ...", versetzte Gustav, erbittert über die fatale Lage, in der er mit seiner Begleiterin sich befand.

Noch einige bange Minuten und die wüste Gesellschaft hatte die Beiden erreicht. Hier gerade bog der Pfad nach der Chaussee ab; das Mädchen wollte ihn betreten, aber sie fand sich umringt, ein langer Mann mit rothem Gesicht und verwildertem blonden Haar versperrte ihr den Weg, auf gespreizten Beinen sich mühsam aufrecht haltend, dabei zog er den Hut tief vor ihr ab, worüber er beinahe das Gleichgewicht verloren hätte. Brüllendes Gelächter der Uebrigen ertönte; der Lange sprach zu ihr mit lallender Zunge, was er sagte, mochten Complimente für das schöne Mädchen sein; das Beifalltoben der Genossen wurde nach jedem Worte größer. Plötzlich streckte er seine große Hand täppisch nach ihr aus, als wollte er sie an sich ziehen, im nächsten Augenblick aber warf sich auch Gustav auf ihn und stürzte den baumlangen Gesellen rücklings zu Boden, was bei dem Zustande desselben nicht eben schwierig war.

Eine wüste Scene folgte; die Anderen schienen die Einmischung sehr übel zu nehmen; mit Entsetzen sah Hella, wie ihre Geberden jetzt drohend, ihre Mienen zornig wurden. Inzwischen hatte sich der Lange wieder erhoben und führte nun seine Umarmung aus, indem er mit seiner ganzen trunkenen Schwere dabei auf das Mädchen fiel. Hella schrie laut auf vor Abscheu und Entsetzen; sie schleuderte ihn zurück, daß er von neuem schwer hintaumelte und nun schlug Gustav, durch ihren Angstruf um alle Besinnung gebracht, in blinder, ohnmächtiger Wuth um sich. In wenig Augenblicken war, was von den Leuten jedenfalls als Scherz begonnen und vielleicht bis auf den Schrecken der Betroffenen ganz harmlos hätte verlaufen können, zu einem wilden, drohenden Tumult geworden. Die gefährlichste, furchtbarste Bestie ist ja bekanntlich die Pöbelrotte, überhaupt die Menschenmenge in ihren grauenhaften, weil unberechenbaren Uebergängen von einer Stimmung zur andern, in der entsetzenvollen Steigerung der eigenen Aufregung zur wahnsinnigen Wuth und Grausamkeit.

Die Männer hatten sich auf Gustav gestürzt und zerrten ihn herum; da schrie Einer ein Wort dazwischen, welches Hella zufällig verstand: „Ins Wasser!" hieß es. Und nun brüllten sie es Alle nach und stießen und scho-

Digitized by Google

den ihn dem Abhang zu, unter dem der Bach hinfloß. Das Alles sollte wohl immer noch ein Scherz sein, wenn auch ein wilder und boshafter. Sie würden ihr Opfer die gestrüppbewachsene, etwa dreißig Fuß hohe Uferseite hinabstoßen, und wenn er, geschunden und zerschlagen, unten im unfreiwilligen Bade angekommen war, sich nicht weiter um ihn kümmern, es ihm nicht wehren, an der andern Seite wieder herauszuklimmen. Hella überdachte das in einem Augenblick und eine entsetzliche Angst ergriff sie zugleich vor ihrem eigenen Schicksal, wenn sie dann allein unter der verwirrten, unzurechnungsfähigen Rotte blieb. Der Tod wäre besser, als was ihr vielleicht bevorstand. Sie konnte nicht entfliehen, einige der Männer waren um sie geblieben und schienen sie lachend und frech über das Schicksal ihres Beschützers zu verhöhnen. Noch hatte sie keinen Laut wieder von sich gegeben; das Entsetzen schnürte ihr die Kehle zu; wie im Wahnsinn klammerte sie sich an den Gedanken, ob sie nichts bei sich trage, nichts, gar nichts, was sie im schlimmsten Falle als Waffe gegen sich kehren könne.

Da stieß Gustav, dem vielleicht Aufregung und Schrecken das ihm Bevorstehende schlimmer ausmalte, als es gemeint war, oder den die rohen Fäuste verletzt hatten, einen jammervollen Hilferuf aus. Und nun erhob auch Hella ihre Stimme zu lauten, durchdringenden Rufen um Hilfe, indem sie zugleich von neuem auf den Pfad zueilte, den man ihr vorhin verwehrt hatte. Die Männer folgten ihr, sie wußte kaum noch wo sie war, sie glaubte die Hand des einen auf ihrer Schulter zu fühlen, da drang ein Laut an ihr Ohr wie Himmelsklang, ein lauter, kräftiger Zuruf und nun sah sie in großen Sätzen einen Reiter quer über das Rübenfeld sprengen. Im nächsten Augenblick sauste die Reitpeitsche durch die Luft und fluchend fuhr ihr nächster Verfolger zurück. Den Zweiten, der sich ihm entgegenwarf, ritt Lockhorst, denn dieser war es, kaltblütig nieder, der Dritte suchte das Weite, wobei sich ihm der Erstere alsbald anschloß.

Halbohnmächtig lehnte Hella gegen einen Baumstamm; Lockhorst schwang sich rasch vom Pferde und kam auf sie zu. Da warf sie beide Arme wie abwehrend in die Höhe, nach der Richtung des Wassers hindeutend und stieß hervor: „Gustav — er war bei mir — sie ermorden ihn ... dort!“ Lockhorst sah sie einen Augenblick fragend an, dann blickte er nach der von ihr bezeichneten Seite. Nun hatte er begriffen, saß im Nu wieder auf und jagte hinüber. Sie folgte ihm so rasch sie vermochte.

Drüben kam sie zu einer sonderbaren Scene. Herr von Lockhorst hielt Einen von der Bande — die übrigens sehr zusammengeschmolzen schien — beim Kragen und bearbeitete ihm vom Pferde herab mit der Reitpeitsche Kopf und Schultern. Die Anderen, die in Gruppen umherstanden, murrten und ballten die Fäuste und schienen sich einander zu ermuthigen, thatsächlich gegen diesen Strafact einzuschreiten. Jetzt ließ Lockhorst den Gezüchtigten los und brachte sein Pferd so plötzlich dicht vor die Uebrigen, daß sie eiligst zurückwichen. „Und nun, Ihr Hunde, geht augenblicklich Eurer Wege“, sagte er ziemlich ruhig; „ich kenne Euch sauberes Gesindel, Euch nichtsnutzigen Säufer Alle so ziemlich mit Namen, und das sage ich Euch zum Abschied: dies Stückchen wird Euch eingetränkt. Ich hoffe, Sie haben sich die Bursche genau angesehen, Herr Hüttner“, fuhr er zu Gustav gewendet, fort. „Wenn das Kreisgericht so dächte wie ich, so sollten ihnen diese kleinen Zerstreuungen für die nächsten paar Jahre vergehen. Fort mit Euch.“

Er hielt unbeweglich mit dem Pferde, augenscheinlich entschlossen, den



Digitized by Google

Abzug des Feindes abzuwarten. Die Männer waren nüchtern geworden, aber sie sahen keineswegs ganz ungefährlich aus. Sie entfernten sich mit drohenden Geberden, schlossen sich bald wieder zusammen, blieben von Zeit zu Zeit stehen und blickten zurück. „Die Schufte", sagte Lockhorst zu Gustav und Hella, die neben seinem Pferde standen; „sie überlegen sich vielleicht, daß sie noch immer zehn gegen zwei sind, und daß sie das Arbeitshaus nun doch schon verdient haben. Wir müssen sie im Schach halten; kommen Sie, meine Herrschaften."

Er ritt einige Schritte vorwärts den Männern nach. „Nun, wird's bald?" rief er ihnen zu. Sie erwarteten trotzig sein Herankommen. „Wir bleiben, wo es uns beliebt; packen Sie sich Ihrer Wege!" rief einer aus der Schaar. „Für heute sind wir mit Euch fertig, aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben."

Lockhorst hätte, das war ihm anzusehen, dem Sprecher am liebsten mit der Reitpeitsche geantwortet, aber er war klug genug, um zu wissen, daß, was vorhin der Ueberraschung gelungen war, jetzt nicht noch einmal versucht werden dürfe. Er schwieg verächtlich und passirte die drohende Gruppe mit seinen Schützlingen. Als aber hinter ihnen wieder Stimmen laut wurden, Rufe, von denen Hella nur ihres Vaters Namen und den seines Gutes verstand, da drehte er sich auf dem Pferde herum, hob sich im Bügel und rief zurück: „Ich bin Herr von Lockhorst auf Buchendorf; wenn Ihr anzünden wollt, so kommt heute Nacht, denn bis morgen Abend lassen wir Euch keine Zeit!"

Ungefährdet erreichten die Drei die Chaussee; hier sprang Lockhorst vom Pferde und sagte zu Gustav, der schweigend und mit bleichem Gesicht neben Hella hergeschritten war, in gutmüthigem Tone: „Steigen Sie auf, Herr Hüttner; es sollte mich nicht wundern, wenn Ihnen die Geschichte doch ein wenig in die Glieder gefahren wäre. Ich wette, Sie sind anfangs zu rücksichtsvoll mit den Burschen umgegangen; die Herren aus der Stadt treffen da oft nicht den rechten Ton."

„Zu rücksichtsvoll? Das wohl kaum; ich habe sie zu früh gereizt. Ich verlor die Geistesgegenwart, als sie Hella insultiren wollten", sagte Gustav niedergeschlagen. Er hatte mühsam das Pferd erstiegen. „Ich merke wohl, daß ich wenig Glück haben würde, wenn ich auf die Massen wirken sollte", fuhr er mit trübseliger Selbstironie fort.

„Pah, man muß die Hunde wie Hunde behandeln, das ist das ganze Geheimniß", sagte Lockhorst leichthin. „Diese modernen Volksbeglücker verderben Alles mit ihrem „Respect vor der Persönlichkeit". Wo ich herrschen und genießen will, da müssen Andere dienen und darben, so ist es, sollt' ich denken, jederzeit gewesen. Ueberall und immer hat sich die Menschheit in diese beiden Rollen theilen müssen: alle Verbesserungen liefen doch nur darauf aus, daß die von unten oben hin zu kommen und die obern unterzukriegen suchten. Bin ich oben, so habe ich auf der Gottes Welt weiter kein Recht dazu, als daß ich stark genug bin, mich oben zu behaupten. Und die von unten wühlen und bohren, sie erstreben nichts Geringeres, als mein Alles; sie wollen auf meinen Platz, ich soll schließlich auf den ihren. Deshalb wäre mit ihnen unterhandeln Wahnsinn. Ich bleibe oben, so lange ich kann und so lange auch halte ich meinen Fuß unbedingt auf ihrem Nacken."

Lockhorst hatte unterdessen Hella den Arm geboten und ihr auf man-

Digitized by Google

cherlei Weise zu zeigen gewußt, daß, wenn sie sich auch nicht in das Gespräch mischte, sie doch ganz vorzugsweise in seinen Gedanken gegenwärtig sei.

Als man in der Nähe des Gutshofes angekommen war, blieb Lockhorst stehen. „Gestatten Sie mir, mich hier zu beurlauben", sagte er. „Sie haben nichts mehr zu befürchten und ich will rasch nach meines Onkels Haus hinüberreiten, da es nicht unmöglich ist, daß jene Herren, wenn sie Verstärkung bekommen haben, uns einen nächtlichen Besuch abstatten."

„In diesem Falle will ich Sie nicht nöthigen, bei uns einzukehren und den Dank der Familie für Ihr Rettungswerk zu empfangen", meinte Gustav. „Wir sehen Sie aber doch morgen?"

„Wahrscheinlich", sagte Lockhorst flüchtig. „Wie ist's mit der Anzeige beim Kreisgericht, Hüttner? Wollen Sie die übernehmen?"

„Rathen Sie denn wirklich zu einer solchen? Ich dächte, wir ließen die Sache auf sich beruhen. Die Leute waren betrunken und wußten nicht, was sie thaten."

„Nun, so wird es ihnen vielleicht interessant, jedenfalls lehrreich sein, vom Strafrichter darüber aufgeklärt zu werden. Ich werde den Vorgang, über dessen Scene ich mir morgen bei Ihnen, gnädiges Fräulein, Auskunft holen will, jedenfall zur Anzeige bringen; ich könnte sonst erleben, daß man mich wegen der Tracht Prügel, die ich einem der Schufte angedeihen ließ, zur Rechenschaft zöge. Guten Abend, meine Herrschaften; möge Ihnen der Schreck nicht übel bekommen!"

Hella hatte noch kein Wort des Dankes gesprochen. Mit einer unwillkürlichen Bewegung streckte sie jetzt dem jungen Manne beide Hände entgegen, das erblichene Gesicht mit den großen, noch immer verstörten Augen zu ihm in die Höhe gewendet. Er ergriff ihre Hände, wie um sie an sich zu ziehen, während seine Lippen sich bewegten. Dann ließ er sie plötzlich los, sagte laut, mit einem flüchtigen Lächeln: „Wir sehen uns bald", bestieg sein Pferd und ritt, artig den Hut lüftend, davon.

(Schluß folgt.)

---

# Am Nil.

Von **Udo Brachvogel.**

Im Grabmal sitzt die Königin
Cleopatra, die schlummernde,
Erloschn'e Thränen zittern hin
Die Wange ihr, die flimmernde.
Zu ihren Füßen duften Rosen
Aus goldnem Korbgeflecht empor;
Die beben, heben sich und kosen,
Es rauscht darunter wie von losen
Tanzelfen ein versteckter Chor.

Digitized by Google

Es raschelt lauter, zischt und haucht,
Es ringelt züngelnd sich empor,
Und aus dem Rosenpurpur taucht
Ein feuchter Schlangenkopf hervor. —
Die Herrin aber lächelt düster,
Sie denkt an Marc Antonius,
An ihrer Götterfeste Rüster,
Der ihr für jedes Lieb'sgeflüster
Provinzen gab um jeden Kuß.

Nun modert die Verschwenderhand —
Der Cäsar naht, der sie zerbrach.
Sie aber hat zu ihm gesandt,
Ob er ihr Kronen giebt, ob Schmach.
Schon kehrt ihr Sclav' und spricht mit Zittern:
„Da ihm Dein Gruß verkündet ward,
Umzuckt' es kalt den Mund, den bittern,
Er schwieg, doch in der Stirn Gewittern
Las ich, welch' Schicksal Deiner harrt." —

„Und welches?" ruft sie. „Doch genug,
Hier kehrt der Adler Romas ein,
Daß ihm zu neuem Siegesflug
Egyptens Schätze Schwingen leih'n.
O Habgier! Doch, ich will mich lösen,
Wie nie ein König noch gethan.
Rauch wirble — nur statt Thiergekrösen
Schleppt unter bacchischen Getösen
Ihm Hekatomben Gold heran!

Wohl weiß er es, daß ich es war,
Die ich dem Occident zum Hohn
Sein Rom wohl zweimal trug im Haar
An einem Feste des Anton . . . . .
Was aber ist Dir, Mann? Welch' Schrecken
Noch ungeboren hehlt Dein Mund?
Was seh' ich Dich die Hände strecken?
Sei ruhig, Sclav', Du kannst's entdecken,
Nicht tödt' ich Dich — thu' Alles kund!

Ist es mein Tod, den er verhieß?
Will er mein Lösegeld und mich?
Entsetzlicher — noch mehr als dies?
Ha, ich versteh — nun Erde, brich!
Dem Sieger mit der bronz'nen Stirne —
Als Spolie wär' ich ihm genehm?
Ich, aufgeschürzt wie eine Dirne,
Um das von Schmach zerfreff'ne Hirne
Der Pharaonen Diadem!

Mich im Triumph, vor der die Stirn
Der Osten preßte in den Sand —
Beim Nil, ein wunderfein Gehirn,

Digitized by Google

Darin der Götterplan entstand!
Die Hand in Ketten, die zu küssen
Roms Halbgott, Cäsar, zog heran,
Und deren Schimmer zu versüßen
Mir ein Arabien legt' zu Füßen
Antonius, mein brünst'ger Schwan!

Wahnsinn! . . . Du aber sei getrost,
Den ich vor Furcht dort schlottern seh.
Nicht sprach Dein Mund die gift'ge Post —
Den Gürtel nimm zum Dank — und geh'!"
Der Sclave staunt und staunet wieder —
Sie aber steht, die Brust geschwellt,
Und starret zu den Rosen nieder;
Durch halbgeschloss'ne Augenlider
Zuckt es, als brenne eine Welt.

Sie hebt die Hand: „O Könige,
Aus Felsengräbern steigt herauf,
Vom Delta bis nach Meroë,
Ihr Pyramiden, thut euch auf!
Ein göttlich Opfer zu empfangen;
Urväter-Schatten strömt herbei:
Noch selber Rosen auf den Wangen,
Soll dennoch es in Rosen prangen,
Damit es zwiefach reizend sei."

Sie ruft es und es spricht ihr Blick,
Als sei noch, die doch längst verging,
Die Zeit, da einer Welt Geschick
Am Zucken dieser Wimper hing.
Sie schauert, wie vor dem Gefechte
Ein Held in grau'ngemischter Lust —
Nun faßt die ungestüme Rechte
Die Rosen in dem Goldgeflechte
Und preßt sie krampfhaft an die Brust.

Und jene Brust, an der entflammt
Ein Cäsar Siege einst versäumt,
An deren lilienblassem Sammt
Ein Marc Anton die Welt verträumt —
Sie wird zum Pfühle grüner Schlangen;
Biß dringt um Biß zum Herzen vor —
Und schon erlischt in diesen Wangen,
In dieses Blicks gebrochnem Prangen
Des Orientes Meteor.

---

Digitized by Google

# Goethe und Schröder.

Von **Dr. Hermann Uhde.**

Zu den mancherlei Mängeln der bekannten Biographie F. L. Schröder's aus der Feder F. L. W. Meyer's (von Bramstedt) gehört auch der Umstand, daß der Biograph die Wichtigkeit der an Schröder gerichteten Briefe Dritter leider nicht erkannt hat, wie er ja auch Briefe von Schröder — insoweit sie ihm nicht in den Rahmen seines Werkes zu passen schienen — vielfach aus des Schreibers kernigem, bezeichnenden Deutsch in sein eigenes frei übertrug, wobei er aber doch eben diese Briefe Schröders förmlich als „Actenstücke" einführt, mit dem Anspruch darauf: unverfälschte Originale des Künstlers sein zu wollen!

Nach der Lectüre des Meyer'schen Buches hat man also keineswegs die Genugthuung, Schröder's Wesenheit vor sich zu haben, wie sie war. Vielmehr bietet Meyer, der seine Feder von tausend thörichten Rücksichten leiten ließ, nur zu oft einen schwachen Aufguß des kraftvollen, bedeutenden Mannes. Daß dieser uns auch so schon merkwürdig erscheint, ist nur die Folge von der, Schröder's ganzer Persönlichkeit innewohnenden Macht, welche ihn uns lieb und lieber werden läßt, je gründlicher wir uns über ihn unterrichten.

Haben zur Erkenntniß Schröder's wie er war — nicht wie er in Meyer's Kopfe sich malte — schon die Briefe seiner Hand wesentlich beigetragen, welche im letzten Jahre unverfälscht an das Licht getreten sind, so möge auch einmal an die Begegnung erinnert werden, welche Schröder 1791 mit Goethe hatte. Das genannte Jahr war nicht dasjenige, in welchem der große Dichter und der große Schauspieler ihre früheste Bekanntschaft knüpften; solche wird vielmehr sicher fast zwanzig Jahre eher, und in die Zeit zu setzen sein, da Schröder Goethe's Stücke zuerst aufführte. Jedenfalls hatte sich Goethe schon am 15. August 1780 „zur Erinnerung eines Morgenspaziergangs" in Schröder's Stammbuch eingezeichnet; es ist also unrichtig, wenn in Meyer's Buch II, 1, 57 berichtet wird: Schröder habe 1791 „die Bekanntschaft Göthe's gemacht". Vielmehr ward dieselbe damals nur erneuert und fortgesetzt.

Als Schröder weiter reiste, ließ er sein Stammbuch in den Händen seiner alten Freundin Caroline Kummerfeld geb. Schulze zurück; Goethe schrieb unaufgefordert unter dem 25. April 1791 eine zweite Einzeichnung hinein, die Verse:

„Viele sah'n Dich mit Wonne; Dich wünschen so Viele zu sehen; —
Reise glücklich! — Du bringst überall Freude mit hin."

Aber auch für einen Theil des Inhalts der Gespräche, welche Schröder und Goethe bei dieser persönlichen Begegnung geführt haben, bekommen wir Anhaltspunkte, wenn wir einen Brief Goethe's an Schröder zu Rathe ziehen, der unmittelbar vor dem am 15. April 1791 erfolgten Aufbruche Schröder's von Hamburg aus Weimar an den Letztern gelangte.

Digitized by Google

Dieser und der folgende Brief ward zuerst abgedruckt vor nunmehr fast 40 Jahren, in Karl Toepfer's jetzt nirgends mehr aufzutreibenden „Thalia" (2. Jahrg. 1837, No. 38, Sp. 297 u. 298), einer Zeitschrift, die Toepfer damals redigirte, deren gesammte Bestände aber 1842 in Hamburg verbrannt sind.

So werden denn Goethe's Briefe an Schröder aus dem Jahre 1791 hier um so lieber gelesen werden, als einerseits dem nachfolgenden Neudruck genaue Abschriften nach den (im Besitze der Enkelin von Schröder's Stiefschwester, Dorothea Unzer-Ackermann befindlichen) Originalen zu Grunde liegen, andererseits aber Ernst Pasqué 1863 (in „Goethe's Theaterleitung", I, 90 fg.) die Antwort auf einen der Briefe Goethe's an Schröder veröffentlicht hat, ohne zu ahnen, daß schon 1837 die nothwendig dazu gehörende Ergänzung das Licht der Welt erblickt hatte.

Nun hatte aber 1791 bei Schröder's und Goethe's Begegnung in Weimar kurz zuvor (im Februar) das Ehepaar Böttticher, Schauspieler vom Berliner Nationaltheater, in Hamburg auf Schröder's Bühne gastirt; namentlich scheint die Frau eine brave Schauspielerin in Mütterrollen und als s. g. „Anstandsdame" gewesen zu sein. August Wilhelm Böttticher, geb. zu Luckau in der Niederlausitz 1755, hatte 1778 zuerst die Bühne betreten; seine Frau, Charlotte Christiane geb. Wollmar, geb. zu Dillenburg 1764, gehörte seit 1782 dem Theater an.

Schröder konnte diese Künstler bei seiner Bühne nicht verwenden; er empfahl sie aber in Weimar, wo Goethe gerade die Hofbühne einrichtete. Wie dieser die Empfehlung aufnahm, lehrt sein erster Brief an Schröder:

„Wäre die Empfehlung des Böttcher'schen Ehepaares, welche Sie gefällig an mich gelangen lassen, nur wenige Zeit früher gekommen, so hätte ich von dem Anerbieten mit Freuden Gebrauch gemacht; da aber gegenwärtig dieses Fach auf unserm angehenden Theater schon besetzt ist, so bleibt mir nur die Aussicht, in der Folge vielleicht so gute Subjecte engagiren zu können. Dankbar für den Antheil, den Sie an unserem Theater bei seiner Entstehung haben nehmen wollen, darf ich Sie wohl ersuchen, es auch ferner nicht außer Augen zu lassen. Wollten Sie mir die Gesetze und Regeln, welche bei Ihrer Gesellschaft in Uebung sind, mittheilen, so würden Sie mich sehr verbinden. Es kann nicht anders als vortheilhaft sein die Erfahrungen eines Mannes zu nützen, den sein Vaterland als Meister in seiner Kunst anerkennt.

Weimar d. 6. Apr. 1791.

Goethe."

In die allernächste Zeit, nachdem Schröder diese Zeilen erhalten, fällt nun sein vorhin erwähnter Besuch in Weimar — ganz ohne Zweifel suchte Goethe gelegentlich desselben „die Erfahrungen eines Mannes, den sein Vaterland als Meister in seiner Kunst anerkannte", von diesem zu hören, und Schröder, der nie zurückhaltend war mit seinen Erfahrungen, vielmehr mit Rath und That allezeit bereitwilligst diente, wird mit Freuden jeden Wink ertheilt haben.

Zwei Tage lang blieb er in Weimar; dann reiste er weiter. Am 7. Mai erreichte ihn zu Mannheim die von Caroline Kummerfeld bewirkte Nachsendung seines Stammbuchs; er fand darin jene Einzeichnung Goethe's, deren er sich aufrichtig freute. Sogleich griff er zur Feder, dem Dichter diese Freude auszudrücken; der Brief enthält auch sonst noch manches Inter-

Digitized by Google

essante, — augenscheinlich war Schröder von Goethe gebeten worden, seine für den Letzteren unstreitig sehr wichtigen, mündlichen Erörterungen schriftlich zu ergänzen. Dies geht wenigstens aus der Fassung des Schröder'schen Schreibens hervor. Es lautete:

„Mannheim den 7. Mai 1791.

Wie innig hat es mich erfreut, daß Sie mein Stammbuch noch einmal mit Ihrem Namen beehrt haben! und welch' eine Sammlung von Namen werd' ich haben, wenn ich bei meiner Zurückkunft durch einige Scheerenschnitte den Weizen von der Spreu sichte! — Gleich bei meiner Ankunft trug man mir Dlle. Boudet an; ich erwiederte, daß es zu spät sei, weil sie schon mit Weimar in Unterhandlung stünde — doch begehrte ich etwas von ihr zu sehen, und sie wird morgen in einer kleinen französischen Operette: „Die beiden Savoyarden" spielen. Mit der strengsten Redlichkeit werd' ich meine Meinung niederschreiben, an welchem Theater sie am nützlichsten ist. — Ich fange diesen Brief heute an, weil es in Frankfurt und Mannheim der erste Morgen ist, an welchem man die Güte hat, mich allein zu lassen, und will die Einrichtung meiner Kasse niederschreiben.

Der Kassier*) ist beeidigt, so auch der Controleur. Der Controleur hat einen Kasten wie eine Sparbüchse gebaut — in dem Verhältnisse groß, als Billete das Haus füllen. — Einen ähnlichen Kasten, doch kleiner, hat jeder Billeteur. — Der Zuschauer bezahlt den Kassier und empfängt von ihm ein Billet, welches er bei dem Controleur abgiebt, und von diesem ein Gegenbillet erhält, das der Zuschauer bei dem Billeteur abgiebt. Der Controleur und Billeteur sind gehalten, die ihnen von dem Zuschauer gegebenen Billete sogleich in ihre Kasten zu stecken. — Im vierten Aufzuge — wenn ein Stück den Abend ausfüllt; oder zwischen Vor- und Nachspiel — muß der Kassier dem Directeur oder Regisseur schriftlich anzeigen, wie viel Billete er auf jedem Platz verkauft habe, und der Controleur (nach den ihm übrig gebliebenen), wie viel er Gegenbillete ausgegeben habe. Die Billete in dem verschlossenen Kasten des Controleurs sowie die Kasten der Billeteurs werden von einem Dritten, den die Direction dazu bestellt, gezählt, und die Zahl ebenfalls schriftlich dem Directeur oder Regisseur zugestellt. So kann kein Betrug statthaben, und die Quelle jeder Irrung leicht entdeckt werden. — Ist die Einrichtung, daß man auch vor der gewöhnlichen Oeffnung des Hauses Billete haben kann, so müssen diese von einer andern Farbe und numerirt sein. Den Nachmittag muß der Kassier schriftlich und auf folgende Art anzeigen, wie viel er verkauft habe:

Montag den 1. Mai, im Hause verkauft:
Erster Rang.
No. 3, Herr N. N. 4 Personen. — No. 9. 10. 11. 12.
No. 6. Frau N. N. 3 Personen. — No. 13. 14. 15.
Zweiter Rang.
No. 1. Herr N. N. 7 Personen. — No. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. u. s. w.

Zur Ordnung gehört, daß kein Billet länger gelte, als für den Tag, an welchem es gekauft ward; mithin weiß man, welches Billet ausgeblieben und wo es ist. Der Kassier erbittet es sich als verfallen zurück.

Alle Billete müssen gestempelt werden; jedoch nicht von dem Kassier,

*) Es war der am 15. August 1829 verstorbene J. N. Bartels.

Digitized by Google

und wenn er der ehrlichste Mann ist. Je weniger Versuchung und Gelegenheit, je leichter ist Ehrlichkeit.

Keine Rechnung muß direct an den Kassier gehen. Der Musikdirector muß die Musikoriginalien untersuchen und sein „Richtig" auf die Rechnung setzen; dann unterschreibt der Regisseur, und der Kassier bezahlt. So geht es mit der Rollenschreiberei durch den Souffleur und Regisseur, so mit den Zeugen, Zwirn, Seide u. s. w. durch den Garderobier und Regisseur.

Alle Ausgaben müssen auf numerirte Rechnungen bezahlt werden, damit sie der Director leicht nachsehen kann.

Ich drücke mich vielleicht nicht deutlich genug über die ökonomischen Einrichtungen aus, die ich besser im Kopfe, als in der Feder habe.

Montag den 9. Mai.

Ich habe gestern Dlle Boudet in den beiden „kleinen Savoyarden" gesehen. — Man kann nun freilich nach einer Jungensrolle mit einer verstümmelten Sprache — nicht von einer Schauspielerin urtheilen — aber sie schien mir Anlage zu verrathen, denn sie hat Munterkeit und Dreistigkeit. — Die hiesigen Schauspieler versichern mich, daß etwas aus ihr werden könne, wenn sie in gute Hände geräth. Ich würde sie also ohne Bedenken nehmen, weil mir Personen lieber sind, die Anlage verrathen, als die sogenannten jetzigen großen Schauspielerinnen. — Nach dem Vertrauen, welches Sie mir geschenkt haben, werde ich keinen Schritt thun, kein Wort verlieren, um sie an mich zu locken. Aber Beck und einige andere Schauspieler glauben, daß es des Mädchens *größeres* Glück wäre, wenn sie zu *meinem* Theater käme; und ich als Schauspieldirector darf ein Subject nicht abweisen, das etwas verräth.

Mit der vollkommensten Hochachtung bin ich
Ew. Excellenz ergebenster
Schröder.

Nachschrift: Dem. Boudet kann noch nicht formirt sein, sonst würde Hr. v. Dalberg, der keinen Ueberfluß an guten Schauspielerinnen hat, und dem sie nur 400 fl. kostet, sie nicht entlassen."

Zu diesem Briefe bemerkt Pasqué a. a. O.

„Welche praktische Geschäftskenntniß, welche Rechtschaffenheit und Geradheit, und dafür auch wieder welches Selbstbewußtsein spricht sich in diesen Zeilen des großen Schauspielers aus! Wie umständlich, klar und belehrend legt er Sr. Excellenz, dem Herrn „Geheimben Rath und Intendanten des Weimarer Hoftheaters", dem berühmtesten Dichter Deutschlands, Goethe, die Einrichtung seiner Kasse vor! Wie offen sagt er ihm, daß die Mannheimer Schauspieler glauben, wie es für die Anfängerin ein *größeres* Glück sein würde, bei *ihm*, dem Schauspieler *Schröder*, engagirt zu werden, als selbst bei Goethe! Es war dies gewiß keine fade Schmeichelei von Seiten der dortigen Bühnenmitglieder, sondern Ueberzeugung, denn Schröder war schon der Mann dazu, Schein und Wahrheit zu unterscheiden. Offen und voll Selbstständigkeit stellt er sich Goethe gegenüber, ihm bedeutend, daß, wenn die talentvolle Anfängerin wirklich mehr Zutrauen zu ihm, als zu Sr. Excellenz habe, er sie nicht abweisen dürfe noch wolle, trotzdem die junge Dame sich bereits tief in Unterhandlungen mit dem Weimarer Hoftheater eingelassen. Wahrlich, diese wenigen Zeilen lassen den in jeder Hinsicht bedeutenden Mann vollständig erkennen, und noch heute darf die Genossen-

Digitized by Google

schaft der Schauspieler stolz darauf sein, daß einer aus ihrer Mitte es wagen durfte, sich Goethe so gegenüber zu stellen."

Wenn aber nun der Verfasser von „Goethe's Theaterleitung" weiter fragt: „Wie mag Goethe diese Belehrung, dieses offene Geständniß hingenommen haben?" und diese Frage mit einer Reihe von Muthmaßungen beantwortet, so dürfen wir uns um so mehr freuen, an die Stelle der letzteren Thatsachen setzen zu können, wie sie aus Goethe's nächstem Briefe an Schröder hervorgehen:

„Recht sehr danke ich Ihnen für das gütige Andenken und für die Mittheilung Ihrer Einrichtungen bei der Kasse.

Schon habe ich Gebrauch davon gemacht und werde die unserige darnach in der Folge noch besser beurtheilen können. Die sieben Repräsentationen, die unsere neue Gesellschaft gegeben, fielen so aus, daß man für den Anfang zufrieden sein und für die Zukunft Hoffnung fassen konnte. Einen Prolog, den ich vorausschickte, lege ich bei. Denn obgleich eine solche Gelegenheitsrede gewöhnlich nicht sehr interessant sein kann, so habe ich doch den Vortheil nicht aus den Händen lassen wollen, dem Publico und den Acteurs zu seiner Zeit ein Wort sagen zu können.

Wegen Mlle. Boudet habe ich schon vorläufig an H. Beck geschrieben. Ich bin gegenwärtig im Stande, entschiedener zu sagen, daß ein Engagement für dieses junge Frauenzimmer in dem gegenwärtigen Momente bei uns nicht stattfinden kann.

Ebensosehr bin ich überzeugt, daß sie unter Ihrer Leitung mehr als irgendwo ihr Talent auszubilden Gelegenheit finden wird, und wünsche ihr Glück, wenn Sie dieselbe unter Ihrer Gesellschaft aufnehmen. Reisen Sie glücklich und erlauben mir in der Folge bei vorfallenden Umständen Ihren Rath zu erfragen!

W. den 24. Mai 1791. Goethe."

Soweit unsere Actenstücke, hinsichtlich deren nur noch zu bemerken ist, daß 1791 Schröder's „Gesetze" für sein Theater, welche Goethe sich erbat, anscheinend noch nicht aufgeschrieben und in Druck gegeben waren; wenigstens verlegt Meyer (II, 2, 232) deren Druck auf Ostern 1798. — Das neugegründete Hoftheater zu Weimar, von dessen erfolgter Eröffnung Goethe dem nunmehrigen „Collegen" berichtet, begann seine Vorstellungen am 7. Mai 1791 mit Iffland's ländlichem Sittengemälde: „Die Jäger", und der nach des Dichters bescheidenem Urtheil „nicht sehr interessante Prolog" ist die inhaltreiche Theaterrede, welche mit den Worten beginnt:

„Der Anfang ist in allen Sachen schwer" u. s. w.

Allerdings wurde in derselben „dem Publico und den Acteurs zu seiner Zeit ein Wort gesagt" — und was für ein Wort!

Endlich wäre noch der beiden Persönlichkeiten zu gedenken, welche Goethe erwähnt: des Schauspielers Beck in Mannheim — Heinrich, geboren zu Gotha 1769, gestorben zu Mannheim 1803 — welcher kein Anderer ist als Iffland's und Beil's Freund, Verfasser u. A. des Lustspiels „Die Schachmaschine" — und der Dlle. Boudet. Es ist Diejenige, welche durch ihre Aufführung in Hamburg später Schröder die bittersten Aergernisse bereitete, ja, deren Betragen indirect zum ersten Stein des Anstoßes wurde, welchen der die sittliche Haltung seiner Schauspieler über Alles setzende Director an der Weiterführung seiner Bühne überhaupt nahm. Demoiselle Boudet erfüllte die von Männern wie Goethe und Schröder auf sie gesetzten

Digitized by Google

Erwartungen nicht — am Erreichen einer höhern Kunststufe hinderte sie ihr Leichtsinn.

Damit enden die actenmäßigen Nachweise der Beziehungen, in welche Goethe mit Schröder 1791 getreten ist. Bekanntlich hat der Dichter des „Schauspieldirectors" später noch mehrfach öffentlich gedacht*); er hob die literarische Thätigkeit Schröder's mit den wärmsten Ausdrücken hervor — einmal nennt er ihn „ein glücklich-energisches Schriftstellertalent"; im 13. Buche von „Wahrheit und Dichtung" bemerkt er, wie Schröder's schriftstellerische Verdienste größer seien, „als man gewöhnlich weiß". Wie Goethe über Schröder als Schauspieler dachte, geht hervor aus seinen Zeilen vom 7. October 1798 an den damals schon vom Theater zurückgezogenen, in Rellingen lebenden „Senior der deutschen Schaubühne", wie Goethe selbst ihn nennt. Auch ist die Stelle im Prolog zu Wallenstein's Lager:

„O möge dieses Raumes neue Würde
Die Würdigsten in uns're Mitte zieh'n"

nicht nur ganz bestimmt auf Schröder gemünzt, sondern wahrscheinlich auch ein Einschiebsel Goethe's.

Bei solcher Sachlage müßte es um so befremdender sein, hätte der Kanzler v. Müller recht gehört, wenn er in seinen „Unterhaltungen mit Goethe" (Seite 3) dem Dichter folgende herbe Aeußerungen in den Mund legt:

„Von Schröder behauptete er" (Goethe in einem Cirkel bei der Geh. Räthin Schopenhauer am 30. März 1808) „— daß er kein wahrer Künstler sei, weil er so viele Kunststücke gemacht, und in höchst tragischen Momenten verrückter Späße fähig gewesen sei. Ohne Gemüth sei keine wahre Kunst denkbar".

Es ist bemerkenswerth, daß vom Herausgeber der „Unterhaltungen" selbst schon hervorgehoben ist, „wie Müller sein Referat durch eigene Zuthaten gefärbt habe". (Einleitung S. IX.) Ohnehin kennt man den Weimarischen Kanzler als einen Mann, der — ein anderer F. L. W. Meyer — ebenfalls Actenstücke „frei bearbeitet" und sie doch in aller Form als solche gegeben hat.

Ohne Zweifel liegt daher hier ein Fall vor, in dem der Kanzler (gelinde gesagt) nur mit halben Ohren gehört hat; dasjenige Urtheil, welches Goethe sonst über Schröder abzugeben pflegte, und welches beglaubigt ist, lautet gar zu entschieden abweichend.

Gesetzt aber auch, Goethe hätte die von Müller erzählte Aeußerung ganz gelegentlich und sicher im Zusammenhange mit den von Müller gar nicht mitgetheilten Fäden und Motivirungen des anderweitigen Gespräches überhaupt gethan, so würde sie dennoch nichts gegen Schröder beweisen. Sie wäre zunächst thatsächlich falsch, insofern die Voraussetzung niemals existirt hat, und Goethe — wenn er wirklich behauptete: Schröder habe Kunststücke u. s. w. gemacht — lediglich eine ihm zugetragene Klatscherei, deren Richtigkeit er nicht prüfen konnte, kritiklos nachsprach. Niemals hat Schröder, dem seine Kunst etwas Heiliges und Ernstes war, Unwürdigkeiten begangen, wie jener zu Goethe gedrungene Klatsch sie ihm andichtet.

*) Die Stellen, an welchen Goethe F. L. Schröder nennt, sind (Taschenausg. in 40 Bdn. 1840; Stuttgart, Cotta) folgende: XXII, 147. XXV, 204. XXVII, 45. XXXII, 187. XXXV, 337. 366 381. 382.

Digitized by Google

Und Schröder — der ungekannte, stille Wohlthäter von Hunderten und aber Hunderten; Schröder, der zur Unterstützung Nothleidender heimlich Tausende weggeschenkt hat, ein Mensch „ohne Gemüth?“ Guter, großer Goethe — wer hat Dich so schmählich belogen!

Aber auch vom Standpunkte ästhetischer Theorie aus ist jener Ausspruch unhaltbar. Derselbe wäre doch nur so zu verstehen, als verlangte Goethe: „Der Darsteller des Tragischen solle in ernsten Momenten sich selber tragisch erregt fühlen, selber Ernst empfinden.“ — Diesen Widersinn kann der Dichter nicht gefordert haben. Es ist aber ein Widersinn, denn jedes Handbuch der Aesthetik lehrt, daß Niemand — weder dichtend, noch malend, noch musicirend, noch schauspielend — darstellen kann, was er empfindet, in dem Augenblicke, wo er es empfindet. Aus jeder Kunstleistung muß alles Subjective verschwinden, nur die Objectivität darf herrschen; es wäre also grade der glänzendste Beweis für Schröder's sichere Beherrschung der Mittel seiner Kunst, wenn er in tragischen Momenten „verrückter Späße fähig war“ — gemacht hat er sie, wie gesagt, niemals.

Um aber auch die Ansichten eines Praktikers vom allerersten Range — nämlich Schröder's selbst — gegen jenen Ausspruch anzuführen, sei auf die Anecdote hingewiesen, welche er seinem vertrauten Zögling F. L. Schmidt mittheilte. Dieser zufolge war der Künstler, welcher seine Zuschauer allemal auf das Tiefste erschütterte, seiner selbst so Herr, daß er versicherte: einmal in München hinter der Coulisse mit Jemand über eine wichtige Neuigkeit gesprochen zu haben, als sein Stichwort gefallen und er — als König Lear — mitten aus der Unterredung fort auf die Bühne gestürzt sei. „Schröder zog hieraus“ berichtet F. L. Schmidt, und macht diese Ansicht zu der seinigen, indem er sie wiedergiebt — „den Schluß, der Schauspieler müsse in jeder Stunde, zur Tages- oder Nachtzeit, in trüber oder angenehmer Stimmung, seine Rolle gleich gut spielen können, sonst sei er eben kein Künstler. Denn Etwas zu scheinen, was man nicht ist, sei ja das Wesen der Schauspielkunst“. Ganz ähnlich hat sich Iffland zur Sache geäußert, und Brandes sagt von Ekhof: „Ohne eigenes Mitgefühl wußte er doch die Herzen zu rühren“.

Möglicherweise hat Goethe — immer noch angenommen, er habe jenen verhängnißvollen Ausspruch wirklich gethan — an ein C. A. Böttiger'sches Histörchen gedacht. Dieser war im Sommer 1795 bei Schröder in Hamburg zum Besuch und sah von ihm den König Lear. Böttiger — übrigens ein warmer Verehrer Schröder's — konnte sich über die Trefflichkeit jener Lear-Darstellung, wie der „Weimarische Veteran“ berichtet, nicht lobpreisend genug aussprechen. Vor allem aber habe eine Pause gegen das Ende der Rolle Lear's, worin er den Fluch über seine beiden Töchter ausspricht, den schlagendsten und tiefsten Eindruck mit gleichsam elektrischer Kraft auf ihn und das ganze Publicum hervorgebracht. Nach dem Theater habe er auch gegen Schröder davon Erwähnung gethan, mit dem Beisatze: daß diese Pause so ganz die Erschöpfung des Vaters und die Nothwendigkeit, sich zur Vollendung des furchtbaren Ausspruchs zu sammeln und zu stählen, bezeichnet habe, und darum so ganz natürlich aus dem Gefühl und der Situation Lear's hervorgegangen sei. Worauf jedoch Schröder erwiedert habe: „Entnehmen wir vielmehr daraus die Lehre, wie nothwendig es für den Schauspieler sei, daß ihm in seinem Geschäfte jeden Augenblick Besonnenheit und Geistesgegenwart zu Gebote stehen, und wie leichteres Spiel

Digitized by Google

er habe, wenn er es vermag, ein geschlossenes Ganzes in seiner Darstellung aufzustellen, und so einen ergreifenden Totaleffect hervorzubringen; denn er findet den Zuschauer dadurch geneigt, alles Einzelne dann willig diesem Totaleffect unterzuordnen. Wissen Sie, wodurch diese Pause entstand, und was ich während derselben that? — Sie müssen darüber nicht bös werden, daß ich es Ihnen unverhohlen mittheile. An der Stelle, wo die Pause entstand, nahm ich wahr, daß in der Coulisse eben eine von den Talgkerzen umgefallen war, und die Leinwand schon ergriffen und entzündet hatte. Ich rief also, als Regisseur und Director, meinem Theatermeister, der ruhig darunter stand und nichts davon wahrnahm, in der Pause zu: „Esel! siehst Du denn nicht da oben die umgefallene Kerze?"

Möglich, daß ähnliche Anecdoten eine Art von Anhaltpunkt für Goethe's Beurtheilung Schröder's des Schauspielers gegeben haben. Uebrigens war Letzterer auf der Bühne viel zu einfach und wahr, und huldigte (einer von der hohl-pathetischen, charakter- und markloſen Manier, wie sie Goethe bei seinen Marionetten — selbstdenkende Schauspieler waren die armen Abgerichteten kaum noch — eingeführt hatte) viel zu abweichenden Darstellungsweise, als daß Goethe, auch wenn er den großen Schauspieler selber zu sehen oftmals Gelegenheit gehabt hätte (was nicht der Fall gewesen ist), Geschmack an dessen treuer, schlichter Wiedergabe der Natur hätte finden sollen. Wie dem aber auch sei — von allen Seiten her ist jenes angebliche Urtheil Goethe's über Schröder mit Glück anzugreifen. Dies gezeigt zu haben ist auch eine kleine „Rettung", welche F. L. Schröder's Manen um so mehr fordern, als es eben ein Goethe war, der jenen Ausspruch gethan haben soll — ein Goethe, dessen Worte auch dann noch Beachtung und Erörterung verdienen, wenn die Mittelsperson, die sie uns überliefert hat, so unzuverlässig ist, wie der Kanzler v. Müller.

Digitized by Google

# Chopin und George Sand.

Novelliſtiſche Künſtlerſkizze von **Adolf Schirmer.**

## I.

Es war an einem herrlichen Herbſttage des Jahres 1836, als eine offene, mit zwei prächtigen Rappen beſpannte herrſchaftliche und wappengeſchmückte Kaleſche auf der von Paris nach Neuilly führenden Straße zur Linken in das Boulogner Gehölz und jene Allee einbog, welche durch das Wäldchen nach dem Schloſſe St. Cloud führt.

In der Kaleſche ſaßen zwei Damen und ein Herr.

Die Allee war keineswegs vereinſamt; unter den ſchattigen Bäumen, welche den Fahrweg einſäumten, luſtwandelten elegante Damen und Herren, die ihren Equipagen entſtiegen waren, beſcheidenere Gruppen, die ſich zu Fuß ſo weit gewagt hatten, belebten ebenfalls da und dort die Pfade. Die ſtaubige Chauſſee entlang bewegten ſich einige ſchwerfällige Omnibuſſe, auch ariſtokratiſche Fuhrwerke, ſowie einfachere Lohnwagen raſſelten dort und Reiter tummelten ihre Roſſe.

Die vorerwähnte Kaleſche mochte ſich eine geraume Weile ziemlich langſam in das Gehölz hinein bewegt haben, als der ältliche Herr, welcher nach dem Kutſcher zu ſaß, ſich ein wenig zur Seite über den Schlag neigte, und dann den ihm im Fond gegenüberſitzenden Damen lächelnd eine Bemerkung machte, mit dem Blicke nach der Richtung deutend, aus welcher der Wagen gekommen war.

Bevor noch die beiden Damen das Haupt dorthin wenden konnten, vernahmen ſie den Hufſchlag flüchtiger Renner; im nächſten Augenblick aber jagte eine Reiterin bis dicht an den Wagenſchlag hin, riß dort die Zügel ſo energiſch an, daß der herrliche Schimmel, den ſie ritt, ſich einen Moment faſt kerzengerade bäumte, doch dann ſchnaubend und wie eine Mauer neben der Kaleſche ſtand, deren Geſpann der betreßte Kutſcher auf einen Wink ſeines Gebieters angehalten hatte.

Einige Secunden ſpäter erſchien auch ein Reiter, lenkte ſeinen Schweißfuchs an die Seite der kühnen Amazone und grüßte höflich die Inſaſſen der Kaleſche, vor denen die Erſtere zum Gruße mit graziöſer Handbewegung die Reitgerte ſenkte.

Der Herr im Wagen, ein Mann von etwa fünfzig Jahren, deſſen feingeſchnittenes Antlitz ein hocharistokratiſches Gepräge hatte, ſah die Reiterin lächelnd an, wies dann auf ſeine Gefährtinnen, denen der plötzliche und unerwartete Anblick des ſich bäumenden Zelters einen leiſen Schrei entlockt hatte, und ſagte in polniſcher Sprache:

„Ei, Gräfin Plater, immer der gleiche Ungeſtüm! Sehen Sie nur, wie Sie meine Damen erſchreckt haben! Hatten Sie die Abſicht, über uns hinwegzuſetzen? Ihnen, der nichts unmöglich iſt, darf man dergleichen ſchon zutrauen.“

Digitized by Google

Bar Am Paxar.

Nach einer Original-[illegible]

Digitized by Google

# [illegible] und [illegible] Sand.

[illegible] Schirmer

## I

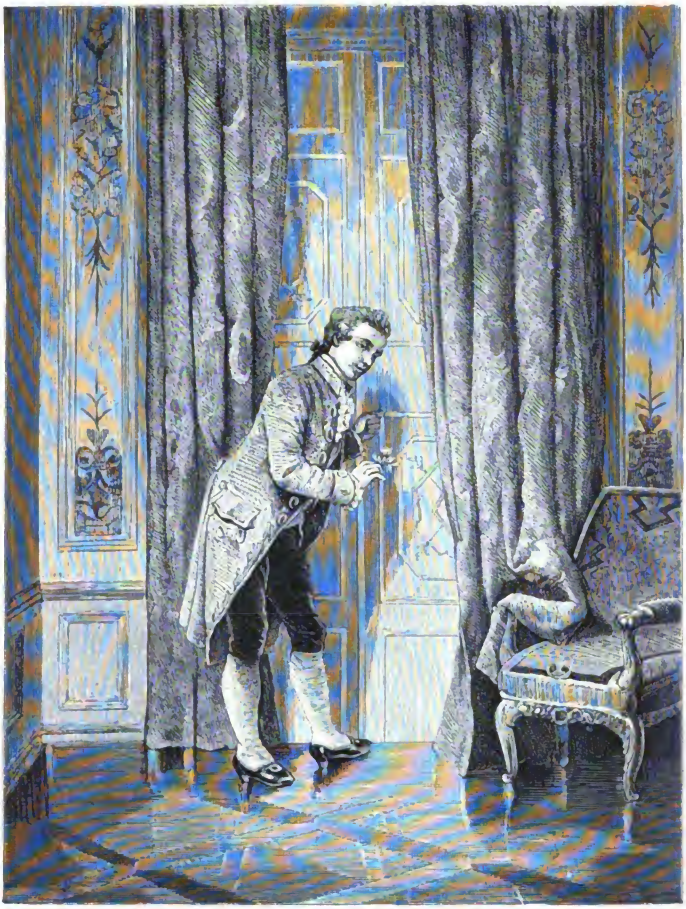
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Digitized by Google



**Vor dem Boudoir.**
Nach einer Originalzeichnung von W. Roegge

Digitized by Google

Digitized by Google

Diese humoristische Bemerkung konnte im Grunde als eine nicht ganz unberechtigte Anspielung auf den energischen Charakter, die waghalsige Kühnheit der schönen Gräfin gelten, die ja jene Gräfin Plater war, welche während der polnischen Revolution von 1830, von glühender Vaterlandsliebe begeistert, an der Spitze eines Ulanenregimentes bei Ostrolenka unerschrocken gegen die Russen gekämpft und sich durch ihren Heldenmuth eine europäische Berühmtheit erworben hatte. Nach dem unglücklichen Ausgang des Aufstandes war sie, nebst manchen ihrer vornehmen Kampfgenossen, zu denen auch der Herr im Wagen gehörte — der Fürst Adam Czartoryski — nach Paris gegangen, wo sie gefeiert ward und eine der Zierden und leidenschaftlichsten Vertreterinnen des polnischen, ewig conspirirenden Emigrantencomités bildete.

Die Gräfin, obwohl über die frische Blüthe der Jugend hinaus, war noch immer eine reizvolle Dame, besonders als Reiterin. Und wie sie nun die Aeußerung des Fürsten durch ein Lächeln beantwortete, sodann ihre dunklen, blitzenden Augen, das ausdrucksvolle Antlitz, dessen zarte Blässe der scharfe Ritt nicht zu verscheuchen vermocht hatte und die der schwarzsammetne Anzug noch mehr hervorhob, den Damen zuwandte, während sie mit der zierlichen Rechten den Hals ihres edlen Zelters streichelte, da konnte man nichts anmuthigeres und graziöseres sehen, als diese stolze Tochter des unseligen, zerstückelten Sarmatenlandes.

„Wir wollten über Neuilly und Auteuil", sagte sie heiter, „aber als Graf Zamoyski's Adlerblick von der Einfahrt des Wäldchens aus die Livrée Ihrer Leute gewahrte, mon cher prince, da konnte ich der Verlockung nicht widerstehen, dieser günstigen Fährte zu folgen. Le hasard m'a favorisé, denn ich finde hier nicht nur meine gnädigen Gönner, sondern auch meine reizende Comtesse Delphine."

Die letzten Worte waren an die jüngere der beiden auf die Seidenpolster der Kalesche zurückgelehnten Damen gerichtet, an die geistvolle, wegen ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit überall gepriesene Gräfin Potocka, deren sanfte Züge und gewinnende Erscheinung den vollendetsten Ausdruck holder Weiblichkeit verkörperten.

Die Fürstin Czartoryska, eine wohlconservirte Vierzigerin, lehnte sich vor und erwiederte munter: „Nach diesem verbindlichen Selam wollen Sie vermuthlich wie der Wirbelwind davonbrausen und uns obendrein den guten Zamoyski entführen? Daraus wird nichts, meine Liebe. — Delphine ist heute sentimental und wortkarg, Sie müssen also mit mir plaudern, mein Mann aber hat, so viel ich weiß, dem Grafen allerhand Dinge mitzutheilen — die Herrschaften werden sich also bequemen müssen, den Schritt ihrer Renner demjenigen unserer schwerfälligen Rappen anzupassen."

„Unmöglich, ma princesse!" betheuerte die kühne Reiterin lachend. „Mein Almansor würde es nicht aushalten — und ich ebensowenig. Doch die Sache läßt sich in einer Weise vermitteln, welche uns Allen angenehm sein dürfte — promeniren wir ein wenig, jene staubfreie Seitenallee ladet freundlich genug dazu ein. Es ist ein Seitenweg, der nach St. Cloud führt, scheint es Ihnen nicht zu weit, bis dahin zu gehen, so schlagen wir ihn ein."

Gräfin Plater deutete mit der Reitgerte nach einem malerischen, sich von der Fahrstraße in das Gehölz hineinziehenden Weg, durch dessen üppiges Blätterdach lieblich goldige Streiflichter an Aesten und Stämmen herniederflimmerten und über den Boden hintändelten, das schon da und dort abgefallene, rothgelb gesprenkelte Laub beglänzend.



Digitized by Google

„Sehr gut!“ sagte der Fürst, während seine Gemalin zustimmend nickte.

„Der neben dem Kutscher sitzende Lakai war blitzgeschwind vom Bock herab und öffnete den Schlag, der Fürst erwies sich den Damen beim Aussteigen behülflich, Graf Zamoyski winkte den auf einem hochbeinigen Braunen zwanzig Schritte entfernt harrenden Groom heran, die Pferde in Empfang zu nehmen, stieg behende ab und hob die Gräfin Plater aus dem Sattel.

Die Letztere schlug die Schleppe ihres Reitkleides ohne viele Umstände über den linken Arm und begab sich zu den Damen, welche auf der, längs der Chaussee hinlaufenden Promenade stehen geblieben waren. Hier schlossen sich der Fürst und Zamoyski ihnen an, nachdem sie der Dienerschaft den Befehl ertheilt hatten, am Boulogner Parkgitterthor von St. Cloud mit der Equipage und den Reitpferden die Herrschaften zu erwarten.

Die kleine Gruppe der im Exile lebenden Polen betrat nicht sogleich den seitwärts mündenden Waldweg, sondern musterte zuerst plaudernd die einherschlendernden eleganten Spaziergänger und einige vorüberrasselnde Equipagen der haute volée. Da und dort nickten ihnen bekannte Gesichter zu, deren Gruß sie erwiederten.

Der Fürst schickte sich endlich an, mit seiner Gesellschaft dem Gehölze zuzuschreiten, als die Gräfin Potocka flüchtig mit ihrem Sonnenschirm nach einer daherrollenden offenen Kalesche deutete, deren prächtiges Gespann nicht ein Kutscher, sondern ein reitender Jockey lenkte, der eine blaue, silberbortirte Jacke und Kappe trug.

„Ah, Madame de Rochemur!“ rief sie.

„Wer ist das?“ fragte der Graf Zamoyski.

„Die ehemalige Herzogin de Caylus.“

„Ah so! Ich besuchte ihre Salons, als der Herzog noch lebte, und sah sie seitdem nicht wieder. Ist die Dame an ihrer Seite nicht Madame Dudevant?“

„Sie ist es — wahrhaftig, ich wußte nicht, daß George Sand, vor deren excentrischen schriftstellerischen Genie ganz Frankreich sich zu beugen beginnt, schon nach Paris zurückgekehrt sei!“ versetzte die Fürstin lächelnd.

„Und der Herr, welcher auf dem Rücksitz neben den reizenden Kindern der Rochemur sitzt“, nahm die Gräfin Potocka rasch das Wort, „dieser Herr mit der seltsamen Löwenmähne — wer kann das sein? Er sieht jetzt hierher — seltsam.“

„Was finden Sie seltsam, ma chère?“ fragte der Fürst und bediente sich seines Lorgnons.

„Nun, er gleicht den Porträts, welche ich von dem deutschen Dichter Schiller gesehen —“

„Ah Liszt! Es ist Franz Liszt, in der That!“ bemerkte der Fürst ironisch lächelnd. „Madame de Rochemur macht mit ihrem Mäcenatenthum ein wenig Reclame — sie führt George Sand und das neueste Phänomen spazieren. Delphine, Sie haben doch gestern Liszt gehört?“

„Nein!“ antwortete die Gräfin Potocka trocken.

„Für Delphine giebt es nur einen Künstler — Frederic Chopin!“ sagte die Fürstin schalkhaft.

Ein zartes Roth dämmerte flüchtig über die Züge der anmuthigen Potocka hin.

Ohne Zögern entgegnete sie jedoch ruhig und fest, mit einer Stimme,

Digitized by Google

in der ein Gemisch von Wehmuth, Schwärmerei und edlem Stolze vibrirten: „Ich verehre Chopin, weil in seinen Compositionen der Geist der versunkenen Größe unseres unglücklichen Heimatlandes fortlebt, weil sich in seinen wundersamen Schöpfungen der Nationalcharakter unseres Volkes, bald wild aufflammend, bald in süßer Schwermuth klagend, mit erschütternder, hinreißender, begeisternder Wahrheit ausspricht, weil er der gottbegnadete musikalische Poet und Verherrlicher unseres nationalen Bewußtseins ist, das in keinem Polenherzen erlöschen wird, so lange Chopin's Melodien erklingen!"

Die Augen der Gräfin Plater strahlten, in ihre Wangen, welche der Parforceritt nicht zu röthen im Stande gewesen, stieg jetzt die Gluth der Erregung.

Sie trat dicht an die liebreizende Sprecherin heran, sagte zärtlich und leidenschaftlich zugleich: „Delphine, Sie sind ein Engel! Ich möchte meiner holden Patriotin hier vor allen Leuten um den Hals fallen, stände ich in diesem mattherzigen Paris nicht fast ebenso im Rufe der Excentricität, wie Madame Dudevant. Jesycze Polska nie zginela! Ja, Chopin gehört uns, und wir werden ewig stolz darauf sein! Dennoch muß ich gestehen", fügte sie lächelnd hinzu, „daß ich für Liszt, den Virtuosen, eine große Sympathie hege, daß mich sein Vortrag geradezu in Extase versetzt."

„Ich begreife das, liebe Plater", fiel ihr die Fürstin scherzend in's Wort, „denn Sie und Liszt sind in gewisser Beziehung verwandte Naturen — er erobert, gleich Ihnen, im Sturme alle Positionen seiner Gegner."

„Er ist vor kurzem", ergänzte der Fürst, sich an die Gräfin Delphine wendend, „von Genf nach Paris gekommen, nur um sich mit Thalberg zu messen — und er hat ihn geschlagen, sein gestriges Concert war ein fabelhafter Triumph. Siehe da", fuhr er fort, nach der Chaussee blickend, „man hat uns bemerkt und läßt halten."

Dem war so; der Jockey brachte die Kalesche der Madame de Rochemur zum stehen, der kaum fünfundzwanzigjährige Liszt sprang aus dem Wagen, hob die reizenden Kinder der Herzogin aus demselben und reichte hierauf den Damen zum Aussteigen die Hand.

Dann schritten die Ankömmlinge der Gruppe zu, welche das polnische Fürstenpaar und dessen Gesellschaft bildeten.

Man kam einander entgegen und tauschte verbindliche Begrüßungen aus.

George Sand, die geistvolle Socialistin, ward von den polnischen Aristokratinnen höflich, doch mit einiger Zurückhaltung empfangen; der Scheidungsproceß der damals vierunddreißigjährigen interessanten Frau hatte vor kurzem erst die Pariser Scandalblätter beschäftigt, ferner war es bekannt, daß die Dudevant sich häufig in Männerkleidung an Orten zeige, die von der guten Gesellschaft gemieden wurden, daß sie nicht nur mit den Koryphäen der Wissenschaft und Kunst, sondern auch mit Arbeitern verkehre, welche das Königthum zu stürzen trachteten, endlich wollte die Chronique scandaleuse von Paris ganz genau wissen, die Sand gehe in ihrer Collegialität gegen junge Schriftsteller und Künstler weiter, als es selbst einer vorurtheilslosen Frau gestattet sei, kurz, sie wechsle mit ihrem phantastischen Launen ihre Liebhaber; es war daher natürlich, daß manche Damen die Genialität der sich, trotz Allem, in der haute volée bewegenden Schriftstellerin wohl bewunderten, doch ihr gegenüber sich einige Reserve auferlegten.



Digitized by Google

Dies geschah jetzt namentlich von Seiten der jungen Gräfin Potocka, deren zart weibliches Gemüth eine gewisse Scheu vor der Dudevant empfand.

Auch Liszt, welcher sich der reizenden Delphine vorstellen ließ, ward von dieser nicht mit jener Wärme aufgenommen, von der die ihm dargebrachten Huldigungen der Uebrigen erfüllt waren.

Die zuletzt Erschienenen zeigten sich damit einverstanden, daß man die staubige Chaussee verlasse und die anmuthige Waldeinsamkeit der Seitenallee, den minder geräuscherfüllten Theil des Gehölzes aufsuche. Frau von Rochemur gab ihrem Jockey den Befehl, mit der Kalesche dem Wagen des Fürsten zu folgen und gleichfalls an der Parkeinfahrt von St. Cloud zu harren.

Die kleine Gesellschaft verfügte sich nach dem Seitenwege.

Die lieblichen Kinder der Frau von Rochemur hüpften zu der ihnen sympathischen Potocka, zogen Delphine lachend mit sich fort. Diese war dessen froh, denn sie fühlte heute eine seltsame, ihr selber unerklärliche Beklemmung, etwa wie die räthselhafte Vorahnung von irgend einem Ereignisse, das geeignet sein könne, einen Schatten auf ihr Gemüth zu werfen; in dieser Stimmung aber trug sie kein Verlangen, an dem muntern Geplänkel der allgemeinen Unterhaltung theilzunehmen.

Liszt war von dem Fürstenpaar und der Gräfin Plater in Beschlag genommen worden, Frau von Rochemur und Zamoyski plauderten über Tagesereignisse und George Sand, die sich zu langweilen schien, warf nur von Zeit zu Zeit ihrer Umgebung eine kurze Bemerkung hin, sich vorzugsweise den Ersteren anschließend. So konnte Delphine denn ziemlich unbehelligt der kleinen Gesellschaft mit den Kindern folgen und ihrer Stimmung nachhängen.

Dennoch entging ihr kein Wort der Unterhaltung. Liszt sprach lebhaft von seinem Genfer Aufenthalte, den die George Sand, die Gräfin d'Agoult und einige Freunde mit ihm getheilt hatten. Er erzählte von den paradiesisch lauen Nächten am See und den Wasserfahrten bei zauberhafter Mondbeleuchtung.

„Der gute Chopin, den leider seine Schüler ewig an die Pariser Scholle bannen, beneidete mich, als ich ihm gestern unsere Schweizeridylle beschrieb", sagte er lächelnd, sich an George Sand wendend; „in der That, hätte er an unseren nächtlichen Ausflügen theilnehmen können, er würde uns sicher mit einigen wundersam phantastischen Barcarolen beglückt haben, die wir nun entbehren müssen, weil unser Gespensterseher Frederic sein Lehramt zu gewissenhaft nimmt."

Die Worte Liszt's jagten eine flüchtige Röthe auf die Wangen Delphinen's. Ihr glänzender Blick zuckte unmuthig nach dem Sprecher hin, der das Antlitz zur Seite wandte, so daß sie seine Züge prüfen konnte.

Aber es lag nichts in diesen edlen Zügen, was auf einen leisen Spott deutete, Liszt gehörte ja auch in Wahrheit zu den aufrichtigsten Anerkennern des genialen jungen Tonsetzers, in dem er keinen Nebenbuhler sah.

„Es ist ein seltsamer Zufall", begann George Sand nachdenklich, „daß mir Chopin bis zur Stunde persönlich unbekannt geblieben, obgleich der Kreis meiner Bekannten doch wahrscheinlich auch der seinige sein wird, denn was in Paris auf die Kunst und die belles lettres schwört, das sucht sich und hält zusammen. Ich will es gestehen, ich legte es schon bisweilen darauf an, ihm in einem unserer Salons zu begegnen, seither war das aber ein vergebliches Bemühen — wo ich erschien, da hieß es, er war gestern da, oder vor

Digitized by Google

acht Tagen, oder er hatte sich auch" — fügte sie scherzend hinzu — „seit einem Jahrtausend nirgendwo blicken lassen; er gleicht einem Kometen, dessen Bahn und Erscheinen sich schwer berechnen läßt."

„Und was wollen Sie mit unserm liebenswürdigen Sonderling, der zu Zeiten allerdings die Gesellschaft meidet, weil sein Naturell sich nur zu oft von ihr abgestoßen fühlt und er ohne Zweifel einsieht, daß ihn und sein Schaffen die Mehrzahl seiner Bewunderer gar nicht versteht, was soll er Ihnen also?" fragte die Fürstin heiter und mit einem Anflug von Sarcasmus. „Hegen Sie die Absicht, ihn zum Socialismus zu bekehren, so kann ich Ihnen im voraus sagen, daß Sie sich vergeblich bemühen dürften. Frederic Chopin ist sehr conservativ und obendrein so nervös, daß er Alles flieht, was ihn in ungewöhnliche Aufregung versetzen oder aus dem gewohnten Gleichgewicht bringen könnte!"

George Sand lachte.

„Ich werde mich nicht vermessen, an dem Letzteren zu rütteln!" antwortete sie. „Und daß ich es nur ehrlich gestehe — mache ich doch aus dem, was ich thu' und denke, niemals ein Geheimniß, leider meistens zu meinem Nachtheile — ich suche Chopin's persönliche Bekanntschaft nur, ihn zu zwingen, gegen mich gerecht zu sein."

„Wie ist das zu verstehen?" fragte der Fürst, während sich in Delphinen's Antlitz, obwohl sie mit den Kindern schäkerte, eine gewisse peinliche Unruhe abspiegelte.

„Er hat mich so zu sagen beleidigt!" entgegnete George Sand gelassen. „Ich erfuhr gestern von der d'Agoult, die im Hotel de France wohnt und dort ihre jours fixes abhält, daß Chopin morgen Abend zu ihr kommen werde und ihr versprochen habe, seine neuesten Compositionen vorzutragen. Gut, ich erklärte, daß ich ebenfalls erscheinen wolle und bat die Freundin, mich bei dieser Gelegenheit mit ihm bekannt zu machen. Und welche Antwort ward mir, was glauben Sie? Zögernd gestand mir die Gräfin, daß Chopin sich erst kürzlich geäußert, er wünsche nicht, mich kennen zu lernen."

Ueber die Züge Delphinen's glitt etwas wie ein verstohlener, leichter Freudenschimmer hin.

Frau von Rochemur aber sagte lächelnd: „Das ist wenig galant!"

„Das ist ungerecht!" ergänzte George Sand trocken und fuhr dann ruhig fort: „Ich bin gewohnt, daß man mich entweder verketzert oder verhimmelt — beides ist lächerlich. Gewisse Journale beschäftigen sich nur mit mir, um mich als ein Monstrum von Unweiblichkeit darzustellen und gewisse gute Freunde thun dasselbe. Aus diesem Geschwätz mag sich Chopin seine Meinung über mich gebildet haben. Diese zu modificiren bin ich mir selbst schuldig, denn ich schätze ihn als Künstler zu hoch und bin überzeugt, daß er als Mensch zu liebens- und achtungswerth ist, als daß es mir gleichgiltig sein könnte, wie er über mich denkt. Er muß mich also kennen lernen, mit meinen Schwächen und" — ergänzte sie lächelnd — „etwaigen guten Eigenschaften. Halten sie in seinen Augen einander auch nur die Wage, so wird er mich besser beurtheilen — das erwarte ich von einem so hohen Genius, wie Chopin ist!"

„Er wird, er muß Sie verehren!" rief die lebhafte Gräfin Plater und reichte der jetzt stolz aufblickenden genialen Dichterin die Hand.

Der diplomatische Fürst und dessen Gemalin begnügten sich damit, zu-

Digitized by Google

ſtimmend zu lächeln, die Uebrigen beeiferten ſich, der Gräfin Plater beizupflichten. George Sand aber brachte, von dem tactvollen Liſzt unterſtützt, mit feiner Wendung das Geſpräch ſofort auf ein anderes Gebiet.

Nur die Gräfin Delphine hatte keine Aeußerung gethan, ſie blieb jetzt mit den Kindern ein wenig hinter den Luſtwandelnden zurück.

Sie ſah augenſcheinlich betrübt und zerſtreut aus. Was ging in ihrer Seele vor?

Fürchtete ſie für Chopin? Sagte ſie ſich, daß der bezaubernde Einfluß, den die geiſtvolle und anmuthige Dichterin auf alle Männer und ſogar auch auf viele Frauen auszuüben verſtand, dem weichherzigen und träumeriſchen Künſtler zum Verderben gereichen könne?

Und warum fürchtete ſie? Einige Zeit war ſie Chopin's eifrige Schülerin geweſen, jetzt galt ſie als ſeine Freundin im edelſten Sinne des Wortes. Barg ihr Herz in ſeiner innerſten Tiefe vielleicht noch ein wärmeres Gefühl, als das der Freundſchaft? Eine reine, ſtille Leidenſchaft, ſo ſorgſam und ängſtlich gehütet, daß weder Chopin noch die Welt etwas davon ahnte?

Wer kann das ſagen? Ruhte ein ſolcher Schatz von Liebe in dem Herzen Delphinen's, ſo ſollte er doch niemals von Demjenigen behoben werden, den er unendlich hätte beglücken können.

Die Spaziergänger erreichten, munter plaudernd, nach geraumer Zeit den Saum des Gehölzes. Sie überſchritten die Brücke, welche über die Seine nach St. Cloud führt und gelangten durch ein Seitenpförtchen in den Schloßpark.

Da klang ihnen aus geringer Entfernung ein wunderſamer Lärm entgegen, es war ein tolles Tongewirre von Tamtams, Guitarregeklimper, Trommelwirbeln, Trompetengeſchmetter, Pfeifen- und Geigenjammern, dazwiſchen erſcholl Lachen, Jubel und jenes wüſte Geſchrei, durch welches an Volksbeluſtigungsorten die Menge nach den Buden der Schauſteller gelockt zu werden pflegt.

„Was bedeutet dieſer Lärm?“ fragte die Fürſtin erſtaunt.

„Und in dem ſonſt ſo ſtillen, traulichen Parke?“ ergänzte Frau von Rochemur.

„Wahrhaftig“, bemerkte Liſzt lachend, „ein Zauber hat uns nach den Champs Elyſees verſetzt!“

„Dann ſei der Himmel Ihren feinfühligen Ohren gnädig!“ ſcherzte Zamoyski.

„Aber in allem Ernſte, was kann das heißen? Sollte ſich der König in St. Cloud befinden und ihm der Pöbel hier eine Katzenmuſik bringen?“ meinte der Fürſt.

„Sie vergeſſen“, erwiederte George Sand beluſtigt, „daß jetzt September iſt und die guten Bewohner des Dorfes St. Cloud ſich des uralten Vorrechtes erfreuen, ihren berühmten Jahrmarkt im Schloßparke abhalten zu dürfen.“

„Ah, der Jahrmarkt, richtig!“ ließ ſich Frau von Rochemur vernehmen.

„Aber wir werden doch hoffentlich nicht dieſen Wirrwarr durchkreuzen müſſen, um nach dem Hauptthore und unſeren Wagen zu gelangen?“

Die zierlichen Kinder der Frau von Rochemur drängten ſich an ihre Mutter.

Digitized by Google

„Mama, dürfen wir den Jahrmarkt sehen? Bitte, bitte!“ riefen sie, freudig in die Hände klatschend.

„Erfüllen wir den Wunsch der Kinder!“ sagte Delphine lächelnd.

„Ja, gehen wir, dies Volksfest in aristokratischem Rahmen macht sich nicht übel und ist ziemlich originell!“ bemerkte George Sand.

So wandte man sich denn jenem Theile des Parkes zu, welcher alljährlich dem bei den Parisern sich einer großen Beliebtheit erfreuenden September-Jahrmarkte von der königlichen Domänenverwaltung zur Verfügung gestellt wurde.

Bald bot sich unseren Lustwandlern ein wirklich eigenthümlicher Anblick dar. Unter den stattlichen Bäumen, welche zur Linken des Schlosses ein weites Terrain beschatten, herrschte ein buntes Gewimmel. Da und dort ragten Zelte empor, deren Eigenthümer die verschiedensten Dinge feilboten, oft war auch nur von Ast zu Ast der Riesenbäume über diesen und jenen ambulanten Verkaufsstand mit seinem bunten Trödelkram eine Decke ausgespannt, gleichsam die Bude andeutend. Improvisirte Restaurationsgärten mit ihrem Beiwerk von wohlgedeckten Tischen, Bänken und Stühlen machten sich zahlreich bemerkbar, der Weinkeller ward dort durch mit Fässern beladene Karren in sehr primitiver Weise versinnlicht und die Küche durch winzige Bretterverschläge, in denen der Mischmasch, den nur ein Pariser Magen verdaut, gesotten und gebraten ward, an den Tischen aber saßen, zu Häupten das Laubdach des Parkes, mit Weib, Kind und Kegel und festlich geputzt der Pariser Kleinbürger vom Marais sowohl, wie der Blousenmann der Vorstädte und Banlieues, sammt der Bauernschaft von St. Cloud und der nächsten Umgebung. Und Alle tafelten und zechten lustig, lachten, plauderten und sangen so lebensfroh, als seien der saure Wein, die verdächtigen vol au vents und sonstigen Leckerbissen ein Göttergenuß. In die Freudenausbrüche winselten Leierkasten hinein und Savoyardenknaben, den schäbigen Affen oder das Murmelthier unter dem Arme, zogen von Tisch zu Tisch, um milde Gaben bettelnd.

Aber auch für die unverwüstlichen Gaffer, die gamins de Paris und die Dorfjugend, war gesorgt, denn dicht neben den Tafelnden und den Verkaufsbuden hatten sich Gaukler etablirt, in meist fadenscheinige, schlotterige Tricots gekleidete und mit elenden Flittern behangene „Künstler und Künstlerinnen“, auch fehlten da nicht jene Wachsfigurencabinette, Marionettentheater, Feuerfresser, Degenverschlucker und Universalmittel anpreisende Marktschreier, welche bei allen Volksfesten auftauchen und ihren Hocuspocus treiben.

Unsere aristokratische Gesellschaft durchwanderte diesen Wirrwarr, der den kleinen Rochemurs vielen Spaß machte; übrigens bildeten hier der Fürst und dessen Begleitung nicht die einzigen blaublütigen Zuschauer, mancher vornehme Herr und manche Gruppe von Damen und Cavalieren ließen sich da und dort blicken und sahen sich an, wie das Volk sich amüsirt, namentlich an jenen Stellen des Parkes, aus denen man unter freiem Himmel, der jedoch kaum durch das Laubdach hernieder schimmern konnte, kleine Tanzsalons gemacht hatte.

Fürst Czartoryski und seine Gesellschaft standen gerade im Begriff, an einem Platze vorüber zu schreiten, auf dem sich das Volk um einen durch Stricke abgegrenzten Raum drängte, in welchem eine Seiltänzertruppe zu den Klängen eines Leierkastens ihre Künste zeigte, als die Gräfin Plater

Digitized by Google

stehen blieb und den Anderen zurief: „Sehen Sie doch, welche reizende Erscheinung!“

Sie deutete zugleich mit ihrer Reitgerte nach einem kaum fünfzehnjährigen, phantastisch costümirten Mädchen, einer wahrhaft sylphenartigen kleinen Gestalt, welche in demselben Augenblicke auf dem Seile der Kunstmacher einige zierliche Pas ausführte.

„Weiß Gott, sie ist überraschend graziös und hat classisch geformte Züge!“ bemerkte der Fürst.

„Und sehen Sie nur die schwarzen Gluthaugen“, rief George Sand, „es liegt Geist und Schwärmerei darin!“

„Wie braun die kleine Hexe ist“, sagte Liszt, „fast wie die Zigeunerinnen meiner Heimat — die Kleine ist sicher spanischer Abkunft.“

„Wie zauberhaft sie lächelt!“ nahm Zamoyski das Wort.

„Aber dieses Lächeln hat einen schwermüthigen Ausdruck!“ bemerkte Gräfin Delphine mitleidig. „Wie schade, daß dieses anmuthige Geschöpf unter solches Gesindel gerathen ist. Armes Kind!“

Sie hatte kaum gesprochen, als vom Gauklerplatze her ein schriller Angstruf ertönte, dem unmittelbar ein wüstes Geschrei der Menge ringsum folgte.

Das elende Seil der Kunstmacher war gerissen und die Kleine aus nicht unbeträchtlicher Höhe herabgestürzt.

Auch unsere aristokratische Gruppe überkam ein jäher Schreck.

„Entsetzlich!“ stammelten die Damen.

„Gehen wir!“ rief die Fürstin.

„Wir müssen doch zuvor erfahren“, sagte Delphine rasch und fast vorwurfsvoll, „ob das arme Geschöpf, das unsere Theilnahme erregt hat, sich arg beschädigte oder nicht!“

„Sehr wahr, Comtesse!“ rief George Sand lebhaft, verließ dann sofort die Gruppe und drängte sich hastig in den Menschenknäuel hinein, welcher die Schranken durchbrochen hatte und nun den Gauklerplatz füllte. Liszt folgte ihr auf dem Fuße und auch die schöne mitleidige Gräfin Potocka konnte nicht umhin, sich dem Tonkünstler anzuschließen.

Der genialen Schriftstellerin gelang es, bis zu der jugendlichen Seiltänzerin vorzudringen.

Diese lag bewußtlos auf dem Boden. Blut färbte ihr Tricot und ihr phantastisches Tüllkleid. Der Principal und der Clown der Truppe standen neben der Unglücklichen und rangen rathlos die Hände, scheu und unthätig gaffend umstand die Ohnmächtige in ziemlich engem Kreise das buntgemischte Publicum.

George Sand schlüpfte zu der Kleinen, kniete neben dieser ohne weiteres nieder und begann sofort das Sammetmieder derselben zu öffnen.

Dann rief sie den Umstehenden zu: „Tretet weiter zurück, Ihr guten Leute und schafft Wasser herbei — Wasser — und sucht nach einem Arzt!“

Ein Theil der Umstehenden kam der energischen Aufforderung nach. Wasser wurde herbeigeschafft, Liszt war zur nächstbesten improvisirten Restauration gesprungen, brachte Essig und Liqueur.

George Sand nahm das Haupt der Unglücklichen auf ihren Schooß, wusch dem schönen bleichen Kinde Stirn und Schläfen, wandte allerlei Wiederbelebungsversuche an, während die Gräfin Potocka unschlüssig, doch theilnehmend neben ihr stand.

Digitized by Google

Da drängten sich mehrere Herren durch den erweiterten Kreis der umstehenden Gaffer.

Einer dieser Herren hatte einen erstaunlichen Umfang, mochte wohl der corpulenteste Mann von Paris sein, sein Begleiter war ein schmächtiger Herr von etwa sechsundzwanzig Jahren und hatte blasse, interessante Züge. Ein Dritter, der ihnen folgte, war ein kleiner behäbiger Mann, dessen Antlitz den jüdischen Typus trug.

Liszt gewahrte den Dicken und dessen Begleiter und rief: „Ah, Lablache, Chopin! Meine Freunde, Ihr findet uns da in einer wunderlichen Situation!"

Als Liszt den Namen „Chopin" aussprach, da sah George Sand flüchtig und überrascht auf.

Ein forschender Blick ihrer geistvollen Augen schweifte blitzgeschwind über den Genannten hin.

Dann nickte sie dem berühmten allbekannten Sänger zu und fuhr in ihrer Beschäftigung fort, die nun von Erfolg begleitet war, denn die jugendliche Seiltänzerin schlug die dunklen Augen auf, wimmerte leise und schaute ihre Helferin schmerzlich und dankbar an.

Lablache aber sagte: „Chopin und ich waren schon hier, bevor das Unglück geschah. Und da wir wenige Minuten zuvor den Doctor Koreff hier in der Nähe gesehen hatten, so eilten wir, ihn zu suchen. Da ist er!"

Doctor Koreff — ebenfalls eine Pariser Berühmtheit — war der zweite Begleiter Lablache's. Er ordnete sogleich an, daß die verunglückte Kleine in das Zelt der Gaukler getragen werde.

George Sand erhob sich, der Principal und einige Mitglieder der armseligen Truppe trugen das Mädchen fort, der Arzt folgte ihnen.

Während dieses geschah, hatte Chopin die Gräfin Potocka erblickt und war zu ihr getreten.

„Wie? Sie hier, Gräfin?" flüsterte er betroffen. „Und wer ist jene Dame?"

Statt aller Antwort stellte Delphine den Künstler und Madame Dudevant einander vor.

Seltsame Fügung! Gerade Das, was der Gräfin in banger Ahnung als für Chopin unheilvoll erschienen war — ein Bekanntwerden des Künstlers mit der emancipirten Dichterin — das hatte sie nun vermitteln müssen.

George Sand und der betretene Chopin tauschten einige flüchtige Worte aus, dann verschwand die Erstere in dem Zelt der Gaukler, das nun zahllose Neugierige aus allen Gesellschaftsclassen umstanden.

Sie kehrte nach einigen Minuten aus demselben zurück, blieb vor der Leinenhütte stehen und redete die Menge laut an.

„Messieurs et Mesdames!" rief sie, bewegt umherblickend. „Das arme Kind wird leben, aber es hat einen Fuß gebrochen und muß seinem Berufe jedenfalls entsagen!"

Ein Murmeln des Mitleids lief durch die Menge.

„Das Gefühl der Theilnahme, welches Sie äußern, ist schön und ehrt meine wackeren Landsleute", fuhr George Sand mit dem ihr eigenthümlichen hinreißenden Enthusiasmus fort, „aber schöner noch ist es, der hülflosen Armuth beizustehen. Welcher Franzose wird sich weigern, sein Scherflein zu spenden, wenn ich für die kleine anmuthige Spanierin Paquita absammeln gehe? Allons, mein Freund Lablache", fuhr sie fort, sich an den berühmten

Digitized by Google

Sänger wendend, „gehen wir unseren Landsleuten mit gutem Beispiele voran! Ihren Hut, mein Freund!“

Lablache reichte der Dichterin seinen Hut, in den er einige Goldstücke warf, George Sand aber hakte ihre kostbaren Ohrringe aus, streifte ihr goldenes Bracelet vom Arm und legte die Schmucksachen zu den Goldstücken.

„Pardi!“ rief Lablache halb gerührt, halb lachend. „Damit unsere braven Franzosen denn doch nicht für ihre Großmuth ganz leer ausgehen — kommen Sie, Chopin, dort steht der Leierkasten, er hat uns vorhin die Preghiera aus „Moses“ zum Besten gegeben — spielen Sie auf und ich werde singen, indessen die erste Muse Frankreichs sammeln geht!“

Und so geschah es. Chopin orgelte, Lablache sang so herrlich wie nie zuvor, George Sand ging mit dem Hute herum und das Publicum, vom Vornehmen bis zum Proletarier, jubelte Beifall und reichte bereitwillig seine Spenden.

Als die Dichterin endlich ihr Werk des Erbarmens beschloß, da war der Hut Lablache's bis an den Rand mit Gold-, Silber- und Kupfermünzen gefüllt.

Chopin trat bewegt an George Sand heran, führte eine ihrer schmalen Hände an seine Lippen und sagte dann: „Madame, ich bewundere Sie!“

„Geben Sie Acht“, versetzte sie lächelnd, „in einigen Tagen werden die Pariser Blätter den Vorfall besprechen und mich eine überspannte Person und eine unweibliche Reclameheldin nennen.“

„Dann gehe ich zu jenen Blättern und sage ihnen, wie aller Welt, daß George Sand eine geniale Frau ist und ein Engel an Herzensgüte!“ rief Chopin feurig.

Delphine Potocka konnte diese Worte füglich nicht überhören, waren sie doch laut genug gesprochen worden.

Unbemerkt stahl sie sich fort zu dem seitwärts im Parke harrenden Fürstenpaare.

Düster und traurig murmelte sie vor sich hin: „Er gehört ihr!“

## II.

Seit jenem Ereignisse, welches im Park von St. Cloud stattfand, waren zwei Jahre verflossen.

An einem Novembertag erschien der kleine Dampfer, welcher wöchentlich einmal zwischen Barcelona und der Insel Majorca verkehrte, vor dem Hafen von Palma, der Hauptstadt des zu Spanien gehörigen Balearischen Inselreiches.

Es war ein heißer, schwüler Tag, so heiß, wie in Mitteleuropa der Monat Juli zu sein pflegt, keine erfrischende Brise tauchte auf, kein Wölkchen schwamm im tiefblauen Aether, ruhig und ebenmäßig bewegte sich die bläulichgraue Fluth, sie dehnte sich fast spiegelglatt bis zum fernen Horizont aus.

Das Hinterdeck des Dampfers ward vor der versengenden Sonnengluth durch ein sogenanntes Zeltdach geschützt und unter diesem harrten nur wenige Passagiere des Augenblickes, in welchem das Schiff bei dem Perron des Landungsplatzes anlegen sollte.

In der Nähe des Steuers saß eine Dame, neben ihr auf der Bank lehnte sich ein etwas bleich und krank aussehender Knabe von etwa vierzehn Jahren an die Regelinge oder Schanzkleidung des Bordes und starrte darü-

Digitized by Google

der träumerisch hinweg, bald nach der schroffen Küste der Insel, deren Oliven- und Orangenbäume und schlanke Palmen sich scharf am klaren, wundersam blauen Himmel abzeichneten, bald auf die zu einem Halbkreise ausgeschweifte Hafenstadt, die mit ihren flachgedeckten, größtentheils im maurischen Stil erbauten Häusern einen fesselnden, interessanten Anblick gewährte.

Ein hübsches, frischblühend aussehendes Mädchen von ungefähr neun Jahren sprang, trotz der drückenden Hitze, munter und ungeduldig zwischen der Dame und der Cajütentreppe auf dem Verdeck hin und her; man hätte das reizende Kind für einen Knaben halten können — denn es war wie ein solcher angezogen, trug eine Blouse, Beinkleider, einen umgelegten Halskragen und kurzgeschnittenes Haar — würden die zartgeformten Gesichtszüge und die graziösen Bewegungen des geschmeidigen Körpers nicht sofort das Geschlecht des niedlichen, ausgelassenen Geschöpfes verrathen haben.

Die Dame war George Sand, der blasse Knabe ihr Sohn Maurica und das amazonenhaft costümirte kleine Mädchen ihre Tochter Solange.

„Warum bleibst Du nicht bei uns, Solange?“ sagte Madame Dudevant lächelnd, als die Kleine wieder einmal der Mutter zusprang, „siehst Du nicht, daß der Dampfer schon in den Hafen einlenkt und die Schiffsleute bereits Alles herbeischleppen, was an's Land gebracht werden soll? Du bist ihnen dort, wo Du herumtollst, nur im Wege!“

„Aber was kümmern mich die Leute und das Gepäck, Mama!“ versetzte Solange halb lachend, halb unwillig. „Ich laufe ja stets nur bis zur Cajütentreppe, um nachzusehen, ob sich Onkel Chopin noch immer nicht zeigen will. Weshalb kommt er nicht endlich aus der langweiligen Cabine heraus?“

„Du weißt, daß er leidend ist, mein Kind, und er die Hitze hier auf dem Verdeck unerträglich fand. Aber er muß doch jetzt heraufkommen, denn wir haben ja nun bald unser Ziel erreicht und Herr Chopin bestand darauf, die Ausschiffung seines Pianinos selbst überwachen zu wollen.“

„Ich hole ihn!“ rief die Kleine lebhaft und hüpfte davon.

Aber schon kam Chopin die Cajütentreppe herauf und betrat das Deck. Er sah in der That abgespannt, sogar leidend aus und hustete bisweilen, auch schien ihm jegliche Bewegung einige Anstrengung zu verursachen. Dennoch erhellten sich seine Züge freudig, seine Augen blitzten, als er überrascht den Blick nach der malerischen, üppig prangenden Insel hinüberschweifen ließ, und er lächelte froh bewegt und sichtlich erleichtert, während ihn die ungestüme Solange mit sich fort und zu der Mutter zog.

Die berühmte Schriftstellerin und der geniale junge Tonkünstler, fern von Paris, auf dem Mittelländischen Meer und an der Küste einer wenig bekannten, von der modernen Civilisation kaum berührten Insel landend, mit der Absicht, dort in romantisch-idyllischer Abgeschiedenheit gemeinsam den Winter zu verbringen — wie war das gekommen?

Von jener Zeit an, da Frederic Chopin mit der Dichterin im Parke von St. Cloud in so origineller Weise bekannt geworden war, hatte er sie täglich besucht; bald war er aus ihrem Bewunderer ihr vertrautester Freund geworden, der ihr die geheimsten Empfindungen seines Herzens offenbarte.

Chopin war eine eigen geartete, bizarre, eine fieberhaft nervöse aber durch und durch echte und edle Künstlernatur, die sich willenlos jedem Eindrucke überließ und oft sprunghaft von enthusiastischer Lebensfreudigkeit zum schwärzesten Lebensüberdruß überging. Er konnte unwiderstehlich liebenswürdig sein und doch war er auch nur zu häufig, wenn krankhafte Launen über

Digitized by Google

ihn kamen, die Qual seiner Freunde. Abwechselnd zuversichtstrunken und muthlos, durchkostete er alle Wonnen und Martern der Menschenbrust und war, wenn mit sich allein, unerschöpflich in der Selbstquälerei, mochte er auch kurz zuvor in vertraulichem Kreise bis zur Ausgelassenheit lustig gewesen sein. In seinen düsteren Stunden schuf ihm seine rege Phantasie unheimliche Phantome, vor denen er zitterte, und selbst wenn er ruhig und heiter schien, dämmerte doch vom Grunde seiner Seele eine stille Traurigkeit auf, wie wehmüthig verklärtes Todesahnen — wer hätte dies Alles nicht in seinen Compositionen wiedergefunden?

Eine solche Natur bedurfte eines vertrauten willensstarken Wesens, an das sie sich lehnen konnte, eines ihr sympathischen Frauengemüthes, das sie begriff, sie zu zügeln und doch zu schonen wußte. Und Niemand war geeigneter, mit ihrem Wesen und Gemüthe Chopin feinfühlig zur Seite zu stehen, als die geistreiche, lebenserfahrene und phantasievolle George Sand. So ward sie ihm denn unentbehrlich.

Wenn sie im Sommer auf ihrer Besitzung Nohant in Berry lebte, dann brachte er auch einige Monate dort zu. Fast ein halbes Jahr vor der Zeit, in welcher wir Madame Dudevant und Chopin an der Küste Majorcas wiedergefunden, war er aber mit allen Anzeichen einer aufkeimenden Schwindsucht nach Nohant gekommen und er hatte dort einen Patienten getroffen, den am Rheumatismus und einem Herzleiden erkrankten Sohn der Freundin. Diesem, wie Chopin, war vom Arzt für den Winter der Aufenthalt in einem südlichen Klima verordnet worden und so hatte George Sand sich denn endlich entschlossen, den Sohn und den Freund nach dem ihr warm empfohlenen Inselande im Mittelländischen Meer zu entführen. Sie war zu Anfang November mit ihren Kindern nach Perpignan an der französisch-spanischen Grenze gereist, und dort hatte sich Chopin ihnen angeschlossen.

Als die kleine Solange ihn jetzt, im Angesicht des Hafens von Palma zu ihrer Mutter zog, da sagte diese sanft vorwurfsvoll: „Ei, Du hast geschlummert, mein Freund? Und am hellen Tage? Das wird Dir wieder eine schlaflose Nacht kosten!“

„Ich konnte mir nicht helfen“, entgegnete Chopin, dessen Züge sich plötzlich verfinsterten und eine jäh auftauchende Unruhe abspiegelten, „die Hitze überwältigte und betäubte mich — aber das macht mich nicht besorgt — sondern —“

„Was denn sonst?“

„Ich habe vorhin geträumt und — seltsam! — hatte denselben Traum, der mich schon so oft in Barcelona ängstigte!“

„Ah, Du träumtest dort, wenn ich nicht irre, von der kleinen Seiltänzerin Paquita, der wir uns — Du, Lablache und ich — vor etwa zwei Jahren auf dem Fest von St. Cloud hülfreich annahmen?“

„Ja, ich sah sie in der Nationaltracht ihrer Heimat und mit Blumen im Haar, sie war entsetzlich bleich und blutete aus einer weitklaffenden Wunde am Halse, sie rang verzweifelnd die Hände und deutete mir mit flehender Geberde an, daß ich nach meinem Vaterlande zurückkehren möge. Ich sah sie deutlich und — lache mich aus, Aurora — es war mir, in Barcelona wie hier in der Cabine, als schlummere ich gar nicht, als habe ich, wohl halb betäubt, doch mit offenen Augen die Erscheinung angestarrt! Wie, wenn das eine Vorahnung von irgend einem Unheil wäre, das uns in Majorca ereilen könnte?“

Digitized by Google

„Wie thöricht, mein Freund", lächelte George Sand begütigend, „wer wird denn so abergläubisch sein! Was könnte übrigens die kleine Seiltänzerin mit den uns bevorstehenden Erlebnissen in Majorca zu schaffen haben? Sagtest Du mir nicht seinerzeit, das arme Geschöpf sei, ungeachtet es nur den Fuß gebrochen, durch vernachlässigte Obsorge in einem unserer Pariser Spitäler gestorben?"

„Ich hörte es, oder richtiger, ich las es in einer Zeitung, denn ich sah die Kleine seit St. Cloud nicht wieder — außer in unheimlichen Visionen während dieser Reise —! Ich hatte die Unglückliche und das traurige, sie betreffende Ereigniß längst vergessen — wie kommt es also, daß ein Phantom von ihr plötzlich wiederholt in meinen Träumen spukt, wenn nicht —"

„Sei vernünftig, Frederic", unterbrach ihn die Freundin lachend, „jeder Schläfer beschäftigt sich oft im Traume mit den wunderlichsten Dingen und Personen, die im wirklichen Leben unmöglich in sein Geschick eingreifen können, das ist eine alte Sache. Wir haben in Barcelona einen flüchtigen Blick auf das spanische Treiben geworfen, und das hat Dich, Dir unbewußt, an die arme Gauklerin erinnert. Deine Träume sind aber selten lustig, wie mir scheint, daher läßt Deine fesselose Phantasie ihre Gebilde nach Herzenslust bluten und jammern. Könntest Du ernstlich von einer Alpdrückenanwandlung Schlüsse auf unsere zukünftigen Majorcer Abenteuer ziehen wollen?"

Die drollige Schlußbemerkung that ihre Schuldigkeit, Chopin's leicht wechselnde Stimmung schlug um, auch er lachte jetzt.

„Du hast Recht, Aurora", sagte er dann heiter, „ich habe an Wichtigeres zu denken, das Schiff wird sogleich den Quai erreichen, es ist Zeit, daß ich mich um mein Pianino und unser Gepäck bekümmere!"

Aber das war keine leichte Aufgabe für den reizbaren Künstler, er gehörte ja zu jener Gattung von Gewohnheitsmenschen, welche schon das geringfügigste unvorhergesehene, sie in ihrer Lebensweise beirrende Ereigniß zur Verzweiflung bringt. Als das Dampfboot den Landungsplatz erreicht hatte, da erschienen die Zollbeamten, legten Beschlag auf die Effecten unserer Reisenden und erklärten, daß allein für das Pianino ein Einfuhrzoll von vierhundert Francs zu entrichten sei. Hierüber entstanden lebhafte Debatten; der in allen Dingen des Alltagsleben unpractische Chopin gerieth außer sich und mußte es sehr bald der energischen und welterfahrenen Freundin überlassen, alle die großen und kleinen Plackereien zu übernehmen, denen Reisende ausgesetzt sind.

Und auch für George Sand war das keine Kleinigkeit; die Douaniers gingen auf keine Verständigung ein, das Pianino mußte also vorläufig im Waarendepot des Zollamtes zurückbleiben; diese Mißlichkeit war aber noch nicht das Schlimmste, denn als man endlich im Hafen alle Scherereien überwunden hatte und sich nach einer vorläufigen Unterkunft in Palma umsah, da stellte es sich heraus, daß die Stadt auch nicht ein einziges Hotel, nicht einmal ein elendes Einkehrhaus aufzuweisen habe; die häufigen Bürgerkriege in Spanien hatten längst den Verkehr der Insel mit dem Mutterland aufgehoben und Touristen dehnten damals ihre Ausflüge noch nicht bis Majorca aus, wozu hätte man also dort Hotels errichten sollen?

Chopin war muthlos, er beschwor die Freundin, mit ihm und den Kindern sofort wieder nach Südfrankreich zurückzukehren; die nicht leicht einzuschüchternde Schriftstellerin widersetzte sich jedoch diesem Ansinnen.

Digitized by Google

Da auch keine Miethwohnung in Palma aufzutreiben war, so mußte man darnach trachten, in der Umgebung eine Unterkunft zu finden.

Dies gelang nach allerlei vergeblichen Bemühungen, ein Don Gomez bot der Dame sein unbewohntes, doch leidlich möblirtes Landhaus, das in der Nähe der Stadt am Fuße der terrassenförmig aufsteigenden Gebirgslandschaft lag, zu einem mäßigen Miethpreis an und der Vorschlag ward angenommen.

Ein schwerfälliges Birlocho — viersitziger Rumpelkasten, keineswegs auf Federn ruhend, mit einem primitiven Leinen- oder Lederdach versehen und von einem Maulthier gezogen, dessen Treiber auf der Wagendeichsel seinen Sitz hat — nahm die kleine Reisegesellschaft sammt ihrem Gepäck auf und führte sie langsam nach der romantisch gelegenen, doch verwahrlosten Villa, das Pianino jedoch blieb bis auf weiteres in den Krallen der habgierigen Mauthbeamten.

Drei Wochen verflossen den nunmehrigen Bewohnern der Villa gleichsam im Paradiese; das Landhaus war von Myrthen- und Orangengebüsch umrankt, Rosen und Amaryllis dufteten im verwilderten Garten, den Mandelbäume und schlanke Palmen beschatteten; eine halb verfallene, von lieblich blühenden Schlingpflanzen umsponnene Terrasse gewährte eine entzückende Aussicht auf die nahen Berge und Schluchten, die Olivenhaine und Wiesen der Nachbarschaft, die Stadt und das Meer.

Man unternahm Ausflüge, die nicht zu anstrengend waren, und mußte man auch fast alle Bequemlichkeiten des civilisirten Lebens entbehren und die wenigen, welche man erlangen konnte, mit Gold aufwiegen, so bot dieses tropische Stillleben doch Allen einen bisher unbekannten Genuß und süßen Frieden.

Da trat plötzlich die Regenzeit des Winters ein, der Himmel war Tag für Tag bewölkt und öffnete seine Schleusen, heftige Organe tobten, von den Bergen flutheten die Gewässer ungestüm herab und machten rings die Gegend unwegsam; die Villa ward zum verlorenen Posten und ihre schadhafte Bedachung vermochte nicht die Bewohner vor der Unbill des Wetters zu schützen.

Chopin, dessen Nerven auch der leiseste Witterungswechsel beeinflußte, erkrankte unter erneuerten Symptomen der Lungensucht, jene Landleute aber, welche bisher die Fremden mit Nahrungsmitteln versorgt hatten, weigerten sich jetzt, die Villa zu betreten, da nach ihren beschränkten Begriffen dort ein Kranker darniederläge, dessen Leiden pestartig ansteckend sei.

Dieses Vorurtheil ging so weit, daß die bigotten Bauern, welche George Sand und die zu ihr Gehörenden für gottlose Heiden erklärten, weil sie keine Kirche besuchten und die kleine Solange in Knabenkleidern herumlaufen ließen, ernstlich Miene machten, die Fremden aus dem Landhause zu vertreiben, damit der Fluch, der auf ihnen laste, nicht auch Jene treffe, welche solche ketzerischen Ansiedler bisher in ihrer Nähe geduldet hatten.

Alle diese Umstände nöthigten unsere Reisenden, die Villa zu verlassen. Doch an eine Abreise von der Insel war nicht zu denken, die stürmische Jahreszeit gestattete keine Ueberfahrt nach Barcelona, das Dampfschiff verkehrte im Winter nicht zwischen dort und Palma. So galt es denn, bis zum Frühjahre in Majorca auszuharren. Aber wo dort ein besseres Asyl finden?

Da kam den Bedrängten ein Zufall zu Hülfe.

In unmittelbarer Nähe des drei Stunden von Palma entfernten Ge-

Digitized by Google

birgsdorfes Valdemosa stand eine Abtei, welche bis 1836 von Karthäusermönchen bewohnt gewesen war. In dem genannten Jahre hatte ein Regierungsedict viele Klöster aufgehoben, auch dasjenige der Karthäuser war zum Staatseigenthum erklärt worden, die Glieder des aufgelösten Ordens aber hatten ihren bisherigen Wohnsitz verlassen und waren in die Welt hinausgewandert, da und dort hin, nur ein einziger der ehemaligen Mönche hatte noch seine Zelle inne, aber er lebte dort nicht als Karthäuser, sondern als Apotheker des fast an die Abtei stoßenden Dorfes Valdemosa und verbrachte ein stillverborgenes, geheimnißvolles Dasein.

Die übrigen Zellen des alten weitläufigen Gebäudes, das eigentlich aus drei Klöstern bestand, die in verschiedenen Jahrhunderten aneinander gebaut waren, wurden in der heißen Jahreszeit meistens von solchen Leuten aus Palma bewohnt, welche sich kein kostspieliges Sommerlogis vergönnen konnten. Im Winter standen diese Zellen leer, denn sogar der ärmste Bauer oder Tagelöhner von Valdemosa konnte sich nicht entschließen, sich dort einzumiethen, Gespensterfurcht und religiöse Scheu hielten diese Leute davon ab.

Zur Zeit, da George Sand nicht wußte, wohin sie sich von der baufälligen Villa mit den Ihrigen hinwenden sollte, bewohnte ein spanischer Flüchtling mit seiner Familie eine der großen Zellen der Karthause und als die Dichterin zufällig erfuhr, daß dieser Mann genöthigt sei, sich rasch einen andern Zufluchtsort fern von Majorca zu suchen und daher auch sein Hausgeräth zu verkaufen, da erstand sie dieses und übernahm die Wohnung in der Abtei obendrein, die wenigstens genügenden Schutz gegen Winterstürme und wolkenbruchartige Regengüsse darbot.

An einem schönen sonnigen Tage — denn auch die Regenzeit Majorcas hat solche und dann gleicht die Insel mit ihrem ewig lachenden Grün und das ganze Jahr hindurch üppig prangenden Blüthenschmuck wieder einem Paradies — ward die Uebersiedelung nach der mitten im Gebirge auf einem Terrassenplateau des Thales von Valdemosa stehenden Karthause glücklich vollzogen.

Die Schriftstellerin richtete sich dort so gut es eben gehen wollte ein, und als dann Chopin endlich nach allerlei Reclamationen sein Pianino von der Mauth erhielt, da begann er sich augenscheinlich zu erholen, wenngleich der nunmehrige Aufenthaltsort mit seinen öden offenen Bogengängen, düsteren Hallen, aus deren Nischen verwitterte Heiligenstatuen hervorschauten, und seinen verblaßten Wandmalereien, seiner Kirche, in der noch Alles so stand, wie es die Mönche verlassen hatten, seinen Höfen, in denen Gras und Moos zwischen dem Steinpflaster emporwuchs, seinem verwilderten Garten, in welchem wohl farbensprühende und duftige Blumen reichlich wucherten, Lorbeer-, Feigen-, Dattel- und Orangenbäume freundlich blinkten, aber auch düstere Cedern und Cypressen die schmucklosen Karthäusergräber beschatteten und melancholisch an die Vergänglichkeit alles Irdischen mahnten, auf die leicht erregbare Phantasie und das zur Hypochondrie hinneigende Gemüth des Tonkünstlers einen bisweilen unheimlichen Eindruck machte.

Was Chopin mit geheimer Scheu erfüllte, namentlich in stillen, geisterhaft matthellen Mondscheinnächten, das entzückte die phantastisch gestimmte Dichterin und auch ihre Kinder — Maurica hatte inzwischen völlig seine Gesundheit wieder erlangt — ergötzten sich an der Romantik der alten Karthause; anfänglich nur schüchtern das Labyrinth der Gänge durchforschend, tollten sie bald schäkernd und lustig überall hin, spähten in die Zellen, Ora-

Digitized by Google

torien, die Kellergewölbe und weiten Bodenräume hinein und durch die von Epheu und Jasmin halbvergitterten Bogenfenster, freudig aufjubelnd, wenn sie alterthümliche Dinge entdeckten, die ihre Neugier befriedigten.

Uebrigens waren unsere Reisenden und der sehr versteckt in einem Seitentracte hausende ehemalige Karthäusermönch, von dem es hieß, daß er zur Nachtzeit sich heimlich mit dem verpönten Ornate bekleide und bald in der Kirche, bald in einer der kleinen Kapellen verstohlen und für sich allein Messe lese, nicht die einzigen Bewohner der Abtei. An die aus mehreren Abtheilungen bestehende Zelle der Dichterin und ihrer Genossen stieß eine andere kleine Clausur, in welcher ein etwas räthselhaftes Weib lebte, das sich Maria Antonia nannte.

Dieses Wesen und eine Catalina geheißene Bäuerin in Valdemosa wurden von George Sand zu häuslichen Verrichtungen verwendet und bildeten ihre ein wenig unsaubere und nicht gerade sehr zuverlässige Dienerschaft.

Doch die Karthause beherbergte, allem Anschein nach, noch ein anderes und obendrein unheimlich seltsames Geschöpf, das sich den neuen Bewohnern der Abtei recht bemerkbar machte, nachdem sich dieselben dort bereits seit acht Tagen häuslich eingerichtet hatten.

Dieses Geschöpf war ein riesenhafter Greis in zerlumpter Kleidung und mit langem weißen Bart. Er trug einen schweren, eisenbeschlagenen Pilgerstab in der Rechten, einen Rosenkranz in seinem zerfetzten Gürtel, aus dem auch ein langes catalonisches Dolchmesser hervorsah.

So erblickte ihn George Sand zum ersten Mal unter den Arkaden des Klosterhofes, als sie in stiller zauberhafter Mondnacht allein aus dem Garten nach ihrer Wohnung zurückkehrte. Die Dichterin empfand eine unwillkürliche Scheu vor dieser Erscheinung und beschleunigte ihre Schritte, der seltsame Greis aber hatte die Dame gewahrt und folgte ihr, mit dem Stabe drohend und heftige Verwünschungen gegen sie und die Ihrigen ausstoßend, welche, seinen wirren und leidenschaftlichen Aeußerungen gemäß, durch ihre Anwesenheit in der Abtei die gottgeweihte Stätte entheiligten.

George Sand vermochte sich in jener Nacht nur der Wuth des Alten zu entziehen, indem sie nach ihrer Zelle eilte und dort die starke Eisenthür, die genügenden Schutz bot, hinter sich verschloß und verriegelte. Sie, der zum Tod erschrockene Chopin und die zitternden Kinder vernahmen aber dann noch lange die heisere Stimme des Unholdes, der bald vergebliche Versuche machte, die Zellenthür zu sprengen, bald in dem Corridor hin und her schlurfte, geistliche Lieder sang, mit seinem Stab an die verschiedenen Zellenthüren pochte und die Mönche anrief, welche ja längst nicht mehr die stillen Clausen bewohnten.

Erst lange nach Mitternacht hörte das unheimliche Lärmen auf und als dann George Sand vorsichtig ihre Thür öffnete und auf den Corridor hinausspähte, da sah sie dort, wenige Schritte von ihrer Zelle entfernt, den Alten neben einer Nische der heiligen Jungfrau schlafend hocken, in der Rechten das gezückte catalonische Dolchmesser, in der Linken den Rosenkranz.

Beunruhigt verrammelte sie von neuem ihre Thür und durchwachte fast den ganzen Rest der Nacht. Doch als sie sich am Morgen in den Gang hinauswagte, da war der seltsame Ruhestörer spurlos verschwunden.

George Sand schlüpfte zu der nächsten Zelle, welche von Maria Antonia bewohnt ward.

Digitized by Google

Das Weib war schon wach und empfing die Schriftstellerin mit etwas verlegener Miene.

„Haben Sie in der verflossenen Nacht das tolle Lärmen gehört?“ fragte George Sand.

„Si, par ciato (gewiß), Senora! Der alte Sancho hatte wieder einmal seine bösen Stunden!“ antwortete Maria Antonia, die sich leidlich mit dem Französischen abzufinden verstand. „Ich hörte ihn seine Litaneien absingen und an die Thüren klopfen —“

„Als ich den Garten verließ, mich zur Ruhe zu begeben, da bedrohte und verfolgte mich dieser Mensch —“

„Cuerpo de Dios!“

George Sand erzählte dem Weibe das nächtliche Abenteuer.

„Vaya Usted sin cuidado (seien Sie unbesorgt)“, beschwichtigte Maria Antonia, obwohl ihre Züge einen Anflug von Aengstlichkeit hatten; „der alte Sancho hat seither noch Niemandem ein Leid zugefügt, auch kann man ihm leicht ausweichen, denn wenn er umgeht, so hört man ihn stets schon von weitem klopfen, singen und fluchen!“

„Aber wer ist dieser alte Sancho?“

„Er war vor vielen Jahren Gemeindediener in Valdemosa, wurde jedoch schließlich wegen Trunksucht entlassen und lebte dann bei seiner Tochter, die von ihrem Mann eine kleine Landwirthschaft geerbt hatte.

Die borrachera (Rausch) des trunksüchtigen Sancho verzehrte aber Hütte und sonstige Habe der Witwe, diese starb und hinterließ ein Töchterchen — una muchacha muy hermosa (ein sehr hübsches Mädchen) — mit dem dann der bereits halb irrsinnige Säufer Sancho bettelnd durch das Land zog. Vor etwa zehn Jahren entwischte ihm das Kind in Palma und verließ mit einer von Sevilla nach Majorca gekommenen Gaunerbande die Insel. Sancho trieb sich dann lange Zeit in den Bergen umher, lebte von Almosen und kam oft hierher nach der Abtei, wo er Obdach fand und die mildherzigen Karthäuser ihn unterstützten. Er verfiel zuletzt in religiösen Wahnsinn — qué desgracia (welches Unglück) — als die Mönche vertrieben wurden. Man sah ihn nicht mehr, weder in Valdemosa noch in der Umgebung. Sodann aber hieß es — etwa vor anderthalb Jahren — die Enkelin Sancho's sei wieder nach der Insel zurückgekehrt als ein verkrüppeltes Wesen zwar, doch mit vielem Gelde, habe den Großvater wieder gefunden und wohne mit ihm in einem verborgenen Winkel des südlichen Theils der Insel. Plötzlich jedoch — vor einigen Wochen erst, Senora — tauchte Sancho wieder in der verlassenen Abtei auf, doch nur zur Nachtzeit, seitdem aber herrscht hier das tolle Treiben, von dem Sie gestern eine Probe erhielten. Nach jeder solchen nächtlichen Ruhestörung verschwindet er spurlos, Niemand in Valdemosa kennt seinen Aufenthalt, Niemand vom Orte wagt die Karthause zur Nachtzeit allein zu betreten, denn die Leute sind sehr abergläubisch und wittern hinter der Erscheinung des Alten ein Gespenst —“

„Und die Polizei —?“

„Die bekümmert sich nicht um solche Sachen, caramba, die fürchtet sich vielleicht auch!“

„Wie fatal! Da ist man ja hier seines Lebens nicht sicher —!“

„Es geschieht Ihnen und den Ihrigen nichts, Senora, yo estoy à eso (ich bürge dafür)!“



Digitized by Google

„Aber wie kommt er in die Abtei, deren Eingang doch zur Nachtzeit verschlossen ist?"

„Ich vermuthe, daß der wahnsinnige Sancho irgendwo in der Karthause wohnt."

„Sie halten das für möglich, für wahrscheinlich sogar?"

„Ach', Senora, die alten halbverfallenen Gebäude sind sehr weitläufig, haben eine Menge von Schlupfwinkeln, Kammern, von geheimen und unterirdischen Gängen, die sogar ich nicht den Muth hatte, zu durchforschen und das Landvolk der Umgegend ebensowenig. Der Alte kann hier also leicht eine verborgene Zufluchtsstätte gefunden haben. Und da er sich bei Tage niemals zeigt, so läßt sich auch seine Spur nicht verfolgen. Daß er aber in der Abtei beständig haust, ist wohl fast zweifellos —"

„Weshalb?"

„Ich sah schon zu verschiedenen Malen mitten in der Nacht einen mir völlig wildfremden Burschen, der einen Korb trug, über die ziemlich niedrige Friedhofsmauer der Abtei klettern und in das Gebüsch jenes Gartentheiles verschwinden, der an das älteste, ruinenhafte Gemäuer der Abtei stößt. Einmal rief ich den Burschen an, doch er entfloh und es gelang mir nicht, ihn seitdem wiederzusehen, wohl aber entdeckte ich noch oft — und neuerdings erst gestern — seine Fußstapfen im Sand des Gartens. Der Bursche ist jedenfalls aus dem Gebirge und bringt sicher dem irrsinnigen Alten und dessen Enkelin die Lebensmittel, deren sie bedürfen."

„Und seiner Enkelin? Unmöglich!"

„Todo cabe (Alles ist möglich), Senora! Und ich bin überzeugt, mich nicht getäuscht zu haben!"

„Sie sahen also das Mädchen?"

„In der verflossenen Woche ging ich gegen Abend auf die Wiese hinaus, welche sich dort hinter der Abteimauer ausdehnt, wo sich das ehemalige Refectorium des Klosters befindet und der alte morsche Altan, den Niemand seiner Baufälligkeit wegen zu betreten wagt, über das Gemäuer emporragt. Ich schnitt für die Ziege, welche Sie in Valdemosa gekauft hatten, frisches Gras und verspätete mich bei dieser Beschäftigung. Der Regen hatte nachgelassen und durch die zerrissenen Wolken leuchtete der Mond, aber ich schlich im tiefen Schatten der Mauer heim. Da schweifte mein Blick zufällig nach dem Altane empor — valgame Dios (Gott schütze mich) — was sah ich dort? Ein bildschönes Mädchen, vom Mondlicht voll beglänzt, stand dort, an eine Krücke gelehnt, hoch auf dem bröckelnden, gefährlichen Söller und schaute mit kummervoller Miene in die nebelhafte Ferne hinaus, nach dem kaum sichtbaren Meere. Die bleiche Erscheinung im weißen Gewande jagte mir einen lebhaften Schrecken ein, ich schlug das Kreuz und stammelte ein mea culpa. Aber bald gewahrte ich, daß das Mädchen kein gespensterhaftes Wesen sei, denn das schöne blasse Geschöpf begann in schwermüthiger Zerstreutheit einige Epheuranken des Söllers zu zerpflücken. Da faßte ich mir ein Herz, trat in den Mondschein hinaus und rief: „Guardate (Nimm Dich in Acht), Du kannst dort verunglücken!"

Das Mädchen erschrak heftig, blickte scheu nach mir und hinkte dann hastig an der Krücke vom Altan fort.

„Und was thaten Sie?"

„Ich war muthig genug, nach meiner Heimkehr in die Abtei sofort mit einer Laterne nach dem Refectorium zu eilen, dieses und die anstoßen-

Digitized by Google

den Hallen und winkeligen Kreuzgänge zu durchsuchen — oiga (ei), meine Mühe war vergebens, das Mädchen war nicht zu finden und kam seitdem auch nicht wieder zum Vorschein. Aber ich dachte mir dann gleich, daß ich jene Paquita gesehen habe, welche einst ihrem bettelnden Großvater Sancho entlief, um mit reisenden Kunstmachern in die weite Welt hinauszuziehen — ja, ich mußte mir's denken, Senora, denn ich hatte die Krücke und das Hinken deutlich gesehen, und das Gerücht hatte ja gesagt: Paquita sei als Krüppel zu dem alten Vagabunden heimgekehrt!"

Maria Antonia schwieg und George Sand's Züge nahmen einen sinnenden Ausdruck an.

„Paquita — eine Kunstmacherin — wo ist mir nur ein derartiges Geschöpf begegnet, das so hieß —? Ah — sollte jene arme Seiltänzerin —? Doch sie ist ja in einem Pariser Spital gestorben!" murmelte die Letztere vor sich hin.

Sie wandte sich wieder an Maria Antonia.

„Sie haben sich doch wohl getäuscht", sagte sie, „ein Gebilde Ihrer Phantasie für ein lebendes Wesen genommen. Sollte aber das Gerücht wahr gesprochen haben und die Enkelin des Irrsinnigen mit einem Vermögen zu ihrem Großvater zurückgekehrt sein, wie ließe sich da ein Verweilen des Mädchens in einem elenden, geheimen Schlupfwinkel dieser Abtei erklären? Ist jene Paquita nicht ganz unbemittelt, so hat sie ja nicht nöthig, sich in eine unheimliche Klosterruine zu begraben, so konnte sie doch für sich und den Alten auf dieser schönen Insel einen bessern Aufenthalt erwerben!"

„Poder de Dios (Allmacht Gottes), Senora", antwortete Maria Antonia, „der Wahnsinn Sancho's erklärt Alles! Er ist jetzt religionstoll, da will er denn wohl nicht anderswo wohnen, als in dem alten Kloster, von dessen ehemaligen Insassen er Wohlthaten empfing. Und die arme Paquita mag er durch furchtbare Drohungen gezwungen haben, hier mit ihm zu leben."

George Sand schüttelte ungläubig das Haupt.

„Sie hätten das ja ungehindert thun können, wenn Sie eine der Zellen der Abtei mietheten", bemerkte sie, „warum denn dieses scheue Verbergen? Es muß dasselbe einen andern Grund haben. Wie dem auch sei, ist es in hohem Grade unbehaglich, so räthselhafte, geheime Mitbewohner des alten Klosters in der Nähe zu wissen. Läßt sich da nichts thun?"

„Nein, Sennora. Die Behörden werden sich Ihrer nicht annehmen — weil —"

Maria Antonia stockte verlegen.

„Ich verstehe", ergänzte die Schriftstellerin bitter lächelnd, „weil ich eine Fremde bin und die Behörden und Ihre sonstigen Landsleute mich und die Meinigen ohnehin mit argwöhnischen Augen betrachten. Aber reden wir nicht weiter davon! Warum haben Sie übrigens nicht früher und unaufgefordert etwas von allen diesen fatalen Dingen gesagt. Sie würden mir dadurch den Schrecken und die Besorgnisse der verflossenen Nacht erspart haben —"

„Ach Senora", unterbrach sie das Weib befangen, „ich wollte Sie nicht unnöthiger Weise beunruhigen, Sancho hatte, seit ich das Mädchen so unerwartet sah, nichts von sich hören lassen, und da glaubte ich, seine Enkelin habe ihn bestimmt, in aller Stille mit ihr aus der Abtei fortzuziehen, auch kann ich versichern, daß der alte Narr ganz unschädlich ist."



Digitized by Google

„Schon gut! Doch merken Sie sich Eins — ich verbiete Ihnen nachdrücklich, meinen Kindern oder Herrn Chopin irgend etwas von alledem, was Sie mir mittheilten, zu sagen — Herr Chopin ist ein kränklicher, nervöser Mann, er darf nicht erfahren, daß ein Irrsinniger hier verborgen in der Abtei weilt, er mag ihn für einen Trunkenbold halten, der bisweilen hier einkehrt — auch die Kinder, die ich übrigens vor dem Alten warnen werde, mögen dies glauben, ich will nicht, daß ihre Unbefangenheit hier durch unheimliche Vorstellungen getrübt werde, haben Sie mich verstanden?"

„Si, Se nora! Estoy a los servicios de Usted (Ich bin zu Ihrem Befehl)!"

George Sand verließ das Weib und gab dann während des Frühstückens Chopin und den Kindern über die nächtliche Ruhestörung eine Auskunft, die geeignet war, den Künstler und die neugierige Jugend zu befriedigen, ohne sie aufzuregen. Aber sie schärfte zugleich den Kindern ein, den Tummelplatz ihrer Spiele nicht bis auf den ältesten, rückwärtigen Theil der Karthause auszudehnen und auch nicht in vorgerückter Abendstunde den verwilderten Garten und die Arkaden des öden Hofraumes allein zu durchstreifen.

Während der nächstfolgenden Nächte fiel nichts vor, was die Ruhe in der Abtei hätte stören können, denn Sancho machte sich nirgends bemerkbar.

Die Dichterin arbeitete einige Stunden des Tages an einem neuen Werke, die Kinder gaben sich harmlos ihrem gewohnten muntern Treiben hin, Chopin, der sich wieder wohler fühlte, unternahm bisweilen während der Sonnenblicke, welche von Zeit zu Zeit auf einige Stunden die Regentage des tropischen Winters unterbrachen, mit der Freundin und deren Kindern kleine Ausflüge nach der nahen, in ewig sommerlichem Schmucke prangenden romantischen Schluchten und Höhen, oder er setzte sich auch daheim in begeisterter Stimmung an sein Clavier und phantasirte oder entwarf Skizzen zu neuen, wundersamen Compositionen.

Obwohl George Sand eine völlig unbefangene Miene zur Schau trug, beschäftigte sie sich doch im Stillen ernstlich und einigermaßen erregt mit Dem, was sie durch die Maria Antonia über die geheimen Bewohner der alten Abtei erfahren hatte.

Es konnte nicht fehlen, daß die reiche Phantasie der genialen Dichterin die abenteuerlichen Combinationen in Bezug auf das räthselhafte Leben und Treiben des alten Sancho und seiner Enkelin schuf, daß sie darin einen Stoff sah, der sich möglicherweise zu einem interessanten, poetischen und ergreifenden Romane gestalten lasse.

Vor Allem beschäftigte sie der Gedanke an das blasse, schwermüthige Mädchen, welches ihr Maria Antonia geschildert hatte. Sollte diese so flüchtig auf dem morschen Altan aufgetauchte und von demselben spurlos wieder verschwundene romantische Erscheinung nicht irgendwo in einem der alten Klostergewölbe zu finden sein und lohnte es nicht der Mühe, war es nicht wenigstens ein Werk des Erbarmens, das Mädchen aufzusuchen und es einem düstern Verhängniß zu entreißen?

Für George Sand galt es als eine sich von selbst verstehende Sache, daß Maria Antonia nicht ein Phantom ihrer Einbildungskraft, sondern ein Leben athmendes Wesen, eine Unglückliche gesehen habe, die durch den Einfluß des Irrsinnigen oder eine andere Gewalt, etwa einen furchtbaren mora-

Digitized by Google

lischen Zwang, zu einer trostlosen Abgeschiedenheit von der Welt verbannt werde. Und dies genügte, die muthige, nach Abenteuern begehrliche Schriftstellerin anzuspornen, das sich ihr darbietende Räthsel ergründen zu wollen.

Und nun sie zu diesem Entschlusse gelangt war, erregten ihr auch der gewaltthätige Sancho und sein catalonisches Messer kein Bedenken mehr.

So machte sie sich denn insgeheim an ihre Aufgabe; sie verrieth ihre Absicht nicht einmal der ungeachtet ihrer scheinbaren Zuversichtlichkeit furchtsamen Maria Antonia.

Unter dem Vorwande, über ihre Arbeit ungestört nachdenken zu müssen, verließ die Dichterin oft ihre Umgebung und wenn sie sich allein sah, dann eilte sie durch das halbdüstere Labyrinth der Bogengänge und Hallen nach dem uralten Theile der Abtei, dort alle Winkel und sogar die schaurigsten Verließe und unterirdischen Gewölbe, soweit sich diese noch nicht durch Schutt und Gerölle unzugänglich erwiesen, zu durchstöbern.

Sie war mit einer winzigen Blendlaterne versehen und hatte sich, für den Nothfall, mit einem Dolch bewaffnet. Der Gedanke an die Möglichkeit einer Gefahr aber war ein Reiz mehr, der die kühne, excentrische Frau unwiderstehlich anlockte, selbst dem Unvorhergesehensten entschlossen die Stirn zu bieten.

Doch alle ihre Nachforschungen hatten auch nicht den geringsten Erfolg, sie gab daher ihr Vorhaben bald wieder auf.

Wenn sich auch das geheimnißvolle Mädchen nirgends blicken ließ, wie Maria Antonia ihrer Herrin von Zeit zu Zeit versicherte, so machte sich dafür zur Nachtzeit der unheimliche Alte doch desto häufiger bemerkbar; er rumorte in den Gängen umher, sang seine Litaneien ab und pochte, Verwünschungen ausstoßend, an die Thüren der Zellen und verschwand meistens erst lange nach Mitternacht aus jenem Corridor, in welchen die Wohnung der Fremden mündete.

So muthig die Dichterin auch war, hielt sie es doch nicht für gerathen, dem Greise in nächtlicher Stunde aufzulauern und ihm verstohlen nach seinem verborgenen Schlupfwinkel zu folgen, wenn er sich nach langem Toben zu diesem zurückzog.

Für die Kinder, welche sich nicht fürchteten, da sie unter der Leitung ihrer Mutter sich völlig zu Freigeistern entwickelten, hatte das Treiben des Alten die einzige Unannehmlichkeit, daß sie sich Abends nicht mehr allein im Garten und in den Corridoren der Abtei umhertummeln durften, was sie so gern gethan, sobald der Regen nachließ und der Mond sein märchenhaftes Licht spendete.

Chopin aber stand durch den nächtlichen Störenfried der Karthause geradezu Qualen aus, er litt dadurch an Schlaflosigkeit und seine allezeit geschäftige Phantasie malte ihm die ungeheuerlichsten Dinge aus, die er voll Grauen an den lärmenden Unhold knüpfte.

Vor George Sand und seiner sonstigen Umgebung gab er sich den Anschein, völlig beruhigt zu sein, doch sobald er sich unbeobachtet wußte, überließ er sich rückhaltslos einer fieberhaften Erregung; sogar am hellen Tage wich er bisweilen in den Gängen des Klosters mißtrauisch jedem Schatten aus.

Eines heitern Nachmittags, der einen lieblichen, duftigen Frühlingszauber über die Wiesen der Bergterrasse ausbreitete, unternahm die Dichterin mit ihren Kindern einen Ausflug nach einer kleinen, von einigen alten

Digitized by Google

Mönchen bewohnten Einsiedelei, die wundersam romantisch, einige Stunden von der Abtei entfernt, auf einem schroffen Felsen hart am Gestade des Meeres lag.

Chopin hatte die Beschwerlichkeit des Weges gescheut und war deshalb daheim geblieben.

Stunde um Stunde verging, der Abend begann zu dämmern, die Ausflügler jedoch kehrten noch immer nicht zurück. Chopin war nach dem Garten gegangen, dort spähte er sodann, von einer kleinen Erderhöhung herab, die theilweise mit dichtem Lorbeergebüsch bewachsen war, über die Mauer hinweg nach der Richtung, aus der die längst Erwarteten kommen mußten.

Aber er sah sie nicht; die Windungen des Weges, der von der Einsiedelei nach der Karthause führte und allerlei Gestrüppe gestatteten es nicht, ihn weit zu überblicken.

Der Abend war schön, der Mond schien hell, aber unsern Künstler überlief ein leises Schauern, als er nun rasch an den Gräbern der Karthäuser vorüberschritt, sich nach seiner Wohnung zu begeben.

Und wie er so zufällig den Blick zur Seite nach jenem verwitterten, jetzt mondbeglänzten Gemäuer wandte, das zu dem ältesten Theile der Abtei gehörte, da erschrak er heftig, denn er gewahrte deutlich in einem der offenen Bogenfenster des Baues eine weibliche, weißgekleidete Gestalt.

Diese schien sich weit vorzulehnen und ihm zu winken, daß er sich schleunig entfernen möge.

Im nächsten Augenblick jedoch war die zarte, wie aus Duft gewobene Erscheinung verschwunden.

Chopin, dem die Freundin die Mittheilungen der Maria Antonia sorgfältig verschwiegen hatte, fühlte sich von einem Grausen erfaßt. Er beschleunigte seine Schritte und obwohl es ihm nun war, als vernehme er in der Nähe hinter sich schwere Tritte und ein seltsames Knistern und Rascheln, das von dem nächsten Gebüsche auszugehen schien, wagte er doch nicht mehr zur Seite oder hinter sich zu schauen.

Verstört erreichte er die Zelle der Maria Antonia. Er fand die Dienerin nicht; diese hatte wohl die Abwesenheit ihrer Herrin benutzt, mit ihren Bekannten in Valdemosa ein wenig zu plaudern.

Der Künstler hastete nach der Wohnung, welche er mit den Dudevants inne hatte, denn die Räumlichkeit bestand aus drei Abtheilungen, die zu einem ziemlich großen Zimmer und zwei Kammern umgestaltet worden waren.

Der größere Raum bildete das gemeinschaftliche Wohnzimmer; es hatte ein einziges vergittertes riesiges Bogenfenster, das auf den südlichsten Winkel des Gartens hinausging, wo sich, dicht neben dem Fenster, der zerfallene Brunnen der Abtei befand, die Ruine einer ehemaligen Cisterne, von einem hohen steinernen Kreuze und einem uralten Orangenbaume überragt, dessen Zweige stets an die Fensterscheiben schlugen, wenn ein Sturmwind das Kloster umheulte.

Die Dichterin hatte dem ungastlich hohen und gewölbten Gemache ein einigermaßen wohnliches Aussehen zu geben gesucht, die wenigen Möbel und die Teppiche contrastirten dennoch seltsam zu der selbst an sonnigen Tagen etwas düstern Räumlichkeit und benahmen ihr kaum den schwermüthigen Charakter einer schmucklosen Zelle, die ernsten Bußübungen geweiht ist.

Digitized by Google

Nur das Pianino Chopin's, das an dem vergitterten Fenster stand, milderte den ascetischen Ernst des Gemaches.

Daher verweilte der Künstler, wenn es trübe Tage gab, am liebsten an seinem Clavier, wich oft stundenlang nicht von demselben, im Reiche der Töne, die er seinem Instrumente so zauberhaft zu entlocken wußte, Alles um sich her vergessend.

Und als er an dem vorerwähnten Abende den Garten floh, da suchte er ebenfalls vor den Schauern, die ihn durchrieselten, bei seinem Pianino Schutz.

Er setzte sich an dasselbe und begann zu spielen, mit einer Leidenschaftlichkeit, welche seine heftige innere Erregung kennzeichnete. Wollte er sich durch ein wirbelndes Tonchaos betäuben, oder trachtete er darnach, die ihn beängstigende Stille, welche in den weiten, öden Klosterruinen herrschte, durch sein energisches Spiel zu paralysiren?

Wollte er sich Muth einflößen, wie dies mancher einsame Wanderer zu thun sich bemüht, indem er Nachts laut singend durch den Wald zieht? Es war wohl von alledem etwas in der Hast, mit welcher er krampfhaft seine schmalen Finger bald in die Tasten des Instrumentes gleichsam einbohrte, bald über diese in kühnen Sprüngen hinrasen ließ. Das Pianino schien unter dieser wilden Jagd toller und verwegener Griffe lebendig geworden zu sein und wilde Schmerzensschreie auszustoßen. Aber auch der Künstler litt mit seinem Instrumente, denn Chopin's Antlitz war verzerrt, seine ganze Gestalt zitterte, wie von einem elektrischen Strome durchzuckt und an seiner Stirn perlte Angstschweiß hernieder.

Nach und nach beruhigte sich sein Gemüth und mit diesem sein Spiel. Die schrillen Dissonanzen und wunderlich enharmonischen, einander überstürzenden Accorde lösten sich in wundersam liebliche Harmonien auf, aus der wirren Flucht bizarrer Uebergänge und Tonverbindungen ward ein schwermüthiger, das Herz erschütternder, träumerisch verhauchter und hinreißend schwärmerischer Gesang.

In diesem Augenblicke war es, wo Chopin eines jener reizenden Tonstücke schuf, welche später unter dem anspruchslosen Namen „Präludien" die ganze musikalische Welt in Entzücken versetzten.

Während der geniale Künstler so spielte, saß er ein wenig zurückgelehnt da und hielt die Augen geschlossen, es war, als ob er schlummere und seinen Traumgebilden durch das Instrument schmelzenden Ausdruck und süßen Klang gebe.

Als er zuvor in das Zimmer gestürmt war, da hatte er sich nicht die Zeit vergönnt, ein Licht anzuzünden, sondern sich sofort hastig ans Pianino gesetzt — jetzt hatte der Glanz des Mondes dorthin seinen Weg gefunden und flimmerte bleich und geisterhaft über Antlitz und Gestalt des Künstlers hin, der in diesem Augenblicke einem Nachtwandler glich, den ein räthselhafter Instinct an das Clavier gelockt, die Trauer seiner Seele in Tönen ausklingen zu lassen.

Doch nun öffnete Chopin die Augen und ließ den Blick wehmuthsvoll durch das Fenster schweifen, nach dem Garten und der ruinenhaften Cisterne hin, welche von dem weißen Kreuze und dem düsteren Olivenbaume überragt wurde.

Ein jäher Schreck durchzuckte unseren Künstler, seine Hände ruhten plötzlich regungslos auf den Tasten, sein Haar sträubte sich empor, er stierte

Digitized by Google

entsetzt in die Mondnacht hinaus, denn was er dort sah, konnte nur ein übernatürliches Blendwerk sein.

An das weiße Kreuz gelehnt, gerade dort, wo das Mondlicht voll, klar und gespensterhaft durch das Laub des Olivenbaumes herniederglitzerte, stand ein weißgekleidetes, bleiches Mädchen, die Hände gefaltet, stilles Selbstvergessen in den schönen, traurigen Zügen, den Blick schmerzlich, sehnsuchtsvoll, hingebend, liebeglühend und wieder doch so hoffnungslos auf Chopin gerichtet.

Dieser aber erkannte die Züge der im Mondstrahl überirdisch blickenden Erscheinung — es waren diejenigen der kleinen, in St. Cloud verunglückten, spanischen Seiltänzerin, die in einem Pariser Spitale gestorben sein sollte.

„Paquita!" stammelte der Künstler und rang, wie gelähmt, vergeblich mit seinem Entsetzen.

Die Erscheinung mußte seinen Zustand gewahren, sie erhob jetzt die Hände, wie flehend und um Verzeihung bittend. Dann aber deutete sie nach der Richtung, in welcher das Meer lag, und schien den vom Schrecken Ueberwältigten durch angstvolle Geberden zu beschwören, die Insel zu fliehen.

Und nun kniete sie nieder, die Hände über den Busen kreuzend, in Blick und Miene Verehrung, Liebe und schwermüthiges Entsagen.

Chopin sah dies Alles mit Schaudern, aber er sah nun auch, wie plötzlich ein riesenhafter, zerlumpter Greis aus dem nächsten Gebüsche auftauchte, die zarte, elfengleiche Mädchengestalt emporriß, ein Messer über ihrem Haupte schwang und dann die lautlos Widerstrebende ungestüm mit sich fortzog, in das verwilderte Gestrüpp des Gartens hinein. Von dort her ertönte gleich darauf ein unheimlicher heiserer Litaneiengesang, erst laut, dann leiser und leiser, bis er endlich völlig verhallte.

Der Künstler saß wie erstarrt da und stierte noch durchs Fenster.

Und wie er nun nichts mehr von den seltsamen Erscheinungen sah und hörte, da schrie er plötzlich auf und sank bewußtlos vom Sessel auf das steinerne Getäfel der Zelle nieder.

Im gleichen Augenblicke ward die Thür derselben aufgerissen.

„Chopin! Chopin! Um Gottes willen, was ist ihm geschehen?" stammelte George Sand, die mit den Kindern in das Gemach drang.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

# Ein alter Freund.

Frei nach dem Holländischen des Nicolaas Beets *)

Von **Rudolph Müldener.**

## I. Wie heiß es war und wie weit.

Es war an einem Freitag-Nachmittag. Die Sonne schien brennend auf die Straßen einer gewissen holländischen Stadt und brachte in den nach Süden laufenden und mithin der Schattenseite entbehrenden Straßen die Passanten buchstäblich zur Verzweiflung. Es war so heiß, daß die Sperlinge auf den Dächern nach Luft schnappten, was, nach holländischer Redeweise, die größte Hitze ist, welche man sich vorstellen kann. Die mit Obst und Weintrauben hausirenden Burschen trockneten sich alle Augenblicke die Stirn mit ihren Linnenschürzen, und die zu Einkäufen ausgeschickten Dienstmädchen vermochten die Kinder, die, in der Hoffnung, vom Krämer eine Pflaume oder eine Feige zu erwischen, mit ihnen gelaufen waren, kaum noch mit sich fortzuziehen.

Bei einem derartigen Wetter zeigt man im Allgemeinen viel zu wenig Mitleid mit einem dicken Manne. Dicke Männer und Frauen des Weltalls! Sei es, daß Ihr in den letzten Jahren Eure Knie und Füße noch habt sehen können, oder diese glücklichen Punkte der Selbstbetrachtung längst habt aufgeben müssen, seid überzeugt, daß, wie die Welt auch Euren Embonpoint und Eure Corpulenz verspotten möge, wenigstens in meiner Brust ein Herz klopft, das Mitleid mit Euch fühlt.

Mynheer Hendrik Johannes Bruis verdient unter den dicken Leuten unseres Jahrhunderts zwar nicht den ersten, aber doch immerhin einen Platz. Er war einer jener Glücklichen, die keinem alten Bekannten begegnen können, ohne daß dessen erstes Wort ist: „Aber wie sind Sie dick geworden"; denen Jeder, der vierzehn Tage lang nicht das Glück gehabt hat, sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen, erklärt, daß sie „schon wieder dicker geworden seien"; einer jener Glücklichen, die tausend Winke seitens ihrer Verwandten, ihrer Freunde udd namentlich ihres Arztes belehren, daß man sie im starken Verdachte habe, daß sie bestimmt seien, dereinst an einem Schlagflusse zu sterben, und die, trotz ihrer Gestalt, genöthigt werden, alles das zu thun, zu essen und zu trinken, was ihnen geradezu schädlich ist, sie noch dicker macht, Wallungen erzeugt und das Blut in jeder Weise vermehrt; einer jener Glück-

*) Nicolaas Beets gilt für den bedeutendsten humoristischen Schriftsteller Hollands, dessen Humor übrigens nicht frei ist von einer scharf satyrischen Ader. Trotz seiner nationalen Berühmtheit ist indessen Beets in Deutschland gänzlich unbekannt. Die vorliegende Skizze ist seiner Camera obscura entnommen, die zuerst unter dem Pseudonym Hildebrand erschien und bereits, einen sehr verbreiteten belgischen Nachdruck ungerechnet, acht Auflagen erlebt hat. Gegenwärtig erscheint — fast vollendet — ein Gesammtausgabe von Beets Schriften, auf welche wir vielleicht gelegentlich zurückkommen werden.

Digitized by Google

lichen endlich, denen im Sommer heiß ist wegen ihrer Corpulenz und im Winter und Sommer durch Heftigkeit, Aerger und Aufregung.

Herr Hendrik Johannes Bruis bewegte sich an dem erwähnten brennend heißen Freitag-Nachmittage in einer der Straßen der nicht namentlich angeführten Stadt und zwar war seine Bewegung, in Anbetracht einmal der Hitze und zweitens seiner Corpulenz, viel zu schnell. In einer Hand hielt er seinen Hut, in der andern sein gelbseidenes Taschentuch und sein Bambusrohr mit rundem Elfenbeinknopfe, mit welchem er sich wiederholt an den Kopf stieß, als er sein Taschentuch gebrauchen wollte. Hinter ihm her trippelte ein kleiner barhäuptiger Straßenjunge, der des Mannes Ueberrock und Reisetasche trug.

„Nun, wo ist es nun, Junge, wo ist es nun?“ fragte Herr Hendrik Johannes Bruis ungeduldig.

„Das erste Haus mit dem platten Tritte vor der Thür“, antwortete der Junge. „Die zweite Thür hinter dem Fleischer.“

„Gut, gut!“ sagte Herr H. J. Bruis.

Der Fleischer war glücklich passirt und der dicke Mann stand vor der Thür des Doctor Deluw, seines Universitätsfreundes, den er seit dessen Verheirathung nicht gesehen hatte, denn Herr Bruis wohnte in einer Stadt der Provinz Oberyssel, wo er Doctor der Rechte, aber nicht Advocat, verheirathet aber kinderlos, Magistratsmitglied und Kaufmann war. Er war nun in Geschäften in Rotterdam gewesen und hatte auf der Rückreise einen Umweg gemacht, um seinen Freund, Doctor Deluw, und dessen Frau und Kinder zu sehen.

„Da Männchen! Und nun mache, daß Du fortkommst.“

Der Junge verschwand und zwar im Trabe. Letzteres geschah nicht der Hitze wegen, sondern einmal weil er ein Junge war und, zweitens, ein besseres Trinkgeld, von welchem zudem sein Vater nichts wußte, bekommen hatte, als er gedacht.

Herr Bruis hatte seinen Ueberzieher selber auf den Arm genommen und zog nun hastig die Glocke.

Allein die Thür des Doctors Deluw blieb verschlossen, und Herr Bruis sah sich, nach längerm Warten, genöthigt, die Glocke zum zweiten Male zu ziehen. Die Glocke ertönte und bewies dabei, daß sie zu einer sehr laut klingenden Species gehöre, aber vergebens horchte Herr Bruis auf irgend ein Geräusch, was in der Wohnung seines Freundes sein Geläut beantwortet hätte. Nachdem er noch einige Male seine Stirn abgetrocknet und mit seinem Stocke auf den Tritt gestoßen, klingelte er zum dritten Male mit gleich unglücklichem Erfolge.

Herrn Bruis war es inzwischen noch wärmer geworden als warm, wozu seine Ungeduld und der Ueberzieher auf seinem Arm nicht wenig beitrugen. Er klingelte deshalb zum vierten Male und zwar so laut, daß die Frau, die im Nachbarhause in ihren Fensterspiegel sah und Herrn Bruis natürlich schon längst bemerkt hatte, deshalb „eklig wurde“, von ihrer Näherei aufstand, die Oberthür öffnete und Herrn Bruis erklärte, daß „Niemand drin sei“.

„Der Doctor auch nicht?“

„Nein, Mynheer.“

„Mevrouw (Madame) auch nicht?“

„Nein, Mynheer; ich sagte Ihnen ja bereits, daß Alle aus sind.“

Digitized by Google

„Wo sind sie denn hingegangen?“

„Das weiß ich nicht, Mynheer! Sie sind alle aus; das Mädchen ist allein zu Haus.“

„Warum macht denn das Mädchen nicht auf?“

„Weil sie nicht drin ist, Mynheer.“

„Sie sagten ja, daß sie zu Haus sei.“

„Ja, aber darum braucht sie nicht drin zu sein!“ erwiederte die Frau und warf Herrn Bruis die Thür vor der Nase zu, es ihm überlassend, wenn er sonst Lust hatte, über die Verschiedenheit der Ausdrücke „zu Haus“ und „drinnen sein“ nachzudenken. Wenn Herr Bruis zu Letzterm Ruhe genug gehabt hätte, so würde er vielleicht gefunden haben, daß „zu Hause zu sein“ eine dem Mädchen von der Familie Deluw auferlegte Pflicht bezeichnete, die indessen, nach des Mädchens eigener Auslegung, nicht die Nothwendigkeit in sich schloß, auch „im Hause zu sein“.

Wie um Herrn Bruis in seinem Nachsinnen zu Hülfe zu kommen, erscholl auf einmal eine Stimme aus einer gegenüberliegenden Schuhmacherwerkstatt:

„Sie sind im Garten und das Mädchen ist ausgegangen. Da kommt es schon!“

In der That sah Herr Bruis ein ganz hübsches Mädchen mit einem großen Schlüssel in der Hand so rasch daherkommen, als sie konnte ohne in Trab zu verfallen. Sie kam den Tritt hinauf, schoß an Herrn Bruis vorbei, schloß mit beispielloser Geschwindigkeit die Thür auf und stand vor Herrn Bruis auf der Hausflur.

„Wünschen Sie Mynheer zu sprechen?“ fragte das Mädchen.

„Ja, aber Mynheer scheint nicht zu Haus zu sein.“

„Nein, Mynheer; Mynheer, Mevrouw, das Fräulein, der junge Herr und die übrigen Kinder sind buiten*) und ich bin allein zu Haus, um etwaige Bestellungen entgegen zu nehmen.“

Nun, Herr Bruis hatte während einer starken Viertelstunde Gelegenheit gehabt, sich von der Genauigkeit zu überzeugen, mit welcher das Mädchen dieser ihrer Verpflichtung nachkam.

„Wo ist buiten?“ fragte er. „Ist es weit? Wo ist es?“

„In Meister Moris' Allee.“

„Meister Moris' Allee“ . . . erwiederte Herr Bruis mit der alleräußersten Verachtung. „Was weiß ich von Meister Moris' Allee?“

Nach der Ansicht des Mädchens lag in Herrn Bruis' Ton und Haltung mehr Anmaßung, als ihrem hübschen Gesichte gegenüber sich gebührte; sie war also, wie billig, entrüstet.

„Ich kann Ihnen nicht helfen, wenn Sie das nicht wissen!“ antwortete sie kurzweg und machte dabei eine Bewegung am Thürschloß, als wenn Herr Bruis nun seiner Wege gehen könne.

Herr Bruis änderte den Ton. „Hör' mal, Mädchen! Ich komme mit der Diligence expreß hier her, um den Doctor und seine Familie zu sehen. Wenn's nun nicht zu weit ist, so will ich wohl hinausgehen. Können Sie mich nicht bescheiden?“

---

*) Buiten, dies Wort bedeutet im weitern Sinne zunächst auswärts, im engern: im Garten, auf dem Lande, und ist mit allen seinen Nüancen im Deutschen unübersetzbar. Als Substantiv gebraucht, bezeichnet es den Garten oder Landsitz selbst.

Digitized by Google

Bei diesen Worten blickte Herr Bruis sehnsüchtig die Straße auf und ab, um zu sehen, ob nicht irgend Jemand da sei, der ihn führen könnte; aber es war Niemand zu sehen.

Das Mädchen ließ sich nun herab, die gewünschte Auskunft zu geben und Herr H. J. Bruis machte sich nach dem Buiten des Doctors auf den Weg.

Nachdem er ein paar Häuser weit gegangen, fiel ihm erst ein, daß er seinen Ueberzieher noch auf dem Arme und seine Reisetasche noch in der Hand habe.

Er kehrte also wieder um und klingelte, um Beides dem Mädchen zum Aufbewahren zu übergeben, nochmals. Aber Gretchen war wahrscheinlich schon wieder ausgegangen, und Herr Bruis sah sich genöthigt, an bemeldeten brennend heißen Freitag Nachmittag seinen Ueberzieher und seine Reisetasche selbst zu tragen. Er nahm sich vor, sich bei Doctor Deluw, wenn es ihm endlich gelungen, denselben zu sehen, über sein Mädchen zu beklagen.

Zu seinem Glücke war die Stadt nicht groß, und Herr Bruis erreichte schnell genug das Thor, durch welches er hinaus mußte; freilich hatte ihm einmal das Besteigen und dann das Niedersteigen zwei ziemlich hoher Brücken leidlich außer Athem gebracht. Am Thore angelangt, hatte er den glücklichen Einfall, seinen Ueberzieher und Reisetasche dem Thorschreiber anzuvertrauen; er trat also in das Thorhäuschen hinein, fand aber Niemand darin. Endlich bemerkte er eine Person im grauen Rocke, die auf dem Walle stand und angelte und ganz wie ein Thorschreiber aussah. Herr Bruis legte seine Effecten also im Thorhäuschen nieder, und dann sich an den Angler wendend, der in der That der Thorschreiber war, ließ er sich von diesem noch einmal umständlich die Lage von Meister Moris' Allee auseinander setzen.

Ich würde Herrn Bruis Unrecht thun, wenn ich sagen würde, daß er Gretchen's Instructionen so schnell vergessen hätte; er hatte in seiner Aufregung einfach nur wenig darauf gehört.

Er sollte also zunächst eine Strecke auf dem Walle fortgehen, hierauf einer Allee folgen, dann rechts sich wenden, bis er an einen weißen Pfahl gelange, dann links sich halten, dann wieder rechts und dann gelange er in Meister Moris' Allee.

„Und das Landhaus des Doctors Deluw?"

„Davon habe ich noch nichts gehört", erwiederte der Thorschreiber. „Aber in Meister Moris' Allee sind viele Gärten. Wie heißt das Landhaus?"

„Feldsicht."

„Feldsicht?" sagte der Thorschreiber, dem es darum zu thun war, von Herrn Bruis los zu kommen, da er zu bemerken glaubte, daß ein Fisch an seine Angel gebissen. „Nein, Mynheer, das ist mir unbekannt."

Herr Bruis setzte seinen Weg fort. Auf dem Walle kam er ein wenig wieder zu sich selbst, denn dort standen hohe Bäume. Aber die Seligkeit hatte bald ein Ende, da die Stadt in einem Momente der Geldverlegenheit gelegentlich einer Illumination zu Königs Geburtstag einen großen Theil der Bäume hatte fällen lassen, an deren Stelle unter dem Namen junger Anpflanzung nunmehr einige dünne Stämmchen ihre schattenlosen Zweige zum Himmel emporstreckten. Herr Bruis war schon wieder kochgar, als er endlich zwischen zwei schwarzen Bretterverschlägen eine schmale Allee sich hinziehen sah, von der er annahm, daß er sie einschlagen müsse. Es war sehr einsam in der Allee. Nichts als Bretterverschläge, hinter denen Bäume

Digitized by Google

hervorblickten, nichts als Gartenthüren mit Aufschriften und Nummern! Nur ein einziger Sperling sprang dort umher.

Herr Bruis setzte seinen Weg fort, den Hut in der einen, Stock und Taschentuch in der andern Hand, ganz wie früher in der Stadt, nur blickte er jetzt emsig nach rechts, um ja der Weisung des Thorschreibers, rechts um zu biegen, nach zu kommen. Aber die Gelegenheit, sich rechts zu wenden, wollte sich nicht darbieten, und so stand Herr Bruis endlich vor einem ziemlich breiten Wasser gerade neben einem Misthaufen mit Kohlstrünken, Salatabfällen, Topfscherben, verwelkten Blumensträußen, die einen erstickenden Geruch in der Luft verbreiteten.

Offenbar hatte Herr Bruis einen falschen Weg eingeschlagen; aber die Nähe des Wassers war ihm doch so angenehm, daß er, trotz der widerlichen Nähe des Misthaufens, hier einen Augenblick zu ruhen beschloß. Er setzte sich also so nahe wie möglich am Rande des Wassers nieder, und während er sich mit seinem Taschentuche Kühlung zufächelte, blickte er nach allen Seiten um sich und entdeckte zu seiner Linken in geringer Entfernung eine viereckige seegrüne Kuppel, um welche herum sich einige Menschen bewegten, die er freilich in der Entfernung nicht zu unterscheiden vermochte. Herr Bruis nahm an, daß diese Kuppel das Buiten seines Freundes, des Doctors, sein möge, und daß es den Namen Feldsicht tragen könne; davon überzeugte ihn der Augenschein, denn soweit er auch blickte, so entdeckte er doch bis zum blauen Horizonte nichts als grünes, gelbes und sonniges Weideland.

Herr Bruis nahm den Wanderstab wieder auf, ging die Allee zurück, gelangte wieder auf den Wall, und bald that sich eine andere Allee vor ihm auf, die er einschlug und nun auch bald Gelegenheit hatte sich rechts zu wenden. Jetzt gelangte er auch bald an den erwähnten weißen Pfahl; nun ging es links, dann wieder rechts, und Herr Bruis befand sich, aller Wahrscheinlichkeit nach, in Meister Moris' Allee.

Vor einer offen stehenden Gartenthür traf er ein kleines Kind im schwarzen Mützchen, welches mit Kartoffelschalen und einem Kürbis spielte.

„Ist dies Meister Moris' Allee, liebes Kind?" fragte Herr Bruis.

Das Kind nickte ein „Ja".

„Wo ist nun hier Feldsicht?"

Das Kind antwortete nicht.

Herr Bruis ward ärgerlich, nicht sowohl über das Kind, als über die Verborgenheit von Feldsicht.

„Weißt Du es nicht?" fragte er, ein oder zwei Töne zu hart.

Das Kind ließ den Kürbis und die Kartoffelschalen fallen, stand auf, fing an zu heulen und lief zum Garten hinein.

Herr Bruis seufzte. Die Meister Moris' Allee schien sehr lang zu sein und die Gartenthüren waren zahlreich. Er las an den Thüren allerlei Namen, Namen voll Ueberhebung und Prahlerei wie: „Schönort", und „Wohlgelegen", „Blumenhof", „Freudenreich", aber auch andere, Genügen Zufriedenheit ausdrückend, wie: „Mein Genügen", „Wohlzufrieden", „Landruhe", oder naive: „Nicht gedacht", „Klein, aber rein", „Hierauf besser", auch optische wie: „Weitsicht", „Landsicht", „Fernsicht"; Dies Letztere sah von weitem ganz wie Feldsicht aus, aber es war doch Feldsicht nicht.

Endlich kamen zwei Thüren, auf denen nichts zu lesen stand als: O. 4, Nr. 33 und O. 4, Nr. 34. Eins von Beiden konnte Feldsicht sein! Herr Bruis, wie aufgeregt und ungeduldig er auch war, war bescheiden. Er

Digitized by Google

ging mithin, damit man ihm nicht vorwerfen könnte, das erste beste Ding für Feldsicht angesehen zu haben, an Nr. 33 vorüber und klopfte bei Nr. 34.

Nach einigem Warten ward ihm durch eine lange steife Dame geöffnet. Die Dame hatte ihren schwarzen Hut, der Sonne wegen, sehr weit vornüber auf die Nase gesetzt, trug eine grüne Brille und eine leichte Spur von Bart auf der Oberlippe und hielt ein Buch in der Hand.

„Ist hier Feldsicht, Mevrouw?“*) fragte Herr Bruis.

Warum sah er auch nicht, daß er keine Mevrouw vor sich habe?

„Nein, Mynheer“, antwortete die alte Jungfer, erschrocken über den „fremden Mann“ und vielleicht denkend, daß es Jemand sei, der sie bestehlen wolle. „Feldsicht ist hier nebenan!“ und damit flog die Thür zu.

Herr Bruis klopfte an O. 4, Nr. 33.

## II. Wie hübsch es war.

„Jansjen**), dort wird geklopft!“ rief eine weibliche Stimme.

„Ich höre es wohl, Fräulein“! rief Jansjen.

Indessen war es mehr als wahrscheinlich, daß Jansjen nichts davon gehört hatte, da sie gerade in der allereifrigsten Unterhaltung mit dem Gärtnerburschen begriffen war.

Herr Bruis hatte gerade lange genug bei dem Misthaufen ausgeruht, um einen prächtigen Plan der Ueberraschung auszusinnen. So rasch also auch Jansjen ihm nun öffnete und ihn unterrichtete, daß dies wirklich Feldsicht und in der That Doctor Delum's Garten — denn darin schien die Stimme aus der Schuhmacherwerkstatt doch Recht gehabt zu haben, daß es ein Garten und kein Landhaus war — sei, sagte er:

„Gut, Mädchen! Zeige mir nun nur den Weg nach der Kuppel; ich bin ein alter Freund des Herrn und möchte ihn überraschen.“

„Aber darf ich denn nicht erst sagen, daß Mynheer da ist?“ fragte Jansjen.

„Ganz und gar nicht. Gehe nur voraus; willst Du?“

Der Garten, ein langer, schmaler Streif, der sich längs des Wassers dahin zog, an dessen Ufer Herr Bruis kurz zuvor ein wenig Athem geschöpft hatte, sah schrecklich grün aus und hatte namentlich nur sehr schmale, zu beiden Seiten mit Erdbeerpflanzen eingefaßte Wege. Als er in den Garten trat, war Herr Bruis billig erstaunt, wie es möglich gewesen, so viel Aepfel- und Birnenbäume, Johannis- und Stachelbeersträucher auf einem so kleinen Raume zusammen zu drängen; der ersteren wegen mußte er sich beständig bücken, der letzteren fortwährend ausweichen. Mit einem Worte, der Garten war Das, was die Stadtleute ein „fruchtbares Fleckchen“ nennen, auf dem sie unbegreiflich viel ernten würden, wenn nur die Landleute nicht näher dabei wohnten, früher aufständen und eher wüßten als sie, wenn jede der verschiedenen Obstsorten zum Pflücken reif ist.

„Warmes Wetter heute, Mynheer“, bemerkte Jansjen, als sie einige

*) Mevrouw, eigentlich gnädige Frau, ist die Anrede für alle verheiratheten Frauen der höheren Stände.

**) Hannchen.

Digitized by Google

Schritte gegangen waren und sie anfing Mitleid zu empfinden mit dem Schnauben und Pusten des stattlichen Herrn hinter ihr.

„Ja, Kind, schrecklich, schrecklich heiß!“ sagte Bruis. „Und ist Niemand im Garten?“

„Die Familie ist in der Kuppel“, war die Antwort, „bis auf Fräulein Minchen, die dort sitzt und liest.“

Jansjen und Herr Bruis, den Schlangenwindungen des Weges folgend, gelangten in diesem Augenblicke an das Wasser, und wirklich saß dort unter einer kleinen Trauercypresse auf schmalem Rasenflecke die älteste Tochter seines Freundes Deluw auf einer grünen Gartenbank. Sie hatte Hautschuhe an den Fingern, ein Buch in der Hand, ein Hündchen lag zu ihren Füßen, und so spielte sie „auf dem Lande“ und ärgerte sich darüber, daß in der letzten Stunde Niemand am jenseitigen Flußufer vorüber gegangen, auch kein Mensch in der Treckschuite gesessen.

Sie ließ ihr Haupt sehr feierlich auf die Brust fallen, als Herr Bruis sie begrüßte, aber ihr Hündchen flog auf und kläffte den Ankömmling verzweifelt an, so daß Herr Bruis ihm gern einen Schlag mit seinem Bambus gegeben hätte. Aber er durfte nicht, einmal, weil es ein Damenhündchen war, und zweitens, weil er seinen Freund nicht dadurch überraschen wollte, daß er einen Mord beging.

Jetzt zeigte sich auch die seegrüne Kuppel. Sie schien ziemlich geräumig zu sein und hatte noch einen kleinen Nebenraum mit einem Herde, um Wasser abzukochen. Neben dem Herde lagen eine Feuerzange und ein Kästchen, wo nichts darin war. Alle diese Herrlichkeiten überschaute Herr Bruis schon von weitem. Zur Kuppel führte eine kleine Treppe empor.

„Danke, Mädchen!“ sagte Herr Bruis zu Jansjen, als er nur noch zehn Schritte von der Kuppel entfernt war, und schritt dann langsam auf dieselbe zu. Zum Glück waren die Fensterjalousien auf der Gartenseite nicht geöffnet und die Thür nicht von Glas, was sonst zu dem Guckkasten sehr gut gepaßt haben würde. Herr Bruis konnte mithin seinen Plan der Ueberraschung sehr gut ausführen. Welch' eine herzliche Freude versprach er sich davon. Sein ganzes so herzliches und freundschaftliches Gemüth quoll über! In ganzen sechzehn Jahren hatte er seinen guten schwarzen Dan — so wurde Deluw auf der Universität genannt — nicht gesehen, und wie würde er ihn finden? An der Seite einer liebenswürdigen Gattin, umringt von blühenden Kindern. Vielleicht mit grauem Haar statt des schwarzen, aber mit demselben für Freundschaft, Freude und Geselligkeit offenen Herzen in der Brust.

In der Freude, die ihm dieser Gedanke erweckte, hörte er das Geschrei nicht, das aus der Kuppel erscholl.

Er stieg die Treppe hinauf und öffnete die Thür mit dem allerfreundlichsten Lächeln, welches nur je auf dem glühenden Gesicht eines abgematteten dicken Mannes geruht hat.

Welch ein Schauspiel!

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Da war zunächst ein böser Junge von vielleicht sechs Jahren, der gewaltig schrie und mit den Füßen strampelte; da war ein Vater, roth vor Zorn, der, aufrecht stehend, sich mit der einen Hand am Tische fest hielt und mit der andern gewaltig drohte; da war eine Mutter, bleich vor Angst, die den Jungen zur Vernunft zu bringen suchte; da war ein großer, drei-

Digitized by Google

zehnjähriger Junge mit blassem Gesicht und blauen Ringen um die Augen, der, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, das Schauspiel vor ihm belachte; da war endlich ein kleines fünfjähriges Mädchen, das sich schreiend an Mama's Kleid fest klammerte. Dies waren Doctor Deluw, seine liebenswürdige Gattin und seine blühende Nachkommenschaft.

„Ich will nicht!" brüllte der Junge, indem er einen dicht neben ihm stehenden Stuhl umwarf.

„Augenblicklich!" rief der Vater, heiser vor Wuth, „oder es giebt ein Unglück!"

„Beruhige Dich doch, Deluw", flehte die Mutter; „er wird schon gehen."

„Nehmen Sie mir es nicht übel, Mynheer", sagte der Doctor, indem er sich rechtschaffen bemühte, an sich zu halten. „Aber der Junge macht's mir zu toll. Ich werde Ihnen gleich zu Diensten stehen."

Und damit packte er den Nichtwoller beim Kragen.

„Ach! zerreiße ihm das Zeug nicht, Deluw!" flehte die Mutter. „Er wird schon gehen!"

„Laß mich nur machen!" sagte der Doctor und schleppte den unartigen Bengel, der, trotz der guten, von seiner Mutter betreffs seines Gehorsams geäußerten Meinung, keinen Fuß rührte, die Kuppel hinaus in das Nebengemach und sperrte ihn dort in den Torfverschlag.

„Nehmen Sie es nicht übel, Mynheer", wandte sich Mevrouw Deluw nunmehr ihrerseits an den Ankömmling. „Aber ich bin ganz außer mir; ich bin ich selbst nicht mehr!"

Und zum Beweise ließ sie sich auf einen Stuhl fallen.

„Ich glaube, es wird am besten sein, wenn ich ein wenig an die Luft gehe", fuhr sie fort.

„Bitte, geniren Sie sich nicht, Mevrouw", bemerkte der aus seinen Himmeln gefallene Universitätsfreund ihres Gemals.

Und sie ging hinaus, während das schluchzende Mädchen noch immer an ihrem Kleide hing.

Der junge Herr Deluw mit den bleichen Wangen und den blauen Augenringen blieb allein mit Herrn Bruis und starrte ihn in unverschämtester Weise in das Gesicht.

„Darf ich fragen . . .", trat in diesem Augenblicke Doctor Deluw wieder in das Zimmer.

„Buikjen!" rief der gutherzige Dickbauch mit einem herzigen Lächeln auf seinen purpurnen Wangen.

Nun ist zwar Buikjen, als Diminutiv von Buik (Bauch) ein namentlich einem Arzte sehr bekanntes Wort, allein dem Doctor Deluw kam es in diesem Augenblicke aus dem Munde eines Fremden doch ziemlich unpassend vor, und darum machte er große Augen.

„Buikjen!" wiederholte Herr Bruis. Herr Doctor Deluw dachte, daß er einen Wahnsinnigen vor sich habe, und da er gerade sehr böse gewesen, so stand er im Begriff, es wieder zu werden, da er dann mit einer Mühe davon gekommen sein würde, denn, die Wahrheit zu sagen, wurde er nur selten und nicht leicht böse.

„Was beliebt, Mynheer?"

„Wel! haben Sie denn nicht mit Buikjen gegessen?"

Herr Deluw erinnerte sich nicht, jemals anders gegessen zu haben, denn mit seinem Munde, und zuckte die Achseln.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

**Eine Kegelpartie.**
Nach einer Originalzeichnung von J. Simmler.

Digitized by Google

Digitized by Google

„Schwarzer Dan!“ rief der dicke Mann, indem er vom Stuhle aufstand, auf dem er gesessen.

„Bruis!“ stieß Herr Doctor Daniel Deluw nun mit einem Male hervor.

„Das ist wahrhaftig wahr; ich hieß der schwarze Dan und Sie hießen Buikjen. Ich würde Sie nicht wieder gekannt haben, Mann! Was sind Sie verändert! Zusammen gegessen, sicher! sicher! Im „Fröhlichen Brühnapf“. Doch, den Ton früherer Kameradschaft plötzlich fallen lassend, fragte er: „Womit kann ich aufwarten, Heer Bruis?“

Der Ausdruck Heer Bruis war unzweifelhaft ein Mittelding zwischen dem „Bruis“ kurzweg von früher und dem ceremonieusern Mynheer.

„Aber wo ist denn meine Frau?“ fragte der Doctor.

„Sie war etwas aufgeregt und wollte darum ein wenig Luft schöpfen“, antwortete Bruis.

„Willem, such' mal die Mama!“

Willem stand träge auf, reckte sich, blieb dann an der Thür der Kuppel stehen und schrie so laut als er konnte: „Mama!“

Darauf setzte sich Willem wieder hin und guckte über das vor im liegende Buch hinweg.

„Ich will heraus!“ brüllte der Junge aus dem Torfverschlage und trampelte gegen die Thür.

„Diese Jungen stellen unsere Geduld auf eine harte Probe!“ bemerkte Herr Deluw. „Sie haben keine Kinder, glaub' ich?“

„Keine!“ erwiederte der dicke Mann, der unterdessen vor Durst fast verschmachtete. „Zu meinem Leidwesen!“ setzte er mit einem Seufzer hinzu, obwohl das Schauspiel, welches er eben vor Augen gehabt, dies Leidwesen nicht gerade erschwerte.

Mama kam herein.

„Dies ist Mynheer Bruis, meine Liebe!“ sagte der Doctor, „von dem ich Dir so oft erzählt habe.“

Doch Mevrouws Gesicht drückte aus, daß sie sich dieser Erzählungen nicht erinnere. Mevrouw Deluw war eine sehr hochmüthige Dame.

„Darf ich Mynheer eine Tasse Thee anbieten?“ fragte sie und, nach einem Kästchen gehend, welches vor Trockenheit nicht schloß, brachte sie aus demselben eine geblümte Tasse zum Vorschein.

Herr Bruis hätte wer weiß was für ein Glas Bier, oder ein Glas Wein mit Wasser gegeben; dafür wurde ihm auferlegt, so müde und erhitzt er war, eine brennendheiße Tasse Thee zu trinken.

Herr Bruis setzte also seine heißen Lippen an eine noch heißere Tasse Thee.

„Darf ich Sie um etwas Milch bitten?“

Doctor Deluw merkte wohl, daß sein Universitätsfreund lieber etwas Kaltes gehabt hätte, und erschöpfte sich in tausend Entschuldigungen über den schlechten Empfang in einem Gartenhause, welches er nur zuweilen zu besuchen pflege, lediglich um den Kindern ein Vergnügen zu machen. „Schade“, setzte er hinzu, „daß hier kein Keller ist!“

„Da liegt Torf drin!“ schrie der trotzige Junge aus Leibeskräften von dem Platze selbst aus, von welchem die Rede war.

„Die Untugend!“ bemerkte die Mutter mit leichtem Lächeln.



Digitized by Google

„Hat Mynheer noch mehr Verbindungen hier?“ wandte sich Mevrouw Deluw hierauf an Herrn Bruis.

„Bitte um Entschuldigung, Mevrouw“, antwortet Herr Bruis, „ich kenne hier Niemand als Ihren Herrn Gemal, obschon“, setzte er seufzend hinzu, „unsere Bekanntschaft bereits etwas verjährt ist.“

„Das geht so“, warf Mevrouw Deluw hin. „Noch ein Täßchen Thee gefällig?“

„Danke Ihnen, danke!“

Mevrouw Deluw stand auf, verneigte sich und erklärte, Mynheer möge sie einen Augenblick entschuldigen.

Das fünfjährige Mädchen heulte zwar nicht mehr, hielt sich aber noch allezeit am Kleide ihrer Mutter fest und trottelte mit.

Nachdem seine Frau weg war, erhielt das Freundesherz des Doctor Deluw wieder Oberwasser; gern würde er sich mit seinem alten Universitätsfreunde noch einmal in alte Geschichten vertieft haben, in die Freuden von Leyden, in die Erinnerung an den „Fröhlichen Brühtopf“, in was nicht Alles? Nur fand er für gut, dazu seinen Dreizehnjährigen zu entfernen.

„Ich kann es nicht begreifen, Willem, daß Du nicht fortgehst um zu angeln.“

„Angeln!“ erwiederte der Sprößling, indem er die Zunge herausstreckte; „das ist auch was Rechtes!“

„Oder Dich schaukeln mit der Schwester!“

„Ach! Schaukeln!“

„Der junge Herr scheint ein Freund vom Lesen zu sein“, bemerkte Herr Bruis.

„Ja, zuweilen, wenn es ihm gerade nicht paßt, sich draußen herumzutreiben“, antwortete Doctor Deluw.

Willem ward böse, schielte nach Herrn Bruis hin, klappte sein Buch mit aller Kraft zusammen, stieß es über den Tisch hin, so daß es eine Strecke fortschoß und die leere Theetasse des Besuchers in Lebensgefahr brachte, stieß, was eine Specialität der jüngeren Deluws zu sein schien, seinen Stuhl um, murmelte etwas zwischen seinen häßlichen Zähnen und dicken Lippen und ging, die Thür heftig hinter sich zuwerfend.

„O, die Schlingel!“ bemerkte der glückliche Gatte und Vater.

Nun war die Bahn frei zur Erneuerung der alten Freundschaft. Die Herren zündeten sich jeder eine Cigarre an und fingen an von Leyden zu erzählen, und es fand sich gerade der alte gemüthliche Ton wieder zwischen Beiden ein, als Jansjen, die während der ganzen Zeit mit dem Gärtnerburschen geschäkert hatte, roth, wie eine Koralle, hereintrat, um zu melden, daß ein Bote der Mevrouw van Alpyn da sei, die den Doctor bitten lasse, doch augenblicklich zu ihr zu kommen, da Mevrouw sehr krank sei.

„Sag', daß ich sofort kommen würde“, gab der Doctor dem Mädchen zur Antwort, und dann, an seinen Freund sich wendend, sagte er: „Ich denke nicht, daß es viel zu bedeuten haben wird. Es ist traurig in unserm Beruf, daß man uns wegen jeder Lumperei holen läßt.“

Doctor Deluw machte sich also bereit, nach der Lumperei der Mevrouw van Alpyn zu sehen.

„Es dürften wohl anderhalb Stunden vergehen, ehe ich zurück sein kann“, sagte er, auf seine Uhr blickend. „Finde ich Sie dann noch hier?“

„Ich weiß es nicht“, antwortete Herr Bruis, der zuverlässig die Absicht

Digitized by Google

gehabt hatte, die Nacht bei seinem Freunde zu logiren; „ich wollte sehen ob ich am Abend noch weg könnte."

„Nicht doch", sagte der Doctor. „Ich werde Sie hier abholen, und Sie soupiren dann mit uns in der Stadt."

„Ich weiß nicht . . .", antwortete Herr Bruis, der gern gesehen hätte, daß Mevrouw bei der Einladung zugegen gewesen wäre.

„Wohlan", sagte der Doctor; „wir werden sehen; einstweilen will ich Sie zu meiner Frau führen!"

## III. Wie vortrefflich sie war.

Mevrouw Deluw war nicht weit weg und eben beschäftigt, Jansjen wegen ihres Geplauders mit dem Gärtnerburschen auszuzanken.

„Sie wisse auch nicht", bemerkte sie mit einem Hinblick auf den Gärtnerburschen, „warum auch immer etwas im Garten gethan werden müsse, wenn gerade die Familie darin sei."

Deluw empfahl seinen Freund seiner Frau und wollte gehen.

„Noch ein Wort!" sagte Mevrouw Deluw.

„Was denn, Liebste?" antwortete der Doctor.

„Müßte da nicht etwas gethan werden?"

„Woran denn?"

„An den Jungens."

„Welchen Jungens? Willem und . . ."

„Ach, nein! Betreffs der Jungens dort im Felde."

„Was willst Du denn, was mit denen geschehen soll?"

„Daß es ihnen verboten wird", erwiederte die Frau Doctorin Deluw.

„Aber Liebe, dazu haben wir kein Recht", antwortete der Doctor.

„Ich aber finde es ganz indecent, namentlich in Rücksicht auf Mienchen, die immer dort unter der Cypresse sitzt. Könntest Du nicht . . ."

Aber der Doctor hörte nicht, denn er war schon auf und davon.

Dieses Pröbchen ehelicher Unterhaltung bezog sich auf fünf kleine Jungen von acht bis neun Jahren, welche es, eine Viertelstunde weit von Feldsicht, an diesem brennend heißen Nachmittage viel frischer im Wasser, denn in ihren Kleidern gefunden hatten.

„Ihre älteste Tochter", wandte sich Bruis zu Mevrouw Deluw, als er mit dieser allein war, „scheint viel von der Einsamkeit zu halten."

„O ja, Mynheer; ich erlebe sehr viel Freude an dem Mädchen. Sie ist allezeit mit einem Buche beschäftigt, und ich versichere Sie, daß sie noch besser französisch versteht als ich. Auch versteht sie englisch und deutsch."

„Sieh da! das ist recht erfreulich", erwiederte Herr Bruis. „Ja, hier in Holland haben wir so herrliche Gelegenheit zu dem Allen."

Mevrouw Deluw schien der Meinung zu sein, daß diese Bemerkung die Verdienste ihres Kindes verkleinere.

„Es kommt darauf an, wie man diese Gelegenheit benutzt, Mynheer", antwortete sie. „Und meine Tochter studirt viel, studirt eigentlich immer. Ihr größtes Vergnügen ist es, zu studiren, und sie hält sich auch nicht viel mit all' den anderen Dingen auf, an denen ein Mädchen ihres Alters sonst Vergnügen findet."

Herr Bruis hielt nicht viel von dieser Sorte von Mädchen.

„Wie alt ist denn Ihre Tochter?" fragte er.



Digitized by Google

„Sechzehn Jahre", antwortete Mevrouw Deluw, den Kopf mit mütterlicher Majestät erhebend.

„Ipsa flos!" murmelte Herr Bruis.

„Und wie ich Ihnen sage", fuhr Mevrouw Deluw fort, „englisch, französisch und deutsch. Ich glaube, sie ist schon wieder mit einem englischen Buche fortgegangen. Haben Sie sie nicht gesehen?"

„Ich habe eine Dame gesehen, die unter einem Baume saß und las", erwiederte Herr Bruis, der sonst nicht gewöhnt war, ein sechzehnjähriges Mädchen eine Dame zu nennen. Aber er dachte: englisch, französisch und deutsch und allezeit lesen!

„Ah! Dort ist ihr Lieblingsplätzchen", versetzte Mevrouw Deluw. „Wir wollen sie dort einmal aufsuchen. Dort ist es kühl und wir können dort ausruhen."

Sie näherten sich dem in Rede stehenden Lieblingsplätzchen; die Tochter stand auf und verneigte sich nochmals gegen Herrn Bruis.

Mevrouw Deluw setzte sich neben ihre Tochter auf die Gartenbank und Herr Bruis nahm auf einem Stuhle Platz.

„Wir wollen uns ein wenig hierher setzen, Mina. Was liest Du denn da wieder, Kind? Wohl was Englisches?"

„Ach nein, Mama, es ist nur so ein Buch. Ich wußte nicht, was ich mitnehmen sollte, da sah ich es zufällig liegen. Ist Hänschen wieder artig?"

Es lag etwas sehr Unruhiges und Decontenancirtes in Minchen's Gesicht. Sie war, die Wahrheit zu sagen, kein ganz hübsches Mädchen, bleich und mit etwas sehr Häßlichem in ihren immer etwas seitwärts schielenden Augen; dabei hatte sie gewisse nervöse Züge im Gesicht, die Herrn Bruis nicht gefielen.

Mevrouw Deluw drang nicht darauf, das Buch ihrer Tochter zu sehen. Dem Aeußern nach hatte es eine starke Aehnlichkeit mit gewissen Werken wie: „Amours et Amourettes de Napoleon", aus denen ohne Zweifel für ein sechzehnjähriges Mädchen sehr viel Sittliches zu lernen ist.

Mevrouw Deluw führte unterdessen fortdauernd das Wort gegen ihre Tochter, um aus derselben Antworten herauszulocken, die von ihrer großen Vortrefflichkeit Zeugniß abgeben könnten; dann schüttelte sie wiederum über die in einer Entfernung von einer Viertelstunde badenden kleinen Jungen den Kopf.

Indem rief Jemand mit halbunterdrückter Stimme: „Mina!"

„Du wirst gerufen, Kind!" sagte Mevrouw Deluw.

„Nein, Mama", antwortete Mina und zerknitterte mit einer nervösen Handbewegung den Umschlag ihres Buches.

Herr Bruis schlug mit seinem Stocke einigen umherwachsenden Butterblumen die Köpfe ab.

„Mina!" rief die Stimme in demselben Tone, „warum kommst Du denn nicht? Dein Alter ist nach der Stadt, und Jansjen sagt, daß Deine Mutter mit einem fremden Dickwanst in der Kuppel sei."

Die liebe Mama blickte die liebe Tochter an. Der fremde Dickwanst that, als ob er nichts merkte; er war dicht an das Wasser herangetreten und schien seine ganze Aufmerksamkeit einer vorbeifahrenden Trekschuit*) zuzu-

*) Trekschuiten (Ziehschiffe), regelmäßig abfahrende und ankommende Markt-, Passagier- und Postschiffe die in dem wasserreichen Holland einen großen Theil des gesammten Personen- und Güterverkehrs vermitteln. Der Ruf: Volk mee! (Volk mit) bedeutet dem Schiffsführer, daß er anlegen soll, weil Jemand einsteigen will.

Digitized by Google

wenden, der er, wenn er anders seine Reisetasche und seinen Ueberzieher gehabt hätte, frisch weg ein: „Volk mee!“ zugerufen haben würde.

Mevrouw Deluw's Augen schossen Blitze. Sie kniff Mina in den Arm: „Was bedeutet das?“ fragte sie leise, denn sie wollte in Gegenwart eines Fremden keine „Scene machen“.

„Mach' nur keine Possen!“ ertönte dieselbe Stimme wieder. „Ich weiß recht gut, daß Du da sitzest; aber ich selbst darf nicht hinkommen. Hier steht ja das Stühlchen noch von neulich, und hier kann mich Niemand sehen.“ Hier schwieg die Stimme einen Augenblick. „Aber was kann es mir zuletzt verschlagen, wenn nur der Alte nicht zu Hause ist!“

Plautz! Und damit sprang Jemand über die Planke von Nr. 32. Die Bäume raschelten und auf dem Lieblingsplätzchen der Vortrefflichen erschien ein lang aufgeschossener Junge von dem Alter, daß er wohl in die Conrectorschule gehen mochte.

Der Junge trug eine blaue Mütze, eine runde Jacke und hatte ein sehr dummes, boshaftes und brutales Gesicht.

„Das ist was Anderes!“ sagte der aufgeschossene Junge, als er Mama Deluw und Herrn Bruis bemerkte.

„Junger Herr!“ sagte Mevrouw Deluw, bebend vor Wuth.

„Ist Willem nicht hier?“ fragte der Junge unerschütterlich.

„Nein, junger Herr!“ antwortete Mevrouw Deluw, „und wenn er auch da wäre, so will Willem doch mit Niemand umgehen, der mit meiner Tochter so zu sprechen wagt, wie . . . wie Ihr gethan . . .“

„Das ist was Anderes!“ versetzte der lange Junge. „Aber was kann ich dafür, wenn Ihre Tochter mir nachläuft? Ihr Stühlchen steht dort an der Planke, nicht wahr, Minchen?“

„Du bist ein gemeiner Junge“, sagte Minchen, sich auf die Lippen beißend; „ich habe Dich nicht gekannt und will Dich nicht kennen.“

„Das ist was Anderes!“ wiederholte der lange Junge, denn diese Redensart war wahrscheinlich in jener Zeit in der Conrectorschule bei den gelehrten Uebersetzern des Livius und Virgil an der Tagesordnung, und dann, sich umdrehend, fügte er hinzu: „Mein Compliment an den Doctor!“

Und damit schickte er sich pfeifend an, den Garten zu verlassen.

Doch indem kam Willem, „der mit solcher Art Jungens nicht umgehen mochte“, gegangen.

„Ha!“ rief der lange Junge, „da habe ich ja das liebe Jüngelchen, das dreimal in der Woche nachsitzt! — Willemtjen! wie schmecken die frischen Eier aus dem Hühnerstalle des Milchbauers?“

Und Willemtjen bei der Hand fassend, lachte der fremde Junge recht herzlich.

„Es wird Zeit für mich, Mevrouw!“ sagte Herr Bruis, der sich bemühte eine Haltung anzunehmen, als habe er nichts gehört und erwache eben aus tiefem Nachsinnen. „Grüßen Sie Ihren Mann noch recht herzlich, und meinen Dank für die freundliche Aufnahme! Ihr Diener, Fräulein Deluw; guten Abend, junge Herren!“

Und ehe Mevrouw Deluw, die natürlich „allerschrecklichst confus“ war, etwas erwiedern konnte, hatte Herr Bruis das Lieblingsplätzchen bereits verlassen.

Er beeilte sich, auf den schmalen Schlangenpfaden den Ausgang zu gewinnen.

Digitized by Google

„Buikjen!“ erscholl es auf einmal mit höhnischem Lachen aus einem der umstehenden Apfelbäume.

Herr Bruis fühlte, wie ihm all' sein Blut nach dem Kopfe stieg; es war die Stimme des Sechsjährigen, der natürlich, sobald sein Vater den Rücken gekehrt hatte, ausgebrochen war.

Herr Bruis wandte sich nach allen Seiten nach dem bösen Jungen um, aber er sah ihn nicht. Indessen konnte er wenigstens nicht umhin, eine Bewegung mit seinem Bambus zu machen, als ob er ihm einen tüchtigen Schlag gäbe.

Er erreichte die Thür, aber, unbekannt mit dem Geheimnisse des Schlosses, dauerte es bei seiner Eile und Aufgeregtheit ziemlich lange, bis es ihm gelang, dieselbe zu öffnen; währenddessen wiederholte der junge Herr im Apfelbaume seinen alten akademischen Beinamen mit allerlei Modulationen der Stimme.

„Gott sei Dank!“ sagte Herr Bruis aus Herzensgrunde, als er aus Meister Moris' Allee hinaus und auf dem Wege war, das erste, das beste Gasthaus aufzusuchen. Er war noch nicht viel kühler geworden.

* * *

„Und Dein Freund, Doctor Deluw?“ fragte Frau Bruis, als ihr gutherziger Gemal sich acht Tage später an ihrer Seite von den Anstrengungen der Reise ausruhte und sich dabei mit einem großen Glase Rheinwein mit brausendem Fachinger Wasser und Zucker erquickte. „Bist Du dort herzlich aufgenommen worden? War er nicht erfreut, Dich zu sehen? Hat er eine liebe Frau und hübsche Kinder?“

„Mein Freund, Doctor Deluw, liebes Weib, hat einen ganz hübschen Theegarten, eine Frau, zwei Söhne und zwei Töchter, an denen er recht viel Freude erlebt, namentlich an der ältesten Tochter!“

Und mit diesen Worten rührte er noch einmal den Inhalt seines Glases um und leerte dasselbe dann mit einem Zuge.

Digitized by Google

# Die Napoletanerin — ein Capriccio der Natur.

Von **Woldemar Kaden.**

Non c' è Sabato senza sole,
Non c' è donna senz'amore.
(Napolet. Sprichw.)

Wie die Natur sie schuf, die kleine schwarzäugige Donna capricciosa napoletana? Das mag ich Ihnen gern erzählen. Vorher aber eine andere Frage: ist Ihnen zufällig bekannt, wie der Distelfink zu seinem buntscheckigen Kleide kam? Wissen Sie nicht die alte Kinderfabel? Gottvater hatte den ganzen Tag mit dem Pinsel gearbeitet, den Vögeln mannigfalt ihre Farbe zu geben; hatte das Schwarz für die Raben, Krähen und Amseln, das Weiß für die Schwäne und Gänse verbraucht, für Spechte, Papageien und Zeisige hatte er das Grün verwendet, das letzte Gelb dem Goldammer, das letzte Roth dem Rothkehlchen an die Brust gestrichen, so daß gegen Abend die Schalen und Muscheln leer standen. Da kommt noch der Distelfink, grau, in die öde Farbe des Thons gekleidet, aus dem er erschaffen worden; und auch er will bemalt sein. Da war wohl die Verlegenheit groß. Weil aber in jedem Näpfchen noch ein kleines Restchen von der Farbe am Rande zurückgeblieben war, so hilft sich der Schöpfer damit, daß er ihn mit diesen Restchen bemalt. So kam der Distelfink zu seinem buntscheckigen Kleide.

Aber die Napoletanerin! Was hat der Distelfink mit der Napoletanerin zu thun? Sie werden später selbst die Beziehungen finden, für jetzt bitte ich Sie, mir in die himmlische Werkstatt zu folgen an dem Tage, an welchem der Schöpfer die Frauen modelte. Gewiß war das ein anderer, als da er die leichtsinnigen Vögel schuf, wenn es auch möglicherweise derselbe war, an dem er die Engel in's Dasein rief. Ganz gewiß aber war es der Freitag, der deshalb auch schon seit Urzeiten der Freia, unserer altdeutschen Venus, heilig war.

Sie gestatten mir eine überflüssige Bemerkung: glauben Sie noch heute an die Geschichte von der unglücklichen Rippe? Nein? Ganz und gar nicht? Nun das erleichtert mir meine Darstellung unendlich und spricht auch für Ihren guten Geschmack, der somit auch dem Schöpfer einen bessern zutraut, als das so in allen Formen vollendete Weib aus einem so untergeordneten prosaischen Theil des männlichen Körpers wie eine Rippe, aus einem so unedlen Stoff wie der Knochen ist, zu schaffen.

Ich für mein Theil habe das nie glauben können und stets angenommen, daß dem Schöpfer andere Stoffe zur Bildung des Weibes zur Verfügung standen, wenn er ihr nun einmal vor anderen Wesen den Vorzug geben wollte, sie nicht aus dem nichtssagenden Nichts zu bilden.

Das sind so Geschichten, wie sie trockene Philister erfanden, von denen auch jene sinnlosen Sprichwörter erfunden wurden, wie z. B.

„Chi disse donna —
Disse danno."
(Wer „Weib" sagte — sagte „Weh".)

Digitized by Google

Also bitte, folgen Sie mir in die große Weltbildnerwerkstatt an einem Frauenfreitage.

Die Deutsche war eben fertig geworden. Zufriedenheit lag auf des Bildners Antlitz, denn siehe da: sie war sehr gut gerathen; weit besser als die zuerst von ihm Gebildeten. Das waren nämlich die Japanesinnen, Chinesinnen und Russinnen, die er zum Trocknen gegen die Wand gelehnt, wo sie sich leider sammt und sonders die lieben Näschen ein wenig verdrückt hatten.

Die Deutsche also war durchaus besser gerathen. Mit kräftiger und bereits geübter Hand hatte sie der Meister aus gesundem Teig im Mordenschein, inmitten eines frühlingsfrischen Kornfeldes geformt. Ein Paar Veilchen, die eben die bescheidenen Aeuglein erschlossen (Andere sagen, es seien ein Paar treusinnige Kornblumen gewesen) hatte er der frischen Puppe als Augen, als Herz aber ein Stück blauen Himmels eingesetzt. So stand sie, und so blies er ihr einen ganzen Band Eichendorff'scher Lyrik in die deutsche Nase — und siehe! sie erwachte zu einem sanften gretchenhaften Dasein: zu lieben und zu leiden.

Mit feinerm Finger schuf er die Französin.

Er schuf sie aus Porzellan, und das ist ja zerbrechlich genug. Der Stoff schon fordert zur Manierirtheit oder zum Raffinement auf; er wollte mit diesem neuen Geschöpf blendend auf die Massen wirken und — das konnte nur eine Französin geben. Hatte bei der Deutschen das Gesetz der Nothwendigkeit gewaltet, so herrschte hier die künstlerische Laune vor.

Dies neue Gebild entstand inmitten eines heißsommerlichen Rosengartens. Als er fertig war, mußte ein schelmischer Kobold ein paar kokett tanzende Irrlichter einfangen: das wurden die Augen. Dann blies er ihr den süßen Duft von Eau de mille-fleurs ein, und das graziös-schlanke Wesen trat lächelnd hervor aus der es verhüllenden Rosa-Gaze-Wolke Paul de Kock'scher Romanpoesie.

Dann kam die Römerin an die Reihe. Hier arbeitete der Meister nach dem Modell der geliebten Venus und erreichte sein Ideal fast vollkommen. Die Römerin entstand aus carrarischem Marmor in dem der Venus geweihten Myrthenhaine und unter der fruchtreifenden Sonne eines italischen Herbstes. Und ehe er ihr, gleich Pygmalion, durch eine himmlische Umarmung das Leben geben konnte, hatten es ihr schon die Grazien mit süßem Schwesternkusse gegeben. Sie hoben sie von dem Sockel herunter und geleiteten sie durch die Porta pia in die ewige Stadt.

Inzwischen war es Winter geworden. Die Götter saßen frierend in den feuchten Höhlen des Olympos; die steifen Finger versagten dem Bilderer den Dienst und so sah er sich genöthigt, die Engländerin aus Britanniametall zu — gießen. Und ach! sein Athem war kalt, als er ihr das Leben einhauchte. —

Und die Napoletanerin? Ja so, die Napoletanerin!

Jedes Eden hatte jetzt sein weibliches Wesen. Da ersah er noch ein Paradies, das ohne Eva war. Es war das orangenduftende Paradies am Fuße des Vesuv, und dahinein wollte er die Napoletanerin setzen.

Aber siehe da! das Material genügte nicht mehr zu einer Puppe.

Wohl war von Allem noch ein bischen vorhanden (und hier bitte ich, sich des Distelfinken erinnern zu wollen!), aber nur immer soviel, um ein niedliches Kindlein herzustellen.

Und doch — die Napoletanerin wollte geschaffen sein.

Digitized by Google

Da nahm er denn die Reste des gesunden deutschen Teiges, die Porzellanbrocken, etwas Britanniametall und Marmorbruchstücke und formte daraus ein weibliches Gebilde, die einzelnen Massen mit Lava verkittend. Dann setzte er die Figur in den Glühofen des Vesuv, ließ sie unter der Sonne des August „verkühlen", blies ihr den himmlischen Leichtsinn, der bei ihrer Erschaffung gewaltet, gemengt mit etwas Weihrauchduft, in das Näschen, und — mit schmetterlingshafter Leichtigkeit tanzte das zerbrechliche Ding vom Podium herunter, küßte lachend im Fluge den schönsten Gehülfen auf den Mund, küßte mit ernstem Gesichte Gottvater den Saum seines hohenpriesterlichen Kleides, machte drei fromme Kreuze vor dem Sohn und verschwand alsbald in einem Modemagazin, mit Verachtung auf die rings sich darbietenden Feigenblätter blickend.

Wie aber nach dem ersten Buch Mosis die Kinder Noah von dem Herrn als Daseinstrost die Worte empfingen: „So lange die Erde stehet, soll nicht aufhören Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht" — so erhielt das letzte Geschöpf das schöne Sprichwort, wie eine Art Verheißung für sein Land und Leben mit auf den Weg:

„Non c' è Sabato senza sole,
Non c' è donna senz' amore."

Das ist also ein uraltes Wort, lebt aber noch heute im Munde jeder napoletanischen Signorina und Signora. Was es heißt? Man könnte übersetzen:

„Es giebt keinen Samstag ohne Sonne,
Es giebt kein Weib ohne Liebeswonne."

Da aber die Liebe trotz alledem und nicht immer auf Wonne hinausläuft, so ist es besser zu sagen:

„Kein Samstag ist ohne Sonne geblieben
Und keine Donna je ohne Lieben."

Oder:

„Kein Samstag wird ohne Sonnenschein
Und keine Frau ohne Liebe sein."

Wer das Kaleidoskop noch weiter schüttelu will, mag es thun. Sprichwörter aber sind wahre Wörter, sagen die Philister. Und wirklich habe ich denn noch immer am Samstag in Neapel die Sonne scheinen sehen, war es auch nur auf wenige goldene Minuten. Hier spricht meine Erfahrung.

Für den zweiten Satz spricht die Erfahrung von hundert napoletanischen Freunden und Freundinnen: jede Napoletanerin wußte sich eine Liebe zu erlosen, sei es auch nur für wenige goldene Tage gewesen.

Die Liebe ist der Napoletanerin liebliches Loos. Was über oder unter die Liebe geht, ist nur Spitzen- und Bänderwerk des Lebens, der Besatz an dem Festkleide, sind nur Ornamente an dem Lustpavillon ihres Daseins.

Gewalt, sagt man, bildet die List aus. Was ist diese aber gegen die List, welche die Liebe ausbildet? Und in dieser List ist die Napoletanerin Meisterin geworden.

So bin ich denn durchaus nicht abgeneigt, zu glauben, daß die Tochter des Vesuv direct von der Tochter des heiligen Lucas, des Protectors der Maler, abstamme. So erzählte mir wenigstens eine schöne junge Signora und aus Artigkeit mußte ich ihr auf's Wort glauben.

Sie erzählte aber folgendermaßen:

Digitized by Google

„Dem Sanct Lucas war als Freund des Schönen eine herrliche Tochter zu theil geworden. Sie wuchs heran und, Knospe noch, ward sie schon eifrig umworben von der gesammten Männerwelt. Aber der Heilige war eifersüchtig auf seine Tochter und hütete sie wie seinen Augapfel, und als er merkte, daß seine Schöne auch anfing, ihre Augen umherschweifen zu lassen und in einen schönen Jüngling aus „besitzender" Familie vernarrt war, da ließ er sie nicht mehr zu Fuße gehen, sondern trug sie auf seinen hohen väterlichen Schultern durch das Land, in der treuherzigen Meinung, sie dergestalt vor der Liebe Lust und Leid, hauptsächlich aber vor den Anfechtungen des Fleisches zu wahren.

Solches Gebahren gefiel aber dem lieben Gott übel, und er sprach zürnend: „Höre, alter Luca, Du wirst doch wahrlich nicht der Erste sein wollen, der ein Weib vor Liebe behütet?"

Aber Lucas trotzte verblendet und sprach: „Strafe mich mit Hörnern an der Stirn, wenn ich es nicht durchsetze, mein Mädchen als Jungfräulein in aller Unschuld zu erhalten."

„Gut", antwortete der Vater, „nous verrons!"

Da geschah es eines Tages, daß er seine Tochter, die sich plötzlich ihrer menschlichen Natur bewußt wurde, an einer schamhaft verbergenden Gartenmauer nur für einen Moment von den Schultern lassen mußte. — Arglos lud er sie wieder auf. Aber — die Last wuchs von da ab, und der gute Lucas ward mit Schrecken inne, daß er auch noch einen Enkel zu tragen hatte.

Verzweifelt, daß auch gar nichts gegen die List der Liebe geholfen hatte, fuhr er sich nach den Haaren und erwischte die — Hörner. Von da ab ward er ganz heilig.

Von dieser Lucastochter also stammt die Napoletanerin ab.

Und wenn man aus der letzten Beichte, die immer ernsthaft genommen wird, abgelegt von einer jungen vornehmen und schönen Dame, auf das Leben der Napoletanerin im Allgemeinen zurückschließen will, so ist eben dieses Leben Liebe und nur Liebe. Diese Dame aber sagte: „La mia confessione è presto fatta: sono giovane, sono stata bella, mi è stato detto; potete indovinare il resto!" Das heißt aber: „Meine Beichte ist schnell gemacht: ich bin jung, ich bin schön gewesen, wie mir gesagt ward — den Rest könnt ihr errathen!"

Und wie diese — cosi fan tutte!

Ja, ich wiederhole, was ich schon anderwärts gesagt, die Napoletanerin ist nicht zum Ernst und nicht im Ernst geschaffen worden. Es war durchaus ein Capriccio der Natur, als sie dieses Wesen schuf. Sie schuf sie ohne Ziel, ohne Plan, ohne ein bestimmtes Absehen, und war ganz gewiß ebensoweit davon entfernt, eine Venus, wie eine Minerva zu bilden. Sie entstand in der heitern Laune eines heißen Sommertags, ein Phantasiebild blühender Garnichts-Gedanken, und wurde ein kleines, üppiges, gedankenloses, doch immerhin graziöses Geschöpf.

Sie ist ein rechtes Kind der vulcanischen, wärmeathmenden Natur des Südens, gebildet aus rothen Rosen und gelben Georginen, aus ernsthaftem Leichtsinn und lustiger Leidenschaft, aus Liebe, Eifersucht und Haß, aus Gluth und Härte, aus Grausamkeit und Mitleiden, großen Fehlern und ganz kleinen unbewußten Tugenden, verziert mit allerhand niedlichen, blumigen, flitterhaften Reizen, die bei wechselnder seelischer Bewegung in kaleidoskopischer Vermischung

Digitized by Google

schillern wie die Haut einer Schlange unter Rosen, wie der Golf, wie die lachenden Rebenhügel ringsum im Lichtglanze einer potenzirten Sonne.

Sie ist auch ein rechtes Kind der napoletanischen Geschichte: wechselnd, wandelbar, veränderlich wie diese: heute Königreich, morgen Republik, heute süße Sacerdotessa der Venus, morgen derbe Maccaroniköchin — und das Alles der Lieb' zur Liebe.

Nur Vestalin hat sie nie gespielt.

Ihr Körper weist eine ganze Völkerkarte auf: Griechin, Spanierin, Normannin, Sarazenin, Französin und Deutsche. Von Allen ein wenig.

Und wir studiren daran heraus die spanische Sonne in flammenden Augen und goldenem Teint, die lieblichen Rosen der Normandie, alten Normannentrotz, leichtsinnige französische Ohren, sarazenisches Haar, den Nacken Deutschlands, griechische Heiterkeit und List, wie griechischen Leichtsinn in reicher Mischung.

Ein bestimmter oder scharf zu bestimmender Typus ist an dem napoletanischen Frauengeschlecht nicht zum Ausdruck gekommen, denn fängt man mit einem normalen Schönheitsmaße an zu messen, so will es nirgends recht stimmen. Will man dann dem Typus, der doch wiederum entschieden den Charakter des Südländischen trägt, einen eigenen Namen geben, so paßt eben keiner. Pikant ist er wie eine Sardelle im Salze, reizvoll wie eine Schale duftender Erdbeeren, berauschend oft wie eine Orangenblüthennacht in den Gärten Sorrento's, gefahrdrohend wie der erregte Vesuv, alles das, ja, was aber will das sagen? Er ist unberechenbar und nicht zu specificiren.

Zergliedern wir napoletanische Schönheit, so finden wir so häufig einen reizenden, schwellenden, üppigen Mund, einen fleischgewordenen Kuß, und hinter den Lippen durchgängig, bei Hoch und Niedrig (mit Ausnahme von dem Strande Santa Lucia, wo schon des Kindes erste Zähne von Natur schwarzfleckig durchbrechen) blendendweiße und schöngewachsene Zähne. Wir finden große, tiefschwarze, glänzende, verführerische Augen, herztödtende Augen ohne Erbarmung, mit denen sie sich Dir und gleichzeitig Deinem Nachbar verbinden; meist herrlich gezeichnete Augenbrauen, blauschwarzes volles Haar — alles im Einzelnen betrachtet schön, oft vollkommen, aber das Ensemble fehlt; es fehlt den einzelnen Schönheiten der classische Nexus, die Harmonie, welche nur eine durch Jahrhunderte andauernde edle Erziehung und eine dieser entwachsene große ruhige Seele zu erzeugen im Stande ist.

So wird das Antlitz einer erzogenen und gebildeten Deutschen, mag sie noch so viele Mißhandlungen des Herzens durch lange Jahre erfahren haben, immer sanft und schön bleiben, es wird sich ewig von dem grimmigen und gemeinen Ausdruck des Gesichtes des mißhandelten Weibes niedriger Classen unterscheiden, das seinen Zügen nie Zwang anthat.

Die Napoletanerin hingegen hat bei Affecten, bei erregten Leidenschaften, bei Verletzungen des Herzens unter Hoch und Niedrig nur ein Gesicht.

So unterscheidet sie sich schon von der Römerin. Alles, was wir bei dieser bewundern, geht jener ab.

Die Römerin ist heiter ruhig, die Napoletanerin flirrend bewegt, dann plötzlich apathisch. Jene hat politischen Sinn, ist erfüllt von Vaterlandsliebe, diese ist eine Intriguantin, voll Egoismus und wird nicht bewegt von politischen Fragen. Die Römerin fordert zur Sammlung auf, die Napoletanerin verwirrt. Wie gesagt: das römische Weib ist aus hohem Marmor gebildet, dieses aus zerbrechlichem, bizarren, heterogenen Stoff.

Digitized by Google

Wie Königinnen wandeln die Römerinnen daher, diese schlanken hohen Leiber mit den breiten Schultern und Hüften, dem schön getheilten Nacken, mit dem engen Gürtel. Sie wiegen sich nicht, sie biegen sich nicht, sie schweben dahin wie auf wallenden Wolken wandelnde Göttinnen. In ihnen fand das vornehmste Gesetz der Plastik seine Erfüllung. In ihnen finden vereint sich, wie die sieben Farben der Iris, die „sieben Schönheiten", von denen der Volksmann durch ganz Italien singt:

„Sette bellezze voule aver la donna,
Prima che bella si possa chiamare:
Alta dev' esser senza la pianella,
E bianca e rossa senza su' lisciare,
Larga pi spalla, e stretta in centurella,
La bella bocca, e il bel nobil parlare.
Se poi si tira su le nere trecce,
Decco la donna di settes bellezze."

(„Schönheiten sieben sei'n dem Weib gegeben,
Bevor es wirklich schön sich wolle dünken:
Hoch sei sie, ohn' in Schuhen sich zu heben,
Und weiß und roth, doch ohne sich zu schminken,
Von Schultern breit, doch eng im Gürtel eben,
Von schönem Mund will edles Wort man trinken.
Und wenn dann dunkle Locken sie umschweben,
So sind die sieben alle ihr gegeben.")

Die körperlichen Schönheiten sind begleitet von einem würdigen, artigen Benehmen, und von bezaubernder Wirkung ist das „bel nobil parlare", die herrliche, volltönende Sprache der Römerin. Wer sich einmal ganz diesem Zauber einer solchen Rede hingegeben, deren tiefe, weiche Töne und flüssige Vocale, melodisch und harmonisch wie ein Gesang, wie südliche Blumen sich um die Seele des Hörers ranken und schmiegen, der vergißt ihn nimmer. Wie Lied der Sirenen ertönt es nordischem Ohr. Aber auch der Italiener preist seine Sprache sprichwörtlich, als am schönsten in römischem Mund: Lingua toscana in bocca romana.

Wie anders die Napoletanerin!

Ihr Gang ist nicht hoch, nicht stolz und sicher, sondern ein Mittelding zwischen Hüpfen und Schleppen, wobei sie sich durchaus nicht scheut, das bewegliche Köpfchen neugierig nach allen Seiten zu drehen. Sie sind wie Eidechsen, wie die berühmten Lacerten, die Goethe in seinen Venezianischen Epigrammen schildert.

Die Füße, hier dürfen wir allerdings der Napoletanerin die Palme überreichen, die Füße sind unbedingt für den Tanz gemacht. Wahrlich, weiter haben sie keinen Zweck, außer dem, im Zorne heftig zu stampfen, es sind keine Gehfüße, denn sie sind durchgängig klein, fein und zierlich in Zehen und Knöcheln.

Die Hände (es folgt eine neue Palme) sind zart und zärtlich, zum Küssen gemacht, sonst aber ziemlich ungeschickt in weiblichen Arbeiten, aber Meisterinnen in der Zeichensprache. Man muß staunen darüber, was diese kleinen zierlichen Finger Alles sagen können, wenn irgend eine Leidenschaft die Nerven bis in ihre Spitzen, unter die Nägel aufregt. Diese Hand ist der Napoletanerin zweiter Mund, und da sie also zwei hat, so ist es kein Wunder, wenn sie vielsagender ist als andere Frauen. Ich aber sehe sie viel lieber aus der Ferne mit den Händen sprechen, denn in der Nähe trifft es

Digitized by Google

zu, das bekannte Wort: „Als sie mich nicht ansprach, sprach sie mich an; als sie mich aber ansprach, sprach sie mich nicht an.“ Erschreckt und aus sieben Himmeln gefallen, steht man nur zu oft vor dem rauhen, heisern, schnatternden Tone, den dieser Mund hervorbringt; er ist unweiblich und unschön.

Sind Hände und Füße fein und zierlich, so haftet dem Körper, dem sie dienen, hingegen eine Fülle an, die anderswo mit „blühendem Fett“ bezeichnet wurde, das allerdings in der Blüthezeit seine orientalischen Reize hat, das aber auch dazu beiträgt, die Schönheit rasch verfallen zu lassen, und im Alter, bei guter Ernährung, Kolosse ausbildet, die dem Ideal eines Mohren-Fürsten gleichkommen mögen, die dem civilisirten Weißen aber auch in der kältesten Jahreszeit einen Schauder, im Moment aber, besonders dem weichherzigen, tiefes Mitleid einflößen.

Diesen Leib, eben auch der Lieb zur Liebe, mit Stoffen überreich zu behängen, ist der Zeitvertreib des Tages.

Aber die Napoletanerin weiß sich nicht zu kleiden.

Reich sind die Stoffe, meist recht kostbar — aber gewählt sind sie schlecht, herzlich schlecht, und paßt ein Stück meist zu dem andern wie die einzelnen Theile des Gesichtes zu einander passen. Es fällt ihr gar nicht ein, den meist bräunlichen Teint, das schwarze Haar, die ovale oder runde Gesichtsform bei der Wahl der Kleider, des Hutes zu berücksichtigen. Was ihr bei einer Blondine gefiel, wendet sie auch auf sich, die Brünette, an. So kleidet sie sich schließlich wie eine Zofe, die die zusammengewürfelten Abfälle aus dem Kleiderschranke ihrer Herrin trägt, oder, wie Goethe jene napoletanische Prinzessin schildert, „wie eine Putzmacherin, die, für die Zierde Anderer sorgend, ihrem eigenen Aussehen wenig Aufmerksamkeit schenkt“.

So verkleidet sich die Prinzessin, entstellt sich, wie die sonntäglich geschmückte Fischerstochter. Wie rechte Kinder greifen sie nach dem Buntesten, was zu finden, und mischen, wie ihr Charakter aus hundert Farben gemischt ist, das Roth dem Lila, Gelb und Blau, tragen sie fünf, sechs Farben zu gleicher Zeit.

Das Goethe'sche: „Kleid' eine Säule — sie gleicht einem Fräule“, paßt auf diese Frauen nicht Noch so schön gekleidet, wollen sie nie recht einem Fräule gleichen. Ihr Anzug macht sie meist verdächtig, wenigstens nach deutschen Begriffen.

Daß sie dabei, wie alle Frauen, auf einen gewissen Nimbus hält, versteht sich von selbst, und mit Hülfe der ihr angeborenen Schlauheit weiß sie sich dem Befangenen gegenüber sogar einen großen Schein von Sentimentalität, von poetischer Verständnißinnigkeit zu geben, versteht sie sogar manchmal sich in eine, wenn auch nur kurz dauernde Gefühlsschwärmerei hineinzuarbeiten.

Den Kenner jedoch täuscht sie nicht, dem weht die Kälte in's Gesicht. Mag allenfalls der Franzose für sie eingenommen sein, von dessen Blut ja ein gut soldatisch Theil in napoletanischen Adern kreist; der Deutsche, der mit ruhigem Blicke den Weizen von der Spreu zu unterscheiden weiß, fühlt sich nur zu bald durch napoletanisches Wesen verletzt, abgestoßen.

Unter allen Formen, in allen Fällen wird er einen Fehler finden: ist sie groß, so ist sie faul, schleppend, unmäßig; ist sie klein, so ist sie voll niederer Leidenschaften, hitzig, giftig, eine geschmeidige, beißende Schlange; ist sie schön, so ist sie eitel über die Maßen, kokett bis zum Extrem, anspruchsvoll und

Digitized by Google

doch treulos; iſt ſie häßlich, ſo iſt ſie putzſüchtig, verdrießlich, intriguenvoll und bigott.

Es gelingt ihr eben leicht, Alles zu ſein; eine Heilige in der Kirche, ein Engel auf der Straße, im Hauſe ein ſiebenköpfiger Teufel, eine Kokette am Fenſter und in der Geſellſchaft, an der Thür und im Theater eine Elſter.

Sie hat mehr Magen als Herz, mehr Schale als Kern, mehr Fleiſch als Seele, iſt mehr Schein als Sein.

Der Rettig gefällt ihr mehr als die Roſe.

---

## Memento momenti.

Wer lobt euch ſpäter, wenn der Tod
Euch ſchonungslos empfangen,
Daß ihr zur Luſt beim Morgenroth
Nicht fröhlich ausgegangen?

Der Kuß, den euch ein Gott beſcheert,
Wohlan, er ſei genoſſen,
Die Thräne, die uns ihn verwehrt,
Zu ſchnell kommt ſie gefloſſen.

Drum wenn euch lockt ein ſchöner Tag,
Greift zu mit beiden Händen.
Es kann der nächſte Stundenſchlag
Das Zagen raſch beenden.

Frag' nicht, ob Gott es wohlgefällt,
Daß Du ein wenig ſündigſt,
Und einen Kuß der kalten Welt
Als Göttertrank verkündigſt.

Wer ſtrebt, von Sünden frei zu ſein,
Entſage dieſem Leben,
Wer ſie gelegt in's Herz hinein,
Mag der ſie auch vergeben.

Julius Kühn.

---

Digitized by Google

# Gräfin Anna.

Novelle von **Carl Weiß.**

(Schluß.)

Gerhard — Sie gestatten mir wohl, den Familiennamen Ihres jungen Landsmannes zu verschweigen — war liebenswürdig und bescheiden in seinem Auftreten, dabei wenig im Schloß anwesend, da er sich meist auf den nahen Bergen umhertrieb, die Mappe unter dem Arme und eine kleine Jagdflinte über die Achsel geworfen.

Nur bei schlechtem Wetter blieb er im Schloß und beschäftigte sich mit der Ausführung seiner Skizzen. Nach und nach fing Anna an, sich für den jungen Maler zu interessiren, so schien es mir zum Mindesten, denn sie begann unter seiner Leitung ihre Zeichnenstudien, die sie längst aufgegeben hatte, wieder aufzunehmen.

So vergingen einige Wochen, Gerhard blieb auf dem Schloß, obwohl seine Aufnahmen längst vollendet in seiner Mappe lagen.

Eines Morgens war ich frühzeitig ausgeritten und wollte heimreitend eben dem Schloß zulenken, als ich in dem Parke durch das niedere Gebüsch, das sich an der Mauer hinschlängelte, ein weißes Kleid schimmern sah, bald darauf — ich hatte mein Pferd rasch angehalten — schlugen Stimmen an mein Ohr, es waren die meiner Frau und Gerhard's. Einer unwiderstehlichen Regung folgend sprang ich aus dem Sattel auf den Sockel der Mauer, schwang mich an dem Gebüsch hinab und schlich vorsichtig weiter.

Kaum hatte ich ein paar Büsche hinter mir, als ich auch bereits Beide deutlich sehen und ihre Stimmen genau vernehmen konnte.

Gerhard saß neben Anna in deren Lieblingslaube und schien eben beschäftigt, ihre Zeichnungen zu prüfen.

Ich schlich mich so nahe heran, daß mir kein Wort, kein Blick Beider entgehen konnte, Anna sah schöner denn je aus, doch bleich und ihre Lippen umspielte jenes müde Lächeln, das sie fast nie mehr verließ.

„Gräfin", sagte Gerhard plötzlich, indem er Mappe und Stift von sich stieß, „ich kann nicht länger so kalt und gleichgiltig neben Ihnen sitzen und die Komödie weiterspielen, als interessirten wir uns wirklich für diese Zeichnungen! Ich weiß, Ihre Gedanken sind ebensowenig bei den Schattirungen dieser Baumgruppe als die meinen, darum lassen Sie uns ehrlich gegen einander sein!"

„Und was wollen Sie mir sagen?" frug Anna ruhig.

„Ich weiß es selbst nicht, Gräfin, aber ich sehe, daß Sie leiden —

Digitized by Google

o blicken Sie nicht so kalt und abweisend auf mich — Sie leiden und ich bin unglücklich, diesem Schmerze gegenüber so ganz ohnmächtig zu sein!"

„Sie sind überspannt, mein lieber Freund", erwiederte Anna noch immer lächelnd, „Sie haben Romane gelesen von leidenden, unverstandenen Frauen und glauben nun, daß jede Frau, der Sie in der Gesellschaft begegnen, leidend und unverstanden sein müßte! Sie sehen, auf diesem Gebiete werden wir einander fremder als auf künstlerischem, bleiben wir darum bei dem letzteren!"

Damit bückte sie sich und griff wieder nach der Mappe.

Allein Gerhard fiel ihr in den Arm.

„Zeigen Sie sich gegen Alle hier im Schloß so glücklich und zufrieden als Sie es vermögen!" rief er leidenschaftlich, „seien Sie heiter, ja überlustig wie sehr es Ihnen gutdünken mag, mich machen Sie darum doch nicht an Ihr Glück glauben! Spotten Sie meiner, nennen Sie mich einen Thoren, einen Schwärmer — aber ein unbezwingliches Gefühl sagt mir: Sie sind unglücklich! Und diese Erkenntniß schmerzt mich doppelt, da Sie mich nicht Ihres Vertrauens würdigen, Frau Gräfin!"

„Noch einmal, Herr Gerhard, ich verstehe Sie nicht!" unterbrach ihn Anna abweisend.

„Ach, daß Sie mich verstünden!" stürmte der Maler exaltirt, „daß Sie den aufrichtigen Freund in mir erkennen wollten! Glauben Sie mir, Frau Gräfin, meine Freundschaftsanerbietung ist keine Phrase, kein leeres conventionelles Wort, ich möchte wahrhaft Ihr Freund sein dürfen, Ihr Tröster in Ihren Leiden, Ihr Bruder in Ihren Freuden, Ihr Schutz in jedem Augenblicke, da Sie dessen bedürfen, ach, ich würde mein Leben dieser schönen Aufgabe weihen, denn — ich liebe Sie, ich bete Sie an!"

Anna sprang auf und Gerhard verstummte vor ihrem stolzen Blick, der ihn vernichtend traf.

Ach wie schön war Anna in diesem Augenblicke! Welch' eine Würde athmete die rasche Bewegung ihres vollen Armes, mit der sie Gerhard zurückwies!

„Ich sehe, mein Herr, daß es an der Zeit ist, unsere Zeichnenstunde abzubrechen!" sagte sie endlich hochmüthig.

Gerhard stammelte verwirrt einige mir unverständliche Worte.

„Mein lieber junger Freund", fuhr Anna ruhig mit spöttischem Lächeln fort, „soll ich Ihnen sagen, warum Sie mich plötzlich mit einer so unvermittelten Erklärung überfielen? Hören Sie mich ruhig an und wiedersprechen Sie mir dann, wenn ich Ihnen Unrecht that.

Die Freunde meines Gatten, welche Ihnen die Empfehlungen hierher übergaben, sagten Ihnen wohl mit leichtem Lächeln: „Hüten Sie sich, junger Mann, auf Schloß L . . . ist eine junge Herrin." Sagten sie das nicht? Genug, Sie kamen hierher und es schien Ihnen bald, als bevorzuge ich Sie! Ist es nicht so? Glaubten Sie dies nicht? Sehen Sie wohl, Sie können keine meiner Voraussetzungen leugnen! Und wes-

Digitized by Google

halb hielten Sie sich berechtigt dies zu glauben? Ich will es Ihnen sagen: weil ich Ihren Arm nahm wenn ich spazieren ging, weil ich mich etwas lebhafter für Ihre Studien interessirte, weil ich selbst unter Ihrer Leitung wieder mit Vergnügen zu zeichnen begann und mich der Fortschritte freute, die ich meinem anfangs widerspenstigen Stifte abzwang! Ihr Künstler wollt nie begreifen, daß man Eure Schöpfungen von Eurer Person trennen, daß man sich für ein Werk Eurer Hand begeistern kann, ohne nach seinem Urheber zu fragen! Seltsame, Euch selbst demüthigende Eitelkeit! Doch genug davon. Ihnen war mein leichtes Interesse natürlich Beweis genug, die Ueberzeugung reifen zu lassen, ich bevorzuge Sie ... ich suche nach einem wahlverwandten Herzen und glaube es in Ihnen gefunden zu haben ...! Können Sie dies leugnen?"

Gerhard machte eine abwehrende Bewegung, doch ohne darauf zu achten fuhr Anna fort:

„Sie sagten sich nun: Halt, hier bietet sich Dir Gelegenheit einen kleinen pikanten Roman anzuspinnen, der sich im Winter herrlich verwenden lassen wird. Im Club oder in jenen Gesellschaften, die Sie und Ihre Freunde besuchen, wird dann eine Bemerkung hingeworfen, ein ausdrucksvolles Lächeln, ein „Wenn ich reden wollte" — und Sie sind der gefeierte Held, der Löwe des Tages! Es macht sich ja auch so hübsch, ein Künstler und eine Dame aus der Gesellschaft, man hat dies wiederholt in Romanen gelesen, auf der Bühne beklatscht, warum es nicht auch einmal im Leben, in pikanter Wirklichkeit wiederholen? ... Aber Sie sehen, mein Herr, ich bin nicht die Heldin, die Sie suchen, ich passe nicht in den Rahmen Ihrer pikanten Abenteuer."

Sie schwieg. Da Gerhard nichts erwiederte, fuhr sie mit harter Stimme fort:

„Nun, Herr Künstler, so sagen Sie mir doch, daß ich Unrecht habe!"

„Frau Gräfin", erwiederte der junge Mann zögernd, indeß eine dunkle Röthe sein hübsches Gesicht überflog, „ich fühle, daß meine Aufwallung, der ich so unüberlegt Worte verlieh, eine Zurechtweisung verdiente und ich muß diese darum auch ruhig erdulden, allein den Vorwurf, den Sie jetzt eben gegen mich schleuderten, verdiene ich nicht, denn ich bin kein Bube, der mit Frauenliebe prahlt! Ich habe stets gelacht, wenn Andere in emphatischem Tone von Liebesqualen sprachen, weil ich an die Liebe, wie sie die Menschen um mich her stets marktschreiend im Munde führen, nicht glaubte, und vielleicht auch zur Sühne hierfür mußte die erste heiligste Empfindung meines Herzens Hohn und Beleidigung finden statt Erwiederung! Verzeihung, Frau Gräfin, ich weiß wahrhaftig nicht mehr was ich spreche, verzeihen Sie die dreisten Worte, durch die ich Ihren Zorn heraufbeschwor, vergeben Sie, daß ich es wagte, mich armen unbedeutenden Künstler Ihnen als Freund erbieten zu wollen ... denken Sie, daß ich ein Wahnwitziger war, dem Ihre Güte, die ich beklage, der Vernunft beraubt hatte ... verzeihen Sie mir und — leben Sie wohl!"

Die letzten Worte stammelte er unter mühsam zurückgedrängten



Digitized by Google

Thränen und mit einer tiefen Verneigung verließ er raschen Schrittes den Park.

Ich habe ihn nie wieder gesehen!

Anna starrte ihm eine Weile unbeweglich nach, dann seufzte sie tief auf und sank auf die Moosbank zurück, den Kopf trübe in beide Hände stützend.

Ich konnte nicht länger an mich halten, mit einer raschen Bewegung theilte ich das Gebüsch vor mir und stand plötzlich vor Anna, die bei meinem Anblick jäh aufschrak.

„Sie haben gelauscht!“ stieß sie empört hervor.

„Ja, ich war Zeuge Deiner Unterredung mit Gerhard!“ rief ich und erfaßte in übermächtiger Erregung ihre Hand.

„Weib! fließt denn kein Tropfen jugendlich tollen Blutes in Deinen Adern? Lügen denn diese glückverheißenden Augen, lügen die schwellenden Lippen, lügt der sinnberückende Zauber, der Dein ganzes Wesen zauberhaft umdämmert, jubelt denn keine Fiber in Dir dem Manne, dem Genuß entgegen?!“

Einen Augenblick flammte etwas in ihrem Blick auf, was einer Antwort auf meine Frage glich, der Antwort, der ich so sehnend entgegenzitterte, doch rasch wie er gekommen war, erlosch der Glanz wieder, und mit müder Stimme erwiederte sie in einem Ton, dessen Kälte sich lähmend auf mein thörichtes Hoffen senkte:

„Ich muß Dich bitten, Marcel, Deine Phrasen bei Frauen an Markt zu bringen, die sie besser zu würdigen wissen; für mich sind sie, Du weißt es ja, eben nur leere Worte, schön genug gesetzt, um das Gemeine der Empfindung, das sie aussprechen, in ein möglichst gesellschaftsfähiges Kleid zu hüllen!“

„Anna!“

„Nein, starre mich nicht so entsetzt an!“ fuhr sie erregter fort, „oder wolltest Du, ich hätte dem Gecken Gehör gegeben?“

„Bei Gott!“ rief ich meiner selbst nicht mehr mächtig, „besser, Du hättest es gethan, zum Mindesten wüßte ich, daß ich ein Weib zur Gattin nahm und nicht einen schön geformten Marmorblock!“

Anna fuhr mit einem Aufschrei zurück.

„Marcel, das war zu viel!“ stöhnte sie.

Im selben Augenblick bog die Wärterin mit dem kleinen Hubert in die Allee ein, die zur Laube führte, Anna riß ihr das Kind aus den Armen und drückte es stürmisch an die Brust.

„Schütze mich, daß ich Deinen Vater nicht verachten lerne!“ flüsterte sie mit gepreßter Stimme und eilte mit dem Kinde davon.

Die Wärterin sah ihr erstaunt nach und ich hatte Mühe, ihr einen Vorwand für Anna's Heftigkeit zu erfinden.

Endlich folgte sie ihr kopfschüttelnd und ich blieb in einem Zustand zurück, den zu schildern Sie mir wohl erlassen.

Bei Gott, so sehr ich die Feigheit eines Selbstmordes von je verachtet hatte, in jener Stunde lag kaum mehr als ein Athemzug zwischen mir und dem Tod.

Digitized by Google

Mir schauderte, als diese Anwandlung überwunden war, mir war es wie Einem, der an seinem offenen Grabe vorüberkam, ein Fingerdruck und die ganze Leidenskomödie ist ausgespielt — — aber nein, nein! Ich wollte ja leben, ich mußte leben, um mein verlorenes Glück wieder zu erringen.

## V.

Im Herbst verließ ich mit Anna und den Kindern Schloß L . . . und zog nach Lemberg, wo wir uns kennen lernten, bester Freund.

Alles um uns her veränderte sich, Umgebung, Gesellschaft und damit auch die Gewohnheiten unseres bisherigen Lebens, nur Eines blieb unverändert: Anna's freundlich kühles Wesen.

Ich hatte das Haus an der G.straße gemiethet — Sie sahen es ja — ich wollte nicht nach Warschau, wo mein Familienhaus unbenutzt stand, da ich mich dort manchen gesellschaftlichen Pflichten, denen ich mich in Lemberg leichter entziehen konnte, unabweislich hätte unterwerfen müssen.

Anna bezog mit den Kindern sofort den rechten Flügel des Hauses, mir die Benutzung des übrigen Raumes überlassend. Nicht etwa, daß sie in irgend welcher Weise ihre Pflichten als Hausfrau verabsäumt hätte! Im Gegentheil, sie war ein reizendes Hausmütterchen; im einfachen Hauskleid, mit einem großen Schlüsselbund am Gürtel — auf den sie recht stolz zu sein schien — schaltete sie im Hause in ihrer stillen liebreizenden Art und verstand es, mir ein trauliches Heim zu schaffen. Wenn der Abend kam und ich in den kleinen Salon trat, dann fand ich sie meist vor dem Kamin sitzend, in dem ein helles Holzfeuer lustig zischte, die kleinen Füße gegen das Kamingitter gestemmt und den Kopf in die Hand gestützt. So saß sie stumm da und blickte unverwandt in die Gluth. Ach, wie schön sie war! Das eng anliegende schmucklose Hauskleid brachte ihre schwellenden Formen zur entzückendsten Geltung, auf das zierliche Köpfchen, das in der feinen Hand ruhte, warf die züngelnde Flamme tanzende Lichter und zauberte ein trügerisches Lächeln um ihre Lippen . . . o, was habe ich gelitten in solchen traulichen Abendstunden!

Sie gab sich viel Mühe Polnisch zu lernen und einmal überraschte ich sie, als sie eben eines unserer schönen, wehmüthigen Volkslieder — den Blick starr in die Flammen gerichtet — leise vor sich hin recitirte. Sie sprach mit inniger Empfindung und fast ohne fremden Anklang in der Aussprache. Als sie mich gewahrte, hielt sie inne, lächelte mir freundlich zu und schloß das Lied. Doch war sie nicht zu bewegen es zu wiederholen.

Eines Tages trat ich in die Thür und gewahrte sie vor dem Fenster sitzend und den kleinen Hubert im Schooß haltend. Sie war eben bemüht ihm das Wort „Papa" zu lehren. Und als er dies endlich unter vielem Würgen hervorstotterte, sollte er auch noch „lieber Papa" sagen, sie sprach es ihm wohl hundert Mal vor und mit einer Innigkeit im Tone, die mich im Innersten erbeben machte — aber der Junge sagte



Digitized by Google

immer und immer wieder „Mama“ — und ich schlich mich beschämt davon.

Vor der Thür begegnete mir unser Hausarzt, den Sie ja später auch kennen lernten. Er faßte mich am Arme und bat mich um eine Unterredung; als wir auf meinem Zimmer angelangt waren, sagte er mit ziemlich verlegener Miene:

„Verzeihen Sie die Dreistigkeit der Frage, die ich an Sie richte, Herr Graf, aber meine Eigenschaft als Arzt Ihrer verehrten Familie und besonders der Frau Gräfin“ — dies betonte er ganz eigenthümlich — „giebt mir ein Recht hierzu, ja macht es mir sogar zur Pflicht . . .“

„Bitte, fragen Sie immer zu, lieber Doctor!“ unterbrach ich ihn geängstigt, denn ich wußte nicht, wohinaus er wolle und fürchtete, Anna verschweige mir ein Leiden, das an ihr nage.

„Sind Sie krank, Herr Graf?“ frug er mich nach einer kurzen Pause leise.

„Ich?“ frug ich erstaunt zurück, „wie kommen Sie darauf?“

„Nun, ich dachte . . . ich setzte voraus . . . da ich sonst keinen Grund zur Erklärung meiner Beobachtungen finden kann . . . die Frau Gräfin ist gesund, vollkommen gesund, bis eben auf . . . und so dachte ich, daß Sie, Herr Graf — —“

„Ja, muß denn Jemand hier im Hause krank sein, ich sehe die Nothwendigkeit nicht ein!“ rief ich, da ich ihn noch immer nicht verstand.

Er nahm eine Prise, klopfte die herabgefallenen Tabakkörner sorgfältig von Rock und Hemd und sagte dann mit einem verlegenen Lächeln: „Ich sehe, Herr Graf, ich muß deutlicher werden! Die Frau Gräfin klagt wiederholt über Zustände, deren Erklärung ich absolut nicht finden kann, wenn der Herr Graf sich ebenso wohl fühlen, als die Frau Gräfin“ —

Nun verstand ich ihn.

„Sie sind ein Narr!“ zischte ich zwischen den Zähnen hervor und lief davon, als folgten mir alle Furien der Hölle!

Er muß mich für recht verrückt gehalten haben, der gute Doctor! Freilich wohl, wie konnte er ahnen, was zwischen mir und Anna lag!

Allein meine Kraft war am Ende, ich fühlte, daß ich dies Leben neben Anna nicht länger ertragen könne ohne wahnsinnig zu werden, denn manchmal zuckte etwas in mir auf, eine Rachelust, die mir zuflüsterte „tödte sie, wenn sie nicht Dein sein will, tödte sie und Dich, so ist die Qual am Ende . . .“ und der Gedanke verfolgte mich, wohin ich ihm auch zu entlaufen trachtete; sogar in meine Träume schlich er sich und drückte mir den Dolch in die widerstrebende Hand . . .! ja, das war der Wahnsinn, der nach meinem fiebernden Kopf griff, in ruhigen Stunden schauderte mir vor einem Blick in meine düstere Zukunft.

Eines Abends fand ich Anna wieder allein vor dem Kamin, ihre Hände ruhten nachlässig im Schooße und an ihrem Auge schien eine Thräne zu zittern. Mir schnitt es durch's Herz, als ich sie so einsam sitzen sah, ihre Lippen schienen sich zu bewegen, ich hielt den Athem an und horchte.

Digitized by Google

Mein Gott! hatte sie nicht meinen Namen geseufzt und jetzt, jetzt wieder, nein, ich täuschte mich nicht, mich äffte kein Traum, nun klang es deutlich an mein Ohr: „Marcel!“ und in welchem Tone!

Mir schwindelte, ich fühlte das Pochen meines Herzens immer rascher und rascher, meine Pulse flogen, ich stürzte — selbst nicht wissend, was ich that — zu Anna's Füßen und stammelte unter Thränen:

„Anna, Du liebst mich, Du liebst mich!“

Ich weiß nicht mehr, was sie erwiederte, denn meine Erregung war übermächtig, allein ich weiß, daß sie mich ernst und kalt zurückwies, als ich liebestrunken meinen Arm um sie schlang; ich weiß, daß sie von Trennung sprach, von einem gebrochenen Versprechen, doch was galt mir dies Alles in jenem Augenblick — ich war so wahnsinnig ihr von Gewalt zu sprechen — da sprach sie ein Wort aus, ein einziges, das mich ernüchterte:

„Feigling!“

„Bei Gott, ich werde mich Deiner zu erwehren wissen!“ setzte sie mit fliegendem Athem hinzu.

Als sie sah, daß ich betäubt zurückfuhr, sagte sie mit eisiger Stimme, noch zittert mir jedes ihrer Worte durch alle Fibern:

„Der heutige Tag hat das letzte Band zerrissen, das uns noch aneinander fesselte. Nun ist Alles vorüber und ich bitte Sie nur, mich zu keinem öffentlichen Schritt zu zwingen, um meine Freiheit wieder zu erlangen — wir sind am Ende, Marcel!“

Und ehe ich mich zu einer Erwiederung sammeln konnte, war ich allein.

Ja, nun fühlte ich es, nun war Alles aus, meine Kraft war gebrochen, der letzte Hoffnungsschimmer erloschen; wie dem Ertrinkenden das Brausen der Wogen, so hallte es immer und immer in meinen Ohren wieder: „Wir sind am Ende, Marcel.“

Ich taumelte fort durch die einsamen Straßen, bis ich endlich — ohne selbst zu wissen, wohin — zu Ihnen kam. Sie waren wohl recht erstaunt, als ich in Ihr Zimmer trat, gebrochen, jedes innern Haltes beraubt, einem Geächteten gleich, der schluchzend rückwärts schaut in sein verlorenes Eden . . . o, ich will nicht daran denken!

So verging die Nacht, der nächste Tag. Thadeusz frug mich, ob er einpacken solle, denn die Frau Gräfin rüste zur Abreise, ich faßte ihn wie toll an der Brust und schrie ihm zu, ob er mich höhnen wolle? Der arme Teufel flog erschrocken davon und im Nu wußte es das ganze Haus: der Herr sei wahnsinnig geworden!

Mir galt es gleich; meiner selbst überdrüssig schlich ich im Hause umher und erschrak vor meinem Blick, wenn ich an einem Spiegel vorbeikam.

Der nächste Abend kam, die Nacht senkte ihre Schleier auf meine müde Stirn herab — am nächsten Morgen wollte Anna abreisen, so hatte ich es von den Dienstleuten erlauscht, denn ich schämte mich es zu

Digitized by Google

erfragen — und noch immer wanderte ich, in dumpfes Hinbrüten versunken, in meinem Schlafzimmer auf und ab, nicht fähig, einen Gedanken oder gar einen Entschluß zu fassen.

Da mit einem Mal — ich weiß selbst nicht welchem Impuls ich folgte — stürzte ich aus dem Zimmer, den Corridor entlang, dem Flügel zu, den Anna bewohnte. Ich wußte nicht, was ich drüben wollte, nur das dumpfe Bewußtsein war mir geblieben, daß ich sie noch einmal sehen, noch einmal den Klang ihrer lieben Stimme hören müsse, bevor wir uns auf immer trennen sollten.

Ich hatte den rechten Augenblick erhascht, alle Thüren waren unverschlossen, in den Zimmern standen verpackte Koffer, es war ja Alles zur Abreise bereit! Je näher ich dem Schlafzimmer Anna's kam, desto wilder pochte mein Herz, doch desto vorsichtiger schlich ich auch weiter. Endlich näherte ich mich der Thür, sie war noch halbgeöffnet und mühsam nach Athem ringend, beugte ich mich vor, um einen Blick in das Schlafzimmer meiner Gattin zu werfen!

Anna stand mit aufgelöstem Haar, das sie einem Glorienschimmer gleich umfloß, im Nachtgewand vor dem Spiegel, ihre Hände spielten mit einem kleinen blitzenden Dolch, der unter anderen Nippes vor ihr lag, während ihr Blick träumerisch in's Leere starrte.

Ach, sie war schön! Welch' ein Ebenmaß der edel geformten Glieder, welch' eine stolz anmuthige Haltung! Der blendend weiße, volle Nacken schimmerte durch die aufgelösten Flechten; ihr Gesicht war mir halb abgewendet, doch konnte ich den schmerzlichen, verlangenden Zug um ihre leise geöffneten Lippen deutlich erkennen.

Jetzt ließ sie den Dolch auf das Marmortischchen vor ihrem Bett fallen und warf mit einer zierlichen Bewegung des reizenden Köpfchens die Haare vollends in den Nacken zurück, dann wandte sie sich und schritt langsam der Thür zu, an der ich stand. Diese Bewegung gab mir die Besinnung wieder, rasch trat ich vor und in die Thür, als sie dieselbe eben schließen wollte.

Mit einem leisen Aufschrei fuhr sie zurück, als sie mich erblickte, doch faßte sie sich rasch und trat mir stolz entgegen.

„Was wollen Sie noch von mir, Marcel!" rief sie mir zu, ehe ich noch sprechen konnte, „was soll dieser Ueberfall zu solcher Stunde?"

Allein weder ihr Zorn noch ihr kalter Stolz vermochten mich vom Platze zu bewegen.

„Ich komme, um Dir Lebewohl zu sagen, Anna!" erwiederte ich ruhig, obgleich meine Pulse fiebernd jagten und ich das Pochen meines Herzens bis in den Hals fühlte.

„Dazu wäre wohl auch morgen noch Zeit gewesen!" rief sie zurück. „Doch da Sie nun einmal hier sind — leben Sie wohl!" Damit reichte sie mir abgewandten Gesichtes die Hand, entzog sie mir jedoch sofort wieder und versuchte rasch die Thür zu schließen.

Doch kam ich ihr zuvor und trat vollends ein. Die Thür fiel

Digitized by Google

hinter mir in's Schloß, Anna wich erschrocken zurück, ich drehte scheinbar ruhig den Schlüssel im Schloß herum und zog ihn ab.

„Nun sind wir ungestört, Anna" sagte ich.

„Marcel, was soll dies Alles bedeuten?" schrie Anna, indem sie erbleichend alle meine Bewegungen verfolgte.

„Das soll bedeuten", erwiederte ich noch immer ruhig, „daß ich es müde bin, den Narren Deiner Launen zu spielen, Anna."

„Ich hatte Dich schwer beleidigt", fuhr ich nach einer Pause fort, indeß ich fühlte wie allgemach meine Ruhe wich und eine fieberhafte Aufregung mir die Worte auf die Zunge legte; „wohl, darum hatteſt Du das Recht mich zu verlaſſen! Warum übteſt Du es nicht aus, warum bliebſt Du und ſtellteſt die wahnwitzige Bedingung Deines Bleibens? Liebteſt Du mich, ſo traſſt Du mit Deinem Schlag Dich ſelbſt wie mich, liebteſt Du mich nicht, warum gingſt Du nicht? Ich will es Dir ſagen: Weil Du Dich weiden wollteſt an meiner Demüthigung, mich nach Weiberart quälen und ſchließlich flehend zu Deinen Füßen winſeln ſehen . . . und ich Narr, ich kindiſcher Thor, war ſchwach genug zu betteln, wo ich ein Recht zu fordern hatte, ja, ein Recht, denn da Du bliebſt, warſt Du mein Weib, wie Du es heute noch biſt, mein Weib, das ich beſitzen will und muß! O, lache nicht ſo höhniſch und ſelbſtbewußt, zwinge Dir nicht aus falſchem Stolz ein Weſen auf, das dem Deinen fremd iſt und Dich wie mich nur elend gemacht hat! Sei wahr, Anna, Du liebſt mich! In einſamen Stunden, wenn Du Dich völlig unbelauſcht wähnſt, geſtehſt Du Dir es ſelbſt und bedeckſt mein Bild mit Küſſen, ich weiß es! Warum mir ſelbſt dieſe Kälte, dieſer Hohn? Gilt Dir das eine in der Erregung gerechten Zornes ausgeſprochene Wort höher als das Glück des Mannes, den Du liebſt, als Dein eigenes Glück? Und flüſtert die Erinnerung an jene ſelige Zeit, da Du noch mein warſt und all' Deinen Himmel nur in meinen Armen fandeſt, Dir nicht oft heimlich zu: Wirf ſie von Dir, die Scham, den Stolz — ſie ſind falſche Freunde, die Dich um das höchſte Glück, den Genuß Deiner Jugend, den Triumph Deiner Schönheit betrügen? — Ich habe gefehlt, Anna, aber ich habe auch gebüßt, ſieh mich an: die eingefallenen Wangen, die müden Augen, die der Schlaf ſeit Wochen und Monden flieht, die Furchen der Stirn, das Zittern der Hände, das haſt Du aus mir gemacht! Biſt Du nun noch nicht gerächt?!

Aber nun ende dies Spiel, ende es, denn mir gebricht die Kraft es fortzuſetzen; Du haſt Dein Ziel erreicht, Du haſt mich ſo weit erniedrigt, daß ich Dich demüthig bitte, aus Erbarmen, ende!"

Anna ſtand mit verſchränkten Armen mir gegenüber und blickte mir unverwandt in die Augen. Als ich erſchöpft inne hielt, zuckte ſie leicht mit den Achſeln und ſagte:

„Ich verſtehe Dich nicht! Du verlangſt, daß ich ende und da ich es thue und dies Spiel, wie Du es nennſt, durch mein Fortgehen ende, kommſt Du hierher, um dieſe Komödie vor mir zu ſpielen. Du weißt, ich glaube nicht an Deine Liebe, Dich reizt was unerreichbar iſt — gäb'

Digitized by Google

ich mich Dir hin — wie rasch würde diese jetzt so hoch aufflackernde Flamme Deiner Leidenschaft wieder ersterben und welch' eine entwürdigende Ernüchterung würde dem Sinnenrausch folgen, der Dich eben noch gefangen hält! Darum glaube mir, Marcel, es ist besser wir scheiden vorher! Und nun bitte ich Dich nochmals, geh' — es ist spät!"

Ich hörte kaum, was sie sprach, doch durch den Ton ihrer Stimme zitterte etwas hindurch, was ihre Worte Lügen zu strafen schien. Ich trat hart an sie heran und ihr Auge in Auge blickend, flüsterte ich ihr zu:

„Liebst Du mich, Anna?"

Sie wich jäh zurück und schwieg.

„Liebst Du mich?" frug ich nochmals.

„Ich bitte Dich, geh'!" hauchte sie und wandte sich von mir ab.

Ich zog sie an mich und küßte sie auf die gesenkten Lider.

Sie ließ es geschehen. Wie unter einem Bann stand sie vor mir — einer Leblosen gleich — nur ihr Busen hob und senkte sich stürmisch und ihr heißer Athem wehte leicht über meine Stirn.

Und wieder frug ich sie: „Liebst Du mich, Anna?"

Da schluchzte sie laut auf und sank unter Thränen an meine Brust.

„Ja, ja!" rief sie leidenschaftlich und ihre zierliche Gestalt zuckte convulsivisch, „ich liebe Dich, ich habe Dich immer geliebt, seit der Stunde, da Du mir zum ersten Mal begegnetest und ich fühle, ich werde Dich lieben müssen, so lange ein Athemzug meine Brust schwellt!"

Ich küßte ihr die Thränen von den Wimpern, und küßte ihren halbgeöffneten Mund — ach, ich war so glücklich!

Plötzlich entwand sie sich meinen Armen, strich sich die wirren Haare aus der Stirn und sagte dann:

„Nun ist es genug, nun geh'!"

„Anna!" rief ich, „Du scherzest, jetzt soll ich gehen, jetzt! Das kann Dein Ernst nicht sein!"

„Gewiß!" erwiederte sie flehend, „ich bitte Dich, geh'!"

Doch da ich blieb und die Widerstrebende an mich zu ziehen suchte, riß sie sich heftig aus meinen Armen und flammenden Auges, mit stolzer Geberde nach der Thür weisend, rief sie:

„Geh' sag' ich — Du mußt!"

„Ich muß? Nun, bei Gott", schrie ich meiner selbst nicht mächtig, „Du liebst mich und Deine Liebe giebt mir ein Recht, Dich die Meine zu nennen, ein Recht, das ich fordere und müßte ich es mir mit Gewalt erringen!"

Damit ergriff ich die zarte Gestalt und drückte sie trotz ihres heftigen Widerstrebens in meine Arme. Allein schnell entschlüpfte sie mir und mit raschem Griff nach dem Dolch haschend, der vor ihr auf dem Marmortischchen lag, zückte sie die Klinge weit ausholend gegen mich.

„Wenn Du Gewalt üben willst — versuche es!" schrie sie, „ich habe geschworen, daß ich mich Deiner zu erwehren wissen werde."

Doch was galt mir das Spielzeug in ihren kleinen Händen, ich umschlang sie abermals, preßte meine Lippen auf ihren Mund — da

Digitized by Google

fühlte ich plötzlich einen heftigen Schmerz am Kopfe, dann am Arme, das Zimmer begann sich mit mir im Kreise zu drehen — ich hörte einen Schrei und sank bewußtlos zurück.

Als ich erwachte, fühlte ich den Schmerz an Arm und Kopf wieder, ich lag im Bett und ein Gesicht beugte sich über das meine — es war das Ihre, mein Freund!

Doch gingen Sie bald wieder und nur Anna blieb bei mir zurück. O welch' eine Pflegerin sie mir war! Haben Sie in Ihren Kindertagen je von einer gütigen Fee geträumt, die unhörbar durch die Gemächer schreitet, und durch den Hauch ihres Athems, ja nur durch einen Blick aus ihren meertiefen Augen, aus denen das milde Licht ewiger Liebe leuchtet, die Kranken heilt und den Unglücklichen ein Lächeln des Trostes beut?

Solch' eine Fee war mir Anna. Ach, Sie hätten sie in meiner Krankenstube sollen walten sehen, ich fühlte mich schon gesünder, wenn nur ihr leichter, rhythmischer Schritt über den Teppich meiner Krankenstube huschte, wenn ihre Lippen sanft meine Stirn berührten, wenn ihre kleine, weiche Hand meine Kissen rückte, und hätte die furchtbare Abspannung meiner Nerven, die nunmehr eintrat, meine Genesung nicht verzögert, ich hätte nach kaum zwei Wochen das Lager wieder verlassen können.

So aber schlichen die letzten Wochen des Winters träge dahin, ehe ich die erste Fahrt in's Freie wagen durfte. Anna fuhr mit mir. Sie saß neben mir im Wagen und hielt unausgesetzt meine Hand in der ihren und drückte sie zärtlich. Der frische Frühlingswind hauchte ihre Wangen rosig an und ihre Augen leuchteten seltsam; dabei blickte sie mir scheu in die Augen und als wir daheim wieder angekommen waren, sah ich eine Thräne an ihrer Wange zittern.

Ich frug sie besorgt, was sie betrübe, doch schüttelte sie nur leise weinend den Kopf.

„Es muß ausklingen!" sagte sie, nur still vor sich hinschluchzend, und so frug ich auch nicht weiter, denn ich kannte ihre Art, in solchen Augenblicken war sie durch nichts zum Sprechen zu bewegen.

So verging noch eine Woche, in der ich rasch vollends gesundete. Eines Abends, wir waren eben im kleinen Salon und schauten in die flackernde Kaminglut, denn draußen war es wieder bitter kalt geworden und der Sturm rüttelte an den Scheiben, da schien es mir, als ich aufstand und Anna gute Nacht bot, als wolle sie mir etwas sagen, sie bewegte wiederholt, doch lautlos die Lippen, ward blaß und roth und fuhr sich mit der Hand über die Stirn, ich wartete und blickte sie forschend an, doch schwieg sie und erwiederte meinen Nachtgruß nur durch ein leichtes Nicken des Kopfes und indem sie mir mechanisch die Hand bot.

Ich ging auf mein Zimmer, warf mich auf's Sopha und starrte müde vor mich hin. Das neugewonnene Leben galt mir wenig, da doch die Leiden die alten geblieben waren!

Ich muß, so auf dem Sopha liegend, langsam eingeschlafen sein,

Digitized by Google

denn als ich erwachte, brannte die Lampe düster und die Pendule über dem Kamin schlug Eins! Da war es mir mit einem Mal als schlich sich Jemand an meine Thür, gewiß, es war ein leichter Schritt, den ich auf Augenblicke, wenn das Toben des Sturmes erstarb, deutlich vernahm. Ich sprang auf, rieb mir die letzten Spuren des Schlafes aus den Augen, eilte zur Thür und öffnete sie.

Doch fuhr ich wie betäubt zurück, denn draußen stand Anna, mit gesenktem Blick und glühenden Wangen.

Sie sah mit einem zagenden Blick zu mir auf, dem in der Ueberraschung die Stimme vollständig versagte, und hüllte sich fröstelnd fester in ihr leichtes Nachtgewand. Dann überschritt sie langsam meine Schwelle und schloß die Thür hinter sich . . . ein eisiger Lufthauch drang aus dem Corridor herein. Ich mußte mich selbst prüfend betasten, um mich zu überzeugen, daß ich nicht träume . . . Anna bei mir!

„Marcel!“ sagte sie endlich leise und bot mir ihre beiden Hände . . . „Heute Abend wollte ich es Dir sagen, daß ich ganz Dein bin, doch fand ich den Muth nicht dazu, die Lichter brannten so hell!“

Dabei blickte sie unverwandt zum Boden nieder.

„Liebst Du mich denn nicht mehr?“ rief sie plötzlich leidenschaftlich und sah mit feuchtem Blick zu mir auf.

Soll ich Ihnen erst sagen, was ich erwiederte? Sie sank schluchzend an meine Brust, an der sie verschämt ihr Gesicht verbarg, dann sah sie wieder zu mir auf und bot mir ihre schwellenden Lippen zum Kuß und hing mit glühender Hingebung in meinen Armen, an meinen Lippen. Ach, wir waren unaussprechlich glücklich!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als ich am andern Morgen erwachte, lag Anna im Fieber. Ich rief sie an, doch sie erkannte mich nicht und starrte unverwandt mit verglastem Blick nach der Decke.

Hastig warf ich mich in meine Kleider und eilte durch die Stadt von Arzt zu Arzt, telegraphirte nach Wien und Prag an alle berühmten Aerzte, deren Namen ich je gehört hatte — vergebens, am dritten Tage war Anna eine Leiche. Sie hatte bis zum letzten Augenblick in Fieberphantasien gelegen und immer nur meinen Namen und den unseres kleinen Hubert gerufen.

Auch um Verzeihung bat sie mich wiederholt, indem sie die Hände krampfhaft faltete und mit weit geöffneten Augen in's Leere starrte, es war ein Anblick zum Erbarmen.

Ich saß die zwei Tage ihrer Krankheit über an ihrem Bett, Stunde um Stunde, Tag und Nacht verrann . . . ich wußte es nicht, ich dachte auch nicht, willenlos, einem Kinde oder einem kindisch gewordenen Greis gleich, saß ich da . . . nicht einmal fähig, die Größe meines Verlustes ganz zu erfassen, denn der Schmerz hatte mich vollständig stumpfsinnig gemacht! Mir ist aus jener Zeit kein Wort meiner Umgebung, keine eigene Empfindung erinnerlich, als ein dumpfer Stich im Gehirn, der mich unausgesetzt quälte.

Digitized by Google

Als sie die Bahre hinaustrugen, blieb ich allein zu Hause vor dem leeren Bett sitzen und starrte blöde vor mich hin.

Onkel Hubert, der zum Begräbniß gekommen war, nahm die Kinder mit sich fort und schickte mich mit Thadeusz auf Reisen.

Drei Jahre zog ich ruheles durch die Welt, da starb auch mein kleiner Hubert! . . . Nun ist das Mädchen — Jozefa's Kind — meine und Onkel Hubert's einzige Erbin."

Mitternacht war längst vorüber, als Marcel seine Erzählung beendet hatte.

Er stand am Fenster und sprach die letzten Worte in die Nacht hinaus; dann schwieg er lange — ich wagte kaum zu athmen.

Plötzlich drehte er sich nach mir um.

„Und nun werden Sie wohl begreifen, lieber Freund", sagte er mit schmerzlichem Lächeln", warum mir diese kleine Wohnung genügt . . . die Welt und ich! was hätten wir wohl noch mit einander zu schaffen!"

Und dann lachte er wieder und bekam seinen krampfhaften Hustenanfall.

Als mir Thadeusz die Treppe hinabgeleuchtet hatte und ich aus dem Hause trat, athmete ich tief und schwer auf, wie Einer, der aus einem feuchten, dumpfen Schacht endlich zum Tageslicht heraufsteigt und nach bangen, ihm endlos scheinenden Stunden wieder frische, kühlende Luft in vollen Zügen schlürft, denn mir war schwül geworden während der Erzählung.

Ich habe Marcel nicht wieder gesehen. Als ich ihn am andern Tage besuchen wollte, zeigte mir der Portier die leeren Räume, in denen Marcel gestern noch gewohnt hatte.

Er sei fortgereist, hieß es, doch Niemand wüßte wohin.

---

## Des Sänger's Fluch.

(Hierzu die gleichnamige Illustration.)

Es zog einst über die Grenze ein edles Sängerpaar;
Der Junge spielt die Fiedel, der Alte die Guitarr',
„Heut' müssen Geld wir kriegen", der Alte hungrig spricht's,
Wir aßen nur Kartoffeln heut' und sonst weiter nichts.

Es schlägt der Greis die Saiten und singt gar jammervoll,
Der Junge fiedelt wacker, bis eine Stimm' erscholl:
„Packt Euch, Ihr frechen Bettler, mit Eurer Dudelei,
Sonst sollt Ihr wirksam spüren die Hand der Polizei."

Vor dem Soldaten trollet der edle Sänger sich,
Doch ruft, die Faust er schüttelnd: „O Häscher, hüte Dich,
Weh' Dir, Du Grenzbierhalle, verschaalen soll der Krug,
Kein Gast soll Dir mehr zahlen!" — Das ist des Sängers Fluch.

F. H.

---

Digitized by Google

# Das literarische Parlament.

Der Präsident eröffnet die Sitzung unter großer Leere des Hauses.

Unter feierlicher Schwüle schwebt eine saure Gurke über der Versammlung.

Der Präsident: Meine Herren und Damen! Ich erinnere Sie daran, daß die Hundstage da sind und mehreren Abgeordneten die Tinte in den Adern völlig eingetrocknet ist. Erlassen Sie es mir, die Namen dieser verehrten Männer zu nennen, welche in einer Zeit, wo so viele junge Scribenten hinter den Ohren noch recht feucht sind, sich mit lobenswerther Trockenheit benehmen. Ich wollte das nur constatiren, um eine Erklärung über die Interesselosigkeit der heutigen Sitzung zu geben. Vorerst aber habe ich eine traurige Pflicht zu erfüllen. Unsere Republik hat einen schmerzlichen Verlust erlitten. Ein liebenswürdiges, fein psychologisch motivirendes und in der Technik brillantes Erzählertalent ist nicht mehr. Ich glaube, nicht nur Herr Hallberger in Stuttgart, sondern die gesammte deutsche literarischer Welt hat einen herben Verlust durch den Tod von Karl Detlef erlitten. Ein so reiches und edles Herz Clara Bauer war, ein so großes Talent war Karl Detlef, zu dessen ehrendem Gedächtniß ich Sie bitte, sich zu erheben.

Die Versammlung erhebt sich und selbst viele bisher etwas neidisch auf Karl Detlef blickende novellistige Jungfrauen wollen um keinen Preis sitzen bleiben.

Man geht zur Tagesordnung über. Auf dieser befinden sich mehrere Anträge, die zur Debatte gelangen. Antrag I auf dauerhaftere systematischere Organisation der Versicherung deutscher dramatischer Unsterblichkeit (Gesellschaft auf Gegenseitigkeit), welcher von allen Fractionen lebhaft unterstützt wird, gelangt zur Verhandlung

Abgeordneter Stückfabricius (dramatischer Dichter): Meine Herren! Das Amt des Dramatikers ist infolge der Incollegialität der literarischen Welt ein sehr schweres und dornenvolles geworden. Nicht allein, daß der Schauspieler uns oft die schönsten Momente durch Unverstand verdirbt, auch der Kritiker schädigt unsern Ruhm, indem er auf die schändlichste Weise seinen Witz an den Kindern unserer Muse übt. Der Kritiker ist unser ärgster Feind, denn er verdirbt uns die Tantième auch an denjenigen Theatern, welche keine zahlen. Das muß anders werden. Es muß eine Versicherungsgesellschaft gegründet werden, welche jeden dramatischen Dichter vor Erfolglosigkeit schützt, und es muß der Samen zu einer Lorbeergärtnerei gestreut werden, welche uns im Alter, wo wir noch weniger Bedeutendes schaffen können als jetzt, soviel Lorbeeren giebt, daß wir darauf ausruhen können. Wie das zu machen ist, das überlasse ich dem Scharfsinn eines andern Herrn. (Hört!)

Abgeordneter Reclameyer: Ich stimme dem geehrten Vorredner, dessen

Digitized by Google

Stücke ich, da ich an Schlaflosigkeit leide, regelmäßig mit glücklichem Erfolg besuchte, vollkommen bei. Es muß vor Allem ein Modus vivendi mit der Kritik geschaffen werden. Ich schlage vor, daß es mit Freibillets gemacht wird. Die schöne Sitte, daß die Kritik von dem Theaterdirector Freibillets erhält und dafür sich dem Herrn Director tief verpflichtet fühlt, sollte auch von Seiten der Autoren ausgeübt werden. Und zwar so: die Direction giebt dem Kritiker ein oder zwei Freibillets. Das ist zu wenig. Hat der Kritiker nur ein Partout, das eigens auf seine Person lautet, so kann der Fall leicht vorkommen, daß wenn Herr Doctor X. seine Freundin auf sein Billet ins Theater schickt, und der Kassirer ihr bemerkt: das Billet gilt ja nur für die Person des Herrn Doctors die Dame erwiedert: „Aber ich bin ja die Person des Herrn Doctors." Solche Mißverständnisse, meine Herren, sind fatal und sie könnten zu unseren Gunsten vermieden werden, wenn wir dramatische Autoren unsererseits den Herren Kritikern durch einige Theaterbillets oder doch den Betrag derselben, in ein unverdächtiges Couvert gewickelt, entgegenkommen. Wie man den Arzt, der uns untersucht, honorirt, so könnte man ja den Mann, der unsere Geisteskinder untersucht, auch durch ein Honorar für seine Mühe lohnen. (Pfui von der Seite, wo die Kritiker sitzen.) Meine Herren, ich spreche aus Erfahrung. Ich gehöre nicht zu den Theaterdirectoren, welche die Kritiker plump bestechen. Es giebt auch hier mehrere Grade. Ist der Kritiker dramatischer Dichter, so führt man seine Stücke auf; hat der Kritiker Neigung für Flüssiges, so geizt man nicht mit dem Sect, und erst im dritten Falle bedient man sich der Unternehmungen voll Mark und Handdruck.

Ich habe für den letztern Fall Taxen aufgestellt. Bei Zeitungen, deren Auflage unter 2000, thuts oft schon eine Krone, bei 4000 das Doppelte und so weiter.

„Dem Verdienste seine Kronen!"

Ja, meine Herren, ich könnte Ihnen Namen nennen, die hoch in den literarischen Adel hinaufreichen, welche theils mit schnödem Mammon, theils mit Geschenken, die man den Frauen oder Töchtern machte, zur größten Liebenswürdigkeit gestimmt wurden. Zum Beispiel —

Ruf von den Bänken der Kritiker: Schluß! Schluß!

Präsident: Ich werde darüber abstimmen lassen und bitte diejenigen Herren, welche für Schluß sind, die Hände zu erheben, von denen bekanntlich bei uns Allen eine die andere wäscht.

Während die Mehrzahl die Hände erhebt, hält eine Anzahl unberufener Dramatiker das für eine Bewegung zum Applaudiren. Schnell werfen sich die Dramatiker in Frack und Positur, erscheinen süßlächelnd und verbeugen sich auf's Tiefste gerührt.

Präsident: Der Schluß ist constatirt. Ich kann jedoch nicht umhin, den Herrn Abgeordneten Reclameyer nachträglich zur Ordnung zu rufen, weil er einen ehrenwerthen Stand unseres Staates, die Theaterkritiker, in unparlamentarischer Weise angegriffen hat. Wie sollte es auch einem deutschen Dramatiker, der außer etwa fünf bis sechs Hoftheatern durchschnittlich nur drei Procent von der Nettoeinnahme Tantième und als ein und allemaliges Honorar den glänzenden Ehrensold von 60 Mark für ein fünfactiges Drama erhält, wie sollte es diesem Dramatiker möglich sein, Abgaben an die Kritik zu geben? Das Honorar der Theater geht ja in den Handschuhen und Bouquets für die Darstellerinnen seines Stückes auf. Auch die

Digitized by Google

Idee der Freibillets, so harmlos sie ist, kann ich nicht opportun finden. Denn es giebt eine Anzahl von Kritikern, welche ihre Freibillets verkaufen und gar nicht ins Theater gehen.

Rufe aus der dramatischen Ecke. Das wollen wir ja eben!

Präsident. Sie wollen also Kritiker wie Jenen, der, ein leidenschaftlicher Freund des Grogs, seine Freibillets verkaufte, dafür Grog trank und am andern Tage in die Zeitung schrieb: „Ich habe von der Vorstellung einen hohen geistigen Genuß gehabt!" Pfui, meine Herren! Ich versichere Sie, es giebt auch Kritiker, die durchaus nicht geistige Anlagen und Bedürfnisse haben.

Antrag II. (Von einigen Mitgliedern der äußersten Linken eingebracht): Das literarische Parlament wolle beschließen: die Freiheit des literarischen Urtheils in Angelegenheiten der Anzeigen über neu aufgeführte Dramen berühmter Autoren in Zeitungen und Journalen mit aller Energie des Gesetzes aufrecht zu erhalten.

Abgeordneter Wahrmund (zur Begründung des Antrags): Meine Herren! Es ist dieser Antrag einer der dringlichsten, wenn nicht die blindeste Autoritätsgläubigkeit die Massen des literarischen Volkes verdummen soll. In neuester Zeit ist es vorgekommen, daß talentvolle Romanschriftsteller wie Spielhagen und geniale Lyriker wie Bodenstedt und Andere mehr fortgesetzt das deutsche Theater mit bedeutungslosen, aller theatralischen Technik in's Gesicht schlagenden sogenannten Dramen, ja sogar den ernsthaftesten Lustspielen beschädigt haben. Ich erinnere Sie, meine Herren, beispielsweise an Spielhagen's „Liebe um Liebe", den „Lustigen Rath" und Bodenstedt's „Alexander in Korinth", letzteres nicht einmal eine Originalität, sondern eine altenglische Anleihe. Diese Stücke, welche dem deutschen Publicum das Aergste an Geduld zumuthen, jedoch im wohlcalculirten Vertrauen auf die Ehrfurcht vor Namen im deutschen Publicum geduldig, ja nicht ohne die innere Stimme: es muß doch wohl, obwohl ich mich schrecklich langweile, etwas an dem Stück sein, denn es ist ja von Spielhagen oder von Bodenstedt-Mirza Schaffy (von den Theaterdirectoren Mirzuschaffy genannt), hingenommen werden, hemmen die dramatische Entwickelung und stören die Urtheilsfreiheit. Nicht allein, daß sie dem Schauspieler undankbare Aufgaben und eine unsägliche Arbeit geben, so ist der Schaden, den die Urtheile der Journale durch gefällige Aufnahmen ihnen zugesandter Notizen anrichten, ein unberechenbarer. Denn kann es wohl etwas Deprimirenderes geben, als Bodenstedt oder Spielhagen für dramatische Dichter zu halten? Die Reue folgt dieser literarischen Sünde auf dem Fuße. Aber das ist eben in Deutschland der Fluch der bösen Reclamethat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären. Da wird z. B. Bodenstedt's „Alexander in Korinth", ein Lustspiel von ältlichstem Humor, in Hannover durch den gegen alle jungen Dramatiker, von Blumenthal's Philosophie des Unbewußten' bis zu Bodenstedt's „Alexander" höchst gefälligen Intendanten von Bronsart aufgeführt. In Hannover, wo Bodenstedt lebt und vielleicht auch sein Stück, mehrfach auf des Verfassers allseitigen Wunsch in Privatkreisen vorgelesen hat, in Hannover ist man ex officio begeistert. Und wie man bei den Berichten über Blumenthal's „Philosophie des Unbewußten" immer nur die eine und dieselbe Kritik eines Hannoverschen Blattes durch alle deutschen Blätter gejagt fand, so muß auch „Alexander in Korinth" laut allen deutschen Blättern einen „durchschlagenden Erfolg" gehabt haben, obwohl die Herren,

Digitized by Google

die diese Notiz mit Scheere und Kleister fortpflanzen, sich untereinander wie die Auguren anlachen, wenn von einem durchschlagenden theatralischen Erfolge Bodenstedt's oder Spielhagen's die Rede ist. Darum, meine Herren, beschränken und controliren Sie die unumschränkte Verfälschung der theatralischen Erfolge durch die Rubriken „Theater und Musik!" Dulden Sie nicht, daß man aus einem Fiasco einen Erfolg und aus einem halben Achtungserfolg einen ganzen und vollen durchschlagenden Erfolg macht. Der Dichter bleibe bei seiner Specialität. Niemand verlangt von Gustav von Moser einen Band lyrischer Gedichte und von Julius Rosen einen herzerschütternden Roman. Warum also müssen Spielhagen und Bodenstedt mit Gewalt Dramatiker werden? Erheben Sie den Antrag zum Gesetz und schaffen Sie so einen literarischen Markenschutz, den wir bisher entbehrten.

Abgeordneter Immersachte (aus Sachsen). Ich sähe Sie die Sache nich so schwarz an, wie mein Vorredner, der gewiß nich selbst Dramatiker ist oder dessen Stücke gewiß oft durchge — fallen sein, meine Härren! Es is Sie gewiß ein sähr gemüthlicher Härr, dieser Härr Spielhagen, der, wie ich höre, in größter Achtung bei Härrn Spielhagen steht. Weeß Knöppchen, der Mann hat sehr scheene Romane geschrieben. Meine Frau und meine älteste Tochter sagt's, die zweete nich, die liest lieber die Geheimnisse des Blutgerichts oder die gequetschte Nonne im entmenschten Kloster, was auch ein scheener Roman sein soll, und hat viel damit verdient. Warum wollen wir ihn nich hübsch in Ruhe lassen? Jetzt hat er einen Roman „Sturmfluth" geschrieben, was auch kein trockener Titel ist, der erscheint Sie in zwölf Zeitungen und hat noch keinen Verleger unglücklich gemacht und bringt Sie ein schönes Geld. Sähen Sie, der Härr Spielhagen hat gedacht: warum kannst Du nich auch so scheenes Geld verdienen mit dem Theater, wie der Herr Lindau mit Tante Therese, und schrieb denn auch immer egal Stücke. Wenn er ein Dutzend fertig hatte, wollte er's den Bühnen billiger lassen, aber er dachte an Lindauen seine Tante und sagte bei jedem Act, sich vergnügt die Tinte abwischend: Deine Tante — meine Tantième! Man muß jedem Thierchen sein Plaisirchen lassen, meine Härren, und wär sich am besten bezahlen läßt, das ist mir der theuerste Schriftsteller. Nichts für ungut, meine Härren!

Präsident. Ich möchte den Herrn doch nach seiner Legitimation für das Parlament fragen.

Herr Immersachte. Ach ne, Herr Präsident, lassen Se man sin. Ich bin Austräger bei die „Dresdener Nachrichten" und in dieser literarischen Eigenschaft bin ich eine berechtigte Eigenthümlichkeit. Ich will Sie nämlich jetzt auch mein eignes Blatt gründen und will Spielhagen um eine Novelle angehen. Wenn ich sie mit fünfundzwanzig anderen Blättern zugleich drucken kann, läßt er sie mir nämlich billiger und ich verkaufe sie zum Nachdruck an fünfundsiebzig Zeitungen. So wird die deutsche Literatur populär. Die Masse muß es bringen, sagten die „Dresdener Nachrichten", als sie eines schönen Morgens 30,000 Auflage hatten. Empfähle mich, meine Härren.

Herr Immersachte verläßt, Prospecte zu einem neuen Familienjournal „Beim Blümchenkaffee" hinter sich ausstreuend, schlau lächelnd das Local, nicht ohne sofort mehrere Abonnenten zu gewinnen, da er eine Rubrik „Die Erfolge unserer neuesten Dramatiker" errichtet hat, in welche Notizen über neue dramatische Aufführungen seitens der Verfasser gegen Einsendung von 50 Pfennigen die Zeile unverändert aufgenommen werden.

Digitized by Google

Auf der Registrande stehen noch folgende Anträge, über welche der Präsident zur Tagesordnung mit den Worten übergeht: Meine Herren! Ich lese Ihnen die eingegangenen Anträge schnell vor.

Antrag über die Vergrößerung der französischen Anleihe (Referenten: Mehrere Lustspieldichter).

Antrag mehrerer durstiger Journalisten: Das Präsidium des diesjährigen deutschen Journalistentages wolle dafür sorgen, daß sich der Vorgang von Bremen nicht wiederhole, nach welchem die Journalisten als Gäste der Stadt Bremen jeder einen Bon für den Rathskeller, gut für eine Flasche Wein, erhielten *). (Herr Wilhelmi in Wiesbaden wird zum Sachverständigen vorgeschlagen, ob das Gehirn eines deutschen Journalisten mehr als eine Flasche Wein vertragen kann. Von der Gegenseite schlägt man Herrn Karl Braun-Wiesbaden als Sachverständigen vor, welcher noch immer nicht abgeneigt ist).

Antrag einiger jüngerer Autoren: Paul Heyse zum Goethe, Rudolf Gottschall zum Schiller, Paul Lindau zum Lessing zu ernennen. (Ist von der Commission als zur Zeit etwas verfrüht zur Zurückstellung empfohlen.)

Ja, ja! Die Hitze wird groß, meine Herren! Ich dächte, wir schlössen für heute die Sitzung. Auf Wiedersehen in vier Wochen!

---

*) Daher stammt das Sprichwort: Man muß den (Journalisten-) Tag nicht vor dem Abend (im Bremer Rathskeller) loben.

Digitized by Google

Digitized by Google

**Des Sänger's Fluch.**

Nach einer Originalzeichnung von W. Grögler.

Digitized by Google

Digitized by Google

# Aus der Gesellschaft.

## Berlin.

Obgleich die Jahreszeit, in der die Rosen und die Linden blühen, sich mit allen ihren Sommerreizen entfaltet hat und zum Reisen drängt, ist die vornehme Welt noch sehr zahlreich in Berlin anwesend und man trifft überall Bekannte, wenn man die Concerte mit Löwengebrüll im zoologischen Garten, die Tanzmusik mit Schlittschuhläufern im Skating-Rink oder die Flora voll Rosenduft und Lotteriehoffnungen besucht. Es ist in Berlin durchaus kein Gesetz des guten Tones zu einer bestimmten Zeit abzureisen, wie dies in London und Paris der Fall ist. Die Sommerqualen großer Städte sind in diesem Jahre viel weniger fühlbar, weil das kalte Frühjahr der Frische der Vegetation längere Dauer verliehen hat als sonst. Der Thiergarten mit seinen Rasenteppichen und schattigen Alleen bietet gewiß mehr Annehmlichkeiten für Brunnentrinker und Spaziergänger dar als mancher überfüllte Badeort.

Die meisten Berliner reisen später in diesem Jahre, um die Festfahrt nach Bayreuth damit zu verbinden; einige Touristen kommen schon von Amerika zurück und wollen sich hier erst ausruhen, ehe sie von neuem fortdampfen. So kommt es denn, daß die Häuslichkeit mit Lampen und Theetassen noch auf den Balcons oder in den Vorgärten unserer Villenstraßen genossen werden kann und die Schaubühnen für Toiletten, der zoologische Garten, der Skating-Rink, der Stadtpark und Charlottenburgs Flora allabendlich reich besetzt sind. Das weibliche Publicum namentlich drängt sich zu den Zuschauerplätzen und läßt die Augengläser prüfend über die Gesellschaft gleiten. Daß mehr Tadel als Lob gespendet wird, liegt im Zeitgeist, der verneint. Heimlich entsteht oft aus den verspotteten Toiletten eine Idee, die, beim nächsten Mal verwerthet, allgemein gefällt, weil besser angewendet. Der Hauptreiz dieser zahlreichen, sommerlichen Versammlungen besteht darin, sich aus dem vorüberwogenden Menschenstrom ein bekanntes Gesicht herauszufischen oder sich an den vielen fremdartigen Erscheinungen zu ergötzen. Es sind augenblicklich viel Ausländer hier, sieben chinesische Officiere in unserer Gardeartillerieuniform — alle Völker der Erde wollen von uns das Kriegshandwerk lernen — mehrere Peruvianer und Tunesen, leider jedoch schon in ganz civilisirten Toiletten, und Erdhem Pascha, ein wunderschöner Studienkopf mit weißem Haar und schwarzen Augen; seine beiden jugendlichen Söhne gleichen ihm gar nicht, sie müssen eine sehr häßliche Mutter gehabt haben!

Zu den bekannten Gestalten kehren die Blicke jedoch auch mit Vorliebe zurück, besonders wenn man sie in der neuen Kunst des Rollschuhlaufs bewundern kann. Die junonische Gräfin Dönhof-Seydewitz und die geniale Baronin von Prillwitz zeichnen sich dabei ganz besonders aus, während einige ihrer älteren Verehrer allerdings ein wenig an das Spielzeug auf Rädern, welches uns in den Kinderjahren entzückte, erinnern. Die schöne Gräfin



Digitized by Google

Carolyi läuft stets mit ihren Kindern gemeinschaftlich und erregt dadurch oft sehr stürmischen Beifall.

Das Publicum ist naiv genug, die künstlerischen Versuche vornehmer Dilettanten als Leistungen zur Befriedigung seiner Schaulust zu bewundern.

Eine der bekanntesten Figuren in der höhern Gesellschaft ist Graf Heinrich Redern, Bruder des ehemaligen Theaterintendanten. Seine Gemalin ist eine Prinzessin von Odesalchi und sein einziger Sohn, Graf Wilhelm, einer der hervorragendsten jungen Ritter ohne Furcht, aber nicht ohne Tadel, der sich jetzt im diplomatischen Fach versucht; voraussichtlich ist er der alleinige Erbe des jetzt verwitweten und oft mit Unrecht verlobt gesagten ältesten Bruder seines Vaters, der im Grafenkalender mit einer Nomenclatur von Besitzthümern wie ein regierender Herr verzeichnet ist. Es hat allgemeine Theilnahme erregt, daß der Kaiser neulich den Grafen Heinrich Redern mit dem uralten Hoftitel „Obergewandkämmerer" (grand maître de la garderobe) auszeichnete. Wer ein literarisches Gedächtniß besitzt, wird sin erinnern, daß Heine diesen Titel einst in sehr komischer Weise ausbetete.

Er machte einem jungen Hamburger weiß, König Friedrich Wilhelm III., der bekanntlich stets einen verblichenen grauen Militärmantel trug, würde vom Obergewandkämmerer so knapp mit Kleidungsstücken versehen, daß er sich keinen bessern Mantel verschaffen könne, worüber der junge reiche Mann Thränen der Rührung vergossen haben und ernstlich auf Mittel gedacht haben soll, die Garderobe des Königs von Preußen zu verschönern. Der graue Mantel ist, wenn auch nicht erblich, doch traditionell geworden und sollte besungen werden wie der des tapfern Wallheim, der auch „manchen Sturm" erlebt hat.

Obgleich es in unserer vornehmen Gesellschaft noch immer nicht Gebrauch ist wie im stolzen Altengland, in den öffentlichen Blättern einen Abriß ihrer Feste und Familienereignisse zu geben, so hat sich doch jetzt die neue Adelszeitung hier die Aufgabe gestellt, darüber Bericht zu erstatten; sie wird seitdem viel eifriger gelesen und thut der Kreuzzeitung Abbruch, die ihren Familiennachrichten fast die meisten Abonnenten verdankt. Eine neue Verlobung erregt die größte Sensation, obwohl sie nur erst als Gerücht mitgetheilt wurde und wir keinerlei Gewähr übernehmen. Der Fürst Putbus, von dem man lange Zeit glaubte, daß er mehr Börsen- als Herzensinteressen hätte, verlobte sich mit der Comtesse Hildegard von Usedom, die großartige Schönheit, welche wir bereits in früheren Berichten erwähnten und hinzufügten, daß sie oft mit einer Bavaria verglichen wurde. Sie ist die einzige Tochter des ehemaligen Gesandten in Rom und Erbin mehrerer Herrschaften auf der Insel Rügen und in Pommern. Eine andere vornehme Verlobung fand statt zwischen unserm ehemaligen Militärattaché bei der Gesandtschaft zu Paris, Herrn von Bülow und der Freiin Elise von Schönberg aus Dresden, ebenfalls einer noch sehr jungen schönen Erbtochter. Herr von Bülow ist der Bruder von dem vielgenannten Cabinetsrath des Kaisers.

In unseren hohen Finanzkreisen herrscht noch immer viel Verstimmung, die wiederholten Zahlungseinstellungen der letzten Zeit wirken noch nach; die Affaire Abel und Genossen machte besonders ein peinliches Aufsehen, weil der Inhaber dieser Firma zu den reichsten und gebildetsten Bankiers gehört. Er ist Besitzer des Palais an der Wilhelmsstraßen- und Lindenecke, welches

Digitized by Google

früher dem Herzog von Cumberland gehörte. Die Hälfte davon verkaufte er an Strousberg, der sein phantastisches Alhambraschloß daraus erbaute, dasselbe, welches jetzt für die englische Gesandtschaft eingerichtet wird, also wieder in englische Hände kommt und vielleicht durch und trotz allerlei Wandlungen noch einmal von einem Herzoge von Cumberland bewohnt werden kann, denn ein solcher existirt ja jetzt wieder in den Nachkommen des Königs von Hannover.

Sollte er einmal in späterer Zeit nach Berlin kommen, so würde er doch wohl selbstverständlich im englischen Gesandtschaftshotel Wohnung nehmen. Die andere Hälfte des Hauses ließ Herr Abel mit fürstlichem Luxus und Geschmack für sich einrichten. Die untere Etage vermiethete er für 18,000 Mark an die Versicherungsgesellschaft Germania, die oberste an den adeligen Club für eine doppelt so hohe Summe.

Theilnehmer desselben sind die reichsten Officiere, Cavaliere und Diplomaten; jedes Mitglied zahlt einen jährlichen Beitrag von 300 Mark. Herr Abel bewies mehr als dieses eine Mal, daß er mit größter Sicherheit und geschicktester Combination seine Capitalien zu verdoppeln wußte. Am Wannsee unserer modernen Villenstadt hatte er sich kürzlich eine Villa erbaut, welche genau eine Königsburg am Rhein nachahmte. Seine Feste galten stets für die vornehmsten und elegantesten der hohen Finanzwelt. Seit Jahren kränklich und fast erblindet, dachte er ernstlich daran, sich aus dem Geschäft zurückzuziehen und seine drei Söhne weiter arbeiten zu lassen. Es ist beklagenswerth, daß so kurz vor dem Schluß seiner ehrenvollen Laufbahn ein tragisches Geschick ihn erreichen mußte. Strousberg, sein Vorgänger darin, lebte mit ihm eine Zeitlang unter einem Dache und rivalisirte in Verschwendung oder vielmehr in Benutzung seiner Reichthümer mit ihm; in geschäftlichen oder freundschaftlichen Beziehungen standen jedoch die beiden Börsenfürsten nicht.

Strousberg's Lage in Moskau erregt hier das allgemeinste Mitleid; seine vortreffliche Gattin, die bei ihm im Gefängniß ausharrt, wird sicherlich später den Nimbus einer Lavalette erlangen, wenn ihr nur auch gelänge, eine so glückliche Flucht zu bewerkstelligen! Einstweilen dictirt ihr der intelligente Mann seine Memoiren, die gewiß viel Interessantes enthalten werden. Seine prachtvolle Bibliothek ist soeben zu Spottpreisen hier verkauft worden. Seine heranblühenden Töchter leben in tiefster Einsamkeit auf dem Lande von einer kleinen Pension, welche ihnen die Gläubiger ausgeworfen haben; ihre Lebensgeschichte gleicht schon in zarter Jugend einem spannenden Roman. Man ist überzeugt, daß ihrem Vater noch einmal ein kühner und glücklicher Griff in das Schicksalsrad gelingen wird, der es zum völligen Umschwung bringt.

Die berliner Sommertheater wachsen wie Pilze aus der Erde und vervollkommnen sich an Eleganz und Leistungen so sehr, daß auch die vornehme Welt es nicht verschmäht, hinzugehen. Der Stadtpark errichtete eine sehr hübsche Bühne und im Thiergarten entstanden zwei, die viel besucht sind.

Sogar die größeren Theater sind noch theilweise geöffnet, namentlich das Nationaltheater, welches durch eine neue Tragödie „Bianca Cappello" viel von sich reden machte. Man wußte, daß sich unter dem Pseudonym Conrad ein hoher Verfasser verbarg, der Prinz Georg von Preußen, der sein pittoreskes Talent vorzugsweise gern für künstlerische Ausstattungsstücke verwendet. Leider konnten wir uns nicht persönlich ein Urtheil über das



Digitized by Google

Stück bilden, da schon nach den ersten beiden Vorstellungen die Darstellerin der romanhaften Heldin Berlin plötzlich verlassen mußte, um in ihrem eigenen Lebensroman eine schlimme Rolle in einem Meineidsproceß zu Wien zu spielen.

Fräulein Hermine Wittmann, eine üppige schöne Blondine, hat als Bianca Cappello sehr gefallen und man hofft, daß sie nach Abwickelung ihres Processes zurückkehren wird, um die Wiederholung der interessanten Tragödie zu ermöglichen. Voraussichtlich wird dieselbe auch bald das Repertoire der Meininger Bühne bereichern, welche bereits im Besitz eines andern Stückes des Prinzen Georg ist: „Elfriede von Monte Salerno". Seine Tragödien enthalten fast alle eine großartige weibliche Glanzrolle, welche wohl einigermaßen die Kräfte unserer jetzigen Künstlerinnen übersteigt. Frau von Moser-Sperner löste indessen die Aufgabe der Elfriede, einer weiblichen Faustnatur, vollkommen. Für Königin Christine, Cleopatra, Phädra, von demselben Verfasser, würden indessen ihre körperlichen Dispositionen nicht ausreichen, wenn auch vollkommen ihre geistigen, denn sie ist die denkendste unter unseren modernen Tragödinnen.

Die Kritik hat sich übrigens sehr günstig über Bianca Cappello ausgesprochen, namentlich Max Remy, der gewiß ein strenges, aber immer geisterfülltes Urtheil fällt, ebenso Adolf Glaser und Hugo Gottschalk.

In der Schriftstellerwelt hat ein tragisches Ereigniß viel Theilnahme erregt: Paul Victor Wichmann, einer der bessern Feuilletonisten und Dichter, hat sich selbst den Tod gegeben. Chatterton's Schatten trübt noch so oft die Phantasie junger Geister.

Sie werden ungeduldig in der Jagd nach Glück und Ruhm. Wichmann soll auch von den Dämonen des Lebens, Nahrungssorgen und Krankheit, gequält worden sein. Uebrigens ist nur sein rührender Abschiedsbrief, nicht seine Leiche aufgefunden, man hofft deshalb, daß er sich noch in der zwölften Stunde auf sein besseres Selbst besonnen hat und wohl in eine andere Welt, wenn auch nicht in eine bessere, nach Amerika gegangen ist.

Das Fest des Jubiläums von Amerikas Unabhängigkeit ist in Berlin sehr glänzend im Hotel des amerikanischen Gesandten Davies begangen worden. Lebende Bilder aus der glorreichen Zeit, Washington, Lafayette an der Spitze, wurden von den Damen der Gesellschaft dargestellt, Mrs. Fish und Davies, Frau Consul Kreismann und einigen jungen Amerikanerinnen, die bekanntlich immer (?) sehr hübsch sind. Besonders reizend waren die Kindergruppen; lebende Bilder sollten niemals ohne solche erscheinen, dagegen ist es nicht rathsam, zu viele erwachsene Personen in einen Rahmen zu stellen. Der Zuschauer hat fast nie Zeit, alle Physiognomien zu erkennen.

Leider fehlte die Musikbegleitung, die als wesentliche Unterstützung der Wirkung von lebenden Bildern zu betrachten ist. Namentlich macht sich, als Abwechslung zwischen der Instrumentalmusik, vierstimmiger Gesang vortrefflich. Die schöne Composition Mendelssohn's zu Heine's „Ich weiß nicht was soll es bedeuten" mit einer blonden Loreley wird stets einen wahren Beifallssturm erregen oder ein Ave Maria zu einer Kahnfahrt wird alle Ohren und Augen erfreuen.

Eine Festrede in englischer Sprache und ein langes Gedicht von B. Taylor, übersetzt von Strodtmann, waren ebenfalls Glanzpunkte des patriotischen Festes, welches auch durch ein Souper im großartigsten Dinerstil be-

Digitized by Google

endet wurde. Ein Telegramm ging nach Philadelphia ab, wo genau zu derselben Zeit das Gedicht von B. Taylor vorgetragen worden ist.

Das geistige Antlitz Berlins tritt leider in der vornehmen Gesellschaft selten in den Vordergrund, sogar die interessante Leibnizfeier, die alljährlich von unserer Akademie der Wissenschaften begangen wird, erregte wenig Theilnahme und fand fast vor leeren Bänken statt, obwohl die Koryphäen unserer Professorenwelt: Curtius, Waitz, von Sybel Dubois-Reymond ꝛc. Reden hielten. In Griechenland war es doch noch heißer als in Deutschland, aber gewiß niemals so leer, wenn solche Männer sprachen!

H. v. N.

---

## Wien.

Die alljährlich wiederkehrende und stereotyp gewordene Frage: „Wohin gehen Sie auf's Land" (oder wie der richtige Wiener, der Eingeborene vom „Grund" sagt: „Wo sind's heuer am Land?") ist nun vollständigst erledigt.

Die Majorität der besitzenden Classe ist bereits draußen und treibt sich in den Gebirgen des Vaterlandes im Lodenrock und Steirerhut und nackten Beinen herum und die Fremden können sich mit der größten Ungenirtheit in den Straßen der Stadt entwickeln und in ungestörtem Enthusiasmus den Genüssen der Theater sich hingeben. Die unglücklichen Internirten, die gezwungen sind, die Stadt auch während der Saison morte zu hüten, theilen sich die Abende so gut ein, als es eben geht und aus den Abenden resultirt ja schließlich Alles im geselligen Leben, die Anregung wie die Abspannung, das Amüsement wie die Langeweile. Was ist der bewegte, erfolgreiche und durch Arbeit und Erwerb gekrönte Tag ohne die prickelnde Würze des von Licht erhellten, ohne die Poesie des dämmernden Abends? Ein Räthsel ohne Auflösung, ein Mühen ohne Lohn! Nehmt dem einmaligen Kreislauf der Erde seine stillere Hälfte, so ist ihm auch die bessere Hälfte genommen, und selbst Derjenige wird diesen kühnen Satz unterschreiben, der die stille, bessere Hälfte — verschläft. Aber von den Schlafenden sei hier nicht Rede, vielmehr von den Wachenden und da sind es denn vornehmlich zwei Punkte, auf welche sich die Internirten der Residenz zurückziehen und auf welchen sich die Intriguen, die Medisanen und auch ein wenig Romantik concentriren. Diese zwei Punkte sind der „Stadtpark" und der „Volksgarten". Der Stadtpark ist die Bourgeoisie, der Volksgarten die Aristokratie; der Stadtpark ist ein Schauspiel von Iffland, der Volksgarten eine fünfactige Komödie von Dumas Fils; der Stadtpark ist die Ruhe, der Volksgarten die Militärmusik; der Stadtpark endlich ist Duft von frischen Blumen, der Volksgarten Odeur von künstlichen Oelen. — Der Stadtpark ist ein Unicum unter den Anlagen großer Städte. Bald nach Beginn der Stadterweiterungsarbeiten in Angriff genommen, und auf einem Theil des frühern Glacis und auf steinigem Boden tracirt, wurde der mit jungem Grün bepflanzte Raum, wurde der Teich mit den Schwänen und Fröschen gar bald zur Zielscheibe des Gespöttes, und der damalige Bürgermeister Wiens, Dr. Zelinka, holte sich schier den Tod ob der täglich gesprochenen und gedruckten Kränkungen, und der Stadtgärtner Dr. Siebek verlor nahezu den Verstand über seine „unglückliche Schöpfung". Aber allmälig schossen die Bäume in die Höhe, die Bosquets bekamen Fülle und Dichtigkeit und die Alleen bekamen Schatten. Hier formte sich eine duftende Rosenhecke, dort ein würziges Nadelholzversteck, auf dem Plateau

Digitized by Google

des Parkes erstand ein prächtiges Curhaus, und in einen lauschigen Winkel hinein stellte der Wiener Männer-Gesangverein ein herrliches Schubertmonument; die Schwäne wurden mehr, die Frösche wurden weniger und so stieg der verleumdete Park immer rascher und immer höher im Ansehen der guten Bürgerclasse, bis es schließlich Mode wurde seine Abende und oft auch seine Morgen zwischen den Hecken und duftenden Beeten zuzubringen. Im Stadtpark darf niemals ein Concert stattfinden, man will dem Ort den Charakter eines Erholungsplatzes wahren und von ihm alle jene Elemente fernhalten, die durch den Geist der Belustigung und durch das Entrée herbeigezogen werden. — Im Stadtpark finden sich die Mütter mit ihren Töchtern und die Gouvernanten mit ihren Elevinnen ein, und weder Mütter noch Gouvernanten brauchen sich zu fürchten, daß irgend ein Heinrich sich nahe und der schönen Tochter oder der schüchternen Elevin Arm und Geleite antrage, was allerdings nicht ausschließt, daß denn doch manch' galantes Wort fällt und mancher süße Blick seine süße Erwiederung findet; aber Alles in Ehren.

Einen total anderen Charakter, ein ganz anderes Gepräge trägt der Volksgarten nächst der kaiserlichen Hofburg an sich. Er zerfällt in zwei Theile: in denjenigen, der stets frei und dem Publicum zur unentgeltlichen Benutzung offen ist, und in den andern, in welchem zwei Mal in der Woche — am Dienstag und Freitag — Strauß, und an den anderen Tagen eine Militärkapelle, selbstverständlich gegen Entrée, spielt. Die allgemeine Partie des Gartens ist das Rendezvous aller Kindermädchen, die ihre Pfleglinge im Sande herumkugeln lassen, sich inzwischen mit einem Gefreiten oder Unterofficier beschäftigen und die bekannte Scene von Poly Henrion, „Im Thiergarten" aufführen, dann der Modistinnen, und aller Malcontentinnen des „Tiers-Etat". Das Enclos des Gartens dagegen ist speciell an den Straußabenden der Dienstage und Freitage der Conversationssalon und das Promenadenparquet für die beaux restes der noch in der Stadt weilenden Aristokratie, für die in der Residenz durch einen möglichen Kriegsfall zurückgehaltene Diplomatie, für die Lebemänner, für die Propagisten und die Modejournale, für die problematischen Naturen der Börse, für die Heroinen des Cancan und die Habitués der Chambres separées, (für die massenhafte Anwendung französischer Ausdrücke habe ich im vorliegenden Falle die triftige Entschuldigung, daß es für gewisse sociale Typen auch nur gewisse sprachliche Bezeichnungen giebt). Und da wandeln sie unter den Klängen eines alten oder jungen Strauß, oder eines alten Lanner vor der Estrade und zwischen den von Gästen besetzten Tischchen auf und ab, oder verlieren sich in den dunklen Gängen der Linden- und Akazienalleen, und der Jasminhecken, und der berauschende Dreiviertel vermengt sich mit dem berauschenden Jasmin und den Odeurs von Millefleur oder Jockeyclub und die Conversation belebt sich und aus den Büschen und Hecken hervor hört man hier und da ein halbzerdrücktes Kichern und einen halbgekicherten Scherz. Aber die Aristokratie und Diplomatie, die etwas auf die Devise hält, so da lautet: Hony soit qui mal y pense, zieht sich in einen ganz aparten Winkel zurück und eröffnet hier einen Cercle, in welchem wohl kein Thee, aber Eis geschlürft wird, und in welchem die Materien der spannenden Tagesneuigkeiten und auch die der hohen Politik besprochen werden. Hie und da wird von einem „Acher" der Versuch gemacht, den Kreis der Intimen zu sprengen und sich in das Allerheiligste der Dienstags- und Freitagssoiréen einzudrängen, aber

Digitized by Google

jeder dieser Versuche wurde bisher noch immer siegreich zurückgeschlagen und sie sitzen heute noch so ungestört und unvermengt unter sich, wie zur Zeit, da dieser ambulatorische Club im Grünen gegründet wurde. In diesem Club im Grünen war es, wo im Vorfrühling des Jahres 1859 zuerst der bevorstehende Ausbruch der Feindseligkeiten mit Frankreich und Italien ventilirt wurde; hier war es, wo man im schönen Lenz von anno 66 dem unglücklichen Benedek und seinen Generalstabschef von Henikstein die Gratulationen zur bevorstehenden Campagne gegen Preußen entgegenbrachte; hier war es im Juli 1870, wo die letzte Entrevue von Ems zwischen dem damaligen König Wilhelm und Benedetti ahnungsvoll vorempfunden wurde, und hier in diesem lauschigen Winkel endlich war es, wo in den letzten Tagen des heurigen Juni die Umwälzungen von Stambul zischelnd discutirt und die damals im Anzuge sich befindlichen serbisch-türkischen Händel — ignorirt wurden. Ein bedeutungsvolles Plätzchen dies, wie man sieht, und wer so recht erlauschen könnte, was da gesprochen und diplomatisirt wird, könnte mit der Zeit ein wackerer Staatspolitiker werden — er braucht nur das Gegentheil davon anzunehmen und er befände sich sicher auf der richtigen Fährte.

Der Ausgang des Berliner Gründungsprocesses vom vorigen Monat, der mit der Verurtheilung von vier Meistern des Syndicats geendet, hat seine düsteren Schatten auch nach Wien geworfen und eine ganze stattliche Serie unserer „vornehmsten", respective waghalsigsten Gründer mit einer gruseligen Empfindung erfüllt. Man hatte sich in jenen Kreisen, in denen man von 1869—1873 mit fabelhafter Fruchtbarkeit eine Bank nach der andern ersann — und dabei ununterbrochen den ausgiebigsten Agiosschaum erzeugte, schon mit dem Gedanken geschmeichelt, daß für die Sünden und Vergehen der gründenden Welt bereits eine allgemeine Amnestie ergangen sei, und die verwegene Schwindelcoterie und die Demimonde der Bankierswelt hatten schon wieder angefangen, ihre Köpfe an die Oberfläche des gesellschaftlichen Lebens zu stecken und ihre schnuppernden Nasen hochzuhalten, sei es, weil sie wieder diverse Geschäfte witterten, sei es, weil ihnen das Gelüste wieder einmal nahekam, den lächerlichen Hochmuth des lächerlichen Parvenüthums zu entwickeln. — Da plötzlich donnert der öffentliche Ankläger an der Spree, und an der Donau verbreitet sich ein großes Zittern, denn die Moral, die sie im Norden angewendet, konnten sie ja auch auf die Metropole im Süden adoptiren, und husch senkten sich wieder die Köpfe, und husch verschwanden wieder die compromittirenden Nasen. Sie sind feinfühlig diese Herren, wenn es ihre Haut angeht, bei weitem aber nicht so empfindsam, wenn es ihre Ehre, die gesellschaftliche wie die kaufmännische Ehre betrifft, und es ist Thatsache, daß eigentlich die meisten jener Kategorie von Finanzleuten, die eine Mehrzahl von Gründungen verbrochen, ziemlich ungeschädigt aus der so verheerenden Krise hervorgegangen sind. An das Exemplar eines derartig „Geretteten" knüpft sich nun das gute Wort eines schlagfertigen Kopfes. Es stehen ihrer Zwei vor dem neuerbauten Hause eines oft genannten Gründers und betrachten die in Marmor gehauenen Karyatiden, zwei herkulische Männergestalten, denen nur über die Hüften ein schmales Tuch geworfen ist. „Was bedeuten diese beiden Männer über dem Portale?" fragte Einer den Andern. „Das fragst Du noch", erwiedert der Andere, „das sind die Geschäftsfreunde des Hauseigenthümers; sie sind von dem Letztern, so ganz ausgezogen worden, daß sie nun jetzt nackt auf dem Portalgesimse sitzen" . . .

Anfangs Juli fand in Hietzing bei Wien eine Trauungsfeierlichkeit statt,

Digitized by Google

die von Seite der Damen die jüdische Aristokratie bereits zum zweiten Male in eine kleine Aufregung versetzt hatte. Frau Fanni Merton vermälte sich mit Herrn Julius Ephrussi, einem jüngern Mitglied der bekannten russischen Handelsfirma in Paris und Wien. Die Braut, eine Enkelin des bekannten Finanzmannes Baron Königswarter — bei uns sind alle großen Bankiers Barone oder doch wenigstens Ritter, offenbar wegen ihrer — „Verdienste" — hatte in ihrem 19. Jahre bereits ein Vermögen von circa 6 Millionen Gulden. Da warb um sie ein Bankier aus Frankfurt, Namens R. Als solches der alte (seither verstorbene) Baron Jonas Königswarter hörte, rief er aus: „Niemals kann ich eine solche Verbindung zugeben, das hieße so viel, als wenn eine Erzherzogin von Oesterreich einen Prinz von Cöthen heirathen würde." Und die reiche Erbin gab ihre Hand dem bekannten Speculanten Louis Merton, dessen Vermögen zur Zeit seiner Hochzeit auf 12 Millionen Gulden geschätzt wurde. Allein die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Nach anderthalb Jahren sah sich der kühne Merton (früher Moses geheißen) unter seinen wilden Speculationen begraben, begab sich von Paris aus auf englischen Boden und suchte dort bei einem Apotheker ein sicheres Remedium gegen alle Sorgen und Bekümmernisse. Die Witwe trauerte drei Jahre, dann entschloß sie sich, den Freuden des Lebens und einem Manne wieder ihre Hand zu bieten. —

Die Theater mit Allem, was an dieselben in den letzten Wochen berufsmäßig gekoppelt war, führen ein trauriges, ein bemitleidenswerthes Dasein. — Die beiden Hoftheater sind insofern besser daran, das sie sich je vier Wochen Urlaub gönnen und dadurch die Leere ihrer Säle maskiren konnten — auch das Stadttheater verschafft sich den Luxus einer mehrwöchentlichen Sperre; — aber die Vorstadtbühnen lugen nach theaterfüchtigen Fremden mit einer heißhungrigen Gier aus und müssen an jedem neuem Theaterabende die neue Erfahrung machen, daß die Fremden eben nicht kommen wollen. — Das Burgtheater hat, nachdem der Trumpf „Die Wege des Glücks" nicht gestochen, seine Tage bis Ende Juni mühselig weitergeschleppt und ist dann schlafen gegangen. Das Hofoperntheater, das im vorigen Jahre mit dem Regime Jauner so pompöse jene neue Kunst- und Ersparungsära inaugurirt, ist im Begriff auf ein Deficitriff aufzufahren und kein Lotse der Welt wird die von dem kühnen Capitän etwas lustig angeführte Fregatte so leicht aus den Untiefen hinausbugsiren können. Eines schönen Morgens, und ich glaube diesen schönen Morgen in den nächsten September hineinverlegen zu können, wird die Bilanz aus den Büchern hervorsteigen und Herr Jauner wird sich dann auf den alten General Montecuculi hinausspielen, der beständig rief: „Geld, Geld, Geld!"

Von den für die nächste Saison in Vorschlag gewesenen Opern leichtern Kalibers sind „Das goldene Kreuz" von Ignaz Brüll und die „Melusine" von Gramman (Hamburger, lebt aber in Wien) angenommen worden. Zu Frl. Bretfeld, deren Leistungen im vorigen Hefte einer kleinen Kritik unterzogen wurden, und die sich mit den ferneren Rollen (Senta im Fliegenden Holländer, und Elsa im Lohengrin) noch mehr in die Gunst des fremden Publicums hineinzusingen wußte — der Eingeborene ist nicht mit Ketten in ein Theater zu schleppen — gesellte sich die Altistin Frl. Burenne, eine Mittelmäßigkeit, die man sich als Ersatz wohl gefallen lassen kann, die aber mit dem Fluch der Langeweile und Reizlosigkeit beladen ist. Sie sang die Fides, die Ortrud, den Adriano (Rienzi) und die Amneris (Aida) keine dieser

Digitized by Google

Rollen schlecht, alle aber fad. Herr Jauner hatte eine längere Entdeckungsreise nach Paris und London unternommen und sich auf dieser Reise von einer Dame begleiten lassen, von welcher er offenbar einen gewissen Rath in — Engagementsdingen erwartete. Aber es scheint, daß der reisende Herr Director, abgesehen von dem Amüsement, das ihm die Begleitung wahrscheinlich bereitet hat, keinen weitern Nutzen aus derselben zu ziehen vermochte. Herr Jauner ist nach einer Coloraturſängerin und nach einer Altistin ausgezogen, kam aber sowohl ohne den fiorirten hohen Sopran wie ohne die armsdicke Stimme des Contralto heim. Ob Herr Jauner auch für sein Privat-, für das Karltheater soweniz glücklich gewesen, wage ich nicht zu behaupten, jedenfalls aber kann soviel constatirt werden, daß wir mit dem dualistischen System kein sonderliches Glück haben: der Dualismus Oesterreich-Ungarn macht unseren Ministern ebensoviel Sorge, wie der Dualismus Hofopern-Karltheater dem Oberstthofmeisteramt und jener Partei von Sanguinikern, die in Herrn Jauner einen Retter des Hauses erblickten.

Uebrigens hat der Chef des Karltheaters neuestens einen kleinen Fund an einer kleinen Sängerin gethan. — Frl. Streitmann wird sie genannt, und erraug sich als naives „Schönröschen" einen guten Operetteuerfolg — und somit darf die musikalisch-dramatische Kunst für einige Zeit wieder beruhigt sein. Das Geschlecht stirbt nie aus; wenn man schon glaubt das Ende einer Generation sei gekommen, so hat sich dieselbe über Nacht wieder erneut. Dabei aber habe ich Frl. Meinhardt nicht im Sinn, denn wie schon jüngst angedeutet vermochte sich dieses enfant gâté der Berliner Operettenfreunde von den Wiener Lorbeerbäumen bislang auch nicht das winzigste Blättchen zu holen. —

Gerade in dem Momente, als man aufhörte von Musik zu sprechen, als das Opernhaus sich anschickte, seine Thore zu schließen und das Conservatorium nahezu am Ende war, starb ein Veteran der musikalischen Gelehrsamkeit, Professor A. W. Ambros, nach kurzer Krankheit. Ambros, im Jahre 1816 zu Mauth in Böhmen geboren, war seinem Brodstudium und seiner Hauptcarrière nach Jurist und bekleidete bis Ende der sechziger Jahre das Amt eines Staatsanwaltes in Prag. Die Sympathien des beweglichen Mannes zogen ihn aber von der früheſten Jugend an — ein echter Böhme — zur Musik hin und auf diesem Gebiete war es namentlich die historische Forschung, um die er sich in seiner bis zum dritten Bande gediehenen Geschichte der Musik ein bleibendes Denkmal zu setzen wußte. Dieses Werk, dessen vierter Band fast vollendet im Pulte des Verstorbenen vorgefunden werden dürfte, giebt beredtes Zeugniß von einer profunden Gelehrsamkeit und von einer seltenen, einer erstaunlichen Literaturkenntniß und Belesenheit. Aber gerade diese Vorzüge wurden für Dr. Ambros in seinen langjährigen kritischen Arbeiten, in seinen zahlreichen Feuilletons und Essays einigermaßen verderblich, denn die Feder des gelehrten und leicht producirenden Mannes verirrte sich sehr oft vom Hundertſten ins Tausendste und kam gar oft, ohne daß er vielleicht wollte, auf die entfernteſten Abwege. Allerdings waren ihm für seine kritische Thätigkeit zwei Felder eröffnet, die einer gesprächigen Feder gar reiche Papierflächen bieten: die „Wiener Abendpost" und die „Deutsche Rundschau"; namentlich für letztere glaubte er den Ton darin treffen zu müssen, recht breit, recht abschweifend und auch oberflächlicher zu sein, als es sonst sein Wesen war. Der Mann war eben durch allzuvieles Arbeiten rasch alt geworden und er war auf jenem Terrain am glücklichſten, auf dem ihm gegen

Digitized by Google

seine zahllosen Citate kein Halt entgegengerufen wurde. In dem herrschenden Kampfe auf dem Felde des Musikdramas konnte sich Ambros nicht entschließen ein energisches Für oder Wider auszusprechen, er schillerte in mehrfachen Farben und ließ sich am liebsten von dem Strome der Majorität hinreißen. Aber die alte Literatur beherrschte er ganz und gar, und wenn es sein mußte componirte er auch ganz artige Ouvertüren und Kammermusikpiècen. In jedem Falle bedeutet der so rasch erfolgte und unerwartete Hingang des Mannes einen großen Verlust für die musikalische Geschichtsschreibung und diesem Verluste wurde auch in den meisten Journalen beredter Ausdruck verliehen. Figaro.

---

## Kassel.

Es ist beinahe ein volles Jahrhundert her, daß Kassel ein beliebtes Reiseziel war. Die Liebe der Fürsten zu ihren Residenzen glich einer unerschöpflichen Schönheitsquelle, aus der Schlösser, Bildergalerien, Blumengärten und Wasserkünste hervorgingen. Kassel hatte von der Natur schon eine Fülle von Reizen empfangen, die Pflege derselben durch die Landesherren machte es zum achten Weltwunder und zum Hauptvergnügen der Reiselustigen dieses und des vorigen Jahrhunderts.

Die Wunder von Wilhelmshöhe wurden ungefähr vollendet im Jahre 1776, fast gleichzeitig auch die herrliche Karlsaue mit ihren italienischen Gartenschlössern und Orangerien.

Der Landgraf Karl war der eigentliche Gründer dieser Verschönerungen von Kassel, sein Nachfolger Landgraf Wilhelm setzte sein Werk jedoch sehr eifrig fort und von ihm erhielt auch Wilhelmshöhe seinen Namen, das bis dahin Weißenstein hieß.

Das Schloß Wilhelmshöhe war nur zur Sommerresidenz bestimmt und demgemäß ein luftiger Bau, dessen offene Säulengänge den Durchblick in das Waldpanorama gestatteten. Leider ist aber diese ursprünglich so reizvolle Anlage verändert worden, man kann sie nur noch auf alten Bildern sehen und allenfalls an überbauten Stockwerken noch erkennen. Zur Regierungszeit des lustigen Königs von Westfalen brannte nämlich das Winterschloß, die alte Katteburg in Kassel, ab und seiner Hofhaltung war es angenehm, so lange wie möglich in Wilhelmshöhe zu bleiben.

Die offenen Galerien wurden deshalb mit Glasthüren zugesetzt. Später, bei der Rückkehr der hessischen Regenten, behielt man diese Veränderung nicht nur bei, sondern ließ sogar auch die Galerien fest zumauern. So entstand das Schloß in seiner jetzigen Gestalt, die keineswegs als architektonische Schönheit gepriesen werden kann.

Die übrigen Bauwerke in Wilhelmshöhe sind bei weitem schöner und eigenartiger, namentlich das Felsenschloß, der Octogon, auf welchem das Wahrzeichen von Wilhelmshöhe, die Kolossalstatue des farnesischen Hercules, steht. Sein Piedestal ist eine Pyramide von sechsundneunzig Fuß hoch. Doch sieht er von fern nur wie ein Püppchen aus, obwohl in seiner Keule wenigstens acht Personen Platz haben. Die Treppen in seinem Rieseuleib sind jedoch sehr eng und man erzählt tragikomische Anecdoten von Damen, die zur Crinolinenzeit wohl hinauf, aber nicht wieder hinunterkommen konnten. Bei der jetzigen enganliegenden Kleidertracht würde es unseren Damen leichter werden, den Hercules zu besteigen! Die Aussicht von der majestä-

Digitized by Google

tischen Bergwand, einem Ausläufer des Habichtswaldes, ist wirklich unbeschreiblich schön und großartig. Das weite, lachende Fuldathal mit seinen zahlreichen Dörfern, die mit ihren rothen Dächern inmitten saftgrüner Wiesen und Baumwipfel wie reife Aepfel zwischen grünen Blättern aussehen, gewährt einen herrlichen Anblick. Das Häusermeer von Kassel, umgeben von dem dichten Laubkranz der Au und von den hohen, blauen Bergketten, deren höchster Gipfel der Meißner ist, nimmt sich wahrhaft großartig aus. Die Stadt hat in neuerer Zeit ganz unglaublich an Ausdehnung gewonnen; eine große Anzahl von Straßen sind entstanden mit den berühmten Namen der Neuzeit geziert. Die Bismarckstraße, die Hohenzollernstraße, die Sedanstraße, die Orleansstraße sind die schönsten, denn sie liegen alle in der besten Gegend, wo man die Wilhelmshöhe aus allen Fenstern erblicken kann und Gärten noch so reichlich vorhanden sind, daß man die schlechte Kohlenluft von Kassel vermeiden kann.

Im alten Theil der Stadt ist es leider unverändert eng und dumpfig. Obwohl Kassel nie eine Festung war, sind die Häuser dort zusammengedrängt wie in einer solchen.

Die Altstadt und die alte Neustadt haben wahrlich grauenhafte Gassen und Häuser, die wie Krüppel und Bettler unter den Neubauten aussehen. Die schwarze Michelsgasse, die Lumpsgasse, der Judenbrunnen ꝛc. sind auch Heimatsorte des Elends, der Armuth und der Sünde.

Die frommen Damen von Kassel, unter Anleitung eines alten Fräuleins von Goddäus, wallfahrten tagtäglich nach diesen unheimlichen Straßen, um die Wohlthaten ihres wirklich trefflichen Krankenvereins dort zu vertheilen. Es wäre aber gewiß unendlich viel heilsamer, wenn man Vereine bildete, um gesundere Wohnstätten für die Armen unter den Einwohnern zu schaffen. In keiner andern Großstadt würde dies so leicht sein als in Kassel, das sich nach allen Seiten zum Anbau eignet.

Freigelegene Hütten mit Gartenland, das Ideal der Menschenfreunde, ließen sich überall hier errichten, besonders wenn man einige der naheliegenden Dörfer: Wolfsanger, Kirchditmold, Wahlershausen, Wohlheiden, Waldau, Ochsenhausen in den Stadtbereich ziehen wollte.

Seit die Preußen bei uns eingezogen sind, wurden wir auch in wohlhabenden Kreisen von der Wohnungsnoth heimgesucht, aber die zahlreich entstandenen Villen am „Weinberg", einer reizenden Bergstraße, und in der Wilhelmshöher-Allee haben sehr rasch dieser Stadtplage ein Ende gemacht. Den Behörden muß man das Zeugniß ausstellen, daß sie Kassel durch Bauwerke noch mehr zu verschönern suchen, wenn sie nur etwas strenger darauf halten wollten, daß die Baulinie in der schönen Allee verbreitert würde; man hat bereits eine Straße daraus gemacht, der es an Luft und Aussicht fehlt und der nur einige verkümmerte Bäume den Ehrennamen „Allee" zuwenden können. Wir alten Kasselaner wissen noch, wie herrlich ihr Schatten war und wie vornehm das lustwandelnde Publicum, namentlich die ehemalige Hofgesellschaft, sich darin bewegte. Jetzt sind Wirthshäuser niedrigster Gattung dort angelegt und bilden den Sammelplatz der rohen Menge bis spät in die Nacht hinein. Staub, Dunst und Lärm verscheuchen jeden ehrbaren Spaziergänger.

Nur an den Tagen, wo die Wasserkünste in Wilhelmshöhe spielen, gewinnt die Allee einigermaßen ihren frühern Anblick wieder. Die eleganten Equipagen und Reiter bilden einen fortwährenden Corso bis zum späten

Digitized by Google

Abend und der Zufluß an Fremden steigert sich zu unglaublicher Menge während der Reisezeit.

Die Wasserkünste von Wilhelmshöhe übertreffen noch immer alle übrigen, selbst die von Versailles und Sanssouci. Die berühmten Cascaden und Bezirkstrahlen sind jedoch nicht mehr ganz vollständig und können deshalb nicht wie früher zur Belustigung des Publicums beitragen, aber der große Steinhöfersche Wasserfall, der, wie der Gießbach in der Schweiz, aus tiefstem Waldesdunkel von der Höhe herabstürzt und der malerische Aquaduct erregen noch immer allgemeine Bewunderung. Die große Fontaine vor dem Schloß ist auch noch einzig in ihrer Art. Wenn der mächtige Wasserstrahl zum Himmel emporsteigt und in der Sonne das vielfarbige Prisma sich bildet, erschallt stets lauter Beifallsjubel.

Nach dem Wasserschauspiel wandert man zur Löwenburg, einer künstlichen Ritterburgruine, die wie ein verkörpertes Märchen tief im Walde liegt. Wer Sinn für Romantik hat, soll sie aber allein besuchen, wie es in der altenglischen Ballade heißt:

„Geh hin zur Abtei im Mondenschein
Und sei doch ja mit ihr allein!"

Es knüpfen sich allerlei Sagen an die Löwenburg, obwohl sie kein Rittersitz aus alter Zeit ist, sondern einer fürstlichen Phantasie der Neuzeit ihren Ursprung verdankt. So soll die Rüstung „des Todesritters" sich in der Mitternacht bewegen, wenn ein hessischer Herrscher im Sterben liegt. Bei dem Begräbniß des Kurfürsten Wilhelm I. wurde die Rüstung noch nach altem Brauch durch den Hofmarschall Freiherrn von Eschwege getragen und infolge dessen starb derselbe nach wenig Tagen, wahrscheinlich durch die Anstrengung, mit dem schweren Eisenpanzer hinter dem Sarg herreiten zu müssen. Seitdem ist die Rüstung nicht wieder benutzt worden, aber sie steht auf einem schwarzen Roß in der Löwenburger Rüstkammer und macht einen romantisch-schauerlichen Eindruck.

Eine andere Sage wird von dem Arbeitscabinet des Kurfürsten erzählt. An dem Schreibtisch desselben soll der Usurpator König Hieronymus einst die vollständige Geistererscheinung des vertriebenen Herrschers gesehen und eine heftige Gemüthserschütterung davon getragen haben. Die Sache hat sich schließlich als Pagenstreich eines Herrn von Malsburg herausgestellt, der die kurfürstliche Uniform mit Zopf in einer alten Kleiderkammer gefunden und benutzt hatte, um den Usurpator zu erschrecken.

Die Erinnerung an König Hieronymus wurde durch Napoleon's Gefangenschaft in Wilhelmshöhe wieder wach gerufen, man hätte damals den einstigen Namen „Napoleonshöhe" wieder darauf anwenden können, so eifrig wurde gewallfahrtet nach dem prächtigen Gefängniß des entthronten Kaisers. Das historische Interesse der Fremden concentrirt sich noch immer auf diese allerdings merkwürdige Epoche in der Geschichte von Wilhelmshöhe.

Napoleon selbst hat gewiß noch seine letzten glücklichen Tage dort zugebracht; er war verhältnißmäßig sehr gesund während seiner Gefangenschaft in der stärkenden Luft der Bergeshöhe und hoffte noch auf seine Rückkehr nach Frankreich; er ahnte nicht, daß er schon so bald als Exkaiser kümmerlich in England leiden und sterben sollte!

Mit dem Nimbus der Leiden von St. Helena konnte sich Napoleon in Wilhelmshöhe allerdings nicht schmücken, denn er wurde nicht als Gefange-

Digitized by Google

ner, sondern als Gast des preußischen Herrschers dort behandelt, namentlich ließ die Kaiserin Augusta es sich angelegen sein, ihn mit allem möglichen Comfort zu umgeben. Ihr eigener Mundkoch und ihre eigene Equipage, die vier schönen schwarzen Hengste aus Trakehnen wurden damals nach Wilhelmshöhe geschickt.

Die Tagesblätter nahmen daraus ungerechter Weise Anlaß zum Tadel und hätten gern den kaiserlichen Gefangenen bei Wasser und Brod eingesperrt, ohne zu erwägen, daß Deutschlands Würde mehr darunter gelitten hätte als er selbst. Geschwelgt hat er ohnehin nicht an der wohlbesetzten Tafel, ebensowenig wie seine Generale; das Gefühl des Unglücks und der Schmach saß wie Banko's Geist immer drohend mitten unter ihnen; die Mahlzeiten glichen stets einer Leichenfeier des französischen Ruhms.

Das historische Tableau: „Napoleon mit seinen Generalen auf den Waldwegen von Wilhelmshöhe" ist noch nicht gemalt worden, steht aber noch in deutlichster Erinnerung bei uns Kasselanern. Die kleine, feste Gestalt des Kaisers, der damals keineswegs kränklich oder greisenhaft aussah, sondern energisch und chevaleresk auftrat, zwischen den hochgewachsenen, eleganten Figuren seiner Begleiter war ein interessanter Anblick. In der Laube von Hortensiaspalieren weilte Napoleon vorzugsweise oft, wahrscheinlich erfreute es ihn, daß diese schöne, königliche Blume, die den Namen seiner Mutter trägt, auch in Deutschland gepflegt wird. Dieselbe Laube war auch einst der beliebteste Theeplatz des Kurfürsten gewesen und deshalb stets abgeschlossen erhalten worden. Jetzt ist sie ein Lieblingsplatz für alle Welt!

Ein anderes historisches Bild entrollt sich in Wilhelmshöhe; ein künftiger deutscher Kaiser und sein kleiner Bruder, Prinz Heinrich, spielen dort auf den Rasenplätzen Croquet; sie bewohnen den bescheidensten Theil des Schlosses, der aber dennoch eine ganz reizende Sommerwohnung darbietet. Ein Saal zu ebener Erde, vor dem die schönsten Blumenteppiche von Heliotrop und Rosen Wohlgerüche aushauchen. In der Morgenkühle reiten die jungen Prinzen nach Kassel, wo sie auf den Schulbänken des dortigen Gymnasiums eifrig lernen wie jedes andere Landeskind; die Sympathie der ehrlichen, soliden Hessen werden sie auf diese Weise unzweifelhaft am ersten gewinnen. Freilich lebt noch hier in vielen Herzen das Andenken an die angestammten Herrscher ungeschwächt fort. Es giebt Personen, die sich mit trauriger Miene auf die Lieblingsplätze des Kurfürsten setzen und sich daran erinnern wie er in seiner herrlichen Isabellenequipage vorüber fuhr, jeden Gruß freundlich-bekannt erwiedernd. Die Hessenfürsten sind viel geschmäht worden, sie waren sozusagen die Sündenböcke für alle Parteien. Das patriarchalische Verhältniß aber, welches uns mit ihnen verknüpfte, ist eigentlich niemals richtig gewürdigt worden, namentlich ist ihr Verdienst dabei stets übersehen. Sie waren lange nicht so schlimm wie ihr Ruf; sogar ihre vielbesprochenen Liebesverhältnisse hatten nicht die Beimischung von Libertinage, die die Verleumdung ihnen so oft gegeben hat. Namentlich die beiden letzten Kurfürsten haben eine wahrhaft staunenswerthe Ausdauer und Treue gegen ihre Herzensdamen bewiesen. Doch soll damit keineswegs ihrer Verletzung der christlichen Ehegesetze das Wort geredet werden.

Gegen die Gräfin Reichenbach, die Gemalin des vorletzten Kurfürsten, hat sich in neuester Zeit ganz unmotivirter Weise ein Strom von Verleumdungen ergossen; sie war durchaus nicht so tadelnswerth wie man behauptete.

Digitized by Google

Schon deshalb nicht, weil das eheliche Verhältniß zwischen dem Kurfürsten und der Prinzessin von Preußen bereits im Zustand der Auflösung begriffen war, als er das reizende Goldschmiedstöchterlein, Fräulein Ortlepp, kennen lernte. Er war damals als Kurprinz nach Berlin gegangen, um Napoleon's Häschern zu entfliehen.

Die Eltern der jungen Schönheit gehörten zu den angesehensten Bürgern der Königsstadt; ihre Mutter war die Tochter eines Geistlichen und besaß einen seltenen Grad von Bildung für die damalige Zeit. Sie widersetzte sich auf's Entschiedenste der Liebe des Kurprinzen zu ihrer Tochter, konnte es aber nicht verhindern, daß sie dennoch ihm Gehör gab und dem Elternhaus heimlich entfloh. Das junge Paar lebte anfangs beinahe ärmlich in einer kleinen, möblirten Wohnung in der Königsstraße nah am Schloß, wo dem Kurprinzen in den feuchten Parterreräumen Zimmer angewiesen waren. Auch bei der Rückkehr nach Kassel wurde das einfache, zurückgezogene Leben beibehalten; erst als der Kurfürst zur Regierung kam, verlieh der Kaiser von Oesterreich seiner Geliebten und ihren Kindern den Namen einer ausgestorbenen hessischen Grafenfamilie von Reichenbach und die junge Gräfin entwickelte dann allerdings sehr rasch die Allüren einer vornehmen Dame. Man hat sie damals, jedoch ganz mit Unrecht, eine deutsche Pompadour genannt; allerdings glich sie ihr an Geist und Geschmack, aber keineswegs besaß sie ihre Herrschsucht und Lust zur Intrigue. Sie beherrschte freilich den Kurfürsten, aber nur durch seinen Familiensinn; sie wußte ihm eine behagliche Häuslichkeit zu gründen und erzog ihre Kinder vortrefflich, die er wahrhaft abgöttisch liebte. Nach dem Tode der Kurfürstin ließ er sich kirchlich mit der Gräfin Reichenbach trauen, um den Kindern dadurch die legitime Geburt zu sichern. Er verlangte allerdings auch, daß man ihnen fürstliche Ehrenbezeugungen zuwendete. Die Gräfin litt übrigens oft unter seiner Heftigkeit und die Rosenketten ihres vielbeneideten Glückes hatten viele scharfe Dornen. Sie wußte jedoch immer wieder einen besänftigenden Einfluß auf den Kurfürsten zu gewinnen und bestrebte sich im Stillen, auch bei Anderen wieder gut zu machen, wo er zu hart gewesen war. Indessen wurde freilich selten anerkannt, was sie Gutes gestiftet hatte, erst nach ihrem Tode erfuhr ihre nächste Umgebung den ganzen Umfang ihrer Wohlthätigkeitsbestrebungen. Ebenso ist es in weiteren Kreisen wohl nicht bekannt, daß ihre älteste Tochter zu ihrem Andenken noch immer reiche Spenden an die Armen Kassels vertheilen läßt und in großartigster Weise für unsere Hospitäler sorgt.

Ein kostbares Besitzthum hat Kassel noch seinen angestammten Herrschern zu verdanken: den Schatz einer wahrhaft auserwählten Gemäldesammlung. Durch die italienischen Reisen der kunstsinnigen Landgrafen wurde der Grund dazu gelegt.

Die Aufstellung im Bellevueschloß läßt manches zu wünschen übrig, es ist deshalb dankenswerth, daß die neue Regierung ein Gebäude aufführen läßt, welches einen würdigern Raum für die Kunstschätze Kassels darbieten wird. Aus den Quadersteinen der unvollendet gebliebenen neuen Kattenburg ersteht in diesem Augenblick ein architektonisches Meisterwerk, in welchem die Bilder Aufnahme finden sollen. Es ist zugleich der schönste Aussichtspunkt Kassels, am Ende der Bellevue, in der Nähe der neuen Brücke, welche die Felsenkeller mit der Au verbindet.

Digitized by Google

# Die Debatte.

Nachfolgende uns von Herrn Hamerling zugegangene Erwiederung drucken wir mit Vergnügen unverändert ab, da wir immer dem Grundsatz des audiatur et altera pars gehuldigt haben. Der unparteiische Leser wird sich sein Urtheil ja am besten bilden können, wenn er den Artikel Hamerling's in der „Gegenwart" liest. Daß darin viele Dinge gesagt waren, die besser gegenüber einem Todten, der nicht mehr erwiedern kann, verschwiegen worden wären, das ist unsere Meinung, wenngleich auch die des Herrn Hamerling ihre Berechtigung haben mag! Herr Hamerling schreibt:

Sehr geehrter Herr! Ihr Aufsatz „Rettung eines Todsüchtigen", welchen Sie im nennten Hefte gegen meinen in der „Gegenwart" abgedruckten Artikel „Der Pessimismus im Stadium der Todsucht" gerichtet haben, könnte leicht bei den geehrten Lesern Ihrer Zeitschrift so verstanden werden, als ob ich mich über Bogumil Goltz mißgünstig oder geringschätzend geäußert. Gestatten Sie mir, an dieser Stelle meinen wirklichen Gesinnungen über Goltz Ausdruck zu geben. Es war nicht meine Absicht, Goltz als das Urbild des „todsüchtigen Pessimismus" hinzustellen; vielmehr nahm ich, auf Goltz übergehend, ausdrücklich eine Ausnahmestellung unter den „nervösen Polterern" für ihn in Anspruch mit den Worten: „Ich bewahre in der Erinnerung das Bild eines ehrwürdigen und sympathischen Mannes, bei welchem jene Manier nicht einen widerwärtigen Eindruck machte, weil sie bei ihm zu den Symptomen einer Krankheit gehörte, die weder seinen Intellect, noch seinen Charakter compromittirte." Ich übersah auch keineswegs über der Aeußerlichkeit die innere tüchtige Natur des Mannes; ich sagte ausdrücklich, es habe mir Mitleid eingeflößt, „ein edles Gemüth, einen gedankentiefen Geist sich unablässig in leidenschaftlichen Paroxysmen krümmen und winden zu sehen". Wie Sie selbst schließlich bestätigen, rechnete ich Goltz nicht zu den eigentlichen, den philosophischen Pessimisten, die das Weltganze als solches elend finden, sondern zu Denjenigen, die in ihren „nervösen" Stunden — und sie haben deren viele — im Einzelnen gegen alles Mögliche toben. Daß Goltz zu dieser letztern Art gehörte, bestätigte kürzlich auch Gutzkow in der „Gartenlaube" in einem Artikel, der entschieden weniger Liebe und Hochachtung für Goltz athmet als der meinige und den Sie wahrscheinlich nicht gelesen*); Sie würden sonst gewiß diesen und nicht den meinen zum Ausgangspunkt Ihrer „Rettung" genommen haben. Wie sehr ich übrigens auch das „optimistische" Element in Goltz anerkannte, beweist die Stelle, wo ich berichte, wie ich, als Goltz einmal eine vereinzelte Aeußerung über das Weltelend im Allgemeinen that, ihn darauf aufmerksam machte, „daß doch er selbst in seinen Büchern, ganz besonders aber in seinem „Buch der Kindheit" das Poetische, Schöne, Beglückende der Welt und des Daseins wie kaum ein Anderer gepriesen und verherrlicht habe" (worauf er mir die bedeutsame Antwort gab, es seien sechs bis sieben verschiedene Personen in ihm, die seine Werke schrieben). Ich gab zuletzt über die Ausbildung des leidenschaftlichen Wesens bei Goltz (bei dem Goltz des Jahres 66) eine Erklärung, die Alles eher war als eine Verunglimpfung, und schloß mit den Worten: „Hier handelte es sich nur um die Schilderung einer gewissen typischen Eigenart des äußern Gebarens. Wer für sich den Umriß des merkwürdigen Mannes, von welchem ich spreche, ergänzen will, der greife nach den Schriften desselben, die zu dem wirklich Tiefen und Gehaltvollen gehören, was wir in der Gattung reflectirender Prosa aufzuweisen haben." Nach diesen Anführungen stelle ich dem geneigten Leser des „Salon" das Urtheil anheim, ob es meine Absicht in jenem Artikel sein konnte, „ein Attentat auf den literarischen und persönlichen Charakter", „einen dolosen Mord" an B. Goltz zu begehen. Wenn man sagt, ich hätte die leidenschaftlichen Ergüsse desselben nicht veröffentlichen sollen, so kann ich nur wieder auf den Artikel selbst verweisen. Dem aufmerksamen Leser wird mit dem Zusammenhang und der tiefern Bedeutung desselben auch seine Berechtigung klar werden, abgesehen davon, daß die Goltz'schen Kraftaussprüche, trotz ihrer maßlos pessimistischen Uebertreibung und Leidenschaftlichkeit, meist bedeutsam sind und den Stempel eines originellen Geistes tragen, also werth sind erhalten zu werden. Für die Berichtigung des Mißverständnisses in Betreff Hamann's bin ich Ihnen dankbar, kann aber nur wiederholen, daß ich mich in meiner Aufzeichnung der gewissenhaftesten Treue befleißigt habe. Was endlich meine Bemerkungen über den nervös-gereizten Ton einiger Kritiker anlangt, so entstammt selbe nicht persönlicher Empfindlichkeit — denn warum sollte ich, nachdem ich fünfzehn Jahre lang alle Ausfälle ruhig

*) Glücklicherweise nicht! Die Red.

Digitized by Google

hingenommen, jetzt auf einmal empfindlich werden? — sondern ich wollte blos im Allgemeinen sagen, daß ein allzu leidenschaftlich polternder, verbitterter und verbissener Ton in der öffentlichen Kritik am wenigsten etwas tauge. Mit aller Hochachtung

Ihr ergebener

Graz, im Juni 76. Rob. Hamerling.

---

# Randglossen zur Zeitgeschichte.

**In Frankreich** kommen am 1. Juli die vom Staate (Ministerium des Unterrichts und der Künste) ausgesetzten Jahrespensionen an Schriftsteller, Künstler und deren Witwen im Betrage von 135,700 Francs zur Vertheilung. Nachkommen Aubers, Adams, ja Racine's participiren daran. Wahrlich, wenn man den deutschen Großmachtsdünkel ein wenig auf solche humanitäre und den Kunstgeist der Nation ehrende Handlungen hinleiten wollte, so hätten wir weniger Grund, uns vor den Franzosen zu schämen, als jetzt. Für unsere Feldherren sind Millionen detirt worden; unser Kriegsreservefond wächst Tag um Tag, die Civilversorgung der Unterofficiere ist gesichert, aber für die Idealisten der Nation, für die Denker, Dichter und Künstler hält der Staat die Taschen zu, er überläßt die Sorge für sie der Subscription, dem öffentlichen B—itten und den beliebten Nationallotterien. — So bemerken die Dresdener Nachrichten ganz richtig. Wir brauchen in der That die Staatshülfe für die Verbesserung der materiellen Lage unserer Schriftsteller und Künstler. Der Schillerverein kann nur kärglich die Pflichten der Humanität erfüllen. Wir haben eine Misère des Schriftstellerproletariats wie kein anderes Land. Darunter ist viel Spreu, aber auch viel Weizen, der aber verkümmert unter den Sorgen des täglichen Lebens und unter den erschwerenden Umständen, unter welchen der deutsche Autor seine Arbeiten verwerthen kann. Also trete der Staat ein, dem es Ehrensache sein sollte, auch den Geisteskämpfern eine Civilversorgung zu geben. Ein Ministerium für die schönen Künste wäre das Wenigste, was die Nation der Dichter und Denker verlangen könnte. Vielleicht lernt man etwas von unserm literarischen Parlament.

---

# Kleine Salonplaudereien.

**Die Aufführungen** des „Ring der Nibelungen" in Bayreuth finden statt: Am 13., 14., 15. und 16 August d. J. erste Aufführung, am 20., 21., 22. und 23. August d. J. zweite Aufführung, am 27., 28., 29. und 30. August d. J. dritte Aufführung. Von berühmten Künstlern wirken in den Bayreuther Aufführungen mit: Niemann (Siegmund), Betz (Wotan), Gura (Günther), Frau Jachmann-Wagner (Schwertleite, Noren), Fr. Materna (Brunhilde), Frl. Lilli Lehmann (Helmaige, Woglinde), und vom Orchester Prof. August Welhelmj (Violine), Jul. de Swert (Violoncell), Aug. Tombo (Harfe).

**Meyer's Reisebücher** umfassen nunmehr, außer Deutschland, alle Reisegebiete des westlichen Europa. Sie werden vorzugsweise Denjenigen eine willkommene Gabe sein, welchen ihre Reiselust höhere Ziele steckt, als die von der großen Menge verfolgten — Denjenigen also, welche neben Vergnügen und Erholung auch Kenntniß von Land und Leuten suchen, und deshalb einen Führer brauchen, dem Wege und Wirthshäuser nicht die alleinige Hauptsache sind. Deshalb sind diese Bücher auch weniger für den Parforcetouristen bestimmt, der seine Tour nur in der kürzesten Zeit abjagen will, so wenig als für den passionirten Bergsteiger, der den Reiz der Reise nur in Ueberwindung von Gefahren und Strapazen findet, wohl aber für Denjenigen, welcher mit größtmöglichem Nutzen für Geist und Körper, mit größtmöglicher Oekonomie für Zeit und Börse reisen will.

Es sind zwei Gattungen dieser Reisebücher zu unterscheiden: die größeren „Führer" umfassen meist größere Reisegebiete und bergen in ihrem größern Umfang die erschöpfendste Führerkenntniß mit einem sorgfältigen Apparat von bildlichen und topographischen Hülfsmitteln; die kleineren und billigeren „Wegweiser" beschränken sich auf kleinere Ausfluggebiete, namentlich Gebirgspartien, oder, wie Schweiz und Italien, auf das Allgemeingesuchte, und diese wenigen entsprechen auch dem Reisebedürfniß der großen Mehrzahl, welche mit Zeit und Geld zu geizen hat.

---

Digitized by Google

# Neueste Moden.

## Nr. 1 und 2. Hemdchen für ein Kind von sechs Monaten bis einem Jahr.

Das Hemdchen ist aus feiner Leinwand hergestellt und um den Halsausschnitt und den Aermeln mit einer schmalen Spitze garnirt.

## Nr. 3 und 4. Damennachthemden.

Nr. 3. Das Plastron ist aus quergelegten Falten und reichen Valenciennes-Einsätzen zusammengesetzt. Kragen und Jabot bilden doppelte Plisséstreifen mit Spitzen garnirt. Die Aermel haben übereinstimmende Garnitur.

Nr. 4. Aehnliches Genre wie Nr. 1, nur sind hier die Fältchen schräg gelegt.

Nr. 1. Kinderhemdchen. (Vorderansicht.)

Nr. 2. Kinderhemdchen. (Rückansicht.)

## Nr. 5 und 6. Damenhemden.

Nr. 5. A la princesse aus feiner Leinwand. Auf der Spitze des feingestickten herzförmigen Plastron der Namenszug; auf der in gleicher Weise wie die übrigen Theile gestickten Achsel zum Zuknöpfen. Das Plastron ist mit einem kleinen festonnirten Streifen eingefaßt und der Aermelrand sowie der Halsausschnitt mit einer gebogten Valenciennes garnirt.

Nr. 6. Das hier spitzgeschnittene Plastron ist in schmale Quetschfalten gelegt und mit einer Doppel-Schrägstreifen-Einfassung umrandet; im untern Theil der Namenszug in einem gestickten, mit vier kleinen gezackten Rosettchen verzierten, ein Medaillon bildendes Oval; der Buchstabe ist, wie wir wohl nicht weiter erinnern dürften, im Hochstich. Der hier viereckige Halsausschnitt ist mit einem schmalen festonnirten Streifen besetzt. Die Aermel sind dem Plastron entsprechend gefältelt.



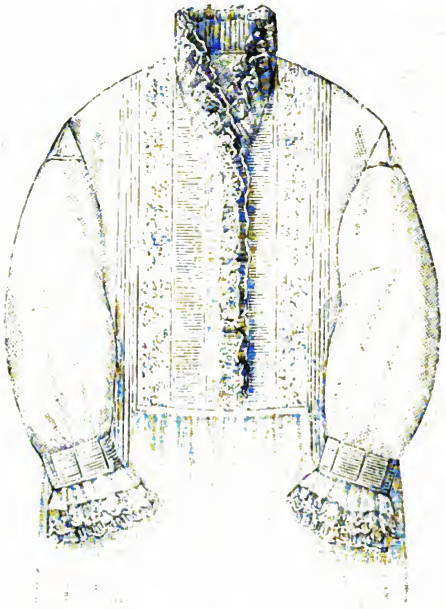
Digitized by Google

## Nr. 7. Damenbeinkleid.

Wie unser Modell zeigt, ist dieses aus feinem Percal bestehende Beinkleid an den Seiten offen. Die geschmackvolle Verzierung des untern Theils ist aus Einsätzen in englischer Stickerei und Streifen in gleichem Genre zusammengesetzt.

## Nr. 8. Damenhemd.

Unser hier dargestelltes Damenhemd aus feinem Battist zeigt einen weiten viereckigen Ausschnitt. Das Plastron ist zu jeder Seite mit vier Hohlfalten garnirt, welche durch Valenciennes-Einsätze getrennt sind. Unterhalb des Ausschnittes ist der Namenszug, resp. mit Wappen eingestickt. Die Garnirung des oben mit Spitzen



Nr. 8. Damennachthemd.

besetzten Halsausschnittes besteht aus Valenciennes-Einsätzen, die durch einen schmalen Sammetstreifen, der vorn geschleift werden kann, getrennt sind. Der ebenfalls mit Spitzen besetzte Aermel ist, wie der Halsausschnitt, von einem schmalen Sammetstreifen durchzogen.

## Nr. 9. Elegante Nachtjacke für Damen.

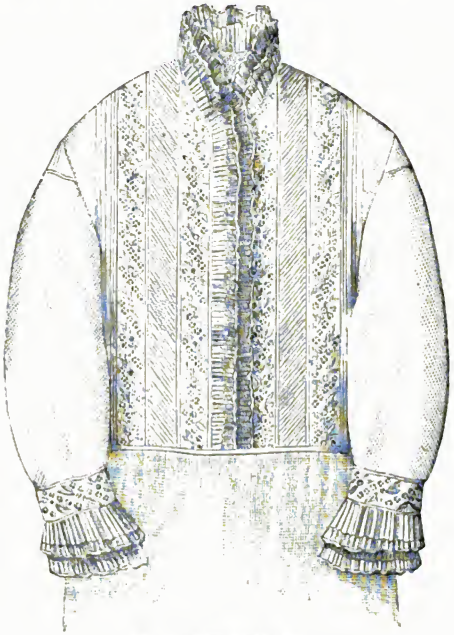
Dieses Nachtkleid ist, wie aus der Abbild. zu ersehen, vom Hals ab bis nach unten zum Zuknöpfen; die sehr reiche Garnirung des Halsausschnittes, sowie der weitere Randbesatz ist aus gestickten querlaufenden Einsätzen zusammengestellt. Die Halskrause ist mit einem spitzgezackten gestickten Streifen, unter welchem zwei Schrägstreifen laufen, garnirt, welche vom Halsschluß über die Brust herab bis

Digitized by Google

zur Untertaille ein Gilet bilden. An der einen Seite ein Täschchen. Die Hinternaht des Aermels dreifach gefältelt. Der Aermel am Handgelenk etwas enger und am Ende mit einem Spitzenstreifen besetzt.

## Nr. 10 und 12. Unterrocksgarnituren.

Nr. 10. Die Garnirung besteht aus einem Volant mit kleinen Hohlfalten, über demselben ein gestickter Streifen, weiter oben ein Einsatz und ein festonnirter Kopf.
Nr. 11. Ganz unten ein Plissé, darüber ein gestickter Streifen, über letztern ein zweites Plissé und schließlich ein Einsatz.



Nr. 4. Damennachthemd.

## Nr. 11. Einsatz in ein Damenhemd.

Dieser Einsatz oder vielmehr Garnitur besteht aus von der Mitte aus sich verjüngenden viereckig länglichen Patten, welche durch Valenciennesseinsätze mit einander verbunden sind. Ein kleingefältelter Streifen, ebenfalls aus Valenciennes, garnirt den Rand des Einsatzes.

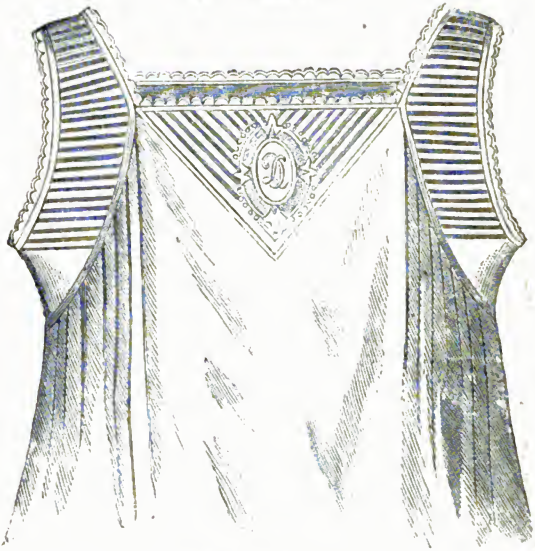
## Nr. 13. Spitze aus Gabelbörtchen und Häkelarbeit zur Verzierung von Beinkleidern und dergl. Wäschegegenständen.

6 Luftm. häkelt man mit je 1 f. M. in die 2. M. des Gabelbörtchens; 1 M. bleibt wie ersichtlich liegen, dann häkelt man zurückgehend nochmals in die Luftm.-Bogen, 1 Luftm.-Tour, 6 Luftm., 1 f. M., alsdann in jeden Luftm.-Bogen 10



Digitized by Google

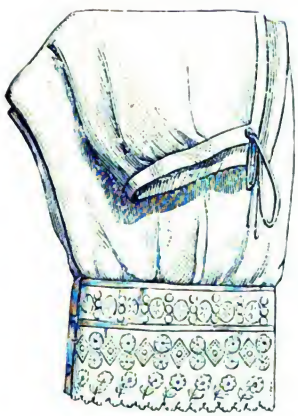
Nr. 5. Damenhemd.



Nr. 6. Damenhemd.

Digitized by Google

Nr. 8 Damenhemd.



Nr. 7. Damenbeinkleid.

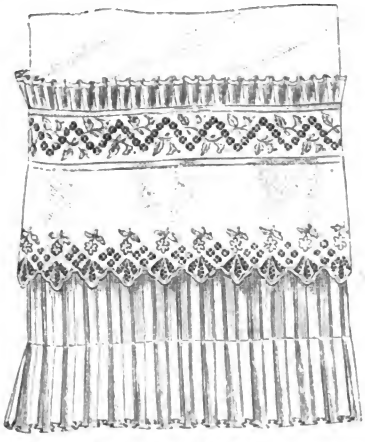
Nr 9. Elegante Nachtjacke für Damen.

Digitized by Google

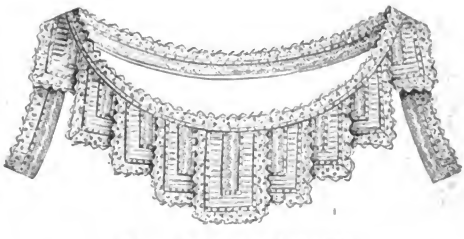
Stbch., die beiden mittelsten zweimal umgeschlagen. An die noch frei daliegenden Gabelbörtchen-Maschen häkelt man 1. Tour, 4 Luftm., 1 f. M. — 2. Tour gewöhnliche Mäusezähnchen, so daß die Mäusezähnchen-Tour wie eine Klappe auf der andern ruht. Oben über 14 Luftm. f. M. in je 2 Gabelbörtchen-Maschen.

## Nr. 14 und 15. Damenhemden.

Nr. 31. Mit aus Reihen von kleinen Falten zusammengesetzten Passen; die



Nr. 10 Unterrocksgarnitur.



Nr. 11. Einsatz in ein Damenhemd.

Fältchenreihen sind durch Spitzeneinsätze von einander getrennt, unten und oben mit kleinen Valenciennes eingefaßt; Aermel in gleicher Weise.

Nr. 32. Sehr weit, mit Achselstücken von Spitze und Plastron durchaus von Valenciennes.

## Nr. 16 und 17. Oberhemd für Herren. (Vorder- und Rückansicht.)

Die neuere Form der Herrenhemden erfordert einen glatten Einsatz und muß auf der Rückseite offen und zum Zuknöpfen sein. Eine den Einsatz garnirende

Digitized by Google

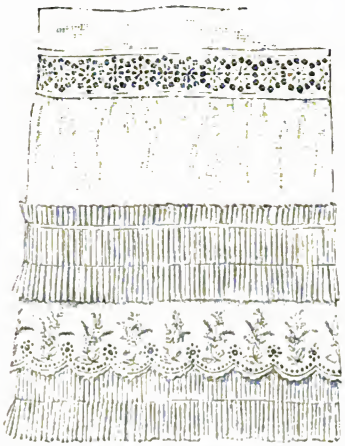
'eine Stickerei simulirt den nicht vorhandenen Brustschlitz; die abgerundete kleine Manschette ist ziemlich eng und ihre Form aus der Abbildung ersichtlich; sie besteht aus einem etwas abgerundeten doppelten Stoffstreifen.

## Nr. 18. Tragmäntelchen für ein Kind.

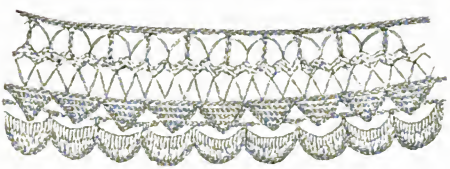
Der Stoff besteht aus Piqué, die Garnirung aus gestickten Streifen auf Nansouk und Einsätzen.

## Nr. 19, 20 und 37. Garnituren zu Beinkleid.

Nr. 19. Mit breiten Falten, Einsatz und gesticktem Streifen.



Nr. 12. Unterrocksgarnitur.



Nr. 13. Spitze aus Gabelbörtchen.

Nr. 20. Garnirt mit Einsätzen und in Form kleiner Ringe gestickter Spitze.
Nr. 37. Zusammengesetzt aus einem von einem gestickten Einsatz umgebenen Bouillouné und einem sehr reichen Streifen.

## Nr. 21 und 22. Damenbeinkleider.

Der Stoff zu diesen Beinkleidern besteht aus feiner Cretonleinwand oder Percal und die Garnirung am Untertheil des Beines aus einer hübschen languettirten Stickerei, welche von einem enggelegten Plissé übersetzt ist.
Wie jetzt fast allgemein, ist das Kleidungsstück an den Seiten offen.

Digitized by Google

**Nr. 23 und 24. Costüm von weißem Piqué für ein Mädchen von sieben Jahren. (Vorder- und Rückansicht.)**

Das gerade herabfallende Vordertheil ist mit bis einem zum Hals heraufgehen-

Nr. 14. Damenhemd.

Nr. 15. Damenhemd.

den Plissé garnirt, dessen Kopf ein Einsatz von englischer Stickerei bildet. Dieser Einsatz wiederholt sich auf dem Rücken und an den Aermeln. Blaue Schleifen an den Taschen und am Halse.

Digitized by Google

**Nr. 25 und 26. Costüm von weißem Piqué für einen Knaben von drei bis vier Jahren. (Vorder- und Rückansicht.)**

Diese Robe, vorn glatt und ohne Naht herabfallend, wird an der linken Seite

Nr. 16. Oberhemd für Herren. (Vorderansicht.)

Nr. 17. Oberhemd für Herren. (Rückansicht.)

zugeknöpft. Der Rücken simulirt einen bis zum Gürtel gespaltenen Paletot und einen in dicke Hohlfalten gelegten Rock. Großer Marinekragen und viereckige Ta-

Digitized by Google

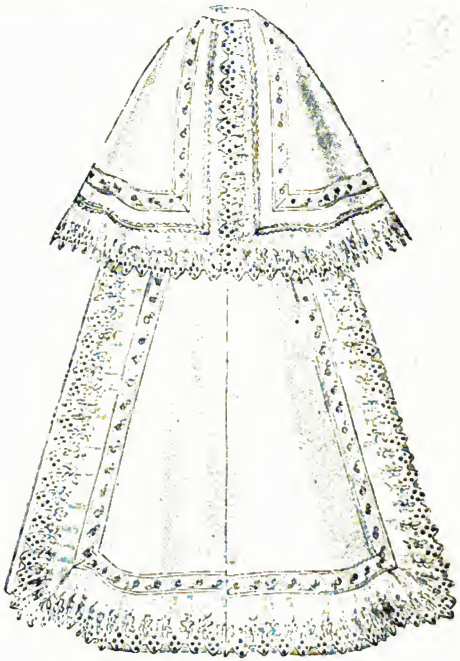
schen zu jeder Seite. Das ganze Costüm ist mit englischer Stickerei und kleinen weißen Galons garnirt.

## Nr. 27. Unterrock für Stadttoilette.

Ein solcher Jüpon eignet sich selbstverständlich nur für ein Kleid ohne Schleppe. Die Garnirung besteht aus einem festonnirten Plissévolant, gesticktem Streifen und Einsatz.

## Nr. 28. Kleidchen aus weißem Piqué für ein Kind von zwei Jahren.

Dieses kleine Kleidchen in Blousenform ist aus weißem Piqué hergestellt. Der



Nr. 18. Tragmäntelchen für ein Kind.

Rock ist mit einer hohen, von einem Einsatz übersetzten englischen Stickerei garnirt. Für die Aermel und den Halsausschnitt bedient man sich desselben Einsatzes. Breiter Gürtel von hellblauer Faille, auf der Rückseite geschleift.

## Nr. 29. Spitze zur Verzierung von Schürzen und dergl. mehr.

Feines Gabelbörtchen häkelt man drei Mal so viel, als man zur Arbeit braucht, dann näht man je zwei Gabelbörtchen mit türkischem Zeichengarn in feinen Hexenstichen zusammen. Unten häkelt man in je 2 M. der Gabelbörtchen ein tunesisches Mäusezähnchen und als obere Abschlußtour in je 2 Maschen 1 f. M. und 3

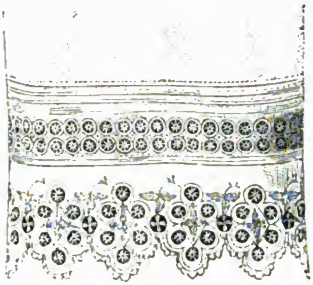
Digitized by Google

uftm. An Schürzen oder dergl. würde auch anstatt des rothen Garns schwarze Seide sich gut ausnehmen.

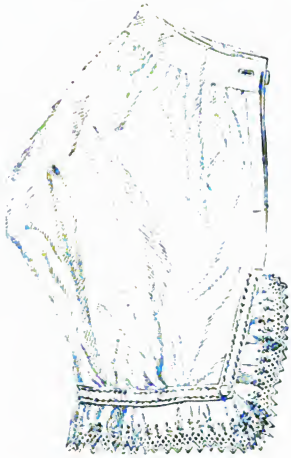
### Nr. 30. Ansatzkante aus Point lace-Stickerei.

Nachdem man das Dessin auf Bausleinwand übertragen, heftet man die ver-

Nr. 19. Garnitur.



Nr. 20. Garnitur.



Nr. 21. Damenbeinkleid.

Nr 22. Damenbeinkleid.

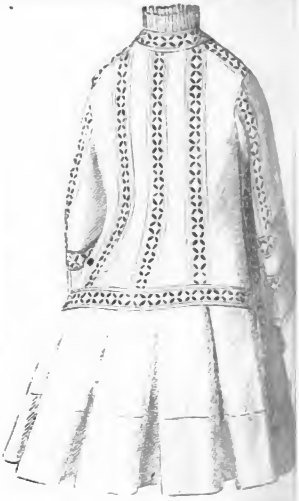
edenen Spitzenbändchen dem Dessin entsprechend auf, füllt die Zwischen-ume mit Spitzenstichen und näht dem oberen durchbrochenen Bändchen Guipüre-ure in ersichtlicher Weise auf. Man kann diese Bordüre auch als Zwischensatz wenden; zum untern Abschluß verwendet man Bändchen, welche an beiden iten kleine Picots haben, wodurch man sich das Ansetzen der letzteren erspart.

Digitized by Google

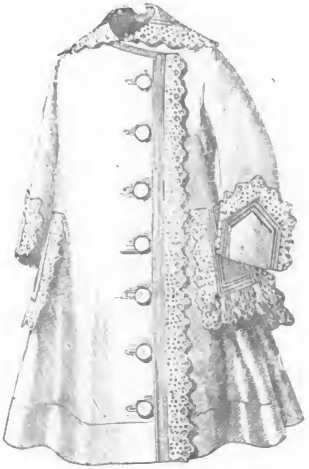
## Nr. 31. Arbeitskästchen.

Das Arbeitskästchen besteht aus fünf gleich großen schwachen Cartontheilen, abwech-

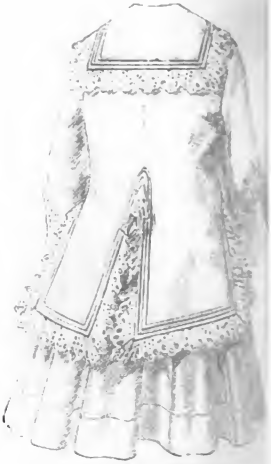
Nr. 23. Costüm. (Vorderansicht.)



Nr. 24. Costüm. (Rückansicht.)



Nr. 25. Costüm (Vorderansicht.)



Nr. 26. Costüm. (Rückansicht.)

selnd mit rosa und mit schwarzer Seide überzogen. Die Ränder sind je mit schwarzem Bändchen eingefaßt; die schwarzen Theile zieren Stahlperlen zu

Digitized by Google

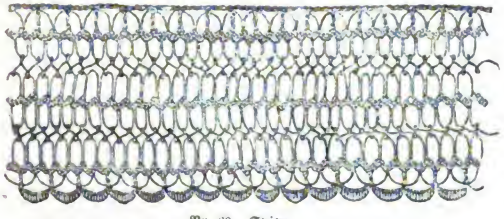
rei und drei aufgenäht, die rosa Theile weiße Perlen. Das dritte schwarze Theil leibt ohne Perlen und fällt beim Zusammenklappen des Kästchens unter das erste chwarze Theil.

## Nr. 32. Spitze aus Gabelbörtchen mit Zackenlitze zu div. Wäschegegenständen.

Man häkelt gewöhnliche feine Gabelborten, zweimal soviel als man zu brauchen edenkt näht beide Touren mit feinen Hexenstichen mit weißem Zwirn zusammen.

Nr. 27. Unterrock für Stadttoilette.

Nr. 28. Kleidchen.



Nr. 29. Spitze.

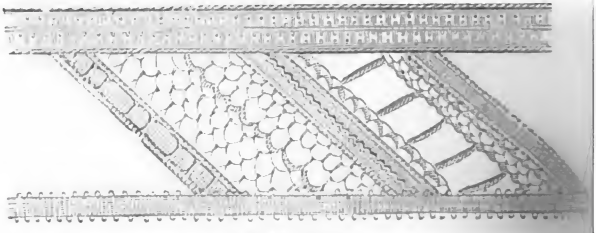
ls untere Abschlußtour häkelt man 4 Luftm. 1 f. M. in 3 Maschen des Gabelörtchens; an diese Luftm.-Tour näht man gewöhnliche Zackenlitze, immer eine Zacke uf die feste Masche festgenäht und eine Zacke freigelassen. Als obere Abschlußtour rbeitet man 3 Luftm. 1 f. M. in je 2 Gabelbörtchenmaschen.

## Nr. 33. Spitze, Häkelarbeit und Mignardise in ecru Farben.

1. Tour Man beginnt die Spitze indem man für jeden Bogen 21 Mal je 2

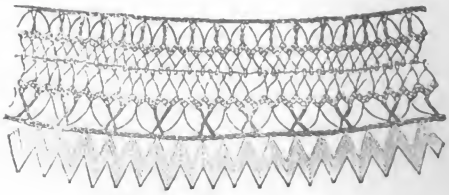
Digitized by Google

Picots mit einer festen Masche zusammenfaßt, zwischen je 2 Picots häkelt man je 1 Luftm. — 2. Tour: 5 Luftm., 1 feste Masche über 2 untenliegende feste Maschen. In der Mitte jedes Bogens läßt man 3 Mal je 3 feste Maschen unten liegen. — 3. Tour: arbeitet man in jede Mittelm. jedes Luftmaschenbogens der vorigen Tour den Mittelbogen ausgenommen, je 5 Stbch.; behält aber nach Art der tunesischen Häkelei die letzte M. jedes Stbch. auf der Nadel und zieht dann den Faden durch alle 5 M., häkelt 1 Luftm. u. s. f. — 4. Tour: * 9 Luftm., 1 feste M. in die K



Nr. 30. Ansatzkante.

Nr. 31. Arbeitskästchen



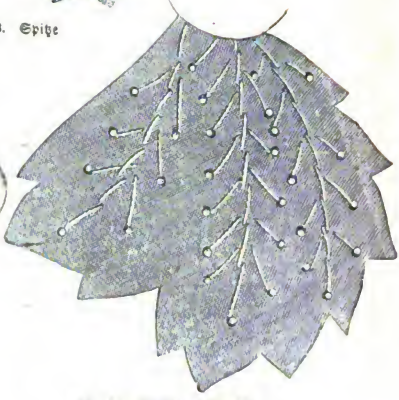
Nr. 32. Spitze aus Gabeldrtchen.

der 5 Stbch. der vorigen Tour, 5 Luftm., 1 feste M. in die nächsten 5 Stbch. u. s. w., bis man an der entgegengesetzten Seite mit jeder dritten Luftm. in den gegenüberliegenden Luftm.-Bogen in ersichtlicher Weise anschlingt, 9 Luftm. vom * wiederholt. Zwischen jeden Bogen häkelt man je 7 Picots im tunesischen Stich von der Kehrseite zusammen. Als obern Abschluß arbeitet man nun noch 2 Touren. — 1. Tour: 1 f. M. in die 1. der 9 Luftm. der vorigen Tour, 5 Luftm., * dreifaches Stbch. in die Mitte des obersten Luftm.-Bogens, 5 Luftm. 1 Stbch. in die Mitte zwischen 2 Bogen der Spitze, 5 Luftm. vom * wiederholt. — 2 Tour:

Digitized by Google

Nr. 33. Spitze

Ner 34. Cravattenschleife.



Nr. 35. Dessin zu Nr. 36.

Nr. 36. Brillenwischer.

Digitized by Google

* 1 Luftm. 1 Stbch. über eine untenliegende M. der vorigen Tour vom * wiederholt. — 3. Tour: Zwischen je 2 Stbch. häkelt man 1 tunesisches Mäusezähnchen, ebenso arbeitet man als untern Abschluß der Spitze tunesische Mäusezähnchen, übergeht 1 Picot der Mignardise und schlingt mit einer festen Masche 2 Picots zusammen

## Nr. 34. Cravattenschleife aus Foulard.

Diese Schleife ist aus dunkelblauem Foulard mit weiß gemustert hergestellt.

Nr. 37. Garnitur.

## Nr. 35 und 36. Brillenwischer aus rothem und schwarzem Tuch.

Abb. 35 veranschaulicht die verkleinerte Ansicht dieses Brillenwischers, Abb. 36 ein Blatt nebst Dessin desselben in Originalgröße. Die Blätter sind abwechselnd aus rothem und schwarzem Tuch mit gelber Seide und Stahlperlen benäht herzustellen. In der Mitte ist ein Stahlknopf angebracht. Unterhalb sind zum Abwischen der Brillengläser runde Lederstheilchen (wozu man helles Handschuhleder benutzt) zwischen zwei schwarze, etwas größere runde, ausgezähnte Tuchtheile gefaßt.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

# Der Salon.

## Der Dorfpfarrer.

Novelle von **Carl Thomas.**

Auf dem Kirchhof meines Geburtsortes ſtand vor einem Grabe ein Mann und blickte mit feſtem Auge hinaus in die weite Landſchaft, die, von den feuchten Strahlen der Abendſonne übergoſſen, vor ihm ſich ausbreitete. Er ſtand etwas übergebeugt und mit beiden Händen auf einen Stock geſtützt, der in den feſten Grasrahmen des Grabhügels immer tiefer ſich eindrängte. Zu Häupten des Grabes ſtand ein blanker Stein mit einem goldenen Kreuz geſchmückt. Auf der Schildſeite unter einem eingegrabenen Namen war ein Meßbuch und ein Kelch in den Stein gemeißelt. Hier liegt ſchon ſeit manchem Jahr Pater Johannes Donat begraben. Wir nannten ihn, übermüthige Studenten wie wir waren, als wir von der Univerſität auf Ferien nach der Heimat zogen, den Dorfpfarrer und die Leute nannten ihn nach uns, nannten die kleine liebliche Stadt das Dorf und wenn wir mit dem Stadtrichter ſcherzten, riefen wir ihn auch als Dorfrichter an. Uns war die Geburtsſtätte längſt zu klein geworden, wie wir uns mit den Jahren der Univerſitätsſtudien in die große Welt eingelebt hatten. Und wie wir jung waren und ohne reiches Erfahren, nahmen wir die Größe der Stadt, in der die Menſchen ſich nach Hunderttauſenden herumtrieben, auch für die Größe des ganzen Lebens. Und da mochten wir wohl Recht haben. Aber wir glaubten auch, daß die kleine Stadt, wie ſie klein im Raum war, auch klein im Leben, Fühlen und Denken ſein muß. Und da hatten wir wohl ſehr Unrecht. Wer es nicht glauben wollte, der brauchte nur in die ernſten, tiefen Augen des Mannes da am Grabeshügel zu blicken. Er konnte ein Buch voll Schmerzerfahren und Leidertragen darin leſen. Eine Weile ſtand der Mann ſtill und in ſich verſunken und blickte in's Weite und blickte zum Himmel auf und blickte dann auf den Marmorſtein mit ſeinem Kreuz und ſeinem Kelch und ſeinem Meßbuch. Dann, als wäre er nun geſammelt für ein beſſeres Thun, ſetzte er ſich auf den Grabhügel, zog ein eingeſchlagenes Heft aus ſeiner Taſche und las: „Für meine Kinder und für meine Enkel und für deren Kinder und Kindeskinder hab' ich dies Buch geſchrieben. Sie mögen es leſen, wenn ſie beten wollen Es giebt kein ſchöneres Gebet als das Gedenken an das Schickſal eines edlen Menſchen. Was nützen uns leere, eitle Formen? Jeden Tag erneut ſich unſer Leben und jeden Tag erneut ſich unſer Glauben. Wer kann die Ewigkeit in Worte hüllen, wer den ewigen Wechſel? Nur das Vergangene, nur das Erlebte läßt ſich gleich beſtimmen!"

### I.

Johannes Donat, der Dorfpfarrer, wie ihn die Kinder unſerer Stadt nannten, wenn ſie aus der Hauptſtadt kommend für kurze Zeit in die Enge des kleinbürgerlichen Lebens ſich einfügen mußten, war mein Freund. Wir fanden uns frühzeitig auf den Spielplätzen der Stadt zuſammen, wir theil-



Digitized by Google

ten uns die Geheimnisse unserer Herzen mit und die Neigungen und Abneigungen gegen Menschen und Dinge. Wir liebten uns und blieben einander in dieser Liebe getreu und ahnten lange nicht, was unsere Väter entzweite und warum die ganze Bürgerschaft den Einen liebte und den Andern haßte. Mein Vater war ein wohlhabender, angesehener Bürger, heiter, zutraulich, gern geneigt zu helfen und zu trösten, wo Hülfe und Trost in seiner Macht lag. Jedwedes Kind grüßte ihn, Jedermann drückte ihm die Hand, wo er ihn traf und sprach. Und als er starb, da legte die Stadt Trauer an und folgte seinem Sarge.

Der Vater meines Freundes war ein harter, gewaltthätiger Mensch, rücksichtslos im Denken, Urtheilen und Sprechen; unbarmherzig gegen Schuld und Verpflichtung, immer mehr zerstörend Hoffnung und Glück selbst dort, wo er in einer Bedrängniß helfen sollte und wirklich half. Er war wohlhabend schon von seinem Vater her und hatte selbst durch ein rastloses Arbeiten sein Hab und Gut in's Ungemessene, wie die Leute erzählten, vermehrt. Wohl ein Dutzend Häuser hatte er im Executionswege an sich gebracht und daraus die alten Bürger und Eigenthümer mit Weib und Kind vertrieben. In den Kriegszeiten, die die französische Revolution, der Convent, das Directorium und endlich das Consulat Napoleon's über Europa brachten, hatte er eine Wechselstube eröffnet und bald darnach an großen Lieferungen für die Armeen aller Herren und Länder mit Recht und Unrecht sich betheiligt. Da war es freilich für die Stadt gar hart zu sehen, wie er von den Thoren seiner vollen Magazine Bettler und verhungert Volk davon jagte. Wär' seine Frau nicht gewesen, man hätte ihm damals schon manch' Leid angethan. Aber das war eine sanfte, stille Frau. Man kannte kein Fehl an ihr, man liebte sie um so mehr, je mehr man sie bedauern konnte. Und man bedauerte sie um so mehr, je mehr man sie leiden sah in ihrem Kummer und der Härte ihres Mannes und in der Sorge um die Strafe für sein Handeln, die ihn doch einmal inmitten alles Glückes erreichen konnte.

Wir hörten wenig von diesem Treiben, das lange auch nicht wagte auf der Oberfläche des Lebens der kleinen Stadt sich zu zeigen. Wir hatten schon die Universität bezogen. Ich ward aus Neigung Jurist. Johannes mußte es werden, da sein Vater ihn zwang, seiner Neigung zur Medicin zu entsagen. Und wie wir so zusammen lebten und zusammen strebten, da lernte ich ihn ganz kennen Wenigstens glaubte ich es und meinte, daß sein Herz kein Geheimniß vor dem meinen berge, so wenig als ich vor ihm. Was war das eine Freude, ihn zu sehen und zu hören. Nicht ich allein, alle Genossen und Kameraden liebten ihn. Die Lehrer drückten ihm gern die Hand, wenn sie an ihm vorübergingen und manch' einer, zumeist von den älteren Herren legte ihm vertraulich die Hand auf die Schulter und plauderte wohl gern ein halb Stündchen, in den kühlen Gängen der Universität hin und her spazierend. Selbst die weiten Kreise der großen Stadt lernten ihn kennen und gern zog man ihn hier hin und dort hin. Und wie Viele kannten nur den schönen Körper und nicht die Seele, die seine hohe Stirn so ausdrucksvoll, seine großen dunklen blauen Augen so tief in ihrem Blick und den feinen Mund mit seinen sanftrothen Lippen so sprechend machte, wenn auch kein Wort ihm entschlüpfte. Dunkelbraunes Haar umrahmte seine Schläfen und fiel in leichten Locken auf die Schultern der festen, hoch gewachsenen Gestalt. Er sah aus in der ersten Hälfte seiner zwanziger Jahre wie ein Götterbild Griechenlands, so stolz und Alle überragend und doch so treu und

Digitized by Google

gut, so offen und klar wie der blaue Himmel und doch so undurchdringlich und räthselhaft wie ein einsamer Bergsee. Niemand wußte damals — und ich selbst wußte es nicht — daß eine glühende Leidenschaft, eine seit langem wild aufflammende Liebe sein Herz beherrschte. Ich hab' es erst später erfahren und mir wollte das Herz brechen darüber, daß Liebe Sünde und treue Hingebung Verbrechen erzeugen kann.

In Donat's Hause wohnte die Wittwe eines in den Kriegen des Kaisers Napoleon gefallenen Officiers unserer Armee. Wir kannten Alle die Frau und Mancher wußte noch, wie er als Knabe vor die Kirche sich gestellt, um sie zu sehen, wenn sie, ein Engel, der gar nicht zu uns gehört, aus der Kirche trat. Dann hatte sie geheirathet und war mit in den Krieg gezogen und kam in die Heimat zurück in schwarzen Kleidern und mit bleichem Gesicht. Die Augen glühten mit langsam ersterbendem Feuer und über die blassen Lippen flog ein heißer hastiger Athem. Doch auf den Armen hüpfte ihr ein Kind und spielte in ihrem Haar und herzte die durchsichtigen Wangen und küßte mit so viel Zärtlichkeit die blassen Lippen, als ob es wüßte, daß die Mutter nur krank sei, weil sie die Liebe verloren. Und hatte es ausgeruht auf den Armen der Mutter, dann lief es ein Stückchen mit den kaum zweijährigen Beinchen und hielt die schmale, weiße Hand und streichelte und küßte sie, als wüßte es, daß diese Hand nur darum so mager sei, weil sie der goldenen glatten Ringe nun zwei trage und der nicht mehr ist, dem der eine angehörte.

Herr Donat hatte der Wittwe ein kleines einsames Gartenhäuschen, kaum spannenweit von seinem eigenen Haus, vermiethet. Er mußte Alles nutzbar machen. Dem behaglichen Genuß gehörte kein Raum und keine Zeit. Der Garten, in dem das Häuschen stand, und der sich bis zum Hauptgebäude, in dem Herr Donat mit seiner Familie und dem Geschäftspersonale wohnten, erstreckte, war wenig gepflegt, aber so lauschig einsam und so fern jedem Lärm, daß die arme Kranke jeden Tag Herrn Donat in seinem Trieb, Alles auszunützen, segnete. Und da wuchs Julia, ihre Tochter, heran, ohne daß Jemand sie beobachtete und prüfte und ihre Entwickelung und Fortschritte sah. Die Mutter, als sie noch selbst, in Wenigem von einer alten Aufwärterin unterstützt, das Hauswesen versah, war ihr auch Lehrer und Priester. Und als das Kind gar Manches schon wußte, da lehrte es die Mutter mit den steigenden Kräften arbeiten und schaffen. Endlich mußte die Tochter das kleine Hauswesen versehen, denn die Mutter konnte gar schwer nur gehen und endlich gar nicht mehr. Und da saß die früh erblühte Jungfrau vor dem Bett der Mutter und las ihr vor oder erzählte ihr von Dem, was sie wußte und von ihr gelernt hatte. Da sah gar oft, das Haupt in die weißen Kissen zurückgelehnt, die Mutter mit langen, forschenden Blicken die Tochter an und suchte sich in ihr und fand sich auch und verlor sich wieder. Sie war so sinnig und weich wie Julia und doch, sie war nicht so rasch im Fühlen und Empfinden und so hastig im Urtheilen und Entscheiden. Freilich! Ihre Jugend hatte ein hochbegabter und hingebender Vater geleitet; der führte sie streng und sicher den Weg der Beweise für alles Urtheil, für alles Fühlen und Empfinden. Sie wußte das wohl, aber sie konnte es den Kind nicht lehren. Und sie mochte es nicht mit allem Ernste, denn sie wollte den Vater nicht ganz aus dem Wesen des Kindes verdrängen. So war auch er! So rasch im Lieben und Hassen und doch so hingebend an ein Empfinden, so hastig im Urtheil und doch so treu und sicher. Und sie suchte den Vater im



Digitized by Google

Kinde wieder und fand ihn auch. Aber sie verlor auch ihn immer wieder, je länger sie auf das liebliche Bild blickte. Da zeichnet sie mit dem schmalen, langgestreckten Finger auf die weiße Decke das Bild der Tochter, als wollte sie es ähnlich dem Vater jetzt und dann der Mutter vor ihrem suchenden Auge fixiren. Und sie zeichnet das schwarze lockige Haar, dann die glatte, nur unterm Scheitel leichtgewölbte Stirn, feingezogene dunkle Augenbrauen bestimmen die Augen und lassen sie noch mächtiger werden, als sie es sind. Lange Wimpern bedecken den großen feurigen Blick mit seinem Spiel in allen Farben. So wechselt ein umschatteter Gebirgssee die Farbe seines Spiegels und lockt und verführt uns immer näher zu treten und immer tiefer in seine ungemessene Tiefe zu blicken. Es sind sündhafte Augen, solche spielende Augen, aber wir verzeihen ihnen gern die Sündhaftigkeit um des Zaubers willen ihrer Schönheit. Die Mutter mag das denken und sieht scharf mit einem forschenden Blick in ihres Kindes Augen, als wollte sie die Seele fragen, ob sie wie ihr Spiegel ist. Dann zeichnete sie weiter die wie vom Himmelsblau unter den Augen angehauchte und wie von Rosen auf die Wangen geküßte Haut. Und dann die beiden Grübchen in den Wangen und die schmale scharfbestimmte Nase mit den durchscheinenden zitternden Nasenflügeln. Da hält sie inne. Sie kann den kleinen Mund mit seinen sehnsüchtigen Lippen nicht mehr zeichnen und nicht das Kinn und nicht die schon leicht geschwellte weiße Büste. Die Augen gehen ihr über. Sie will den Gatten im Kind nicht mehr suchen. Sie denkt nur die Seligkeit, die er empfände, wenn er so seinen Schatz wieder sehe.

Wir kannten das Mädchen nicht und wir kannten doch alle Schönheiten der Stadt. Aber sie war nicht dort, wo wir diese alle sahen. Und kam sie ja einmal des Wegs daher, so prüften wir nicht was wir sahen und oftmals wagten wir es auch nicht. Sie war uns ja fremd wie ihre Mutter und wir kannten sie nicht. Nur Johannes kannte sie. Ich hab's zu spät erfahren. Er saß, ein stattlicher Knabe schon, mit dem Kind im Schatten der Bäume und vergaß die Welt, wenn er mit ihr spielte. Er sah das Kind zum Mädchen und früh zur Jungfrau heranwachsen und Niemand wußte es, daß er es sah und wohl in sein Herz eingrub. Als er das erste Mal für lange Zeit der Eltern Haus verließ und die Universität bezog, da bot er das erste Mal der Jungfrau die Hand. Es war zum Abschied und sie nahm die Hand und drückte sie. Und er kam nach Jahresfrist wieder und mußte bald wieder fort. Da zog er sie an sich und küßte leise die reine Stirn und sie neigte die Stirn ihm zu und ließ es geschehen. Und als er das letzte Mal die Universität bezog und bald am Ende seiner Studien zu sein, bald im Kampf des Lebens frei und selbstständig zu sein hoffte, da zog er die Jungfrau an seine Brust und küßte ihr den Mund und küßte ihn sehnsuchtsvoll wieder und immer wieder. Sie ließ es geschehen und sah ihn mit heißen Blicken an und sprach ihm Lieb' um Liebe zu und Leben um Leben.

Er kam in diesem Jahr so froh zur Universität gezogen und lebte, durchgeistigt ganz in seinem Wesen von uns unbewußten Gefühlen, seiner Wissenschaft und seinen Freunden. Er arbeitete mehr denn sonst und fast mit Hast. Er war mehr denn früher hingebend in seiner Freundschaft, eilend mit seinem Trost und seiner Hülfe für einen Bedrückten und Unglücklichen. Und hatte er Freude und Glück zu genießen, so genoß er sie so, als gebühre ihm nur ein Theil und hätte er den andern für Jemand aufzubewahren, den kein Anderer als er kannte, den Niemand ahnte und dachte.

Digitized by Google

Er hörte wohl manchmal und ich und die anderen Landsleute, wie er und wir es immer von Zeit zu Zeit gehört, was in der Heimat sich ereignete, wie Dies und Jenes seinem Vater vorgeworfen, Der oder Jener ihm gedroht, der Eine oder Andere auf seinem Sterbebette dem harten Mann ein hartes Wort für sein weiteres Leben nachgesendet. Aber es kam zu uns und mehr noch zu mir, am meisten aber zu seinen Ohren so dunkel und unklar, so vieldeutig manches Mal und ein ander Mal so verworren, daß wir nicht weiter darnach forschen wollten, Johannes aber es nicht weiter durfte. Es war ja doch sein Vater, den tausend verschiedene Worte tausendfach verschieden anklagten. Da kam, der herrlichste Frühsommer lachte uns entgegen, plötzlich eine hastige Botschaft, die nichts sagte und doch nichts verschwieg, die Alles verbarg, und doch Alles enthüllte. Sie hatte nur wenige Worte, aber die wenigen Worte zerbrachen ein männliches Herz: „Komm, Johannes, und rette Deine unglückliche Mutter." Das stand mit zitternder Hand geschrieben und vielfach in Thränen verwischt auf einem Blatt Papier. Ein alter Diener hatte es gebracht und gab es mit zitternder Hand und mit Thränen in den Augen. Wie der Bote am Abend kam, waren, ehe die Nacht gekommen, Beide, der Bote und Der, an den er gesendet, abgereist.

Wir wußten Keiner noch was geschehen. Wir sollten es aber bald erfahren.

Napoleon war nach St. Helena verbannt. Ludwig XVIII. bestieg den Thron seiner Väter. Die heilige Allianz brachte den traurig öden Frieden für mehr als ein Menschenalter dem erschöpften Europa. Man suchte vielfach zu ordnen, was in wüste Unordnung gerathen. In den Staatskanzleien gab es zu rechnen und zu zahlen. Da traf man auf mancherlei, was ohne Recht war, und auf gar Vieles, was gegen alles Recht war. Die langen Kriege und langes vergebenes Hoffen und Erwarten hatte die Herzen der Völker ermüdet und abgespannt. Man nahm den Frieden ohne Freude und ohne Kraft und Fähigkeit zur Freude. Nur Das, was man allenthalben längst für überwunden und leblos hielt, die alte Beamtenlasterhaftigkeit und Polizeiwühlerei, regte sich gar mächtig und lebendig.

Man bröckelte manche in der jüngsten Vergangenheit rasch erworbene Ehre auseinander, man durchwühlte den Boden, auf dem gar mancher Reichthum rasch emporgeschossen war. Und da fand man eben, oft mit Recht, vielfach mit Unrecht, falsches Spiel, Habgierigkeit, Uebervortheilung, Betrug und Diebstahl. Es stürmten Untersuchungen in die Häuser der Einzelnen und ganzer Gemeinden, Revisionen folgten bereits abgeschlossenen Untersuchungen und Einem, den wir Alle kannten, für den Mancher um seiner Frau und seines Sohnes willen schon fürchtete, dem Einen folgten sie mit Hast und Begier auf jedem Schritt für jede That und sie folgten ihm mit gutem Grunde und sicherm Recht. Schon zeigten die Jungen mit Fingern auf den bleichen und rasch ergrauten Mann, wenn er vom Gericht in kurzem Weg nach seinem Haus schritt. Die Bettler blieben vor dem Thor stehen, wenn er, kaum nach Hause zurückgekehrt, schon wieder zu einer Gerichtscommission gerufen wurde und gegen eine eben überreichte Anklage auf Unterschleif sich verantworten sollte. Und wenn er kam und ging, da hoben sie ihre Fäuste auf und drohten ihm mit den Stöcken. Alle, die einst dem glücklichen und kühnen Geschäftsmann getraut und demüthig sich vor ihm gebeugt hatten, umdrängten jetzt seine Geschäftsstube und forderten rasch und rücksichtslos ihre kleinen Depositen zurück. Und Mancher forderte mehr, als

Digitized by Google

er ein Recht hatte zu fordern, und Mancher früher, als sein Anspruch fällig war. Wer selber Unrecht thut, dem glaubt das Volk in seinem irren Urtheilen kein Recht schuldig zu sein. Nachts donnerte muthwilliges Volk an den Thüren und schlug mit Stangen und Steinen an die geschlossenen Fensterläden und schreckte den gehetzten Mann auf aus unruhigem Schlaf und stürzte die schlaflose Frau in neue heiße Thränen. Da durchlief eines Morgens die Stadt das Gerücht, daß Herr Donat sich vergiftet! Wie schnell läuft ein solches Gerücht! Und er hatte sich vergiftet.

Nicht weil er sich rechtlos fühlte, hatte er der Verzweiflung sich in die weiten Arme geworfen. Er konnte manche Anklage vernichten und manchen Verdacht beheben. Wo er es nicht konnte, da hatte er Entschuldigungen gar gewichtiger Art für sich und die Richter bereit. Nicht weil er seine Schulden nicht zu decken vermochte ging er sich selbst an's Leben, denn er konnte sie hundertfach mit sicheren Forderungen belegen. Aber der harte, gewaltthätige Mann konnte es nicht verwinden, daß seine Gewalt unwiederbringlich zerbrochen sei. Tyrannen auf den Thronen der Staaten wie im bürgerlichen Leben und im engen Kreise einer Stadt gehen daran zu Grunde. Sie leben durch ihre Gewalt und sterben, wenn sie diese verlieren. Und der alte Donat war todt und war darum gestorben. Lüderliches Volk und wildes Gesindel eilte auf den Ringplatz, schlug Thor und Fenster seines Hauses entzwei, stürmte die angrenzenden Magazine und streute Vorräthe halb verfaulten Kornes und schimmeligen Brodes auf die Straßen. Nur herbeigezogenes Militär konnte dem Unfug eine Grenze setzen. Da schrieb die Mutter neben der Leiche des Vaters die Zeilen an den fernen Sohn. Und als sie schrieb und nichts sah und nichts hörte, tönte vom Kirchthurm ein feines Glöcklein und rief mit wehmüthigem Ton in die Luft hinein den Tod einer frommen, gottergebenen Seele. Julia's Mutter war gestorben.

In dem rohen Sturm auf das Haus ihres Miethsherrn, den sie kaum kannte und gegen den sie nichts Böses im Herzen trug, und bei dem lärmenden Einstürmen einer bösen Schaar wilder Burschen in ihre Zimmer, um da Geld und verborgene Schätze zu suchen, war der zarte Faden ihres Lebens entzweigerissen. Eh' noch ein Brief dem fernen Freunde die traurige Kunde bringen konnte, war Johannes Donat abgereist. Ich bekam den Brief und sah lange auf die festen, kühnen Züge der Adresse und wußte nicht, wer sie geschrieben und wußte nicht, wer so denn schreibe.

Als Johannes in der Heimat ankam und in die Stadt einfuhr, da ließ er den bestaubten Wagen halten, um nicht einen stillen Leichenzug zu stören, der sich die Straße lang in gemessenem Schritt fortbewegte. Doch wie er stolz und muthig Jedem in's Gesicht sah, zog er den Hut und senkte seine Augen und Todtenbläße deckte seine Wangen. Das hatte ihm der alte Diener nicht auf der gehetzten Fahrt zur Heimat gesagt und jetzt hörte er es, wie die einander es erzählten, die dem Leichenwagen folgten und die es doch Alle wußten. Die Frau ward zu Grabe getragen, die um seines Vaters willen und seines bösen Namens willen gestorben! — ach nein! ermordet worden war. Und da folgt einsam, nun von Niemand geleitet, die Tochter. Sie schreitet langsam hinter dem Sarge einher. Sie hat keine Thränen mehr und senkt die Augen nur auf den Boden, um den fremden Blicken nicht zu begegnen. Und sie sind ihr ja Alle fremd, da die Einzige, die ihr oft mild in die Augen sah, die manchmal ihre Hand auf's Haupt ihr gelegt und sanfte Worte gesprochen, wenn sie im Garten ihr begegnet, dem Zug nicht

Digitized by Google

folgte und den Kirchhof nicht betreten durfte. „Jetzt nicht, nur jetzt noch nicht, mein Kind", hatte sie ihr gesagt und hatte die weiße Stirn des Mädchens an ihre bebenden Lippen gedrückt. Und jetzt sitzt die sanfte Frau daheim, geknickt wie eine Blume, auf die der Fuß des raschen Wanderers trat, und blickt starr in ihren Schooß und streicht manchmal die Hand über's Haar, das seit drei Tagen weiß geworden.

Johannes wankte nach Hause. Er wagte nun Keinem mehr in's Auge zu sehen, der ihn mit frechen Blicken herausforderte; er stützte sich mit der Hand an die Mauern der Häuser, und wenn sein Fuß an ein Hinderniß stieß, sah er nicht, daß es ein verschimmeltes Brod, wußte er nicht, daß es die Fetzen zerrissener Kornsäcke sind, die um seinen schleichenden Fuß sich wanden. Schon steht er vor dem zertrümmerten Hausthor und hat die zerschlagenen Fenster nicht bemerkt. Niemand sah ihn mehr, als er eingetreten in seiner Eltern Haus. Man wußte, daß er einige Wochen in der Stadt verweilt, man glaubte dann, daß er abgereist sei. Niemand hatte mehr von ihm gehört.

Man erzählte mir, daß nach seiner Ankunft die Straßen neben dem Hause gereinigt, die Thore der Magazine und des Hauses, die Fenster darauf alsbald neu hergestellt worden, daß der Garten eingerichtet, alle Forderungen schnell beglichen worden seien, ohne daß Jemand wußte, wer es befehle und wer es leiste. Die Untersuchungen waren gleich nach dem Tode des alten Donat eingestellt. Man suchte ja keine Schuld, man suchte nur Befriedigung alten Hasses und alter Verachtung. Und Frau Donat und ihren Sohn haßte Niemand und konnte Niemand verachten. Dann erzählte man, daß „Fräulein Julia" bei Frau Donat lebe, sie pflege und erheitere. Man sprach sich in die Ohren, daß die alte Dame ein Testament gemacht, in welchem sie auf ihres Sohnes Anrathen für das ihr aus des Gatten Nachlaß verbleibende reiche Erbe das Fräulein als Erbin eingesetzt. Johannes Donat aber habe auf sein Erbe theils zu Gunsten milder Stiftungen, theils auch zu Julia's Gunsten verzichtet. Es käme, so sagte man, mancher Freier und suche die Hand der schönen Dame zu gewinnen, aber vergebens. Man könne das nicht begreifen, da Johannes Donat sie wohl nie heirathen würde. Das Alles hörte ich und suchte meinen Freund und fand ihn nicht und suchte Wahrheit in all' den Redensarten und konnte sie nicht finden. Als ich sie fand, schwand mir die Kraft sie zu glauben und mein Herz schrie auf in seinem Schmerz.

## II.

Vier Jahre waren seit jenen bösen Tagen in's Land gezogen. Ich war nach meiner Heimat zurückgekehrt, um in meinem alten Elternhause mich nun einzuwohnen und in dem wohlhabenden Erbe meines Vaters mich einzuleben. Und bald fand ich beim städtischen Gericht Beschäftigung und hatte dem weitern Dasein, so weit berechnende Voraussicht reichen kann, feste und unverrückbare Grenzsteine gesetzt. Ich war zufrieden! Wie oft muß Zufriedenheit Glück sein! Was mir zu Allem fehlte, ein mir vertrautes Herz, das fand ich nur in der Erinnerung an meinen für mich und alle Anderen verschollenen Freund. Da ging ich, um von ihm zu sprechen, Tag für Tag zu dem mir benachbarten Hause der alten Frau Donat. Ich kam des Abends und suchte die traulichen Stunden im wundersam traulichen Kreise dieser Frau und ihres Pfleglings, der Waise Julia. Ich kam an Sonn-

Digitized by Google

und Feiertagen, wenn die Frauen aus der Festmesse heimgekehrt, um dort in oft gar ernstem Gespräch die Mittagszeit zu erwarten, oft auch um dann mit der vielverehrten greisen Frau und der nun Allen bekannten bewunderten Pflegetochter zu speisen.

Das war ein merkwürdig Zusammenleben. Frau Donat lebte und doch schien es als ob sie, die Hülle eines abgeschiedenen Geistes, unter den Menschen wandle. Sie sprach wenig und mit den fortziehenden Jahren immer weniger. Sie weilte, in stummen Träumen oder in ihrem Beten verloren, zurückgelehnt in den Lehnstuhl, tagelang allein in ihrem Zimmer. Nach ihrem Kirchengang schloß sie stets für eine Stunde sich ein, um ihren Betrachtungen nachzuhängen. Weilte sie unter uns, so zog sie doch wie es dämmerte sich wieder zurück, um wieder allein zu bleiben. Sie ließ sich von Allem erzählen und gab ihre Antwort nur dann, wenn die Erzählung einen Nothleidenden, einen Hülfsbedürftigen schilderte. Und dann antwortete sie indem sie Hülfe sandte und die Noth linderte. Sprach ich von ihrem Sohn, so hörte sie, mich sanft anblickend, zu und gab mir, wenn sie ging, die Hand mit leisem Druck. Frug ich nach ihrem Sohn, da sagte sie, als hätte sie die Frage sich selbst schon gar viele Mal beantwortet: „Er wird kommen. Bald", setzte sie leise hinzu, „bald, recht bald". Dann ging sie rasch aus dem Zimmer. Ich sah ihr da oft nach und sah sie wankend und sah sie tastend die Thür suchen und ergreifen und verschwinden.

Julia pflegte sie und hatte rasch Alles erschaut, was sie der armen gebeugten Frau thun konnte und durfte. Sie war ja in der Krankenpflege herangewachsen. Sie wußte, daß Alles leisten bei einem Kranken heißt, nur das leisten, was er will. Frau Donat, das konnte sie nicht verbergen, mochte sie im Herzen tragen was immer, Frau Donat war glücklich in der Betrachtung der üppigen Lebensblüthe des schönen jungen Weibes. Sie war in Allem der Mutter gefolgt. Sie zeichnete und malte. Manch' frischer Kinderkopf unserer Stadt schmückte ihr Zimmer, manch' lose gebundener Blumenstrauß belebte die stillen, einsamen Wände des weiten Hauses. Und setzte sie sich zum Clavier, um dem Wunsche der alten Frau zu genügen und einen strengen Choral zu spielen, da griff sie so mächtig in die Saiten, daß ich die Räume des Zimmers sich ausweiten und zum Dome wachsen sah, umdunkelt von schwebender Dämmerung, nur sie allein umleuchtet, sie allein im Glanze strahlend wie das Heiligste, das den Altar nur schmücken soll. Da konnte ich ihr ganz in die Augen sehen und sah die ungeahnte Tiefe ihres Blickes. Die Seele glaubt' ich drin zu schauen, die Niemand messen kann in der Gluth ihrer Leidenschaft und in der Kraft ihrer Herrschaft. Was barg sie Alles in ihrem Herzen und doch hat kein Mensch es je ganz erfahren. „Und Sie lieben Johannes?" sagte ich oft zu ihr, wenn ich allein in trautem Gespräch bei ihr saß und sie mit mir das Beste und das Schönste und das Ernsteste erwog.

„Ja, Ihnen konnte ich es sagen, Ihnen kann ich es immer wieder sagen, daß ich ihn liebe, wenn ich auch nicht sagen kann, wie sehr ich ihn liebe. Sie sind sein Freund", setzte sie dann rasch hinzu, „und ich weiß, er ist der Ihre, er ist es noch, er wird es immer sein. Er kann nicht untreu werden."

„Und wissen Sie, Julia, wo er jetzt ist?"

„Nein! Ich hab' es nie gewußt. Er ging fort und gab mir in seiner Mutter eine ernste Pflicht zu erfüllen. Und doch, er gab mir auch in ihr die neue Mutter. Er schreibt der Mutter vielfach und legt den Briefen gar oft

Digitized by Google

einen Brief an mich bei. Doch verstehe ich nicht immer, was er schreibt. Sie sind schön geworden, Julia, schrieb er in seinen letzten Briefen, und die Schönheit hat die Natur für das volle Leben und seine Freuden bestimmt! Das Weib soll nicht einsam sein, so wiederholt er in dem Brief und hat es vielfach schon wiederholt. Athmen Sie Gottes schöne freie Luft, so sagte er, dann bitten Sie auch Gott, daß er Ihnen Alles gewähre, was er dem Weib und der Schönheit bestimmt hat. Es ist schön, glücklich zu sein. Es ist schöner, sich glücklich machen zu können. Thun Sie es, Julia und gönnen Sie mir das Schönste, Sie glücklich zu wissen. Aber bald, Julia, bald! — Ich weiß nicht, was er damit sagen will. Und doch entzündet er das Herz zu wildem Feuer und jagt das Blut mir in den Adern. Ich lieb' ihn ja und kann nur ihn lieben und lieb' ihn so, daß dieses Herz nur schlägt, weil es von dieser Liebe weiß. Und er, auch er weiß es! Was kann er denn mit seinen Worten sagen wollen?" Das sprach sie so leise, so voll sehnsuchtsvollen Hoffens aus und so gewiß, daß ich, das Auge selbst voll Thränen, nicht sah, wie schnell und rasch ihr die Thränen über die Wangen huschten.

So zog das fünfte Jahr ein, seit jenen traurigen Tagen, die ich nicht mehr denken kann und mag. Wir feierten den ersten Tag des zwanzigsten Lebensjahres unserer Haus- und Stadtsee und selbst Frau Donat schien erfreut, als mit der frühen Dämmerung gar liebliche Musik von der Straße her nach unseren Fenstern drang. Man darf dem Volk nicht nachrechnen in seiner Liebe und in seinem Haß. Was vergangen ist', das ist ihm auch schon vergessen.

Mit dem Geburtstag zog die Frühjahrssonne über Feld und Strom nach dem Wald, und als sie kam und treulich immer wieder kam, da grüßte sie bald die grünen Wiesen, die Halme schossen auf den Feldern empor und im Wald nistete sich manch' Vöglein ein und mancher Blüthenkranz schmückte die Bäume auf den Feldern und Rainen der Straßen. Und so kam der Ostertag mit schön geschmückten frischen Wangen.

„Laß mich heut' allein zur Kirche gehen", sagte Frau Donat zu Julia und drängte ihren Arm, der sie sonst zur Kirche führte, sanft zurück. „Ich möchte heut' ganz allein beten und nur mit Gott und meinem Herzen sein."

Julia durfte nichts erwiedern und ließ sie gehen. Doch kaum hörte sie das Thor in's Schloß fallen, eilte sie zum Fenster und sah der wankenden Frau bis zur Kirchthür nach und wußte nicht, was ihr das Herz bewege und was ihr so bang die Brust mit Angst erfüllt. Es war etwas geschehen und sie wußte nicht, was es sei. Johannes hatte ihr seit zwei Monaten nicht geschrieben. Freilich hat er auch der Mutter seit acht Tagen keine Nachricht gegeben. Doch er schrieb ja nur von Sonntag zu Sonntag. Sein Brief kann noch kommen. Und er wird kommen. Der alte Jakob, der sie immer brachte, war ja schon seit gestern auf dem Weg. Und er wird Abends kommen, vielleicht erst morgen, aber er bringt den Brief! Und es ist nichts Trauriges, das er bringen kann, denn nichts Trauriges liegt im Gesicht der alten Frau. Es muß was Gutes, was Großes sein, was sie denkt. Und wie ihre Füße auch wanken, wie auch ihre Hände heut' zittern und das pochende Herz ihr den Athem preßt, es kann nichts Trauriges sein und nichts Kleines. Wenn er vielleicht sein Ziel erreicht, wenn er selber reich geworden, wenn er Ehre und Würde im eigenen Lebenskampf errungen, wenn er heute vollendet, was er vor Jahren angestrebt für sich, für die Ehre und den Frie-

Digitized by Google

den der Mutter, für seine Liebe! Wenn er — ja warum kann es denn nicht sein, wenn er vielleicht nun bald heimkehrt!

Die Spätmesse war zu Ende und Frau Donat trat wieder aus der Kirche. Ich kam von einem Spaziergang über Feld und Wiesen, wo ich von jeher am liebsten gebetet; da ging noch manch' Anderer und vertrieb sich die Zeit des harmlosen Betens im harmlosen Geplauder mit Freunden und Bekannten. Und da hört' ich im Vorbeigehen, daß der Caplan unserer Stadtpfarre vom Bischof der Diöcese plötzlich abberufen worden. Ich wußte gar nichts davon, so weit hielt ich mich stets von Pfaff und Priester. Dann sagte ein Anderer, daß heute Nacht auch schon der neue Caplan eingetroffen und heute schon die erste Messe vor den Gläubigen seiner Kirche lesen werde. Geb' der Himmel, daß er ein verständiger Mann ist und wie wir hier leben, Jud und Christ, Katholik und Protestant, in Frieden weiter leben. So dacht' ich, als ich das hörte und ging des Wegs zurück nach der Stadt. Dort traf ich Frau Donat am Thor ihres Hauses. Sie schritt die Treppe hinan, meinen Arm ablehnend, trotzdem sie wankte, daß ich fürchten mußte, sie könne die Treppe zurückstürzen.

Ich ging hinter ihr und mußte sie vor der Thür in meinen Armen auffangen. Ich rief Julia und wie sie die Ohnmächtige mit Schrecken erkannt, trugen wir sie in ihr Zimmer. Sie erwachte, bat uns leise und sanft, wir möchten sie allein lassen. Sie wolle ein Stündchen ruhen.

„Ist etwas geschehen?" frug ich mit leisem Flüstern Julia, als wir in das Speisezimmer zurückkehrten.

„Ich weiß es nicht, doch glaub' ich eher, es könne etwas geschehen."

Ich sah erstaunt das Mädchen an und wußte nicht warum sie die Augen wieder senke und warum Freud und Schmerz zugleich ihr um die Lippen zuckten. Wir standen im Fenster und blickten in den duftenden Garten und schwiegen. Wir dachten Beide nicht mehr an die alte Frau, deren Anfälle und Ohnmachten wir ja kannten. Wir hingen unseren Gedanken nach und immer ernster und immer düsterer wurden die meinen und ich wußte nicht warum. Da tönt ein rascher Schritt, wie er die Hausflur durchschreitet, die Treppe heraufeilt, an unser Ohr. Er kommt näher, immer näher. „Er ist's", jauchzt Julia auf, „er ist's, ich hab' es ja gewußt." Da öffnet sich die Thür und mit einem grellen, die Luft weithin durchschneidenden Schrei des Entsetzens stürzt sie wie leblos nieder. In der Thür stand Johannes Donat, der neue Caplan unserer Stadtpfarre. Ich starrte ihn an und fand kein Wort. Er schritt auf mich zu, ohne Maske seiner innern Bewegung, gab mir die Hand, zog mich an seine Brust und sagte leise: „es ist vollbracht". Dann kniete er zu der Ohnmächtigen nieder, hob ihren Kopf empor, sah lange in die marmorbleichen Züge, küßte mit leisem Kuß die kalte Stirn und weinte: „Es ist vollbracht." Ich kniete nun nieder zu der Leblosen, als er, fühlend, daß die Pflicht des Sohnes es erheischt, die Mutter zu grüßen, sich erhob.

Johannes stand schweigend in der Thür und blickte mit thränenfeuchten, zitternden Blicken, die Hände, wie sie ermattet ihm niedersanken, gefaltet, auf das Bild seiner Mutter. Da saß sie im Lehnstuhl, die dürren Hände auf die Brust gefaltet, das Haupt zurückgelehnt und leicht zur Seite geneigt und — war todt.

Sie war eine Sterbende, so lange sie die Jahre des Kummers durchgelebt. Sie lebte nur einmal noch auf, in dem Augenblick, in dem der Sohn am Altar des Erlösers sie betend segnen konnte. Sie hatte ihn hingedrängt,

Digitized by Google

es waren grausame Qualen, die da zwei edle Herzen zerfleischten; sie hatte ihn hingedrängt und wartete mit dem heiß ersehnten Sterben bis zu dem großen, sie mit sich und der Welt versöhnenden Augenblick. Und dann starb sie. Julia, wie sie erwacht aus tiefer Ohnmacht, wie sie auf den Knieen sich hindrängte zu den Füßen des geliebten Mannes, wußte was geschehen, wußte, wie es geschehen und wußte in dem Augenblick auch, daß ihm das Herz dabei zerbrochen worden. Wie sie ihn ansah mit so unsäglichem Schmerz und doch so sehnsuchtsvoller Liebe, wie sie ihn ansah und seine Lippen beben, seine Brust mit Macht sich heben und senken sah, da hatte sie Alles erkannt und Alles ihm nachgefühlt. Und wie sie ihn dann wieder sah mit ihren dunklen Augen und ihrem tiefen Schauer und diesem Mund mit seinen vollen, rothen Lippen, da glühten diese sündhaften Augen, das Haar sank in langen offenen Flechten, von dem Heben und Senken der vollen Brust bewegt, auf die Schulter zur Erde. Sie blickte ihn an und griff nach seiner Hand und zog sie an ihre Lippen und senkte den Mund mit heißen Küssen darauf und weinte laut und schluchzte.

## III.

Wohl acht Tage waren über das Osterfest hingegangen. Wir hatten im stillen, aber feierlichen Leichengang Frau Donat zur Erde bestattet. Die ganze Stadt sprach von ihr und ihrem Sohn und Lob und Segen verklärten die Todte und den Lebenden.

Die erste Predigt am zweiten Osterfesttag, die nächste Sonntagspredigt, hatte die Kirchengänger und vor Allen die Frauen mit fast leidenschaftlicher Begeisterung erfüllt. Das hatte man noch nicht gehört. Niemand hatte geahnt, daß eines Priesters Wort so mächtig die zartesten Saiten menschlichen Empfindens ertönen lassen könne. Niemand hatte gewußt, daß sein Glaube, den er sonst in Worten suchte, aus solcher Tiefe des Herzens und Geistes ihm erstehe. Das drang gar vielfach an mein Ohr und doch konnte ich nicht mit allen Anderen zur Kirche gehen. Wie vor und eh' sprach ich in Donat's Hause nun bei Julia vor. Ich konnte sie erst mit der Neige der Woche sehen und sprechen. Du lieber Gott! Was bewegte unsere Herzen, so daß sie im noch unerklärten Schmerz aufschreien wollten und was sprachen wir! Inhaltslose Worte, Worte, die unsere Gedanken verhüllen, unser Fühlen verbergen sollten. Julia war ruhig, fast ruhiger als ich, da wir das erste Mal uns sahen. Wohl sah ich an dem matten Licht der Augen, daß diese Augen viel und gar bittere Thränen in Tag und Nacht hinein geweint. Ich sah an der traurigen Stirn, daß sie mit Sinnen und Denken einen wilden Kampf geführt und sah an den zuckenden erblaßten Lippen, daß sie noch nicht im Kampf gesiegt. Und wenn ich ihr beim Kommen und Gehen die Hand reichte und sie dieselbe lange in der ihren behielt, mit gesenkten Blicken vor sich hinsah, als suchte sie das Wort, mit dem sie mir vertrauen konnte, da hörte ich wohl mehr mit dem raschen Seufzer und fühlte mehr mit dem zuckenden Druck der Hand als ich noch hören wollte und noch fühlen wollte. Ich habe es ja selbst aus allem Ahnen noch nicht begriffen, wie der Mann Priester werden konnte, dem dieses Weib einst Lieb' um Liebe, Leben um Leben versprochen und dem sie das Versprechen hielt und nicht mehr brechen konnte.

Da brachte mir der Glöckner der Pfarrkirche ein Briefchen vom „Caplan Johannes". Mit wenigen Worten bat er mich für den Abend zu sich:

Digitized by Google

„Ich will Dir heut' bekennen. Heute kann ich es.“ Ich eilte, wie der Abend kam, mit raſchen Schritten zu dem alten grauen Pfarrgebäude und grüßte von ferne ſchon den Jugendfreund, wie ich ihn hinter den vergitterten Fenſtern mit geſenktem Haupt und bleichem Angeſicht ſtehen ſah. Er erwartete mich ſchon. Eh' noch die Glocke, die ich in wilder Haſt angeriſſen, ausgetönt hatte, ward das Thor geöffnet. Ein Diener wies mich die Treppe hinan nach rechts den Corridor, die Thür zunächſt der Kanzlei des Pfarramtes. Ich trat ein und ſtand vor Johannes. Er reichte mir beide Hände, zog mich an ſeine Bruſt, führte mich dann zu einem einfachen, aber ſaubern Ruhebett und wie ich mich ſetzte, griff er nach einem Stuhl für ſich und zog ein Tiſchchen näher, das mit einer Flaſche edlen, feurigen Weins und einem Glaſe ausgerüſtet, bereit ſtand.

„Ich weiß, daß Du bei traulich ernſtem Geſpräch den ſpornenden Geiſt der Rebe nicht gern miſſen magſt. Bediene Dich“, ſagte er und ſchob das volle Glas mir zu, „und ſorge nicht um mich.“

„Erzähle“, ſtammelte ich bittend, das Glas zum Munde führend, um meine trockenen zitternden Lippen etwas zu feuchten.

Ohne nachzuſinnen, wie er wohl beginnen ſolle, ſo, als ob er vielfach ſelbſt ſchon die Geſchichte ſich erzählt, begann Johannes, mir ruhig und ſanft in die Augen blickend:

„Es ſind nun bald fünf Jahre her, daß ich durch einen eilenden Boten mit trauriger Kunde nach der Heimat gerufen wurde. Ich fand den Vater todt und durch ſeinen Tod erſt ihn entehrt. Ich fand die Mutter krank und faſt dem Wahnſinn nahe. Ueber die Spuren des Volkshaſſes ſchritt ich in das Elend des Vaterhauſes. Und wenn ich mich umſah, da ſah ich in dem einſamen Garten ein ſchwarzgekleidetes ſchönes Mädchen hin und wieder wandeln und oft hört' ich leiſes Weinen durch die ſtille Nacht zu unſeren Fenſtern dringen. Der Fluch unſeres Hauſes traf die Unſchuldige mit ſeiner ſchweren Noth. Er hatte die Mutter des Mädchens ermordet, dem ich einſt Liebe um Liebe, Leben um Leben zugeſchworen. Und, nicht ich, doch mein Name brachte ihr Haß für Liebe und für das Leben brachte er ihr Tod.“

„Sei nicht grauſam, ſei nicht ſelbſt härter gegen Dich als Dein Geſchick“, warf ich ein und bedeckte mit beiden Händen mein Geſicht.

„Bin ich es?“ ſagte er fragend vor ſich hin und blickte ſinnend dem leiſen Worte nach. Dann fuhr er fort, ſo als habe er ſelbſt ſchon oft ſich ſo gefragt und ſo als habe er auch ſchon die letzte Antwort darauf gefunden.

„Ich ordnete in aller Stille mit den vertrauten Dienern meines Vaters die in letzter Zeit ganz zerrütteten Geſchäfte. Ich fand viel Hartes, viel furchtbar Hartes und ſah viel ſauren Schweiß an manchem Hab und Gut kleben, daß er ſein Eigen nannte. Mir war das gar ſchweres, unvertilgbares Unrecht. Doch das, was ſo die Menſchen Unrecht nennen und das menſchliche Geſetz, das ſah ich nicht. Die Gerichte anerkannten es auch, doch mich tröſtete das Urtheil nicht. „Es iſt kein Unrecht geſchehen“, ſagte ich, als die Arbeit vollendet, mit zitternder Stimme zur Mutter. Ich wollte ſie tröſten. „Doch, doch“, erwiederte ſie mir und blickte mich mit geiſterhaften hohlen Augen an. „Es iſt Unrecht geſchehen, doch ſehen es die Menſchen nicht. Gott aber ſieht es.“

Und ſie brach in ihrem Krankenbett zuſammen. „Mein Sohn“, ſagte ſie dann zu mir, als ihr die ſchwachen Kräfte wiederkehrten, „mein Sohn, ich glaube an einen Gott, den ewigen Richter alles Böſen. Ich glaube an

Digitized by Google

Gott, der gnädig ist, wenn wir beten und ihm opfern. Du mußt es thun, Du mit reinem Herzen und mit ungetrübter Seele. Du mußt es thun, um der Schande Deines Vaters willen, um seine böse That! Du mußt es thun, um Deiner Mutter willen, deren Herz mit Fluchen und Verdammen ausgefüllt ist."

Und mit erstickter Stimme, die Hände bittend mir entgegenstreckend, sprach sie leise: „Weihe Dein Leben dem Gebet und der Sühne, laß den Namen mit Dir sterben, den fluchbeladenen Namen, werde Priester." — „Mutter!" schrie ich auf und stürzte an ihrem Bette nieder. „Ich werde leben", sprach sie dann und richtete sich auf und hob die Hand zum Himmel, „ich werde leben, bis Deine Hände mich am Altar Gottes segnen. Thust Du es nicht, so werde ich sterben, wahnsinnig, dem Tod mich selbst ergeben und der Verdammniß, mit dem Fluch auf den Lippen für Dich und die Welt." Da erhob ich mein Haupt, und wie es wieder zurücksank auf die Kissen des Bettes, stammelte ich leise: „Ich will es thun, um Deinetwillen will ich's thun." Sie nahm mit zitternden Händen nun mein Haupt und drückte es an ihre Brust. Sie strich mir jetzt die lockigen Haare und herzte mich und sah mir in die thränenvollen Augen mit heißen Thränen. „Wir haben viel geduldet, mein Kind", sprach sie dann so sanft wieder und so mild, wie ich es von immer her gewohnt war. Wir haben viel ertragen an Leid und Schmerz, doch es wird uns Trost werden.

Ich ließ sie allein, denn ich sah ihre Kräfte schwinden und fühlte die meinen mich verlassen. Und wie ich in mein Zimmer trat und an's Fenster, da sah ich im Garten ein schwarzgekleidetes junges Mädchen. Mein Herz drohte zu zerspringen, ich weinte laut und wollte ein Wort brechen, um ein anderes zu halten, das ich im Herzen mir gegeben und wollte den Fluch der Mutter eintauschen um die Liebe eines Weibes. Ich sah hinaus in die dämmernde Luft und sah auf die schöne Jungfrau und heißes Sehnen erfüllte meine Brust. Da tönen die Abendglocken zu uns herüber und die Jungfrau erhebt sich und schreitet nach dem kleinen grünumrankten Häuschen. Wie sie zur Thür tritt und sie öffnet und wie sie hineinsieht in die Leere und Oede, da brechen Thränen ihr aus den Augen und sie hält inne. Sie weint der Mutter nach, sagt ich mir, die sie so schnell und so grausam hat verlassen. Wir haben sie ihr entrissen! Ich erhob mich und stürzte vor meinem Bett ohnmächtig nieder. Ich weiß nicht wie lange ich so lag. Der hohe Morgen fand mich knieend, das Haupt auf die Bettkante gelehnt. Da trat meine Mutter herein. Sie war wie sonst einfach und zierlich gekleidet. Ihr Angesicht war bleich, ihre Augen waren matt, aber sie schien wie in süßen Träumen genesen. Ich erhob mich, eilte ihr entgegen und drückte sie an mein Herz. Sie legte mir segnend die Hand auf's Haupt.

„Eine Bitte, Mutter", sagte ich ihr, „nur gewähre mir. Ich reise morgen ab. Nicht hier, fern von der Heimat will ich in ein Priesterseminar eintreten. Kein Mensch soll meinen Namen von Dir hören und den Ort, an dem ich lebe und die schwere Aufgabe, die ich erfüllen will. Laß mich mit mir allein sein, ganz allein. Verläßliche Boten von Dir werden in der Mitte des Weges sich die Briefe von uns austauschen. Ich will allein mit mir rathen und sinnen und erwarten, was die Zeit in Herz und Kopf mir reifen kann." — „Ich will es, antwortete sie und küßte mir die Stirn. Dann rieth ich ihr, Julia zu sich zu nehmen und sie als ihre Erbin einzusetzen und so ein Theilchen unserer Schuld gegen die Verlassene gut zu

Digitized by Google

machen. Sie willigte schnell und mit Freuden ein. Ich weiß nicht, ich habe nie erfahren, ob sie wußte, was mich und Julia verband. Ich reiste ab und war für Alle seither und war für Dich und war für Julia verschwunden."

„Das also heißt der Mutter Fluch, der Häuser einreißt, die des Vaters Segen baut!" rief ich aus und stützte mein Haupt auf die gefalteten Hände und wagte nicht, den sinnenden Erzähler anzublicken.

Ich sah seine Thränen zur Erde fallen und weinte ihnen nach.

„Ich trat in das Seminar", fuhr Johannes nach einem kurzen Augenblick der Sammlung fort. „Ich trat ein und lebte vier Jahre unter Priestern und ihren Zöglingen. Du weißt, Heinrich, daß ich die Kirche, wie sie in den Priestern Roms erscheint, stets gehaßt. Dieses Nichts im Denken und Fühlen, diese ohnmächtige Sclaverei des Kopfes und des Herzens war mir als Knabe schon ein Gräuel, als ich sie blos ahnte und empfand, ohne sie ganz zu erkennen und zu begreifen. Ich wollte ein Arzt des Leibes werden, um dem freien Geist den frischen Körper zu erhalten. Ich sollte nun ein Arzt der Seele werden, wie es die freche Lüge und die Gedankenlosigkeit nennt, um den Geist zu gesunden im Leib der Siechen und Ohnmächtigen, der Elenden und Verworfenen. Ich sollte es werden und sah sie mich umgeben, sie Alle, die es mit mir werden sollen. Des rohen Bauers roher Sohn, des gierigen Bettlers habgieriges Kind drängt sich herbei, um dem Höchsten zu dienen, das wir Alle heilig nennen, weil es uns das Unfaßbare ist. Ich sah sie leben, ich sah sie essen und trinken, ich sah sie gedeihen in dem feisten Wohlsein der Sorglosigkeit, aber ich sah sie nicht streben, nicht kämpfen und ringen. Lasterhaft, wie sie waren, sind sie es zumeist geblieben. Die Weihe giebt ihnen den Schein des Ehrbaren, Hohen und Guten, doch sie giebt nicht den reinen Geist. Sie wurden feile Diener Roms und sie wollten nichts Anderes werden. Sie nennen sich Diener Gottes und sind Knechte einer irdischen, wüsten, habgierigen Gewalt. Ich sah den Knäuel von Lüge und Trug, von wüstem Sinnen und Spitzfindigkeit, ich sah ihn sich bilden und gedeihen, ich sah ihn immer neu werden und wieder gedeihen und stürzte von Verzweiflung zum muthvollen Suchen und Kämpfen um Klärung und Trost und raffte mich auf an einer schwanken Ahnung und brach zusammen vor der schnöden Wirklichkeit und ihrem schamlosen Getriebe. Ich suchte Gott und fand das willkürliche, inhaltslose Gebet, ich suchte Gottes Dienst und fand leere, schnöde Formen, ich suchte den im Jahrtausend geheiligten Bau der Kirche und fand feiste Pfaffen, die im Wohlleben sich ergingen und Genuß, und mich mit feuchten, glotzenden Augen angrinsten und einen Schwärmer und Unfähigen nannten."

„Und Du wurdest dennoch Priester, dennoch einer von den Vielen und einer wie die Anderen?" So frug ich den Sprecher und sah ihn fest und prüfend in die reinen Augen.

„Ich wurde Priester wie jeder Mensch es wird, der sich des Lebens Zweifel und Widersprüche löst, und lebt, um sie zu lösen, so lange er lebt."

Ich sah ihn groß an und mir ward bange, als er sich zu mir beugte und mit leiser, aber heftiger Stimme sprach:

„Langsam und leise keimte ein Gedanke im tiefsten Grund des Herzens, der bald starke Wurzeln trieb und reife Blüthen. Ein Volk, das seine Religion und seinen Gottesdienst sich nicht schaffen kann, wie es seiner würdig, seines Geistes und seiner Freiheit, muß feige sich einem Götzendienst beugen oder elend unter der Gewalt seiner Götzendiener zu Grunde gehen. Fühlt

Digitized by Google

Ihr, was elend und erbärmlich in Eurer Kirche geworden ist, so rafft Euch auf und ändert es. Ihr werdet Priester finden, die Euch mit Freuden dienen und helfen werden. Aber Ihr müßt Euch erheben, Ihr, die Erziehung und Bildung auszeichnet, die Ihr in tausend verschiedenen Richtungen mit berufen seid, die große Masse zu führen und auf den Bahnen der Cultur vorwärts zu drängen. Wie oft ward das auf Gottes schöner Erde schon gedacht und wie oft ging der zu Grunde, unter dem Leid, auf dem Scheiterhaufen, der es dachte, weil Ihr ihn verlassen habt. Ich will kein Reformator sein, Heinrich! Die Zeit ist noch fern, wo das schlotternde Gebäude Roms mit Krachen zusammenstürzen und mit seinen Trümmern den Grund ebnen wird, auf dem dann das Bessere wachsen wird. Aber ich werde leben, und verbunden mit meines Gleichen ein Steinchen an das Andere reihen und vorbereiten mit meiner That, was einst als Großes für die Dauer sich entfalten soll. Verlaßt mich darum nicht, wenn ich rufe, und kämpft, wenn ich die Waffen Euch gegeben."

Ich blickte mit Staunen auf den Mann, der zitternd und bleich nun vor mir stand. Durch mein Gehirn zog düster der Gedanke, daß Keiner leben soll, wo er haßt, und Keiner dienen, wo er verachtet. Doch eh' ich's ausgedacht, rang zitternd und leise der Ruf sich von den Lippen: „Und Julia?"

„Es war der schwerste Kampf", antwortete er ruhig, „doch ich hab' ihn ausgekämpft. Wer Schweres und Ernstes als Ziel des Lebens sich setzt, der muß seine Kraft erproben im Entsagen. Und was könnt' ich ihr an Glück bieten, wenn ich sie an einen unglücklichen Mann ketten wollte? Mein Vater brachte ihr des Leids schon genug! Er tödtete ihre Mutter!"

„Und dennoch liebt sie Dich!"

„Sie wird vergessen, und sündhaft wär' es, vom Weibe mehr zu fordern als zu entsagen, um neu zu genießen."

„Und wenn Du mit dem Glauben Dich versündigst an ihr!"

„Dann muß sie tragen aus Liebe, was ich verzweifelnd einst der Mutter wegen auf mich genommen. Die Menschen haben sich die Welt so geordnet, daß das Leben nur über Leichen geht! Wer kann sagen, daß es anders besser wäre!"

Ich sprang auf. Der Abend war hereingebrochen und lauschte schon an den Fenstern des dunklen Zimmers. Ich ging, ich mußte rasch gehen, denn es drängte mein Herz auf die Lippen mit dem Aufschrei, daß der Mensch am schwersten sündigt, der sich selbst belügt.

Wohl tagelang hatte ich den Freund nicht gesehen. Ich rannte über Wiesen und Felder, ich stürmte durch die kühlen Wälder und auf die Windeshöhe der nächsten Berge und konnte nicht Ruhe meiner Unruhe geben und nicht Kühlung meinem heißgetriebenen Blute. Ich dachte an den Freund meiner Jugend. Ich sah ihn wieder vor mir mit seinem sinnigen Empfinden, mit seinen Träumen und Erwarten. Ich konnte sie nicht fassen, dieses Willens eherne Strenge und dieses Geistes übermüthige Kraft. Ich konnt' es nicht begreifen, wie sich der Mensch selbst vernichten kann und, statt den unnahbaren Gott zu ehren, sich selbst zur unnahbaren Gottheit macht. Ich konnte es nicht fassen und erbleichte bei dem Gedanken, daß einen Augenblick auch er einst irre werden kann an seinem Glauben. Wenn ich mit dem Abenddunkel nach Hause kam, da sah ich forschend nach dem Pfarrhause hinüber und sah eine Lampe mit klarem Licht auf einem breiten Arbeitstisch und sah

Digitized by Google

davor den unbegreiflichen Mann, das Haupt gebeugt über Bücher und Schriften und gestützt auf die feine weiße Hand. Fried' und Ruhe umgab ihn, Fried' und Ruhe lag in seinen Zügen, Fried' und Ruhe füllte ihm das Herz aus. Er hatte abgeschlossen mit dem Leben und wie er ausblickte in die Zukunft, sah er vielleicht den breiten, weiten, ebenen Weg durch das Thal seines Wirkens sich hinziehen bis in ein fernes Alter.

Die Leute ahnten wohl, daß den neuen Caplan ein ander Licht durchleuchtete als die Summe anderer feister und dürrer Pfaffen. Vom Sterbebett riefen sie nach ihm und nur nach ihm. Und wenn ein Kind zur Taufe kam, begehrte man seinen Segen und nur den seinen. Der alte Pfarrer ließ es gern geschehen und spann sich in ein stilles Wohlleben seiner letzten grauen Tage. Ihn kümmerte es wenig, wenn er sah, wie die Kirche leer blieb, wenn er zum Altar trat und wenn nach Vollendung seines Amtes die Gläubigen zur Kanzel sich drängten und „Ungläubige" gar viele, wenn sein Caplan zur Predigt sie bestieg. Er freute sich des neuen Krautes, wie er sagte, und hörte selbst manchmal vom Chor in stillem Wohlbehagen der klangvollen Sprache zu und den schönen warmen Worten. Und konnte er dem Flug des mächtigen Geistes mit seinen erlahmten, gebrochenen Flügeln just nicht folgen, so neigte er das graue Haupt zur Seite über die gefalteten zitternden Finger und schlummerte sanft und ungestört im Dienste des Herrn ein Stündchen wohl dahin. Es war so kühl da in den hohen, leicht umdunkelten Räumen und des Predigers Worte fielen so sanft in die Ohren wie Musik von weichen Saiten sich loslöst und in das Herz uns schleicht. Wer braucht zu verstehen, wo süß Empfinden zum Gedanken wird.

Ich war gar oft hinübergegangen zu dem einsamen Mädchen und sah die Stirn sich allmälig glätten, sah die Augen frisch und im alten Strahlenglanze wieder scheinen und sah die Lippen mit ihrem süßen Roth sich röthen und die Wangen wieder lachen in ihren Grübchen und ihren Geheimnissen. Wir sprachen viel über Vergangenheit und Zukunft, über den jungen Ruhm unseres jungen Freundes, über seine Art zu reden und seine mächtigen Gedanken. Hielt ich da in meiner Rede inne, da erhaschte ich wohl manchmal einen leisen Seufzer, der ihrer bewegten Brust entschlüpfte. Hörte ich zu, wenn sie sprach, da staunte wohl manchmal mein Auge sie an in ihrer Heftigkeit und Leidenschaft, die ihre Blicke durchglühte und ihre Worte so heiß machte. Und sah sie dann still sinnend vor sich hin, da erblickte ich mit forschenden Augen gar oft ein wonnig Lächeln, das rasch verschwand wie verfolgt von einem ängstlichen Zucken, das nun die Lippen fest aneinander schloß. Ich wagte nicht zu fragen, was sie denkt, ich durfte nie mehr fragen, was sie noch empfindet. Und so wie daheim, so sah ich sie vor dem Prediger und sah sie ihm fest in die großen Augen blicken und sah sie die Augen senken, wenn er sie anblickte und von dem Heiligsten des Menschenherzen sprach, von der irdischen Liebe, so als wenn er von ihr und zu ihr allein spreche. Dann erhob er stolz das Haupt und, die Hände auf sein Herz gepreßt, rief er muthig den Gläubigen zu: „Höret Euer Herz und sein sehnsüchtig Rufen! Suchet Liebe und wo Ihr sie findet, da nehmet sie mit raschen, vollen Händen. Gott heiligt den Bund der Herzen und irdisch Lieben ist göttliches Verehren!"

Ich zuckte auf, als ich die Worte hörte. Ich beugte mich vor und sah Julia in die Knie sinken. Die Hände hingen ihr matt herab, das Haupt neigte sich zur Brust. Und wie sie langsam mit schweren Zügen athmete,

Digitized by Google

hob sich der volle Nacken und ließ den Sturm in ihrem Herzen toben, der es wild und leidenschaftlich in seiner Wildheit und Leidenschaft umarmte. Sie frug nicht mehr wie einst bei seinen Briefen, was er wohl mit solchen Worten zu erreichen suche. Sie wußte, daß er zu ihr, vor allen Anderen zu ihr spreche, um sie in neuer Liebe glücklich zu machen, um sie in eines andern, freiern Mannes Arm zu drängen. Doch ach! Sie konnte diesen Andern nicht finden. Sie konnte ihn nicht suchen. Sie liebte ja so heiß, so voll bebender Leidenschaft, und sie klammerte sich in ihrem Denken an dieser Leidenschaft empor und fühlte sich in ihrem geheimnißvollen Zauber so glücklich, so sehnsuchtsvoll glücklich! Wir schritten nach solchen Stunden schweigend nebeneinander nach Haus. Wenn dann der Freund, dem Festtage die Freude spendend, zum gemeinsamen Mahle sich einfand, da ging sie still hin und wider und suchte zu schaffen und zu ordnen und hatte kein frohes, unbefangenes Wort für ihre frohen unbefangenen Lippen.

## IV.

Ich bin herangewachsen mit einem Bürgerkinde unserer Stadt. Mädchen, wenn sie nur die ersten Kinderschuhe ausgezogen, sind ja bald dem Knaben und dem Jüngling gleich, selbst wenn manch' Jahr sie von einander trennt. Die ganze Stadt kannte meines Herzens Neigung, die ganze Stadt kannte des Mädchens einzige Liebe. Wie ich, ein froher Knabe, mich mit ihr zusammenfand auf Flur und Feld, im Wald und auf den stillen Pfaden nach den Bergen, so fand ich mich, ein Jüngling und bald ein ernster Mann, mit ihr zusammen. Ihr sanftes Wesen war mir Trost in meinem Drängen und innerm Stürmen. Ihre reine Liebe war mein Labsal nach des Tages Mühe und der Arbeit Ermatten. Da wurde ich zum Stadtrichter nach kurzem Justizdienst ernannt, suchte die Hand der Geliebten und führte mit des Sommers Neige die Braut zum Altar. Johannes schloß den Bund und gab der Kirche Segen der neuen Ehefrau und dem neuen Ehemanne. Man freute sich des Bundes in der Stadt und Alles war zur Kirche geeilt. Ja, auf manche freundliche Verwendung ließ der Commandant der in der naheliegenden Festung gelegenen Besatzung sogar die Kapellen des Regiments ausrücken. Sie empfingen den Brautzug und empfingen mich mit jubelnden Klängen. Da waren auch die Officiere der Besatzung herübergekommen und ich, der bürgerliche Diener des Staates, feierte eine Hochzeit wie der kühnste Sohn des Krieges. Wir kannten diese schmucken Uniformen noch gar nicht. Erst vor wenigen Tagen waren neue Truppen den abziehenden alten in die finsteren Mauern der Festungswerke gefolgt. Heut' hatten sie mit ihren feurigen Pferden die Stadt besucht und ließen munter auf dem Ringplatz spielen und drängten sich selbst, wie andere fromme Beter, nach dem Dom. Julia wollte nicht zur Kirche kommen und ich bat nicht weiter darum.

Ich sollte in das Haus, das nun die ganze Stadt Julienburg nannte, einziehen. Johannes machte mir den Vorschlag, Julia bat selbst darum, damit auch sie bleiben könne. Mein elterlich Haus war an gar mancher Stelle baufällig, war auch zu eng und knapp und hatte wenig Raum für meine modischen Bedürfnisse. Da gab es Keller, Böden und Vorrathskammern genug, aber wenige und enge Wohnräume. Es trägt die Geschichte des Lebens unserer Väter, so ein Haus. Wir können sie lesen, aber wir können sie nicht mehr nachleben. Und so ließ ich denn das erste Stockwerk in der Julienburg, so weit es Julia mir anwies, einrichten. Da war Raum



Digitized by Google

und Bequemlichkeit die große Menge und ich konnte gleich für Ehemann und Ehefrau und alle Kinder, die der Himmel ihnen senden mag, Vorkehrungen treffen. Mein altes Haus ließ ich umbauen und ließ fremde Leute in die fremden Räume ziehen. Und mit dem Hochzeitstag schon wollten wir einziehen und um Julia die neue Familie bilden, in der sie heimisch wie vor und ehe hausen könnte. Sie kannte meine Frau, und hätte sie das sanfte, klugäugige Kind nicht früher schon gekannt, sie würde es geliebt haben um des Vertrauten ihrer Seele willen und ihrer Leiden und ihrer Freuden. Und wie sie da zu schaffen hatte in Küche und Keller, in Zimmer und Speisesaal, so konnte sie gar leicht entschuldigt von der Kirche fern bleiben. Wie ich, die junge Frau im Arm, nun durch das Kirchthor schritt, um jetzt allein berechtigt der Erste allen Anderen vorzuschreiten, trifft mein Ohr ein merkwürdig Wort und eine merkwürdige Stimme.

„Wie heißt der Priester, der das Ehepaar dem Himmel erschuf?" so frug die Stimme, als hätte sie schon einmal dieselbe Frage gestellt.

„Johannes Donat", antwortete eine andere und so als hätte sie schon einmal dieselbe Antwort gegeben.

„Donat, Donat, Donat!" rief darauf die erste Stimme und mit Ungeduld. Es schnalzten zwei kecke Finger durch die Luft als lockten sie schwankende Erinnerungen herbei. Ein klingender Säbel stampfte auf den Boden, als zürnte sich sein Herr, daß er nicht wisse was er suche.

Da kehrte ich mich um, als wollte ich die Ordnung des Hochzeitszuges mustern und sah ein merkwürdiges Bild vor mir. Ich ließ den Arm meines jungen Weibes sinken und hemmte, wie auf den Stufen zum Kirchthor festgebannt, den Schritt der Folgenden. Da stand Johannes Donat vor mir und sah mich an, wie er einst gar oft mit seinen zweiundzwanzig Jahren mich angesehen. Die großen blauen Augen lachten in die Welt hinaus mit ihren Lebensfreuden, die klare weiße Stirn, von hellen, braunen, leicht gelockten Haaren eingerahmt, barg die frische Lebensfülle, die nur ein reicher Wissensschatz uns geben kann. Das waren seine frischen Wangen, seine edle Nase, das war sein sinniger Mund, für warmen Kuß und edles Wort geschaffen. Und doch, der Mann da trug ja des neuen Regiments Uniform. Er kann ja sein Haupt mit der rothen Kappe bedecken, die er nur lässig in der Hand hält, wie diese auf den Säbel sich stützt. Ich sah ihn wieder an und wie sein Blick dem meinen begegnete, da erst fand ich mich. Ich nahm den Arm meines jungen Weibes und schritt sinnend über die Begegnung nach unserm Haus. Nein, sagte ich mir, es war doch nur eine Täuschung. So zuckten seine Lippen nicht! Nie zitterten die Nasenflügel so unsicher und bebend fast. Und seine Augen! Ja, sie sind wohl ganz dieselben. Aber das war nicht Johannes' Blick. Und doch, es ist ein wundersam und eigenthümlich finden.

Am Thor der heute reich geschmückten, mit Laub und Ehrenkränzen gezierten Julienburg empfing uns die geliebte Freundin. Sie beglückwünschte uns und bot den ersten Gruß im neuen Haus für's erste Glück und für das Glück der fernsten Tage.

Es sammelten sich die Gäste und bald war der Freundeskreis geschlossen. Doch heute mußte Johannes zum Mahle kommen. War heut' auch just kein Sonntag, kein Feiertag, den sich die Kirche angestrichen, so war es doch ein Festtag für ihn und Die, die er treu geliebt. Heut' konnte er, wie sonst an Sonn- und Feiertag, der Freude nach der Andacht leben. Und da kam er.

Digitized by Google

Doch er kam mit einem sonderbaren Gast; es war der Officier, den ich beim Kirchengang wahrgenommen und so überrascht betrachtet hatte. Und wie ich damals staunte, so staunte ich wieder, wie ich ihn ansah. Und wie ich staunte so ward jetzt von lauter Ueberraschung auch der Freundeskreis ergriffen. Julia, wie sie aus unserer Mitte vorgetreten, die Kommenden zu begrüßen, stand erbleichend, wie festgebannt ihnen gegenüber. Starr ruhten die dunklen Augen auf dem Fremden und kein Denken ließen sie ahnen und kein Empfinden.

„Herr Rittmeister von Belle", sagte Johannes nun, den Eindringling Julien und uns vorstellend. „Ihr nächster Verwandte, Julia, der Sohn Ihres Oheims", setzte er dann hinzu, gegen Julia sich wendend und den neuen Gast ihr entgegenführend.

„Seien Sie mir bestens gegrüßt, liebe Cousine, und zürnen Sie mir nicht, daß ich in Ihre Freude mich eindränge. Ich hörte heut' in der Kirche den Namen des hochwürdigen Herrn und mit dem Namen wurden Erinnerungen wachgerufen, die, so lose sie dem Denken verknüpft, doch bald zu Ihrer seligen Mutter, dann zu Ihnen und Ihrem Geschick mich führten. Da mußte ich den Herrn Caplan erwarten, und wie in Frag' und Antwort ich ihm Namen und Familie nannte, der ich angehöre und auch Sie, drängte er mich ihm zu folgen und führte mich hierher."

Ich lauschte der klangvollen, sinnigen Stimme, die so sprach. Ich konnte mich nicht fassen. So sanft, so einschmeichelnd hatte einst Johannes gesprochen. Ich hörte die Stimme im Ohre fortklingen und wußte kaum, daß sie sich zu mir gewendet.

„Auch Sie, Herr Stadtrichter", sagte der neue Gast sich vor mir verneigend, „müssen mir verzeihen, daß ich störe, und nur mit Ihrer Erlaubniß darf ich in dem Kreise bleiben, der so viele Freunde und so getreue Tröster meiner lieben Cousine hier vereint."

„Seien Sie mir willkommen, Herr Rittmeister", sagte ich rasch, und um das überraschte Schweigen Aller schnell zu brechen: „Seien Sie herzlich willkommen und nehmen Sie theil an dem Festmahl, das uns hier vereint. Schließen Sie Freundschaft auch mit dem getreuesten Herzen, das Ihnen die Bande des Blutes ja schon verbunden."

Da erst kam Bewegung in den Kreis. Man begrüßte den Fremden, man verglich laut und leise die so täuschend sich gleichenden Männer. Die Einen fanden die Aehnlichkeit wundersam, die Anderen wollten sie kaum anerkennen. „Das Schöne gleicht sich eben überall", sagte mir leise die vielbelesene Frau unseres Gerichtspräsidenten. Auch Johannes, wie er in der einen Fensternische des Speisesaals durch den lebendigen Gerichtspräsidenten festgehalten und dessen heftiger, bald hier-, bald dorthin springender Rede zuhörte, blickte forschend auf den jungen Officier, als suchte er in ihm frühere Bilder, die sein Leben einst umspielten. Der Gerichtspräsident rieb sich vergnügt die Hände und schob mit behaglicher Hast die goldene Brille hin und wider, da er als Freidenker dem ihm lieben, gleich freidenkenden Priester die Macht und das Recht der Civilehe einmal wieder dargelegt. Wie er zur Tafel drängte, zog er den Priester neben sich auf den Stuhl. Er hielt nicht inne im Reden, er erwartete nicht Frag' und Antwort, er ließ sich drängen und mit seinem Stuhl schieben und rückte mit diesem bald rechts, bald links, bis er halb auf seinen, halb auf den Stuhl seiner Frau zu sitzen kam. Ich nahm mit meiner Frau in der Mitte der Tafel Platz und kam so ihm und



Digitized by Google

Johannes gegenüber zu sitzen. Ich freute mich, daß es sich so traf, denn nun war ich der Sorge der Unterhaltung überhoben und konnte meiner Frau gehören und meiner Betrachtung. Da sah ich Julia noch immer auf demselben Platze stehen und vor ihr den neuen Gast. Er sprach zu ihr als wollte er rasch umdunkelte Erinnerungen wach rufen und sie erhellen. Er sprach so warm und eindringlich, er bot ihr dann die Hand und hielt sie wie ein Bruder in der seinen. Dann sah er ihr lachend in die Augen und wollte die düsteren Blicke verscheuchen, die unter den halb gesenkten schattigen Wimpern prüfend auf sein heiteres Angesicht fielen. Es kamen die Diener schon herein und brachten die Suppe und schenkten die Gläser voll, eh' die Beiden sich an den Tisch setzten; da aber, wie ich sie so nebeneinander sitzen sah, da suchte ich im Geiste die losen Erinnerungen aneinanderzureihen und manches Wort, das ich einst von Frau Donat, von Johannes, von Julia selbst über ihre Familie gehört.

Julia's Vater war der ältere der Söhne eines im heimischen Kriegsdienst ergrauten Soldaten. Er folgte dem Beruf des Vaters wie sein jüngerer Bruder. Aber er wor ihm gefolgt mit dem regen Streben, dem wilden Handwerk ein reiches Wissen zu verbinden. Die Verschwendung des Vaters hatte ihn früh auf sich selbst angewiesen, und so führte er sein Leben, wie er mit eigener Kraft die Zügel in den Händen hielt, nach seiner besten Erkenntniß und seinem edlen Streben. Er hatte sich als Hauptmann, allgemein geachtet und geliebt, vermält gegen den Willen des Vaters, der ihm eine reiche Braut gesucht und bestimmt. Seit der Zeit waren die Familienbande ganz gelöst und der Vater und Bruder hörten nur noch seinen rühmlichen Tod, hörten dann von der Frau, die der Sohn und Bruder einst geheirathet, Sterben und wußten wohl, aber sorgten nicht um das zurückgelassene Kind. Der Alte war übrigens auch bald gestorben, nachdem er nur wenige Jahre die Freude erlebt, daß sein jüngerer Sohn, ein wüster, aber schöner Mann, dem Vater nach Leib und Seele ähnlich wurde. Auch der hatte, mitten im Kriegssturm rasch vorwärtseilend und oft ob seiner Kriegsthaten genannt, sich verheirathet. Es soll eine schöne und reiche Frau gewesen sein, die er als Gattin sich gewählt. Sie starb kurz nachdem sie einem Knaben das Leben gegeben. Doch sagte man dem Vater des Kindes nach, daß er zumeist der Mutter Herz gebrochen. Er raste durch das Leben und verschleuderte Geld und Gut wie seine Liebe. Julia's Mutter nannte seinen Namen nur mit Zittern. Ihn verdroß der sanfte Knabe, den ihm sein sanftes, schönes Weib geschenkt, gar gewaltig und er mochte die sinnigen dunkelblauen Augen der Mutter nicht immer in dem Knaben wiedersehen. So steckte er ihn, kaum daß er flügge geworden, in ein Militärerziehungshaus und trieb den rasch aufschießenden Jüngling mit Hast durch's Leben und seine sündigste Lust. Und was bot sich dem blühenden Jüngling nicht Alles zur Lust und zum Genuß! Der lange Krieg hatte ausgetobt und dort, wo einst erprobte Männer standen, standen nun, die arg gelichteten Reihen auszufüllen, schmucke Knaben. Die Macht im Genusse stellte an und beförderte. Und so stieg auch der junge Mann, der da an unserm Tische saß, von Stufe zu Stufe und ward Rittmeister in einem der tapfersten Regimenter, das einst die Soldaten Napoleon's gezüchtigt. Er war Herr und Führer manch' eines Graubartes und zählte kaum drei Jahre mehr als seine Cousine, die da neben ihm saß und ihn gar oft wie suchend ansah, wenn er so weich und sanft ihr in die Seele sprach.

Digitized by Google

Einst hatte der Knabe gehört, daß fern seinem Geburtsort ein Oheim begraben liege. Es war ein braver Mann. Er hatte eine brave Frau. Er hat ein schönes Kind zurückgelassen. Er hatte selbst die Todeskunde der Frau gelesen. Und früher, als der Großvater starb, hatte er auch gehört, daß diese Frau auf jeden Anspruch an den Nachlaß Verzicht geleistet und die im Testamente ausgesprochene und unerklärte Enterbung geduldig und ohne Widerrede ertragen habe. Er hatte das gehört, ein Fluch des Vaters, ein höhnisch Wort hatte dann die Theilnahme daran zersplittert. Und gar wenig hat er sich darum gekümmert, als er vor kurzer Zeit noch im lustigen Lagerleben gehört, daß eine gewisse Frau Donat ein Mädchen, das seinen Namen trage, als Kind angenommen und zu ihrer Erbin eingesetzt. Ihn lockte an dem Tage just ein loser Streich, die Kameraden riefen schon und die Pferde stampften ungeduldig auf dem festgetretenen Ackerland, da marschirt sein Regiment auf höchsten Befehl vom Lager nach der uns zunächstgelegenen Festung. Er reitet her mit seinen Kameraden zur Stadt, hört einen Namen vor dem Kirchenthor, wird unser Gast und bald der tägliche Besucher unseres Hauses.

„Wie ist es doch nur möglich, daß unser Herz keine Ahnung hat, daß ihm an irgend einem Orte ein hohes Glück erblüht." So hört' ich ihn sprechen, als wir nach kurzem frohen Mahl aufgestanden und er mit Julia in ein Fenster des nächsten Gesellschaftszimmers getreten war. Er sah dabei das Bild des Glückes, das ihm an „irgend einem Ort erblüht", so innig an, daß Julia erröthend die Augen senkte und ihren Arm dem seinen entwandte, auf dem er noch ruhte seit er vom Tisch sie weggeführt.

Ich ging zu den Gästen, sie zu bitten, durch meine und meiner Frau Abreise sich nicht stören zu lassen und die heiteren Stunden nicht rasch abzubrechen. Es war beschlossen, daß ich mit meiner jungen Frau nur wenige Tage eine kleine Reise mache, um uns ganz und ganz allein zu gehören. Ich hörte schon den Wagen vorfahren. Da gab es nun freilich für Niemand mehr ein Bleiben. Man beglückwünschte uns, empfahl sich und wollte uns zum Wagen begleiten. Ich mußte mich fügen, eilte nun rasch zu Julia, um ihr vor Allem Dank und für einige Tage Lebewohl zu sagen. Ich hatte kaum gesprochen, so rief unser neuer Freund munter aus:

„Sie reisen, Herr Stadtrichter? Ich werde Sie bis über die Festungsgräben begleiten."

Er eilte fort, um mit raschem Befehl sein gezäumtes Pferd aus dem nahen Gasthof vorführen zu lassen. Ich drückte Julia's Hand und wie ich sie zu mir zog, ihr leise zum Abschied die Stirn zu küssen, sah ich zwei große Thränen ihr die Blicke verschleiern. „Was hat der verwegene Mann mit dem Mädchen schon Alles gesprochen?" frug ich mich, als ich sie ansah und ihre warmen, so treuen Glückwünsche noch entgegen nahm.

„Nun sagen Sie auch mir Lebewohl, meine schöne Cousine", rief er schon wieder hinter uns. Und wie er hinzutrat, fügte er bei: „Ich werde Sie auch so lange nicht sehen wie der Herr Stadtrichter, oder wenigstens nicht sprechen."

Er küßte ihr die Hand und sie noch festhaltend nach dem Kuß und leicht drückend, sagte er, sie treuherzig anblickend: „Doch bitte, sagen Sie mir ja beim Lebewohl auf Wiedersehen!"

„Ich werde mich freuen, Herr Rittmeister, Sie wiederzusehen", sagte ihm Julia ruhig und sanft.

Digitized by Google

„O dann, Cousine, sagen Sie mir doch, wie es so nahen Verwandten ziemt, ein herzlich Du!“

„Julia sah ihn erstaunt an, als suchte sie den Grund der kühnen Bitte; doch wie sie ihn sah, so still, so bescheiden, so bittend, erröthete sie, gab ihm die Hand leicht hin und sagte leise:

„Auf Wiedersehen, Robert.“

„O Du liebe, gute Julia“, rief er da aus und küßte ihr mit vielen Küssen die Hand, so wie ein Kind der Mutter Hände küßt in lauter Freude über die schönen Gaben, die sie ihm gespendet.

Nach wenigen Tagen kehrte ich mit meiner Frau zurück. Noch am Abend kamen einige Freunde, die auf dem Weg zum Haus uns schon erkannt. Auch Johannes kam und segnete unsere Einkehr.

„Wann werde ich so meine Julia segnen“, sagte er zwischen Thür und Angel noch, dem Mädchen zum Abschied die Hand reichend. Er sagte es wie eine Bitte, wie seines Herzens wärmsten Wunsch. Er sah nicht mehr, wie Julia erbleichend und zitternd sich erst fassen mußte, um der Frage nicht zu erliegen, die sie doch nicht beantworten, nicht erfüllen konnte.

Am andern Tag kam auch Robert. Wir gewöhnten uns bald mit Julia und durch den wie von zarter Empfindsamkeit angehauchten Ton seiner Rede, den jungen Bekannten so zu nennen. Er war während unserer Abwesenheit nie zur Stadt gekommen. Jetzt aber, da wir zurückgekehrt, kam er schnell und kam mit jedem Tage wieder und saß bald die kurzen Nachmittage und die langen Abende in unseren traulichen Räumen. Es war ein stattlich Bild, wenn er so in den weiten weißen Mantel gehüllt, die Wangen von der rauhen Schneeluft geröthet, in's Zimmer trat, und wenn er ging und so in der Thür stand, den Mantel über die Schulter geworfen, die Augen glänzend und sprühend, erregt durch seiner eigenen Rede Leidenschaft und unersättlichen tollen Flug. Da sah er aus wie die volle Lebenslust, die manchmal sich in einem jungen schönen Mann verkörpert. So traf ich ihn gar oft, wenn ich, der langen Arbeit müde, heimkehrte, und mußte staunen gar oft, wie ich der beiden Frauen Wangen geröthet sah und Julia vor Allen im Innersten erregt und wie in ihrem geheimsten Fühlen aufgewühlt.

„Was treibt der böse Mann mit Euch?“ frug ich da manchmal und fühlte wohl, daß mir der Scherz nicht recht über die Lippen wollte.

„Nichts, Herr Stadtrichter“, erwiederte er für die Frauen, „nichts als Reiterstückchen eines irren sehnsüchtigen Herzens.“

Und da sah er Julia so bittend an und drückte ihr so warm die Hand, daß Purpurröthe die Röthe ihrer Wangen übergoß. Dann eilt er fort und hörte keinen Vorwurf mehr und keine Frage. Doch wie sich die Thür hinter ihm schloß, hatten wir selbst auch keine Frage mehr für ihn und keinen Vorwurf.

Ein Mensch, der nicht eine vertraute, geheime Saite des Herzens berührt, geht uns verloren, wie er aus den Augen uns verschwindet und wenn er noch so schön, wenn er noch so flatternd und hin und wieder schweifend Denken und Fühlen bewegt. Wir hören ihm gern zu, wenn er spricht, wir fühlen uns gefesselt, wenn wir der schönen Stirn zum schönen Mund folgen, er ist uns wie ein Genuß, der uns ewig an sich lockt, doch nie befriedigt. Und so ging es uns mit Robert. Er sprach so frisch aus seiner leichten Seele, er sprach so ganz wie er es war und er nur sein konnte. Aber er sprach für sich und nie für uns. Wir hörten immer ihn und gaben gern

Digitized by Google

ganz uns hin. Aber wir hörten niemals uns in ihm und darum vermißten wir ihn nicht, wenn er uns fern war. Es sind leichtsinnige Menschen, die so geartet sind und man nennt sie auch glückliche Menschen. Sie können sündigen ohne Reue zu empfinden, sie können rasch verführen, um rasch zu genießen und genießen, ohne Genuß zu geben.

So ging der Winter hin und leise klopfte schon der Frühling an die Fenster. Bald zog er frohgemuth auf wechselvollen Wolken mit den längeren Tagen in unser Thal und baute an dem Fuß der Berge sich rasch sein Blüthenhaus.

Ich hab' es oft erfahren: Aelteren Menschen erschlafft die junge Zeit die Sehnen, junges Blut schwellt höher an, wenn es der Frühling grüßt. Nie schien mir Julia so voll, so üppig als in diesen Tagen. Leise zuckten ihr die Lippen, wenn sie vom offenen Corridor, der rückwärts längs dem Hause hinlief, in den sprossenden Garten sah und mit glänzenden Augen dem summenden Flug eines frühen Käferchens folgte oder dem ersten schüchternen Gesang der Vögel lauschte. Da hob sich der volle Nacken, da hob sich die Brust, wenn sie die ersten lauen Lüfte einsog, und manchmal preßte sie beide Hände auf's Herz, um es in seinem lauten Pochen zu erdrücken. Und wenn sie jetzt mit Robert im Garten sich erging und die ersten Veilchen brach, da drückte sie das duftige Sträußchen oft an ihre Lippen, als wäre es ein vielgeliebter Mund. Manchmal wollte es mir oft wohl scheinen, wenn sie des Abends sich an unsern Tisch setzte, als weilte sie mit ihrem Geist nicht bei uns. Und wenn sie dann nach langem Schweigen wie aus süßem Erinnern erwachte, da mischte sich gar oft und gar leidenschaftlich Johannes, wie er einstens ihr gegenüberstand, in ihre Worte und Betrachtungen. Jetzt verglich auch sie, nachdem wir Alle es schon vergessen, die Aehnlichkeit Robert's mit Johannes. Und wenn sie sprach, so warm und immer wärmer, was er einst zu ihr gesagt, wenn sie, sich ganz vergessend, bald bekannte, was noch mit aller Heftigkeit ihr Herz erfüllte, da griff sie plötzlich dann an ihr pochend Herz und seufzte vor sich hin: „Nein, Robert ist doch nicht wie Er!"

Wenn nach solchem Abend Robert wieder kam, da saß sie ihm schweigend gegenüber. Und wie er sprach und in ihr Fühlen mit seiner schmeichelnden Stimme sich eindrängte, sah sie ihm in die offenen Augen und suchte mit ihren dunklen Blicken, was sie doch nur in einem Herzen finden wollte. Da nahm er dann wohl ihre Hand, wenn meine Frau für einen Augenblick abgerufen oder wie sich das eben traf, am andern Ort zu schaffen hatte, und drückte sie an seine heißen Lippen und kniete vor ihr nieder, ihr bittend in die Augen sehend und leise flehend, ob sie dem irren Herzen keinen Trost gewähre.

Es pochte wohl ihr Herz, sie schaute sich im klaren Spiegel seiner Augen und lockend rief ihr eine Stimme zu, daß sie den schönen Mann da, ihr zu Füßen, liebe um eines andern Mannes willen, der sie geopfert und sie neigte die Lippen auf seine Stirn und strich ihm mit der Hand über die braunen lockigen Haare.

Doch wie sie ihn ansah, schüttelte sie das Haupt und seufzte: „Ich kann Dich doch nicht lieben!"

Es kam die Osterwoche, eine Woche, die, wenn sie der frische Frühling schmückt, durch Alles, was sie an Erinnerung und Hoffnung in sich trägt, für jeden Menschen etwas birgt, das ihn erwärmt und erhebt. Ich mußte fort und in diesen Tagen den Gerichtspräsidenten auf einer ernsten Fahrt

Digitized by Google

begleiten. Was ich niederschreibe, hat mir später Johannes erst in ernster Klage mitgetheilt.

Wir Alle trugen bei, ein Herz zu brechen, ohne es zu ahnen. Er aber brach es, da er es gefunden und beglücken wollte. Mein stilles Glück, das ich in der Liebe meiner Frau gefunden, die Hingebung des kindlichen Wesens an ihre Seligkeit und Lust, das spann auch Julia gar oft in stilles, sehnsüchtiges Sinnen ein.

Und wie schilderte ihr Robert Alles, was sie mit vollen Händen geben kann? Hingebend und arglos schmiegte meine Frau in ihrem Glück sich an das bebende Herz des Mädchens an und ihr allein vertraute sie ihr erstes seliges Erwarten. Sie weinten Beide oft, wenn sie vor aller Welt verborgen geheimnißvoll an zarten Häubchen oder feinen Jäckchen arbeiteten, die, wenn der Winter kommen wird, den neuen Segen des Hauses schmücken sollten. Sie weinten Beide, die eine in stiller ahnenmütterlicher Freude, die andere im wilden Kampf von Begehren und Entsagen. Da hatte meine Frau gar viel zu schaffen. Wie sie am grünen Donnerstag noch, um die nächsten ernsten Tage nicht zu stören, die Straßen durcheilte, gab sie Robert, der seinen Sinnen nach zu Julia eilte, ein Packet Bänder und Wolle, es vor ihr nach Haus zu tragen, damit sie Raum im Körbchen behalte für alle weiteren Einkäufe. Robert brachte lachend das Packet nach Hause und packte vor Julia scherzend neugierig die Sachen aus. Was wußte er nicht für liebe Worte, wenn er rasch ein Band durch Julia's Locken schlang oder eine Blume ihr im Haar befestigte. Wie klang es ihr doch wehmüthig im Ohr, wenn er sich über sie neigte und leise ihr zuflüsterte, daß er sie so als seine Braut schmücken möchte — und — wenn sie — seine Frau —

Aufspringen wollte Julia, ihm an den Hals stürzen.

„Nimm mich, nimm mich, wie ich bin und wie ich Dich liebe, Du böser Mann", so rief sie ihm in ihrem Herzen entgegen und konnte doch nicht sprechen und sich nicht rühren und konnte ihn nicht herzen und nicht küssen.

Am Nachmittage des Charfreitags, wie sich die Sonne fast schon niedersenkte, kam er wieder. Wie er Julia einsam in dem weiten Saale fand, drängte er sie hinaus in den Garten. Da lag schon so trauliche Dämmerung über den Bäumen und aus tausend Blüthen athmete der Frühling Lust und Freude. Sie schritten unter den kurzen Schatten auf dem glatten, sandigen Wege hin und wieder. Julia lehnte sich auf Robert's Arm und horchte seiner Rede. Sie fühlte sein Herz schlagen, wie er ihr manchmal scherzend und doch innig die Hand, die sie lässig in seinem Arm liegen hatte, an seine Brust drückte. Und sie sah ihn dann an, so warm und doch so zitternd, als suchte sie dies wilde Herz auf seinen Lippen. Die Lippen zuckten in der Erregung des Herzens und die Augen strahlten ihr entgegen mit den heißesten Blicken, die wie durch Thränen sich vervielfachten. Da stürzte sie ihm in die Arme mit dem Aufschrei der Verzweiflung: „Laß mich, laß mich und mach' mich nicht wahnsinnig!" Dann riß sie sich aus seinen Armen und eilte davon und sah nicht mehr, wie der Verführer lächelnd die Hand zum Himmel erhob, als er, des Sieges schon gewiß, auch schon gesiegt.

Wie unser Gast und Freund am Abend über die Straßen und durch die breite Lindenallee hinüber nach der Festung sprengte, da sah ihn Johannes. Er schritt einsam den einsamen Weg daher und sann über Das, was er morgen, wenn die Sonne untergegangen, zur Feier des Auferstehungsfestes vor seiner Gemeinde sprechen sollte. Er hob das sinnende Haupt em-

Digitized by Google

vor, wie er den wilden Hufschlag des Pferdes hörte und sah erschreckt in das blasse Antlitz und in die dämonischen Augen des Reiters, die wie Augen eines Habgierigen, wenn sie die verborgenen Schätze durchwühlen, vor sich hinstarrten. Da sprach er noch, wie er heimkehrte, in seinem Elternhaus vor. Doch konnte er Niemand sprechen.

Meine Frau hatte, ermüdet von ihrem Kirchengang, sich auf ihr Zimmer zurückgezogen und Julia war seit einer Stunde eingeschlossen in ihrem Zimmer und mochte und konnte Niemand sprechen. Man hatte ihn nicht erwartet. Heute nicht, auch morgen wollte er nicht kommen. Der Ostersonntag erst sollte die treuen Angehörigen des alten Hauses wieder vereinen.

Unsere Stadtpfarre gehörte nicht zu den reichen. Sie mußte bei allen Festen mit dem schlichten Worte sich genügen und mit des einfachen Priesters Segenspruch. Und hatte sie auch für Manches alten Pomp ererbt, Johannes wußte ihn, seitdem er thätig war, sehr geschickt bei Seite zu schieben. Und so auch heute, als des greisen Pfarrherrn zitternde Stimme den Betenden verkündete, daß der Heiland auferstanden, von Sünden die Menschheit zu erlösen. Dann trat Johannes auf die Kanzel, und wie erfreut, daß er heute und gerade in dieser Stunde nur einen kleinen Kreis treuer Bekannten und wohl vertrauter Zuhörer um sich versammelt, so grüßte er sie mit segnenden Worten. Gar oft suchte er in Mitte seiner Rede Julia auf dem wohlbekannten Platz, aber er konnte sie nicht finden. Und er sprach doch so mit des Herzens bestem Feuer über die Wiedergeburt des menschlichen Fühlens und Denkens aus der Qual der Schmerzen und der Zweifel. Er malte mit so glühender, verklärter Rede das Auferstehungsfest eines Herzens aus, das, lange von Schmerz und Gram verfolgt, sich aufringt aus der Verzweiflung zu neuem sanften Glück. Wohl ist das neue Glück nicht das wieder, das man verloren, nicht das, das man geträumt. Aber ganze Völker, die Menschheit selbst strebt mit ewigem Entsagen und Enttäuschen der unendlichen Sehnsucht zu, und in allen Kämpfen oft verzweifelnd schreitet sie doch mit jedem Schritt ihrer Herrlichkeit entgegen. „Mag man doch", so rief er aus, wenn man begierig ist, das höchste Glück zu erjagen, streng in sein Herz greifen, um zu erkennen, wie oft im Leben man doch auch an Dem gezweifelt, was man sein Glück nennt und wie oft man des heißesten Wünschens Ziele schon verrückt. Mag man streng sein im Prüfen, um gerecht im Wünschen zu sein! Das höchste Glück, das jeder Mensch sich träumt, ist unerreichbar, denn es liegt mit Allem, was es bietet, nicht in den Grenzen des irdischen Lebens. Werden wir gerecht im Hoffen und wir werden zufrieden im Genießen sein!"

Die Betenden sahen noch auf die Kanzel, sie lauschten noch den Worten, als sie längst verklungen waren und der Priester schon am Altar vorbeischritt. Da küßte rasch eine Frau sein wallendes Gewand, wie sie so an den Stufen des Altars in Mitte ihrer Kinder kniete, die ihr der Gatte brodlos und wenig hoffnungsreich zurückgelassen, als er vor wenig Monden in's Grab gestiegen. Dort vor der Thür stand der junge Lehrer der protestantischen Schule. Er streckte dem Priester die Hände entgegen und drückte ihm dankend die Seinen. Zwei große Thränen rannen ihm über die Wangen. Er hatte erst vor vierzehn Tagen die Gattin begraben und bald darnach das einzige Kind, das sie ihm geschenkt.

Johannes sah ihn staunend an und strich sich sinnend über die Stirn. So Vielen hatte er Trost gegeben und er wollte doch nur Einer Hoffnung

Digitized by Google

geben, nur ihr, die ihm, die heilige Madonna selbst, im Herzen stand, für die er allein, zu der er immer betete.

Ehe Johannes mit den Kirchendienern noch geordnet, was das Osterfest des nächsten Tages erheischte, hatte die schwache Menge längst sich aus der Kirche gedrängt. Wie er nun durch die hochgetragenen dunklen Bogen der Seitenhalle schritt, da dröhnte sein Schritt so schwer und hallte wieder vom hohen Chor in der dunklen, weihrauchdichten Luft.

Er sah um sich und sah nur die leeren Betstühle, auf denen hin und wieder auf einem eisernen Lichtzapfen aufgesteckt der letzte Rest eines Wachslichtes mit zuckendem Schein verfachte. Alles war rings um ihn still und feierlich einsam. Da sah er vor dem Seitenaltar der Madonna ein Weib knieen. Die Hände hingen ihr gefaltet in den Schooß herab, den weit ein schwarzes Kleid umwallte, von einem schwarzen Schleier überdeckt. Das Haupt der spät noch Betenden war auf die Brust gesunken, die sich in schwerem Athem auf- und niedersenkte. Betet sie denn noch oder ringt sie mit einem Leid? Johannes, wie er sich so frug, schritt auf die Knieende hin und schlang, sie eilends stützend, den Arm um ihre Schultern. Denn, wie sie die Schritte hörte, so nahe und immer näher, war sie wankend aufgefahren wie wilderschreckt und wie das Reh, das vor dem Jäger flüchtet und mit scheuem dunklen Auge doch nach ihm blickt.

„Julia!" sprach Johannes leise bittend, wie er sie erkannte und wie sie ohnmächtig in seinem Arm zurücksank. Der sanfte Schein des ewigen Lämpchens, das vor dem Altare brannte, fiel durch das rothe Glas auf ihr Gesicht und deckte seine Bläße wie die Morgenröthe oft den Schnee der Berge überdeckt. Er sah das schöne Bildniß an, wie er es in seinem Arme an die bebende Brust gelehnt hielt, und konnte nicht aufblicken zum Altar und nicht zum Kreuz, das ihm zur Seite über dem Kessel mit geweihtem Wasser auf in die schwarze Luft ragte. Langsam senkte er sein Haupt auf die bleichen Lippen und küßte sie mit seinem warmen Hauche. Da schlug sie die Augen auf und wie sie sich aufrichtete, schlang sie wild die Arme um seinen Nacken und küßte seinen Mund mit glühend heißen Küssen. Er sank vor dem Altare nieder, doch während er abwehrend die Hand gegen sie erhob, war sie fortgeeilt und war seinem zagenden, flehenden Blick entschwunden. Sie hatte ihn in ihrer heißen Liebe an die dürstende Brust gedrückt, sie hatte ihn mit ihren heißen Küssen geküßt — sie wollte sich heiligen für ihre Sünde!

## V.

Ich fuhr am späten Nachmittag des Ostersonntags langsamen Schrittes an der Festung vorbei in die breite, ebene Lindenallee gegen die heimatliche Stadt. Meine Frau war mir entgegen geeilt. Wie sie so neben mir saß, den Kopf auf die weichen Polster des offenen Wagens zurückgelehnt, ihre Hand in der meinen, erzählte sie mir in ihrem kindlichen Plaudern von den Lieben und Theuren und von Allem, was sie in der kurzen Zeit der Einsamkeit gethan und was sich ereignet. Sie war krank einen langen Tag, sagte sie und lehnte lächelnd ihr Haupt auf meine Schultern. Auch Johannes sei gestern Abends schwer erkrankt und heute nicht, wie er versprochen, zum Festmahl des hohen Tages eingetroffen. Sie habe zu ihm gesendet und nur erfahren, daß er seit Mitternacht, von einem heftigen Fieber ergriffen, kaum seines Geistes mächtig sei. Das bestürzte mich und ich frug, wie ich

Digitized by Google

in meiner Sorge nach ihm weiter fragen wollte, mit ängstlicher Hast nach Julia. Meine Frau schwieg, als suchte sie die beste Antwort. Nach einigen Augenblicken sagte sie:

„Ich weiß nicht, was sie sinnt und mit welchem bösen oder guten Geist sie kämpft. Sie ist seit den letzten Tagen sehr schweigsam und in sich verschlossen. In ihren Augen glüht ein unheimliches Feuer und ihre Lippen zucken oft als sprächen sie harte Worte. Nur als ich krank war, war sie wie sonst liebend und hingebend. Wohl erschrak ich gestern Abend, als sie, mir gute Nacht wünschend, mich küßte. Das waren so heiße Küsse, als wären sie nicht mir bestimmt, als kämen sie von einem andern Mund."

Ich versank in ernstes Sinnen und auch meine Frau schwieg und lehnte sich in den Wagen zurück, als wollte sie allein noch ihren Zweifeln folgen. Schon sah ich die Straßen der Stadt sich öffnen und die vom Abendschein rosig übergossnen Thürme der Kirchen erscheinen. Es tönten auch schon die Vespergloken und es war spät in diesem langsamen Schritt der Pferde geworden. Schon wollte ich dem Kutscher zurufen, das Gespann straff anzuziehen, als ich Robert mit langsamem, ungewohnten Schritt seines Pferdes daher kommen sah. Das Pferd wieherte laut in seiner strammen Ungeduld. Da sah der Reiter auf, wie er knapp an unserm Wagen angelangt. Er erkannte uns, grüßte stumm und sprengte, die Sporen dem Pferd in die Weichen drückend, vorüber. Ich wollte ihn nicht anrufen, denn er schien mir nicht zum Sprechen gelaunt. Seine Wangen glühten und ein Lächeln zuckte über seine Lippen, wie er, ohne sich umzublicken, sich selbst nicht gesehen glaubte, mit festen, leuchtenden Augen nur vor sich niedersah. Ich wußte damals nicht, ob ihn ein Engel dieses Lächeln gelehrt oder ein Teufel. Was ich nie bei dem schmucken Officier bemerkt, sah ich heute mit Staunen; die Uniform war über der Brust aufgeknöpft und ließ eine glatte weiße Weste durchscheinen, die auch in einigen Knöpfen gelöst war. Es war als suchte die nackte Brust die kühle Abendluft, die von den Bergen rings um's Thal wehte. Und in der That hob und senkte sich diese Brust langsam in schweren Athemzügen. Ich stand im Wagen auf und sah dem Reiter noch einmal nach. Er trabte schon wieder langsam dahin, das Haupt wie früher wieder sinnend matt auf die Brust gesenkt. Doch wie ich mein Haus sah und Licht in den Fenstern, hatte ich den Reiter auch vergessen. Julia stand nicht am Fenster, das befremdete mich. Sie kam auch nicht in den Flur des Hauses, nicht auf der Treppe uns entgegen. Das erschreckte mich. „Ist Julia nicht zu Hause?" rief ich schon von weitem den alten Diener des Hauses an, der heute uns wie einst dem alten Donat diente.

„Das Fräulein ist zu Bett gegangen. Sie ist krank", antwortete er und senkte seinen grauen Kopf, um meinem forschenden Blick auszuweichen.

Ich eilte an ihm vorbei, durch den Speisesaal nach Julia's Zimmer. Ihr Schlafgemach war fest verschlossen und ich hörte nur den schweren Athem wie bei einer Fieberkranken.

„Ich muß Sie sprechen, Julia", rief ich ihr durch die Thür zu, „ich muß Sie sprechen und hören, was Ihnen widerfahren. Oeffnen Sie. Ich bitte Sie darum. Gleich werde ich wieder kommen."

Ich eilte nach meinen Zimmern, um mich umzukleiden, und trat nach wenigen Augenblicken mit meiner Frau an die Thür des Schlafzimmers der theuren Freundin. Sie war geöffnet. Julia lag im Bett und richtete ihre

Digitized by Google

bittenden, glühenden Augen auf uns. „Es ist nichts“, sprach sie uns entgegen, „es ist nichts und wird rasch vorübergehen. Laßt mich allein.“

Ihre Wangen glühten und wie die leisen Worte stockten so zuckten die Lippen. Die glühenden Augen deckten nur halb die Lider und irrten mit ihren Blicken hastig und ängstlich von unseren besorgten Mienen. Das schwarze lockige Haar war halb aufgelöst und halb nur lose noch gebunden und wallte über die weißen Kissen bis herab zu ihren ausgestreckten, auf der Decke gefalteten Händen. Ich wußte, daß ich ihr keine Hülfe bringen kann und keine andere Hülfe bieten darf. Ich neigte mich über das Bett und küßte ihre eiskalte Stirn. Dann trat auch meine Frau zu ihr und wie sie ihr die heißen Wangen sanft liebkoste und nun sich zu ihr neigte, die zitternden Lippen zu küssen, hielt sie abwehrend beide Hände gegen sie und schrie auf: „Du nicht! Du nicht!“

Wir sahen, im Staunen wie erstarrt, uns Beide an, als Julia, ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckend, leise weinte, dann laut schluchzte und endlich die Arme ausbreitete und, mit thränenvollen Augen meine Frau anblickend, ihr zurief: „Ja, küsse mich, küsse mich noch ein einzig Mal.“ Sie hielt sie dann lange an ihre pochende Brust gepreßt im langen Kuß. „Laßt mich nun allein“, bat sie dann mit leiser Stimme, „morgen wird Alles besser sein!“

Wir gingen gedrückt im Herzen, befangen in unserm Geiste. Es war spät geworden. Ich wollte im eigenen Hause keine Störung mehr machen, ich durfte auch im Pfarrhause die Ruhe des kranken Freundes nicht erschrecken. So zog ich mich mit meiner Frau in unsere traulichen Zimmer zurück, um zu erwarten, was der morgende Tag bringen mag.

Und er kam und brachte uns Friede und Beruhigung. Mit dem frühesten, wie ich die Vögel in den Bäumen schon lustig singen hörte, stand ich auf. Ich eilte in den Garten, da in den Zimmern noch gar schwere Ruhe herrschte, die mein Leib und meine Seele nicht mehr suchten. Wie staunte ich aber, als ich den breiten Kiesweg unter den thauigen Blüthen der Bäume Julia hinschreiten sah. Das lose Haar hing ihr in leichten Locken über die Schultern und sonnte sich spielend auf dem schwellenden weißen Grunde. In langen Falten umwallte die schwebende, sinnende Gestalt ein langes weißes und weiches Kleid, das nur in den Hüften von einem breiten blauen Bande im schlanken Faltenbund zusammengehalten wurde. Ich sah ihr nach, still sinnend in meiner Freude ob solcher Schönheit. Erst als sie an das Ende des Wegs gelangt sich wendete und zu mir ihr Gesicht kehrte, rief ich sie an und eilte ihr entgegen. Sie reichte mir beide Hände dar und wie sie fest die meinen hielt, sah sie mich mit leicht vom Schmerz umschleierten Blicken sanft, fast wehmuthsvoll an. Das ist kein Schmerz des Leibes, dacht' ich mir, als ich die leicht gerötheten Wangen, die schönen frischen Lippen wieder sah. Es krankt die Seele fort in ihr.

„Ich habe Sie erschreckt“, sagte sie dann sanft als sie neben mir auf- und niederschritt.

„Ja, Julia. Sie haben mir Kummer gemacht! Doch ich sehe Sie schon heute wieder frisch und munter.“

Sie schüttelte leicht das Haupt, als wollte sie meine Freude nicht bestätigen.

„So fühlen Sie sich noch nicht ganz genesen?“

„Nein, mein Freund! Und doch bin ich nicht krank. Aber ich werde

Digitized by Google

es werden. Ich werde schwer krank werden. Ich fühle es in meiner Sehnsucht darnach. Die Menschen haben Recht, wenn sie sagen, daß eine kranke Seele einen kranken Leib macht. Und sie haben Recht, wenn sie hoffen, daß erst aus dem Siechthum des Körpers die Seele neu erstarkt zu neuem Leben. Ich möchte sehr krank werden."

Sie sprach das so weich und mit so sehnendem Ton, daß ich nicht wagte, sie in ihrem traurigen Sinnen zu unterbrechen, ihr gar einen Vorwurf ihr zu machen. Ich schritt schweigend neben ihr; da bückte sie sich oft und hob auf dem Wege verstreute, schon verwelkte und oft zertretene Blumen auf.

„Wer hat die Blumen hier verstreut", frug ich sie, „und für wen sammeln Sie den traurigen Strauß?"

„Für mich", sagte sie leise und senkte die Augen. „Ich habe sie gestern Nachmittag gepflückt und — wieder verstreut."

„So waren Sie gestern Nachmittag noch im Garten?"

„Ja", hauchte sie kaum hörbar und leichte Röthe sank auf ihre gesenkte Stirn. „Ich pflückte die schönen, reinen Blumen — dann — hab' ich sie — wieder — zerrissen."

Ich mußte mein Ohr zu ihrem Mund neigen, um sie zu hören. Die Worte zitterten über die zitternden, erbleichenden Lippen. Wie ich sie ansah, lag Leichenblässe auf ihren Wangen.

„Sie sind noch krank, Julia", rief ich ihr zu und schlang meinen Arm um die wankende Gestalt. „Sie können ja kaum stehen und das Fieber erfaßt Sie wieder."

Sie setzte sich mit mir in das Lusthaus, das ich traut und lieblich für uns Alle mit dem ersten Frühjahr eingerichtet. Und wie sie in dem weichen Stuhle saß, auf ihre feine weiße Hand den Kopf senkte, sprach sie vor sich hin: „Nein, es ist kein Fieber. Es ist nur die Angst, die mich erfaßt vor Allem, was die Zukunft bringen kann."

Ich sah sie an und schwieg. Dann kam meine Frau und zerstreute unser trübes Sinnen mit ihrer Freude über Julia's schnelle Genesung und über den warmen Sonntag, der uns gestattete so früh schon Lust und Lust unseres Gartens auszunutzen. Es läßt sich gut plaudern an einem Festtagsmorgen wenn die Sonne in den grünen Bäumen lacht, die Schmetterlinge leichten Flugs um die Blumen spielen und die Vöglein singen. Wir hätten fort gesprochen, wenn mich die Glocken, die zu uns herübertönten, nicht an die Kirche und die Kirche nicht an den kranken Freund gemahnt. Da grüßt' ich rasch die Frauen und eilte fort, doch gab ich meiner Frau noch einen Wink, vor Julia über Johannes' Krankheit zu schweigen, wenn sie davon noch nichts erfahren. Man konnte leicht Alles vor ihr verbergen, was in der Stadt geschah, so eng umgrenzt lebte sie ihr duldsames Leben.

Als ich zurückkehrte, fand ich schon den Tisch gedeckt wie sonst an Sonn- und Feiertagen für uns — und für Johannes. „Er wird wohl heute nicht kommen", sagte ich beklommen und meiner Trauer kaum Herr, als Julia die Stühle um den Tisch zurechtsetzte.

„Er wird heute nicht kommen", sagte sie halb fragend und halb nur was ich sagte nachsprechend, stellte den Stuhl dennoch vor seinen Platz und ging hinaus.

„Er ist sehr krank", flüsterte ich meiner Frau zu, „krank an Leib und

Digitized by Google

Seele. Suche es vor Julia zu verbergen und halte jede Nachricht von ihr fern. Sie ist selbst krank und wird die Nachricht nur schwer ertragen können."

Ich konnte selbst meiner Frau nicht sagen, was ich erfahren und was ich gehört und gesehen, als ich heute bei Johannes weilte. Wie er krank war, was lag daran! Sein kräftiger Körper mußte dem Fieber widerstehen. Was er litt, was lag daran! Er trägt ja eine Heldenseele in seiner Brust, die in Schmerzen längst gestählt worden. Aber was er sich selbst in Qual und Elend, von Leid und Schmerz erzeugte, das konnte ich nicht schildern. Ich konnte es ja selbst kaum begreifen. Was in den letzten Tagen sich ereignet, ich habe es nicht gewußt und habe es erst später erfahren. Ich sah nur den Kranken auf seinem Bett liegen, die Hände über die Brust gefaltet, die Augen halb geschlossen, die Lippen zitterten oft wie in Verzweiflung. Als er mich an seinem Bette sah, da richtete er sich auf und legte mir beide Hände auf die Schultern und sagte mir tonlos, mit hohler Stimme nur die Worte: „Ich habe gesucht übermenschlich zu handeln und gehe wie ein Mensch zu Grunde in Verzweiflung." Dann sank er in die Kissen zurück und rang in eitler Kraft mit eitlen Träumen.

Wie wir ein still beglücktes Leben führten, suchten wir wenig Freunde, und die wenigen drängten sich nur selten in unser junges eheliches Glück. Nur Robert kam immer wieder und mit jedem Tage. Doch war er nicht so wie sonst. Er wechselte nicht mehr Worte mit meiner Frau, als just die Höflichkeit gebot. Mir galt nur ein kurzer Gruß, wenn ich ihn, von meinen überhäuften Geschäften oft gar spät nach Hause kommend, noch traf. Er hatte nur mit Julia zu sprechen und konnte er sie nicht in den Garten drängen, so sprach er ganz leise mit ihr und nur mit ihr. Oft hörte da meine Frau zürnende Worte, die dann wie Drohungen klangen und sie sah das scheue Blicken Julias und sie hörte oft auch ein schmerzliches Flehen des geängstigten Mädchens, aber oft auch ein hartes zurückweisendes Wort. Traf ich manchmal früher ein und konnte Robert nicht rasch sich entfernen, da sah ich wohl, was zwischen ihm und Julia sich veränderte. War er bald trotzig, kühn, herausfordernd selbst, bald schwach und bittend gegen das Mädchen, so gab sie mit Zittern und Beben seinem Trotz sich hin und war, fast schien es mir, und war wie voll Haß gegen seine Schwäche und seine Bitten. Ich sah sie an und schwieg. Doch was ich auch dachte — kein böses Ahnen schlich sich in die Brust, so sehr liebte ich, so sehr verehrte ich das holde Wesen, das sich ins Herz mir gedrängt und mich mit seiner Schönheit und seinem geheimnißvollen Kummer fest umgarnt hielt.

Im Pfarrhause lag Johannes und träumte in wüsten Schmerzen langsam der Genesung entgegen.

Wohl mehr als vier Wochen waren so vergangen. Mein Fühlen und Denken war mit seinem Trösten und seinen Sorgen um Ermuthigung zwischen dem Pfarrhause und dem eigenen Hause getheilt. Ich mußte muthig, vertrauensvoll und zuversichtlich erscheinen bei Allem, was ich sah und was mir Muth, Vertrauen und Zuversicht untergrub. Und über meiner und Aller verzweifelter Traurigkeit zog der schönste Sommer ewig klar und heiter ein. Da saß ich eines Nachmittags im Garten des Pfarrhauses bei Johannes. Das erstemal wieder ließ er sich herabgeleiten, um unter Gottes freiem Himmel die freie Luft einzuathmen. Er war noch sehr schwach, das seit Jahren blasse Gesicht war noch bläßer geworden und in den Schläfen lagen noch tiefe runde Schatten. Aber er war gerettet und ging rasch seiner Genesung ent-

Digitized by Google

gegen. Er fühlte es und er grüßte die Genesung mit stiller Freude. Nur manchmal jauchzte sein Herz auf in der warmen Sehnsucht, die mit der wiederkehrenden Kraft des Leibes sein Herz mit beschlich. So saß er nun und lauschte meinen Worten, die von mir und meinem Weib und, leise andeutend, von Julia ihm erzählten.

„O sprich mehr von ihr, sprich mehr," rief er aus und seine Augen glänzten. „Sprich nur von ihr, mein Freund. Ich will von Dem nur leben, was ich von ihr höre, mit ihr nur leben, allein mit ihr". — „Johannes!" rief ich erstaunt und wußte nicht, wie ich es deuten und erklären soll.

„Ich bin gereift", fuhr er sinnend fort, „und will meine Blüthen treiben und meine Früchte. Ich will ein Mensch sein und was auch kommen mag, ich will es tragen. Kann ich, der Gatte meines Weibes, der Vater meiner Kinder, nicht Priester mehr sein nach den Satzungen Roms, so werde ich ein Lehrer und Tröster bleiben nach den Erfahrungen meines Lebens. Ich werfe dieses Kleid von mir und den Ballast römischer Satzung. In traurigem Entsagen leben kann das Unglück lehren. Doch wer noch hoffen kann auf Glück, darf sich nicht selbst begraben." Er erhob sich und setzte schnell und leise hinzu: „Geh, und sage es ihr. Bald werd' ich selber kommen und ihr Alles bekennen."

Schweigend hörte ich das Bekenntniß, schweigend nahm ich Abschied. Weltlicher Satzungen, der Gebote der Kirche in diesem Augenblick zu denken, lag mir fern. Ich sah den Freund in diesem Augenblick nur genesen und stark werden und freute mich dessen allein und war überglücklich. Von Freude die Brust gehoben, eilte ich nach Hause. Ich suchte Julia, ich wollte heute von Johannes sprechen, Alles wollte ich ihr sagen und mich ganz mit einem Mal von dem Bann des traurigen Schweigens befreien, das so lang auf mir, auf ihr mit mir gelastet. Ich fand sie allein, ein Buch in den Händen, im Garten. War es immer so oder fiel es mir heute nur auf? Ihre Augen schienen mir vom Weinen geröthet und ihre Wangen waren blaß.

Ich trat zu ihr, ich legte ihren Arm in den meinen, ich streichelte vertraulich ihre Hand und schritt schweigend, um mich in meinem seligen Sinnen zu sammeln, neben ihr, der Schweigenden.

„Wissen Sie, Julia, sagte ich endlich, daß Johannes sehr krank war?"

„Und wird er sterben?" frug sie tonlos und vor sich hinstarrend.

„Julia!" schrie ich auf, und wie von einem Donnerschlag gerührt, ließ ich ihren Arm sinken und stützte mich an einen Baum, um vor der entsetzlichen Frage und ihr, die mich so entsetzlich frug, nicht zusammenzubrechen.

Sie stand vor mir und regte sich nicht. Die Hände hingen ihr schlaff herab, das Buch war zur Erde gefallen, ihr Haupt gesenkt und ihre Blicke starrten aus halbgeschlossenen Augen in die flatternden Blätter.

„Julia", sagte ich, sank vor ihr nieder und drückte ihre kalte Hand an meine Lippen. „So können Sie sprechen in dem Augenblick, in dem ich Ihnen sagen will, daß er genesen, bald ganz genesen ist, und daß er kommen wird, zu Ihnen kommen wird, um sein sehnendes Herz an dem Ihren zu trösten und seine heiße, treue Liebe an Ihrer Liebe zu laben!"

„Er ist genesen!" sagte sie vor sich hin und regte sich nicht, wie ich sprach und regte die Augen nicht, wie sie mich hörte.

„Er wird kommen und er wird zu mir kommen, um sein sehnendes Herz an dem meinen zu trösten und seine heiße, treue Liebe an meiner Liebe zu laben!"

Digitized by Google

Da entzog sie mir die Hand und wie die schmerzensreiche Mutter des Erlösers, so stand sie vor mir und zwei große Thränen fielen auf die Wangen. Dann sprach sie:

„Er wird kommen und ich hab' ihn nicht mehr erwartet. Er will Trost und ich kann ihn nicht mehr trösten." Dann schrie sie auf, die Hände vor ihr Gesicht schlagend, daß es mir das Herz zerriß:

„Und er will Liebe und ich kann ihn nicht mehr lieben!"

Dann stürzte sie zu meinen Füßen nieder und lag ohnmächtig in meinen Armen. Ich war so in Verzweiflung, daß ich um Hülfe rief, wo meinen Ruf Niemand hören konnte. Ich rieb ihre Schläfen und küßte ihr den kalten Mund und schon erfaßte mich Zagen und Bangen, sie nicht mehr zurück in's Leben rufen zu können, als sie die Augen öffnete. Langsam richtete sie sich auf, und auf dem Boden sitzend, die Hände auf die Kniee gestützt, senkte sie ihr Haupt darauf und sprach langsam, wie eine Verzweifelte, die nach der letzten Rettung sucht: „Ich will suchen, was die Zukunft bringen kann!"

Da kam Robert und wie sie ihn sah, bat sie mich, ihr Wasser aus dem Hause zu bringen. Was in diesem Augenblick sich entschieden, es drängt mir einen Fluch auf die Lippen über des Menschen Unzulänglichkeit im Streit des Guten und des Bösen.

Als ich zurückgekehrt, fand ich Julia vollkommen gesammelt und ruhig. Wir sprachen von gleichgiltigen Dingen.

Wir sahen so den Abend kommen, wir sahen so den nächsten Morgen. Mit dem Frühesten kam Robert herüber gesprengt aus der Festung und eilte zu mir.

„Ich will Ihnen Julia entführen, Herr Stadtrichter", rief er fröhlich lachend mich an. „Meiner Mutter Schwester, die mir in langen Jahren eine gütige Mutter war, wünscht Julia zu sehen und kennen zu lernen. Sie lebt auf ihrem freundlichen Landgut, das Sie dem Namen und der Lage nach ja kennen aus Ihren früheren Reisen. Ich habe lange schon Julia gebeten, dem Wunsch der alten, gütigen Dame zu willfahren! Wie Julia auch lange widerstrebt, sie hat nun eingewilligt, und ein Urlaub, den ich erbeten, gestattet mir, sie zu begleiten."

Ich hörte dem so gerade und leicht hin Sprechenden zu, sowie ein Mensch, der eine Nachricht hört, die ihn erschreckt, die er aber in ihrem Schrecken noch kaum begreift. Ich schwieg und wie ich lange noch nicht reden wollte, hub der mir unbegreifliche Mann von neuem an:

„Ich weiß wie schwer Sie Julia vermissen werden. Aber Sie, ihr treuester Freund, und wir ihre einzigen Verwandten haben die Pflicht, Julia aus dieser Einsamkeit hier heraus zu drängen in ein größeres Leben, in dem sie Befriedigung findet für ihre Schönheit, ihren Geist und ihr mächtiges Herz."

„Ja, ja, Herr Rittmeister", sagte ich, von den leichten Redensarten ernüchtert. „Ja, Sie haben ganz Recht und wie wenig ich die Sehnsucht Julia's begreife nach einem andern Leben, so sehr begreife ich Ihren Wunsch. Handeln Sie, wie Sie glauben, daß es gut sei und Julia wird Ihnen wohl folgen. Ich aber kann nichts erlauben und nichts hindern; ich kann nur beklagen, daß ich verlieren werde, was ich nie im Leben zu verlieren glaubte."

Ohne auf meine Andeutung der schmerzlichen Trennung einzugehen, nahm er meine Rede in jenem Sinne auf, der für ihn allein Werth hatte,

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Hochwürden in Nöthen.

Digitized by Google

Digitized by Google

verbeugte sich und ging. Am Abend desselben Tages noch reiste Julia ab. Nicht durch die Trennung, durch den Abschied war sie mir fremd geworden und ich glaubte, nie mehr wird eine Thräne mein Auge feuchten, um des Geschickes willen des bleichen dämonischen Weibes. Ich sehe sie noch vor mir stehen, den schlanken Leib in einen schwarzen Schleier eingehüllt, die schmale weiße Hand auf's Herz gepreßt, ich sehe sie vor mir mit ihren Augen, so undurchdringlich wie die finst're Nacht und mit den festgeschlossenen, blutlosen Lippen, so als hütete sie, vor sich selbst entsetzt, ein Geheimniß, das keines Menschen Ohr berühren soll.

## VI.

Wenn ich jetzt in den engherzigen Kreisen unserer Stadt von Zeit zu Zeit bald hier bald dort erscheinen mußte, da freute ich mich gar innig, wenn auch unser Gerichtspräsident gezwungen war, zu kommen und in die Gesellschaft sich zu mischen. Ich drängte mich an ihn und er hielt mich fest, denn wie ich an ihm, so freute er sich an mir und meiner vereinsamten Gegenwart. Die Leute schüttelten die Köpfe und wußten nicht, wie ich, ein so ruhiger, vernünftiger Mann, wie sie sagten, es mit dem Graukopf aushalte. Einen alten Schwärmer nannten ihn die Einen, die so die Gutmüthigen hießen. Einen verwirrten Schwätzer hießen ihn die Anderen. Ach! Es waren Leute, sehr arm im Geiste! Ich hatte in meiner Neigung zu dem würdigen feurig denkenden Mann manchen Strauß mit bösen Zungen auszukämpfen und ich freute mich des Kampfes und schloß durch ihn mich immer enger an den angefeindeten, doch niemals angegriffenen Mann an. Und er war gern wo ich war. Er kam auch jetzt, wie schon die Tage allmälig wieder kürzer, die Abende gar traulich länger wurden und er kam oft und immer öfter. Es fiel mir wohl auf, wie sich das so machte und wohl bemerkte ich, daß es erst so ward, seit Julia uns verlassen, und seit die Zeit der Trennung immer weiter und weiter wurde. Und doch hat der Mann, als Julia noch unter uns weilte, nur selten und mit Scheu sich ihr genähert, doch sprach er jetzt auch nie ihren Namen, aber lauschte, wie begierig etwas von ihr zu hören, wenn ihr Name genannt wurde. Da frug er dann rasch und flüchtig:

„Und wissen Sie wo sie ist, und haben Sie Nachricht von ihr?"

Ich mußte Nein und immer Nein sagen. Sie war von uns gegangen und wir glaubten sie unseren Herzen entrissen, wir glaubten, daß sie sich selbst und gern von uns getrennt. Wir waren seit der Trennung ohne Nachricht. Und wir empfanden es mit tiefem, langen Schmerz! Wir sahen oft ihr Bild an, das allein und doch so reich den Speisesaal schmückte.

Und als ich nach Monaten wieder seine Frage beantwortete und wieder bekennen mußte, daß wir nichts von ihr gehört, noch immer nichts, da fuhr er mit seinen langen beweglichen Händen durch die Luft und rannte mit seinen kleinen raschen Schritten durch's Zimmer.

„Große Seele, gewaltiges Herz", stieß er ein über das andere Mal hervor, bald für sich sprechend, bald laut es uns zurufend. Meine Frau sah ihn an als suchte sie Ergänzung seiner Worte in seinen Mienen, und wie sie langsam ihm zunickend das Haupt auf ihre Arbeit senkte, fielen zwei große Thränen ihr auf die Wangen. Ich staunte Beide an, und konnte sie nicht fassen. Die Freundschaft zu Johannes hatte die Liebe zu Julia in meinem Herzen mit bebender Hand zerrissen. Und wird er sterben? Die Frage, mit der sie einst die Freude über seine Genesung in meinem Herzen



Digitized by Google

mordete, tönte mir noch im Ohr, noch immer und immer gleich laut. Kam Johannes, der seit langem schon wieder seines Amtes Pflichten auf sich genommen, so schwiegen wir und Niemand wollte Julia's Namen nennen. Er aber nannte ihn und nannte ihn kühn und stolz und nannte ihn mit allem Heiligen, mit allem Schönen. Er sprach von ihr und seiner Jugend Träume und wie so schöne Träume der Jugend das ferne Leben zerstört. Einst als er Julia's rasche Trennung gehört, war er erschüttert und lange konnte er es nicht glauben. Dann schlich langsam Wehmuth in sein Herz ein. Doch als die Zeit der Trennung immer länger ward, da wühlte oft das Wort, das ihren Namen sprach, in seiner Seele. Die Augen glühten ihm, die Lippen preßten bebend sich zusammen, er konnte seines Herzens wildes Kämpfen, das dem Freunden ungeahnt sein ganzes Inneres durchwühlte, kaum verbergen. Wenn er jetzt die Kanzel verließ, da lastete oft Verwunderung, gar oft Bestürzung auf den schwachen Geistern seiner Zuhörer. „Trägt die Kirche denn in diesem Priester eine andere Welt, als die, in der wir leben", sagten die Erschütterten. „Gilt denn dem Priester", sagten die Aufgeregten, „kein irdisches Gesetz?" So hatte er die Menschen erregt mit seinem zürnenden Wort über irdisches Opfern und Entsagen, mit seinem leidenschaftlichen Zorn, der wie ein Donner über die Hörer dahinrollte und sich brach an den Schranken menschlicher Gesetze, die das Heiligste im Flug fesseln, das Beste in seinem kühnen Gestalten hindern und Ohnmacht, Verkümmerung und elendes Gewöhnen schaffen.

Mich riß der Gerichtspräsident jetzt zu den Predigten, die ich seit langem vermied und die er selber früher nie gehört. Er hatte große Verehrung für Johannes, doch er wollte ihn nie als Priester sehen und hören. „Er wird ein Mensch!" rief er, wenn wir uns durch die erregte Menge drängten, „er wird ein großer Mensch!" Dann blieb er am Wege stehen, sah wie forschend in die Luft und hob die Hände auf und rief wie er weiter stürzte: „Zu spät, zu spät!"

Da hatte, das Christkind vorher mir bescheerend, meine Frau mit den ersten Wochen des November mir ein Söhnchen geschenkt. Der Gerichtspräsident hielt es in die Taufe und für die nächsten Wochen brachte er uns Allen stille Freuden und Hoffnungen. Aber wie ich mich freute, da wuchs langsam die Sehnsucht wieder in mir nach Julia, um mit ihr das neue Glück zu theilen.

Wir sehnen uns nach alter treuer Liebe, wenn wir glücklich werden. In Schmerzen können wir die Geschiedenen missen, in Freuden wollen wir mit ihnen genießen. Ich schrieb und schrieb immer hastiger und dringender, trotzdem ich auf die ersten seltenen Briefe schon keine Antwort von ihr erhielt. Ich eilte nach der Festung hinüber und hörte, daß Robert nicht mehr bei seinem Regimente war. Ich forschte nach seiner neuen Stellung und konnte, wie ich fragend hin und wieder irrte, nichts erfahren. Da saß ich in meiner Kanzlei gar oft und starrte zum Fenster hinaus und sah nach dem einsamen Flug eines Vogels, als ob er Nachricht mir bringen könnte von ihr und nur von ihr.

Oft kam und immer öfter mit der Neige des Jahres der Gerichtspräsident auf meine Stube herüber und sprach, wie er sich hier erging, mit seiner hastigen, abgerissenen Rede von allem Sinnlichen und allem Idealen. Von Geschäften überhäuft, konnten wir damals selbst an Feiertagen uns keine Ruhe gönnen. So saß ich am Neujahrstage vor meinem Arbeitstisch und

Digitized by Google

Wehmuth hielt mir das Herz umfangen und ich konnte nicht der Arbeit denken und konnte nichts schaffen. Ich weiß nicht, ob es auch ihm, dem trefflichen Manne, so erging. Aber er kam plötzlich zu mir herüber, schloß vorsichtig hinter sich die Thür zu, sah mich lange zuerst an und schritt dann hastig auf und nieder. Er schob die Brille hin und her, fuhr sich mit den fechtenden Händen durch die dichten grauen Haare, griff in die Luft, als wollte er seine rastlosen Gedanken festhalten und blieb endlich vor mir stehen, die Brille auf die Stirn geschoben und die Augen groß und scharf auf mich richtend.

„Närrische Menschen", fing er an, „närrische Menschen! Glauben, ich bin Gerichtspräsident geworden, weil ich schöne Bilder kenne und weil ich die Musik liebe. Gute Maler sind gute Philosophen. Ich lese in Schauen bei ihnen, was mir kein Buch so sagen kann. Bücher sagen überhaupt nicht, was wir nur sehen, leben können! Musik ist Trost! Musik ist Ruhe und Ruhe ist Genuß. Ich liebe sie, ich bete, wenn ich höre. Närrische Menschen, glauben, ich geige, weil ich als Jurist nichts zu thun habe."

So sprach er und schob wieder auf dem weichen Teppich des Zimmers hin und her, vom Fenster zur Thür, von der Thür zum Fenster. Ich sah ihn erstaunt an und folgte seinen Schritten und Worten.

„Ich bin Jurist", hob er wieder an, „bin ein guter Jurist, weil ich des Menschen Herz kenne! Kenne es, mein Freund! Kenne es sehr gut, sehe, sehe Alles, sehe tief in's Herz und denke daran, denke viel daran! Hab' es auch gelernt. Vom Vater schon hab' ich's gelernt. War ein großer, sinnvoller Mann. Bebaute seine Felder und lauschte an der aufgefurchten Brust der Erde und kannte Gott und die Natur im Wachsen und immer wieder Wachsen. Mütterchen war herzig, fromm und gut. Süße Frau! Sollte niemals sterben, so ein treues, weibliches Gemüth! Schaffte im Haus und bei den Kindern. Ging zu den Kranken und Sündigen. Gab Trost und sprach Recht. Hat mich mitgenommen. Mußte den Brodkorb tragen, die Arzeneikiste. Wunderbare Frau! Hat mich das Herz kennen gelernt der Menschen, der Großen und Kleinen, der Harten und Schwachen. Reite keinen Paragraphen, aber greife in's Herz. Bin ein guter Jurist. Ihr sagt es ja Alle. Ich weiß es! Liebe mein Geschäft darum. Sehe, sehe überall, sehe Alles, Freund, und sehe tief in's menschliche Herz."

Ich sprang auf, eilte auf ihn zu und drückte ihm die Hand. „Wir wissen das Alle, würdiger Freund, und verehren Sie darum." Er legte mir die Hand auf die Schulter, beugte den Kopf und sah mir tief in die Augen.

„Hab's nicht gesagt um ein Compliment. Hab's gesagt um Ihr Vertrauen, Freund. Müssen vertrauen, müssen es! Sie werden es nicht allein tragen. Sie nicht, Johannes nicht, Ihre Frau nicht!"

„Meine Frau?" frug ich ihn zagend!

„Kluge, kleine Frau", antwortete er. „Noch jung, ein Kind gegen mich, könnt' mein Enkel sein, aber ein Weib Sie weiß, was ich ahne, was wir Alle ahnen. Sie hat gesehen, was wir erst jetzt sehen. Sie in ihrer Liebe, Johannes in seiner Verzweiflung, alle Leute in ihrer Dummheit und ihrem Glauben an das Böse."

Ich war starr geworden und sah ihn groß an. Da fuhr er hastig fort: „Suchen Sie Julia. Sie haben ein Recht auf sie. Eilen Sie fort, ruhen Sie nicht, bis Sie sie finden. Sie müssen sie finden. Es droht ein



Digitized by Google

Unglück. Ich kenne des Menschen Herz. Kenne Julia. Große Seele! Ich liebte das Weib, wie meinen Beruf. Spreche nicht gern über mich. Jetzt muß ich's. Es ist Gefahr im Verzuge."

„Mann, was sprechen Sie!" rief ich aus und griff mir an die pochenden Schläfen.

Er neigte sich zu mir und sagte halb leise:

„Robert hat Julia verführt, er hat sie betrogen. Er genoß, was sie ihm aus Verzweiflung gab. Suchen Sie sie, reißen Sie sie von ihm, wenn er sie noch hält. Aber eilen Sie, eilen Sie. Es ist Gefahr im Verzuge! Ich kenne das Herz. Julia ist stark, stark bis zur Gewaltthat, furchtbar in ihrem Herzen und ihrem Lieben und Hassen."

Er sprach, um mir Zeit zu lassen, mich zu sammeln. Und wie er sprach, immer hastiger, immer weicher und nur von Julia, da rannen ihm endlich zwei lange Thränen über die grauen Wimpern. Ich stürzte ihm in die Arme und weinte den Schmerz des ersten furchtbar bösen Glaubens aus. —

Ich suchte um Urlaub nach und ohne die forschenden, ahnenden Blicke meiner Frau zu beantworten, eilte ich fort. Ich jagte an Stadt und Land vorbei in ungewisser wilder Angst. Ich flog durch die Hauptstadt, als ich erfahren, daß Robert nicht mehr in der Armee stehe, seinen Dienst quittirt habe und verreist sei. Ich kam auf das mir bekannte Landgut seiner Tante. Was ich da hörte, zerbrach meinen Muth und vernichtete mein banges, letztes Hoffen. Schon vor Jahresfrist war die Eigenthümerin des Gutes gestorben und hatte Robert, ihrem einzigen Erben, ihr reiches Gut hinterlassen! Der junge Herr war mit der Neige des Sommers für kurze Zeit hier eingetroffen, habe Auftrag gegeben ihm und nur ihm allein Briefe nachzusenden, wo immer er sich aufhalte. Auch Briefe für eine unbekannte Dame, die vielfach eingetroffen, sind ihm nach seinem strengen Befehl nachgeschickt worden. „Und der Name dieser Dame?" rief ich angstvoll dem alten Diener zu, der mir das erzählte.

„Den habe ich vergessen. Doch halt, mein Herr! Hieß sie nicht Julia?"

„Ja, ja, so hieß sie und Ihr kennt sie, habt sie hier gesehen?"

„Nein, mein bester Herr, Sie war nie bei uns!"

„Und Euer Herr?"

„Der ist in Frankreich, in Paris, seit Monaten schon."

Mir sank das Haupt auf die Brust und wie ein Geächteter schritt ich durch die Felder, irrte in den Wald, rief ihren Namen und hörte keine Antwort. Tief ermattet trat ich die Rückkehr an und kam von trübem, ungeahnten Thauwetter begleitet, in der Heimat an. Meine Frau grüßte mich mit sanften Thränen und ohne nach dem Ziel und dem Erfolg meiner Reise mich zu fragen. Wie ich mit ihr am Bettchen meines schlafenden Kindes stand, rief mich der Diener ab und gab mir im nächsten Zimmer ein kleines Briefchen.

„Kommen Sie augenblicklich zu mir", schrieb mit zitternder Hand der Gerichtspräsident. Eine Thräne hatte seinen Namenszug halb verwischt.

In derselben Stunde noch eilte ich zu ihm. Er schritt, das Haupt auf die Brust gesenkt, mit angstvoll hastigen Schritten in seinem Zimmer auf und nieder. Die Hände hatte er auf dem Rücken gefaltet und hielt ein Schreiben in ihnen. Es war ein Amtsschreiben, das zeigte mir auf den ersten Blick Form und Art des Papiers. Ich athmete tief auf, als fiel mir eine Last von der Brust und ich wußte doch nicht warum. Er hörte

Digitized by Google

mich nicht, wie er so in seinen ernsten Träumen hin und wieder schritt. Er kam auf mich zu und sah mich nicht. Ich mußte ihn anrufen und da sah er mich erst lange an, dann drückte er mich, den Brief hoch erhebend, voll tiefen Schmerzes an die Brust.

„Wir haben sie gefunden", rief er aus, „wir haben sie schrecklich wiedergefunden, elend, verlassen, als Verzweifelte, als Verbrecherin. Lesen Sie und dann fort. Bringen Sie Ihre Frau hinweg. Sie soll zu meiner Schwester mit dem Kind. Das laue Wetter begünstigt die Fahrt. Nur rasch. Es ist eine kleine sinnige Frau! Sie hat Alles geahnt. Drum fort mit ihr. Meine Schwester ist gut und hat ein Haus voll froher, unschuldiger Kinder. Sie wird sich freuen daran und hören von allem Andern, bis es Zeit ist. Nur nicht leben, nicht miterleben, was kommt."

Ich stand vor ihm und hörte ihn nicht. Ich starrte in den Brief und sah Worte, furchtbare Worte und konnte doch nicht lesen. Ich suchte in irrem Sinnen den Zusammenhang des Briefes, ich hatte ihn gefunden und konnte ihn doch nicht glauben. Der Gerichtspräsident nahm mir das Schreiben aus der Hand und las es mir, zu mir sich beugend, mit halblauter Stimme vor, als sollte es Niemand hören, als könnte Niemand, der es hört, es ertragen:

„Da kam, mein alter Freund, vor acht Monden, wir wußten nicht woher, ein schmuckes Paar in unser kleines Städtchen. Es miethete sich in einem abgelegenen Häuschen ein und lebte wie Mann und Frau in tiefer Zurückgezogenheit. Es waren Landsleute und gar nicht weit von uns her. Wir kennen ja die Fremden, die da knapp neben uns an der Grenze sitzen. Der Mann verreiste vielfach. Vor etwa drei Monaten ging er wieder und ist bis jetzt noch nicht zurückgekehrt. Die Frau genas, es sind nun vierzehn Tage her, eines schönen, frohen Mädchens. Das Kind lebte und schrie gar munter die vier Wände an. Die alte Frau, der das Häuschen angehört, in dem es zur Welt kam und die die Kranke wohl bedient, hat das Alles ausgesagt. Vor wenigen Tagen, die Mutter hatte das Bett noch nicht verlassen, lag das Kind mit einer seidenen Schnur erstickt im Bett der Mutter und diese kniete betend vor der kleinen Leiche. Die alte Frau kam mit Heulen und Klagen zu mir auf's Gericht und gab die schreckliche That an. Ich that mit Schmerz, was meines Amtes war und eile, Dir, mein Alter, Nachricht von der That zu geben, wie die schöne Verbrecherin mich bat. Sie heißt Julia und verweigert jede Nachricht. Du wirst wohl bald nach diesem Brief die pflichtgemäße öffentliche Anzeige erhalten."

„Hier liegt sie schon", schrie der Präsident auf und erhob ein Bündel Acten, das er gleich wieder auf den Tisch fallen ließ, wie er selbst in den Stuhl sank.

„Bringen Sie Ihre Frau fort", fügte er weich bei, „die kleine sinnige Frau wird's nicht gleich ertragen."

Dann richtete er sich hoch auf und sagte fest und voll mit seiner tiefen, klangvollen Stimme: „Aber schnell, Freund, denn wir gehen morgen an die ernste Arbeit.

Ich wankte meiner kaum bewußt nach Hause. Mir folgte der vom Gerichtspräsidenten schon bestellte Reisewagen. Erst am Hausthor erkannte ich, daß er für die Reise meiner Frau bestimmt; da erst kam es mir klar zu Sinnen, warum er mir gefolgt, warum meine Frau noch heute reisen soll und ich mußte einen Augenblick inne halten, mich selbst in's Leben zurück zu

Digitized by Google

rufen. Es schlotterten mir die Kniee und meine Zähne schlugen wie die eines Fieberkranken aneinander. Ich weiß nicht, wie lange ich so gesessen hätte, wenn nicht der Kutscher mich angerufen, daß es wohl Zeit zur Abfahrt sei, wenn er vor Nacht noch an Ort und Stelle kommen sollte. Ich sprang auf und eilte zu meiner Frau. Ich weiß nicht, was ich ihr sagte. Ich sah sie nur eilen, was nöthig war, zusammenzuraffen. Das Mädchen kam schon mit dem wohlverwahrten Kinde, meine Frau zog mich schon zu sich nieder, mich zum Abschied küssend, als ich die Thränen in ihren Augen sah, da sie leise schon, wie sie hin und wieder eilte, geweint.

„Ich weiß nicht was geschehen", sagte sie jetzt leise zu mir, „aber ich weiß, daß, was geschehen, Julia betrifft. Es ist ein schweres Unglück. Ich sah es kommen und konnte nicht helfen. Rufe mich, wenn ich trösten kann, sage mir, wenn ich beten kann. Ich werde da sein, wo Du willst. Ich bin stark, ich werde es bleiben."

„Gott sei Dein Schutz!" rief ich weinend aus und drückte sie an meine Brust.

Zwei Tage nach der Abreise meiner Frau fuhr durch das Dunkel der Straßen mit langsamen Schritten ein trauriger düsterer Wagen. In ihm stand ein kleiner Sarg mit einer kleinen bleichen Leiche. In ihm saß ein schönes bleiches Weib, wie sterbend die Augen geschlossen und noch im Sterben so schön und so verführerisch. Ihr Haupt lag in dem Schooß eines ernsten, von tiefem Schmerz ergriffenen Mannes. Er schüttelte oft, wie einem innern Streit folgend, das graue Haupt und schob oft mit unsicherer Hand die goldene Brille vor den Augen hin und her. Und wenn sich manchmal langsam die Augen auf den schönen, marmornen, bleichen Kopf senkten, wie er da mit halbgeschlossenen Augen in seinem Schooß ruhte, da fuhr er tastend mit der Hand über sein Gesicht und wischte eine bittere leise Thräne rasch hinweg. Es war der Gerichtspräsident, der selbst ausgefahren war, um am Ort des Verbrechens die Voruntersuchung zu leiten und die schöne Verbrecherin nun dahin zu geleiten, wo ihr Urtheil gesprochen werden sollte. Es war rasch gegangen, was er verzögern wollte, so rasch, daß er verzweifelte, das Urtheil auch nur um Tage, vielleicht kaum um Stunden zu verzögern. Oft neigte die bleiche Sünderin, wenn ihr die weiche zitternde Hand wie kosend und tröstend über das Gesicht leise strich, die feuchten Haarflechten zurückdrängend, die Falten der kalten Stirn glättend, oft neigte sie das Haupt auf die Hand und küßte sie mit thränenfeuchten Küssen. Dann sprach sie oft, wenn sie die dunklen Augen aufhob und die zitternden Lippen des schweigenden Begleiters sah und wenn sie doch ahnte, was er sann und nicht sprechen wollte: „Lassen Sie mich sterben, bald sterben, nicht um meinetwillen und um meines Schmerzes willen; lassen Sie mich sterben, daß Ihr Alle wieder versöhnt werdet und er die Ruhe wiederfinde, die ich ihm nahm und die ich ihm nicht wieder geben kann."

Dann richtete sie sich auf und faltete die Hände und senkte ihr Haupt darauf und sprach so vor sich hin, langsam, sinnend, wie in einem letzten Traum: „Ich weiß es, daß er mich liebt, daß er mich liebt wie seine Gottheit, daß er betet zu mir, wie zu seinem Gott. Nur einmal hab' ich daran gezweifelt und das war mein Verbrechen."

Langsam fuhr der Wagen, immer langsamer. Jetzt hielt er still. Es trat ein Mann heran und hob den Sarg aus dem Wagen. Der Gerichtspräsident sprang heraus. Er ließ auf seinen Arm das wankende Weib sich

Digitized by Google

stützen, wie sie auf die nebeldichte Straße trat; da stand sie einen Augenblick still und sah mit scharfem Auge um sich: dort stand die alte graue Pfarre. Die blätterlosen feuchten Bäume deckten kaum die vergitterten Fenster. Von einem einzigen fiel der Schein einer Lampe auf die Straße. Doch es saß kein Betender vor ihr, kein forschendes Haupt neigte in schweren Gedanken sich über die Bücher. Und dort, dort drüben nach rechts steht ein Haus. Es sieht noch immer recht freundlich aus, wie auch der trübe Nebel es umfliehen, wie auch die Fenster alle dicht verhängt. Sie will gehen, das Bild dort oben macht ihr tiefes Weh im Herzen. Fort, gerade aus, über den Weg, in dieses finstere Thor. Es knarrt schon ächzend in seinen Angeln. Sie schlägt, vom Frost geschüttelt, die Hände vor ihr Gesicht. Sie soll in das Gefängniß. Da tönt ein Glöcklein. Es tönt da drüben rechts, es tönt schon hier ganz nah, es tönt so einsam und so traurig.

Es hat einem Sterbenden zum letzten irdischen Gruß, wie er das Vaterunser nachsprach, geläutet.

Da steht der Priester, das Haupt auf den geweihten Kelch herabgesenkt. Er hebt das Heiligste empor zum Segen der Knieenden, die sich auf seinem Weg da vor ihm beugen.

Er segnet den kleinen Sarg, der da auf dem Wege steht. Er segnet den Freund, dessen graues würdiges Haupt er nun erkennt. Er hebt die Hand zum Segen für das Weib, das, ihr Haupt an die Brust des treuen, würdigen Mannes gelehnt, die Augen geschlossen, den Mund bebend halb geöffnet, vom Schein der Fackel des Gefängnißwärters übergossen, vor ihm kniet. Er hebt die Hand zum Segen für das furchtbar schöne, bleiche Weib und wie er schaut, schreit er auf, daß die Luft erbebt und stürzt den zitternden, staunenden Dienern in die Arme.

Ich kniete oben im breiten, tiefen Fenster der Gerichtsstube. Ich hörte den Schrei der Verzweiflung, ich sah das bleiche Antlitz des Weibes, gelehnt an die Brust des alten würdigen Freundes, ich sah die fachenden, rußigen Flammen darüber hinziehen und wie ich es sah, so konnte ich es nicht denken und wie ich es dachte, so sah ich es immer vor mir, so furchtbar im Schreien der Verzweiflung, so furchtbar feurig die fachenden rußigen Flammen. Ich hörte das Thor nicht knarren in seinen Angeln. Ich hörte das Schloß nicht einfallen in seine Riegel, ich hörte nicht das Rufen der Stimmen auf den Straßen, nicht das wilde Stampfen und Schnauben der geängstigten Pferde. Eine Hand legte sich auf meinen Arm. Ein Arm schlang sich um meine Schultern und zog mich in die Höhe, eine ernste Stimme sprach zu mir, wie ich wankend mich an die Wand stützte. Sie sprach so ernst und doch so sanft, daß mir mit meinen Thränen die Sinne wiederkehrten.

„Wir müssen stark sein, armer Freund, und muthig an die schwere Arbeit gehen. Es wird uns das Herz zerreißen, aber Menschen richten ist wie das Ahnen der Gottheit. Wir können dabei das Haupt nicht stolz erheben."

Ich sank dem treuen, im ernsten Beruf ergrauten Mann an die Brust, die ich tief, unendlich tief geahnt, doch nie so tröstend.

Die letzten Wochen hatten uns Alle von Johannes getrennt. Er mied seine besten Freunde, er mied selbst mein Haus. Und wo man ihn suchte, man konnte ihn nie und nirgends finden. Nur die Sterbenden kannten ihn, sie sahen ihn, sobald sie ihn suchten, sie hörten ihn, sobald sie ihn riefen. Er stürmte über die schneeigen Felder hin, er eilte durch den verschneiten

Digitized by Google

Wald, und, wenn längst die kurze Sonne von uns geschieden war, da noch eilte er auf den bergigen Wegen und durch Schnee und Eis nach irren, ungeahnten und nicht gesuchten Zielen. Wenn ich ihn doch nach langem Suchen fand, wenn ich ihm da die Hand drückend fragend in die düsteren Augen blickte, da rief er mir mit dumpfer, verzweifelter Stimme zu: „Ich suche Julia, ich rufe sie und ich werde sie finden."

Er suchte sie, er rief sie und er fand sie von Schmerz und Verzweiflung gebrochen. Doch die Liebe strahlte ihm daraus entgegen.

Im ersten Schmerz, da ihm der Seele Ahnen Alles sagte, was geschehen, brach er zusammen. Doch noch hatte sich das Thor des Gefängnisses nicht geschlossen, so hatte er sich schon aufgerichtet und schritt kühn und stolz durch die Straßen. Dort in seinen engen Mauern harrte er der Stunde, in der an ihn der Ruf der Sterbenden gerichtet werden wird. Nur Abends, wenn kein Neugieriger durch die Straßen mehr schlich, da klopfte er, in seinen Mantel gehüllt, an die Thür des Gerichtssaales und trat zu uns, rathend mit uns, forschend in des Schicksals Fügungen und des menschlichen Irrthums.

Wir waren rasch an das Ende gelangt. Klar lag, was sich ereignet, vor unseren Blicken. Robert war durch seines wilden, leidenschaftlichen Herzens Sehnsucht, auch ohne nur zu ahnen, was es empfindet, selbst verführt worden. Und Julia war ihm gefolgt, im Sehnen und Genießen das Bildniß eines andern Mannes tief im Herzen. Doch langsam nahte bald der Gedanke, daß alles Lügen nicht zur Wahrheit führt. Sie fand beengte Herzen, sie sah getrübte Augen, sie hörte von anderer Verführten Schmach. Und sie haßte den Verführer und liebte doch den Traum, in den sie sich ergeben hatte. Und der Traum fing immer wieder zu leben an. Da soll er kommen, der sie im Traum gekost und geküßt, er wird kommen, nach langer Krankheit neu genesen. O fort, fort, rief es in ihrer Seele, es ist zu spät, noch weiter fort zu träumen. Es war kein Traum. Es war ein Fluch der Sünde. Da ging sie fort und lebte mit Robert kaum einige Monate ein düsteres, böses Leben. Erst als er ging, verklärte sich das Auge wieder. Da kam das Kind. Es war ein schönes, wunderbares Kind. Es sollte leben, ganz allein, von keinem Menschen, der es richten kann, gesehen. Traurig mag es sein, doch soll es leben. Und so schrieb sie an Robert und schrieb ihm immer wieder. Aber es kam nicht Frage mehr und Antwort. Der lebte ja im fernen Land ein wüstes, leidenschaftliches Leben. Da faßt sie die Verzweiflung. Sie muß das Kind ja mit ihres Lebens ganzer Schmach erdrücken! Ihr kann es nicht gehören, sie darf in ihm nicht glücklich sein und wird es dennoch unglücklich, entsetzlich unglücklich machen. Das schleicht heran, das klammert sich in's wilde, viel geplagte Herz und wie sie sinnt und wie sie sucht, wie sie lieben will und fluchen muß, da drückt sie den Hals des Kindes und drückt ihn immer angstvoller und da stockt der kleine Athem in dem kleinen süßen Mund. Es hat gelebt, was sie nur glücklich will und was von ihrer Schmach nicht soll und niemals soll erreicht werden.

Wir schrieben das Alles nieder und mit gar warmen Worten. Doch was zur Sünde sie mit solcher Hast getrieben, das hielten wir fest in unseren Seelen eingeschlossen. Das Urtheil ward gesprochen. Wir selber sprachen es, doch unsere Augen zuckten nicht, wie auch das Herz in dieser Stunde blutete.

Digitized by Google

Es ward im raschen Lauf bestätigt, das flehende Gesuch um Gnade verworfen; eh' noch einmal die Sonne uns beschienen, soll das Haupt der Verbrecherin vor dem Beil des Henkers sich in den Tod neigen. „Nun ist meine Stunde nah'!" rief Johannes, als wir die Siegel lösten des letzten Schreibens, das jede Hoffnung zerstörte. Seine Augen strahlten und leicht rötheten sich die Wangen. Wir sahen ihm nach und warteten schweigend seiner Rückkehr vom ernsten schweren Gang.

* * *

Dort in einer engen Zelle lag Julia auf dem schmalen Ruhebett. Sie lebte nicht mehr, als man ihr das Urtheil las, wie sie auch nach den Lippen des Sprechenden mit großen Augen sah, wie auch der Mund mit leisem, seligen Lächeln sich schloß, als der letzte Spruch den Tod ihr kündete. Die stolze Kraft war längst gebrochen. Sie war gebrochen, als der kleine süße Engel ihr im Arme lag und leise hauchend aus dem Leben schied. Und wie die Mutter mit erwartenden Augen nach der Thür des Gefängnisses blickte, ob denn der Tod nicht rascher komme, da öffnete sich die Thür und betend, die Hände auf die Brust gefaltet, trat der Priester ein.

Sie sah ihn an, sie sah ihn lange an und reichte ihm, als er zu ihr an's Bett getreten, beide Hände. Er kniete nieder und küßte sie und wie er sein Haupt neigte, hob sie die Rechte und legte sie segnend ihm auf die Locken. Dann sank sie zurück in die Kissen und zog ihn langsam, wie er mit sanften, dankenden Augen sie ansah, zu sich nieder, den schönen lebensvollen Mund auf ihre bleichen Lippen. In stummem, leisen Kusse haucht sie, des Lebens einziges Sehnen von ihm erfüllt, das schwanke Leben aus.

Die Straßen sind leer und öde. Bleiche, matte Sonnenstrahlen schleichen sich an den Reihen der Häuser hin, über schmutzigen Schnee und nasses Gestein. Die Fenster in den Häusern sind verhängt. Nur hinter den Vorhängen zeigt sich manchmal ein Kopf, um auszulugen, ob vom Gefängniß noch nicht der einfache schwarze Sarg durch die Straßen getragen werde, den sie erwarten. Sie wissen Alle, wer begraben wird und sie haben Alle viel darum geweint. Kein Lüftchen regt sich, kein Laut belebt die Luft. Da rast ein Wagen durch die Straßen, er hält vor dem Gerichtsgebäude, eine Frau springt heraus, sie eilt mit Hast durch wohlbekannte Gänge nach dem Hof des Gefängnisses und stürzt an meine Brust.

„Ich weine nicht, Du Theurer", sagt sie leise, „ich bin stark und werde Alles ertragen. Ich weiß ja Alles. Mein Herz hat es mir früher schon gesagt." Sie schwieg und lehnte sich an mich. Ich konnte nicht, ich wollte nicht sprechen. Was der Mann erst lange suchen muß, das ahnt oft mit raschem Blick ein Weib. Wo er oft mit Sorgen nach dem Guten forscht, da thut ein edles Weib schon das Beste. Und es war gut, daß sie kam. Denn an ihr erbaute sich der qualvolle Schmerz. Ich drückte sie an mich und sah schweigend mit ihr den Sarg aus der Gefängnißzelle bringen, sah Johannes ihn segnen und darüber beten.

Es tönten keine Glocken, als er durch die Straßen getragen wurde, es tönte kein Gesang. Aber zwei Menschen schritten hinter dem Sarg mit kostbaren Thränen.

Ein reines, edles Weib und ein viel geprüfter, in Arbeit und in Ehren grau gewordener Mann. Was waren unsere Thränen gegen die Thränen solcher Menschen?

Digitized by Google

Noch lange, wenn der Tag in seinen Jahren wieder kam, schritt der Gerichtspräsident einsam früh am Morgen nach dem Kirchhof und legte einen schön gebundenen Strauß von frischen Blumen auf einen stillen, von grünem Gras überdeckten Hügel, fern in einer wüsten Ecke des Friedhofs. Noch lange, wenn der Tag in seinen Jahren wieder kam, schritt meine Frau zur Stunde, in der sie einst dem Sarg gefolgt, zu dem Grab, in dem er ruhte und legte zu dem einen Strauß einen Kranz von Myrthe und Immergrün. Und wenn der stille Abend kam, da schritt Johannes allein hinaus nach dem Kirchhof und betete über dem Grab und segnete die Todte und die Blumen, die das schweigende Grab schmückten. Und am andern Tag las er im schwarzen Kleid die Messe und wir fanden uns ein, obgleich es Niemand uns gesagt, wir kamen Alle, meine Frau, der Gerichtspräsident und ich, bis uns Drei der stille Tod geschieden.

Ich sah mit grauen Haaren noch denselben Priester dieselbe Messe lesen. Und mancher Gläubige kam herzu und freute sich des hohen Priesters, der sanft und würdevoll sein Gebet sprach und so versöhnend war für alle Leiden und so tröstend in allem Kummer, als ob er alles Lebens Schmerzen kennen gelernt und ausgerungen habe. Den Dorfpfarrer nannten ihn die Kinder unserer Stadt, wenn sie, aus der Hauptstadt kommend, für kurze Zeit in die Enge des kleinbürgerlichen Lebens sich einfügen mußten. Den Dorfpfarrer nannten ihn die Leute nach dem heitern Worte der heitern Jugend.

---

## Auf Stubbenkammer.

Das blaue Meer, der grüne Wald,
Wie das so schön sich eint!
Hier ist mein liebster Aufenthalt,
Wenn kaum der Tag erscheint;
Die Heerdenglocken klingen,
Auf weitem Meer schwimmt Boot an Boot,
Ich höre die Schiffer singen
Und meine Gedanken schwingen
Sich fern und weit im Morgenroth.

Es schreitet stolz am Elbestrand
Eine königliche Frau,
Mich bannt des Auges Gluthenbrand,
Des Leibes Wunderbau;
Ich hör' ihre Stimme tönen
Wie Meeresbraus und Waldgesang,
Ich jauchze berauscht der Schönen
Und preisende Lieder krönen
Ihr hehres Bild mein Lebelang.

Albert Moeser.

---

Digitized by Google

# Der Rhamadan in Stambul.

Von **Murad Efendi.**

Ein Kanonenschuß, ein zweiter, ein dritter! Wir hören auf zu zählen: ringsum senden die Feuerschlünde im Chorus ihre Donner über Stadt und Meer.

Der Imam hat den Neumond erblickt und der Eintritt des Rhamadan ist beglaubigt.

Somit beginnt im Bereiche des Islam für das Jahr 1293 der Hedschire das dreißigtägige Fasten, welches der Koran den Gläubigen vorschreibt, ein Fasten nicht im Sinne unserer Frommen, die in den Fastenspeisen eine würzende Abwechslung suchen wie ein Raucher die Cigarrengattung wechselt, damit ihm seine Lieblingssorte wieder besser munde, auch nicht im Sinne der griechischen Christen, die sich an mageren Wassergerichten kasteien und an Oliven laben, sondern eine bedingungslose Enthaltsamkeit. Ein Trunk Wasser, der schwer entbehrte Zug aus dem Pfeifenrohr, ein Prieschen, das Riechen an einer Blume würden einen Fastenbruch darstellen.

Ich erinnere mich, daß als ein Fireng (Abendländer) in einem Tramwaywaggon eine Cigarrette rauchte, zwei Mollas dagegen die lebhaftesten Einsprüche erhoben, weil, wie sie sagten, der Rauch in ihre Nase dringen und solcher Art ihr Fasten zunichte machen könnte.

Kranke, Kinder, Ammen, Reisende und Krieger im Feld genießen der Dispens; die beiden letzteren holen, wenn ihr religiöses Gewissen echtfärbig ist, das Versäumte wieder ein.

Der schrecklich aussehende Rhamadan hat aber eine Lichtseite und das ist hier die Nachtzeit; des Nachts nämlich ist es den Fastenden gestattet, sich für die Entbehrungen des Tages nach Lust und Vermögen schadlos zu halten, und so mildert sich die hyperascetische Strenge des ersten Anscheines, und schrumpft bei all' Denen, die ihren Unterhalt nicht durch Arbeit verdienen müssen, auf einen Wechsel in der Lebensweise zusammen.

Die Nacht ist also angebrochen und mit ihr der Rhamadan.

Im weiten Umkreis der Riesenstadt, über ihren Hügeln und Golfen, über ihren Kuppeln und Pinienkronen leuchten die Galerien an den zahlreichen Minareten strahlend durch die Nacht. Bei den Hauptmoscheen schweben die Namen Allah's und des Propheten in kolossalen Flammenbuchstaben guirlandenartig verschlungen und anscheinend frei in der Luft.

Die Maste und Raen der Flottenschiffe flimmern und glitzern in feurigen Linien, von der dunklen Fluth wiedergespiegelt, und über all Dem glänzen Myriaden von Sternen, und die Nacht ist so blau und die Sterne sind goldig.

Ein feierlich erhebendes Bild! Sinnlich und übersinnlich zugleich; märchenhaft süß und voll ergreifender Andachtsstimmung. Dazwischen klingt der Ezaan (Gebetruf) in die tiefe Stille hinaus und weckt hundert und hundert Stimmen. Der Ursprung des Ezaan wird auf Abdallah, den Schüler des Propheten, zurückgeführt, der nach einer Berathung über das anzunehmende

Digitized by Google

Gebetzeichen und nachdem Glockenläuten, Feuersignale, Fahnenaufhissen, Trompetenklänge als Nachahmungen verworfen worden waren, infolge eines Traumes den Ezaan angab, der auch eingeführt wurde. „Das La-Illah-Ill-Allah" der Muezzin mahnt die Gläubigen zum Nachtgebet. Und die klangvollen Stimmen mahnen so ernst, so eindringlich, daß sie das ungläubigste Gemüth zur Träumerei bewegen können, und die gläubige Seele schwebt auf diesen weihevollen Tönen dem unbekannten Ewigen entgegen!

„Es ist nur ein Gott, nur ein einziger Gott!" Man fühlt sich so klein vor der geahnten Unendlichkeit, und dennoch erhebt uns dieses Gefühl, anstatt uns zu erniedern; es beruhigt, befriedigt uns.

Lustwandelnde und Andächtige drängen sich im Innern der Stadt, in den Hauptstraßen und um die Moscheen. An den Brunnen die sie umgeben, verrichten die Frommen die vorgeschriebenen Waschungen und rüsten sich zum Gebet.

Der allgemeine Begegnungsgruß lautet: „Rhamadan mubarek olsun! (Sei der Rhamadan glücklich!)"

Denn der Rhamadan ist eine Zeit der Freude und seine Nächte sind Nächte der Lust, die in gewissem Sinne dem christlichen Carneval entsprechen könnten.

In den Häusern geht es nicht minder lebhaft zu: Die Clienten besuchen ihre Patrone, die Freunde und Verwandten tauschen ihre Rhamadanwünsche aus.

Doch wir wollen auf der bunt belebten Gasse bleiben. Begeben wir uns unter die Arkaden von Schahzade, einem sehr besuchten Verkehrspunkt. Auf der einen Seite reihen sich die persischen Theebuden. Die Buden sind nach der Straße zu offen, die Gäste nehmen auch im Freien unter den Arkaden Platz.

Betreten wir eine derselben.

Nicht das Conterfei des iranischen Leuen mit dem Schnurr- und Knebelbart á la Napoleon, der in der Tazze den Krummsäbel führt und über dessen Rücken die persische Sonne in tiefes Buttergelb gefärbt aufgeht, bestimmt unsere Wahl, sondern einzig die größere Anzahl der Gäste.

Es sind Leute aus den mittleren Volksschichten, Bürger, kleine Beamte. Ein dicker Ordensderwisch von behäbigem Aussehen heckt ernst und schweigsam in einer Ecke. Manchmal entringt sich den Tiefen seiner gewaltigen Brust ein schwerer Seufzer: er meditirt.

Zwei Molla (Schriftgelehrte) in Turban und Kaftan unterhalten sich mit leiser Stimme, und so viel man einzelnen Worten entnehmen kann, über die jüngste Regierungsmaßregel, die Vakuf (Güter der todten Hand) betreffend.

Ein greiser Kaufmann aus der Nachbarschaft giebt seinem Enkel Verhaltungsregeln für die Schule. Seiner Zeit war das anders, aber der Junge soll mehr lernen als der Vater gelernt hat. Der Alte ist im blauen Hauspelz. Jeder erscheint auf der Gasse nach seinem Behagen.

Ich begrüße die Gesellschaft wie es die Art erheischt. Der Gruß wird von jedem Einzelnen mit der Würde erwiedert, welche die Ottomanen auszeichnet. Der allgemeine Verkehr unter ihnen gründet sich auf die Idee der Gemeinsamkeit, und der Grundgedanke einer brüderlichen Zusammengehörigkeit kommt in den Regeln des Anstandes, die sie streng befolgen, überall zum Ausdruck.

Digitized by Google

Während im christlichen Abendland das Individuum vor dem Andern auf der Hut sein muß, während dort der Einzelne sich dem Andern gegenüber gewissermaßen auf Kriegsfuß befindet, und der Verkehr durch allerlei kleinliche Cautelen und Wehrmittel, durch Raffinement und Seitensprünge geregelt wird, bewegt er sich beim Orientalen in einfachen, großen Zügen.

Vor uns in der Straße wogt die Menge. — Wogt? Nein, die Bezeichnung trifft nicht zu. Es ist dies ein charakteristisches Zeichen des türkischen Straßenlebens, daß seiner Physiognomie die regelmäßige Bewegung nach einem Ziel, mit einem Wort, der treibende Strom gänzlich fehlt. Die Menge scheint vielmehr sich zu drehen als sich nach vorwärts zu bewegen; der Einzelne schlendert, anstatt auszuschreiten.

Von den Kaffeehäusern her ertönen Gesang und Musik, der erstere näselnd, die letztere schnarrend. Das Hauptmotiv aller Weisen ist die Klage. Man muß lange Zeit im Orient gelebt haben, tief in das orientalische Wesen eingebürgert sein, um als Abendländer dieser elegischen Musik Geschmack abzugewinnen und um den Reiz des Ursprünglichen, Charakteristischen, das in ihr liegt, zu erfassen.

Dort vor einer Barbierstube erzählt ein weißbärtiger Märchenerzähler dem lauschenden Kreis in recitativartiger Weise ein rührendes Liebesepos. Alle kennen es und hören dennoch aufmerksam zu.

Mit eintönigem Geschrei und lobrednerischen Superlativen, die aber ohne jene innere Betheiligung, die ihnen der Italiener manchmal zu verleihen weiß, herunterg'schnarrt werden, bieten die ambulanten Verkäufer, besonders diejenigen, welche Sorbetten und Zuckerwaaren zu Markt tragen, ihre Waaren aus. Hier und da drängt sich eine Gruppe Frauen durch die Menge; vor ihnen her schlendert ein Junge oder aber ein Greis mit einer Papierlaterne.

Der Efendi zu Pferd, den albanesischen Reitknecht an seiner Seite, und die Carosse der Dame, vom dunkelgesichtigen Eunuchen begleitet, dringen nur Schritt um Schritt durch den Menschenknäuel, der in überwiegender Mehrheit aus bettelnden Derwischen besteht; diese scheinen geradezu dem Pflaster zu entquellen. Daß Alle von ihnen Derwischorden angehören, möchte ich indeß nicht mit ebenso großer Gewißheit behaupten als ich mich für das Eigenschaftswort verbürgen kann.

Der Rhamadan ist für sie eine ergiebige Erntezeit, denn die Hand der Besitzenden ist noch weiter geöffnet, als sonst.

In diesen zerlumpten Weltverächtern entrollt sich uns eine Musterkarte von verschiedenartigen Racentypen. Da der zähnefletschende Neger nächst dem braunen Mauren, der Indier neben dem Kaukasier; über Alle aber der mongolische Typus aus Samarkand und Bochara, eine wahre Heuschreckenwolke, die sich vornehmlich im heiligen Monat Rhamadan auf die östliche Siebenhügelstadt und den Mantel des Kalifen niederläßt. Sie zählen für das Osmanenreich zu den chronischen Landplagen und zwar von grauen Zeiten her.

Man erzählt, der Khan von Bucharа habe einst einen Sultan bitten lassen, er möge ihm kundgeben, wie er seinem geistlichen Oberherrn wohlgefällig sein könne.

„Der Khan möge die 40,000 Bettler zu Hause behalten, die jährlich meine Länder überschwemmen", soll der Sultan dem Abgeordneten erwiedert haben.

Digitized by Google

So wird es die Nacht hindurch getrieben, bis eine Stunde vor Sonnenaufgang. Dann wird allorts zum Frühmahl geschritten.

Es graut im Osten. Noch ein paar Züge aus den Tschibuks. Kanonendonner zeigt den Tag und den Eintritt des Fastens an; Alles begiebt sich zur Ruhe.

Wer in den Morgenstunden Stambul durchwandert, mag sich in einer ausgestorbenen Stadt wähnen. Die Straßen sind verödet, die Buden muselmanischer Besitzer werden erst gegen Mittag, die Aemter erst in den Nachmittagsstunden geöffnet.

In den meisten Amtslocalen sprechen die meisten Beamten nur entweder aus Gewohnheit oder zum Zeitvertreib vor.

Die Erledigung der spruchreifsten Angelegenheiten scheitert an ihrem baïram ertessi! (Nach dem Bairam), welches bei der Dehnbarkeit einer solchen contourlosen Perspective leicht gleichbedeutend mit dem ad calendas graecas wird.

Die Janitscharen kannten den Werth dieser Formel sehr wohl als sie auf eine ähnliche Vertröstung mit dem Vers antworteten:

„Wird's nach dem Baïram erst gewährt,
So spielt der Handschar jetzt, das Schwert."

Das Fasten gilt vor dem strenggläubigen Kadi als Entschuldigung für manche Ausschreitung.

Ein Türke, mit einem Andern in Streit gerathen, bringt die Angelegenheit vor den Kadi.

Der Angeklagte gesteht sein Unrecht ein, entschuldigt sich aber mit seiner Aufgeregtheit, einer Folge des Fastens, und stellt dem Richter vor, er könne in seinem Schwächezustand eine Strafe kaum ertragen. Das leuchtet dem Kadi ein, er neigt zur Milde.

Nicht so der rachsüchtige Kläger, der mit Heftigkeit und erhobener Stimme die Bestrafung des Beleidigers verlangt, der wohl im Stande sei, die verdiente Strafe auszuhalten.

Der Kadi kann seine Gründe nicht widerlegen — plötzlich aber wendet er sich gegen den ungestümen Schreier: Ah! mein Sohn, ah! Du hast eine kräftige Lunge! Entschieden fastest Du nicht wie wir. Weh! Mein armes Trommelfell. Deshalb hast Du auch keine Einsicht für die Schwäche Anderer. Allah! Allah! Du bist kein guter Moslim, mein Sohn! — Bringt Stöcke her! — Rasch, eine Bastonade!

Und der stimmbegabte Kläger mußte für die Volltönigkeit seines Organs büßen.

Der Rhamadan giebt den Beamten volle Berechtigung, zerstreut, verschlafen zu sein, oder so zu thun und sie machen von dieser Berechtigung den weitgehendsten Gebrauch, besonders Diejenigen, die dem Fasten als Aufgeklärte ein Schnippchen schlagen, sei es, daß sie in einem Versteck ihres Harems heimlich einen Vorrathsschrank eingerichtet haben, sei es, daß sie im Frankenviertel im Hinterstübchen eines Restaurant sich für die in den übrigen Stunden zur Schau getragenen Entbehrungen stärken. Aber der ausgesprochenste Freigeist würde nicht wagen die Verletzung des Fastengebotes offenkundig zu begehen und der radicalste Fortschrittler der jungen Türkei hält sich bemüßigt den Schein zu wahren, eine müde Miene zu heucheln und einen Rosenkranz zwischen seinen Fingern zu drehen. Es wäre ein gröblicher Verstoß, Jemandem im Rhamadan von seinem gesunden Aussehen zu sprechen. Von dem Tisch

Digitized by Google

des frankisirten Efendi verschwinden die abendländischen Gedecke, der Tisch mit dem Tischtuch à la franka macht der nationalen Metallplatte Platz, gewisse alttürkische Gerichte und Sorbette verdrängen zeitweilig das französische menu, und Abends verrichtet er in Gemeinschaft mit den Hausgenossen und Gästen das Hauptgebet Ikindi.

Dennoch kamen selbst in der Blüthezeit der Andachtsbefolgung gröbliche Verletzungen vor, wenn auch in so seltenen Ausnahmen, daß die Sünder, gleich dem Herostratus, sich durch ihre Unthat ein Plätzchen in der Geschichte errungen haben, welches sie durch ihre Tugenden wohl niemals erworben hätten.

Melihi, der Anmuthige, ein Ulema, also ein Theolog, den der Eroberer Sultan Mehmed II. mit seiner Gunst und seinem vertraulichen Umgang beehrte, sollte eines jener epochalen Aergernisse geben.

Es war im Fastenmond und die Wucht der Entbehrungen lastete schwer auf dem Herrn der Gläubigen. Der Rhamadan, der jedes Jahr zehn Tage später eintritt, war diesmal in die Epoche der längsten Tage gefallen. Die mit Edelsteinen geschmückte Wasserpfeife stand in einer Ecke des Kiosks unnütz wie ein Goldbecher in der quellosen Wüste, ihn dürstete angesichts des plätschernden Springbrunnens, der seine Krystallperlen in den hellen Sonnenstrahl warf. Er ließ seinen Almosenier rufen, um sich zu zerstreuen und mit ihm beim Schachbret die schwere halbe Stunde bis zum zögernden Sonnenuntergang hinweg zu täuschen.

Unsicher, wankenden Schrittes nahte Seine Würden.

Der ärmste Melihi! Wie er vom Fasten geschwächt ist. Er wird wohl kaum Kraft genug haben, um die Bauern und Springer zu lenken. Beim Niedersitzen taumelte er über das Schachbret hin — der Bedauernswerthe! Der Herr der Welt vergaß vor diesem Jammer seinen eigenen Durst — doch plötzlich rief er aus: „Was ist das? Woher dieser Weingeruch, Melihi! Scheusal! — He! Faßt ihn, werft den Schuft in den Bosporus!“ Die Schwarzen sprangen zu und der unglückliche Melihi sollte das Zuviel von Wein mit einem noch ausgiebigeren Zuviel von Salzwasser büßen. Unter den Fäusten der Schwarzen fand Melihi plötzlich seine Nüchternheit wieder. „Erbarmen,! Wohlthäter der Menschheit! Gnade, Mittelpunkt der Welt!“ jammerte er verzweiflungsvoll.

„Fort!“ schnaubte der Sultan. „Fastenbruch, und noch dazu mit verbotenem Wein! Greuel ohne Namen! Fort mit ihm, sonst stürzt das Dach über uns ein!“

„Ich habe keinen Wein getrunken!“ heulte der Verurtheilte, „ich schwöre es bei dem heiligen Stein der Kaaba, bei den 114 Blättern, die vom Himmel gefallen sind, bei allen 124,000 Propheten, ich habe keinen Tropfen getrunken!“

Ein solcher Schwur und in einem solchen Augenblicke! das machte den Sultan stutzen, er winkte und die Schwarzen ließen ihrem Opfer etwas Athem.

„Bei meinem Bart, das ist stark! Du hast keinen Wein getrunken? Wonach riecht der Efendi?“ frug der Sultan die Sclaven. —

„Wallah! nach Wein!“ murmelten die Sclaven.

„Hörst Du, meineidiges Ungeheuer? An den Pfahl mit ihm!“

Melihi warf sich zu Boden: „Höre mich, o Herr der Welt. Ich habe keinen Wein getrunken.“

Digitized by Google

„Wie? Was? Bin ich toll? Riechst Du nicht danach?“
„Ich kann's nicht leugnen, Sonne des Weltalls.“
„Nun, dann —“
„Bei Allah! Getrunken aber habe ich keinen.“
„Was heißt das?“
Melihi murmelte leise einige Worte.

Der Sultan lachte laut auf und lachte so lange, bis das Kanonenzeichen das Ende des Fastens verkündete und der Herr den Gläubigen die trockenen Lippen an einem Labetrunk netzen konnte. Dem Verbrecher war diesmal verziehen.

Molière würde sich nicht gescheut haben, die Art, auf welche sich Melihi das verbotene Getränk ordiniren ließ, um das Fastengebot nicht zu verletzen, und das medicinische Instrument, mittels welchem es applicirt wurde, beim Namen zu nennen.

Der Rhamadan ist eine Erinnerungsepoche für den Islam, eine sichtliche Erneuerung des religiösen Pactes. Die Frauen, immer andachtsbeflissener als das starke Geschlecht, nehmen allgemein das Fasten sehr ernsthaft. Es giebt unter ihnen solche, natürlich sind es — um uns galant auszudrücken — reifere Damen, die den Monat Chaban hindurch, der dem Rhamadan vorhergeht, fasten und die Kasteiung auf die zwei folgenden Monate ausdehnen, die drei Baïramtage ausgenommen, denn an diesen Festtagen zu fasten gilt als schwere Versündigung. Die dem Baïram folgenden sechs Tage des Monates Schewwal dem Fasten als Extratübung beizugeben kommt bei den Strengorthodoxen manchmal vor.

In den Nachmittagsstunden beleben sich Bazare und Straßen, füllen sich die Moscheen.

Die öffentliche Andachtsübung der Frauen ist für den Rhamadan auf die drei Moscheen Sultan Achmed, Schahzade und Suleimanieh beschränkt.

Im Hof der Moschee Sultan Baijazid, der von prächtigen Platanen beschattet wird, geht es her wie in einem Taubenschlag, figürlich und unfigürlich gesprochen; denn von dieser Moschee werden große Mengen von Tauben erhalten, und hat Venedig die Tauben von San Marco, so besitzt Stambul seine Tauben von Baijazid.

Unter den Arcaden halten die Spitzen der Generalität Siesta. Das An- und Ausspinnen mancher kleinen Intrigue mag ihnen über die langen Stunden hinüberhelfen. Der Rhamadan ist diesem Gespinnst besonders förderlich; heute gilt es nur Portefeuille und Versetzungen in den wohlverdienten Ruhestand, ehedem verwebte es sich zum Netz für Köpfe — doch die Janitscharen existiren nur mehr in Wachs im Janitscharenmuseum.

Einige Zeit vor Sonnenuntergang leeren sich die Straßen wieder. Nur einzelne Verspätete durcheilen sie als befänden sie sich auf der Flucht. Jeder Muselmann harrt des Zeichens.

Mit dem Sinken der Sonne, bei den strengeren Schiiten, z. B. den Persern, erst mit dem Erscheinen des Abendsternes, ertönen die Kanonenzeichen und der Iftar wird begangen, d. h. das Fasten gebrochen.

Der Reiche und Wohlhabende und die Gäste an seinem Tisch langen nach den Leckereien und Sorbetten, die zu diesem Behuf in den Häusern aufgestellt sind. Die Armen begnügen sich wohl mit einer Dattel oder einem Käsekrümchen, gleichviel, zum Tschibuck, nunmehr auch nach der Cigarrette und zum Kaffee langen Alle ohne Unterschied; diese entbehrt Keiner.

Digitized by Google

Die, wenn auch seit der Reform und die durch sie bedingten Verhältnisse mehr und mehr beschränkte Gastfreiheit der Ottomanen nimmt im Rhamadan einen religiösen Charakter an. Ist es gegen die humane Anschauung des Ottomanen, irgend einem Hungernden Nahrung zu versagen, so ist ein Ausschluß vom Iftar vollends undenkbar.

In alten Zeiten empfing der Sultan die Großen zu Tisch, später war es der Großvezier, der die verschiedenen Serien nach der Reihe bewirthete und mit Geschenken bedachte. In der zwanzigsten Nacht speiste er beim Großmufti und empfing in den letzten Nächten im Namen des Sultans die Aufwartung der Beamtenkörper. Der letzte Fasttag ward durch ein Turnier der kaiserlichen Pagen gefeiert, dem der Sultan in einem Kiosk beiwohnte. Es war von einer Heerschau und von Artilleriesalven zu Ehren des herannahenden Baïram gefolgt, der zum Unterschied von dem sieben Wochen später folgenden Kourban (Opferbaïram) der Zuckerbaïram genannt wird. Von diesen alten Bräuchen ist keiner mehr geblieben. Auch der Rhamadan ist in das Reformkleid hineingezwängt, und das ist eng und recht sparsam zugeschnitten, während das alte Kleid reichfaltig und bequem war.

Der Baïram ist da! —

---

## Das Grab der Apostel.

Es fuhr durch's Meer, durch's weite,
Der Dampfer in raschem Flug,
Die wallenden Wellen umspielten
Schäumend des Schiffes Bug.

Es zog an uns mit Schnelle
Manch' andres Schiff vorbei,
Die Wimpel flogen, in Lüften
Hallte Matrosengeschrei.

Zur Rechten grüßte und Linken
Manch' blühender Inselstrand
Mit Häusern und Heerden und Menschen
Und Wald und Wiesenland.

Das Meer ward öder und wilder
Und hemmte des Schiffes Lauf,
Da stieg aus der Wasserwüste
Ein seltsam Eiland auf.

Einsam und weltverloren
Entragt' es dem Meeresbraus,
Wir sahen in sandiger Oede
Nicht Feld, nicht Wald, nicht Haus.



Digitized by Google

Es lag wie Urweltsstille
Ueber dem kahlen Riff,
Nur Möven erhoben sich kreischend
Und flogen verstört um's Schiff.

Es glich einer Geisterinsel,
Und unser Bootsmann sprach:
„Dort ruhen im Grab die Apostel,
Die zwölf, bis zum jüngsten Tag."

Da horch! vom Eiland herwärts
Scholl schrillend ein Signal,
Es nahte dem Dampfer schaukelnd
Ein Kahn im Abendstrahl.

Schon legt' er bei, dem schwanken
Entstieg ein Weib, ein Mann,
Sie setzten auf's hohe Verdeck sich
Und sahen sich schweigend an.

Der Mann trug Eisengeräthe,
Wie's nützt der Zimmermann,
Das Weib umspann meine Seele
Mit magischem Zauberbann.

Sie blickte mit Kindesaugen
Weltfremd und lieb und schlicht,
Verklärende Unschuldsglorie
Umspielte ihr Engelsgesicht.

Ihre Hand umschloß eine Lilie,
Mir ward ich wußte nicht wie,
Erschau' ich die heil'ge Familie?
Ist's Joseph und Marie?

Fernab das Grab der Apostel!
Die Lilie! der Zimmermann!
Das himmlische Bild! stets mächt'ger
Zwang mich der Zauberbann.

Mir war's, als müßt' ich demüthig
Mich neigen vor ihr auf's Knie,
Und andachtsvoll anheben:
„Gelobt seist Du, Marie!"

Albert Moeser.

Digitized by Google

# Hella Jasmund.

Novelle von **Sophie Junghans.**

(Schluß.)

Ulrikens Hochzeitstag war, für ihre heimliche, ängstliche Ungeduld viel zu zögernd, endlich herangekommen; sie stand in ihrem Zimmer vor dem Spiegel. Zu jeder andern Zeit würde eine so vollkommene Toilette, wie die, welche sie jetzt trug, ihre ganze Seele erfüllt haben, heute schaute sie von ihrem in weißer Seide und Gaze schwimmenden Bilde oft hinweg durch das Fenster in den Hof, ob Dannenberg's Wagen noch immer nicht einfahre. Es fehlte zu der für die Trauung festgesetzten Zeit nur noch eine Viertelstunde und noch war er nicht da. Ulrike durchlebte einige Minuten verzweifelter Angst, die sie nicht einmal einem Menschen gestehen konnte. War es nicht schon vorgekommen, daß der Bräutigam im entscheidenden Augenblick ausgeblieben war! Wenn Dannenberg noch jetzt die volle ganze Wahrheit über des Vaters Verhältnisse gehört hätte! Einige Minuten lang glaubte die strahlende Braut an das Schlimmste und mit der Ruhe der Verzweiflung überdachte sie, was sie nun thun werde. Sie entschloß sich, noch heute heimlich fort aus dem Elternhause zu gehen und machte im Geist eine Liste der Artikel, die sie dann mit sich nehmen wollte, ja, mechanisch erwog sie, welches ihrer Costüme ohne Schaden für seine Puffen und Volants zu unterst in dem kleinen Koffer liegen könnte, den sie mit sich führen würde — da hieß es: „Rasch, Ulrikchen, Dannenberg ist eben gekommen; der Herr Pfarrer ist auch da...", und mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung und einem prüfenden Blick auf ihre Schleppe schickte sie sich an hinabzugehen.

Dannenberg fand gerade noch Zeit, in ärgerlicher Aufregung seiner Braut zuzuflüstern, daß seine erst im letzten Augenblick aus der Stadt anlangenden — Handschuhe ihn so verzögert hätten; dann traten Beide vor den Pfarrer — die Gäste hatten sich im Halbkreis gruppirt, Frau Jasmund hielt das Spitzentuch für ihre mütterlichen Thränen in Bereitschaft — und wurden für's Leben zusammengegeben.

Als nun die bräutliche Frau die Glückwünsche der sie Umdrängenden in Empfang nahm, da machte sich, als sie zu Hella kam, die verhaltene Aufregung endlich Luft. Sie ließ sich gehen, noch einmal war sie Ulrike Jasmund, die Tochter des bankerotten Gutsbesitzers mit all' den nicht sehr beneidenswerthen Empfindungen dieser jungen Dame; krampfhaft, und ohne zu wissen was sie that, drückte sie die Hand der Schwester, ließ den Kopf einen Augenblick auf ihre Schulter sinken und flüsterte: „Gott sei Dank, daß ich so weit bin, Hella; noch vor einer Viertelstunde dacht' ich, es käme nimmermehr dazu, und wenn ich jetzt nur die Augen zumache, so glaube ich noch immer nicht daran."

Dann richtete sie sich auf und nun waren solche Anwandlungen für immer vorüber; sie war Frau Dannenberg, die Gattin eines reichen, eleganten Mannes, und nahm mit kühlem Lächeln und gefaßter Miene alle ferne-



Digitized by Google

ren Gratulationen als etwas Selbstverständliches entgegen; wie mit einem Zauberschlage fing schon jetzt, in diesen Augenblicken, der harte Hochmuth auf ihrem hübschen Gesicht zu erscheinen an, welcher mit den Jahren zu festen Zügen darinnen erstarren sollte.

Das Hochzeitsfest begann nun mit seinen Verkleidungsscherzen, seinen Tischreden und Trinksprüchen. Das Mahl zog sich durch den langen Sonntag hin; erst als beim Anbruch der späten Dämmerung die Neuvermälten davongefahren waren, traten die erhitzten Paare zum Tanze an.

Hella liebte den Tanz nicht, vielleicht schon deshalb nicht, weil ihre Schwester kein größeres Entzücken als das wirbelnde Drehen kannte. Zu Lockhorst, der sie um den ersten Walzer bat, sagte sie warnend, daß sie schlecht tanze, worauf ihm natürlich nichts als ein ungläubiges Lächeln zu erwiedern blieb. „Nun?“ fragte sie, als er sie zu ihrem Platz zurückgeleitete. — „Sie würden vortrefflich tanzen“, sagte er mit leichtem Lächeln, „wenn Sie sich der Führung ihres Partners ganz überlassen wollten. Sie zeigen zuviel eigenen Willen, das taugt für die Dame nicht.“

Sie wendete sich erröthend ab. Als Lockhorst sie einige Minuten später mit den Augen suchte, war sie verschwunden. Er schlenderte anscheinend zwecklos durch den Saal und die anstoßenden Zimmer, trat an's Büffet, wählte eine unter den dort aufgereihten Flaschen und trank mehrere Gläser des golden leuchtenden Weines; dann schritt er, nach einem vorsichtigen Blick rings umher auf die Thür, die zum Flur führte, stand dort, als suche er die einströmende Kühle, einige Minuten still und war endlich, wie er hoffte, unbemerkt in's Freie gelangt.

Als er jetzt mit elastischem Tritt den Fußweg im Garten entlang ging und der leichte Abendwind das Haar von seiner Stirn hob, da spitzten sich seine Lippen, um eine Melodie zu pfeifen. Aber er hielt nach dem ersten Laut inne; was ihm das Behagen der Stunde eingab, wäre nichts für die Ohren einer Geliebten gewesen, und er hoffte, wünschte, wußte Hella in der Nähe.

Und doch war sie im Garten nicht. Das Pförtchen am andern Ende desselben war nur angelehnt und einem in solchen Fällen sichern Instinct folgend, öffnete es Lockhorst und war nun im Freien. Er schritt weiter in den weichen Abend hinein, welchen der frische Geruch der gemähten Wiesen erfüllte. Endlich blieb er stehen und sah unsicher auf den Pfad vor sich, der zum Buchenwäldchen sich hinaufschlängelte. Sollte Hella bis dorthin gegangen sein? Da zwang ihn etwas sich zur Seite zu wenden, und nun erblickte er ganz in seiner Nähe an einem Baumstamm eine helle Gestalt, die regungslos verharrte. Sogar er, der an Abenteuer gewöhnte Mann, fühlte sich durch die Gewißheit dessen, was nun kommen mußte, einen Augenblick lang erregt; etwas in ihm scheute zurück vor dem neuen Liebeshandel, er schwankte, ob er nicht vorübergehen solle, als habe er nichts gesehen. Im nächsten Moment fand er jedes Bedenken abgeschmackt; er war nun schon neben der Entflohenen und umfing sie sanft mit beiden Armen.

Hella wand sich ohne Heftigkeit los, trat aus dem Schatten des Baumes fort und sagte tonlos: „Warum sind Sie mir gefolgt, Herr von Lockhorst?“

Lockhorst antwortete nicht gleich; endlich sagte er schüchtern, fast wie um Verzeihung flehend: „Ich liebe Sie, Hella ... ich habe seit Wochen kaum etwas anderes, als Sie gedacht... Wann hätte ich es Ihnen sagen

Digitized by Google

sollen? Ich kam heraus, ohne zu überlegen, was ich that. Ich sah Sie drinnen nicht mehr und konnte nun das Gewirr um mich her nicht ertragen. — Sie wollen nichts von mir wissen, Sie zeigen deutlich, daß Sie mich für einen schlechten Gesellen halten, mit dem ein anständiges Mädchen so wenig wie möglich zu schaffen haben sollte. Sie sind vielleicht im Rechte — ich will gehen, aber sagen Sie mir ein freundliches Wort."

Hella hatte sich gefaßt. „Ein freundliches Wort? Gut. Kommen Sie, wir wollen zusammen hineingehen; ich darf nicht länger fehlen, die Uebrigen würden mich vermissen."

Sie nahm seinen Arm und ging mit ihm durch den Garten zum Hause zurück. Dicht neben der Hausthür breitete ein Hollunderstrauch seine Zweige aus; hier, auf den Stufen schon, aber im Schatten des Laubes, wendete sie sich um zu ihrem Begleiter, der sie hatte vorangehen lassen und nun tiefer stand, legte beide Hände auf seine Schultern und flüsterte ihm geheimnißvoll ins Ohr: „Ich liebe Dich."

Der starke Mann bebte zusammen und unterdrückte kaum einen Ausruf des Entzückens. Sie hatte entschlüpfen wollen, aber er zog sie an sich und bedeckte ihr Gesicht und das blonde Haar mit Küssen.

Kaum wußte Hella, wie sie wieder in den Saal unter die Tanzenden gekommen war, kaum wußte sie, wie es geschehen war, daß sie sich nun mit einem der jungen Herren zum Contretanz antreten fand. Ihr gegenüber tanzte Lockhorst mit einem kleinen Mädchen der Nachbarschaft; vollkommen mechanisch führten Beide aus, was die Touren verlangten, bis auf die Momente, die wunderbaren, reichen, zauberhaften Augenblicke, wo sie zusammentrafen, ihre Hände ineinander lagen. Mit einem ernsten Gesicht, scheinbar kaum auf sie achtend, flüsterte Lockhorst ihr, sobald er an ihr vorüber kam, ein leidenschaftliches Wort der Zärtlichkeit in's Ohr, und wenn Hella ihm gegenüberstand, auf ihn zukam, formten ihre Lippen, während sie die Augen niederschlug, nur ihm bemerklich immer wieder die Worte: „Ich liebe Dich."

Von diesem Tage an begann für Hella erst eigentlich das Leben. Früher war sie wohl dagewesen, war umhergegangen, hatte Dies und Jenes gern, etwas Anderes weniger gern gethan: jetzt aber lebte sie erst. Sie wußte, warum die Sonne aufging, sie erwachte zur innerlichen Existenz, sie dachte über sich und über manches andere nach und da grübelte sie denn auch bisweilen sinnend, wie es früher eigentlich mit ihr gewesen war, wie sie das leere Dasein nur hingebracht habe, ehe sie Lockhorst gekannt hatte. An Gustav dachte sie selten; er war fort, abgereist schon vor Ulriken's Hochzeit, und es kamen keine Briefe von ihm.

Im Hause war Hella lebhafter, theilnehmender als früher; die Mutter wunderte sich über sie. Sie hatte an des träumerischen, eigensinnigen Kindes Seelenleben von jeher wenig theilgenommen und ahnte von Dem was geschah nichts. Dem Vater würde die Veränderung, welche mit Hella vorging, wohl zu denken gegeben haben, wenn er häufiger mit den Seinen zusammengewesen wäre, aber er blieb viel vom Hause fort; er ritt oder fuhr fast täglich nach der Kreisstadt hinüber.

Es folgten sich eine lange Reihe wolkenloser, goldener Herbsttage, und an jedem Nachmittage ritt Hella fort, frei, von Niemandem beobachtet, von Keinem im Hause vermißt. In der Dämmerung kam sie heim mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen, und dann saß sie in ihrem Zimmer-

Digitized by Google

chen bis zum späten Abendessen, träumend oder — lesend, denn Hella wurde jetzt erst mit der deutschen Literatur bekannt. Und wie las sie! Mit welchen Schauern des Entzückens, mit welcher immer neuen, naiven Verwunderung darüber, daß diese Dichter so genau wußten, was in den Menschen, nein, was in ihr vorging. Das schien ja Alles gerade nur für sie geschrieben; sie konnte nicht begreifen, wie sie in der Pension so unglaublich dumm hatte sein können und Dasjenige nur für langweiligen Schulaufgabenstoff, für Material zu gefürchteten und gemiedenen Declamationsübungen oder gar zu entsetzlichen Aufsatzthemen halten, was ihr jetzt eine Quelle des lieblichsten Genusses wurde.

Lockhorst lächelte und ergötzte sich an ihrer vollständigen Unschuld in Betreff moderner Bildung, wenn je einmal — und sie konnten doch nicht immer nur küssen und tändeln — ihre jetzt neuerworbene Literaturkenntniß zutage trat, und sie an Strophen, welche sonst die die Schule besuchende Jugend an den ersten Sohlen abläuft, das Entzücken neuer Bekanntschaft verrieth. Sie mußte ihm wie eine halbe Barbarin vorkommen; ihre ungebrochene Kraft, ja Wildheit beschäftigten und reizten, aber sie beängstigten ihn auch zuweilen.

Eine halbe Meile nordwärts von Dahlen fing die Haide an, die steinige, nur von unendlichem Ericageflecht und niedrigem Gestrüpp bewachsene Haide. Sie dehnte sich meilenweit aus, von wenigen Wegen durchschnitten. Die ganze Fläche hob sich von Süden nach Norden, auch war sie keineswegs ganz eben; es gab da plötzliche tiefe Senkungen und in der Mitte eine Schlucht, die man für einen längst verlassenen Steinbruch hielt. An der sonnigen Wand desselben hatten die Baumgeschlechter, welche sonst auf der Haide keinen Boden fanden, Wurzel gefaßt: eine Gruppe von Lärchen mit den zarten Nadelbüscheln, Hainbuchen und wehende, freundliche Birken.

Hierher lenkte Hella ihr Pferd, hier sprang sie zu Boden und warf sich dem großen schlanken Mann, der ihr eilig entgegentrat, stürmisch an die Brust. Er hob sie in seinen Armen auf und trug sie einige Schritt weiter zu den Birken, an deren Fuß das Gestein einen Sitz bildete.

Beide Hände auf seinen Schultern hatte sie ihm, wie sie gern that, lange in das Gesicht gesehen; ihre glänzenden blauen Augen nahmen zuletzt einen so träumenden Ausdruck an, daß er, wie um sie aufzuwecken, scherzend in das blonde Haar griff. „Woran denkst Du, Hella?"

„Ich dachte, wenn jetzt Alles um uns her versänke und nur dieses Gestein bliebe stehen und wir darauf, verdammt, hundert Jahre lang in diesem öden Nichts zu bleiben und uns immer fort ansehen müßten, sowie jetzt, so würde ich ganz zufrieden sein."

Er verzog die Lippen und lachte: „Glaube mir, Hella, Du würdest Dich vor Ablauf der Frist doch ein wenig zu langweilen anfangen."

„Nein", sagte sie ernsthaft. „Wenn ich Dich sehe oder auch nur an Dich denke, so giebt es für mich gar keine Zeit und Weile mehr, weder lange noch kurze. Dann lebe ich; ich bin wie im Traum, aber es ist das eigentliche Leben."

Lockhorst fand herzlich wenig Geschmack an solchen tiefsinnigen, phantastischen Reden. „Laß das Denken ganz, Hella!" sagte er. „Liebe mich und küsse mich, und je weniger Du über mich denkst, desto besser ist's. Deshalb bist Du, meine prächtige blonde Schöne, mir ja erschienen wie eine Blume in der Wüste, weil Du nicht denkst, nicht berechnest, wie die übrigen, sondern

Digitized by Google

Dich Deinem Herzen hingiebst, Deinem süßen, guten Mädchenherzen, dem ich genüge, weil ich Dich unaussprechlich liebe."

Sie sah ihn groß an und richtete sich auf, während sie nun sprach: „Du kennst mich nicht so ganz wie Du denkst, Helfrich ... Du irrst, wenn Du wähnst, ich wisse nicht was ich thue, wenn ich Tag für Tag heimlich hierher zu Dir komme, anstatt Dich zu Hause, unter den Augen der Eltern, um mich werben zu lassen. Ich weiß, daß ich diese Stunden eines wunderbaren Glücks vielleicht sehr theuer, vielleicht mit dem Frieden meines ganzen künftigen Lebens erkaufe, aber — ich zahle den Preis willig, er ist mir nicht zu hoch ...; ich würde noch mehr — mein Leben, wenn das mehr wäre, würd' ich dafür geben."

Sie hatte zuletzt, vor innerer Erregung bebend, mit klingender Stimme gesprochen, ein wunderbares Licht in den großen Augen und auf dem schönen, rosigen Gesicht, und so mächtig war der ganze Ausdruck ihrer Erscheinung, daß Lockhorst, hingerissen von einer ihm sonst fremden Bewegung, das Haupt tief auf ihre Hände senkte und dieselben fast demüthig mit Küssen bedeckte.

Mit den Angelegenheiten Jasmund's war es in dieser Zeit anscheinend weder schlimmer noch besser geworden. Wenn Hella noch je zuweilen etwas darüber von ihm hörte, so waren es dumpf grollende Andeutungen, daß man ihn hinhalte, ihn „zappeln lasse", um dann doch bei erster Gelegenheit ein Ende mit ihm zu machen. Aber das Mädchen hatte eine heimliche Hoffnung, oder mehr noch als das, sie empfand die Gewißheit, Lockhorst könne dies nicht zugeben; ihr Schicksal schien jetzt inniger als je mit dem ihres Vaters verbunden; sie besaß Helfrich's Herz und mit demselben die Macht über ihrer Familie Geschick.

Diese Macht aber in einer materiellen Weise auszubeuten, lag nicht in ihrer Natur; sie versuchte es nie. Es schien ihr Frevel an diesem erhöhten Leben, welches ihr gegönnt war, wenn sie jetzt nach der Zukunft hätte fragen wollen. Und vielleicht lag dieser, in dem großartigen Zuschnitt ihres Charakters begründeten Verachtung jeder Furcht vor dem „Nachher" die richtige Ahnung der tiefen Wahrheit zu Grunde, daß man nimmermehr Gegenwart und Zukunft, nimmermehr Wonne und Sicherheit zugleich besitzen könne. Dennoch glaubte sie nie einen Augenblick, Helfrich könne ihren Vater ganz zu Grunde gehen lassen, sie glaubte es auch dann nicht, als sie mit einer dem langsamen Erstarren ähnlichen Empfindung wahrzunehmen begann, daß ihr Glückstag mit Lockhorst sich zu seinem Ende neige.

Ihre Zusammenkünfte mit Lockhorst waren nicht unbeobachtet geblieben, und die versuchte Heimlichkeit derselben verurtheilte sie. Hella hatte nicht darüber nachdenken *wollen*, warum wohl ihr Geliebter das Geheimniß wünsche; zu tief hatte sie bei Ulriken die eigensüchtige Vorsicht, das besonnene, herzlose Hinarbeiten auf den einen Zweck, eine vortheilhafte Heirath, verachten gelernt. Nun ging es, wie es gehen mußte. Niemand verstand ihre hochsinnige Hingebung, Niemand den Trotz ihrer selbstlosen Leidenschaft; die bösen Zungen bemächtigten sich ihres Namens, und so wenig sie mit der Gesellschaft der Nachbarschaft und der Kreisstadt in Berührung kam, man fand doch Gelegenheit, ihr deutlich zu machen, wie man von ihr denke.

Durch eine Kette von Zufällen war dem Vater bisher über alles Dieses noch keine Andeutung zu Ohren gekommen; Hella bebte vor dem Augenblick,

Digitized by Google

wo es geschehen könnte. Von dieser Furcht wenigstens sollte ein Unwohlsein, welches Herrn Jasmund befiel, sie befreien. Der Gutsherr saß des Abends, die Zeitung lesend, in seinem Lehnstuhl; Frau Jasmund nickte an ihrem Platze und in der tiefen Stille des Gemachs wurde Hella durch das neben ihr zur Erde gleitende Zeitungsblatt des Vaters aus trübem Sinnen aufgestört. Sie hob die Zeitung auf und wollte sie ihm überreichen, da sah sie, daß sein Kopf zurückgesunken war und die Augen verglast. Voll Entsetzen weckte sie die Mutter, rief sie die Dienstboten, und während wenige Minuten später ein Knecht aus dem Hofthor sprengte, um den Arzt aus der Stadt zu holen, versuchten drinnen die Frauen ihr Bestes, um den seltsamen krampfartigen Zustand zu heben.

Der Kranke erwachte nach einiger Zeit wieder zum Bewußtsein, aber nur, um in eine dumpfe Lethargie, einen schweren Halbschlummer, zu versinken. Spät Abends langte der Arzt an. Er wollte wissen, ob vielleicht heftige Aufregungen diesem nervösen Anfalle vorausgegangen seien, und bezeichnete denselben als etwas nicht ganz Ungewöhnliches bei einer Constitution, wie sie die des Kranken sei.

Seitdem saß Hella Tag für Tag neben dem Lager ihres Vaters. Jasmund zeigte keine Symptome irgend einer Krankheit, nichts als vollständige Apathie, die größte körperliche und geistige Ermattung. Er verrieth für nichts, was um ihn her vorging, die geringste Theilnahme; nur Hella's Gegenwart schien ihm deutlicher als Anderes bewußt, und er vermißte seine Tochter, wenn sie das Zimmer verlassen hatte. Der Arzt zuckte die Achseln, probirte Dieses und Jenes und schien zuletzt rathlos; vielleicht scheute er sich davor, es sich und den Anderen einzugestehen, daß man hier auf der Grenze zwischen körperlichen und Gemüthsleiden stehe.

Dies Krankenzimmer schied Hella auf eine Weile völlig von Lockhorst. Ihre Zusammenkünfte waren schon vorher seltener gewesen; er hatte plötzlich Sorge um ihren guten Namen gefunden, hatte ihre Hingebung, die darnach strebte, aller Welt zum Trotz ihm anzuhängen, mit einer gewissen liebenswürdigen Glätte zurückzuweisen gewußt. Jetzt konnte sie ihn nicht sehen, und zur schmerzlichen Entbehrung kam die unerhörte Pein des Gedankens, ihm sei diese Trennung nicht unerwünscht, er mache keinen Versuch, dieselbe abzukürzen. Warum kam er nicht, ihren Vater zu besuchen, was er doch konnte ohne den geringsten Verdacht zu erregen? Sie sann und sann, und begriff es nicht. Wieder und wieder malte sie sich in den langen einsamen Stunden einen solchen Besuch aus. Wie er hereinkommen würde, an des Vaters Bett treten, ihr verstohlen die Hand reichen und die ihrige pressen, während er gleichgiltige Worte mit der Mutter wechselte — wie sie aus seinen stolzen lachenden Augen, die von trüber Sorge nichts wußten, wieder Glück und Muth und Leben trinken wollte!

Zuletzt wurde dem Mädchen diese Gefangenschaft im Zimmer unerträglich. Der Vater schlief jetzt oft stundenlang des Tags; Hella hoffte, daß er ihre Abwesenheit nicht bemerken würde, und ließ, seit langer Zeit einmal wieder, ihr Pferd herausbringen. Halbwegs zwischen dem Gute und der Stadt lag ein Gasthaus, „Zur Sonne"; die Wirthin dort war früher eine Art Zofe der Jasmund'schen Damen gewesen und war in einem freundlichen Verhältniß zu der ehemaligen Herrschaft geblieben. Hella hatte ihr ein Töchterchen über die Taufe gehalten, und dies Pathchen war jetzt erkrankt;

Digitized by Google

Hella hatte es erfahren und beschloß hinüberzureiten, um nach der Kleinen zu sehen.

Ihr selber vielleicht unbewußt, trieb noch ein Anderes sie dorthin. Die „Sonne" war ein Rendezvous der meisten Gutsherren der Nachbarschaft. Dort saßen sie bei gutem Wein, den der Wirth ihretwegen lagerte, besprachen die Erntehoffnungen, verabredeten die Kornpreise, machten Geschäfte und tauschten Jagdeinladungen aus; die Wirthsleute erfuhren dabei Vielerlei, was vorging, und Hella, ohne es sich einzugestehen, wollte Helfrich's Namen nennen hören, vielleicht hören, was ihn so lange fernhalte.

Die Landstraße vermeidend, gelangte sie auf Umwegen zu dem Garten, der sich hinter dem Hause und Hofraum der Wirthschaft hinzog. Von hier aus schon konnte sie sehen, daß ein ungewöhnliches Treiben vor dem Gasthause herrsche; auf der Straße draußen standen viele Wagen und Kutscher, Hunde und Pferde lärmten vor dem Thore und im Hofe. Einer kleinen Magd, die hinten im Garten jätete, vertraute Hella ihr Pferd an, damit sie es in den Hof führe, und schlüpfte dann ungesehen in's Haus und in die Wohnung der Wirthsleute. Das ganze Haus war voll Hin- und Herlaufen, als werde eine große Gesellschaft bedient. In der Wohnstube befanden sich nur die kleinen Knaben der Wirthin; verwundert wollte Hella diese fragen, was denn eigentlich vor sich gehe, als die Frau selber eintrat.

Hella war gewöhnt, von ihr mit herzlicher Freude empfangen zu werden; es konnte ihr nicht entgehen, daß sich heute Befremden und Verlegenheit in den Gruß mischte. Sie that, als bemerke sie das nicht. „Nun, Rike", fragte sie, der anhänglichen Person freundlich die Hand reichend, „was macht die Kleine? Ich bin gekommen, um zu sehen, wie es ihr geht."

„Danke, gnädiges Fräulein — Sie sind so gut", sagte die Frau offenbar bewegt. „Wir haben einige Nächte lang rechte Angst ausgestanden. Jetzt ist die Halsentzündung gehoben, wie der Arzt sagt; Annchen soll aber noch einige Tage im Bett bleiben. Da ist sie nun ungeduldig; am liebsten hätte sie's, wenn ich den ganzen Tag bei ihr säße, ach, und nun geht es in der Wirthschaft so bunt, wie nur je. Wollen Sie Annchen besuchen — das Kind würde sich so freuen, Fräulein Hella!"

„Gewiß; aber, was habt Ihr heute vor, Rike? Haben die Herren Essen bei Euch?"

„Sie haben hier gefrühstückt und das zieht sich dann so lange hin", sagte Frau Rike, indem sie sich an einem Schrank zu schaffen machte. „Annchen liegt drin; ich will nur einmal sehen, ob das Zimmer nicht gar so unordentlich aussieht; sie wirft ihr Spielzeug weit und breit umher."

Hella trat in Gedanken an's Fenster, aber sie zog sich rasch zurück, als sie unten ein ihr bekanntes und fatales Gesicht erblickte. Der ältere Herr von Lockhorst war eben mit vier prachtvollen Braunen vorgefahren und sprang aus dem Wagen, nach einem der oberen Fenster grüßend, wo seine Cumpane ihn erwarten mochten. Hella hatte vor diesem verlebt aussehenden, glatten und höflichen Herrn immer einen ziemlich starken Widerwillen empfunden; sie fürchtete ihn, ohne deutlich zu wissen weshalb.

Frau Rike trat jetzt wieder ein und bat sie, zu der Kleinen zu kommen. Das Kind fieberte noch und hatte Thränenspuren im Gesicht; sie klagte, die Brüder wollten nicht bei ihr bleiben, Niemand spiele mit ihr. „Sie schreit und ruft den ganzen Tag nach mir", sagte die Frau, „und der

Digitized by Google

Herr Doctor sagt, sie würde nicht gesund, wenn sie sich nicht ruhig verhalte, das unartige Kind."

Mitleidig versprach Hella, daß sie recht lange bleiben wolle; sie setzte sich neben das kleine Bett und fing an Geschichten zu erzählen. Die Mutter mußte wieder in die Küche; „ich sag's ja immer, Fräulein Hella hat das beste Herz von der Welt", redete sie nach ihrer Art im Hinausgehen vor sich hin.

Die Thür zum Vorzimmer war halb offen geblieben; nicht lange und die Jungen kamen auch herein und hörten zu mit offenem Munde. „Noch eine", bat die kleine Patientin immer von neuem, wenn das Schicksal einer verzauberten Prinzessin oder eines Königsohnes sich befriedigend gelöst hatte, und Hella wunderte sich selber, wie ihr die Märchen alle wieder einfielen, welche ihr, als sie selber ein kleines Mädchen gewesen war, eine alte, jetzt längst verstorbene Kinderfrau erzählt hatte; diese schönen Geschichten, an die sie seit Jahren nicht mehr gedacht.

Einmal, als sie gerade sich besinnend schwieg, öffnete sich die Thür des Wohnzimmers und der Wirth selber, am schweren Tritt kenntlich, ging durch die Stube an einen Schrank. Er vermuthete seine Frau in der Schlafstube und rief ihr, ohne an die Thür zu kommen, zu:

„Das trifft sich gut, daß die große Flasche voll Tinte noch da ist, Rike; jetzt fangen sie an zu klecksen; sie sind bald fertig mit dem armen Jasmund."

Der Mann ging wieder hinaus, ohne zu ahnen, wer die Worte gehört habe. Hella saß erstarrt; die Kinder baten und drängten, erst schüchtern, dann lauter, um Fortsetzung der Geschichte, sie hörte gar nichts davon. Langsam wurde ihr klar, was Riken's Mann gemeint hatte; sie begriff, zu welchem Acte sie in das Haus gekommen war. Die Gläubiger ihres Vaters waren oben versammelt, um unter einander irgend ein Abkommen zu treffen; sein Schicksal und damit ihres wurde in dieser Stunde entschieden.

Und wo war Helfrich? Wahrscheinlich gewiß weit von hier. Er war verreist und sein Onkel benutzte die Gelegenheit, um hinter seinem Rücken zu handeln. Sie konnte an das Schlimmste noch nicht glauben; mechanisch fing sie wieder an den Kindern Rede zu stehen, als die Mutter derselben eintrat. Sie trug einen Teller, auf dem sich irgend eine Leckerei befand, denn Hella konnte ihr keine größere Freude machen, als wenn sie ein Pröbchen ihrer Kunst des Kochens und Backens genoß und lobte. Als die gute Frau aber nur einen Blick auf das Gesicht des jungen Mädchens geworfen hatte, mußte sie den Teller hinsetzen, so heftig begann ihre Hand zu zittern.

Hella's verstörte Augen füllten sich rasch mit Thränen. „Was fehlt Ihnen, bestes gnädiges Fräulein? Wer hat Ihnen etwas gesagt? Habt ihr abscheulichen Jungen etwa dummes Zeug geredet?" Damit fuhr Frau Rike auf die verblüfften Knaben los, um ihrem Mitgefühl in Heftigkeit und Zorn gegen irgend Jemand Luft zu machen.

„Laß, Rike", bat Hella wieder gefaßt. „Ich wußte nicht, was heute in Eurem Hause vorgeht; ich habe seit Wochen von der Welt nichts gehört, noch gesehen; ich habe beim Papa gesessen, der noch immer nicht gesund ist."

„Wie geht es denn dem guten Herrn?" fragte die Frau, froh, das gefürchtete Thema immer noch hinausschieben zu können. Da ging wieder die Thür des Nebenzimmers; der Mann kam hinein und noch einmal hörte Hella durch denselben Zufall was nicht für sie bestimmt war, und was in solcher Schärfe sonst nie vor ihre Ohren gekommen wäre.

Digitized by Google

Herr Veit wendete sich wieder vom Wohnzimmer aus an seine diesmal wirklich nebenan befindliche Frau. Schon bei seinen ersten Worten hatte Rike erschrocken aufspringen wollen, aber im Nu war Hella bei ihr, umfaßte krampfhaft ihre beiden Hände und hielt sie so auf dem Stuhle fest, geisterbleich, die großen Augen so voll der intensivsten Spannung, daß die Frau eingeschüchtert und halb wider Willen ruhig blieb.

„Es ist doch eine Schande", begann der Mann, offenbar voll Unwillen, aber doch nicht ohne jene Gemächlichkeit, mit der man schlechte Nachrichten, die noch weiter Niemand weiß, mittheilt, „eine Schande, wie sie mit dem armen Jasmund umgegangen sind." — Er stand hinter der Thür, die nach dem Schlafzimmer führte und trocknete sich an einem dort hängenden Handtuch die Hände, während er weiter sprach. „Der Mann mag noch so schlecht gewirthschaftet haben, er gehörte doch zu ihnen; was das Spielen und Trinken angeht, da sind sie Alle selber nicht besser, und das wissen sie auch. Hätten sie die Sache wenigstens unter sich abgemacht! Aber ihn so ganz fallen zu lassen, ihn dem fremden Kerl in die Hände zu liefern, diesem Levisohn, der ihn so ruhig vom Gute herunterwerfen wird, wie ich einen fremden Hund aus meiner Stube werfe, das will mir nicht in den Kopf. — Diese Lockhorsts kennen kein Erbarmen! Die anderen Herren wollten nicht daran, Dieser sprach dagegen und Jener, und es wäre vielleicht ganz anders gekommen, wenn nicht der Satan, der junge Lockhorst, gewesen wäre; der mit seiner verdammten glatten Zunge, mit seinem: „Ich bitte Sie, zu erwägen, meine Herren" und „Sie vergessen, meine Herren", saß immer dahinter; er schien ordentliche Angst davor zu haben, daß die Freunde Jasmund's die Sache in die Hände bekommen könnten und dem armen Teufel vielleicht noch einmal aufhelfen. Nun haben sie ihre Forderungen auf das Gut an den Juden verkauft; sie haben ein Geschäft dabei gemacht, und der Herr Levisohn muß doch auch wohl denken, daß er mit Profit herauskommen wird. Gieb Acht, der bringt die Fabrikanlagen in Zug, wozu dem armen Jasmund stets das Capital gefehlt hat; ja, ja, was man Alles erlebt —"

Das letzte Wort erstarb ihm im Munde; er war, immerzu sprechend, unter die Thür getreten und stand nun, als wäre der Blitz vor ihm niedergefahren, dem todtenbleichen Gesicht Hella's gegenüber.

Eine Beschönigung oder Abschwächung der so unbarmherzig ausgesprochenen Wahrheit war nicht mehr möglich, aber daran zu denken, blieb auch gar keine Zeit; die beiden Leute sahen das Mädchen angstvoll darauf an, was sie wohl beginnen werde. Hella stand hoch aufgerichtet, noch immer lauschend, mitten im Zimmer; plötzlich eilte sie mit einem wilden Aufleuchten der Augen an den Eheleuten vorüber durch das Vorderzimmer in den Hausflur; denn an der vermehrten Bewegung auf Treppen und Gängen hatte sie erkannt, daß die Herren auseinander gingen. Da waren sie auch fast Alle auf dem großen Flur, laut mit einander sprechend, lebhaft gesticulirend, die wohlbekannten Nachbarn und Zechbrüder des Vaters, die hochgewachsenen Herren in den grauen Jagdröcken, die von Hollbach, von Raswig, von Trott und andere, aber Hella achtete nicht auf sie, mit Bewußtsein sah sie nur Einen; er verließ gerade das Haus, sie lief ihm nach und auf der offenen Landstraße, in der Sonne, erreichte sie ihn, als er eben in seinen Wagen steigen wollte. „Halt, Helfrich, was hast Du gethan!" rief sie drohend, und faßte mit beiden Händen nach seinem Arm. Aber wie er ihr das Gesicht zuwendete, verließ sie die Kraft mit dem Glauben an Alles,

Digitized by Google

was sie noch eben über ihn gehört hatte. Flehend sah sie zu ihm auf: „Sage, daß es nicht wahr ist!“ murmelten die erbleichenden Lippen und dann wurde es dunkel vor ihren Augen, sie griff schwankend in die Luft und nun mußte er den Arm um sie legen und sie an sich ziehen, wenn er sie nicht zu Boden sinken lassen wollte.

Mit Achselzucken und emporgezogenen Brauen begegnete er den verwunderten Mienen und dem spöttischen oder verständnißvollen Lächeln der herantretenden Herren. Hella hörte, wie in einem schweren Traume befangen, indem sie kein Glied rühren konnte, was um sie her gesprochen wurde, sie hörte die scharfe Stimme des ältern Lockhorst, der auf französisch etwas von einer abgeschmackten Scene sprach, hörte die mit schwerer Zunge gelallten bewundernden Worte eines der Umstehenden: „Er ist doch ein infamer Kerl, ruinirt den Vater und hält es mit der Tochter —“, und nun gelang es ihr endlich, den schrecklichen Schwindel zu bewältigen und sich aufzurichten. Die ganze Scene hatte kaum zwei Minuten gedauert. „Sie sind nicht wohl, Fräulein Jasmund; erlauben Sie, daß ich Sie in das Haus führe“, sagte jetzt Lockhorst in seiner kaltblütigen Art. Kaum hatte man die Uebrigen im Rücken, so flüsterte er ihr zu: „Beruhige Dich, mein Täubchen, ich erkläre Dir Alles ...“ Und nun geleitete er sie in das Wohnzimmer der Wirthsleute. Hier warf sich Hella, unbekümmert um die Anwesenheit der Frau, leidenschaftlich an seine Brust und er suchte sie mit der alten Zärtlichkeit zu besänftigen und ihre Thränen zu hemmen. „Sie sagen, Du habest uns auch verlassen — es sei aus mit uns!“ weinte sie, und er erwiederte ihr: „Laß die Narren reden; was geschehen ist, ist so für Deinen Vater am besten; sei mein großherziges Mädchen und glaube an mich, wenn sie es Dir auch schwer machen.“ — Sie verlangte ja nichts Besseres; er küßte ihr die Thränen fort und bat sie, nun nach Hause zurückzukehren; ihren Bericht über des Vaters Zustand hörte er mit Aufmerksamkeit an.

„Und nun muß ich fort, Hella, der Onkel wartet auf mich; leb' wohl, mein Kind, auf Wiedersehen!“

Sie hielt ihn ängstlich bei den Händen fest. „Du bist so lange fortgeblieben, Helfrich; darf ich Dich nicht jetzt wieder mehr sehen, wo ich so einsam bin?“ In diesen Worten lag der einzige Vorwurf für wochenlange Vernachlässigung, den er erhielt. — „Gewiß, Herzchen ... Ich bin viel beschäftigt gewesen, aber jetzt werde ich es wieder möglich machen können.“ Er dämpfte seine Stimme ein wenig. „Komm morgen Abend in den Steinbruch ... gleich nach Sonnenuntergang ... ich will Dich erwarten.“

„Du willst kommen? Gewiß?“

„Gewiß! Und nun leb' wohl.“

Er war fort und Hella stand noch eine Weile regungslos auf dem Fleck, wo er sie verlassen hatte, während Frau Rike sie kopfschüttelnd und mit kummervoller Miene betrachtete und nach Worten zu suchen schien, um sie anzureden. Endlich fuhr das Mädchen auf. „Ich muß nun fort, Rike; es ist die höchste Zeit! Gewiß hat der Vater mich längst vermißt“, sagte sie eilig. „Ich will nur dem Annchen noch Adieu sagen.“ Als sie wieder aus der Schlafkammer trat und der Frau mit zerstreuter Miene die Hand reichte, hielt diese sie fest.

„Liebes, gnädiges Fräulein“, begann sie und stockte. — „Nun, Rike?“ — „Verzeihen Sie mir, wenn ich mir die Freiheit nehme, aber ich glaube, was Sie da thun, ist nicht gut. Der junge Herr —“

Digitized by Google

„O laß, Rike, ich weiß, was Du sagen willst!“ rief Hella ungeduldig, ihre Hand fortziehend. „Sie sind Alle gegen ihn, weil sie ihn nicht verstehen. Adieu; ich werde bald wieder nach Annchen sehen.“

Damit eilte sie fort und ließ ihre wohlmeinende Freundin in Sorgen zurück. Die gute Frau aber hatte noch an demselben Tage Gelegenheit, ihr von diesem Gegenstande übervolles Herz gründlich auszuschütten. Etwa zwei Stunden nach den eben erzählten Auftritten hielt auf dem Wege von der Stadt ein Wagen vor der „Sonne“, in dem ein Herr saß; der Kutscher fütterte hier die Pferde und der Passagier mußte sich so lange gedulden. Es war Gustav. Er fragte den herbeieilenden Wirth, ob zufällig eins der Gastzimmer leer sei, und gab ziemlich deutlich den Wunsch nach ungestörtem Alleinsein zu erkennen.

Gustav war innerlich heftig erregt, der Verzweiflung nahe. Er hatte sich in Geschäften seit dem Morgen in der Kreisstadt aufgehalten und war dort von einem Schulfreunde, der in der Stadt angestellt war, im Gasthause aufgesucht worden. Dieser junge Mann, der Gustav's langjährige Leidenschaft für Hella kannte, hatte sich's aus treuem Herzen zur Pflicht gemacht, den Freund vor dem jungen Mädchen zu warnen. Alles, was man sich über Hella's Verhältniß zu Lockhorst nur irgend erzählt, hatte er zusammengetragen und ihm mitleidslos vorgehalten, um ihm, wenn nicht die erwiesene Wahrheit, so doch einen deutlichen Begriff von der Art und Weise zu geben, wie man hier über Hella urtheilte.

Erst achselzuckend, mit scheinbarer Gleichgiltigkeit, dann in heftigem Zorn hatte Gustav das Alles zurückgewiesen und sich zuletzt mit dem guten Menschen völlig entzweit. Jetzt war er den Warner los, aber der Stachel jener Reden war geblieben, und seine Stimmung wurde trostloser und düsterer, je näher er dem Gute kam. Warum war er auch gegangen? Vielleicht, ja gewiß wäre es für Hella besser gewesen, wenn er geblieben wäre! In selbstsüchtigem Unmuth hatte er eine Gelegenheit, welche ihm ein mit der Verwaltung seines Vermögens zusammenhängendes Geschäft gab, nur zu willig ergriffen, um sich von Dehlen zu entfernen. Er hatte wohl im heimlichen Herzen gedacht, ihr wieder werther zu werden, wenn er eine Zeit lang von ihr getrennt blieb. In unbegreiflicher Verblendung hatte er ihrer so trotzig zur Schau getragenen Bewunderung Lockhorst's gar keine Bedeutung beigemessen.

Wenn er über seine ganze innere Entwickelung nachsann, so fand er, so weit er auch zurückdachte, von jeher in sich die Ueberzeugung vor, daß das Schicksal ihn und Hella für einander bestimmt habe. Was er auch für Anschauungen während seiner Studien in sich aufgenommen hatte, sie hatten alle dazu dienen müssen, immer neue Gründe und Bestätigungen dieser Zusammengehörigkeit beizubringen. In seiner Liebhaberei, Charaktere grübelnd zu zergliedern, glaubte er entdeckt zu haben, wie sie Beide, Eines zur Ergänzung des Andern, so recht vom Uranfang her angelegt seien. So mancher Vorfall, der in Hella's Augen nur die tiefe Kluft beleuchtete, welche zwischen ihrem und Gustav's Wesen bestand, und sie innerlich von ihm entfernte, trug gerade dazu bei, ihn in seiner halb phantastischen Ergänzungstheorie zu bestärken. So war er zuletzt sicher geworden, hatte Augen und Ohren der Wirklichkeit verschlossen und immer frisch weiter gehofft, als Alles längst verloren war.

Jetzt befand er sich in einem schrecklichen Zustande Der ganze Boden

Digitized by Google

seiner Existenz schien unterhöhlt; er verstand das Leben und die Natur nicht mehr, wenn sie zugegeben hatte, daß er sich so lange täuschte. Sich im menschlichen Mitgefühl über Hella's wahrscheinlich zerstörtes Dasein zu grämen, dazu war er noch nicht gekommen.

Während er so in qualvollem Sinnen allein saß, trat die Wirthin zu ihm in's Zimmer. Der Blick, den er ihr zuwarf, war nichts weniger als ermuthigend, aber die gute Frau ließ sich nicht zurückschrecken. Kannte sie doch Gustav seit seiner Knabenzeit und seine alte Anhänglichkeit für ihr Fräulein.

Darauf wies sie jetzt hin und fand so einen Eingang für Das, was sie zu erzählen hatte. „Kein Mensch hätte es ja von mir erfahren, Herr Hüttner", sagte sie, „sie haben gethan, als wäre ich gar nicht auf der Welt, oder als wenn ich blind wäre; nicht mehr wie vor dem Stuhle da haben sie sich vor mir gescheut mit ihren Küssen und Reden, aber das Fräulein weiß wohl, daß sie sich auf mich verlassen kann . . . Wenn Alle, die etwas gesehen haben, ihre Zunge so gewahrt hätten, wie ich sie wahren werde, so wäre sie jetzt nicht so schmählig ins Gerede gekommen! — Ihnen aber sag' ich Alles, Herr Hüttner, weil ich weiß, wie treu Sie es mit ihr meinen . . . und wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ich glaube, ich schöß' den Kerl todt!"

„Sprechen Sie. Was haben Sie zu sagen?" fragte Gustav dumpf; und nun erfuhr er Alles auf's genaueste, was sich heute während Hella's Anwesenheit zugetragen hatte. Nie zuvor hatte er eine solche Marter für möglich gehalten. Er saß bewegungslos, die Faust gegen die Stirn gedrückt, und hörte, was auf offener Landstraße, mitten im Kreise der Männer, was dann im Zimmer, unter den Augen dieser Frau vorgegangen war. Und als sei diese Höllenqual nicht groß genug, wurde ihm hier zuerst Kunde von dem unerwartet schnellen Zusammenbrechen der Angelegenheiten Jasmund's. Selbst gegen ihn hatte Hella's Vater stets zurückgehalten mit der Erklärung, wie es eigentlich mit ihm stehe; vielleicht hatte ein Rest von Ehrgefühl dem unglücklichen Manne verboten, die Veranlassung zu werden, daß auch Gustav sein Vermögen in diesen bodenlosen Schlund warf.

Der Kutscher kam und meldete, daß wieder eingespannt sei; halb besinnungslos stand Gustav auf. Da trat Frau Veit noch einmal dicht an ihn heran: „Leiden Sie nicht, daß sie morgen Abend zu dem Stelldichein geht," flüsterte sie hastig.

„Wo sollte die Zusammenkunft sein?"

„Im Steinbruch . . . das ist auf der Haide, zwischen Buchendorf und Dehlen; ein einsamer, verrufener Ort."

Er nickte, stieg ein und fuhr seiner Wege und die Frau wunderte sich darüber, wie der studirte junge Herr das alles so ruhig aufgenommen habe.

In Dehlen angekommen, fand Gustav Alles in Verwirrung und Schrecken. Der nunmehrige Besitzer des Gutes hatte gleich nach den Verhandlungen in der „Sonne" einen Bevollmächtigten nach Dehlen geschickt, welcher Jasmund die Sachlage auseinandersetzen sollte. Dieser Mann war unglücklicherweise mit Frau Jasmund zuerst zusammengetroffen. Er hatte sich, als er erfuhr, daß ihr Gatte krank im Bette liege, seiner Ankündigung gegen die gänzlich unvorbereitete Frau ohne weitere Schonung entledigt. Ganz außer sich war diese darauf an das Bett ihres Mannes gestürzt, hatte ihn beim Arm ergriffen und, um ihn aus seiner Stumpfheit gewaltsam aufzurütteln, in ihrer fassungslosen Erregung ihm die Hiobspost, die sie eben em-

Digitized by Google

pfangen hatte, in's Ohr geschrien. Mit vollkommen klarem Bewußtsein und noch ziemlich ruhig hatte Jasmund den Mann vor sein Bett kommen lassen. Als er nun aber das Nähere erfahren, als er begriffen hatte, welche Rolle die Lochhorsts zu seinem Verhängniß gespielt, da war er in schäumende Wuth ausgebrochen, aber mitten in seinem Toben zurückgesunken, von einem erneuten und diesmal schweren Schlaganfall betroffen. Jetzt lag er sprach- und bewußtlos da, ein aufgegebener Mann, und Frau Jasmund hatte schon dem Dienstmädchen, welches sie seit Ulriken's Abwesenheit zu ihrer Vertrauten gemacht, angedeutet, daß sie nächstens zu Frau Dannenberg ziehen werde.

Hella mußte in dieser Noth die Ankunft Gustav's als eine Erleichterung begrüßen.

Unerträglich langsam und trübe schlichen die Stunden des nächsten Morgens im Hause hin. Gustav hatte nichts zu thun, wie sonst; die nothwendigen Verrichtungen der Gutswirthschaft wurden von wenig Arbeitern und Tagelöhnern besorgt, die keine Aufsicht brauchten; die Brennerei war seit Wochen außer Betrieb, die Sägemühle stand still. Mit Hella allein zu sein, gelang Gustav nicht; wenn sie nicht am Bett des Vaters saß, war sie in ihrem Zimmer. Dagegen konnte er sich der Gesellschaft der Mutter nicht entziehen; sie war nur zu froh, ein Ohr zu haben, in das sie ihre unerschöpflichen Klagen und Vorwürfe ergießen konnte, da die Krankheit das ihres Mannes mitleidig vor ihr verschlossen hatte. Gustav konnte nicht umhin, die kindische Frau zu bedauern, so lange nicht der Widerwille vor dem unverhüllten Egoismus ihres Gejammers die Oberhand gewann.

Um Mittag kam ein Gerichtsbeamter aus der Stadt, um mit einem Vertreter des frühern Gutsherrn eine Privatrücksprache zu nehmen. Nachdem er wieder fort war, bat Gustav die Frau, im Krankenzimmer zu bleiben und ging geradewegs zu Hella's Stübchen hinauf. Sie trat auf sein Klopfen in die Thür, und er ersuchte sie, hinab in den Garten zu kommen, da er mit ihr reden müsse; dort würden sie am ungestörtesten sein.

Sie kam alsbald, und hier, unter dem offenen Tageslicht, sah Gustav erst die Veränderung, welche seit seiner Abreise mit Hella vor sich gegangen war. Das trübe Antlitz schien schärfer geworden; die Augen, von der Nachtwache und von Thränen getrübt, lagen tiefer als früher; ein neuer Zug der Spannung war um den Mund und auf der Stirn hervorgetreten und es war seltsam, wie das Alles das längliche Gesicht älter erscheinen ließ. Während Gustav sie voll Wehmuth betrachtete, wartete sie geduldig, bis er zu sprechen anfangen würde.

Er erzählte ihr in schonender Weise von dem Besuche, den er eben empfangen hatte. „Herr Levisohn hat eine mäßige Frist gesetzt, bis zu welcher Ihr Eure Entfernung von hier bewerkstelligen müßt. Hella", sagte er, „hast Du schon daran gedacht, wohin Du dann mit Deinen Eltern Dich wenden wirst?"

„Wie sollte ich? Wird uns denn nicht, wenn Alles geregelt ist, irgend etwas bleiben, um leben zu können?" fragte sie, hülflos zu ihm aufsehend.

„Darum sorge noch nicht; dafür wird sich schon eine Auskunft finden. Ganz schlimm wird es doch nicht werden, da ein solcher Rentier —", er deutete auf sich mit dem schwachen Versuche eines Lächelns — „zur Familie gehört."

„Du bist so gut, Gustav", sagte Hella zerstreut. „Wir werden in die Stadt, nach L.hinüber —", sie nannte die nahe Kreisstadt — „ziehen müssen."

Digitized by Google

„Nach L., zwischen jene Menschen?“ — er stockte und sah sie schmerzlich an. Sie verstand sein Bedenken; eine schwache Röthe färbte das bleiche Gesicht, und sie vermied seinen Blick, während sie sprach. „Was ist daran gelegen? Dem armen Vater können sie Nichts mehr zutragen über mich und die Mutter wird sich nicht allzusehr grämen, sie hat von jeher nur auf Ulriken gehofft.“

„Und Du, Hella! Hast Du Dich denn aufgegeben?“ rief Gustav in ausbrechendem Schmerze.

Sie richtete sich hoch auf. „Von Dir, Gustav, erwartete ich ein anderes Urtheil über mich, als es die Uebrigen haben“, sagte sie; aber so stolz sie auszusehen versuchte, es entging ihm nicht, daß ihre Stimme bebte; war vielleicht der Trotz endlich gebrochen unter all' dem heranstürmenden Unglück?

„Hella, Einzige! Du hattest Recht, wenn Du mir vertraut hast“, rief er. „Mir bist Du verehrungswürdiger, heiliger als je! O, wenn es möglich wäre, Dich jetzt noch vom Abgrunde zurückzuziehen, den Du nicht sehen willst! Wo nehme ich die Worte her, um Dich zu überzeugen, daß Du die Juwelen Deines Herzens einem Elenden hinwirfst!“

Wenn Gustav in früheren Zeiten diesen Ton der Leidenschaft und Wahrheit getroffen hätte, so wäre vielleicht Alles anders geworden. Jetzt war es zu spät. Seine letzten Worte scheuchten sie von ihm zurück. „Ich kenne Deine Gesinnung über ihn... ich will Dich nicht anhören, Gustav...“ sagte sie tonlos, ohne ihn anzusehen, und wandte sich zum Gehen...

Da vertrat er ihr den Weg... „So gestatte mir Gehör in einer Sache, die mein Geschick so gut wie Deines betrifft“, sagte er mit einer plötzlichen äußern Ruhe und einem Ernste, der sie zwang, ihm Folge zu leisten. „Du mußt wissen, daß ich es von jeher als Ziel meines Strebens betrachtet habe, Dich einst bitten zu dürfen, daß Du mein Weib werdest. Diese Bitte spreche ich jetzt aus, trotz dem Verhältniß, in welches Du verstrickt bist. Ich weiß nicht, welchen Ausgang desselben Dir Lockhorst in der Ferne zeigt... was ich Dir dagegen biete, verdient der Erwägung. Löse Dich von ihm, nimm meinen Namen und mein Vermögen von mir an; auf Deine Liebe will ich ruhig warten. Du bist heimatlos; hilf mir, für Dich und Deinen Vater eine Heimat gründen. Komm, Hella —“

Hella hatte wie erstarrt gestanden; als er sich jetzt bittend nahte, hob sie abwehrend beide Hände auf. Blieb sie unempfindlich für den Edelmuth dieses Anerbietens, glaubte sie nur ein selbstsüchtiges Streben herauszuhören? — sie war verwandelt, sie wich zurück mit Schrecken und Abscheu. „Dein Weib werden, nie, nie... lieber wollt' ich sterben“, stieß sie halblaut hervor.

„So sehr bin ich Dir verhaßt, Hella —“

„Ja, jetzt hasse ich Dich! Du willst unser Elend benutzen, mich zum feigen Verrath verleiten. Laß mich; was drängst Du Dich wieder in dies Unglückshaus... „Du kommst, um mich zu quälen... geh', geh'!“

„Du stößest mich mit dem Fuße von Eurer Schwelle, Hella“, sagte Gustav, dem der Schmerz alle Besonnenheit nahm, mit höhnischer Bitterkeit. „Ich soll gehen, damit die Geliebte Lockhorst's vom Lager ihres sterbenden Vaters hinweg unbemerkt zum Stelldichein eilen kann.“

Sie lachte wild auf. „Davon weißt Du auch schon? Du bist gut unterrichtet von Deinen Spionen! Aber sieh' zu, ob Du mich zurückhalten kannst.“

Damit eilte sie an ihm vorüber, dem Hause zu; er sah ihr in einer Art von Betäubung nach; als sie längst verschwunden war, stand er noch

Digitized by Google

und starrte auf die Thür, durch die sie eingetreten war. Endlich folgte auch er und ging in sein Zimmer, wo er mehrere Stunden mit Schreiben zubrachte. Er hörte, wie die Mutter unten im Hause nach Hella rief; auch an seine Thür kam eins der Dienstmädchen und fragte, ob er nicht wisse, wohin das Fräulein gegangen sei. Er verneinte kurz; als ihm später Frau Jasmund klagte, daß das Mädchen zu Pferde fort sei und sie schon so lange mit dem Vater allein, schien er sie kaum zu hören; gegen die Dämmerung verließ auch er das Haus.

Es mochte seit einer halben Stunde dunkel sein; Frau Jasmund war in dem Sessel neben dem Bett ihres Mannes eingeschlafen, begann sich aber jetzt langsam zu ermuntern, von einer ungewöhnlichen Bewegung draußen im Hofe geweckt. Sie hörte Hufschlag, hin und her laufen, ängstliche und eilige Stimmen und nun wurde es auch im Hause lebendig; sie wollte sich eben schwerfällig erheben, als ein Dienstmädchen in das Zimmer trat, bleich und entsetzt, offenbar irgend eine Schreckenskunde auf den Lippen. Da sie jedoch die ängstliche hülflose Miene der aus dem Schlafe aufgestörten Frau sah, nahm sie sich zusammen und begann wenigstens ihre Ankündigung mit den allerdings ziemlich zwecklosen Worten: „Erschrecken Sie nur nicht, Frau Jasmund, es ist etwas passirt . . ."

„Wo, wem?" rief die Frau, unfähig, zu errathen, was sie nun wieder betroffen haben könne.

„Ach, der junge Herr, der Herr Hüttner . . . er ist verunglückt, draußen im Steinbruch. Fräulein Hella kam hereingejagt und hat die Leute hinausgeschickt. Es kommt doch auch Unglück über Unglück!" rief das Mädchen, die Hände ringend.

Frau Jasmund verstand noch nichts. „War er denn zu Pferde? Ist er gestürzt? Wie kam er in den Steinbruch, zu dieser Zeit?" fragte sie entsetzt.

Das Mädchen schwieg und zuckte mit vielsagender Miene die Achseln. Da trat Hella ein. „Um Gotteswillen, Mädchen, was ist Dir geschehen?" schrie die Mutter überlaut; Hella, mit dem blutlosen Gesicht, den Augen voll Entsetzen, sah aus, als habe sie ein Gespenst gesehen. „Was ist mit Gustav, sprich!"

„Gustav ist todt, Mutter", sagte Hella ganz ruhig; dann ließ sie sich auf einen Stuhl sinken, legte den Kopf auf den Tisch und sprach nicht mehr, so viel die Mutter auch fragte und weinte.

Eine Ewigkeit schien es zu währen, bis die ausgeschickten Männer zurückkamen. Sie trugen Gustav auf sein Zimmer. Einer von ihnen war besonnen genug gewesen, in die Stadt nach dem Arzte zu reiten; dieser traf zur selben Zeit ein, stellte, um der Form zu genügen, einige Belebungsversuche an und bestätigte dann kopfschüttelnd, was man längst wußte. Gustav war durch einen Schuß in's Herz getödtet; man hatte ein Terzerol neben dem Todten gefunden.

Der Arzt, durch die Reden der Dienstboten aufmerksam gemacht, verlangte nun, Hella zu sehen. Sie kam und sagte auf sein Fragen aus, daß sie im Steinbruch gewesen sei. Aus nächster Nähe habe sie den Schuß gehört und sei hinausgeeilt. Gustav sei aber, als sie gekommen, schon verschieden gewesen.

Ihre thränenlose Ruhe mußte dem Arzte auffallen. „Sie haben so mancherlei ertragen müssen, und dies war zu viel für Sie, armes Kind", sagte er, ihr den Puls fühlend. Weitere Fragen über die Schreckensscene



Digitized by Google

hielt er zurück, obwohl ihre Gegenwart dabei unerklärt blieb. Aber Eins wollte er noch von ihr wissen: ob sie keine Ahnung habe von den möglichen Motiven dieses Selbstmords? Sie sah ihn an, als staune sie über seine Frage. Dann sagte sie: „Ich habe ihn unglücklich gemacht Er liebte mich; ich wollte nichts von ihm wissen, ich bin Schuld an seinem Tode; weiter Niemand, als ich allein."

Nach Allem, was sich schon an den Namen Jasmund heftete, erregte dieser räthselhafte Todesfall das größte Aufsehen in der Umgegend. Man hatte den jungen Hüttner als einen ruhigen, gebildeten, in geordneten Verhältnissen lebenden Menschen gekannt. Das unselige Mädchen war sein Verderben geworden. Ihr Treiben hatte ihm das Herz gebrochen; sie hatte ihn aus der Welt getrieben, sie war nicht mehr und nicht weniger als seine Mörderin.

So redete man in den höheren Kreisen der Stadt und der Nachbarschaft, denn daß ein Selbstmord geschehen sei, bezweifelte Niemand. Dafür sprachen auch die Briefe und Schreibereien, die man auf Gustav's Zimmer gefunden hatte. Einer der Briefe war an den Sachwalter Gustav's in der Residenz gerichtet, bei dem der junge Mann vor Kurzem seinen letzten Willen hinterlegt hatte, und gab Anweisung über die Eröffnung desselben für den Fall seines Todes. Alles wies deutlich darauf hin, daß er diesen Fall als bevorstehend in's Auge gefaßt hatte.

Unter den geringen Leuten aber herrschte eine ganz andere Ansicht. Da war nur Eine Stimme und diese bezeichnete, verstohlen zwar, aber doch so, daß sie überall hindrang und binnen Kurzem die öffentliche Meinung wie ein Gährstoff durchsetzt hatte, den jungen Herrn von Lockhorst als Denjenigen, welcher die tödtliche Kugel entsendet habe. Niemand fand große Schwierigkeit darin, dem zügellosen Menschen eine solche That zuzutrauen. Hella wurde dann erst recht die geistige Urheberin des Mordes, und um diesen Preis war die gute Gesellschaft bereit sogar ihren Liebling hinzugeben.

Als die Beweise dafür, daß Helfrich von Lockhorst an jenem Abend im Steinbruch gewesen sei, sich in den Händen der Gerichtspersonen befanden, mußte zu der Vernehmung des jungen Mannes geschritten werden. Man gab derselben aber aus Rücksicht für den mit den ersten Familien des Landes befreundeten Herrn den Charakter einer Privatbesprechung.

Lockhorst gab vor allen Dingen freimüthig zu, daß er dem Verstorbenen die Entschlossenheit, welche dieser Selbstmord voraussetze, nimmermehr zugetraut habe. „Ich hätte eher an des Himmels Einsturz geglaubt, als daran, daß sich dieser Gelehrsamkeitskrämer — entschuldigen Sie, meine Herren — noch einmal nicht zehn Schritte weit von mir erschießen würde. Und doch hat er es gethan, daran kann kein Zweifel obwalten. Sowie der Schuß gefallen war, eilte ich hinzu und fand den armen Burschen auf der Erde, todt, ganz todt. Er hatte nicht gestümpert. Die Kugel war mitten durch's Herz gegangen; dicht neben ihm lag die Waffe im Grase."

Auf weitere Fragen des Beamten mußte Lockhorst eingestehen, welches Abenteuer ihn in den Steinbruch geführt hatte. „Ich merke," sagte er und lächelte ein wenig frivol, „die Gerichte haben vor den Geheimnissen schöner Damen keinen Respect." Er erzählte sein verabredetes Zusammentreffen mit Hella und bat, ihr, wenn man auch sie vernehmen müsse, dieselbe freundliche Rücksicht, welche man ihm gezeigt habe, angedeihen zu lassen.

Hella wartete die Aufforderung des Beamten nicht ab. Sowie sie er-

Digitized by Google

fahren hatte, in welchem schrecklichen Verdacht Lockhorst stehe, fuhr sie nach der Stadt und suchte eine Besprechung mit dem Untersuchungsrichter nach. Sie bat, man möge sie befragen, und als er ihr freundlich sagte, daß sie nur zwangslos erzählen solle, wie an jenem Abend sich Alles zugetragen habe, brach sie, von der lang entbehrten Milde im Tone des fremden Mannes ergriffen, in Thränen aus, die ersten Thränen, die ihr seit Gustav's Tod die brennenden Augen genetzt hatten.

Sie faßte sich aber rasch wieder und erzählte mit niedergeschlagenen Augen: „Ich hatte, durch einen Zufall, Herrn von Lockhorst am Mittag des Tages vor jenem getroffen, im Gasthof zur Sonne, wo er mit anderen Herren über des Vaters Angelegenheiten verhandelt hatte. Man sagte mir, er sei gegen uns gewesen und eigentlich Schuld daran, daß Alles soweit gekommen wäre. Ich mußte darüber mit ihm reden, und er versprach mir, daß er am Nachmittag des folgenden Tages, gegen Sonnenuntergang, in den Steinbruch kommen wolle, wo wir schon früher zusammengetroffen waren, um mir Alles zu erklären." — Nur mit möglichst kurzen Worten deutete sie nun an, was zwischen ihr und Gustav an jenem Nachmittag vorgegangen sei und fuhr dann fort: „Ich stieg gleich darauf zu Pferde, weil ich fürchtete, Gustav könne mich verhindern wollen, mit Lockhorst zusammenzutreffen, wie ich doch versprochen hatte. Ich ritt auf weiten Umwegen der Haide zu und war zur bestimmten Zeit am Platze; Lockhorst kam vielleicht ein Viertelstunde später."

Sie schwieg und sah in schmerzlichem Sinnen vor sich nieder; der Beamte, der sie voll Antheil betrachtete, drängte sie nicht zum Reden. Endlich fuhr sie fort: „Gustav muß Alles gehört haben, was gesprochen wurde; er war schon vor mir da gewesen und hatte geduldig im Gebüsch verborgen gestanden. Wenn er später gekommen wäre, müßte ich es bemerkt haben. Lockhorst suchte mich zu überzeugen, daß es besser für den Vater sei, wenn er des Gutes ledig wäre; er sprach davon, daß wir in die Stadt ziehen sollten, dort würde er mich mehr sehen können, als bisher; er hatte den Arm um mich gelegt, wir standen dicht zusammen. Da krachten die Zweige über uns — wir standen unter einer Birke — ein Schuß war gefallen; dicht neben Lockhorst's Kopf war ein Ast zerschmettert; die Blätter wirbelten auf den Boden. Ich sah das Alles wie im Traume; ehe ich noch begriffen hatte, was es eigentlich bedeutete, wurde noch einmal geschossen. Wie ein Tiger sprang Helfrich durch die Büsche; dann hörte ich einen Ausruf und Alles war still... ich drang ihm nach... mein Kleid zerriß in dem Gebüsch, aber ich merkte es damals nicht, und dann standen wir Beide neben der Leiche."

„Ich konnte kein Wort sprechen; Helfrich schickte mich nach Hause um Hülfe zu holen; er half mir auf's Pferd und ich ritt davon wie gejagt. Was er thun wolle, wußte ich nicht. Der Weg ist weit, es war längst dunkel, ehe ich nach Hause kam."

Der Beamte hatte durch keine Miene verrathen, wie sehr ihn Hella's Erzählung und darin der von Lockhorst verschwiegene Umstand des Mordversuchs gegen ihn frappire. Durch mancherlei geschickte Fragen stellte er ihren Bericht auf die Probe; ihre Aussagen wichen um kein Haar von den ersten ab: ihre Glaubwürdigkeit stand für den erfahrenen Mann über allem Zweifel.

Freundlich entließ er das unglückliche Mädchen und bat sie nur, sich zu Hause zu halten, um recht bald erscheinen zu können, wenn man ihrer noch einmal bedürfe.



Digitized by Google

Lockhorst wurde nun abermals vorgeladen, und diesmal mit sehr ernsten Mienen empfangen. Der Beamte sagte ihm im gemessenen Tone, er erwarte von ihm die strengste Aufrichtigkeit, und bitte ihn um sein Ehrenwort darauf, daß er keinen Umstand, der den Vorfall im Steinbruch begleitet habe, verschweigen wolle.

Lockhorst sah ihn forschend an. „Sie haben Fräulein Jasmund vernommen?“ fragte er.

„Darauf kommt es jetzt nicht an“, sagte der Untersuchungsrichter kalt.

„Nun, wenn sie keine Rücksicht auf das posthume Renommée ihres Vetters genommen hat, so wäre ich freilich ein Narr, wenn ich es noch ferner thun wollte“, bemerkte Lockhorst ebenso. „Ich hielt es für überflüssig, Ihnen zu erzählen, daß mir eine Kugel zugedacht gewesen war. Wozu davon sprechen? Der arme Schelm hat ja die Strafe gleich an sich vollzogen!... Aber die lieben, ehrlichen kleinen Frauenzimmer müssen sich nun einmal bei solchen Gelegenheiten Alles vom Herzen herunter reden.“

Er erzählte nun den Vorgang gerade so, wie der Beamte ihn durch Hella erfahren hatte. Und dabei blieb es. Die begonnene Untersuchung gegen Lockhorst wurde niedergeschlagen. Es stand fest, daß Gustav Hüttner durch Selbstmord den Tod gefunden hatte; die verzweifelte That, welche dieser seiner letzten vorausgegangen war, wurde nicht bekannt. Und so vollzog sich eine Art ausgleichender Vergeltung: Gustav, der zum Mörder hatte werden wollen, wurde als Märtyrer verherrlicht und beklagt, und Lockhorst, an dieser einen schweren That ganz unschuldig, war und blieb in den Augen des Volkes, welches ihn nur noch mit Widerwillen und Grauen betrachtete, der Mörder Gustav Hüttner's, ein steter Zeuge für die Unzulänglichkeit menschlicher Justiz.

Mehrere Wochen nach den zuletzt erzählten Vorgängen saßen zwei schwarzgekleidete Frauen in dem kleinen Vorderzimmer einer Stadtwohnung. In dieser Wohnung, welche zu beziehen der Beistand der alten Gutsnachbarn Jasmund's der unglücklichen Familie ermöglicht hatte, war vor acht Tagen Herr Jasmund gestorben. Eine wohlthätige Bewußtlosigkeit hatte ihm über die letzten Wochen hinweggeholfen; wenige Tage vor seinem Ende kehrte ihm die Besinnung langsam und unvollkommen zurück. Hella setzte es durch, daß Gustav's Tod ihm sorglich verhehlt blieb. Sie saß an seinem Bett und ertrug es mit der ihr eigenen Stärke, wenn er von Gustav zu ihr redete und ihr zu verstehen gab, wie sehr er wünsche, daß sie seine Gattin werden möchte. Da sie nicht widersprach, glaubte er sie willig; mit seinen letzten Kräften trug er ihr seine Grüße und Segenswünsche für den Schwiegersohn auf und ging aus der Welt in der tröstlichen Täuschung befangen, daß er sein Kind unter der treuen Obhut Gustav's zurücklasse.

Die Beerdigung war vorüber und Hella wie ihre Mutter trugen die baldige Auflösung des kleinen Hauswesens im Sinn. An jenem Nachmittage hatten sie Beide Briefe erhalten; Hella saß da, den ihren im Schooß, und beschattete die Augen mit der Hand; Frau Jasmund sah oft zu ihr hinüber und rückte unruhig auf ihrem Stuhle hin und her. Endlich begann sie und sprach mit häufigen Pausen:

„Ulrike hat wieder geschrieben, Hella ... sie ist recht theilnehmend, Dannenberg auch ... es ist wirklich ein Trost, wenn man ein so gutes Kind hat.“

Digitized by Google

Hella ſchwieg; der Vorwurf für ſie, welchen die letzten Worte enthalten ſollten, war an ihr abgeglitten. Die Mutter mußte wieder anſetzen.

„Sie haben mein Zimmer ſchon im Stande; ich wäre gern noch vor der Auction hingezogen, dieſe neue Unruhe wird mich wieder ſehr angreifen und ich muß jetzt meine Geſundheit ſchonen.“

„Gewiß, Mutter“, ſagte Hella. „Und warum ſollten wir nicht von hier fortgehen können, ſobald wir wollen?“

Es war zum Verzweifeln, Hella wollte nicht verſtehen. „Und Du, Hella? was ſoll es mit Dir geben?“ fragte Frau Jasmund.

„Ich? mit mir? o, mache Dir darüber keine Sorge, Mutter, ich werde mich zuſammennehmen“, ſagte Hella leiſe.

Es blieb nun nichts weiter übrig, als ihr die Wahrheit geradezu zu ſagen. Frau Jasmund wählte dazu den Ton des weinerlichen Vorwurfs, der ihr am geläufigſten war. „Es iſt recht traurig mit Dir“, ſagte ſie, „aber man kann es Ulriken doch auch nicht verdenken. „Sie hat Rückſichten zu nehmen. Es war alles Mögliche von Dannenberg, daß er ſein Wort gehalten hat. Des Vaters Unglück muß ihm auch fatal geweſen ſein; er hat es Ulriken bis jetzt nicht entgelten laſſen, aber —“, ſie ſtockte und dann half ihr der Aerger über Hella's fortwährende Gleichgiltigkeit über ihre Angſt hinweg, „er erklärt, unter keiner Bedingung werde er Dich in's Haus nehmen.“

Nun war es ausgeſprochen; Hella erbleichte, aber ſie ſagte ruhig: „Ich habe noch keinen Augenblick daran gedacht, Ulriken's Schwelle zu betreten. Wenn ich Dir von meinem Plane für die Zukunft noch nicht ſprach, ſo geſchah es, weil ich fürchtete, derſelbe werde auf Widerſpruch bei Dir ſtoßen. Ich werde irgendwo eine Stelle annehmen.“

„Da widerſprech' ich Dir gar nicht, ich finde das ganz vernünftig“, ſagte Frau Jasmund, innerlich aufathmend. Nach einer Weile begann ſie in vertraulichem Tone: „Uebrigens iſt Dannenberg wohl nicht ſo ſchlimm, wie er ſich anſtellt. Ich bin überzeugt, wenn ich mit ihm ſpräche und ihm ſagte, daß Du ganz aus der Gegend hier fortgehen wollteſt, würde es ihm auf ein paar Thaler nicht ankommen; er würde Dich anſtändig verſorgen, ſo daß Du keine Verlegenheit zu fürchten brauchteſt.“

„Deſſen bedarf es nicht“, erwiederte Hella. „Ich habe, was ich brauche.“ Sie ſenkte die Augen auf den Brief, der ihr im Schooße lag, und fuhr mit Anſtrengung fort: „Guſtav hat ein Teſtament gemacht . . . hat mir ſein Vermögen hinterlaſſen.“

Frau Jasmund traute ihren Ohren nicht; ſie ſaß wie erſtarrt. Endlich gewann ſie Bewegung und Sprache wieder und erſchöpfte ſich nun in Ausbrüchen der Verwunderung. Sie ließ ſich Alles, was Hella eben aus dem Briefe, den ihr der Sachwalter geſchrieben hatte, erfahren, auf's Genauſte mittheilen; als Hella ſagte, daß ſie zu der Teſtamentseröffnung nach der Hauptſtadt müſſe, ſah ſie das Mädchen faſt mit Ehrfurcht an. Hella, die wohlhabende Erbin, war ſofort eine Andere für ſie. „Guſtav, der arme, gute Menſch — wer hätte das gedacht!“ rief ſie immer wieder. Zuletzt meinte ſie: „Wie wird ſich Ulrike freuen, wenn Du zu ihr kommſt!“

Hella ſah ihre Mutter erſtaunt an. Dieſe ſagte naiv: „Nun, jetzt liegt Alles anders. Du kannſt doch nun, als wohlhabendes Mädchen, welches gewiß auch einmal wieder dieſen oder jenen Antrag haben wird, nicht in der Welt herumfahren, Du mußt eine Heimat haben. Und mir wäre es lieber, wenn wir zu Deiner Schweſter zögen, anſtatt für uns Haus zu halten.

Digitized by Google

Dort können wir unsere Zimmer und unsere Bedienung haben und meinetwegen Das, was wir essen, bezahlen, dann sind wir ganz unabhängig. Ich habe die Haushaltsmisère satt und Du bist mir immer recht wenig zur Hand gegangen, Hella, und wirst es jetzt erst recht nicht thun."

Hella ließ sprachlos den Kopf in die Hände sinken. Gustav hatte sie hart bestraft, als er sie zu dem Besitze dieses Geldes verurtheilte. Es wäre ganz vergeblich gewesen, die Mutter ahnen lassen zu wollen, wie sie darüber empfand, mit welchen Qualen sich sein blasses Todtenbild in ihr erneute, während er ihr nun noch einmal, und aus dem Grabe heraus gleichsam, darthat, wie sie ihm Alles gewesen war. Nur in sofern er äußere Dinge betraf, mußte sie der Mutter ihren Irrthum zu benehmen suchen.

„Es bleibt bei dem Entschlusse, welchen ich Dir vorhin mitgetheilt habe", sagte sie daher ruhig. „Ich habe mir vorgenommen, gerade so für meinen Unterhalt zu arbeiten, als wenn ich dieses Geld nicht besäße; ich betrachte es überhaupt nicht eigentlich als mein Eigenthum. So weit ich aus diesem Brief ersehen kann, ist das Capital in der Weise für mich angelegt, daß ich es durchaus nicht angreifen kann, die Zinsen desselben aber lebenslänglich beziehen soll. Wenn ich unverheirathet sterbe, fällt Alles einer Lehranstalt als Legat zu. Gern will ich Dir jährlich so viel zukommen lassen, wie Du nöthig zu haben glaubst, damit Dein Verhältniß zu Dannenberg's ein für Dich angenehmeres werde, als es sein würde, wenn Du von ihnen abhängig wärest. Ich will sie nicht sehen und so werden auch Du und ich uns trennen müssen, Mutter."

Wenige Tage später verließ Hella jene Gegend und von da an war sie für die Kreise, in denen sie bisher gelebt hatte, verschollen. Lockhorst hatte sie, an deren Namen sich nun für ihn die fatalsten Erinnerungen knüpften, nicht wieder zu sehen versucht; sie wunderte sich darüber nicht, die Trennung von ihm hatte sich nun endlich auch in ihr vollzogen. Die große Leidenschaft ihres Lebens war begraben, nicht aber die Kräfte, welche dieselbe in dem Charakter des Mädchens sich hatte entwickeln lassen.

Hella ist an ihrem schweren Jugendirrthum und an ihrer herben Reue nicht gestorben; sie hat jenen abgebüßt, diese endlich überwunden durch lange Jahre hingebender Arbeit und Pflichterfüllung. Während sie es erst als einen Theil der Strafe, die sie sich zuerkannt hatte, betrachtete, sich arm und von ihrer Arbeit abhängig zu fühlen, wuchs sie allmälig in das Bewußtsein des Reichthums und seiner Verantwortlichkeit hinein und nahm alle Pflichten großartiger, aufopfernder und gewissenhafter Wohlthätigkeit auf sich.

Und ist Dies Alles, was von ihr zu erzählen blieb? Nein. Noch einmal trat an sie, die in Gedanken an Andere fast das Bewußtsein ihrer Persönlichkeit verloren hatte, überraschend und mit gebieterischem Ernste die Entscheidung heran, ob sie ein Glück, welches zu empfinden sie nicht mehr vermochte, einem Andern gewähren solle, und sie wagte nicht sich zu weigern. Mit voller Selbstverleugnung, nur von dem demüthigen Wunsche beseelt, Lebensfreuden, die für sie versiecht waren, so viel wie an ihr liege Anderen zu schaffen, ging sie den Bund ein; sie ging ihn auch deshalb ein, weil sie eine kräftige Natur war, deren Buße im Handeln bestehen mußte.

Und hier verlassen wir sie in einem Wirkungskreise, der für alles Leid und manche Freude Raum hat, und in dem der Ernst, welchen großes Leid gezeitigt hat, für Viele segensreiche Früchte tragen kann.

Digitized by Google

# Der Begriff der Zeit.

Philosophische Plauderei von **Ernst Eckstein.**

Unsere Erkenntniß sagt uns a priori, das heißt, ohne jede Rücksicht auf die Erfahrung, daß sowohl die Zeit als der Raum unbegrenzt ist. Demgemäß ist der Weltproceß ein anfangs- und endloser. Mögen wir um Tausende von Jahrbillionen in die Vergangenheit zurückgreifen, wir werden niemals eine Operation begehen, die man als zu kühn tadeln dürfte. Das Gleiche gilt von der Zukunft. Wenn wir also auf irgend einem Gebiet des Geschehens vor einer auch noch so großen Reihe von möglichen Fällen stehen, im Lauf der unendlichen Zeit wird sich selbst der unwahrscheinlichste Fall einmal verwirklichen. Ja mehr noch, da sich der riesige Zeitraum, der allenfalls zu dieser Verwirklichung nothwendig ist, unendliche Male wiederholt, so wird sich auch diese Verwirklichung des unwahrscheinlichsten Falles unendliche Male wiederholen. Hieraus folgt, daß sich auch die nämliche, noch so verwickelte Gruppirung organischer Atome im Lauf der Aeonen unzählige Male wiederholen wird, müßten wir auch einräumen, daß zur Bewerkstelligung dieser Wiederholung ein Zeitraum erforderlich wäre, zu dessen Schreibung wir einer Billion von Ziffern bedürften. Wir sind ja hier in keiner Weise beschränkt. Das Individuum ist aber, wenigstens der materialistischen Anschauungsweise zufolge, nichts als eine äußerst verwickelte Gruppirung von Atomen. Wir können uns die Unwahrscheinlichkeit, daß eine solche Gruppirung sich innerhalb eines für unsere Fähigkeiten noch faßbaren Zeitraumes wiederhole, gar nicht groß genug vorstellen: aber wenn diese Unwahrscheinlichkeit beispielsweise die von 1 gegen Billion auf die billionste Potenz ist, so brauchen wir so nur den anfänglich statuirten Zeitraum mit Billion auf der billionsten Potenz zu multipliciren, um die Unwahrscheinlichkeit schon wie 1 : 2 erscheinen zu lassen. Multipliciren wir das so erhaltene Resultat noch einmal mit hundert, so ist bereits die Wahrscheinlichkeit zweihundertmal größer als die Unwahrscheinlichkeit, und lassen wir nun so die Wahrscheinlichkeit anwachsen auf dieselbe Höhe, mit der uns früher die Unwahrscheinlichkeit erschreckte, so wird sie evidenter Maßen zur mathematischen Gewißheit, denn ein unendlich kleiner Factor kann selbst in der strengsten mathematischen Gleichung vernachlässigt werden.

Um uns klar zu machen, wie unwahrscheinlich allerdings die Wiederholung einer Gruppe ist, die sich aus einer Unsumme von Einzelgrößen zusammensetzt, wollen wir uns die nachstehende Erwägung vorhalten. Vier einzelne Größen, die in linearer Gruppirung nebeneinander stehen und nachher von der Hand des Zufalls verwischt werden, bieten die Wahrscheinlichkeit, daß sich dieselbe Gruppirung unter 24 Fällen einmal wiederhole. Bei fünf Größen schrumpft diese Wahrscheinlichkeit auf einen unter 120 Fällen zusammen, bei sechs Größen auf einen unter 720 u. s. w. Man sieht, daß hier selbst bei einer vergleichsweise noch geringen Anzahl von Einzelgrößen Resul-

Digitized by Google

tate der Unwahrscheinlichkeit erzielt werden, deren Zahlen unsere Vorstellungskraft weit übersteigen. Nun ist noch zu erwägen, daß die Nebeneinandergruppirung in geometrischer (Flächen-) Richtung und in stereometrischer (körperlicher) Richtung diese Verhältnisse in's Märchenhafte verwickelt, da ja nun für jede einzelne Größe eine tausend und abertausendmal beträchtliche Anzahl von Möglichkeiten gegeben ist. Man erwäge ferner, daß ein mikroskopisch kaum noch wahrnehmbares Theilchen des menschlichen Organismus eine riesige Summe von Zellen repräsentirt, und daß jede dieser Zellen aus einer Unsumme von Atomen zusammengesetzt ist, daß also schon die Ziffer der den Organismus zusammensetzenden Atome ins Unsinnige geht: dann wird man die Unwahrscheinlichkeit, es könne sich jemals eine so gigantische und so über alle Begriffe verwickelte Gruppirung von Atomen wie der menschliche Organismus jemals wiederholen, geradezu horrend finden. Aber diese Horrendheit genirt uns nicht, denn wir haben wie gesagt ein sehr einfaches Mittel, sie zu paralysiren. Wir können der ungeheuerlichsten Zahl, die hier herauskommen dürfte, sämmtliche Nullen streichen, indem wir diese Nullen einfach jedem beliebigen Zeitraum anhängen. Ein Kind, das in den vier Species zu Hause ist, wird uns sagen, daß ich überall da, wo ich die Wahrscheinlichkeit auf das gleiche Niveau mit der Unwahrscheinlichkeit bringen will, die Wiederholung nur genau halb so oft eintreten lassen muß, als die Ziffer der Wahrscheinlichkeit in der Ziffer der Unwahrscheinlichkeit enthalten ist. Um z. B. im Fall der linearen Nebeneinanderstellung von vier Größen das Gleichgewicht zwischen Wahrscheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit herzustellen, wiederhole ich diese Gruppirung blindlings zwölfmal. Alsdann verhält sich die Wahrscheinlichkeit zu der Unwahrscheinlichkeit wie 1 zu 1. Wiederhole ich diese Gruppirung aber zwölftausendmal oder zwölfmillionenmal, so ist, wie Jedermann einsieht, die mathematische Gewißheit erreicht. Was aber von dieser einfachen Gruppirun gilt, das gilt auch von der verwickeltsten, sobald ich nur im entsprechenden Maß die Zahl der erneuten Gruppirungsversuche multiplicire.

In der vorstehenden Untersuchung wolle man den an sich etwas precären Ausdruck Atom nicht für wesentlich halten. Wir bedienen uns seiner lediglich aus Bequemlichkeit und meinen damit einen kleinsten Theil, über dessen Umfang und Gestalt wir nichts aussagen wollen. Vorausgesetzt ist bei der ganzen Speculation die von der Naturwissenschaft allgemein anerkannte Thatsache, daß selbst die fernsten Sterne des Weltraums uns, vermittelst der Spectralanalyse als Körper enthüllt werden, deren chemische Zusammensetzung der unserer Erde verwandt ist, daher denn die auch a priori einleuchtende Unterstellung erlaubt ist, die den ganzen Weltraum füllende Materie sei überall im Wesentlichen qualitativ dieselbe.

Ist die Richtigkeit unserer Darlegung anerkannt, so wird man daraus folgern müssen, daß hier eine eigenthümliche Art individueller Unsterblichkeit vorliegt. Dasselbe Individuum hätte sich auf diese Weise, wenngleich nach zeitlichen Zwischenräumen von schier unendlicher Dauer, gewissermaßen in seiner Identität fortgesetzt, und daher bei einer gleichen molecularen Beschaffenheit des Gehirns auch das Bewußtsein das Gleiche sein muß, so läge hier selbst eine Identität des Bewußtseins vor, freilich nicht in dem Sinne, daß sich das Individuum erinnern müßte, was es bei seinen frühern Inscenirungen erlebt habe, so aber doch, daß es ein gewisses Gefühl der Dauer und der Ewigkeit in sich trüge. Dieses Gefühl der Dauer und der Ewigkeit

Digitized by Google

legt schon Arthur Schopenhauer dem menschlichen Bewußtsein bei, wenn er sagt: Der Mensch müßte beim Anblick des raschen Dahinschwindens der ihm zugemessenen kurzen Zeitspanne rasend werden, wenn er nicht die Empfindung in sich trüge, daß die Zeit seinem innersten Wesen nichts anhaben könne. Daß jene Wiederholung des Individuums (wobei eine Wiederholung der äußeren Verhältnisse ja aus den gleichen Gründen deducirt werden könnte, überdem aber nicht absolut nöthig ist), daß eine solche Wiederholung, sage ich, einer ununterbrochenen Fortdauer gleichkäme, selbst wenn die Zeiträume, während derer das Individuum nicht existirt, nach Billionen von Jahrbillionen zählten, das wird Jedermann einleuchten. Ob während einer Ohnmacht, die nur das Bewußtsein raubt, eine Minute, oder eine Stunde, oder ein Jahrtausend vergeht, das bleibt sich für dieses Bewußtsein gleich.

Darf hier an die Thatsache erinnert werden, daß uns nicht selten in gewissen Situationen eine Empfindung überkommt, als sei alles Das, was wir sind, fühlen, denken und wahrnehmen, bereits einmal genau so dagewesen?

Die Wiederholung, die aus den obigen Darlegungen für das Individuum resultirt, läßt sich mit unendlicher Complication der Zeitläufte auch von ganzen Gruppen von Individuen, von ganzen Lebenssphären, ja von den ganzen Erdball und seiner Geschichte behaupten. Wer denkt hier nicht an die Kolpa's der Buddhisten, jene Aeonen, innerhalb deren sich alles Geschehene im Weltraum wiederholt? Wer aber den Gedanken einer solchen Wiederholung, der doch a priori aus dem von uns a priori erkannten Wesen der Zeit folgt, gar zu ungeheuerlich findet, dem bleibt nichts übrig, als sich auf die Seite Kant's und Schopenhauers zu stellen und die Zeit für eine bloße Gehirnfunction zu erklären. Das wahrhaft Existirende ist alsdann die Ewigkeit, das ausdehnungslose Jetzt, nunc stans, die Zeit aber ist nur die Anschauungsform, in die sich uns das „Ding an sich" bei seinem Uebertritt in die Erscheinungswelt zerlegt.

Es sei gestattet, hier eine Betrachtung anzufügen, die uns die Unwirklichkeit oder, wie der technische Ausdruck lautet, die Idealität der Zeit in hohem Grade plausibel macht. Denken wir uns nämlich alle Bewegungen des Universums, also auch die Processe unserer percipirenden Thätigkeit, verschnellert oder verlangsamert, so würde dies absolut unbemerkt bleiben, da eine Verschnellerung oder eine Verlangsamerung nur da fühlbar wird, wo eine andere Bewegung, deren wir uns als Maßstab bedienen, sich gleich bleibt. Brauchte also in Zukunft die Erde beispielsweise eine doppelt so lange Zeit zur einmaligen Umdrehung um ihre Axe, so würde uns der Tag gleichwohl nicht länger scheinen, wenn parallel mit dieser Verlangsamerung sämmtliche Raumveränderungen um die Hälfte ihrer bisherigen Schnelligkeit gehemmt würden. Nicht einmal das individuelle Zeitgefühl, das sich bei Menschen, die nach der Uhr leben, allmälig ausbildet, könnte hier in Betracht kommen, da wir ja von der Voraussetzung ausgehen, daß auch unser Organismus nur halb so schnell functionirte. Der Herzschlag, die elektrische Thätigkeit unseres Nervensystems, die Molecularbewegung des Gehirns, kurz Alles, was unser Wesen und Sein ausmacht, wäre gleichfalls um die postulirte Hälfte verlangsamt, so daß jene Disharmonie zwischen dem Denkproceß und der Schnelligkeit in den Bewegungen der Außenwelt, die uns die Länge der Zeit fast wie ein Uebel empfinden läßt, durchaus nicht gesteigert wäre. Existirte also außerhalb des Universums ein sich unter der Form der

Digitized by Google

Zeit percipirendes Weſen, das die Macht beſäße, je nach Willkür die Schnelligkeit der Bewegungen im Weltall um das Millionenfache zu ſteigern, oder zu verlangſamen, ſo würde die Ausübung dieſer Fähigkeit von keinem fühlenden Geſchöpf des Univerſums irgend geahnt werden. Zeit iſt eben, philoſophiſch genommen, nur die Relation der Einzelbewegungen, — die Form, unter der das thieriſche Gehirn die Eindrücke der Erſcheinungswelt verarbeitet.

Den ſtrengwiſſenſchaftlichen Beweis für die Idealität der Zeit muß man bei Kant nachleſen. Dort findet man jene unergründlichen Antinomien, die logiſchen Widerſprüche, zu denen der Begriff der Zeit vor dem Tribunal der reinen Vernunft führt. Wir haben in unſerer heutigen Skizze von dieſen Antinomien, die ſich aus dem reinen Begriff deduciren, abgeſehen und nur einige Erwägungen beigebracht, die aus der Combination von Zeit und Materie erwachſen. Die Idealität der Zeit iſt übrigens ſchon lange von Kant und Schopenhauer von Dichtern und Weiſen geahnt und in tiefſinnigen Volksſagen ausgeſprochen worden. Hierher gehört die bekannte Legende von dem Ungläubigen, der da bezweifelte, daß Mohamed in dem ſiebzigſten Theil einer Secunde die ganze Herrlichkeit des Himmels geſchaut habe. Ein Derwiſch ließ ihn den Kopf in das Waſſer eines magiſchen Beckens eintauchen. Mit einem Male ſieht ſich der Zweifler in fremdem Lande. Es wird Abend, Nacht, und ein neuer Morgen bricht an. Es begegnen ihm die wunderſamſten Erlebniſſe; er lernt zahlreiche Menſchen kennen, er gewinnt Freunde, er verliebt und verheirathet ſich. Lange Jahre verſtreichen: da endlich findet er ſich wieder in dem Gemach, in welchem er das Haupt in das Becken geſenkt hatte, und jetzt bezeugen ihm die Umſtehenden, daß er das Antlitz nur eine Secunde lang unter dem Waſſer gehalten.

In gleicher Weiſe läßt die bekannte Sage von dem Mönche zu Heiſterbach einen nachmittäglichen Gang durch den Garten mit einem Zeitraum von dreihundert Jahren zuſammenfallen.

Aehnliche und noch ſchlimmere Ungeheuerlichkeiten als aus dem Begriff der Zeit erwachſen uns aus dem a priori erkannten Weſen des Raumes. Hiervon ein ander Mal.

Digitized by Google

# Das Leichenmahl des Sesostris.

In dem Land der Pyramiden
Saß Sesostris einst beim Mahl;
Seine dunklen Augen glühten
Von dem Weine im Pocal,
„Laßt", sprach er, „die Fürstin rufen!
Hier an meines Thrones Stufen
Mag bei fröhlichem Gesange
Heiter sich die Stunde neigen;
Bei der zarten Zither Klange
Soll ein leicht beschwingter Reigen
Meiner Fürstin Reiz enthüllen.
Sclaven! Laßt die Becher füllen!
Bis zum Grund soll sie ihn leeren,
Gluth soll sie wie mich verzehren,
Sprecht, Sesostris läßt sie grüßen;
Würdig seinen Tag zu schließen,
Will er in der Liebe Armen,
An der Fürstin Herz, dem warmen,
Sinnberauschet jetzt ermessen,
Ob im seligsten Vergessen
Er der wahre König sei.
Denn des Lebens Einerlei
In dem Purpur, der mich kleidet,
Wird von Thoren nur beneidet.
Heil mir, mein solch' Weib zu nennen!
Mögen And'rer Küsse brennen
Heißer selbst vielleicht als Feuer,
Giebt's doch keine je, die treuer.
Meiner Ankunft wird sie harren,
Thoren schelt' ich sie und Narren,
Die mit festem Schloß und Riegel
Schützen ihrer Treue Siegel."

Alles jauchzet — nur Minotas
Blicket finster in sein Glas.
„Ehe soll der Wein verderben
Und in tausend kleine Scherben",
Spricht er, „soll dies Glas zerspringen,
Eh' zu solchem Becherklingen
Hebt sich meine greise Hand.
Weibertreue! — Leeres Pfand!
Jugend nur und Unverstand
Hat ihr einen Thron gebaut.
Einstmals hab' auch ich vertraut
Einem Weib, es war das meine —
Traue Keiner solchem Scheine,

Digitized by Google

Rasch kann sich das Glück ihm wenden,
Meines Weibes Treue enden
Sah ich an des Buhlen Brust,
Wo sie schwelgte voller Lust."
Lächelnd spricht der Fürst zum Greise,
Dem so großes Leid geschehen:
„Daß ich Euch es selbst beweise,
Wie nicht Alle untergehen,
Will ich nach der Fürstin sehen,
Euren Wahn, ich will ihn heilen."
Und den Fürsten sieht man eilen
Raschen Laufes zum Palaste,
Wo die holde Fürstin schlief.
Doch er stehet still — es faßte
Plötzlich ihn die Reue tief,
Weil er wie ein Lauscher schlich.
Täuschen? Sie? — Sie könnte mich
Täuschen? rief er — nie und nimmer.
Und er kehrt — da fällt ein Schimmer
Aus der Fürstin nahem Fenster.
Und wie nächtliche Gespenster
Zweifler selbst mit Angst erfüllen,
Weil die dunkelen Gestalten
Sie für volle Wahrheit halten,
Trieb's ihn vorwärts wider Willen
Zu der Fürstin Schlafgemach.
Immer lauter trifft der Schlag
Seines Herzens ihm die Brust.
Voller Ahnung süßer Lust
Will er rasch den Vorhang heben,
Der von seinem Glück ihn trennt.
„Ohne Dich kann ich nicht leben,
O, wie heiß Dein Kuß mich brennt",
Spricht es im Gemache leise.
„Wie sie träumt — o Dank dem Greise",
Denkt er glücklich, „der im Hasse
Solche Seligkeit gebracht,
Schlumm're Fürstin weiter, lasse
Mir den Traum von dieser Nacht." —
„Morgen in der Abendstunde",
Hört er heimlich sprechen weiter,
„Wenn vollendet ihre Runde
Hat die Wache und dann heiter
Mich Dein Fürst beim Mahl vergißt,
Komme, holder Jüngling, wieder,
Daß zum Klange süßer Lieder
Dich die schönste Fürstin küßt."
Bleich vor Wuth und stumm vor Schrecken,
Will der Fürst sie niederstrecken,
Ihn und seine Buhlerin.

Digitized by Google

Doch an des Gemaches Schwelle
Fähret ihm mit Blitzesſchnelle
And're Rache in den Sinn.
„Sclaven, ſetzt die Sänfte nieder“,
Ruft er, „ſtört die Fürſtin nicht;
Solche Liebe ſucht mir wieder,
Die im Schlaf noch von mir ſpricht.“
Und er kehrt zurück zum Feſte;
Staunend ſehen alle Gäſte
Wie ſein Auge dunkler glüht,
Nur Minotas hat's verſtanden,
Welche Flammen in ihm brannten,
Daß ſolch' Auge Rache ſpricht. —

Glühend war der Sonnenball
In des Meeres Fluth geſunken,
Und es lag das Weltenall
Noch von ihren Strahlen trunken
Ueberdeckt mit lauer Nacht
Bei der Sterne ſtiller Pracht,
Da lud wieder ſeine Gäſte
Sich Seſoſtris ein zum Feſte.
Alles naht in frohen Schaaren
Bei dem Klange von Fanfaren.
Endlich unter Jubelrufen,
Die nicht enden, naht ein Zug
Bunter Träger, der die Stufen
Raſch herauf die Fürſtin trug.
Aller Reiz war ausgegoſſen
Auf die blühende Geſtalt,
Die von ihrer goldnen Bahre
Sich erhoben. Ueppig floſſen
Um den Nacken Rabenhaare
Ohne Schmuck und ohne Halt.
Nur ein Reif von Edelſteinen
Aus Smaragden und Rubinen
Ließ, als Diadem zu dienen,
Auf der Stirne ſie vereinen.
Der Gewänder reiche Fülle
Zeigt in ihrer zarten Hülle
Formvollendet alle Glieder.
Denn ein feines, ſeidnes Mieder,
Glänzend wie von Silberfloſſen,
Durch den Gürtel eng geſchloſſen,
Dünn wie ein Geweb von Spinnen,
Ließ dem trunk'nen Aug' entrinnen
Keine Form; es ſchien zu quellen
Wie in feinen, leichten Wellen,
Wie ſie zeugt die leiſe Brandung,
Faſt die Haut durch die Gewandung.

Digitized by Google

Wenn von ſüßer Luſt durchbebt
Sie den ſchönen Buſen hebt.
Läſſig und in reichen Falten
Durch ein golden Band gehalten
Ließ ſie majeſtätiſch ſinken
Von der Schulter von der linken
Einen Mantel purpurroth,
Voller Sterne von Demanten,
Die im hellſten Feuer brannten.
Aber mehr als Alles bot
Das tiefdunkle Augenpaar
Dieſer jungen Fürſtin dar.
Augen! Mit den ſtillen Gluthen,
Wer will eurer ſich erwehren,
Wenn ſich dieſe Feuerfluthen
Gegen unſ're Herzen kehren?
So der Fürſtin dunkle Augen
Schienen plötzlich einzuſaugen
Aller Blicke voll Begehren.
Zephyrleicht und voller Würde,
Frei von ihres Mantels Bürde,
Schritt ſie an des Fürſten Seite,
Der ein köſtliches Geſchmeide
Ihr zum Gruße reichen ließ.
Als ſie endlich Platz genommen,
Sprach er: „Dank, daß Ihr gekommen.
Alles, was mir einſt verhieß
Deiner Schönheit Zauberkuß,
Seh' ich ſelig vom Genuß
Jetzt noch einmal wiederkehren.
Schaut, Minotas, laßt nicht zehren
Mehr an Euch die wilden Flammen,
Die ein ganz' Geſchlecht verdammen
Weil einmal ein kecker Freier
Eures Weibchens Tugendſchleier
In die Winde flattern ließ."
Und indem er lachte, ſtieß
Wie ein wild berauſchter Zecher
Er an ſeiner Fürſtin Becher.
Schaurig tönt ſein gelles Lachen:
„Ja, mein Weib braucht keine Wachen
Dieſes Halsband iſt der Preis,
Daß ich ſie zu ſchätzen weiß."
Jedes dieſer raſchen Worte
Trieb wie aus der Höllenpforte
Flammen nach der Fürſtin Bruſt,
Die ſich, ihrer Schuld bewußt,
Sah entdeckt an dieſem Orte.
„Jener Jüngling dort von Theben",
Sprach der Fürſt, jetzt mehr gefaßt,

Digitized by Google

„Der die Wache im Palaſt
Geſtern hatte, der ſoll geben
Euch den Schmuck, daß ich erſehe,
Wie der Fürſtin Roſennacken
Trefflich mein Geſchmeide ſtehe.“
Und der Jüngling ſteht verſteint,
Da die Nemeſis erſcheint.
„Zaudert nicht, daß Ihr ſie ſchmückt“,
Schrie der Fürſt. „Ha, junger Fant,
Deine Fürſtin zu berühren
Zitterſt Du? Die Furcht gebannt!
Ihren Nacken ſollſt Du zieren!“
Und der Jüngling voller Schrecken
Fürchtend, mehr noch zu entdecken,
Legt der Fürſtin wie im Wahn,
Unbewußt ſich, was er thut,
Raſch und feſt die Kette an.
Aber kaum war ſie geſchloſſen,
Als der zarten Haut entſproſſen
Kleine Perlen, roth wie Blut.
War dies Blendwerk von Rubinen,
Die dem Auge doppelt ſchienen,
Als die glänzenden Geſteine
Sprühten ſo viel Feuerſcheine?
Wie, noch mehr? — Die Steine rinnen
Jetzt wie rothe Bächlein nieder! —
Blendwerk nur? — raſch gebt den Sinnen
Den Gebrauch, den rechten wieder.
Wie denn? — Wollen nicht die Augen
Doppelt aus den Höhlen ſpringen?
Kräfte her! ſie zu gebrauchen,
Dieſe Bilder zu bezwingen!
Tropft die Stirne nicht vom Schweiße?
Gaukelbilder, geht zu Ende!
Daß die Kette ſie zerreiße
Hebt die Fürſtin nicht die Hände?
Allen dieſen ſtummen Fragen,
Die auf jeder Lippe lagen,
Rief der Fürſt ein donnernd Halt.
„Wahrheit ſeht Ihr, und ſo kalt,
Wie ſie mich einſt hintergangen.
Hat ſie ihren Lohn empfangen.
Jene Kette barg ein Gift,
Die Vernichtung, die ſie trifft,
Hatte mich zuvor getroffen.
Denn mein ganzes Glück und Hoffen
Hab' ich, als ich ſie gerichtet,
Durch ihr Sterben jetzt vernichtet.
Was an ihr mein Herz begangen,
Daß ich ihres ſo verloren,

Digitized by Google

Frag' ich nicht; es wird geboren
Einen Buſen voll von Schlangen
Ja das Weib; dies Räthſel löſen,
Das im Guten wie im Böſen
Gleich vollendet vor uns liegt,
Kann ich nicht. — Ich ward beſiegt!
Und Du, dem ich dieſes Leben
Voll Vertrauen hingegeben,
Und der ſchnöde es verletzt,
Nimm das Opfer, nimm es jetzt,
Meine Rache zu vollenden,
Nimm es todt aus meinen Händen.
Du haſt ohne zu erröthen
Mir geſtohlen dieſes Herz,
Darum ſollteſt Du ſie tödten,
Daß Du lebeſt, ſei Dein Schmerz.
Jene kurze Luſt der Sinne,
Nehmt ſie, ſie iſt raſch verweht,
Wenn nicht ganz beim Rauſch der Minne
Eins im Andern untergeht."
Als dies letzte Wort verhallt,
Sank die ſchöne Fürſtin kalt,
Ewig ihre Schuld zu büßen
Von des Todes Hand berührt
Unentſtellt zu ſeinen Füßen.
„Euch, Minotas, Dank gebührt,
Euer Groll hat ſie verrathen.
Setzt ſie bei, und daß die Thaten
Meines Weibes nie verſchwinden,
Will ich, daß im Sarkophage",
Sprach er, „ſie die Kette trage,
Später Nachwelt zu verkünden,
Wie Seſoſtris ſich bethören
Einſtmals ließ von Reiz und Jugend,
Daß auf ſeines Weibes Tugend
Er gewagt, getroſt zu ſchwören —
Daß ſein Weib dann, das von Allen
Angebetet ward, gefallen,
Und den Tod aus Buhlen Hand
Durch das Gift der Kette fand."

---

Stumm verzogen ſich die Gäſte
Von Seſoſtris' Leichenfeſte.
Er, der Fürſt, der einſt ſo reiche,
Weinte arm an einer Leiche.

Julius Kühn.

---

Digitized by Google

George Sand. Frédéric Chopin

Digitized by Google

# Chopin und George Sand.

Novelliſtiſche Künſtlerſkizze von **Adolf Schirmer.**

(Schluß.)

## III.

Am folgenden Nachmittag befanden ſich Georg Sand und Chopin allein in der zum gemeinſchaftlichen Wohngemach umgeſtalteten Zelle.

Die Kinder waren mit der Maria Antonia und der zierlichen afrikaniſchen Ziege auf die ſich neben der Abtei gen Norden erſtreckenden Wieſe hinausgegangen, es war wieder ein ſchöner Tag und die Sonne hatte kaum einer Stunde bedurft, den üppigen Raſenteppich der hochgelegenen Gebirgsterraſſe zu trocknen.

Der junge Künſtler hatte den Eindruck, der in der verfloſſenen Nacht ausgeſtandenen Schrecken von ſeinem Gemüth abgeſtreift, denn die Freundin war ſchon in derſelben Nacht und unmittelbar nachdem es ihr gelungen, Chopin durch einige Hausmittel bald wieder zum Bewußtſein zurückzubringen, eifrig bemüht geweſen, ihm die angebliche Viſion, welche ihn ſo ſehr entſetzt hatte, auf die natürlichſte Weiſe zu erklären, indem ſie ihm nothgedrungen enthüllt hatte, was ſie Willens geweſen, ihm zu verſchweigen und ihr durch die Dienerin über das ſeltſame geheimnißvolle Treiben des alten Sancho und ſeiner Enkelin Paquita mitgetheilt worden war.

Dieſe Enthüllung hatte den nervöſen Tonſetzer wohl davon überzeugt, daß er in jener unſeligen nächtigen Stunde weder unter dem Einfluß einer bedenklichen Sinnestäuſchung gelitten, noch ſpukhafte Erſcheinungen geſehen habe, nichtsdeſtoweniger war er durch die Erklärungen der Freundin in eine neue Aufregung verſetzt worden, die ihn kaum hatte ſchlafen laſſen und ihm dann den ganzen Vormittag keine Ruhe vergönnte, obwohl er ſich Mühe genug gab, dies vor ſeiner Umgebung zu verbergen.

Und nun er ſich endlich nach dem frugalen Mittagsmahle mit der Dichterin allein ſah, die ihm auch ihre Vermuthungen in Bezug auf eine Identität der Enkelin des Vagabunden mit der kleinen verunglückten Seiltänzerin von St. Cloud nicht vorenthalten hatte, da vermochte er nicht länger ſich zu beherrſchen.

Während er im Gemache auf und ab ging, dann und wann einen noch immer etwas ſcheuen Blick durch das vergitterte Fenſter auf die zerfallene Ciſterne, das weiße Kreuz und den altehrwürdigen Olivenbaum werfend, die jetzt in dem vom Sonnenglanz erfüllten, ſmaragdſchillernden und blüthenbedeckten Garten einen keineswegs geiſterhaften Eindruck hervorbrachten, ſchickte er ſich an, ſeiner Beſorgniſſe gegen die Freundin ſich zu entlaſten.

„Du biſt alſo feſt überzeugt", begann er endlich einigermaßen beklommen und zögernd, „daß die Notiz, welche ich ſeinerzeit über den Tod der kleinen Seiltänzerin Paquita in einem unſerer Journale las, eine irrige war, daß das arme Geſchöpf die Enkelin jenes alten Tollhäuslers ſei, der hier ſo oft zur Nachtzeit unſere Ruhe ſtört?"



Digitized by Google

„Es ist wohl kaum daran zu zweifeln", entgegnete George Sand zuversichtlich, „es läßt sich auch annehmen, daß dieses Mädchen, obwohl sie und der Alte mit Niemandem von Valdemosa in Verkehr zu stehen scheinen, auf irgend eine Weise unsere Namen erfuhr, sich dann selbstverständlich erinnerte, welchen Dienst wir ihr einst in St. Cloud leisteten und nun trachtet, sich uns zu nähern."

„Dann hätte sie wahrhaftig einen verkehrten Weg dazu gewählt!" unterbrach sie Chopin kopfschüttelnd. „Es wäre doch in solchem Falle wahrlich natürlicher, wenn sie uns ohne Rückhalt aufsuchen und uns ihre Dankbarkeit ausdrücken würde, als daß sie, wie dies gestern geschehen, vor mir gleich einem Gespenst auftaucht — wozu dies Alles, wenn nicht ein Geheimniß und eine Gefahr für uns dahinter lauert?"

„Mein Freund, ich sagte Dir bereits, daß Maria Antonia mir gegenüber behauptet habe, die arme Kleine werde jedenfalls durch den wahnsinnigen Sancho vermittels Drohungen oder Gewaltthätigkeiten genöthigt, sich gleich ihm vor der Welt in einem Winkel des verfallenen Klostertheiles verborgen zu halten — nun gut, der Alte aber übt wohl nur deshalb nächtlichen Unfug in der Abtei, weil er hofft, uns dadurch aus diesen Räumen vertreiben zu können, die nach seiner Ansicht durch unsere Anwesenheit daselbst entheiligt werden. Das Mädchen mag ihm allerdings gesagt haben, was sie uns verdankt, doch das wird bei einem Tollen, der zudem arge Ketzer in uns sieht, nicht in's Gewicht gefallen sein, hat er aber gar der Enkelin mit dem Tode gedroht, falls sie sich unterstehe, mit uns in Verkehr zu treten, dann ist auch ihr scheues Verhalten und der Auftritt der gestrigen Nacht hinlänglich erklärt."

„Wir aber wissen alsdann", nahm Chopin unruhig und mit verdüsterter Miene das Wort, „wessen wir uns jeden Augenblick zu versehen haben — ich denke, die ängstlichen Winke des Mädchens verkündeten uns deutlich genug, daß der alte Unhold eine Gewaltthat gegen uns im Schilde führe. Von einem religiösen Fanatiker, der obendrein zeitweilig der Tobsucht unterworfen ist, läßt sich Alles erwarten — Aurora, dieser Aufenthalt ist für uns gefährlich, nehme vor Allem Rücksicht auf Deine Kinder, laß uns so bald als möglich abreisen!"

Die Dichterin lächelte.

„Wie?" sagte sie, „Du fürchtest einen Greis?"

Der junge Künstler machte eine stolz abweisende Geberde.

„Hoffentlich erwartest Du nicht in allem Ernste von mir, Aurora", versetzte er mit einiger Empfindlichkeit, „daß ich einer greisbaren Gefahr zitternd aus dem Wege gehe. Ich weiß einer solchen als ein Mann und ohne Zagen zu begegnen, aber der im Verborgenen heranschleichenden Tücke gegenüber fühle ich mich machtlos und der Gedanke, daß Euch unerwartet ein Leid widerfahren könnte, ohne daß ich es zu hindern vermöchte, reibt mich auf und würde mich allmälig in einen überreizten Gemüthszustand versetzen, der mir ein längeres Verweilen an diesem Orte unmöglich machen müßte. Treffen wir daher lieber sogleich die nöthigen Anstalten zu unserer Abreise!"

George Sand bewahrte ihren gewöhnlichen Gleichmuth.

„Wenn ich mich auch damit einverstanden erklären würde, was könnte es helfen?" antwortete sie achselzuckend. „Du wirst Dich erinnern, daß das Dampfboot erst vom Februar ab seine Fahrten zwischen Palma und Barce-

Digitized by Google

lona beginnt, da es aber keine weitere Fahrgelegenheit nach Spanien giebt, so müssen wir wohl oder übel noch auf dieser Insel bleiben."

„So ziehen wir nach einer andern Gegend dieses entsetzlichen Majorca!"

„Ja, wenn das so leicht ginge. In dieser Jahreszeit sind die ohnehin gefahrvoll primitiven Landstraßen der gebirgigen Insel völlig unwegsam, auch wüßte ich nicht, wohin wir uns wegen einer Wohnung wenden sollten, dergleichen wächst hier nicht wild, wie die Feigen- und Orangenbäume. Und dann — gesteh' es nur — es wäre doch kläglich, wollten wir vor einer vorläufig nur eingebildeten Gefahr ohne weiteres die Flucht ergreifen!"

Chopin erröthete.

„Du hast Recht, liebe Aurora. Doch auch Du wirst mir gestehen, daß es geradezu peinlich ist, in dieser einsamen Abtei beständig auf der Hut sein zu müssen — mir wenigstens raubt es die Ruhe, das Vermögen des Schaffens — ich wollte hier componiren — doch unter solchen Umständen —"

„Nun", fiel ihm George Sand sorglos in's Wort, „so setzen wir ganz einfach Alles daran, diesen Zustand der Dinge zu beseitigen — das wird aber geschehen, wenn es uns gelingt, den elenden Sancho unschädlich zu machen in irgend welcher Weise. Wir haben überdies die moralische Pflicht, es zu thun, statt hier zurückzuweichen, denn wir dürfen doch nicht das arme Wesen, dem wir schon einmal unsern Beistand angedeihen ließen, der Willkür eines irrsinnigen Greises und einem bejammernswerthen Schicksal überlassen!"

„Gut!" rief Chopin nach kurzem Bedenken. „Sollte sich der lärmende Alte während dieser Nacht in unserm Corridor zeigen, so werde ich ihn aufsuchen, zur Rede stellen, ihn entwaffnen, mich seiner versichern und ihn morgen der Obrigkeit von Valdemosa überliefern — dann wird doch wohl jene Paquita zum Vorschein kommen, wir aber stellen sie sofort unter unsern Schutz, falls sie desselben sodann noch bedarf."

Die Schriftstellerin schüttelte das Haupt.

„Von der Polizei dieses Landes erwarte ich keinen Beistand", erwiederte sie, „ich glaube sogar, daß sie gegen uns, die verpönten Ketzer, Partei ergreifen werde, der Alte aber, wenn wieder freigelassen, wäre im Stande, durch seine fanatischen Reden das bigotte Landvolk der Umgegend wider uns aufzuhetzen. Und von einem nächtlichen Zusammentreffen mit Sancho verspreche ich mir erst recht nichts — es würde ohne Zweifel zwischen Dir und ihm zu einem mächtigen Kampfe kommen, dessen Ausgang selbst dann für uns verhängnißvoll werden könnte, wenn unser Ruhestörer besiegt werden sollte, wie wohl vorauszusetzen ist. Nein, mein Freund, schlagen wir einen andern Weg ein. Ich habe mich seitdem vergeblich in der Stille bemüht, Sancho's Schlupfwinkel, in dem er ohne Zweifel seine Enkelin gefangen hält, ausfindig zu machen, auch Maria Antonia schwört, daß sie nicht wisse, in welchem verborgenen Gewölbe der Alte hause, doch heute ist mir eingefallen, daß noch eine andere Person ganz abgeschieden in der Abtei lebt — und diese Person dürfte den heimlichen Aufenthalt Sancho's kennen."

„Wer ist diese Person?"

„Erinnerst Du Dich nicht, daß man uns gleich nach unserer Ankunft in der Abtei sagte, einer der ehemaligen Mönche dieser Karthause sei hier zurückgeblieben, bewohne eine ziemlich versteckt liegende Zelle und friste sein Dasein dadurch, daß er den Bauern von Valdemosa Heilkräuter verkaufe?"



Digitized by Google

„Ganz recht, ich entsinne mich, aber mir ist dieser eigenthümliche Apotheker hier niemals zu Gesicht gekommen."

„Mir auch nicht. Wenn er ausgeht und heimkehrt nimmt er wohl einen andern Weg als denjenigen, welchen wir kennen. Nun gut, von diesem Exmönche hat man mir ferner gesagt, daß er, obwohl er tagüber als Bauer gekleidet sei, doch in der Nacht das verbotene Mönchsornat anlege und in der alten Klosterkirche heimlich eine stille Messe lese. Wenn nun auch zur Nachtzeit keiner der abergläubischen Bewohner Valdemosas die Abtei zu betreten wagt, so dürfte der ehemalige Frater — Eusebius heißt er — doch wohl nicht ganz ohne Zeugen seinen heimlichen Gottesdienst verrichten!"

„Ach, Du vermuthest, daß Sancho und Paquita der Nachtmesse beiwohnen?"

„Ja, denn ich bin überzeugt, daß der dem religiösen Wahnsinn verfallene Alte es sich zur Sünde anrechnen würde, mit seiner Enkelin eine dieser wunderlichen Messen zu versäumen, die gewissermaßen verstohlene Proteste gegen die Staatsgewalt sind, welche den Orden unterdrückt hat. Wohlan, mein Freund, auch wir werden einer solchen Messe beiwohnen — falls wir das Gerücht von dem nächtlichen Gottesdienst bestätigt finden —"

„Wir?"

„Und treffen wir dort den Unhold und seine Enkelin, dann — verlasse Dich auf meine Schlauheit — werden wir wohl in Güte erreichen, was durch Gewalt nicht zu erlangen ist — Ruhe vor dem Alten und ein besseres Loos für die arme Paquita."

„Welch' ein abenteuerlicher Plan!"

„Du weißt, mich reizt das Abenteuerliche!"

„Ich fürchte aber, daß wir eher alles Andere erzielen, als eine friedliche Verständigung, wenn wir so völlig unerwartet in der Kirche erscheinen — ich sehe einen leidenschaftlichen Auftritt voraus — Frater Eusebius wird außer sich darüber sein, daß wir ihm auf seine geheime Thätigkeit gekommen und ihn in seiner Andacht stören — und Sancho —"

„Wir werden eben nicht unerwartet erscheinen, wenigstens nicht dem Frater unerwartet — er muß im voraus wissen, daß wir uns einstellen, an seiner Andacht theilzunehmen, noch mehr, er muß uns dazu auffordern, unserm Wunsch zuvorkommen."

„Wie kannst Du glauben, er werde das thun? Er weiß jedenfalls gar wohl, daß seine Tage in der Abtei gezählt sein würden, könnte ihm klar bewiesen werden, daß er heimlich die Functionen eines Priesters verrichtet und das verbotene Mönchsgewand trägt. Er wird sich ganz besonders hüten, uns, die man für Ketzer oder wenigstens für schlechte Katholiken hält, in's Vertrauen zu ziehen."

George Sand lächelte.

„Ich lasse es mir heute noch angelegen sein", sagte sie, „das Vorurtheil des Frater Eusebius zu besiegen, ihn mir dienstbar zu machen, ohne daß er meine Absichten ahnt."

„Wie?" fragte Chopin erstaunt. „Du willst ihn aufsuchen?"

„Sogleich!"

„Du weißt also, wo er sein verborgenes Nest hat?"

„Maria Antonia zeigte es mir diesen Morgen. Es befindet sich in einem Kreuzgange des zweiten Hofes, der mit wildwachsendem Hollunder-

Digitized by Google

und Dornengestrüpp überwuchert ist. Hoffentlich finde ich den frommen Mann jetzt daheim."

„Der Frater wird Dich mißtrauisch empfangen und kurz abfertigen."

„Ei, wenn ich ihn nur antreffe, so ist er mir verfallen!"

„Aber unter welchem harmlosen Vorwand könntest Du Dich bei ihm einführen?"

„Die Sache ist ganz einfach — ich nehme seine medicinischen Kenntnisse in Anspruch, ich verlange einige Kräuter von ihm, etwa ein Decoct, das die Nerven beruhigt; wenn ich ihm Gold zeige, so wird er mir schon das Gewünschte überlassen."

„Ich traue keiner spanischen Pfaffenseele — der Exmönch könnte fähig sein, Dir Giftpflanzen oder einen Absud davon zu geben!"

Die Dichterin lachte.

„Was würde das schaden? Wir denken doch nicht daran, die Kräuter des würdigen Mannes zu versuchen! Er ist natürlich so etwas wie ein Gelehrter, wird also der Eitelkeit zugänglich sein; habe ich ihn erst bei seiner Schwäche erfaßt, dann werde ich auch sein Zutrauen gewinnen und ihn plaudern machen — ich stelle mir das gar nicht schwer vor."

„Aber Du willst doch nicht allein zu ihm gehen?"

„Warum nicht?"

„Der Frater könnte feindselig gegen Dich auftreten — und wenn Du obendrein in der Zelle den fanatischen Sancho treffen solltest — der zweite Hof ist ziemlich weit von unserer Wohnung entfernt, wir würden Dich schwerlich hören, wenn Du um Beistand rufen solltest, laß' mich daher Dich begleiten."

„Nein, nein, Du würdest mir mein Spiel verderben. Hier handelt es sich um eine kleine Weiberlist, und eine solche ausführen zu helfen, dazu sind oft die klügsten Männer am ungeschicktesten. Geh' zu den Kindern, die auf der Wiese umhertollen, und sage ihnen, ich arbeite und wolle ungestört sein. Meinetwegen seit außer Sorge, ich trete meinen Gang nicht unbewaffnet an, man soll mir nicht ganz ohne Grund nachgesagt haben, daß ich unter Umständen eine Art Mannweib sei; übrigens will ich beschwören, daß ich nicht nöthig haben werde, dies hier zu bethätigen. Wenn wir uns ungefähr in einer Stunde wiedersehen, dann werde ich Dich zuversichtlich von dem Gelingen meines Planes benachrichtigen können. Und nun — au revoir, mon cher oncle Chopin!"

„Aber Du hast mir noch nicht gesagt, was Du zu thun gedenkst, wenn wir wirklich zur Nachtzeit in der, aufrichtig gestanden, mir zu solcher Stunde ein leises Grauen erweckenden Klosterkirche —"

„Still, mein Freund, zerbrich Dir vorläufig noch nicht den Kopf darüber, jetzt geh' und überlasse mich meiner Aufgabe, das Uebrige findet sich!"

Der Künstler nahm mit etwas unzufriedener, besorgter Miene seinen Hut und verließ das Zimmer.

Kaum hatte er sich entfernt, als George Sand von ihrem Schreibtische ihren kleinen damascirten Dolch nahm und ihn einsteckte.

Sodann bekleidete sie Haupt und Schultern mit einem in Barcelona gekauften Rebozillo, ein meistens reich gestickter Doppelschleier, der häufig von den Spanierinnen getragen und dessen obere Hälfte unter dem Kinne zusammengeknüpft wird.

Digitized by Google

Der Rebozillo verlieh der freigeistigen Schriftstellerin fast das Aussehen einer bußfertigen Klosterfrau; sie mußte darüber lächeln, als sie sich nun in dem kleinen Spiegel betrachtete, welcher über dem elenden Sopha hing.

Freilich, die dunklen Gluthaugen der George Sand contrastirten gegen den klösterlichen Schleier gerade so, wie dies bei den feurigen, schmachtenden und begehrlichen Blicken der schönen Castilianerinnen der Fall ist, aber eben des letztern Umstandes halber konnte ja ein Klosterbruder spanischer Abkunft nichts Ungewöhnliches oder gar Bedenkliches an diesem Contraste finden.

So ausgerüstet verließ auch die Dichterin das Gemach.

Sie mußte durch ein Gewirre völlig öder Corridore gehen, bevor sie nach dem zweiten Hofe gelangte.

Der ursprünglich gartenartig angelegte Raum, in dessen Mitte man kaum noch das zerborstene Marmorbecken eines ehemaligen Springbrunnens gewahrte, da die üppig rings emporgeschossene Pflanzenwelt sich zu einem verworrenen Dickicht entwickelt hatte, war von Arkaden umgeben wie die anderen Höfe.

Am Ende des westlichen Arkadenflügels, wo ein Seitengang direct nach der ehemaligen Klosterkirche führte, die eigentlich nur eine große Kapelle genannt zu werden verdiente, lag das Kämmerchen, welches Frater Eusebius bewohnte.

Der Eingang der kleinen Zelle befand sich nicht in der Arkade, sondern daneben; Ricinusgebüsch und andere ziemlich hochragende und dicht sich ausbreitende pharmaceutische Gewächse verdeckten ihn derart, daß man ihn nicht auf den ersten Blick gewahren konnte.

George Sand wandte sich dorthin, drang durch das Buschwerk vor und klopfte an die Zelle, die nur oberhalb der Thür ein einziges vergittertes Fenster hatte.

Erst auf wiederholtes Pochen ließ sich von der Kammer her schlurfendes Geräusch vernehmen, dann ward dort ein Riegel zurückgeschoben, die Thür langsam und vorsichtig geöffnet.

Ein kleiner hagerer Mann, der die grobe Kleidung eines majorker Bauern trug, erschien an der Schwelle und musterte die Einlaßbegehrende. Er hatte scharfe, eckige Züge, das Kinn und die eingefallenen, runzeligen Wangen waren mit grauen Bartstoppeln bedeckt, das Antlitz hatte eine fahlgallige Farbe, die dunklen, stechenden Augen blitzten lauernd und mißtrauisch unter schwarzen, buschigen Brauen hervor.

George Sand hatte eine frömmelnde und unterthänige Miene angenommen.

Sie fragte jetzt bescheiden: „Stehe ich vor dem ehrwürdigen Pater Eusebius, den alle Leute der Umgegend nur mit Verehrung nennen, da er nicht nur als erfahrener, geistvoller Arzt, sondern auch als edler Menschenfreund und frommer Mann Gottes Trost in jegliche Hütte bringt?“

Der Exmönch blinzelte die Sprecherin an und brummte sodann mürrisch, geradezu feindselig: „Sie irren, der Frater Eusebius ist todt, unsere weise Regierung hat ihn begraben. Der schlichte, lebensmüde Greis, den Sie vor sich sehen, hat weder das Recht auf irgendwelchen geistlichen Titel, noch auf das Spenden himmlischer Gaben und geistigen Zuspruches. Ich heiße Eusebius und werde auch sonst noch „der Apotheker“ genannt, nichts weiter; was wollen Sie von mir?“

Digitized by Google

„Verzeihen Sie mir, frommer Bruder", versetzte die Schriftstellerin sanft, doch zuversichtlich, „daß sich gegen eine solche Unterscheidung mein Gemüth und mein Gewissen auflehnen; ich kann und darf in meinem Herzen nicht billigen und anerkennen, daß eine weltliche Gesetzgebung das Recht habe, sich in die Angelegenheiten der Kirche zu mischen, ein Gelübde aufzuheben, welches ewig bindet — thaten die verblendeten Männer der spanischen Regierung es dennoch, so war es ein Gewaltact, den sie dereinst vor dem Richterstuhle des Höchsten zu verantworten haben. Mir aber gestatten Sie, ehrwürdiger Mann, in Ihnen nur Denjenigen zu sehen, der sein Dasein einem gottgefälligen klösterlichen Wandel weihte und dem das Gebot des Herrn höher stehen muß, als das der Menschen!"

Die dunklen Augen des hagern Männchens begannen eigenthümlich aufzuleuchten; ein Freudenblitz zuckte daraus hervor; doch im nächsten Moment zeigten sie wieder den frühern mißtrauischen Ausdruck, jetzt mit demjenigen eines gewissen Erstaunens gemischt.

„Und so reden Sie?" forschte der Exfrater langsam. „Gehören Sie nicht zu jenen Fremden, welche sich in der Abtei eingenistet haben? Und sagte man mir nicht, daß dieselben dem Unglauben fröhnen, da sie nicht einmal Sonntags das Kirchlein von Valdemosa besuchen?"

George Sand machte eine mild abweisende Geberde.

Sie hatte zum Glück von ihrer Dienerin Maria Antonia erfahren, daß der Geistliche des Ortes dem Trunke ergeben sei, mit dem Exmönche Eusebius wegen des Gerüchtes, welches sich über das heimliche Messelesen desselben verbreitet hatte, in beständigem Hader lebe und dem ehemaligen Frater sogar im Dorfe schon mehrere öffentliche Scandale bereitet und ihm gedroht habe, auf seine Fortschaffung aus der Abtei und der Umgegend dringen zu wollen, falls er fortfahre, neben der Ausübung seines Quacksalberberufes in der Stille bei seinen Patienten und anderen Leuten gegen Entlohnung auch noch den Seelsorger zu spielen, wodurch die pfarramtlichen Einkünfte geschmälert werden müßten.

Die Kenntniß dieser Dinge kam der Schriftstellerin nun trefflich zu statten.

„Mein würdiger Frater", antwortete sie mit ernster Miene, „ich bin eine gute, strenggläubige Katholikin, der kranke Freund, welcher mich nach Majorca begleitete, hält nicht minder an unserm alleinseligmachenden Glauben fest, meine Kinder werden darin gewissenhaft erzogen, Sie begreifen daher, daß wir Alle schmerzlich davon berührt sind, hier das Gotteshaus meiden zu müssen!"

Eusebius riß die Augen auf.

„Weshalb?" fragte er neugierig und mit einiger Wärme.

„Weil ich so viel Ungehöriges über den Pfarrer von Valdemosa vernommen habe", lautete die ruhige und würdevolle Antwort, „daß ich mich nicht entschließen kann, mit den Meinigen jene geheiligten Räume zu betreten, in welchen dieser Mann seines Amtes waltet."

Die fahlen Züge des Exmönches nahmen flüchtig einen triumphirenden, unverkennbar schadenfrohen Ausdruck an.

Dann jedoch suchte Eusebius die Befriedigung, welche ihm der Französin Urtheil über seinen Gegner gewährte, sorgfältig zu verbergen, denn der fromme Mann mochte bedenken, daß es sich nicht für ihn schicke, der fremden Dame zu zeigen, wie auch das Gemüth eines Anachoreten, dem es doch ob-

Digitized by Google

liege, auf die Welt und irdische Leidenschaften zu verzichten, nicht frei von menschlicher Schwäche sei.

Er schnitt daher, obgleich er innerlich frohlocken mochte, ein höchst betrübtes Gesicht, welches jedenfalls andeuten sollte, wie sehr er es beklage, den Bemerkungen der Dame beipflichten zu müssen.

„Es ist leider nur zu wahr", erwiederte er, einen salbungsvollen Ton anschlagend, „daß der jetzige Pfarrer von Valdemosa nicht jenen Anforderungen entspricht, die man an einen würdigen Seelenhirten machen darf, aber stellen Sie in Erwägung, edle Frau, ob trotzdem —"

„Ich weiß, was Sie entgegnen wollen, mein frommer Bruder", unterbrach ihn George Sand ehrfurchtsvoll, doch mit einer gewissen glaubenseifrigen Hartnäckigkeit. „Sie beabsichtigen, mir das Gleichniß von dem Gefäße vorzuhalten, das schlecht sein mag, wenn nur der Wein, den man daraus trinkt, ein guter ist, mit anderen Worten, Sie wollen mir sagen, daß das Wort Gottes das Wort Gottes bleibe, wenn auch ein sündhafter, unwürdiger Priester es verkünde. Ach, mein frommer Bruder, ich vermag mich nicht zu solcher wesenlosen Höhe der Religiosität zu erheben und ich verzichte lieber auf einen Vermittler zwischen meinem Schöpfer und mir, als daß ich mich herbeilasse, einen Geistlichen anzuhören, dessen Worte, vergleiche ich dagegen seine Handlungsweise, sich mir als Heuchelei und Blasphemie aufdrängen müssen und somit meine andächtigsten Gefühle im Keime ersticken. Meine Angehörigen empfinden wie ich und darum vermeiden wir jene, dem Herrn geweihte Stätte, uns mit der einfachen, aber inbrünstigen Hausandacht begnügend, mag man im Dorfe von uns denken was man wolle."

Die Schriftstellerin blickte den Exfrater so aufrichtig an, daß dieser nicht umhin konnte, sein Mißtrauen völlig fallen zu lassen. Seine Züge hellten sich merklich auf.

„Mir wird klar", sagte er mit gemessenem Wohlgefallen, „daß man Sie und die Ihrigen verkannt und verketzert hat. Ich freue mich, in Ihnen eine wahrhaft religiöse Frau zu sehen, doch möchte ich Ihnen Eins an's Herz legen — alle Menschen sind sündhaft, darum richten Sie auch die Diener des Herrn nicht strenger als Ihre übrigen Mitgeschöpfe und Sie werden auch im Gotteshause Ihre Andacht wiederfinden.

Uebrigens halten Sie sich versichert, daß ich von nun an bestrebt sein werde, jenen Leuten aus Valdemosa, welche Ihnen feindselig gesinnt sein sollten, eine bessere Meinung von Ihnen beizubringen."

Während Eusebius so sprach, rechnete er unzweifelhaft schon darauf, mit den Erklärungen der „strenggläubigen" Ausländerin einen siegreichen Trumpf gegen den ihm verhaßten Pfarrer ausspielen oder dem Gegner wenigstens einen empfindlichen Streich versetzen zu können.

Er ließ sich jedoch nichts davon merken, sondern fuhr leutselig fort: „Was aber, verehrte Frau, hat Sie denn eigentlich bewogen, mich in meiner Abgeschiedenheit aufzusuchen?"

Das Männchen musterte mit seinen kleinen, stechenden Augen neuerdings scharf die Züge der Dichterin. Eusebius stand noch immer auf der Schwelle des Kämmerchens, der Dame gleichsam den Eintritt verwehrend.

George Sand hatte dem winzigen Alten zu verschiedenen Malen während des vorstehenden Gespräches flüchtig über die Schulter geblickt und so das Innere des Raumes erspäht.

Sie hatte dort ein dürftiges Bett, einen Betstuhl, an der einstmals

Digitized by Google

weißgetünchten, doch nun arg mit Schmutz und Spinngeweben bedeckten Wand ein Crucifix, dann einen roh gezimmerten Tisch, auf welchem allerlei Kräuter lagen und einige irdene Krüge standen, endlich einen alterthümlichen, wurmstichigen Schrank gesehen.

Es war ihr aber auch nicht entgangen, daß zwischen der Thürspalte des nicht völlig geschlossenen Schrankes sich ein Zipfel einer Stola hervordrängte; das Vorhandensein dieser Stola bestärkte sie nur in der Vermuthung, welche Maria Antonia gegen sie geäußert hatte. Die schlaue Schriftstellerin that jedoch, als habe nichts in der Kammer ihre Aufmerksamkeit erregt.

Mit unbefangener Miene berichtete sie nun: „Ach, ehrwürdiger Frater, „mein armer Freund ist sehr nervös, er leidet bisweilen an Hallucinationen; ein beruhigender Trank würde ihm sicher gut thun, von Palma aber kann ich einen solchen nicht kommen lassen, so lange die Straße dorthin unwegsam ist — wozu auch sollte ich das überhaupt thun", fügte sie sanft lächelnd hinzu, „da das Gute so nahe liegt und die Stadt ohne Zweifel keinen kenntnißreichern Apotheker aufzuweisen hat, als die Abtei von Valdemosa. Wollen Sie sich meiner gütigst erbarmen und mir gegen Bezahlung für meinen Freund überlassen, was ihm Linderung seines Zustandes verschaffen kann?"

Nachdem sie so gesprochen hatte, drückte sie dem Männchen ein blinkendes Goldstück in die Hand.

Eusebius, dessen Blick habgierig zu funkeln begann, that so, als müsse er eigentlich jede Bezahlung ablehnen, behielt das Goldstück aber dennoch, brachte rasch einige kleine Kräuterpäckchen herbei, übergab sie der Dichterin und erklärte ihr, wie dieselben zuzubereiten seien.

Dann nickte er freundlich zum Abschied.

George Sand neigte das Haupt.

„Ehrwürdiger Frater", sagte sie demüthig, „auch ich bin krank, mein Körper leidet zwar nicht, doch mein Gemüth, denn es bedrückt mich, daß ich an einem Orte, der mir heilig ist, wenn auch die weltlichen Gesetzgeber dieses Landes ihn profanirt haben, nicht meine Andacht in gewohnter Weise verrichten kann. Segnen Sie mich wenigstens, frommer Mann, es wird das eine Arzenei für meine wunde Seele sein!"

Frater Eusebius schien einen Augenblick gerührt zu sein, jedenfalls ward sein Selbstgefühl gewaltig durch die Wichtigkeit gehoben, welche eine vornehme Dame seiner Person so unerwartet beilegte.

Er nahm eine würdevolle Miene an, berührte mit einer seiner unsauberen Krallen den Rebozillo George Sand's und näselte: „Der Herr schütze und geleite Sie, meine Tochter!"

Und als die schlaue Französin sich dann ehrerbietig entfernen wollte, da fügte er hinzu: „Wenn Sie verschwiegen sein wollen, edle Frau, so kann ich Ihnen noch einen andern Trost spenden als meinen Segen."

„O reden Sie — ich werde es sein!" rief George Sand lebhaft.

„Nun denn — auch ich erachte mich nicht durch die Aufhebung des Klosters meines Gelübdes entbunden, darum komme ich allnächtlich meinem Berufe nach, da ich ihn bei Tage und offen nicht mehr ausüben darf. Wollen Sie an den Bußübungen und dem Gottesdienst des alten Karthäusers theilnehmen, so verfügen Sie sich um Mitternacht nach unserer Kirche — sie ihres Altares und ihrer schmucklosen Heiligthümer zu berauben, hat die

Digitized by Google

rohe Gewalt denn doch nicht gewagt — kommen Sie nur getrost, Sie werden mich dort finden."

„Und es ist mir gestattet, meinen kranken Freund mitzubringen? Ich bürge für ihn!"

„So möge er Sie begleiten. Auch ich bete in unserm stillen Gotteshause nicht allein — ein unglücklicher Greis und dessen Enkelin —"

„Ah, derselbe alte, unheimliche Mann, welcher sich Nachts in der Nähe meiner Wohnung durch die Corridore der Abtei schleppt und Verwünschungen gegen mich und die Meinigen ausstößt?"

„Derselbe — er that es, weil er in dem Wahne lebt, Sie seien ketzerisch gesinnt. Mein Einfluß auf den Geistesschwachen wird hinreichen, Sie hinfort vor jeder Belästigung von seiner Seite zu bewahren. Wohlan, so werden wir denn in dem verlassenen, seiner frommen Bestimmung entfremdeten Kloster eine kleine Gemeinde bilden, die, gleich jenen ersten Christen, welche die grausame Wuth der Heiden verfolgte, insgeheim und unter dem Schutz der Nacht um so inbrünstiger ihren Gottesdienst abhält. Kommen Sie getrost, meine Tochter!"

George Sand verneigte sich demüthiger als zuvor und ging. Der Exfrater verschwand in seiner Zelle.

Die Schriftstellerin hatte ihren vorläufigen Zweck erreicht, doch sie sah sich genöthigt, die vollständige Ausführung ihres Planes noch zu verschieben, denn nachdem sie Chopin von dem Resultat ihres dem Mönche abgestatteten Besuchs in Kenntniß gesetzt hatte, erklärte der Künstler, er fühle sich von dem Ereigniß der verflossenen Nacht noch zu sehr angegriffen, als daß er sich sofort an ein neues nächtliches Abenteuer wagen könne, die Freundin aber dürfe es nicht ohne ihn unternehmen und müsse sich daher noch einige Tage gedulden.

Es schien durch diesen Aufschub auch nichts versäumt zu werden, denn wohl eine ganze Woche verstrich, ohne daß Sancho seine nächtlichen tumultuarischen Umtriebe fortsetzte, oder sich auch nur in den Gängen des neueren Baues der Abtei blicken ließ.

George Sand durfte also überzeugt sein, daß es dem Frater gelungen sei, seinen Einfluß auf den gewaltthätigen Alten mit dem besten Erfolg geltend zu machen.

Dennoch gab sie den Vorsatz nicht auf, die arme Paquita, welche ebenfalls nicht wieder erschien, der Botmäßigkeit des Wahnsinnigen zu entreißen und unter ihren Schutz zu stellen.

Der Monat Januar ging inzwischen seinem Ende zu und somit auch näherte sich der Abschluß des majorker Winters und die damit verbundene Regen- und Sturmzeit.

Hier und da machten sich schon die Anzeichen eines Frühlings bemerkbar, wie ihn in so reizvoller Milde und überschwänglicher Schönheit nur die Balearischen Inseln kennen.

Chopin hatte sich wesentlich erholt, seine Einbildungskraft schien beruhigter, er gab sich nur selten noch düsteren Vorstellungen und Selbstquälereien hin, er athmete freier und leichter. Und nun drang er selbst darauf, daß man irgend etwas Entscheidendes zu Gunsten der Enkelin des Vagabunden unternehme.

Daß Sancho und das Mädchen noch in der Abtei verborgen weilten, stand fest, denn Maria Antonia hatte kürzlich erst wieder den Knaben ge-

Digitized by Google

sehen, welcher zweifellos nur ihnen Nahrungsmittel aus dem Gebirge brachte, da der Frater Eusebius sich ja aus dem Dorfe Alles holte, dessen er bedurfte.

So faßten denn eines Abends George Sand und ihr Freund insgeheim den Entschluß, noch in derselben Nacht sich nach der Klosterkirche zu verfügen.

Die Mitternachtsstunde war nahe, die Kinder schliefen längst, auch Maria Antonia hatte sich schon lange zur Ruhe begeben, als die beherzte Dichterin und der wenigstens dem Anschein nach jetzt zuversichtliche junge Componist sich auf den Weg machten.

Sie hatten eine Blendlaterne mitgenommen, denn völlige Finsterniß herrschte in den Corridoren, die sie durchschreiten mußten, auch die offenen Arkaden und öden Höfe waren in tiefes Düster gehüllt, da sich am Himmel kein Mondlicht, sondern nur ein mattes, nebelhaftes Sternengeflimmer zeigte.

Chopin hatte seinen Nerven wohl mehr zugetraut, als sie zu leisten vermochten; seine Zuversicht nahm immer rascher ab, je näher man dem Ziel entgegenrückte.

Plötzlich blieb er stehen, zuckte zusammen, legte bebend eine Hand auf den Arm seiner Gefährtin und flüsterte: „Hörst Du?“

Ein leiser klagender Gesang machte sich vernehmbar. Die geisterhaften schwermüthigen Klänge kamen aus nächster Nähe, von dort her, wo der Bogengang, in welchem sich das Paar befand, eine kleine Krümmung beschrieb.

„Weiß Gott“, fuhr Chopin, den ein Schauer durchrieselte, zischelnd fort, „das klingt wie ein Todtengesang — die Mönche sind aus ihren Gräbern gestiegen und halten Nachtmesse — laß uns umkehren!“

George Sand blickte den erregten Freund ruhig lächelnd an.

„Bist Du ein Kind?“ spöttelte sie. „Kann sich ein Mann von Deinen Geistesgaben durch Ammenmärchen beherrschen lassen? Hörst Du nicht aus jenen Lauten die Stimme eines Mädchens hervortönen, die klare Stimme unserer Schutzbefohlenen? Hinter jener Mauerecke befindet sich der Eingang zur Kirche, die kleine Gemeinde hat sich bereits versammelt und ihr Lied angestimmt, wir dürfen hier nicht säumen. Was wir dort leibhaftig zu sehen bekommen werden, würde wahrhaftig alle Librettendichter Frankreichs, die heutzutage keinen Operntext verfassen können, ohne eine alte verfallene Kapelle oder einen Klosterfriedhof mit obligatem Nonnen- und Hexenspuk darin anzubringen, gerade in Extase versetzen. Vorwärts, mein Freund!“

Der leise wehmüthige Gesang verstummte.

Die Dichterin und ihr Begleiter schritten um die Ecke des Bogenganges und fanden dort die Kirchenthür, welche offen stand.

George Sand schob den Rebozillo, mit dem sie sich wieder bekleidet hatte, ein wenig zurück, Chopin zeigte sich gefaßter. Beide betraten die Kirche.

Eine kühle, moderige Luft drang ihnen entgegen und ein Anblick bot sich ihnen dar, der den ohnehin erregten Künstler wieder mit Scheu erfüllte und sogar der freigeistigen Schriftstellerin flüchtig ein leises Frösteln verursachte.

Auf dem Altare brannten einige Kerzen, doch reichte ihr röthlich gelber Schimmer kaum über das Sanctuarium hinaus und kämpfte nur wenig erfolgreich gegen die unheimlich den Raum erfüllende Schattenwelt, welche das

Digitized by Google

Deckengewölbe fast völlig verhüllte, gleich einem schwärzlichen infernalischen See über die Reihen der Betstühle hinwogte und rings an den Wänden wie ein düsterer Trauerflor wallte, aus dem drohend und gespenstisch, in unbestimmten, phantastischen Umrissen, Chor und Kanzel emporragten.

Dort, wo das schwache Kerzenlicht sich noch matt hinstehlen konnte, schienen die Statuen in den Säulennischen, die lichteren Gestalten der Heiligenbilder Leben zu gewinnen, es war, als ob blasse Phantome, einer dämonischen Unterwelt entstiegen, vergeblich dem sie umnachtenden Düster sich zu entringen trachteten.

George Sand und Chopin spähten beklommen nach dem Altare.

An demselben stand der Frater Eusebius. Er trug sein Mönchsgewand, darüber ein Chorhemd und die Stola, das Meßbuch war vor ihm aufgeschlagen.

In der Nähe des Fraters befand sich ein riesiger, weißbärtiger Greis — Sancho — er fungirte als Ministrant und schwang das Räucherfäßchen.

An der untersten Stufe kniete eine jugendliche, weibliche Gestalt, die Hände gefaltet, in tiefe Andacht versunken. Die Kleidung dieses Wesens war weiß, doch hatte sie den Schnitt der Landestracht. Ein weißer Rebozillo wallte vom Haupte der zarten Erscheinung über ihre Schultern herab, eine Krücke lag neben ihr auf den Stufen.

George Sand schritt ohne weiteres dem Altare zu, Chopin folgte ihr zögernd.

Der Frater wandte sich hastig um, Sancho hielt in seiner Verrichtung inne, die Knieende erhob sich. Alle Drei starrten die Ankömmlinge an.

Diese traten jetzt in den Kreis des Kerzenschimmers.

Als das Licht ihre Züge beglänzte, da lächelte Eusebius freundlich aufmunternd, stieß die Enkelin des greisen Vagabunden einen leisen Schrei hervor, in dem ein Gemisch von Ueberraschung und Schrecken lag.

Und wie nun George Sand bis dicht an die Stufen des Altars herangeschritten war und dort, sich verneigend, stehen blieb, da sank das Mädchen vor ihr nieder, blickte empor und stammelte: „Meine Wohlthäterin!"

„Sie sind Paquita, die kleine Seiltänzerin?" flüsterte die Dichterin.

„Ich bin es!" antwortete das Mädchen fast in flehendem Tone. „Ich wußte um Ihre Anwesenheit in der Abtei, seit dem Tage, an welchem Sie hier eintrafen, aber halten Sie mich nicht für undankbar — ich durfte mich Ihnen nicht nähern, und nur mit Gefahr meines Lebens gelang es mir, jenem Herrn, der Sie begleitete und in welchem —"

Sie konnte nicht fortfahren, denn ein heftiges, klirrendes Geräusch machte sie zusammenschrecken.

Der fanatische Sancho hatte mit aller Kraft das Räucherfäßchen auf das Steingetäfel geschleudert.

Im nächsten Augenblicke wankte er hastig die Altarstufen hinab, riß das bestürzte Mädchen vom Boden empor und richtete sich wild und trotzig auf.

Aber sein flammender Blick und seine drohende Geberde galten nicht der Dichterin, sondern Chopin.

„Carajo! Du wagst es", schrie der Wahnsinnige so laut, daß seine Stimme wie dumpfes Donnerrollen von den Wänden des öden Domes wiederhallte, „selbst hier den verderblichen Einfluß ausüben zu wollen, den Du auf mein armes, bethörtes Enkelkind erlangt hast?"

Digitized by Google

Frater Eusebius und George Sand standen überrascht und regungslos da, Paquita sah verwirrt zu dem Unholde auf, verhüllte sodann hastig ihr Antlitz und schluchzte. Chopin wich bleich und betroffen einen Schritt zurück und starrte den wutherfüllten weißbärtigen Riesen an.

„Wie?“ antwortete der junge Künstler, sich ermannend. „Ich verstehe Euch nicht! Ihr seid völlig —“

„Chito (Still)!“ unterbrach ihn Sancho leidenschaftlich. „Willst Du es leugnen, daß die Musik, welche Du machst, Dir von der Hölle verliehen wird, daß Du ein unheilvoller Zauberer bist und durch Dein Spiel die Seelen der Menschen an Dich lockst, damit sie Dir verfallen und Du ihnen namenloses Elend bereiten, sie einer ewigen Verdammniß überliefern kannst? Fluch jener Stunde, die mich und Paquita aus dem Süden dieser Insel nach Palma führte, gerade in dem Augenblicke, als Du mit Deiner Freundin an unserm Strande landetest. Damals schon sagte mir Dein bleiches Gesicht, Du werdest dem Mädchen Unglück bringen, darum verbarg ich meine Enkelin vor Dir in dem versteckteſten Winkel dieses Klosters. Was hat es gefrommt? Das Verhängniß sandte Dich uns nach — und dann wußte Dein dämonisches Zauberspiel, das durch die alten Räume bis zu unserer Zufluchtsstätte erklang, die Arme zu locken, bis sie meine Warnung vergaß, Dich belauschte, ihre Seele an Dich hing. Es galt ihr Verderben oder das Deinige, — ich beschloß, Dich zu tödten, salga lo que saliere (es komme darnach, was da wolle)! Und nun trittst Du, bleiches Gesicht, mir hier in den Weg — wohlan, fahre dorthin, woher Du stammst — zur Hölle!“

Der Irrsinnige ließ Paquita los, riß sein catalonisches Messer aus dem Gürtel und wollte auf den Künstler eindringen, doch das Mädchen und George Sand warfen sich ihm entgegen.

Jetzt ließ sich die Stimme des Mönches vernehmen.

„Hüten Sie sich“, stieß er erregt hervor, durch Winke der Schriftstellerin und Chopin bedeutend, daß sie sich schleunig zurückziehen möchten, „este hombre es un desesperado, un tonto (dieser Mensch ist ein Verzweifelnder, ein Wahnsinniger)!“

Dann ergriff er eine kleine Monstranz, welche auf dem Altare stand, schritt rasch die Stufen hinab und hielt sie dem wild stierenden Sancho vor.

„Miserable, hast Du vergessen, wo Du bist?“ rief das Männchen, die dunklen, stechenden Augen fest und unerschrocken auf den riesenhaften Greis richtend, der beim Anblick der Monstranz zusammenzuckte, das Messer fallen ließ, die Dichterin und Paquita von sich abschüttelte, dann aber, wie eingeschüchtert, die Hände faltete und das Haupt neigte. „Beuge Dich vor Gott und weiche von hinnen, willst Du nicht, daß die alleinseligmachende Kirche Dich mit ihrem Fluche belaste!“

Sancho stand einen Moment niedergeschmettert da. Doch dann belebten sich seine Züge unheilvoll.

„Bastante (genug), ich füge mich“, murmelte er dumpf, „aber ich lasse mein behextes Enkelkind nicht in den Händen jenes Zauberers!“

Und bevor die Umstehenden es sich versahen, zuckten seine Fäuste nach dem Mädchen.

Mit für sein Alter räthselhafter Kraft hob Sancho die Widerstrebende empor und trug sie fort, den Altar umschreitend, einer Stelle zu, wo ein schmales Pförtchen aus der Kirche nach dem ruinenhaften Theile des Klosters führte.

Digitized by Google

„Por Dios, no me abandone Usted! (Um Gottes Willen, verlassen Sie mich nicht!)", wimmerte Paquita aus dem Schatten, welcher neben dem Sanctuarium nachtete.

Doch im nächsten Augenblicke hatte sich das Pförtchen hinter dem Irrsinnigen und seiner Enkelin geschlossen.

George Sand raffte sich aus ihrer Bestürzung auf.

„Verfolgen wir ihn!" rief sie entschlossen.

Der Frater Eusebius vertrat ihr den Weg.

„Beruhigen Sie sich", beschwichtigte er, „Sancho wird ihr nichts thun — sie ist das einzige Wesen, das er liebt!"

Chopin schien jetzt aus seiner Betäubung zu erwachen.

Entsetzt und keines Wortes mächtig, zerrte er die Freundin mit sich fort, jenem Eingange zu, durch welchen sie die Kirche betreten hatten.

Die Dichterin und der Künstler verbrachten eine schlaflose Nacht.

Am folgenden Tage, etwa um die zehnte Morgenstunde, trat Maria Antonia in das gemeinschaftliche Wohngemach ihrer Herrschaft. George Sand und Chopin waren dort bei den Kindern noch beim Frühstücke.

Die Dienerin sah ein wenig bleich und verstört aus.

„Was ist geschehen?" fragte die Schriftstellerin hastig.

„Der Frater Eusebius ist heimlich aus der Abtei entwichen", entgegnete Maria Antonia beklommen, „er wird wohl nicht wieder nach derselben zurückkehren — ich fand seine Zelle offen, die Arzeneitigel und Gläser zertrümmert, die Kräuter über den Fußboden verstreut, den Schrank geöffnet und leer. Einige Bauern von Valdemosa behaupten zudem, kurz nach Tagesanbruch den Frater gesehen zu haben, wie er, eine wohlgefüllte Handtasche schleppend, auf steilen Gebirgspfaden die Richtung nach Palma eingeschlagen habe."

George Sand und Chopin tauschten einen vielsagenden Blick mit einander aus.

„Das ist aber noch nicht Alles!" fuhr Maria Antonia fort. „Man hat diesen Morgen eine Stunde westlich von hier, dort wo das felsige, wild zerrissene Hochland schroff zum Meeresstrande abfällt, am scharfkantigen Fuße einer Klippe — valgame Dios — die Leichen Sancho's und seiner Enkelin Paquita zerschmettert gefunden. Schleppte der Irrsinnige die Unglückliche vorsätzlich nach jenem Felsen, hat er sie von dort herabgestürzt und ist ihr dann nachgesprungen, oder sind Beide dort in der finstern Nacht zufällig verunglückt — Niemand weiß das! Gott sei den armen Seelen gnädig!"

Maurice und Solange starrten die sich bekreuzende Dienerin an, sie athmeten eigentlich erleichtert auf, denn da nun der nächtliche Unhold todt war, durften sie doch wohl wieder Abends den mondbeglänzten Garten durchstreifen und die alten romantischen Höhen und Arkaden aufsuchen.

George Sand entfärbte sich und flüsterte: „Armes Kind!"

Chopin sank bleich und bebend auf die Sophalehne zurück und hauchte: „Meine Ahnung!"

Als die Dichterin den Zustand des Freundes gewahrte, da winkte sie der Dienerin, sich zu entfernen.

„Verlassen Sie uns", sagte sie, sich fassend, „Sie haben Herrn Chopin durch Ihre unheimlichen Mittheilungen erschreckt — kein Wort mehr davon!"

Maria Antonia zog sich verblüfft zurück.

Digitized by Google

Kaum hatte sie das Gemach verlassen, als Chopin vom Sopha auffuhr, mit fieberhafter Hast den Frühstückstisch verließ.

„Sei ruhig, Frederic", suchte ihn die Freundin zu besänftigen, „wir thaten unser Möglichstes, die arme Kleine vor einem unseligen Geschicke zu bewahren — daß unsere Bemühungen ein so beklagenswerthes Resultat hatten, ist nicht unsere Schuld!"

„Mein Traum in Barcelona, die Vision auf dem Dampfer — ach, ich wurde hinreichend gewarnt!" murmelte der erregte Künstler, dessen Züge den Ausdruck der tiefsten Niedergeschlagenheit trugen. „Warum gab ich Dir nach und gehorchte nicht der innern Stimme, die mir gebot, den Boden Majoca's nicht zu betreten? Hätte ich ihr Folge geleistet, dann würde Paquita kein so trauriges Ende genommen haben — ich bin die Ursache ihres Todes!"

„Wie thöricht!" versetzte George Sand ernst und verweisend. „Das unglückliche Kind würde früher oder später dem nächstbesten Wahne des Irrsinnigen zum Opfer gefallen sein."

Chopin schüttelte das Haupt und wollte sich eilig aus der Zelle entfernen.

„Wohin?" fragte die Dichterin besorgt.

„Ich muß Anstalten zu unserer sofortigen Abreise treffen!" lautete die Antwort.

Die Kinder sprangen bestürzt auf, auch George Sand erhob sich.

„Wir sollen abreisen?" schmollte Maurice.

„Jetzt, da der prächtige Frühling kommt?" fügte Solange betrübt hinzu.

„In der That, mein Freund", bemerkte die Schriftstellerin, „wir dürften nun erst eigentlich in die Lage kommen, aus dem herrlichen Klima dieser Insel Nutzen ziehen zu können. Doch erwäge ich die krankhafte Ueberreiztheit, in welche Dich Alles versetzt, was uns hier umgiebt und Dich an den jüngst erlebten Vorfall erinnert, so muß auch ich dafür stimmen, daß wir sobald wie möglich abreisen, denn hier würdest Du uns und Dir alle nur erdenklichen Martern bereiten. Ich zweifle nicht, nun das Frühjahr vor der Thür steht, daß der kleine Dampfer in den nächsten Tagen seine Fahrten nach Barcelona wieder aufnehmen werde, schnüren wir also unser Bündel, entsagen wir einem Paradiese, das für uns unter Rosen verrätherische Schlangen birgt."

„Also — auf, nach Frankreich!" rief Chopin, freudig und erleichtert aufathmend, wie ein aus schwerem, entsetzlichen Traume Erwachter.

„So sei es!" entgegnete George Sand mit einem Seufzer.

## IV.

Im Frühjahre 1839 nach Frankreich zurückgekehrt, schlug die Dichterin vorläufig ihren Wohnsitz wieder in Nohant auf.

Chopin begleitete sie dorthin, sein körperlicher Zustand besserte sich augenfällig, er schien von seinem Brustleiden befreit und auch nicht mehr so häufig wie früher einer qualvollen Stimmung unterworfen zu sein.

Doch als dann im Herbste des genannten Jahres George Sand nach Paris und in die Rue Pigalle übersiedelte, Chopin dort in der Straße Tronchet ein Logis bezog, da begann der Künstler, der sofort wieder in den Pariser Salons seine Stellung als Liebling der gewähltesten Kreise einnahm, von Neuem zu kränkeln, so daß die berühmte Schriftstellerin sich entschließen

Digitized by Google

mußte, ihm einen Theil ihrer Wohnung einzuräumen, um ihrem „Stammkranken", wie er sich scherzhaft nannte, eine sorgfältige Pflege widmen und ihn vor den aufreibenden Erregungen eines ungeregelten Künstlerlebens so viel als möglich bewahren zu können.

Ungefähr acht Jahre dauerte das freundschaftliche Verhältniß, welches den Tonkünstler an die Dichterin fesselte, dann ward es plötzlich durch einen Umstand aufgehoben, der bis zur Stunde noch nicht aufgeklärt ist, da Chopin sogar seinen treuesten Freunden nicht die Ursache jenes Zerwürfnisses offenbarte, George Sand aber in ihren Memoiren den Grund ihrer Trennung von dem Freunde verschwiegen hat.

Diese aber war ein harter Schlag für den nervösen Componisten, dessen scheinbar beseitigtes Lungenleiden sich in verstärktem Maße wieder bemerkbar machte.

Er siechte mehr und mehr hin, mußte die geräuschvollen Pariser Salons meiden, seinen Umgang auf den Verkehr mit wenigen Freunden beschränken, zu denen vor Allem sein reichbegabtester Schüler Gutmann gehörte, der mit unerschütterlicher und aufopfernder Treue an ihm hing.

Während die Wirren des Jahres 1848 ganz Paris in Aufregung versetzten, verbrachte der völlig erschöpfte Künstler eine lange trübselige Zeit auf dem Krankenlager.

Doch er erholte sich einigermaßen wieder und gab sich mit dem ehemaligen Enthusiasmus seinem Berufe von Neuem hin.

Da das aufrührerische Paris andere Dinge zu thun hatte, als sich um die Kunst zu bekümmern, die aristokratische Gesellschaft größtentheils vorläufig ausgewandert war, sich mißtrauisch von der Hauptstadt fern hielt, so beschloß Chopin eine längst projectirte Kunstreise nach England zu unternehmen.

Er führte seinen Vorsatz aus und ward im Nachbarlande mit Beifall und Ehren wahrhaft überschüttet.

Doch leider kehrte er von dort mit fast völlig zerrütteten Nerven und zerstörter Lunge nach Paris zurück — er hatte seine Kräfte überschätzt und die Folgen sollten bald verhängnißvoll für ihn werden.

Als er im nächsten Winter seine Künstlerthätigkeit fortsetzen wollte, da fühlte er, daß dies unmöglich sei, da die physische Kraft ihm dazu mangele. Doch schlimmer noch war es für ihn, daß er in einen unseligen Trübsinn versank, eine Apathie, welche ihn hinfort hinderte, geistig zu schaffen.

So sah er sich auch dessen beraubt, was ihm seither Trost und Erholung in seinen Leiden gewährt hatte. Das sollte das Ende einer genialen, an stolzen und glückseligen wie düsteren Stunden reichen Künstlerexistenz sein!

Und ein Abend kam, ein stiller Sonntagabend des Monates October.

Chopin ruhte auf seinem Schmerzenslager; die Züge des Künstlers waren aschfarben und hager, doch nicht entstellt, sie trugen den Ausdruck des Seelenfriedens, nach dem er so oft im Leben vergeblich gerungen hatte.

Und in der That, derselbe Mann, welcher vordem durch die geringsten Störungen im Alltagsdasein so leicht aus der Fassung gebracht werden war, der so häufig vor den Phantomen seiner erhitzten Einbildungskraft gezittert hatte, sah jetzt ruhig und ohne Zagen seiner nahen Auflösung entgegen.

Durch die ganze Stadt hatte sich längst die Kunde von dem hoffnungslosen Zustande des großen Künstlers verbreitet, aus allen Kreisen, welche

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Kätzchen, Kätzchen!

Digitized by Google

Digitized by Google

ihm huldigten, waren ihm Tag für Tag vielfache Beweise einer aufrichtigen Theilnahme zugekommen.

Manche Verehrerinnen und Freunde hatten sich nach seiner Wohnung begeben, persönlich Nachrichten über sein Befinden einzuziehen, der Salon Chopin's war tagüber selten leer gewesen — nur George Sand hatte sich nicht gezeigt, war nicht herbeigeeilt, dem sterbenden Freunde persönlich die Hand zu drücken.

Die Dichterin selbst giebt in der Geschichte ihres Lebens folgenden Aufschluß darüber: „Ich sollte ihn nicht wiedersehen; es gab böse Menschen zwischen uns, und die guten Herzen in seiner Umgebung verstanden es nicht, ihn zu behandeln. Man hat mir gesagt, Chopin habe bis an sein Lebensende nach mir verlangt, aber man verschwieg es mir bis nach seinem Tode. Auch ihm verschwieg man, daß ich immer bereit war, zu ihm zu eilen. Man hat Recht daran gethan, wenn die Erschütterung des Wiedersehens sein Leben um einen Tag, ja um nur eine Stunde abgekürzt hätte."

Wer kleinlich von der edlen Schriftstellerin denkt, der wird freilich diese Erklärung für eine leere Phrase nehmen.

Aber wenn auch George Sand an dem Schmerzenslager des Künstlers fehlte, hatte sich doch dort eine andere Freundin eingefunden — die Gräfin Delphine Potocka.

Während jener Zeit, da die Dichterin dem sensitiven Chopin eine vertraute Gefährtin gewesen war, hatte sich ihm Delphine weder absichtlich genähert, noch war sie ihm geflissentlich ausgewichen; mit echt weiblicher Zurückhaltung und Selbstbeherrschung hatte sie vom Anbeginn jenes Verhältnisses, das sie mit Besorgniß um den Künstler und um ihrer eigenen stillverborgenen Herzenswünsche willen mit schmerzlicher Entsagung erfüllte, bis nach dem vollständigen Bruche desselben keinen Schritt gethan, welcher Chopin hätte verrathen können, was sie für ihn empfinde.

Erst als die Nachricht von seinem hoffnungslosen Zustande sie erreicht hatte, war sie zu dem Entschlusse gelangt, aus ihren Gefühlen für den armen Künstler kein Hehl mehr zu machen.

Sie hatte sich an sein Sterbelager begeben, sich im Vereine mit Gutmann, einigen Freunden und einer Schwester Chopin's, welche die Trauerkunde von Warschau nach Paris geführt, des Leidenden in seiner letzten schweren Stunde liebreich anzunehmen.

Der Abend war gekommen; Lampenschimmer erhellte das Schlafgemach, beglänzte des Sterbenden Antlitz und die kleine treue Gruppe, welche schmerzerfüllt um sein Bett versammelt war — Chopin hatte Licht gewollt, ungedämpftes Licht, hatte er doch stets im Leben eine Scheu vor den unheimlichen Schatten der Nacht empfunden.

Die noch immer reizende Delphine stand am Fuße seines Lagers; sie war ein Bild unsäglichen Schmerzes, Thränen perlten über ihre Wangen herab, sie glich in dem weißen Kleide, das ihre anmuthsvolle Gestalt umfloß, einem trauernden Engel, einer überirdischen Lichterscheinung.

Der matte Blick Chopin's schweifte zu ihr hin.

Was ging in seiner dem Jenseits zustrebenden Seele vor?

Ahnte er, daß eine Blume für ihn geblüht hatte, ohne daß er sich dessen bewußt gewesen? Berührte jetzt der Zauber dieser holden Menschenblüthe sein Herz, nun die Schläge desselben gezählt waren, es so bald in Staub und Asche zerfallen sollte? Oder sah er in jener engelgleichen Lichtgestalt



Digitized by Google

ein Wesen aus besseren Welten, eine ätherische Erscheinung, die ihm winkte, ihr aus dem Jammer des Erdenlebens nach einem Eden voll ewiger Glückseligkeit zu folgen?

Seine Züge, die soeben noch schmerzlich gezuckt hatten, wurden weich und verklärt.

Mit halb erloschener Stimme bat er plötzlich die Gräfin, ihm etwas zu singen.

Delphine erbebte, die Uebrigen blickten einander bestürzt an.

Dem Künstler entging die Erregung seiner Umgebung nicht.

„Glaubt nicht, daß ich phantasire", hauchte er in kurzen Absätzen, „ach, ich fühle, daß mir Gesang unendlich wohlthun werde — es trägt meine Seele empor! — Versagt einem Sterbenden — die letzte Bitte nicht!"

Delphinen's Hand zuckte krampfhaft nach dem Herzen. Jetzt sollte sie singen, während Hoffnungslosigkeit ihr tiefwundes Gemüth belastete?

Aber sie bezwang sich; ihr Schluchzen unterdrückend, erklärte sie sich bereit, den Wunsch des Künstlers zu erfüllen.

Lautlos schlichen Gutmann und ein dem Kranken befreundeter politischer Abbé nach der zum Salon führenden Thür, öffneten die Flügel derselben und rollten das Piano Chopin's bis zur Schwelle des Schlafgemaches.

Dann tauschte Gutmann einige Flüsterworte mit der Gräfin aus und setzte sich an das Clavier, den Gesang Delphinen's zu begleiten.

Und sie sang jene Hymne, von der man behauptet, daß Stradella einst durch den Vortrag derselben sein Leben vor den Dolchen der wider ihn gedungenen Meuchelmörder rettete.

Delphinen's Stimme klang anfänglich leise, zitternd, fast vom Schmerze erstickt, der sie zu überwältigen drohte. Doch die erschütternde Weihe der Situation und die rührende Inbrunst des Liedes rissen die zum Tod betrübte Sängerin bald mit sich fort, daß sie über irdische Schwäche sich erhob und ihr Gesang zu ergreifenden Sphärenklängen ward, geisterhaft von den Accorden des Pianos getragen.

Ein Lächeln umspielte die schmalen, bleichen Lippen Chopin's.

„Wie schön — mein Gott — wie schön!" lallte er.

Das Lied war zu Ende. Delphine verhüllte ihr Antlitz und weinte bitterlich. Gutmann erhob sich, trat an den Pfühl des Kranken und stützte, auf einen Wink Chopin's, das Haupt desselben.

Die Züge des Künstlers zeigten an, daß sein letzter Augenblick gekommen sei.

Dennoch richtete er bei vollem Bewußtsein die halb gebrochenen Augen auf die Gräfin Potocka und flüsterte kaum hörbar: „Noch einmal — singen — noch einmal!"

Delphine ließ die Hände sinken. Während heiße Thränen ihr blasses Antlitz benetzten, begann sie einen Psalm von Marcello.

Jetzt tönten nicht die Accorde des Pianos zu dem Gesange, ihn begleitete das leise Murmeln und Schluchzen der Getreuen des Künstlers, die neben seinem Bette auf die Kniee gesunken waren und für das Seelenheil des Sterbenden beteten.

Und wie der letzte Ton des Psalms verhallte, da irrte Chopin's umflorter Blick noch einmal voll unendlicher Dankbarkeit nach der erschütterten Sängerin, der treuesten Freundin hin

Digitized by Google

Dann wandte er das Antlitz, die Hand des nicht minder treuen Freundes zu küssen.

Aber schon berührte der Flügelschlag des Todes die sterbliche Hülle des genialen Dulders — sein Haupt sank auf die Brust, seine Seele war entflohen zu den ewigen Harmonien der Schöpfung.

Delphine neigte sich über den theuren Todten hin; ihre bebenden Lippen hauchten einen Kuß auf seine Stirn.

Sie wehklagte nicht, sie schluchzte nicht, sie flüsterte vor sich hin: „Jetzt gehört er mir!“

---

## Die beherte Mühle.

(Siehe die gleichnamige Illustration.)

So dunkel die Nacht und so öde die Welt,
Da hob ich mich wild vom Pfühle.
Ich wandelte über Thal und Feld
Hin zu der beherten Mühle.

Mein Haupt so schwer und mein Herz so krank
O Schmerz meines Lebens, nun wühle!
Du sprichst: „So stürze Dich sonder Wank
In den Sumpf der beherten Mühle.

Hier kam — die Nacht hat's oft belauscht,
Manch' Leid zum sicheren Ziele.
Nachtvögel schwirren, das Schilf es rauscht,
Eine Hexe lacht aus der Mühle.

Da bricht des Mondes tröstendes Licht
Hervor auf die nächtliche Schwüle.
Und es lächelt mich an wie Dein Kindergesicht
Und ich floh die beherte Mühle

Franz Hirsch.

---



Digitized by Google

# Das literarische Parlament.

Auf der Tagesordnung steht der neueste literarische Culturkampf: Ein Kampf um Rom. Historischer Roman von Felix Dahn. Vier Bände, von denen der erste Band gleich bei seinem ersten Erscheinen in zweiter Auflage gedruckt wurde. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel. Kostenpunkt 24 Mark. In Leihbibliotheken billiger.

Der Präsident läßt über den Roman zur Abstimmung schreiten. Der Abgeordnete Gustav Freytag verläßt den Saal, da Felix Dahn, Abgeordneter für den gothischen Wahlbezirk, in seinem „Vorwort" erklärt, er habe den „Kampf um Rom" 1859, also dreizehn Jahre vor den „Ahnen" in München begonnen, in Italien, zumal in Ravenna, weitergeführt und 1876 in Königsberg abgeschlossen, den Schlüssel habe er jedoch der sehr ehrenwerthen Firma Breitkopf und Härtel übergeben.

Die Debatte, ob der Roman „Ein Kampf um Rom(anlorbeer)" von Felix Dahn zum literarischen Gesetz mit der Anwartschaft auf Unsterblichkeit erhoben werden soll, eröffnet der Referent Joseph Victor von Scheffel. „Meine Herren! Zwar bin ich mein Lebtag so feuchtfröhlich und gescheidt gewesen, mich weniger mit den alten Gothen, als vielmehr mit der Zeit der Ottonen (womit ich das Zeitalter Otto's von Barzin nicht gemeint haben will) abzugeben — Zeuge meiner innigen Verbindung mit dieser großen Zeit ist mein gesunder Junge Ekkehard — indeß hat Ihr Wille mich bestimmt, über den Roman meines süddeutschen Landsmannes zu berichten. Ich muß gestehen, daß es keine leichte Arbeit ist, und wenn ich im Schwarzen Wallfisch zu Askalon drei Tage kneipen sollte, die vier dicken Bände durchzulesen. Allein ein Gefühl der Befriedigung überkommt mich, daß unser Volk solche wahre Geistesarbeit, wie dieses hohe Lied des tapfern Gothenvolkes, hervorzubringen vermag. Felix Dahn — qui Felix fortunatusque sis! — ist von jeher göthisch und gothisch angehaucht gewesen. Er hat in den „Königen der Germanen" und vor Allem in seiner werthvollen Monographie über „Procopius von Cäsarea" seine Vertrautheit mit den Geschicken des Gothenvolkes wissenschaftlich glänzend dargelegt, und es sollte mich wundern, wenn ihn die Burschenschaft „Gothia" in Königsberg, welche direct von den alten Gothen stammt, nicht zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt hat.

Noch mehr, meine Herren: Felix Dahn ist nicht nur ein wackerer, ein trinkbarer Mann, sondern auch ein feiner Fügen dichtrischer Dinge. Zwar hat er in seinem „König Roderich" — Gott hab' ihn selig! — tönend tendenzelt und klingend geklappert mit schmeichelndem Schlagwort, aber das waren ja Westgothen in Spanien, bei denen uns manche modern feile Phrase spanisch erschien, während die Ostgothen, deren Untergang ja auch 160 Jahre vor denen ihrer westlichen Brüder stattfand, sich viel alterthümlicher benahmen, wenngleich auch hier manche moderne Sentimentalität und Lebensanschauung zu Ungunsten des historischen Costüms mit unterläuft.

Abgeordneter Dahn. Ich möchte meinen geehrten Herrn Collegen interpelliren, ob er vielleicht die gothische Sprache für die allein zweckmäßige meines Romans hält und ob er auch die pedantisch treuen Costüme und Requisitprincipien der Meininger für den historischen Roman für nothwendig hält.

Präsident. Ich bitte den Herrn Redner nicht zu unterbrechen.

Digitized by Google

Abgeordneter Scheffel. Mein Sohn „Ekkehard“ wird für mich antworten, was ich unter historischem Costüm verstehe. Gleichwohl sei es hier gesagt, daß der „Kampf um Rom“ nicht allein eine kolossale Arbeit, eine bewunderungswürdige Bewältigung des Materials, sondern auch eine reine, vornehme Stilistik und eine Noblesse der Gesinnung bekundet, wie kaum ein anderes Werk dieser Gattung.

Wir haben in dieser Art der Epik außer Freytag's „Ahnen“, welch Viele wegen der Manierirtheit ungenießbar finden, und Ebers' dagegen etwas schwächlich doctrinär gebauter „Egyptischer Königstochter“ keinen Roman, der uns eine große und wichtige Culturepoche so klar und warmherzig tief in die Seele schreibt, wie Dahn's „Kampf um Rom“, der geradezu ein literarischer Culturkampf zu nennen ist. Denn dieses Werk beweist, wie tiefe Schätze des Culturlebens in den „Ahnen“ des deutschen Volkes, den Gothen, wohnten, und wie die deutsche Volkskraft im Gegensatz zu der romanischen Welt einen Hort poetischer Gestaltungswelt barg, der freilich den Juden ein Aergerniß, den Griechen eine Thorheit erscheint. Das ist unser, so laßt uns sagen und so behaupten, wenn wir in den Schacht unseres ältesten Volksthums mit kundiger Leuchte historischer Bildung und poetischer Schaffenskraft hinabsteigen und aus allen Zeitaltern das Gold edler Menschlichkeit an das Tageslicht der Gegenwart fördern. (Rufe von den antihistorischen Bänken, Fraction Lindau und Fraction Blumenthal: Zur Sache!)

Abgeordneter Scheffel. Ich bin bei der Sache, wenn ich den Werth eines Werkes hervorhebe, das nicht nur auf redlicher Arbeit (die nun einmal auf der Wagschaale Apollo's weniger wiegt, als auf der Minerva's), sondern auf starker poetischer Begabung beruht. Der Untergang der Ostgothen, wie ihn Dahn viel großartiger und wahrer erzählt als den der Westgothen in „König Roderich“, ist eine der ergreifendsten Völkertragödien, welche die Weltgeschichte kennt. Dahn schildert uns in epischem Rahmen dieses großartige Gemälde in glänzender Farbenpracht. Von den letzten Stunden Dietrich's von Bern, vor nun gerade 1350 Jahren an, geht die Erzählung über den jungen schwärmerischen Athalarich, die kräftig ihr Königreich wahrende, einer höllischen Intrigue zum Opfer fallende Amalaswintha, den erbärmlichen Theodat, den kräftig biedern Witichis, den kurzherrschenden Hildebad, den Sonnenjüngling Totias, bei dessen Schilderung Dahn's Feder lustlächelnd leuchtet, und den finster heldenmüthigen Tejas bis zum Untergang des letzten Gothenheeres am Vesuv. An die Geschichte der gothischen Könige reiht sich die poetische Gestaltung des Volksthums der Gothen in vollendet gereifter Form. Der Hof zu Ravenna, das idyllische Landleben des Witichis und seiner Familie, die Volksversammlungen und heiligen Bräuche der Gothen, das Liebesleben des Totilas, das Alles sind Schilderungen voll Kraft und Zartheit, bei denen man freudig anerkennen muß, daß der deutsche Professor, der in Staat und Kunst schon recht viel Unheil angerichtet, sich zuweilen recht gut mit dem deutschen Dichter vertragen kann. Mißlungen scheint mir in dem ganzen Werk nur Eines: der vom Dichter mit besonderer Liebe behandelte Präfect Cethegus, der den Typus des untergehenden echten Römerthums versinnlichen soll. Cethegus, noch mehr als der schöne Totilas der Held und Liebling des Dichters, ein Nachkomme Cäsar's, hat den großartigen Plan, das römische Weltreich wieder aufzurichten. Hören Sie ihn selbst, meine Herren, den Präfecten, wie er zu sich spricht:

„Mit einem tüchtigen Volk hinter sich die Gothen hinaustreiben, Griechen

Digitized by Google

und Franken nicht hereinlassen — das wäre nicht schwer, das könnte ein Anderer auch. Aber allein, ganz allein, von diesen Männern ohne Mark und Willen mehr gehemmt als getragen, das Ungeheure vollenden, und diese Memmen erst wieder zu Helden, diese Sklaven zu Römern, diese Knechte der Pfaffen und Barbaren wieder zu Herren der Erde machen — das, das ist der Mühe werth. Ein neues Volk, eine neue Zeit, eine neue Welt schaffen, allein, ein einziger Mann, mit der Kraft seines Willens und der Macht seines Geistes — das hat noch kein Sterblicher vollbracht — das ist größer als Cäsar: er führte Legionen von Helden! Und doch, es kann gethan werden, denn es kann gedacht werden. Und ich, der's denken konnte, ich kann's auch thun. Ja, Cethegus, das ist ein Ziel, dafür verlohnt sich's zu denken, zu leben, zu sterben. Auf und an's Werk, und von nun an — keinen Gedanken mehr und kein Gefühl als für dies Eine."

Er stand still vor der Kolossalstatue Cäsar's aus weißem parischen Marmor, welche, das Meisterwerk des Arkesilaos und der edelste Schmuck, ja nach der Familientradition von Julius Cäsar selbst dem Sohne geschenkt, das Heiligthum dieses Hauses, gegenüber dem Schreibdivan stand:

„Hör' es, göttlicher Julius, großer Ahnherr, es lüstet deinen Enkel, mit dir zu ringen: es giebt noch immer ein Höheres als du erreicht: schon fliegen nach einem höhern Ziel als du, ist unsterblich und fallen, fallen aus solcher Höhe — das ist der herrlichste Tod. Heil mir, daß ich wieder weiß warum ich lebe."

Und dieser Welterschütterer benimmt sich so albern und schwächlich, daß ihn ein Trompeter von Säckingen umblasen kann, so hinterlistig, wie kein türkischer Hunne, und wenn er seine Kraft zeigt, so ist es nur beim, übrigens glänzend geschilderten Gelage, wo er den leckern Ifiswein, um dessen Besitz ich dem Cethegus manche Dummheit verzeihe, den Freunden auftischt. Dieser Cethegus, der den Herzog Alarich mit Fälschungen verleumdet, für Athalarich und Camilla Gift mischt, durch Amalaswintha die drei Baltenherzöge morden läßt, Amalaswintha an Petros, Petros an Theodora, Witichis an Belisar, Belisar an Justinian verräth den Sohn des Boethius tückisch in den Tod schickt, im Waffenstillstand die gothischen Schiffe überfällt, dieser feige Lump, der allenfalls nur den persönlichen Muth eines Unterofficiers, nicht aber ein Fünkchen moralischen Muth hat, ist mir wenigstens eine unsympathische Persönlichkeit, mit dem ich selbst beim Ifiswein kein Gaudeamus singen möchte. Gegen diesen kläglichen Weströmer, der sich immer in seinen Plänen zuvorkommen läßt, ist der schlaue Strömer Justinian, und vor Allem sein genialer Feldherr Narses ein Odysseus, während Cethegus mehr Aehnlichkeit mit einem Strohmann, als einem Achilles hat. Auch muß ich Dahn den Dichter tapfer tadeln, daß seine Gerechtigkeit gering gegen Belisar ist; der große Feldherr wird wie ein dummer, gutmüthiger löwenkühner Athlet geschildert, während er doch ein strategisches Genie war. Großartig verführerisch, in eine üppig weichliche Athmosphäre gerückt erscheint dagegen der meisterhaft geschilderte Hof von Byzanz, an welchem die Kaiserin Theodora in Makart'schen Farben gemalt ist. Schade, daß Dahn sich es hat entgehen lassen, Justinians slawische Abkunft zu betonen. Daß er das Ende des Witichis und des Tejas nicht treu nach der Geschichte erzählt, sei als historische Licenz dem Dichter gestattet. In summa, meine Herren, ich kann Ihrem Wohlwollen den Roman Dahn's, die neueste hervorragende Literaturerscheinung unseres Volkes, warm empfehlen. Möchten doch mehr solcher echt historischer

Digitized by Google

Romane gedichtet und so unserer Literatur die innige Beziehung zu der germanischen Vorzeit lebendig bleiben! (Lebhafte Zustimmung.)

Abgeordneter Merker. Seien Sie versichert, meine Herren, ich gehöre weder zu meinen pedantischen Namensvettern unter den Meistersingern, noch zu der antihistorischen Fraction, welche auf Kosten ihrer Zukunft auf die Vergangenheit verzichtet, um nur für die Gegenwart, richtiger für die Mode des Tages zu leben. Aber es erschienen mir in Dahn's Roman, so sehr ich ihn auch ob der schöngeglätteten Form und der überlegenen Beherrschung des historischen Inhalts hochschätze, viele seltsame Dinge, welche bei einem in siebzehnjähriger Arbeit entstandenen Werk besser vermieden worden wären. Daß wie im zweiten Band Seite 64 der griechische Gesandte sagt: „Nichts von Verträgen!" ist eine jener Schiller'schen Reminiscenzen, die wir schon aus König Roderich gewohnt sind. Seltsam nenne ich die Orthographie Tukydides entgegen der richtigen Thukydides, welche bei Dahn, der allerdings nicht von archaistischer Gesuchtheit freizusprechen ist, so eigenthümlich berührt, wie die komische Anrede, die Belisars Gemalin Antonina seitens des Cethegus zutheil wird: Magistra Militum. Das wäre so, als ob man Frau Belisar als Frau Generalin anreden wollte. Die afrikanische Sklavin Mataswintha's Aspa schwärmt für ihre Göttin Astaroth, diese echt asiatische Liebesgöttin. Haralda, die Nordlandsreckin, trägt „Aermel von Bernstein", und der griechische Geschützmeister Martinus hat — man lese Band 4, Seite 243 — gar — um die Mitte des sechsten Jahrhunders! — das Schießpulver gekannt. (Hört! Hört!) Solche Anachronismen und Unrichtigkeiten sollten in einem Werke eines Professors, das siebzehn Jahre Arbeit umfaßt, nicht vorkommen. Das Werk hat 1800 Seiten zu 30 Zeilen, mithin hat der Verfasser jeden Tag nur neun bis zehn Zeilen zu arbeiten gehabt. (Oho! Gelächter! — Pedant! Beckmesser!) Das Schlimmste aber ist die unselige Vorliebe des Herrn Dahn für a linea Sätze, eine Manier, die lebhaft an den Stil Temme's erinnert. Wenn der Stil wirklich der Mensch ist, so muß ich Herrn Felix Dahn im Hinblick auf seine fortwährenden Absätze das Compliment eines höchst absatzfähigen Dichters machen. Aber diese Schreibmanier, die höchstens bei einem — verzeihen Sie mir das unparlamentarische Wort — zeilenschindenden Penny a liner zu entschuldigen ist, ist Felix Dahn's unwürdig. Noch mehr, sie ist kein Fehler des Stils, sie ist ein Verbrechen gegen die Klarheit des Gedankens. Ich werde Proben anführen, aus denen die völlige Verwirrung des Publicums über die Person des Redenden hervorgehen muß. Ist es etwa für Ohr und Auge wohlthuend, wenn Dahn schreibt:

Cethegus aber warf sich diese Nacht unwillig aufs Lager.
Er war uneins in sich.
Er grollte mit Julius.
Er grollte bitter mit Witichis, bittrer noch mit Teja.
Am bittersten mit sich selbst.

Oder wenn Mataswintha's letzte Worte lauten:

Auch ich will dir eine Räthselfrage stellen: — sieh zu, ob du sie lösest.
Laß dir nur helfen dabei von dem klugen Präfecten, der sich so ganz auf Menschengemüther versteht.
Was ist das?
Weib und doch Mädchen?
Witwe und doch nie Weib?
Vermagst es nicht zu deuten?
Hast Recht.

Digitized by Google

Der Tod nur löst alle Räthsel."
Rasch zur Seite warf sie den Purpurmantel.
Ein breites, starkes Schwert blitzte.
Mit beiden Händen stieß sie sich's tief in die Brust.
Aufschreiend sprangen Germanus von vorne, Aspa von rückwärts hinzu.
Schweigend fing Cethegus die Sinkende auf.
Sie starb, sowie er das Schwert aus der Wunde zog.
Er kannte das Schwert.
Er hatte selbst ihr es einst gesendet.
Es war das Schwert des Königs Witichis.

Unzählig sind derartige Stellen, häufig die, wo unklar wird, wer redet, so in dem Dialoge zwischen Witichis und Cethegus (Band 2, S. 266), wo viele Leser Worte des Erstern dem Letztern zuschreiben dürften und umgekehrt.

Cethegus staunte.
In der stolzen Offenheit dieses Mannes lag Etwas, das er beneidete.
Er hätte es gern verachtet.
„Wir werden Rom verlassen: und alsbald werden die Römer Belisar aufnehmen.
Das wird so kommen.
Ich kanns nicht hindern.
Man hat mir gerathen, die Häupter des Adels als Geiseln mit hinwegzuführen."
Cethegus erschrak und hatte Mühe das zu verbergen.
„Dich vor Allen, den Princeps Senatus."
„Mich!" lächelte Cethegus.
„Ich werde dich hier lassen.
Ich weiß es wohl: Du bist die Seele von Rom."
Cethegus schlug die Augen nieder.
„Ich nehme das Orakel an," dachte er.
„Aber eben deshalb laß' ich dich hier.
„Hunderte, die sich Römer nennen, wollen die Byzantiner zu ihren Herren, — du, du willst das nicht."
Cethegus sah ihn fragend an.
„Täusche mich nicht!
Wolle mich nicht täuschen.
Ich bin der Mann verschlagner Künste nicht.
Aber mein Auge sieht der Menschen Art.
Du bist zu stolz, um Justinian zu dienen.
Ich weiß, du hassest uns.

Und so weiter. Sie sehen, meine Herren, Temme ist übertroffen. Ich könnte Ihnen noch mehrere —

Präsident. Ich bitte den Herrn Redner, keine derartigen Beispiele anzuführen, da sonst der Raum unseres Parlaments, welcher nicht vierhändig ist, bedenklich in Anspruch genommen werden müßte. Ich lasse darüber den Hammelsprung machen, ob Dahn's „Kampf um Rom" zum literarischen Muster und Gesetz des historischen Romans erhoben werden soll oder nicht.

Es wird hammelgesprungen, wobei sich herausstellt, daß eben soviel Ja wie Nein vorhanden sind. Da meldet sich zum Wort:

Abgeordneter Hieronymus Lorm. Von meinem kormoyanten Standpunkt aus — Sie wissen ich habe das Mandat für den Wahlkreis Groß- und Klein-Weltschmerz — muß ich, obgleich ich keineswegs zur historischen Schule gehöre, mich dennoch für die Eintragung des Dahn'schen Romans in unser goldenes Buch ausjammern: Dahn läßt Teja Folgendes sagen:

Wer einmal gleich mir den unbarmherzigen Rädergang des Schicksals verspürt hat, wie es blind und taub für das Zarte und Hohe, mit eherner grundloser Gewalt Alles vor sich nieder tritt, ja, wie es das Edle, weil es zart ist, leichter und lieber

Digitized by Google

zermalmt, als das Gemeine, wer erkannt hat, daß eine dumpfe Nothwendigkeit, welche Thoren die weise Vorsehung Gottes nennen, die Welt und das Leben der Menschen beherrscht, der ist hinaus über Hülfe und Trost: er hört ewig, wenn er es einmal erlauscht, mit dem leisen Gehör der Verzweiflung, den immer gleichen Tactschlag des fühllosen Rades im Mittelpunkt der Welt, welches gleichgiltig mit jeder Bewegung Leben zeugt und Leben tödtet.

Wer das einmal empfunden und erlebt, der entsagt einmal und für immer und Allem: nichts wird ihn mehr erschrecken, außer eine schlechte Kritik seiner unsterblichen Werke.

Meine Herren! Sie sehen, daß man auch Pessimismus im gothischen Stil hat. Wie schön ist das gesagt: Nichts wird ihn mehr erschrecken —

Abgeordneter Optimisticus. „Aber freilich — die Kunst des Lächelns hat er auch vergessen auf immerdar," setzt Dahn hinzu, wie ich dem verehrten Abgeordneten für Weltschmerz mir im Namen der heiteren Grazien zu bemerken erlaube.

Präsident. Die Unterbrechung ist unstatthaft. Wir stimmen noch einmal ab.

Das Resultat der Abstimmung ergiebt infolge der Lorm'schen Worte mehrere Ja-Stimmen der unter den jüngeren Abgeordneten gebildeten pessimistischen Partei, und da auch Dahn selbst seine Stimme für Ja abgiebt, so ist „der Kampf um Rom" literaturadelig und salonfähig erklärt. Der Präsident schließt die Sitzung mit den Worten:

Ich freue mich, meine Herren, daß das deutsche Professorenthum, welches bisher mehr Frucht als Blüthe gezeitigt hat, in einem seiner Vertreter einen so glänzenden Sieg auf dem Felde der Poesie errungen hat, wie den gegenwärtigen „Kampf um Rom."

Ein Nachzügler meldet sich zum Wort: Herr Präsident! Bei deutschem Professorenthum fällt mir ein, zu constatiren, wie pietätvoll Herr Professor Dahn seinem Collegen, dem verstorbenen Professor Ludwig Friedländer, seinen Roman gewidmet hat.

Abgeordneter Ernst Wichert (für Königsberg). Da ich für jeden Schritt vom Wege der Wahrheit verantwortlich bin, so spreche ich dem Herrn Vorredner mein Befremden aus, daß er einen der berühmtesten Professoren unserer Universität, daß er Ludwig Friedländer, der sehr behaglich in Pregelathen lebt, zu den Todten wirft.

Der Nachzügler: Ich stütze mich auf das gediegenste Conversationslexicon, auf das Brockhaus'sche in der neuesten elften Auflage, wo es im Nachtrag auf Seite 816 des 15. Bandes wörtlich heißt: Ludwig Friedländer, Philolog und Alterthumsforscher, starb im September 1868 zu Königsberg.

Abgeordneter Wichert. Ich constatire das Leben des Herrn Professors Friedländer mit großer Genugthuung. Brockhaus habeat sibi! Die Genauigkeit und Zuverlässigkeit dieses Conversationslexicons bleibt über allen Zweifel erhaben.

Während Felix Dahn im Allgemeinen und im Besondern von dem eben eintretenden Ludwig Friedländer beglückwünscht wird und ihm ein silberner Cethegus auf einer Cigarrenspitze verehrt wird, welchen der Dichter mit der Bemerkung, daß er gar nicht rauche, freudig überrascht entgegennimmt, erscheint Gustav Freytag wieder — mit dem vierten Bande der „Ahnen", welche das Parlament leider nicht eher für ein vollendetes Werk erklären kann, als bis auch „Die Nachkommen" erschienen sind, auf welche der kinderlose Herzog von Coburg sofort ernstlich abonnirt.

Digitized by Google

# Aus der Gesellschaft.

## Wien.

Jene Blätter der römischen Verfallzeit und der byzantinischen Gräuelherrschaft, auf denen die Gladiatorenkämpfe und die Arenaschlächtereien mit blutigen Lettern verzeichnet sind, bilden noch immer, so ekelerregend sie sich auch lesen, interessanteste Momente der Geschichtslectüre, und die Jugend, die noch nicht nervös genug ist, um vor einer Blutlache und ein paar abgehackten Beinen zurückzuscheuen, verweilt mit einer gewissen Vorliebe auf jener Seite der Historie, die ja mit jedem Jahrhundert einen culturhistorischen Fortschritt bezeichnen soll . . . Aber es ist gar nicht nöthig, in den Büchern der Vorzeit zurückzublättern, wenn man sich an aufregenden Ringkämpfen und Arenaspielen delectiren will. Die letzten Wochen haben für Wien wieder einmal den energischen Wahrheitssatz vollkommen erhärtet, daß jede Liebhaberei, jede Mode in einer gewissen Zeitperiode zu neuem Ansehen, zu neuem Aufschwung gelangt. Der gewisse Schnitt einer Tunica, die gewisse Form eines Damenhutes braucht nach den Berechnungen eines erfahrenen Frauenschneiders etwa fünf bis sechs Jahre, bis er vom hohen Tribunale der Toilettenjury wieder in Gnaden aufgenommen und von der eleganten Welt adoptirt wird; die großen historischen Allüren, die markanten und weitausgreifenden Schritte der Weltgeschichte brauchen etwas länger, um frische Kraft, um frischen Respect zu erlangen. Was ich mit dieser culturhistorischen Dissertation andeuten will? Nichts anderes als die Circuskämpfe, die in unserm Prater geraume Wochen hindurch allabendlich abgehalten wurden und unsere Vorstädte in einen wilden, in einen geradezu gefährlichen Taumel versetzten.

Herr Carré, der Besitzer und Director des sogenannten niederländischen Circus hatte seine Rechnung nicht ohne die Gäste und seine Speculation nicht ohne den erforderlichen Instinct für die Brutalität gemacht. Er stellte seinen Ringkämpfer Christol auf, lud die Bevölkerung ein, sich mit diesem gewandten „Raufer" zu messen und schrieb einen Preis von mehreren hundert Gulden für den siegreichen Bekämpfer des kleinen Franzosen aus. Und sofort eilten unsere Vorstadtathleten herbei, um es mit dem raffinirt gedrillten Boxer aufzunehmen und sofort strömte die Bevölkerung der stets aufgeregten Faubourgs von allen Seiten herzu, um zu sehen, wer mit beiden Schultern auf den Sand zu liegen komme oder wer den ausgeschriebenen Preis gewinnen werde und dem glücklichen Sieger ein donnerndes und wildes Hurrah! zuzuschreien. Und es kamen zwei Fleischhauer, es kamen Bierbrauer und Schuster — aber alle wurden zum Hohn, vielleicht auch zum Verdruß der sich zu Hunderten und Tausenden auf den Galerien eingefundenen Standescollegen auf den Boden geschleudert und es kam zuletzt auch ein Fiaker. Mit diesem begann denn auch erst die eigentliche „Hetz", ohne die das Wiener Volk einmal nicht leben mag, und diese Hetz nahm solche Dimensionen an, erreichte einen solchen Hitzegrad, daß sich die Polizei veranlaßt sah, dem graziösen, dem lieblichen Spiel ein Ende zu machen und die ganze Rohheit — einen andern Ausdruck kann ich für die Speculation des Herrn Carré eben nicht finden — ein für alle Mal zu verbieten. Und es war auch höchste Zeit!

Es hatten sich zwar in der Breterbude des Praters noch keine politischen Parteien im Stile der „Grünen" und „Blauen" des frühern Byzanz gebildet, aber die Parteileidenschaften waren bereits auf einen Punkt angelangt, auf welchem es blaue und grüne und möglich auch rothe Flecke abgesetzt hätte —

Digitized by Google

Flecken des Blutes. Und wenn sich dann Alles, was an den Vorgängen im Kämpferring so lebstaften Antheil nahm, schließlich in den Streit ganz direct gemischt hätte, so hätten wir vielleicht noch gar ein — Stiergefecht erlebt. — In's Theater wollen unsere Arbeiter, wollen unsere Blousenmänner nicht gehen, zum Besuch eines guten Volksstückes — leider sind dieser guten Volksstücke auch gar so wenig — sind sie nicht zu bewegen, handelt sich's aber um martialische Kraftproben, um bestialische Weltspiele, so legen sie gern den letzten Kreuzer auf den Altar des Kassirers. Namentlich die Fiaker, diese echtesten Repräsentanten des Wiener Volkswitzes und der Wiener Prellerei, die bei der ganzen Affaire so weit in den Vordergrund traten, und ein hiesiges Witzblatt knüpfte an diese Erscheinung den guten Einfall, daß künftig der Wiener Fiaker zu dem Fremden nicht mehr sagen werde: „Fahrn mer, Euer Gnad'n?" sondern „Raf'n (raufen) mer Euer Gnaden?' —

Die Theater, die noch offen sind und den Muth haben, der Enthaltsamkeits- und Temperementspolitik des Publicums entschlossen die Stirn zu bieten, führen ein charmantes Stillleben, der Kassirer sitzt gelangweilt am Schalter und hält sich die Hand vor den Mund — oder auch nicht, es kommt dabei nur auf den Grad der Erziehung an — um zu gähnen, und der Sonderling aus der Heimat und der Genußmensch aus der Fremde, der es dennoch wagt, einen rothsammetnen Fauteuil aufzusuchen, thut unter allen Umständen gut daran, einen Sechsläufer in die Tasche zu stecken. Bei der Einsamkeit, die in der ganzen Umgebung herrscht, könnte doch irgend ein Ueberfall passiren und die Ballade hätte dann von einem „Ueberfall im Schwitzbade" zu singen und zu sagen. Ich bilde mir auf diesen parodistischen Titel gerade so viel ein, als sich der Erfinder des „Geschundenen Raubritters", der nun auch bei uns eingezogen ist und dessen Eingeweide auch an der Donau wie früher an der Spree jeden Nachmittag und Abend grausamlich „bellen", auf seine erhabene Dichtung zugute thun mag, aber ich gebe den „Ueberfall" freudigen Herzens frei. Der „Geschundene Raubritter" macht hier, um mich eines herkömmlichen Theaterkassenausdrucks zu bedienen, nicht viel, das Publicum bleibt bei den Vorgängen des Sommertheaters „Variétés" (in der „Neuen Welt" zu Hietzing) kalt und bringt für die abgelebten und schon längst auch abgelegten Späße kein Verständniß mit. Gerade dieses Genre der dramatischen Parodie wurde hier seit mehreren Jahren im „Künstlerhause" so eifrig und sorgfältig gepflegt, gerade die Rittersleute von anno dazumal erfuhren bei uns in den allerersten Jahren so allerliebste humorvolle Behandlung, daß das neueste aus Berlin hierher importirte Product des historisch-politischen Sarcasmus von den Nerven unserer Zuschauer und Zuhörer so abglitt, wie die einstigen Kugeln vom Panzerhemd weiland „Napoleons des Kleinen". „Friedrich der Heizbare" und „Leonardo und Blandine", zu denen Franz Mögele, ein simpler Geiger unseres Opernhausorchesters, aber höchst talentvoller musikalischer Parodist, die reizende Partitur schrieb, sind mustergiltige Satiren und haben den großen Vorzug, daß sie für einen gebildeten Kreis gedacht und ausgeführt sind. Das Verständniß für die Parodie setzt vor Allem eine wenn auch nur oberflächliche Kenntniß des parodirten Objectes voraus . . . Raubritter, laß dich also schinden — lachen machen konntest Du uns nicht. —

Die beiden Hofbühnen, das Burgtheater und die Hofoper, sind seit einigen Wochen gänzlich geschlossen und die Fremden, die Touristen

Digitized by Google

und Hochzeitsreisenden sind darauf angewiesen, ihre regnerischen Abende im Karltheater oder im Theater an der Wien zuzubringen und von hier aus die Komödie der Kaiserstadt kennen zu lernen. Das Burgtheater bereitet als erste Herbstnovität „Den Sturm" von Shakespeare vor, und im Hofoperntheater bereitet sich ebenfalls ein Sturm vor, und ebenfalls für den Herbst, aber nicht der aus dem Englischen, sondern ein echter heimatlicher Sturm, ein Deficitsunwetter. Der Tausendsassa von einem Jauner, der es über sich nahm und der es zuwege gebracht, in einem Jahre Richard Wagner und Giuseppe Verdi mit gleicher Liebe zu umarmen und der „Meister" wie den „Maëstro" mit gleicher Protectorhand die Schulter zu klopfen und coram publico seiner Hochachtung, Freundschaft und Zärtlichkeit zu versichern. Dieser Tausendsassa, der es letzthin einmal versucht hatte, den dritten Act der „Meistersinger" mit einem Acte aus dem Ballete „Brahma" zusammenzuspannen, von welchem Versuche er aber rasch wieder abkam — in Bayreuth soll es schrecklich gedonnert haben — muß es doch erleben und eingestehen, daß das Deficit, zu dessen Hinwegräumung er ja eigentlich in erster Linie berufen wurde, wieder ganz erschreckliche Dimensionen angenommen hat. Woher das Geld beschafft werden soll, um den Schlund jenes Operndeficits zu decken, darüber ist man sich bis jetzt weder in musikalischen noch in unmusikalischen Kreisen ganz klar; so viel aber steht fest, daß es bis zu einem gewissen Zeitpunkte da sein muß. Das Logenabonnement ist zu einer beschämenden Tiefe herabgesunken. Während nämlich bei Eröffnung des Hauses unter dem Regime Dingelstedt die tägliche Abonnementsquote 1300 Gulden betrug, und unter Herbeck, dem Nachfolger des neuesten Barons, 900, beläuft sie sich gegenwärtig unter Jauner's Führung auf nicht viel über 350 Gulden. Das ist schlimm, sehr schlimm, und wird durch das entschuldigende Argument vom ewigen Prügelknaben „Krach" nicht besser gemacht — In demselben Theater, in welchem Frl. Meinhardt, die erste Operettensängerin der Friedrich-Wilhelmstadt, einen nur sehr zweifelhaften Erfolg sich zu erringen vermocht, im Theater an der Wien hielt Frl. Ernestine Wegener, die erste Soubrette des Wallnertheaters, einen förmlichen Triumph- und Eroberungszug. Frl. Wegener ist bei der Gallmeyer in die Schule gegangen, das merkt man an jedem pfiffigen Ton, an jeder schelmischen Geste, aber sie bringt so unendlich vielen Imitationsgeist, einen so originellen Witz, und vor Allem so viel theatralische und universelle Bildung mit, daß sie auch frei von ihrem Vorbilde kräftig wirken muß. Frl. Wegener ist ein Talent ersten Ranges, als solches wurde sie auch in Wien classificirt, und selten noch ist ein Gast und ein Berliner Gast, mit solchen Wohlwollen und solcher Liebe aufgenommen und mit solchem Bedauern entlassen worden, wie grade diese junge Dame. Die Directoren Jauner und Steiner machten die angestrengtesten Wettläufe um die reizende Künstlerin für ihre Bühne zu kapern, und die glänzendsten Engagementsanträge flogen nur so durch die Luft; allein Frl. Wegener begnügte sich damit, aus Wien sich Lorbeeren geholt zu haben, und hörte nicht auf die gefährlichen Lockrufe. Sie that wahrscheinlich Recht daran! Ein gewonnener Sieg muß auch behauptet werden . . .

Das Conservatorium, das wie alljährlich Mitte Juli seine Curse schließt, konnte in seinem Jahresbericht abermals eine Vermehrung seines Schülerbestandes constatiren. Das Institut hat colossale Dimensionen angenommen und die Zahl Derer, die die Musik und die Schauspielkunst — das Conservatorium hat seit zwei Jahren ja auch eine vollkommen organi-

Digitized by Google

sirter Schauspielschule erhalten — zum Brodstudium wählen, ist eine geradezu unglaubliche.

Die Liste der Jünglinge und Mädchen nämlich, die der Katalog für das Schuljahr 1875 — 76 aufweist, hat die Ziffer von 696 erreicht. Von diesen 696 schieden im Laufe des Schuljahrs 71 freiwillig aus, 19 (nur soviel!) wurden wegen Nichteignung zum weitern Studium und 24 wegen Disciplinarvergehens entlassen. Nächst Niederösterreich (inclusive Wien), das zu der großen Armee von Kunstjüngern 424 Köpfe gestellt, ist Böhmen verhältnißmäßig am zahlreichsten vertreten mit 42. Das Ausland war folgendermaßen repräsentirt: Amerika mit 2, Bayern und Belgien. England und Württemberg mit je 1, Deutschland mit 13, Italien mit 6, die Walachei mit 2, die Moldau mit 3 und Rußland mit 9 Eleven. Die meisten Schüler und Schülerinnen wendeten sich natürlich dem Universalinstrument, dem Clavier zu — 353. Der Sologesang hatte 95, die Violine 75, die Flöte 14, das Cello 13, die Harfe 12, die Trompete 11 — Hörer. In eben diesem vergangenen Schuljahr, mit dem sich der letzte Jahresbericht befaßt, haben 56 Eleven ihr Hauptfach absolvirt, 37 erhielten das Diplom und 16 die Gesellschaftsmedaille. Die Zahl der Professoren, die für die künstlerische Erziehung der jungen Musikanten bestellt sind, beträgt 44, darunter befinden sich drei Damen: Frau Rosa Czillagh (Gesang), die einstige berühmte Primadonna der Wiener Oper und erste Schöpferin der Fides und Ortrud in Deutschland; Frau Mathilde Marchesi (Gesang) und Frau Anna Pessiak (Gesang). Aus der dem Conservatorium affiliirten Schauspielschule haben bereits mehrere männliche und weibliche flügge gewordene Eleven Engagements für die Provinzen und für vornehme Theater bekommen und unter diesen ist es namentlich Frl. Wessely, die, für das Stadttheater in Leipzig gewonnen, eine schöne Zukunft zu gewärtigen hat. Die Opernschule hat leider nur sehr ungünstige Resultate zu verzeichnen; es haben für den letzten Jahrgang sowohl die Stimmen, als die musikalischen Talente gefehlt.

Um in der Rubrik Nekrologie Ordnung zu haben, und keine Lücken aufkommen zu lassen, muß ich auch dieses Mal eines Todten gedenken und zwar des im Monat Juli in ein besseres Jenseits abgegangenen Componisten Josef Dessauer. Der Verstorbene, im Jahre 1798 zu Prag geboren, lebte mit Ausnahme einiger Jahre, die er in Paris im Umgang mit den damaligen dortigen Celebritäten der Kunst, Literatur und Wissenschaft verbrachte — er verkehrte dort häufig mit George Sand und mit Heinrich Heine, welch' Letzterer aber auch auf den Künstlerdilettanten nicht sehr freundlich und liebevoll zu sprechen war — in Wien und befaßte sich mit der Composition von Liedern, Kammermusikpiécen und Opern. Von letzteren sind es vier, die, wenn gerade auch nicht die Runde um die Welt machten, so doch eines gewissen Erfolges sich erfreuten. Es sind dies „Lidwina", „Der Besuch auf St. Cyr", „Paquita" und „Dominga", letztere erst in der ersten Hälfte der sechziger Jahre im alten Kärntnerthortheater zur Aufführung gebracht. Die dankbarste Popularität hatte sich Dessauer mit seinem Liedchen „Nach Sevilla" errungen. Der Verstorbene lebte von seiner Geburt bis zu seinem Todestage in den glücklichsten materiellen Verhältnissen; er hatte also das Componiren Gott sei Dank nicht nöthig. Vor einigen Jahren übrigens hat sich der Verstorbene durch eine herrliche Schenkung ausgezeichnet, mit der er die „Gesellschaft der Musikfreunde" bedachte. Die Schenkung bestand in der von Beethoven selber revidirten Abschrift „Eroika", auf

Digitized by Google

deren erster Seite „Für Napoleon" stand. Auch die anderen drei Zeilen, mit denen Beethoven die erste Widmung wieder annullirte, sind auf dem Manuscript noch zu sehen.

Gar zu gern möchte ich meinen verehrten Lesern und speciell den hochverehrten Leserinnen auch Einiges aus der „Gesellschaft" bieten; aber ach! sie ist mir seit meinem letzten Briefe unter den Fingern verschwunden, diese Gesellschaft, und wo ich auch meinen Blick hinwende, bietet sich mir kein einziger Punkt zur Plauderei, zur Medisance. Es ist ein solcher Zustand der Verödung zum Verzweifeln, denn man kann ja seine Freunde, die Einem sonst jahraus jahrein so mannigfachen Stoff boten, nicht steckbrieflich bis nach Ischl oder Salzburg, oder bis an die Kärntner Seen und die Tiroler Berge verfolgen! Doch halt — eine kleine, allerdings ganz kleine Ausbeute findet sich denn doch noch in irgend einem Winkel des Gedächtnisses . . . Da ließ sich in einem einsamen Quartier der innern Stadt auf seinem Sterbebette ein junger Ulanenofficier und Sprosse eines altgräflichen Geschlechts hinter dem Rücken seiner Eltern und Verwandten mit einer armen Nähterin trauen, die er vor einigen Jahren zu seiner Herzensfreundin erkoren hatte. Am nächsten Mittag war der junge Graf verschieden und die junge Gräfin war Witwe. Die Eltern und Verwandten sind trostlos — aber nicht so trostlos über den Tod des jungen Grafen, als über das Leben der jungen Gräfin. — In einem andern Quartier, in einem öffentlichen Gerichtsgebäude steht eine Fürstin ihrem Manne, dem Fürsten, gegenüber und will von Versöhnung nichts mehr wissen und will sich von ihrem Manne scheiden lassen. Dieser Mann, der Träger jenes Namens, der mit der Befreiung Wiens von der Türkenbelagerung (1683) im innigsten Zusammenhang steht (Starsemberg), Pair von Oesterreich u. s. w. u. s. w., hatte an der Seite der Repräsentantin der untersten Localmuse mehr „Glück" zu finden gehofft, als an der Seite seiner unglücklichen Frau, und diese konnte solchen Schimpf nicht ertragen. Der Fürst ist über das Ehrgefühl seiner rechtlich angetrauten Fürstin trostlos . . . Und wieder ein Schritt seitwärts, da will ein russischer Fürst, ein Mitglied des hohen diplomatischen Corps, sich mit einer zierlichen Localsängerin vermälen — Fürst Tatischeff mit Frl. Meyerhoff, der besten Clairette — darüber nun ist die gesammte Aristokratie trostlos. Und durch die Schaufenster aller Buchhandlungen sieht die neueste That Paul Sziglavy's, des Verfassers, besser der Verfasserin der „Fata Morgana" in gelbem und frechem Umschlage hervor und lockt mit dem bekannten Lächeln die Vorübergehenden zum Kaufe ein. Die neueste That heißt „Die Töchter des Fürsten" und jenes Publicum, das gewohnt ist, die hautes nouveautés der „schönen" Literatur schon in den Aushängebogen zu lesen und zu verschlingen, wittert in den Figuren bald einen einst allmächtigen Grafen aus einst allmächtiger Umgebung des Kaisers, bald den deutschen Reichskanzler, bald diesen, bald jenen hervorragenden Namen und combinirt sich das hier zu Fach und kommt schließlich abermals auf die Täuschung der Fata morgana, auf den dicken Bodensatz der trivialsten Speculation. Ueber dieses neueste Product der persönlichen Rache und der gelangweilten Muse ist der gute Geschmack trostlos . . . Und Figaro endlich, schöne Leserin, ist trostlos, für heute von Ihnen scheiden zu müssen. Es ist schon Schließenszeit.

Figaro.

---

Digitized by Google

# Die Debatte.

Geehrter Herr Doctor!

Soeben las ich in der letzten Ausgabe des „Salon" Ihren schönen, warmen Aufsatz über Bogumil Goltz und reiche Ihnen dankend die Hand herüber.

Ich bin mit dem Heimgegangenen drei Jahre vor seinem Tode nur einen einzigen Tag zusammen gewesen, aber mich dünkt, als ob kein klareres, richtigeres Bild jemals von ihm gezeichnet werden könne, als das, was Ihre Hand und — Ihr Herz zeichnete. Von uns Frauen hatte ja Bogumil Goltz nicht viel Gutes gesagt und besonders Schlimmes von den Schriftstellerinnen unter uns, — als er sich deshalb, bei Gelegenheit einer Vorlesung in Minden, bei mir melden ließ, „um das Handwerk zu grüßen", zitterte ich geradezu und wagte mich nur auf Zureden in das Empfangszimmer. Die berühmten blauen Augen sahen mich nun durchdringend an, während ich dem Gefürchteten die Hand reichte, dann aber sagte eine sanfte, liebe Stimme: „Ich grüße hier nicht mehr das „Handwerk", ich grüße eine liebe, schöne Seele. Wir werden gute Freunde werden!" Und wir wurden es auch, er blieb den ganzen Tag bei uns. Ich empfing einen wunderbaren Eindruck von diesem glänzenden Geiste und hatte eine wahre Ehrfurcht vor ihm. Die rauhe, seltsame Schale dieses edlen Kerns hat mich keinen Augenblick gestört. In unseren Tagen der rücksichtslosesten Indiscretionen ist eine derartige offene Vertheidigung eines Todten doppelte Pflicht, aber auch doppelt dankenswerth. Das mußte ich Ihnen sagen, geehrter Herr Doctor, noch unter dem vollen erquickenden Eindruck Ihrer lieben Worte.

Herzlich grüßt Sie

Wetzlar, Ende Juni. Elise Polko.

---

# Randglossen zur Zeitgeschichte.

**Das selige Ende der Hof- und Adelszeitung** geht aus nachfolgender Anzeige derselben hervor: Die Hof- und Adelszeitung hört mit gegenwärtiger Nummer auf zu erscheinen. Den hohen Gönnern unseres Unternehmens statten wir den ehrerbietigsten, dem kleinen Kreise unserer Abonnenten den herzlichsten Dank ab für die Unterstützung, die sie uns gewährt haben, nicht minder herzlich den zahlreichen Mitarbeitern nah und fern.

Inwieweit Verlag und Redaction an dem Mißerfolg der Zeitung schuld gewesen, überlassen wir getrost zu entscheiden einsichtigen Beurtheilern der Verhältnisse. Ersterer hat keine Kosten, die zweite keine Mühe gespart, um dem Blatte Verbreitung zu verschaffen und es immer lebenskräftiger zu entwickeln. Allein wir müssen uns wohl in einem allgemeinen Irrthume befunden haben, wenn wir annahmen, daß der deutsche Adel auch nur fünfhundert Mitglieder zu stellen im Stande wäre die vierteljährlich 10, oder vielmehr nur 5 Mark übrig hätten, um ein in seinem Interesse gegründetes Blatt zu halten. Speciell nicht vorherzusehen war das Mißtrauen, welches auch in solchen Dingen in Süddeutschland noch gegen Alles herrscht, was aus Berlin kommt *) und die Seltsamkeit mancher Ansprüche, welche mit Thatsachen gar nie rechnen mögen **). — Gar keine Unterstützung hat das Unternehmen von Seiten der Presse gefunden (und die empfehlende Notiz des „Salon"?), obschon es mit keiner bestehenden Zeitung in Concurrenz trat; selbst diejenige, welche sich als das Hauptorgan des deutschen Adels gerirt, hat auch uns gegenüber die Rolle der Frondeurs festzuhalten für opportun erachtet.

So scheiden wir denn um eine Erfahrung reicher von unserm Publicum, mit dem einen Wunsche, daß Diejenigen, welche uns als unberufene Förderer ihrer Interessen angesehen und mit deshalb desavouirt haben, nicht einst das böse „zu spät" erkennen möchten, wenn auch sie sich zu Opfern aufzuraffen entschließen.

Wir scheiden ohne Bitterkeit, sondern in treuer Ueberzeugung von der dauernden Wahrheit der Principien, die wir in dem Programm der ersten Nummer entwickelt haben.

Verlag und Redaction der Hof- und Adelszeitung.

Mitte Juni 1876.

---

*) Beispielsweise kamen aus Oesterreich viele Probenummern mit dem Vermerk zurück: „Aus der Königgrätzer-Straße wird nichts angenommen."

**) Ein norddeutscher Aristokrat u. A. kündigte sein Abonnement, weil in einer Pariser Correspondenz zu viel von der Familie Rothschild die Rede gewesen war.

Digitized by Google

Soweit der wehmüthige Abschied der genannten, nach kurzem Dasein entschlafenen Zeitung. Es ist wirklich schade, daß ein derartiges Unternehmen nicht mehr Theilnahme gefunden. Nur lag uns, das scheint die ehemalige Redaction der Hof- und Adelszeitung nicht herauszufühlen, der Grund des geringen Interesses für das Blatt in der trocken chronistischen und registermäßigen Haltung der Hof- und Adelszeitung, welche ihren Beruf nicht richtig verstand oder doch wenigstens nicht das Talent hatte, dem deutschen Adel seine Standesinteressen in anderen als registermäßigen Familiennachrichten vorzuführen. Daß man die Vorgänge des high life auch feuilletonistisch interessant behandeln kann, beweist unsere beliebte Rubrik „Aus der Gesellschaft" und speciell die Berliner Berichte derselben.

**Richard Wagner** hat an Herrn v. Hülsen anläßlich der Jubiläumsfeier folgende Depesche geschickt: „Innigst bedauernd, einem Vierteljahrhundert Ihrer so segensreichen Wirksamkeit ferngestanden zu haben, verhoffe ich, einem neuen Vierteljahrhundert derselben antheilsvoll näher zu stehen, und indem ich mir selbst somit ein hohes Alter bestimme, wünsche ich Ihnen, hochverehrtester Herr, die schöne Geduld, welche Sie zur goldenen Jubelfeier des heutigen silbernen Tages führen möge. Hochachtungsvoll ergebenst Richard Wagner." Immer derselbe Wagner, bei dem Niemand soviel gilt wie Richard Wagner! Bei der Huldigung eines Jubilars pflegt man doch nicht gerade — und zumal in einem kurzen Telegramm — von sich selbst und nur von sich selbst zu reden. Aber naturam expellas Richardi tamen usque recurret! Wir gehören zu den innigsten Verehrern des Dichtercomponisten; zuweilen aber und so auch in dem Zuschreiben an Hülsen vermissen wir doch bei dem großen Musiker von Baireuth den — Tact. Ohne das Gefühl für diesen wird man kein harmonischer Charakter.

---

## Kleine Salonplaudereien.

**George Sand, die natürliche Tante des Königs von Sachsen** — dieses merkwürdige Spiel der Weltgeschichte hätte sich wohl Niemand vor unserer nachfolgenden Auseinandersetzung träumen lassen. George Sand schildert ihre Abstammung von Moritz von Sachsen folgendermaßen: König Friedrich August von Polen erzeugte mit der berühmten Gräfin Aurora von Königsmark einen natürlichen Sohn, den bekannten Marschall von Sachsen. Moritz von Sachsen erzeugte mit einer Schauspielerin, Marie Rinteau, genannt Fräulein Verrières, eine natürliche Tochter, Marie Aurora, welche in ihrem sechszehnten Lebensjahre als naturelle de Maurice Comte de Saxe, maréchal-général des camps et armées de France anerkannt wurde. Dieses Fräulein wurde mit einem steinalten Herrn, Mr. Dupin de Francueil, General-Einnehmer des Herzogthums Albret, getraut und gebar ihm einen Sohn, Maurice Dupin. Maurice Dupin, Rittmeister während des Consulats und Kaiserreichs, erzeugte einen natürlichen Sohn, Hippolyte, verband sich dann mit einer Modistin, welche seinetwegen einen General, der sie in Italien bei sich hatte, verließ und mit einer unehelichen Tochter, Caroline, bereits versehen war, und erzeugte außer der Ehe mit ihr eine Tochter, Marie Aurore, die große Dichterin. Maurice heirathete jedoch später seine Modistin und Marie Aurore wurde dadurch legitimirt. Die nachfolgende lakonische Gegenüberstellung erweist, daß unsere Verwandtschaftsbezeichnung der berühmten französischen Dichterin zum sächsischen Königshause durchaus nicht so abenteuerlich ist, wie sie auf den ersten Blick erscheint. Man bemerke:

August der Starke, Vater des Moritz von Sachsen.

| | | |
|---|---|---|
| Dessen Sohn | August III. | Moritz von Sachsen. |
| Dessen Sohn | Friedrich Christian. | Madame Dupin. |
| Dessen Söhne | König Friedrich August I.<br>Anton | Moritz Dupin. |
| Deren Neffen | Friedrich August II.<br>Johann | Marie Aurora Dupin (George Sand) |

Des letztern Sohn Albert, der jetzt regierende König.

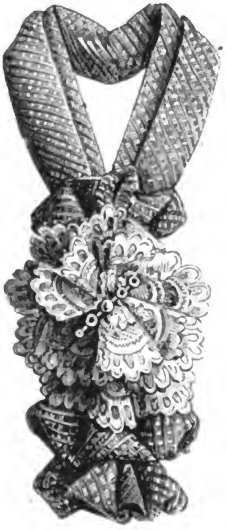
---

Digitized by Google

# Neueste Moden.

## Nr. 1 bis 3. Cravatten und Shawls.

Nr. 1. Cravatte aus Grenadine und Spitze. Ein maisfarbener Grenadineschrägstreifen von 12 Cent. Breite ist hierzu verwendet. Die Garnitur desselben besteht aus drei großen Stoffschleifen und crêmefarbener Spitze, die in ersichtlicher Weise arrangirt und in der Mitte mit einer Agraffe verziert ist.



Nr. 1. Cravatte.

Nr. 2. Cravatte aus Crêpe de chine und Spitze. Gleichfalls wie Abb. 1 aus einem Stoffschrägstreifen hergestellt und mit drei fächerförmigen Stoffschleifen einem drgl. Ende, Knoten und Brugesspitzen garnirt.

Nr. 3. Man benutzt hierzu ein schönes gemustertes Band mit durchbrochenen Streifen in beliebiger Farbe. Die Schleifen und die Spitze arrangirt man in ersichtlicher Weise.

## Nr. 4. Häubchen.

Häubchen von Organdi und Valenciennes mit Einsätzen von rubinrothem Band.



Digitized by Google

## Nr. 5 und 6. Röcke mit Schleppe.

Nr. 5 Rock von Nansouk. Die Garnirung des untern Theiles des Rockes besteht hier aus einer Torchonspitze, welche vorn von einem Einsatz der nämlichen Spitze übersetzt ist. Auf der Rückseite Nansoukstreifen und Einsatz; ein wenig über dem letztern schließt eine Coulisse die hinteren Breiten und über jener eine zweite Coulisse.

Nr. 6. Rock aus schwarzem Taffet. Zwei Plissévolants von 10 Cent. Höhe, von denen der obere mit Kopf, sind an der untern Breite angesetzt; an der hintern geneigten Breite vier gleiche übereinander gelegte Volants, der oberste mit Kopf.

Nr. 2 Cravatte.

Nr 3. Cravatte.

## Nr. 7. Taschentuchbordüre, Tülldurchzug. Imitation echter Points.

Nur durch echtes Material ist es möglich das spitzenartige Aussehen der Bordüre zu erzielen. Nachdem man das Dessin auf farbigen Glanz übertragen, heftet man den Glanz auf Wachsleinwand fest, dann ein erforderlich großes Stück echten Tüll glatt dem Dessin auf. Man beginnt die Arbeit, indem man die Blätter, Blüthenblätter und Punkte mit Spitzenstichen von echtem Spitzenzwirn Nr. 200 füllt; alsdann umzieht man die Contouren des Dessins mit feinem Glanzgarn. Zuletzt heftet man um die Außenbogen feine gewebte Oeils oder Picots mit Stickbaumwolle Nr. 80 an und cordonnirt dieselben ebenfalls mit derselben Baumwolle fest. Nun schneidet man die Bordüre los und benutzt sie zur Garnitur eines Battistuches.

Digitized by Google

## Nr. 8. Cravattenende point lace-Stickerei.

Ganz so zu arbeiten wie Nr. 7 und eben wie dieses am Außenrande mit gewebten Picots besetzt, eignet sich dieses kleine Dreieck sehr gut für Mull- und Seidencravatten; ersteren fügt man es vermittels Languetten ein, letzteren setzt man es auf und zwar so, daß das kleine Kreuz aufrecht steht, also die Spitze nach oben kommt. Man kann dieses Dreieck auch in Verbindung mit anderen gleichen Theilen als Mullstickerei, Tüllburchzug, Filetguipüre und Frivolitäten zu kleinen Decken, Bordüren ꝛc. verwenden.

Nr. 4. Häubchen.

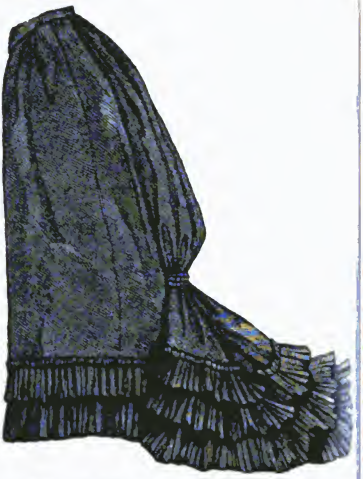
## Nr. 9. Barbenende point lace in Schwarz.

Nachdem man das Muster auf rosa Glanz übertragen und das Spitzenbändchen in bekannter Weise den Contouren aufgeheftet hat, arbeitet man mit schwarzer Spitzenseide die Spitzenstiche und Spinnen mit stärkerer, die Stäbchen mit feinerer. Einer geübten Hand wird es nicht schwer fallen, das Muster zu verlängern, daß es auch als kleiner Kopfputz oder Spitzenshawl getragen werden kann.

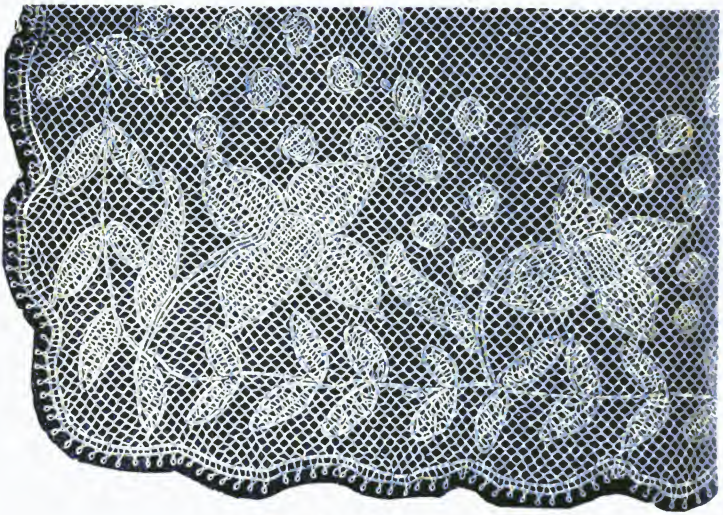


Digitized by Google

Nr. 5. Rock von Nansouk.



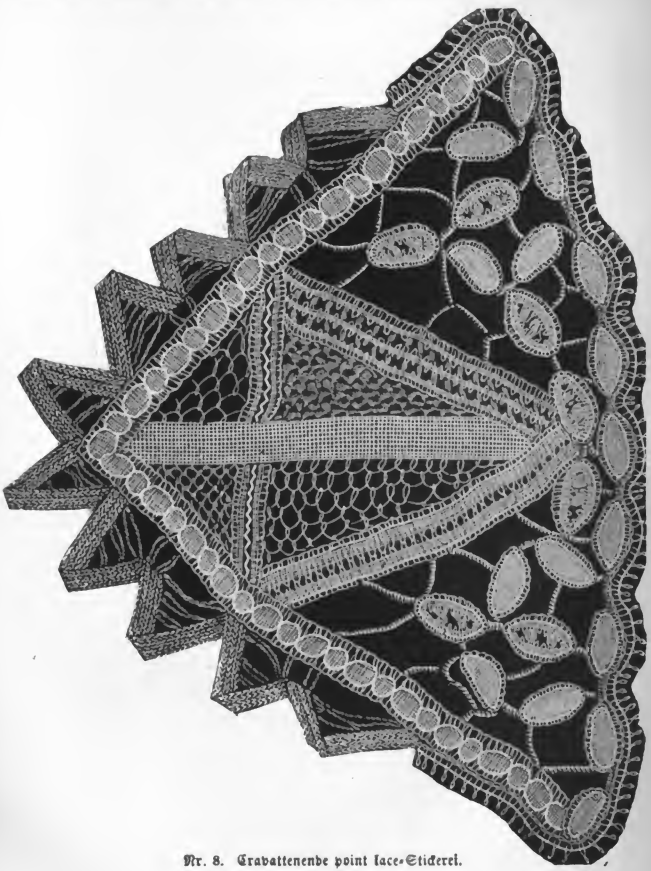
Nr. 6. Rock von schwarzem Taffet.



Nr. 7. Taschentuchbordüre.

**Nr. 10, 11 und 12. Käſtchen zum Aufbewahren kleinerer Damengegenſtände.**

Dieſes niedliche Nippemöbel aus dem für dergleichen Gegenſtände verwendeten Flechtwerk iſt in runder Form und ruht auf einem vierfüßigen, ſchwarzlackirten Bambusgeſtell, wie es Nr. 10 darſtellt. Die Größenverhältniſſe ſind: 16 Cent. Durchmeſſer und 12 Cent. Höhe. Der den Deckel bildende obere Theil iſt in

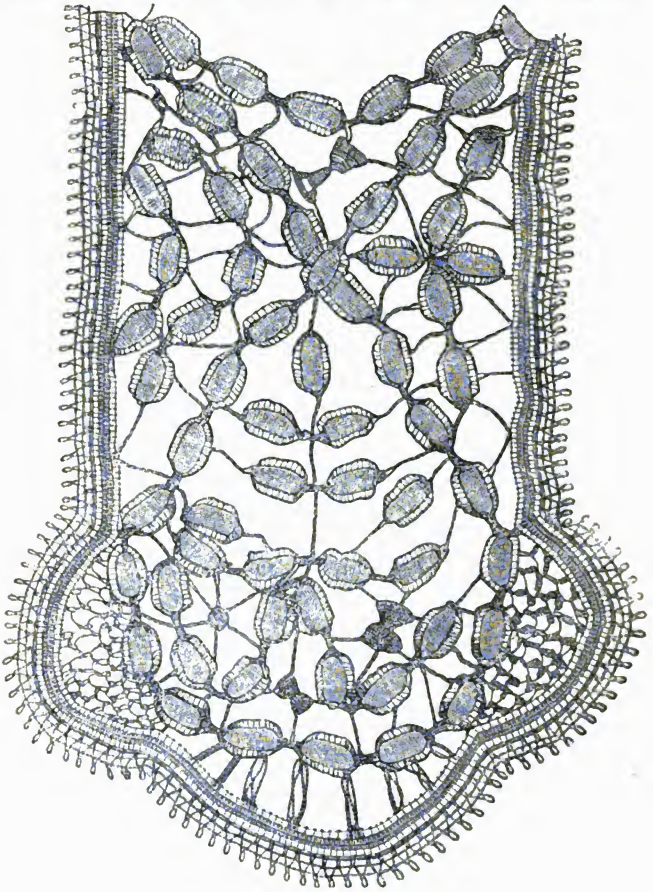


Nr. 8. Cravattenende point lace-Stickerei.

Bambusreifen eingeſpannt und wird mittels eines goldbronzenen Schlößchens geſchloſſen. Der Griff aus zierlich gewundenem Bambusrohr wird, nachdem der geſtickte Deckel an den Reifen befeſtigt, durch zwei Stiche in ſchwarzer Seide angeheftet.

Nr. 11 zeigt das Deſſin von einem Theil des Deckels. Der Stern in der Mitte und die das Ganze umgebenden Blümchen ſind aus rothem Tuch ausgeſchnitten und

werden auf den Grundſtoff applicirt. Die erhabene Stickerei auf Stern und Blümchen wird in weißer Seide ausgeführt. Die lanzettförmigen Sternſtrahlen werden mit Blattrippen in gelber Cordonnetſeide beſtickt und die Spitzen durch blaue, grüne und weiße Lanzettſtiche gebildet. Die Blumenſtiele werden jeder durch einen



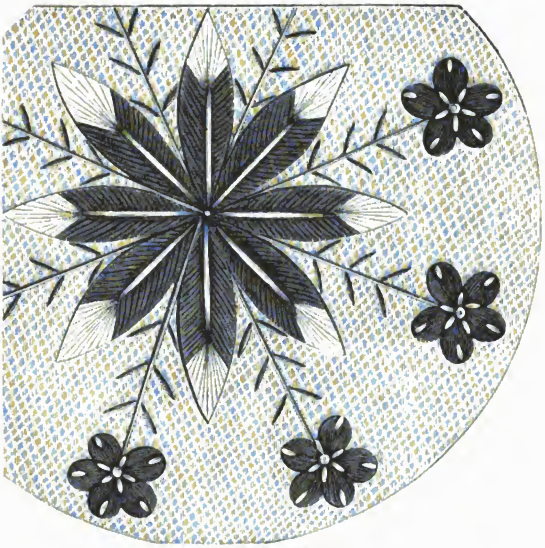
Nr. 9. Barbenende.

blauen Stich gehalten. Auf jedes der Blumenblättchen iſt ein gelber Stern mit einem weißen Knötchenſtich in der Mitte zu ſticken. Stiele und Blätter ſind in grünem und blauem Lanzettſtich. Der Rand des Deckels iſt vor Beginn der Applicir- und Stickarbeit mit halbkugelförmigen Ausſchnitten von rothem Tuch zu beſetzen.

Nr. 12 giebt den den untern Rand verzierenden bogenförmigen Streifen von

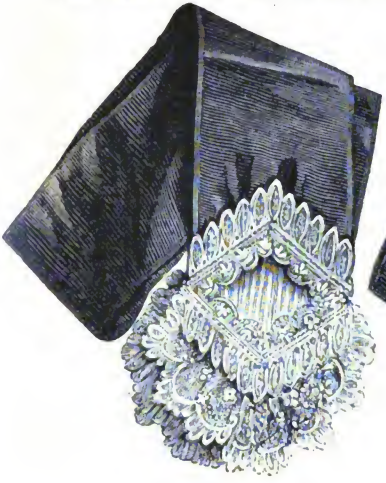
Nr. 10. Käſtchen zum Aufbewahren kleiner Damengegenſtände.

Nr. 12. Streifen zur Verzierung von Nr 10.



Nr. 11. Deſſin zu Nr 10.

rothem Tuch, dessen Contouren mit gelber Cordonnetseide und schwarzen Steppstichen umgeben sind. Wie ersichtlich ist in jeden Bogen ein Blümchen von weißem Tuch mittels blauen Stichen appliirt. Das Ganze ist von einem Festonstich in blauer Seide umgeben. Das Innere des Kästchens ist mit gestepptem Atlas garnirt.



Nr. 13. Cravatte.

Nr. 14. Cravatte.

## Nr. 13 und 14. Cravatten.

Nr. 13. Die Garnitur dieses Modells besteht aus 3 sechseckigen Theilen von blaßblauem Surah, wie der Shawl selbst. Auf jedes Theilchen ist ein Blümchen gestickt; die Umrandung besteht aus Spitze. Diese Theile bilden den Kopf eines Mullplissés, welches ebenfalls mit Spitzen umrandet ist.

Nr. 14. Dieses Modell ziert ein viereckiges Mullplissé, welches von gestickten Spitzen umgeben ist. Den untern Rand des Carrés begrenzt eine etwas eingekräuste schöne Spitze. Diese Garnitur eignet sich sowohl zu einer Mull- als zu einer Foulardcravatte.

---

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 04975 8959

Digitized by Google